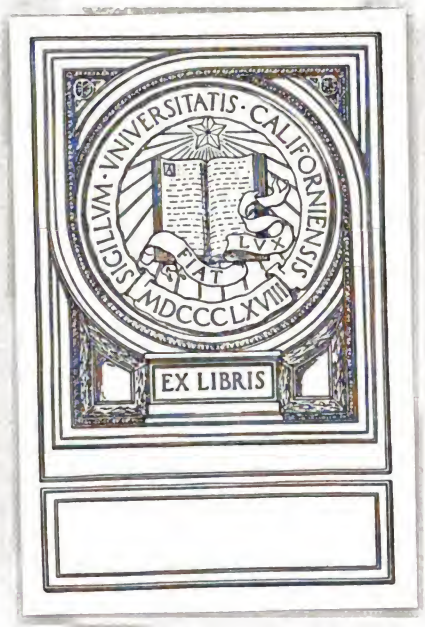
Nord un Süd

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Vierundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Fr. Vischer, W. von Giesebrecht und Gabriel Max.)

Breslau 1883.
Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1883:1

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt des 24. Bandes.

Januar — Februar — März.

1883.

Carl Abel in Berlin. Seite

Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter 320

Friedrich Althaus in London.

Erinnerungen an Gottfried Kinkel 227

J. Hermann Baas in Worms.

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens 337

Christian Elster.

Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingenfeld 275

Wilhelm von Giesebrecht in München.

Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe 176

Mit dem Portrait von Wilhelm von Giesebrecht, Radirung von Wilh. Krauskopf in München.

Otto Gumprecht in Berlin.

Robert Schumann I. II. 190. 341

Paul Lindau in Berlin.

Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen 114

Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke 245

Rudolph Lindau in Berlin.

Der Gast. Eine Novelle I. II. 1. 139

Gustav Meyer in Graz.

Ueber Sprache und Literatur der Albanesen 201

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.

Die Frau Hofräthin. Eine wahre Geschichte 391

M48404

Digitized by Google

Seite

Ludwig Pietſch in Berlin.
Gabriel Max 374
Mit dem Portrait von Gabriel Max, Radirung von Wilh. Rohr in München.

Johannes Scherr in Zürich.
Ein Zarenmord 58

Heinrich Seidel in Berlin.
Gedichte 338

Fr. Th. Viſcher in Stuttgart.
Neue lyriſche Gänge 81
Mit dem Portrait von Fr. Th. Viſcher, Radirung von Wilh. Krauskopf in München.
Richard **Weltrich** in München.
Friedrich Viſcher als Poet 89

Georg **Winter** in Marburg.
Die Kataſtrophe Wallenſteins. Nach der neueſten archivaliſchen Publikation 293

Bibliographie 124. 264. 403

Digitized by Google

Band 24. — Heft 70.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Januar 1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Januar 1883.

Inhalt.

Seite

Rudolph Lindau in Berlin.
Der Gast. Eine Novelle 1

Johannes Scherr in Zürich.
Ein Zarenmord 58

Fr. Th. Vischer in Stuttgart.
Neue lyrische Gänge 81

Richard Weltrich in München.
Friedrich Vischer als Poet 89

Paul Lindau in Berlin.
Ein Roman für Erwachsene von einem jungen Mädchen 114

Bibliographie 124

Hierzu ein Portrait von Fr. Th. Vischer, Radirung von Wilhelm Kranskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Wilhelm Engelmann in **Leipzig**. (Verschiedene Verlagswerke.)
Otto Spamer in **Leipzig**. (Festgeschenk-Verlag.)

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIV. Band. — Januar 1883. — 70. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fr. Vischer.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Der Gast.

Eine Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Die beiden Männer, die auf dem Dampfboot, „der Hudson“, im Hafen von New-York am 26. April 1865 Abschied von einander nahmen, und von vielen Passagieren neugierig beobachtet wurden, schienen nur wenig zu einander zu passen; doch sah man wohl, daß ihnen die Trennung schwer wurde. — Der Eine, der Zurückbleibende, ein Mann, der vierzig Jahre alt zu sein schien, aber möglicherweise jünger war, als er aussah, stand an der Treppe, um das Schiff zu verlassen. Er war ein Riese von Gestalt. Seine kolossalen Gliedmaßen staken in einem schlecht gemachten, augenscheinlich fertig gekauften Anzuge, und waren darin beengt; seine Bewegungen linkisch, unbeholfen. Er sah aus, als habe er seit Jahren keine städtischen Kleider angelegt, und fürchte nun bei jeder Bewegung, den neuen, glänzenden, schwarzen Rock, den er heute zum ersten Male auf dem breiten Rücken trug, zu zerreißen. — Er hatte schlichtes, pechschwarzes Haar, das in einer gewissen altmodischen Weise gescheitelt und gebürstet war und ihm das gemessene, pedantische Aussehen eines Dorfbewohners gab, der mit besonderer Sorgfalt feierlichen Sonntagsstaat gemacht hat. Sein Gesicht war vom Wetter gebräunt; die Züge waren massiv und mächtig, keineswegs häßlich, in gutem Verhältniß zur Gestalt; — grodezu schön waren die großen, schwermüthigen, dunkeln Augen und der kindlich gutmüthige Mund, hinter dessen glatt rasirten, edel gewölbten Lippen die starken Zähne weiß hervorleuchteten. — Der Andere, hellblond, mit blauen, lachenden Augen, sonnenverbrannt wie der Riese, die Züge von seltener Anmuth und Energie, war mittler Größe, schlank und wohlgebaut. Er trug einen Reiseanzug, der aus demselben Laden stammen mochte, wie

Digitized by Google

der schwarze Rock seines Freundes; aber er war einer von den Leuten, denen Alles, was sie anziehen, gut sitzt. Frei und edel war eine jede seiner Bewegungen.

„Nun, Nick, mein alter Gefährte, gehab' Dich wohl," sagte der Riese. „Sobald ich da drüben Alles in Ordnung gebracht habe, folge ich Dir. Richte Dich zu Hause für uns zwei ein; und wenn Du Dir eine Frau nimmst, bedinge, daß sie mich in Deiner Nähe dulden muß. Und suche meinen Bruder Harry gleich auf und sage ihm, wie es mir geht: gut, ganz gut mit etwas Sehnsucht nach ihm und nach den Schwestern und der Heimath. Du kannst ihn unter Tausenden nicht verfehlen, denn er gleicht mir wie ein Ei dem andern. Und grüße auch seine Frau und sage ihr, ich hoffe, sie nun bald persönlich kennen zu lernen. — Gott beschütze Dich, mein lieber Nick! Lebe wohl!"

Die Augen wurden ihm feucht, als er sich endlich abwandte und das Schiff verließ, und Nicolaus Ohlsens Blicke folgten ihm mit unverkennbarer Rührung.

Das Dampfboot war nun vom Hafendamm losgemacht, der Steg, der es noch mit dem Lande verbunden hatte, fortgezogen. Es manövrirte, den kurzen, energischen Befehlen des Capitäns gehorchend, ungeduldig schnaufend, ächzend, pfeifend, zischend eine kleine Weile hin und her, um sich von den Schiffen und Booten, die es umgaben, frei zu machen; aber bald hatte es offenes Fahrwasser vor sich, und nun zog es majestätisch, ruhig und schnell, seiner Straße.

Da ertönte es, einer Posaune gleich, vom Ufer her: „Fahre wohl, Claus Ohlsen! Fahre wohl!" und der Gerufene, der, mit dem Taschentuche winkend auf dem Deck stand, setzte beide Hände an den Mund, stieß einen hellen, langgezogenen, wilden Schrei aus, und rief dann aus voller Brust zurück: „Glück auf John Maclean! Auf Wiedersehen!" — Darauf blieb er noch eine Minute mit dem Tuche winkend stehen; dann wandte er sich gelassen ab, und ohne auf die verwunderten Blicke und das Lächeln der anderen Passagiere zu achten, stieg er die Treppe hinab, um sich, wie alte Reisende dies zu thun pflegen, vor allen Dingen in seiner Cajüte einzurichten. Ein junger Mann, der zwischen zwei eleganten, hübschen Damen stand, blickte ihm nach und sagte, sich an seine Gefährtinnen wendend: „Einer aus dem ‚Fernen Westen', ich wette!"

Der Schotte John Maclean und Nicolaus Ohlsen aus Lübeck hatten sich vor acht Jahren in Californien kennen gelernt, als sie „Gold suchend" fast gleichzeitig dort angekommen waren. Ohlsen zählte damals zwanzig Jahre; aber er war bereits ein Mann, der seit vier Jahren, auf eigene Faust, den Kampf mit dem Leben und um das Leben begonnen, Gefahren getrotzt, dem Tod in's Auge geschaut hatte, und der, wenn er die sichere Hand auf dem großen, gut gehaltenen „Navy Revolver" hielt, den er in einem breiten ledernen Gürtel, an der Seite trug, in Gesellschaft der wilden

Digitized by Google

Abenteurer, die damals aus allen Welttheilen nach dem Gold verheißenden Lande gezogen kamen, so ruhig und behaglich dasaß und seine Pfeife rauchte, als erfreute sich seine persönliche Sicherheit des Schutzes der besten Polizei einer großen civilisirten Stadt.

Nicolaus Ohlsen war eine Waise und hatte weder Bruder noch Schwester. Das Leben bei einem alten, griesgrämigen, strengen Onkel in Lübeck, der ihn erzogen hatte, war ihm zur Last geworden. Er hatte sich von einem wohlhabenden Freunde seines verstorbenen Vaters, dem sein offenes, kühnes Wesen gefallen, „auf Ehrenwort“ die für seine damaligen Verhältnisse bedeutende Summe von hundert Thaler zu verschaffen gewußt und war damit heimlich davongegangen. Die geborgte Summe hatte er schon nach einem Jahre mit einem herzlichen Dankschreiben zurückgesandt. — Der Onkel war ganz froh gewesen, seinen Wildfang von Neffen losgeworden zu sein, und hatte keine weiteren Nachforschungen nach ihm angestellt. Er hatte in langen Zwischenräumen lakonische Briefe von Nicolaus empfangen, und wußte, daß dieser sich in kurzer Zeit in verschiedenen Welttheilen umgesehen hatte und schließlich nach Californien gelangt war. Von dort aus empfing der Onkel im Jahre 1858 folgenden Brief:

„Es geht mir gut, lieber Onkel, und ich hoffe, Du befindest Dich ebenfalls wohl. Wenn Du mir etwas mittheilen willst, so schreibe mir Poste restante San Francisco. Dort führen mich meine Geschäfte alljährlich zwei- bis dreimal hin.

Dein ergebener Neffe N. O.“

Der Onkel hatte gemeint, es sei eine Schande und Sünde, daß Nicolaus ihn schweres Porto habe bezahlen lassen — denn der Brief war nicht frankirt gewesen — um so wenig zu schreiben. Er hatte zuerst absichtlich nicht geantwortet; dann gezweifelt, daß ein Brief von ihm den vagabundirenden Neffen noch in Californien finden werde, und schließlich war er gestorben, ohne diesem wieder ein Lebenszeichen gegeben zu haben. Nicolaus wußte nicht, was aus dem Onkel geworden war, kümmerte sich sehr wenig um ihn und hatte ihn nach zwei Jahren vergessen. „Keine Sorge im Kopf, keine Kette am Bein; — der Vogel in der Luft ist nicht freier als ich,“ sagte er; und leichten Herzens zog er durch's Leben.

John Maclean war in die Welt hinausgegangen, um Geld zu verdienen. Er hatte ein halbes Dutzend unverheiratheter Schwestern, die oben im Norden von Schottland, in einer kleinen Stadt wohnten, und dort mit ihren alten Eltern ein kümmerliches Leben führten. John und sein Zwillingsbruder Harry waren in Glasgow erzogen worden, hatten sich durch eisernen Fleiß, durch eine an Geiz grenzende Sparsamkeit ausgezeichnet und als sechszehnjährige Burschen angefangen, von ihrer Arbeit zu leben. — Harry war in ein Geschäft eingetreten. Seine Tüchtigkeit und ängstliche Ehrlichkeit hatten ihm das Zutrauen und das Wohlwollen seines Principals erworben. Er war rasch vorwärts gekommen, und mit seinem zwanzigsten Jahre schon

Digitized by Google

im Stande gewesen, seine Eltern zu unterstützen. Dann war er in eine große Bank nach Edinburg und später nach London berufen worden, und dort bekleidete er seit seinem dreißigsten Jahre die Stelle eines Directors und bezog ein Gehalt, welches ihm gestattete, Wohlleben in das Vaterhaus zu bringen. Er hatte dies gethan, ohne jemals ein Wort des Dankes dafür zu erwarten oder zu bekommen. Die Macleans waren ernste, fromme Leute, denen es selbstständlich erschien, daß ein Mann seine Pflicht thut. Die Eltern hatten mit schweren Opfern, aber ohne sich dessen zu rühmen oder darüber zu klagen, ihre Pflicht an ihren Söhnen gethan, und ihnen eine gute Erziehung zu Theil werden lassen; die Söhne thaten nun, ohne dafür Lob zu ernten, ihre Pflicht an ihren Eltern. Das war in der Ordnung, und erschien allen Betheiligten nicht mehr und nicht weniger als einfach in der Ordnung. Aber der alte Maclean war stolz auf seinen Sohn Harry, den Director der „Western Bank" und sprach gern und oft von ihm. Anders war es, wenn es sich um Harrys Zwillingsbruder handelte.

John war eines Tages, nachdem er vier Jahre lang in einem kleinen Geschäfte gearbeitet hatte, nach dem Vaterhause zurückgekehrt und hatte dort ungefähr folgende Rede gehalten:

„Männer kann ich den Mädchen nicht verschaffen; dazu sind sie zu groß und zu wild" — es waren sechs Riesinnen, die älteste zweiundvreißig, die jüngste sechszehn Jahre alt — „aber für sie sorgen, das will ich. Harry hat sich entschlossen, sein Glück in Edinburg und in London zu versuchen; ich will sehen, ob ich meines auf der andern Seite des Wassers finden kann. Wenn es mir gut geht, so sollt Ihr wieder von mir hören."

Während langer Jahre hatte man in Schottland direct nichts von ihm gehört. „Es muß ihm schlecht gehen", hatte der alte Maclean oftmals gesagt, und Frau Maclean hatte im Geheimen manch' bittere Thräne darüber geweint. Doch wußte man zu Hause, daß John am Leben sei, denn Harry berichtete regelmäßig über ihn und schrieb wohl alle drei Monate: „Ich habe Nachrichten von Jack. Es geht ihm, Gott sei Dank! wohl". — Endlich im Jahre 1859, zwölf Jahre nachdem John die Heimath verlassen hatte, war ein Brief von ihm angekommen, der einen Wechsel über eine große Summe Geldes (Tausend Pfund) enthielt. In diesem Briefe schrieb der pflichttreue Sohn ehrerbietigst seinem greisen Vater und seiner alten Mutter, es gehe ihm nun endlich gut — sehr gut, und er werde in Zukunft viel Geld nach Hause schicken, das nach sorgfältiger Berathung mit dem sachverständigen Harry dazu benutzt werden sollte, um „den Mädchen," von denen nur zwei Männer gefunden hatten, ein sorgenfreies Leben zu sichern. — Neue Geldsendungen waren sodann in kurzen Zwischenräumen gefolgt, so daß die Macleans für reiche Leute gegolten, als im Jahre 1862 der Vater Maclean und wenige Monate darauf auch seine Frau das Zeitliche gesegnet hatten. Dann waren die vier alten Jungfern nach Edinburg übergesiedelt, wo sie mit der Hälfte ihres Einkommens ein zurückgezogenes, strenges Leben führten.

Digitized by Google

Sie empfingen nun mit großer Regelmäßigkeit Briefe von John sowohl wie von Harry; aber nachdem ihnen ein Vermögen gesichert worden war, das ihnen gestattete, alle ihre Bedürfnisse mit Leichtigkeit zu befriedigen, hatten die Geldsendungen aus Amerika aufgehört. Die Schwestern fanden dies ganz in Ordnung, und eine jede von ihnen hatte frühzeitig über ihren Antheil am gemeinschaftlichen Vermögen so verfügt, daß derselbe nach ihrem Ableben in gleichen Raten unter ihre überlebenden Geschwister vertheilt werden sollte.

Harry Maclean hatte sich im Jahre 1857, bald nach seiner Ernennung zum Director der Western Bank, mit einer Wittwe verheirathet, die eine Tochter hatte und nur vier Jahre jünger war als er. Die kleine Natalie, das Kind aus erster Ehe, zählte damals acht Jahre; die Mutter sechsundzwanzig. Die Familie Maclean hatte diese Heirath nicht gebilligt. Daran hatte sich Harry wenig gekehrt. Er that in erster Linie seine Pflicht, der er ohne Murren alles Andere opferte; dann aber, unbekümmert um Dritte, rücksichtslos das, was ihm gefiel. — Die junge Wittwe hatte ihm gefallen; er hatte sich um sie beworben, und sie war bereit gewesen, ihm ihre Hand zu reichen. — Die neue Schwägerin war nach der Meinung der streng protestantischen Schwestern keine rechte Christin. Sie war ebenso schlimm, vielleicht noch schlimmer als eine Papistin. Sie gehörte einer Religion an, die sich die orthodoxe nannte: sie war Russin. Ihr erster Mann war ein vornehmer, griechischer, in London etablirter Kaufmann gewesen. Sie war von eigenthümlicher, großer Schönheit. Harry Maclean hatte sie, bald nach seiner Verheirathung, seinen Eltern und Schwestern vorgestellt; aber die Schotten und die Russin waren sich wildfremd geblieben. Monia hatte sich nicht etwa als stolze, vornehme Dame gezeigt. Nicht die leiseste Spur eines Lächelns oder das geringste Zeichen von Verwunderung war auf ihrem Antlitz zu entdecken gewesen, als ihr die riesigen Verwandten, in groben, im Hause Maclean angefertigten Kleidern vorgestellt worden waren; aber die ganze Familie hatte gefühlt, daß zwischen der großen, schlanken Frau, mit dem weißen, hellen Gesichte, den heißen, dunkelblauen Augen, dem hellbraunen üppigen Haar, die ihnen wie eine Königin, überraschend schön, feierlich entgegengetreten war und ihnen mit fremder, melodischer Stimme, mit absonderlicher Aussprache „guten Tag" gewünscht hatte — daß zwischen dieser Frau, der neuen Schwiegertochter und Schwägerin, und ihnen, keine Gemeinschaft sei, nie eine Gemeinschaft existiren könne. — Sie war nach wenigen Tagen wieder abgereist, und die ganze Maclean-Familie hatte, nachdem sie gegangen war, aufgeathmet, als habe man sie von einem Zwange befreit. — Ein Jahr später hatte Harry Maclean seinen Verwandten angezeigt, daß ihm ein Sohn geboren sei, später hatte er die Geburt eines zweiten Kindes, einer Tochter, gemeldet. Man hatte sich darüber in Schottland gefreut; aber die alten Macleans hatten nicht den Wunsch geäußert, ihre Enkel zu sehen, und waren im nächsten Jahre gestorben, ohne mit ihrer Schwiegertochter wieder

Digitized by Google

zusammengetroffen zu sein. — Harry hatte an dem Sterbebette seines Vaters und später auch an dem seiner Mutter gestanden und der Beerdigung der beiden alten Leute beigewohnt. Er war dabei ruhig und gefaßt erschienen, aber bei dem letzten Begräbniß hatte er todtenblaß ausgesehen, und nachdem er die üblichen drei Handvoll Erde auf den Sarg der Mutter geworfen, war er mehrere Schritte zurück getaumelt und hatte verstört um sich geblickt, wie Einer, von dem man gewärtig sein muß, daß er ohnmächtig wird. Er hatte die Abwesenheit seiner Frau damit entschuldigt, daß sie die Kinder nicht allein in London lassen könne. Er war dabei sichtlich verlegen gewesen und hatte gebeten, man möge Monias Abwesenheit nicht als einen Mangel an Theilnahme deuten; aber die Schwestern waren mit der von Harry gegebenen Erklärung zufrieden gewesen. Monia Maclean gehörte nach ihrer Meinung nicht zur Familie und hatte nichts mit dem Begräbniß von Vater und Mutter zu thun.

Im Jahre 1865, zur Zeit als Nicolaus Ohlsen und John Maclean auf dem „Hudson" von einander Abschied nahmen, war die Entfremdung zwischen den schottischen und den Londoner Macleans eine vollständige geworden. Harry besuchte zwar seine Schwestern noch von Zeit zu Zeit, aber er sprach nicht mehr von seiner Frau, und die Misses Maclean, die keine Schmeichlerinnen waren, erkundigten sich nicht nach ihrer Schwägerin; aber sie freuten sich an den Photographien der beiden Kinder Harrys, richtiger Macleans mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen. Harry zeigte ihnen auch das Bild seiner Stieftochter, eines blassen Mädchens, mit großen blauen Augen und goldenem Haar.

„Sie sieht kränklich aus," sagte Katharina, die älteste Schwester.

Die andern nickten dazu mit dem Kopfe. Das war Alles.

„Sie ist schwächlich," sagte Harry, „und wir haben sie nach einer Pension auf dem Continent gebracht, da sie das Klima in London nicht vertragen kann."

Die Schwestern fragten nicht einmal, in welcher Stadt das kränkliche Mädchen wohnte — Natalie Antoniades mochte leben oder sterben, wo und wie sie wollte, das ging die Misses Maclean Nichts an.

Um diese Zeit empfing Harry Maclean einen Brief von seinem Bruder John. Derselbe war aus San Francisco datirt und enthielt unter Anderm Folgendes:

„Gleichzeitig mit diesem Briefe verlasse ich Californien; auf ein paar Monate nur, denn ich denke, im Monat Juni wieder hier zu sein. Der Zweck meiner Reise nach New York ist, Nicolaus Ohlsen das Geleit zu geben. Wir halten uns vielleicht unterwegs etwas auf, und Du siehst ihn möglicherweise erst im Sommer; aber wann er auch kommen mag, vergiß nicht, daß er mir acht Jahre lang treu zur Seite gestanden, und daß mir nächst Dir und den Mädchen Niemand auf der Welt so lieb ist wie er. Empfange ihn als wie zur Familie gehörig. Ohlsen wird Dir Auskunft über den

Digitized by Google

Stand unseres gemeinschaftlichen Vermögens geben. Ich denke, dasselbe im Laufe eines Jahres liquidiren zu können; sobald das geschehen, kehre ich ebenfalls nach Hause zurück, und wir Drei: Du, Nick und ich, wollen dann zusammen leben.

„Nick spricht seit Monaten von nichts Anderem, als davon daß er sich verheirathen will. Er ist zehn Jahre jünger als wir und versteht von Frauenzimmern so viel wie ich, also nichts. Aber Du wirst Erfahrung haben. Also achte darauf, daß er sich nicht von einem schlechten Weibsbilde bethören läßt, und bitte Deine Frau, ihm bei seiner Wahl behilflich zu sein. Er ist Männern gegenüber trotzig und hart; aber in den Händen einer Frau ist er weich wie Wachs. Meine Schwägerin muß ihm eine gute Gefährtin finden. Sie wird damit zwei Menschen glücklich machen, denn Nick ist treu und sicher wie Stahl."

Harry nahm sich diesen Brief zu Herzen, wie Alles, was von seinem geliebten John kam. Er zeigte den Brief auch seiner Frau, die dazu lächelte und sagte:

„Schade, daß Natalie nicht ein paar Jahre älter ist, oder Dein Freund nicht noch zwei oder drei Jahre warten will. Aber wenn er so ungeduldig [illegible] ihm gleich eine Braut suchen. — Nun es fehlt in England [illegible] Mädchen! Du siehst, es hat sein Gutes, daß ich nicht alle [illegible] abgebrochen habe und ein Klosterleben führe, wie Du es [illegible] — Wenn Dein Goldgräber nur nicht gar zu verwildert ist! Zeige mir noch einmal die Photographie, die John Dir von ihm geschickt hat."

Sie betrachtete das Bild aufmerksam und sagte:

„Ein hübsches Gesicht! Ich denke, wir werden etwas Passendes für den jungen Mann finden."

Auf der Rückseite der Photographie standen mit großer, fester Handschrift die Worte: „Dem Bruder meines Freundes J. M. in aufrichtiger Freundschaft N. O."

„Er ist schon Dein Freund, noch ehe er Dich gesehen hat," sagte Frau Monia.

„Er kennt John. Da ist es, als ob er mich kennt"; antwortete Harry Maclean. „Und Du weißt, welch' großen Dienst er meinem Bruder erwiesen hat."

Frau Monia kannte die Geschichte genau, auf die Harry Maclean anspielte. John hatte sie in seinen Briefen ausführlich erzählt, und sie hatte diese Briefe bald nach ihrer Verheirathung gelesen und seitdem weit öfter, als es sie interessirte, davon sprechen hören.

John Maclean war eines Tages unverschuldet in einen Streit mit Abenteurern gerathen, die im Jahre 1857 in denselben Minen wie er und Ohlsen nach Gold suchten. Messer und Revolver waren gezogen worden und es war zu tödtlichem Kampfe gekommen. Da hatte Ohlsen seinen Rücken

Digitized by Google

gegen den von Maclean angelehnt, und die Beiden hatten, Hacken gegen Hacken, so tapfer und ruhig gefochten, daß sie ihre Gegner, fünf an der Zahl, in die Flucht geschlagen. Einer von diesen war getödtet, zwei waren schwer verletzt worden. Ohlsen und Maclean hatten zahlreiche Wunden empfangen, aber keine war lebensgefährlich gewesen. Das ganze „Camp" hatte ihnen Recht gegeben, sie gut gepflegt, ihre Gegner aus dem Lager verwiesen und bei Todesstrafe verwarnt, nicht dorthin zurückzukehren. Nicolaus und John waren bald darauf die Lieblinge und, bis zu einem gewissen Grade, die Richter und Führer ihrer wilden Arbeitsgenossen geworden. Sie hatten ihre Interessen mit einander verbunden und waren, vom Glück begünstigt und Dank ihrer Ausdauer und Furchtlosigkeit, zu reichen Leuten geworden. Sie hatten im Jahre 1862 ihre Minenantheile verkauft, einen großen Theil ihres Vermögens in Grundstücken in Sacramento und San Francisco angelegt und dort Häuser errichtet, deren Miethen enorme Zinsen auf die angelegten Capitalien abzuwerfen versprachen. Zwei Jahre später hatte der siebenundzwanzigjährige Ohlsen den Wunsch geäußert, nach Europa zurückzukehren. Maclean hatte es übernommen, noch ein Jahr oder achtzehn Monate in Californien zu bleiben, um die Vollendung der begonnenen Bauten zu überwachen. Wenn dies geschehen, wenn die Geldanlage so sicher wie möglich gemacht war, dann wollte der vorsichtige, geduldige Schotte seinem Freunde folgen.

Die Trennung von Ohlsen war Maclean sehr schwer geworden, aber er hatte sich der Abreise nicht widersetzt. Er fühlte eine Art väterlicher Zuneigung für seinen jüngeren Genossen, und er wollte dem Glück seines Freundes in keiner Weise entgegenstehen. — Er war vom Hafendamm schwermüthig in das Hotel zurückgekehrt, nachdem der Rauch des davondampfenden „Hudson" seinen Augen unsichtbar geworden, und hatte New York noch an demselben Tage verlassen, um so schnell wie möglich nach San Francisco zurückzukehren. Er wollte die Arbeiten, die während seiner Abwesenheit vernachlässigt werden konnten, eifrig vorwärts treiben, keinen Tag verlieren, um die Trennung von seinem Freunde Nick so sehr wie möglich zu verkürzen. — Ohlsen dachte ebenfalls mit Wehmuth an seinen alten John und ging während der ersten Tage der Ueberfahrt einsam und in sich gekehrt auf dem Verdeck auf und ab. Dann befreundete er sich mit seinen Tischnachbarn, bald darauf mit einigen anderen Passagieren, darunter die beiden hübschen Amerikanerinnen, die hinter ihm gestanden, als er von Maclean Abschied genommen, und die sich damals darüber gewundert hatten, daß der schöne, vornehm aussehende Mann so wild und laut schreien konnte; und als der „Hudson" nach zwölftägiger Ueberfahrt in Liverpool zu Anker ging, war ein so vollkommenes „Flirtations-Verhältniß" zwischen Herrn Nicolaus Ohlsen und Fräulein Rosa Ditson hergestellt, daß Wetten am Bord des Dampfers gemacht wurden, die Beiden werden sich, noch bevor sie an's Land gestiegen seien, mit einander verloben. — Dazu kam es aber nicht, Dank dem vorsichtigen Vater des jungen Mädchens,

Digitized by Google

dem die Leute aus dem „Far West" nur geringes Vertrauen einflößten, und der seiner klugen Tochter empfahl, sich auf nichts Ernstes einzulassen, bis er in Erfahrung gebracht habe, welcher Art die Verhältnisse des Herrn Ohlsen in Wirklichkeit seien.

Die beiden jungen Leute trennten sich von einander mit zärtlichem Händedruck, mit dem Versprechen, sich ganz regelmäßig zu schreiben und hatten sich bald darauf vollständig vergessen. Die hübsche Rosa Ditson ließ sich in Paris von einigen unzweifelhaft reichen, dort lebenden Amerikanern den Hof machen, und Nicolaus Ohlsen hatte in England vollauf Beschäftigung für sein Herz und seinen Kopf gefunden.

II.

Harry Maclean galt für einen glücklichen und beneidenswerthen Mann. Er erfreute sich des besten Rufes im Kreise der Geschäftsmänner, mit denen er verkehrte, er war reich und hatte eine schöne, kluge, liebenswürdige Frau und blühende, hübsche Kinder. — Aber Herr Maclean, obgleich er erst neununddreißig Jahre zählte, war seit geraumer Zeit schon ein ernster, wortkarger Mann geworden, den man nur selten lächeln sah und auf dessen Gesicht sich ein resignirter, kummervoller Ausdruck gelagert hatte, der seinem Ruf als glücklicher Mensch Lügen zu strafen schien. Er war in der That nicht glücklich.

Als Harry Maclean die schöne Monia Antoniades gefreit, hatte er gewähnt, in ihr eine Frau nach seines Herzens Wünschen zu finden. Er war ein rücksichtsvoller Mann, aber dem entsprechend, in der Theorie wenigstens, nicht ganz anspruchslos. Als er, bald nach seiner Verheirathung, die Unklugheit begangen hatte, seiner Frau, die nur um wenige Jahre jünger und in gewissen Beziehungen lebenskluger als er war, seine Theorie über die Ehe auseinandersetzte, die in den trocknen Worten zusammengefaßt werden konnte: „Ich gebe Alles, was ich habe, um Alles zu empfangen, was Du hast", da hatte Frau Monia ihn mit ihren großen Augen verwundert und kalt angesehen und ihm in ihrem Herzen — ohne Enttäuschung und ohne Bitterkeit — das Zeugniß ausgestellt, er sei ein Egoist und ein Pedant. Wäre Frau Monia im Stande gewesen, Betrachtungen anzustellen, so würde sie mit Leichtigkeit entdeckt haben, daß Harry Maclean zweifelsohne geneigt gewesen wäre, in der Praxis seine Ansprüche ganz erheblich herabzustimmen, und daß er in der That ein rücksichtsvoller und anspruchsloser Mensch war; aber die leichtlebige Russin fühlte nicht das geringste Bedürfniß, über die Eigenthümlichkeiten dieses methodischen Schotten oder über irgend etwas anderes nachzudenken, sondern begnügte sich, alle äußeren Eindrücke schnell und leicht zu empfangen, sich, je nach der Natur derselben zu amüsiren oder zu langweilen, jeden Tag mit dem Abend abzuschließen und an jedem Morgen ein neues Leben zu beginnen.

Digitized by Google

Harry Maclean gehörte zu jenen beklagenswerthen Menschen, die in dieser Welt voll Unklarheit, Mißverständnissen und Halbheiten nach vollständiger Klarheit ringen. Es ließ ihn dies häufig schwer und pedantisch erscheinen; Monia dagegen forschte nie nach Motiven und war im Stande, fünf Minuten nach einer peinlichen häuslichen Scene, ohne Anstrengung, mit voller Aufrichtigkeit heiter und liebenswürdig zu sein. — Der Schotte, dessen ganzes Leben harte, strenge Arbeit gewesen, und für den Ruhe etwas absolut Kostbares war, hatte gehofft, an Monias Seite ausruhen zu können. Er liebte sie. Er wollte sie glücklich machen; dafür sollte sie die Freude, der Friede seines Lebens sein. Aber Monia verlangte nicht nach Liebe, Glück, Frieden, Ruhe. Frau Monia war reich, jung und schön, und wollte sich am Leben erfreuen „sich amüsiren", wie sie es nannte. — Am Arme des ehrbaren Herrn Directors in den schattigen, stillen Alleen des Parkes spazieren gehen, dem arbeitsmüden Mann bei Tische gegenübersitzen und sich, nach eingenommener Mahlzeit, mit ihm in eine ruhige Unterhaltung oder in die Lectüre eines guten Buches vertiefen, von Zeit zu Zeit einige Bekannte des Gatten empfangen, ebenso ehrenwerth und schwerfällig wie dieser und mit nicht minder ehrenwerthen Gemahlinnen gesegnet — das war kein Vergnügen für Frau Monia, dazu brauchte sie nicht jung und eine der gefeiertesten Schönheiten von London zu sein. Aber in der Oper sitzen und angestaunt und beneidet werden; in einer großen Gesellschaft, in blendender Toilette, die liebenswürdigsten Männer zu ihren Füßen sehen, Diesen durch einen vielversprechenden, sehnsüchtigen Blick berauschen, ohne im Entferntesten daran zu denken, das gegebene stumme Versprechen je einzulösen; sich von Jenem kalt und strafend abwenden, ohne einen andern Grund als den, ein empfindsames Herz zu beunruhigen; überall Hoffnungen und Befürchtungen erwecken, ohne selbst bewegt zu sein, und dabei in den Blicken der Frauen ohnmächtigen Neid lesen — das war Leben!

Frau Monia war noch nicht drei Monate verheirathet gewesen, als sie sich in diesem Sinne ihrem Gemahl gegenüber klar und deutlich ausgesprochen hatte. Sie hatte damit Harry Maclean einen Schlag versetzt, dessen Schwere er mit jedem Tage schmerzlicher empfand. Bei seiner selbstquälerischen Veranlagung, sich über sich selbst und Andere Rechenschaft ablegen zu wollen, hatte er sich klar gemacht, daß von einem innigen Zusammenleben mit seiner Frau, wie er es geträumt hatte, niemals die Rede sein könne. Sie hatte absolut kein Verständniß für das, was in der Tiefe seines Herzens vorging, sie ahnte nicht, daß das Herz überhaupt Tiefen hat, und sie stand in ihrer kalten Armuth nicht etwa neidisch vor den ihr verborgenen Schätzen — Nein! Das Schöne, welches sie nicht erkannte, hatte für sie etwas Lächerliches.

Harry Maclean malte sich sein zukünftiges Leben aus, und ihm graute davor. Er erkannte, daß er an eine Frau gefesselt sei, die ihn nicht liebte, die überhaupt nicht lieben konnte, deren höchste Ansprüche an das

Digitized by Google

Leben, auf Eitelkeit und Gefallsucht gegründet, ihm so niedrig erschienen, daß er dafür nur Verachtung empfinden konnte. — Er ging mit sich selbst zu Rathe. Er wollte nicht sagen: Alles ist verloren! Er wollte versuchen, aus dem Schiffbruch seines Glücks zu retten, was noch zu retten war. — „Man muß mit gegebenen Factoren rechnen", sagte er sich. — Aber Monia war für ihn eine unberechenbare Größe, und er machte in seinem Verkehr mit ihr Fehler auf Fehler, für die sie ein grausames Gedächtniß hatte, und die ihn, zu seinem Ingrimm, der untergeordneten Frau gegenüber in eine ihr untergeordnete Stellung zurückdrängten.

Einmal, nachdem Maclean festgestellt zu haben glaubte, daß Monia völlig außer Stande sei, Güte zu würdigen, hatte er versuchen wollen, mit Strenge zu regieren. Er wußte wohl, daß er sich dabei nie glücklich und behaglich fühlen könne; aber er hoffte, es werde ihm gelingen, sich auf diese Weise Ruhe zu schaffen.

„Wir werden in diesem Jahre nicht ausgehen," sagte er, unmittelbar vor Beginn einer neuen Saison. „Meine Gesundheit gestattet mir nicht, mich, wie im vergangenen Jahre, wöchentlich ein halbes Dutzend Mal bis tief in die Nacht hinein in überfüllten Räumen aufzuhalten."

„Du denkst immer nur an Dich," antwortete sie. „Weshalb mißgönnst Du mir ein harmloses Vergnügen? Andere Frauen gehen aus! Weshalb soll ich immer allein zu Hause sitzen?"

„Du hast noch niemals allein zu Hause gesessen, und ich verlange nicht, daß Du es immer thust. Ich wünsche nur, daß wir nicht auch in diesem Jahre wieder jeden Abend ausgehen oder Besuche empfangen."

„Das klingt schon etwas vernünftiger. Mir ist es auch ganz recht, daß wir eine Auswahl treffen und nur angenehme Gesellschaft sehen."

In den nächsten Tagen trafen die ersten Einladungen zu Bällen und Diners in üblicher Fülle ein. Maclean sah sich die Karten an und sagte ruhig:

„Schreibe ab. — Wir gehen nicht!"

Monia erwiederte kein Wort, aber sie saß ihm an an jenem Abend wie eine Statue stumm und kalt gegenüber, und als Harry ihr vorschlug, eine Promenade mit ihm zu machen, antwortete sie, sie sei müde. Gleich darauf zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo Maclean sie zwei Stunden später in gesunden Schlafe versunken vorfand.

Derselbe Auftritt wiederholte sich während der nächsten Tage. — Wenn sie ihn, zu ungewöhnlich früher Stunde, von ihrer stummen Gegenwart befreit hatte, so saß er allein in dem hellerleuchteten, großen Salon, voller Bitterkeit, in dem sicheren Vorgefühl, daß er in dem Kampfe, den er augenblicklich gegen seine Frau führte, unterliegen werde. — Sie würde das Leben, wie es sich während der letzten Tage gestaltet hatte, jahrelang ausgehalten haben. Ihr starrer, ruhiger Eigensinn war unbeugsam; er aber fühlte sich bereits erschöpft. Und doch glaubte er sich in seinem

Digitized by Google

Rechte. — Durfte er denn nicht von seiner Frau erwarten, daß sie Rücksichten auf ihn nehme? Sah sie nicht, daß er des Abends matt und zerschlagen, ruhebedürftig nach Hause kam, nachdem er den Tag über gearbeitet hatte, damit sie und die Kinder in Wohlleben schwelgen und der Zukunft sorgenlos entgegen sehen konnten? Waren seine Gesundheit und sein Frohsinn denn ganz werthlos für sie? Hatte sie denn keine Pflichten als Hausfrau und Mutter, lebte sie nur, um sich zu amüsiren?

Er ging im Hause und im Park grübelnd, bitteren und finsteren Gedanken nachhängend, stundenlang auf und ab, bis körperliche Ermattung ihn zur Ruhe trieb. — Am nächsten Morgen schied er ohne ein Wort der Versöhnung von ihr. Das quälte ihn den ganzen Tag. Sie hatte es vergessen, sobald er den Rücken gekehrt und kam ihm am Abend leichten Sinnes aber mit demselben eisigen Gesicht entgegen, das ihm am Morgen das Herz schwer gemacht hatte.

Bald darauf gab er nach. — Was sollte er anders thun? Ihre Unfreundlichkeit machte ihm das Haus zur Hölle. — Sie schickte sich sofort in die neue Lage und zeigte ihm das freundlichste Gesicht.

Als er wenige Tage darauf in Frack und weißer Cravatte in ihrem Zimmer saß und darauf wartete, daß sie ihre Toilette vollendet habe, wandte sie sich vom Spiegel ab, und, mit einer kleinen Rose im Munde — sie war damit beschäftigt, einige Blumen an ihrem Kleide zu befestigen — sagte sie:

„Mein armer Harry, wie angegriffen Du aussiehst! Aber das wird vorübergehen. Freue Dich doch über meine Freude! . . . Wie steht mir die neue Haartracht?"

Er antwortete, ohne aufzublicken: „Sehr gut!"

Darauf, im Vorübergehen, streichelte sie ihm die Wange mit der Hand und dann, in vollem Staat, in strahlender Schönheit, stellte sie sich vor ihm hin, drehte sich langsam um und sagte:

„So! Nun sieh Deine Frau ordentlich an: von Kopf bis zu Füßen! Gefalle ich Dir?"

Und im Vorgefühl der Triumphe, die sie feiern würde, gab sie ihm einen flüchtigen Kuß.

„Nun komm', und sieh nicht so verdrießlich aus!" sagte sie, und damit lief sie leichtfüßig voraus; er folgte ihr schleppenden Schrittes, schweren Herzens.

Aber auch diese oberflächlichen Liebenswürdigkeiten ihrerseits hatten mit der Zeit aufgehört. Maclean war immer verbitterter, sie immer gleichgültiger für seine Gemüthsverfassung geworden. — Es hatten Auftritte stattgefunden, wo sie seiner Verstimmung mit schonungsloser Härte entgegen getreten war:

„Ich weiß nicht, was Du von mir verlangst. Soll ich mich wie eine Gefangene von Dir einschließen lassen? Versuche es! Soll ich zum Kinder-

Digitized by Google

mädchen und Aschenbrödel werden? Befiehl! Du verlangst, daß ich Dir zu Gefallen zu Hause bleibe. — Weshalb willst Du nicht mir zu Liebe ausgehen? Ist nicht mir recht, was Dir billig ist? — Wo bleibt Deine vielgerühmte Gerechtigkeit? — Du mißgönnst mir jede Freude, und dann wirfst Du mir vor, ich sei herzlos. — Wo sehe ich, daß Du ein Herz für mich hast? — Weil es Dir paßt, am Abend vor dem Kamin zu sitzen und die Zeitung zu lesen, deshalb erwartest Du, daß ich zu Hause bleibe: Lies Deine Zeitung — aber laß mich ausgehen! Ich verlange kein Opfer von Dir. — Gieb Du mir meine Selbständigkeit. Dein Ideal wäre aber, daß ich schlafe, weil Du müde bist. Hinter Deiner Vorliebe für Promenaden beim Mondschein und sentimentalen Plaudereien vor dem Kaminfeuer steckt grenzenlose Selbstsucht, unerträgliche Tyrannei. Du bist der größte Egoist, den ich je gesehen habe, und ein recht trauriger Egoist obendrein, der nicht dulden will, daß Andere sich freuen, weil er nicht das Herz dazu hat?"

Harry Maclean fand darauf Nichts zu erwidern. Monia peitschte seine nackte Brust mit Nesseln, und sie war für ihn geharnischt vom Scheitel bis zur Zehe. Er konnte sie nirgends angreifen, nirgends verwunden. Er wurde des ungleichen Kampfes müde und zog sich zurück. Er erstrebte in seinem häuslichen Leben fortan nur noch, möglichst wenig Verdruß zu haben; auf jede Freude hatte er verzichtet. Er gewöhnte sich wieder an das leichte Londoner Clubleben, das er unmittelbar nach seiner Verheirathung aufgegeben hatte, und sah nur noch wenig von seiner Frau. Sie aßen zusammen — darauf beschränkte sich ihre Intimität. Im Uebrigen ging sie ihrer Wege, er seiner. Sie befand sich dabei ganz wohl und wunderte sich, daß er nicht auch vergnügt war. Er hätte sicherlich noch mancherlei Zerstreuung, wohl auch Beschäftigung für sein Herz außer dem Hause finden können — an Trösterinnen hätte es dem vornehmen, reichen Manne nicht gefehlt — aber dazu war er nicht veranlagt. Sein Herz war mit Bitterkeit getränkt, und Monia hatte ganz recht: er war ein Pedant, er war schwerfällig. — Sogenannte häusliche Scenen wurden immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Monia war dafür in ihrer Weise dankbar. Sie hieß Maclean, wenn er des Abends heimkehrte, freundlich lächelnd willkommen, sie kleidete sich im Hause in einer Weise, von der sie annahm, daß sie ihm besonders gefiele, sie ging ihm entgegen, wenn sie seine Schritte im Park hörte, hielt die Wirthschaft in musterhafter Ordnung, sorgte für die Kinder und empfing die Freunde ihres Mannes, die dieser von Zeit zu Zeit bei sich sah, mit großer Liebenswürdigkeit. Die Maclean'sche Gastfreundschaft stand, Dank ihren Bemühungen, im besten Rufe. Als er ihr eines Tages dafür seine Erkenntlichkeit aussprach, antwortete sie ihm freundlich und ermuthigend, ja mit einer gewissen Zärlichkeit in der Stimme.

„Du siehst, wie leicht es ist, mit mir in Frieden zu leben. Ich mache Dir gern jede Freude, wenn Du es nur über's Herz bringen willst, mir

Digitized by Google

hie und da etwas gefällig zu sein, mich in meinem harmlosen Vergnügen nicht zu stören und mir zu gönnen, daß auch ich meine Freude am Leben habe."

Maclean erwiderte darauf kein Wort, aber hätte sie beobachtet, wie er die Zähne zusammenpreßte, hätte sie gewußt, wie es in seinem Innern kochte, so würde sie erschreckt gewesen sein. Er konnte jetzt ruhig neben ihr leben in stummem Ingrimm ob ihrer Frivolität; aber wenn ein Wort von ihr ihn daran erinnerte, wie sie sein ganzes Lebensglück zerstört, und welchen Erbärmlichkeiten sie es aufgeopfert hatte, wenn er sich sagte, daß sie nie zur Erkenntniß ihrer Kleinheit kommen, niemals ahnen werde, wie grausam sie ihn gekränkt habe, dann gährte es in ihm, und das Herz wurde ihm voll zum Zerspringen. — Und Niemand ahnte sein schweres Unglück, und er mußte es allein tragen, bis er darunter zusammenbrach.

III.

Der Director der Western Bank hatte soeben die letzten Wechsel und Briefe unterschrieben, die mit der Abendpost noch abgesandt werden sollten, und saß nun abgespannt, wie alle richtigen „Citymänner" es gegen fünf Uhr Nachmittags werden, in seinem kleinen Bureau und schaute, ohne viel zu denken, auf den engen, feuchten Hof, den er von seinem Pult aus erblicken konnte, und in dem ein verkrüppelter Baum seine dürftig beblätterten Zweige wie klagend dem grauen Londoner Himmel entgegenstreckte, als die mit grünem Tuch überzogene Thür, die in das Hauptcomptoir führte, sich geräuschlos öffnete. Ein Diener trat herein. Maclean machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe.

„Geschäftsstunden sind vorüber," sagte er mürrisch. Aber er griff dessen ungeachtet nach der Visitenkarte, die ihm der Diener überreichte.

„Nicolaus Ohlsen aus San Francisco" stand darauf.

„Lassen Sie den Herrn eintreten," sagte der Director schnell, und dann erhob er sich und blieb wartend an seinem Pulte stehen.

Er war in der That als der Zwillingsbruder John Macleans nicht zu verkennen: dieselbe riesige Gestalt, dieselben guten, dunkeln Augen, derselbe kindliche Mund. Aber die Züge des Directors, von der Stadtluft gebleicht, waren nicht so massiv wie die des Goldgräbers; und seine Haltung war gebeugt, wie die eines Mannes, auf dessen Schultern eine schwere Last ruht.

Die Thür schwang wieder geräuschlos in ihren Angeln, und Nicolaus Ohlsen erschien. Maclean ging ihm entgegen. Die Beiden begegneten sich in der Mitte des Zimmers, schüttelten sich kräftig die Hände und sagten gleichzeitig:

„Das freut mich!"

Dann trat Ohlsen einen Schritt zurück, und Harry Maclean mit einem wohlgefälligen, gemüthlichen Lächeln betrachtend, sagte er:

Digitized by Google

„Ja, Sie hätte ich erkannt! Es ist mir, als kenne ich Sie seit acht Jahren, gerade so lange, wie ich John Maclean kenne."

Nach den ersten zwanzig Worten, die Maclean und Ohlsen mit einander gewechselt hatten, wurde das Gespräch zwischen den Beiden so ungezwungen, behaglich, als ob sie sich in der That seit langen Jahren gekannt hätten. Ohlsen sprach ohne jeden Rückhalt, und Maclean lauschte mit wohlwollender Aufmerksamkeit.

„Nun," sagte dieser, als Ohlsen schwieg, „John schreibt mir, daß wir Ihnen hier eine Frau suchen sollen."

„Ja," antwortete Ohlsen ruhig und bestimmt. „Ich will mich verheirathen."

Maclean beobachtete Nicolaus mit demselben väterlichen Blick, mit dem sein Bruder den frischen Burschen zu mustern pflegte, und sagte:

„Das soll meine Frau besorgen. Sie wird Ihnen hübsche, junge Mädchen zeigen, daß Ihnen die Augen übergehen, und Sie nur die Schwierigkeit der Wahl haben sollen."

„Das ist gut! Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich sehr wählerisch, sehr schwer zu befriedigen sein werde. Sehen Sie, lieber Herr Maclean, ich habe eine unverantwortlich gute Meinung von mir. Ich bilde mir ein, daß die Beste gerade gut genug für mich ist. — Und warum sollte ich nicht höchst anspruchsvoll sein? Ich bin jung, reich, und ich kann der Frau, die ich lieben will, mein ganzes Herz und mein ganzes Leben geben. Sie soll es gut bei mir haben: jeden Genuß, den sie sich wünschen mag, keine Sorge. Ich will mich ihr ganz hingeben. So habe ich es mir immer gedacht: nichts Halbes! Aber dafür verlange ich, daß sie mich glücklich macht, und daß ich stolz auf sie sein kann. — Sie muß schön sein, sehr schön! Das ist eine Hauptbedingung. Und gut, und klug und vornehm obendrein. Das Alles steht auf meinem Programm, und ich beabsichtige nicht, irgend welche Zugeständnisse in dieser Beziehung zu machen."

„Schön, gut, klug, vornehm," wiederholte Maclean lächelnd. „Etwas viel auf einmal. Muß sie auch reich sein?"

„Nein. Ich habe Geld genug für Zwei und für ein halbes Dutzend mehr."

„Aber sie muß Sie lieben?"

„Ja, das muß sie. Sie muß mich lieben, wie ich sie lieben werde, sonst kann mir alle Schönheit, Güte und Klugheit nichts nützen. Aber davor ist mir nicht bange. Zeigen Sie mir ein Mädchen, das mir gefällt, und ich will ihr sonnenklar machen, daß sie nichts Besseres und Weiseres thun kann, als sich in mich zu verlieben."

„Oh! über den bescheidenen jungen Mann!" rief Maclean lachend aus. „Kommen Sie, daß ich Sie mit meiner Frau bekannt mache. Ich freue mich auf ihr Gesicht, wenn sie hört, was Sie mir soeben gesagt haben."

„Sie soll es hören: zehnmal, hundertmal, so oft sie will," entgegnete

Digitized by Google

Nicolaus ebenfalls lachend. — „Glauben Sie nur nicht, daß ich mit meinen Ansichten hinter dem Berg halten werde. — Ich suche mir eine seltene Perle von Frau, und ich suche, bis ich sie gefunden habe. Goldgräber sind geduldige Leute, lieber Herr. Das wußten Sie vielleicht noch nicht. Man gräbt — umsonst; . . . weiter — umsonst; . . . immer weiter und tiefer — immer noch umsonst. Aber man wirft die Schaufel nicht fort: man gräbt und gräbt — bis man gefunden hat. So ist es John und mir da draußen gegangen, und so will ich es hier machen: suchen — suchen — ohne müde zu werden . . . bis ich gefunden habe."

Die Beiden hatten während des Sprechens das Bureau verlassen. Vor der Thür der Bank hielten mehrere Droschken. Maclean winkte einem der Kutscher, der schnell vorfuhr, und fragte dann Ohlsen, wo er sein Gepäck gelassen habe. Der Californier nannte ein Hotel.

„Da müssen wir also zunächst Ihre Koffer holen," meinte Maclean; „denn Sie wohnen natürlich bei uns."

Nicolaus, für den das Wort „Gastfreundschaft", einen weiten Begriff deckte, fand dies ganz in Ordnung und begnügte sich zu sagen, er hoffe, er werde nicht stören — eine Bemerkung, die Maclean unberücksichtigt ließ. Der Kutscher empfing die Adresse des Hotels, in dem Ohlsen abgestiegen war, das Reisegepäck wurde dort abgeholt, und bald darauf saßen der Director und der Californier auf der Eisenbahn und fuhren nach Lower Norwood, einem friedlichen Ort, der eine halbe Stunde von London gelegen ist und in dem Harry Maclean inmitten eines großen Parkes eine schöne, geräumige Villa besaß, die er seit seiner Verheirathung mit seiner Familie bewohnte.

Es war zu Anfang des Monats Mai. Mehr als zwei Stunden waren vergangen, seitdem Ohlsen sich seinem neuen Freunde vorgestellt hatte; und als die Beiden nun in den Park traten, hatte sich Abenddämmerung über die stille Landschaft gelagert. Die untergehende Sonne schimmerte goldig durch das dunkle Laub der alten Bäume, hinter denen Ohlsen undeutlich etwas Helles, die weißen Mauern der Villa, hervorleuchten sah. Maclean hatte einen engen Fußsteg eingeschlagen und führte den Weg.

„Sie wohnen ja hier wie im Urwalde," sagte Ohlsen.

Aber der Fußweg machte plötzlich eine scharfe Biegung nach rechts; und Ohlsen stand, nachdem er noch einige Schritte gegangen war, auf einem offenen Platze und erblickte, unmittelbar vor sich, ein großes Rasenbeet von saftigstem Grün, eingerahmt von einem weißen, breiten Kiesweg, auf dem man zu der nahen Villa gelangte. Vor der Thür des Hauses, zu der eine steinerne Treppe von wenigen Stufen emporführte, stand eine große, in helles Gewand gehüllte Frau. Sie hatte die Arme in fremdartiger Weise über die Brust gekreuzt und schaute regungslos in den Abend hinaus. Als sie die Schritte auf dem Kies hörte, wandte sie das Haupt langsam nach links, und als sie zwei Gestalten erblickte, von denen ihr die eine fremd war, hob sie die eine Hand und beschattete damit die Augen. Dann stieg

Digitized by Google

sie wunderbar ruhig, gleichsam als schwebe sie, die Treppe hinunter und trat den Ankommenden entgegen.

„Willkommen Herr Nicolaus Ohlsen!"

Der Californier nahm die schmale Hand, die ihm geboten wurde; aber er schien alle Fassung verloren zu haben, und starrte die schöne Erscheinung sprachlos an.

„Er kommt von weit her," sagte Harry Maclean mit weicher, treuherziger Stimme. „Sieh' nur, wie fremd ihm noch Alles ist. Nimm ihn freundlich auf; er hat nie eine Heimath gekannt."

„Dies soll seine Heimath sein", sagte Monia leise.

„Dies soll meine Heimath sein?" wiederholte Ohlsen; aber nicht zustimmend, sondern zögernd, fragend.

Was ging plötzlich in ihm vor? Wie kam es, daß ihm die Kehle wie zugeschnürt war und daß ihn ein Schauer des Grausens überlief? Hatte er nicht dies Alles schon einmal erlebt? Das Getöse in den Straßen von London, — das Zusammentreffen mit dem Doppelgänger seines Freundes John — die rasselnde, schüttelnde Fahrt nach Lower Norwood — der Weg durch den dunkeln, stillen Park — die lichte, schöne Frauenerscheinung, die ihm entgegenzuschweben schien. — Alles war so bekannt — und doch wiederum so nebelhaft, undeutlich! . . War dies Wirklichkeit . . . träumte er, oder hatte er es schon einmal geträumt? . . . Aber es fehlte noch Etwas. — Was? . . . Wie endete der Traum?

„Woran denken Sie?" fragte Monia.

Er richtete seine Augen auf sie, ohne sie zu sehen und blieb stumm.

„Woran denken Sie?" wiederholte Monia ängstlich.

Da schien er zu erwachen. Leben und Licht kamen wieder in seinen Blick; jedoch nicht der alte freudige, helle Glanz. Er strich sich wie Einer, der erschöpft ist oder sich sammeln will, das blonde Haar aus der Stirn und murmelte:

„Die lange Reise muß mich verwirrt haben . . . Mir war es . . ." und dann stockte er wieder.

„Kommen Sie!" sagte Frau Monia sanft, „Sie sind müde. — Hier sollen Sie Ruhe finden!"

Sie schritt voran, und die Drei traten in das Haus. Aber Ohlsen versank bald wieder in Nachdenklichkeit und blieb während des ganzen Abends wortkarg und zerstreut.

IV.

Es war ein heißer Sommertag. Im großen Park von Lower Norwood herrschte tiefe Stille. Die Bäume und die Vögel schienen, von der Mittagshitze überwältigt, zu ruhen. In der Villa, deren weiße Mauern im hellen Sonnenschein glänzten, waren Thüren und Fenster, Alles, was der heißen Luft und dem grellen Licht Eingang gewähren konnte, sorgfältig geschlossen.

Digitized by Google

Auch im Hause war es still; doch schlief dort nicht Alles. In dem großen Salon befanden sich zwei Personen, die an Schlaf nicht dachten: Monia und Nicolaus. — Sie lag, in weißem, leichtem Gewande auf einem niedrigen Sopha, den rechten, gekrümmten Arm unter dem Haupte, die linke Hand herabhängend und den Fußboden berührend. Ein stilles, räthselhaftes Lächeln: eine Frage, eine Herausforderung lagen auf dem schönen, weißen Gesichte. — Die großen, blauen Augen waren unverwandt auf Ohlsen gerichtet, der, den Blick zu Boden geschlagen, auf einem kleinen Sessel neben ihr saß.

„Woran denken Sie?“ fragte Monia. Es war etwas Leichtfertiges, Spöttisches in dem Ton ihrer Stimme.

Er warf ihr einen scheuen Blick zu, erhob sich schwerfällig und trat an das Fenster. Die Jalousien waren heruntergelassen, aber durch die schmalen Ritzen konnte er ein kleines Stück des Rasenplatzes vor dem Hause und einen großen schattengebenden Baum erblicken. Am Fuße dieses Baumes, auf dem Rasen, saß eine ältliche Frau und neben dieser ein Kind von fünf bis sechs Jahren, das sanft schlummerte und dessen Gesichtchen auf dem Schooße der Alten ruhte.

„Die kleine Johanna ist draußen,“ sagte Ohlsen. „Es ist vielleicht zu heiß . . . Soll ich sie hereinrufen?“

„Die englische Sonne ist nicht böse,“ antwortete Monia. „Lassen Sie das Kind; es ist wohl aufgehoben, wo es ist.“

Eine Pause trat ein. Ohlsen hatte die heiße Stirn gegen eine Fensterscheibe gedrückt; aber sie gewährte ihm keine Kühlung.

„Woran denken Sie?“ fragte Monia wieder.

Er athmete tief auf; es klang beinahe wie ein Seufzer; und er wandte sich langsam nach ihr um. — Der lebensfrische, offene, muthige Ausdruck, der sein Gesicht vor wenigen Wochen noch so schön und liebenswürdig gemacht hatte, war verschwunden; die freundlichen, lachenden Augen, deren gerader Blick so treuherzig gewesen war, schauten unstät.

„Woran ich denke?“ antwortete er endlich. Seine Stimme, obgleich er leise, gleichsam zu sich selbst sprach, war heiser, — „Ich denke . . . ich denke, daß ich nach der City fahren will, um Harry abzuholen.“

„Das ist ein sehr erbaulicher Gedanke — bei fünfunddreißig Grad Hitze . . . Waren Sie als Goldgräber auch so phantastisch?“

„Als Goldgräber wußte ich, was ich wollte und was ich that.“

„Und hier giebt es keine Schätze zu heben, und Sie wissen nicht, was Sie wollen und was Sie thun. — Ist das richtig?“

„Ja,“ antwortete er kurz und ungeduldig.

„Und die seltene Perle, die Sie finden, nach der Sie suchen — suchen wollten, bis Sie sie gefunden hätten? — Schon müde, Sie starker Mann? . . .“

Er blickte mit einem Ausdruck rathloser Hilflosigkeit um sich. Sie lachte leise.

Digitized by Google

„ . . . Oder liegt sie auf tiefem Meeresgrunde, so daß Sie verzweifeln, das Tageslicht wieder zu erblicken, wenn Sie nach ihr tauchen?"

Er antwortete nicht, und nur flüchtig streifte sein unstäter Blick die liegende Gestalt.

„Setzen Sie sich," fuhr sie harmlos freundlich fort. „Seien Sie nicht so unruhig. Bei diesem Wetter muß man hübsch am selben Platze bleiben. Kommen Sie hierher. Ich muß mich nach Ihnen umwenden, um Sie zu sehen. Es macht mich müde."

Er näherte sich ihr zögernd und ließ sich auf dem Sessel an ihrer Seite nieder.

„Nun sehen Sie mich an," sagte sie sanft.

Er wandte sein Gesicht dem ihrigen zu. Ihre heißen, großen Augen ruhten unverwandt auf ihm. Er ergriff ihre schlaff herabhängende Hand und führte sie an seine Lippen. Sie ließ ihn gewähren, und wieder lagerte sich auf ihrem Antlitz das stille, räthselhafte Lächeln.

Er erhob sich plötzlich, ließ ihre Hand fallen und trat an das Fenster. Sie sah ihm, ohne Verwunderung, ohne Bewegung, immer noch lächelnd nach. Er blickte in den Garten. Die Alte und das Kind saßen unbeweglich an demselben Platze, an dem er sie vor einigen Minuten gesehen hatte. — Auf einmal, als habe er einen Entschluß gefaßt, ging er schnell auf Monia zu. — Aber einen Schritt vor ihr blieb er wie festgebannt stehen; dann nach kurzem Zaudern, wandte er sich der Thür zu, überschritt die Schwelle und, ohne ein Wort des Abschieds gesagt zu haben, war er verschwunden — Monia erhob sich darauf ebenfalls. Sie trat vor den Spiegel, und leise singend, mit demselben stillen Lächeln auf dem Gesicht, ordnete sie ihre Haare. Dann nahm sie den alten Platz auf dem Sopha wieder ein und, die schlanken, weißen Arme unter dem Kopf gekreuzt, die großen Augen weit geöffnet, blieb sie lange Zeit unbeweglich liegen: ein schönes Bild der Ruhe und des Friedens. Endlich seufzte sie müde, wandte das Antlitz vom Fenster ab und war nach wenigen Minuten sanft und friedlich eingeschlafen.

V.

Nicolaus Ohlsen und John Maclean hatten sich, in Wort sowohl wie in Schrift, stets gut mit einander verständigt. Keiner von Beiden war ein Schwätzer, und ihre Briefe konnten als Muster lakonischen Epistolarstils gelten. Maclean schrieb regelmäßig jede Woche einmal an seinen Associé um über die fortschreitende Auflösung des Geschäftes in Californien Mittheilungen zu machen. Er empfing dagegen zweimal im Monat eine kurze Berichterstattung von Ohlsen über dessen Erlebnisse in Europa. — Seit sechs Wochen jedoch waren diese Briefe nicht mehr pünktlich eingetroffen, und das letzte Schreiben aus London hatte dem braven John förmliches Kopfzerbrechen verursacht. Dieser Brief war zwar ungewöhnlich lang gewesen, aber hatte eigentlich doch nichts enthalten. Ohlsen hatte darin

Digitized by Google

philosophische Betrachtungen über die Schwäche der menschlichen Natur angestellt. — „Wo will der junge Mann hinaus?“ hatte sich John gefragt, und den Brief kopfschüttelnd bei Seite gelegt, um ihn bald darauf von Neuem aufzunehmen, noch einmal durchzulesen und sich schließlich ganz fest zu überzeugen, daß er ihn nicht verstehe. Er hatte dies auch in seiner Antwort klar und deutlich festgestellt: „Deinen letzten Brief vom 13. July habe ich erhalten, jedoch nicht verstanden. Wenn Du Preßcopie desselben behalten hast, so bitte ich Dich, dieselbe durchzulesen, um Dich zu überzeugen, daß der Brief mir in der That unverständlich sein mußte. — Ich hoffe Du bist bei guter Gesundheit. Ich habe über die meinige nicht zu klagen. — Das Haus in Montgommery-Street . . .“, und dann war der gewöhnliche Bericht gefolgt.

Seit Ankunft des Ohlsenschen Briefes vom 13. July waren vier Wochen verflossen. John Maclean war jedoch nicht beunruhigt. „Nick wird sich amüsiren“, meinte er. — Endlich gab Ohlsen wiederum ein Lebenszeichen von sich; aber sein Brief vom 5. August war gradezu räthselhaft. Er schrieb seinem Freunde, er wünsche nach Californien zurückzukehren und, um allen Fragen in London über den Grund seiner Abreise aus dem Wege zu gehen, bäte er seinen Freund, ihm zu schreiben oder zu telegraphiren, er, Ohlsen, solle nach Californien kommen, um dort bei der Abwicklung der noch laufenden Geschäfte behilflich zu sein.

Es paßte John Maclean durchaus nicht, den erbetenen Brief zu schreiben. Er war ein Mann, der die Wahrheit in Ehren hielt. Er schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch und murmelte vor sich hin: „Weshalb verlangt der Mensch von mir, daß ich lüge? Wenn Ohlsen sich nur durch Lügen retten kann, so muß er auf meinen Beistand verzichten.“ — Als Maclean aber eine Stunde später in seinem Comptoir saß, kamen ihm andere Gedanken. Ohlsen war kein leichtsinniger Mensch. Er hatte nie etwas Unnützes von Maclean verlangt. Wenn er diesen jetzt ersuchte, ihn nach San Francisco zu berufen, so mußte dies einen triftigen Grund haben. — „Man soll seinen Freunden am kräftigsten beistehen, wenn sie im Unrecht sind,“ sagte er sich. „Ohlsen wandelt augenscheinlich auf falschen Wegen; gerade deshalb ist es meine Pflicht, ihm die Hand zu reichen, wenn er sie gebraucht.“ — Damit setzte Maclean sich hin und schrieb, was Ohlsen von ihm verlangt hatte. Dann trug er den Brief selbst auf die Post, und während der nächsten Tage und Wochen ging er seinen Geschäften mit dem gewöhnlichen Ernste und der üblichen Umsicht nach.

Ein Monat ging dahin. Es kam keine Nachricht von Ohlsen. — Ein zweiter Monat verfloß. Ohlsen ließ nichts von sich hören. Maclean hatte ebenfalls nicht mehr geschrieben, da er vermuthet hatte, Nicolaus werde sich sofort nach Empfang seines Briefes auf die Reise machen. — Es wurde Maclean unheimlich zu Muthe, die Verbindung mit seinem alten Genossen so lange unterbrochen zu sehen. Gegen Weihnachten, als er sich noch immer

Digitized by Google

ohne Nachricht befand, telegraphirte er seinem Bruder, um anzufragen, ob und wann Nicolaus Ohlsen London verlassen habe. — Die Antwort kam umgehend: — „Ich reise nicht. Brief unterwegs. Ohlsen."

Maclean hatte sich gern an den Gedanken gewöhnt, seinen Freund bald wiederzusehen, und die Depesche verstimmte ihn nicht wenig. Er schimpfte an dem Tage, an dem er sie empfangen hatte, weidlich auf Ohlsen, ärgerte sich über dessen Rücksichtslosigkeit und endigte damit, daß er ihm im Geiste Alles verzieh. — Der durch die Depesche angezeigte Brief kam bald darauf an. Maclean erbrach ihn mit großer Ungeduld und warf ihn dann verdrießlich auf den Tisch. Das Schriftstück besagte kaum mehr als das Telegramm. Ohne sich auf irgend welche Erklärungen einzulassen, schrieb Ohlsen, daß Umstände, über die er keine Controle habe, es ihm unmöglich machten, England zu verlassen: er befinde sich übrigens wohl und grüße bestens.

Maclean hatte bei seinen Freunden in den Goldgruben fluchen gelernt und erinnerte sich dessen jetzt, um seinem Aerger Luft zu machen. Nachdem er aber fünf Minuten lang getobt hatte, brach er plötzlich in lautes Lachen aus: „Zehn zu Eins!" rief er, „da ist ein Mädchen im Spiele. Wie konnte ich dem armen Nick zürnen, daß er verrückt geworden ist? — Ich wünsche dem jungen Menschen Glück!"

Nun wurde ihm auch Alles klar, wie er meinte: die Schöne hatte Nick erst vergeblich seufzen lassen, und darauf hatte dieser den selbstmörderischen Entschluß gefaßt, Europa den Rücken zu kehren. — So ist die Jugend! — Dann war die Spröde weicher geworden. Nick, in ihren Banden gefangen dachte natürlich gar nicht mehr daran, nach Californien zurückzukehren, und fand nichts einfacher, als seinem Freunde mitzutheilen, Umstände, über die er keine Controle hätte, verhinderten ihn, London zu verlassen. — „Natürlich hat der Bursche keine Controle mehr über irgend Etwas! Er thut einfach, was seine Schöne wünscht und erlaubt. So muß es sein!"

Maclean lächelte vergnüglich vor sich hin und beeilte sich, neue Pläne für die nächste Zukunft zu machen. — Er war, trotzdem er schon viel von der Welt gesehen hatte, in manchen Punkten naiv wie ein Kind geblieben, und seiner kindlichen Einfalt entsprang der Gedanke, die Seinen in London zu überraschen. Er malte sich dies Wiedersehen mit verlockenden Farben aus. Er wollte noch zwei- oder dreimal nach England schreiben; aber seiner nahe bevorstehenden Abreise in keiner Weise Erwähnung thun. Nick und Harry mochten denken, er werde im Sommer kommen; keinen Falls würden sie ihn jedoch erwarten, wenn er sich nicht vorher anmeldete. Er konnte, ohne daß man in London eine Ahnung davon hatte, Amerika verlassen. Und eines Abends wollte er dann in der Dämmerungsstunde, wenn er, nach der ihm bekannten Lebensweise seiner Lieben, sicher sein durfte, sie Alle in der Villa von Lower Norwood vereint zu finden, „ganz kühl" im Familienkreise seines Bruders auftauchen. — „Wie geht es Dir, Nick? Wie geht es Dir, Harry? Wie geht es Ihnen, Frau Schwägerin? Was machen

Digitized by Google

die Kinder?" — so wollte er sprechen, „ganz kühl," als kehre er von einem Spaziergange heim. — Wie sie die Augen aufreißen und ihn wie versteinert, anstarren würden! Was Nick antworten würde, das wußte Maclean ganz genau: „Wie geht es Dir, Jack?" mußten seine Worte sein. — Aber wie würde sich Harry, sein Zwillingsbruder, sein zweites Ich geberden, Harry, den er nun seit achtzehn Jahren nicht gesehen hatte? — Und die Frau Schwägerin? — Sie würde wahrscheinlich sehr erstaunt sein, das wettergebräunte, von schweren Schicksalsschlägen hart gehämmerte Ebenbild ihres Gatten zu erblicken. Aber sie würde ihm freundlich zulächeln und ihm sagen: „Willkommen zu Hause!" Ja, „zu Hause!" Das war ein schöner Gedanke. — Er malte und malte unverdrossen an dem Bilde des Wiedersehens, und zuletzt stand es so farbenreich und vollendet vor seinem Geiste da, daß er sich wunderte, nicht bereits längst daran gedacht zu haben, sich die Freude zu bereiten, an der sich nun sein Herz weidete.

„Ich möchte die erste halbe Stunde in Lower Norwood nicht für tausend Dollars hingeben!" sagte er sich. — „Wie geht es Dir, Nick? Wie geht es Dir, Harry?" — Es war beinah zu schön, um wahr zu werden; aber es mußte wahr werden! Was konnte das verhindern? — In den ersten Tagen des Monat März reiste er voll der schönsten Hoffnungen von San Francisco ab, und sechs Wochen später langte er wohlbehalten in London an.

VI.

John Maclean stand vor dem Hause seines Bruders. Er war sicher, sich darin nicht zu irren, denn der Constabler, den er befragte, hatte ihn bis vor die Thür geleitet und gesagt: „Dies ist Herrn Macleans Haus". Er hatte dabei höflich an seinen Helm gefaßt, denn es war seinem Polizistenauge nicht entgangen, daß er einen nahen Blutsverwandten des angesehenen Bankdirectors vor sich haben mußte.

John öffnete die kleine Gartenthür, die neben dem großen Thor für Wagen angebracht war, und trat in den stillen Park, in dem die Vögel soeben zur Ruhe gegangen waren, und über den sich friedliche Abenddämmerung gelagert hatte. Seine schweren Schritte knirschten auf dem weißen Kies, der die sorgfältig unterhaltenen Wege bedeckte. Ein schöner, schottischer Schäferhund, mit glänzend schwarzem, seidenem Haar kam ihm in wilden Sprüngen bellend entgegen. — „Komm hierher!" sagte John freundlich. — Das Thier stutzte und näherte sich vorsichtig dem fremden Besuch; dann, als habe es einen Freund erkannt, wedelte es mit dem Schweif und, neben John einherschreitend, führte es ihn gerade auf das Haus zu. Der Ankömmling streichelte dem Thier den Kopf und sagte vergnüglich vor sich hin: „Das wäre also der erste Freund, den ich hier antreffe; ein treuer Hund! Ein gutes Omen!"

Digitized by Google

John Maclean hatte den Tag über ruhig in London gewartet, um sein Programm ganz genau ausführen zu können. Er hatte zur Dämmerungsstunde in Lower Norwood eintreffen wollen und befand sich nun zur bestimmten Zeit dort. Aber jetzt, da er seine Geliebten in wenigen Minuten sehen sollte, schlug ihm das Herz so gewaltig, daß er einige Minuten still stehen mußte, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Der Hund ging langsam voran und blieb oben auf der Freitreppe stehen.

Auf der rechten Seite der Treppe, die zu einer kurzen Veranda führte, stand ein Fenster offen, durch das man, von der Treppe aus, in ein Zimmer hineinblicken konnte. — John Maclean trat an dies Fenster und sah vor sich ein großes, stilles Gemach. In diesem, nicht weit von Fenster und demselben den Rücken kehrend, saß ein großer Mann. Neben ihm, auf dem Teppich, lag eine Zeitung, in der er gelesen hatte und die seiner müden Hand entfallen war. Er schien zu schlummern. — Nicht weit von ihm, auf einem niedrigen Sessel, befand sich ein junges, etwa sechszehnjähriges Mädchen, das den Kopf dem Fenster zugewandt hatte und den Fremdling mit großen Augen ängstlich beobachtete. — Nie hatte die trockene Einbildungskraft des Schotten etwas so Schönes geträumt! Sein Blick haftete gebannt auf dem weißen Gesichte des blonden Kindes.

„Vater!“ sagte dieses leise und zaghaft, „Vater!“

Der Schlummernde hob mit einer raschen Bewegung das Haupt. Das junge Mädchen zeigte nach dem Fenster. Der Bankdirector wandte sich um, dann sprang er in die Höhe, und die beiden Brüder standen sich gegenüber:

„Harry! Harry!“

„Jack!“

Sie liefen, der Eine aus dem Zimmer, der Andere nach der Hausthür und sie begegneten sich im Flur. Dort packten sie einander wie zwei Ringer an den Schultern und drückten sich und blickten, wie in einen Spiegel, der Eine in das Auge des Andern, und eine Minute lang konnte keiner von den Beiden Worte finden.

Jetzt, da die Zwillingsbrüder neben einander standen, sah man erst, daß das Leben die ursprünglich fast vollkommene Aehnlichkeit stark angegriffen hatte. John mit seinen schwarzen, dichten Haaren, den wettergebräunten harten Zügen und den mächtigen, herkulischen Gliedmaßen schien doppelt so stark und so schwer wie der Bankdirector, dessen hagere Gestalt gebeugt, und dessen glattrasirtes Gesicht von tiefen Furchen durchzogen war. Aber wie es in beiden Gesichtern vor freudiger Aufregung zuckte, und wie die dunkeln Augen in demselben warmen Glanze leuchteten, da war die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen den Zwillingsbrüdern wieder unverkennbar.

„Nun komm herein!“ rief Harry endlich, „und sei hunderttausend Mal willkommen!“

Digitized by Google

Er ergriff Johns Hand und führte ihn in das Zimmer. Das junge Mädchen, das der Ankommende dort bereits erblickt hatte, war aufgestanden und hatte sich scheu auf die der Thür entgegengesetzte Seite des Zimmers zurückgezogen.

„Das ist Natalie, unsere Tochter," sagte Harry den fragenden Blick seines Bruders beantwortend. „Komm her, Kind, und begrüße Deinen Onkel, Onkel John aus San Francisco, von dem ich Euch so oft erzählt habe."

Das schöne Mädchen näherte sich mit zu Boden geschlagenen Augen und ergriff die mächtige Hand, die der Californier ihr freundlich entgegenstreckte, und führte sie ehrfurchtsvoll an ihre Lippen. — Etwas Aehnliches war dem braven John niemals begegnet; er wußte nicht einmal, daß so Etwas geschehen könnte, und hatte das Mädchen deshalb auch ohne Widerstand gewähren lassen; aber als er seine rauhe Hand von den jugendlichen Lippen sanft berührt fühlte, da zuckte er zurück, und das braune, männliche Gesicht wurde von heißem Roth übergossen. Er sah seinen Bruder betroffen an, aber der sagte lächelnd:

„Das sind so fremdländische Sitten, die Monia dem Kinde angewöhnt hat, und die es wohl von selbst ablegen wird, wenn es längere Zeit unter uns lebt. — Natalie ist erst vor Kurzem aus einer Pension auf dem Continent zu uns gekommen," setzte er hinzu.

Das junge Mädchen hatte diesen Erklärungen befangen und beschämt zugehört. Ihr Stiefvater bemerkte dies und sagte freundlich:

„Ich mache Dir keine Vorwürfe, liebe Tascha. Nun geh' und rufe Deine Mutter und sage ihr, wir hätten Besuch bekommen; aber verrathe nicht, wer hier ist."

Natalie wollte sich sofort entfernen. Einige Worte des Californiers hielten sie zurück.

„Wo ist Nick?" fragte er.

„Er wird mit Monia spazieren gehen," antwortete Harry. „Sie werden Beide zusammen kommen."

„Wo gehen sie spazieren?"

„Hier in der Nähe, im Park."

„Dann laß mich sie aufsuchen."

„Wie Du willst," sagte Harry. „Es ist mir auch recht, daß wir noch etwas allein sind."

„So darf ich auf mein Zimmer gehen?" fragte Natalie leise.

In ihrem Accent lag etwas Fremdartiges; aber die Stimme war unbeschreiblich anmuthig.

„Thu' was Du willst, mein Kind. Nur verrathe uns nicht, wenn Du Deine Mutter und Ohlsen sehen solltest. — Wie Nick sich freuen wird!"

„Ja, er wird sich freuen," wiederholte John zerstreut. Dann athmete

Digitized by Google

er tief auf und setzte sich nieder, während Natalie mit einem stummen Gruß das Zimmer verließ.

Die beiden Brüder unterhielten sich darauf eine halbe Stunde lang mit großer Lebhaftigkeit. Jeder hatte viele Fragen des Andern zu beantworten und erzählte in gedrängter Kürze, was ihm während der langen Trennung begegnet war. — Plötzlich unterbrach Harry seinen Bruder.

„Es wird dunkel," sagte er. „Monia und Ohlsen können jeden Augenblick eintreten. Willst Du sie aufsuchen, damit sie uns nicht überraschen? Wir wollen später weitersprechen."

John war mit dem Vorschlage seines Bruders einverstanden, und die Beiden traten auf die Terrasse, um in den Park zu gehen. Da sagte der Californier:

„Du meinst, Nicolaus könne nicht weit von hier sein?"

„Zehn Minuten weit, falls er am äußersten Ende des Parkes sein sollte."

„Dann laß mich ihn rufen, wenn Du nicht fürchtest, daß ich die Nachbarn erschrecke."

„Die Nachbarn gehen mich nichts an. Rufe so laut Du willst."

Da that John Maclean, wie Nicolaus Ohlsen am Bord des Dampfschiffes gethan, als er von dort aus seinem Kameraden Lebewohl zugerufen hatte. Er setzte beide Hände an den Mund und stieß einen langgezogenen, wilden Schrei aus:

„Haia—o—hi!"

Der civilisirte Bankdirector wich einen Schritt zurück.

„Ja," sagte er, „das könnte die Nachbarn in der That erschrecken. In welchem Lande der Welt schreien die Menschen so, den wilden Thieren gleich?"

Der Californier antwortete nicht. Er hatte eine Hand an das Ohr gelegt und lauschte aufmerksam. — Aber Alles blieb stumm. Da ließ er von Neuem, mit womöglich noch größerer Kraft, seinen wilden Ruf erschallen, und gleich darauf hörten die beiden Brüder Hundegebell, und in geringerer Entfernung als sie erwartet hatten, tönte es vernehmlich, wenn auch schwach zurück:

„Haia—o—hi!"

„Das ist Ohlsen," sagte James freundlich nickend. „Er kann schon nicht mehr so schön rufen wie in Californien; aber ich erkenne seinen Schrei. Da unten rechts ist es. Nun komm! — Wir wollen ihm entgegen gehen."

VII.

John Maclean wohnte nun seit acht Tagen im Hause seines Bruders; aber er war nicht glücklich. Das Leben, das er führte, ließ ihn unbefriedigt. Er fühlte sich befangen, unbehaglich. Er wollte alle Schuld dafür auf sich nehmen. „Ich bin wie ein wilden Bär," sagte er sich; „ich passe nicht in

Digitized by Google

ein geregeltes, ruhiges Familienleben." — Die pünktlichen Mahlzeiten, der Diener in Livrée, der würdige „Buttler", der ihm den Wein einschenkte, die Blicke der Frau Schwägerin — alles das und manches Andere ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Wohl und behaglich wurde ihm nur zu Muthe, wenn er mit seinem Bruder oder mit den kleinen Kindern allein war. Dann konnte er noch laut lachen und Geschichten erzählen; aber ganz leicht wurde ihm selbst dann nicht um's Herz. Unter den wildfremden, rücksichtslosen Menschen, mit denen er sich sein Leben lang herumgeschlagen, hatte er sich mehr zu Hause gefühlt als hier im Kreise seiner besten Freunde und nächsten Verwandten. Diese nahmen allerhand befremdliche und nach seiner Ansicht vollständig unmotivirte Rücksichten auf ihn, die er wie stille Vorwürfe über seine eigene Rücksichtslosigkeit empfand, und die ihn bei jedem Schritt, den er in ihrer Gesellschaft that, aus der Befürchtung nicht herauskommen ließen, er könne trotz aller Behutsamkeit Unschicklichkeiten begehen. — Hätte er sich nur mit Nicolaus aussprechen können, so wäre alles gut gewesen. Dieser wußte, daß John Maclean nicht gewöhnt war, in engen Stiefeln einherzugehen, und es wäre gewissermaßen seine Pflicht gewesen, ihn, John, darüber zu belehren, wie man sich in England bei Tische, im Salon und in Damengesellschaft zu benehmen habe. Aber gerade Ohlsens Haltung ihm gegenüber hatte ihm zuerst seine Unbefangenheit geraubt, war der Grund gewesen, daß er schon am Tage seiner Ankunft gefühlt, er sei ein fremdes, ein störendes Element in dem brüderlichen Familienkreise.

John Maclean war an jenem Abend seinem Genossen freudig entgegengeeilt; aber schon bevor dieser die ihm treuherzig entgegengestreckte Hand ergriffen, hatte der Californier gefühlt, daß der Mann, der ihm gegenüber stand, sein alter Nick nicht mehr sei. Wo waren die lebensfrischen, blitzenden Augen, die stolze, freie Haltung seines Freundes geblieben? Wie befremdlich leise und matt tönte die Stimme, die in den Goldlagern so hellen, festen Klang gehabt? — Ohlsen hatte gesagt: „Es freut mich, Dich zu sehen —" aber er hatte nicht ausgesehen, als ob er sich wirklich freute. Und gleich darauf, ohne weiter ein Wort mit Maclean gewechselt zu haben, war er bei Seite getreten, um ihn in förmlicher Weise mit der schönen, großen Frau, die an seiner Seite unter den Bäumen hervorgetreten war, bekannt zu machen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen guten Freund, Ihren Schwager Herrn John Maclean aus San Francisco vorzustellen." —

„Herr John Maclean!" — Jedes dieser drei Worte hatte dem Californier wie eine Beleidigung geklungen. „Jack" oder „Mac" so war er gewohnt, von Nick angeredet oder bezeichnet zu werden; und nun nannte ihn dieser „Herr John Maclean!" Was wollte Ohlsen damit sagen? — Er hatte ihn darüber befragt, sobald er mit ihm allein gewesen war.

„Was soll es bedeuten, daß Du mich meiner Schwägerin als ‚Herrn

Digitized by Google

Maclean vorstellst? Bin ich ihr ein Fremdling? Stehe ich Dir etwa gegenüber wie ein beliebiger Herzog von Sutherland oder Erzbischof von Canterbury? Beabsichtigst Du mir anzudeuten, daß ich Dich in Zukunft als ‚Herr Nicolaus Ohlsen' anzureden habe und daß ich meine Briefe an Dich mit ‚Geehrter Herr' beginnen und mit ‚Gehorsamster Diener' schließen soll? — Bin' ich von Sinnen oder hast Du den Verstand verloren?"

Ohlsen antwortete mit großer Traurigkeit in Stimme und Geberde:

„Ich glaube, ich habe den Verstand verloren oder bin nahe daran, ihn zu verlieren. — Ach, John, weshalb hast Du mir nicht telegraphirt, ich solle nach San Francisco kommen?"

Der Californier hatte sofort vergessen, daß er eigentlich der Beleidigte war.

„Was ist los?" sagte er treuherzig, die schwere Hand auf die Schulter seines Freundes liegend. „Sprich heraus wie ein Mann. Wo drückt Dich der Schuh?"

Aber Ohlsen begnügte sich statt aller Antwort langsam und wiederholt den Kopf zu schütteln, und dabei bemerkte Maclean zu seinem grenzenlosen Erstaunen und seiner tiefsten Bekümmerniß, daß die Augen seines Freundes feucht wurden. — Ein weinerlicher Ohlsen! Wer hätte das je geglaubt! Die Freunde in Californien würden der Ansicht sein, Maclean mache sich über sie lustig, wollte er ihnen sagen, Nicolaus Ohlsen habe geflennt wie ein junges Mädchen oder ein altes Weib: Nicolaus Ohlsen befinde sich in einem Zustande, der in den Goldminen noch nicht entdeckt sei und den man in eleganten europäischen Kreisen mit „nervös" bezeichne.

„Entschuldige mich, ich bin nicht wohl," sagte Ohlsen leise; und dann zog er sein Taschentuch hervor, beugte sein Gesicht tief herab, um es in seine beiden Hände zu legen, und blieb in dieser Stellung, ein Bild tiefen Seelenkummers, unbeweglich sitzen.

„Was ist vorgefallen? — Was ist los? — Was giebt es?" fragte Maclean vollständig rathlos.

Aber Ohlsen antwortete ihm nicht.

Maclean wollte mit diplomatischer Feinheit das Gespräch auf etwas Anderes lenken. Er fing an, von Geschäften zu sprechen: das Haus in Montgommery-Street sei auf zehn Jahre vermiethet, das in Portland ebenfalls. Ohlsen winkte abwehrend mit der Hand. —

„Das ist mir ganz gleich," sagte er.

„So? — Das ist Dir ganz gleich," erwiderte Maclean verletzt. — „Willst Du mir hochgeneigtest mittheilen, was Dir nicht gleich ist? — Was kümmert Dich? . . . Du willst nicht sprechen? — Nun wohl; ich will Dir die Mühe ersparen: an all Deinem Elend ist ein Frauenzimmer schuld!"

Ohlsen fuhr erschreckt in die Höhe und blickte seinen Freund verstört an.

„Leugne es nicht! Du kannst mir gegenüber die Komödie nicht durchführen. — Also nimm an, Du hättest von Anfang an wie ein vernünftiger

Digitized by Google

Menſch gehandelt und mir Vertrauen geſchenkt, und ergänze nunmehr, was ich noch zu erfahren habe. — Wie heißt die Spröde, die Dich nicht erhören will? Weshalb weiſt ſie Deine Bewerbung zurück? Berichte mir das genau, und dann wollen wir gemeinſam berathen, wie Deinem Uebel abzuhelfen iſt. Es wäre doch wirklich ſchlimm, wenn Zwei wie wir ein junges Mädchen nicht zur Vernunft bringen ſollten."

„Du irrſt Dich," ſagte Ohlſen leiſe und ruhiger.

„Und Du willſt mir nicht ſagen, was Dir fehlt?"

„Ich kann es nicht."

Darauf ſtand der Californier auf und ging einigemale im Zimmer auf und ab. Dann blieb er wieder vor Ohlſen ſtehen und ſagte zutraulich:

„Was meinſt Du — ſollen wir dem alten Lande wieder den Rücken wenden und nach Californien zurückkehren?"

Eine freudige Erregung flog über Ohlſens Geſicht.

„Nun gut, mich hält hier nichts," fuhr John fort, dem Ohlſens Bewegung nicht entgangen war. „Ich will noch einige Tage hierbleiben, um mich mit Harry ordentlich auszuſprechen, nach Edinburg hinauflaufen, um die Mädchen zu begrüßen; und wenn ich damit fertig bin, was nicht lange dauern wird, dann hole ich Dich hier wieder ab, und wir treten die Rückreiſe an. Paßt Dir das?"

„Ja."

„Das iſt alſo eine abgemachte Sache. Aber nun zeige mir auch ein vergnügtes Geſicht. — In vier Wochen haſt Du England und alles, was Dich hier kränken mag, hinter Dir gelaſſen."

John hatte das Anerbieten, mit Ohlſen nach Californien zurückzukehren, freudig und aus eigenſtem Antriebe gemacht. Aber bald darauf war es ihm leid geworden, ohne daß er ſich hätte ſagen können, woher ſeine Bekümmerniß kam. Er fing nicht etwa an, ſich im Hauſe ſeines Bruders wohler zu fühlen — es wurde ihm dort im Gegentheil immer unbehaglicher zu Muthe: aber ein unbeſchreiblich wehes Gefühl beſchlich ihn, wenn er daran dachte, daß er jenſeits des Oceans die Stimme ſeines Bruders nicht mehr hören und Nataliens Augen nicht mehr ſehen würde. — Er war kein Träumer; er hatte ſeine eigenen Gefühle niemals zu analyſiren verſucht. Er wußte nicht einmal, daß man über ſich ſelbſt, über ſein Glück oder Unglück nachdenken könne. Er nahm Freud' und Leid, wie ſie gerade kamen; aber nun konnte er nicht umhin, mit einer gewiſſen Angſt an das einſame Leben in Californien zu denken. — „Was iſt denn eigentlich mit mir geſchehen?" fragte er ſich.

Er konnte auf dieſe Frage keine Antwort finden und ſuchte auch gar nicht nach einer Antwort; aber er fühlte, daß etwas Neues, Fremdes in ſein Leben getreten war, das alles darin verrückte und veränderte, und wofür er noch keinen Platz gefunden hatte.

John war mit der kleinen Taſcha, wie auch er Natalie jetzt nannte,

Digitized by Google

merkwürdig schnell befreundet geworden. Sie hatte ihre Befangenheit, die ihn selbst bei ihrem ersten Zusammentreffen eingeschüchtert hatte, in wenigen Tagen abgelegt, nannte ihn „Onkel John“ und hing sich zutraulich an seinen Arm, wenn er, eine kurze Pfeife rauchend, nach dem Essen seinen regelmäßigen Spaziergang im Park machte. Als sie das erstemal ihre leichte Hand auf seinen schweren Arm gelegt, war er roth geworden, wie an dem Tage seiner Ankunft, als sie ihm die Hand geküßt hatte. — „Fremdländisch,“ hatte er sich sodann gesagt, um die Vertraulichkeit zu erklären, die ihm gefiel; und sein Blick war mit Behagen und Wohlgefallen auf die zarte, lichte Gestalt gefallen, die wie ein Sonnenstrahl neben ihm herzuschweben schien. Er hätte gewünscht, „so ein kleines, zartes, schwaches Ding“ gegen alle Unbill zu schützen, ihm die Pfade zu ebnen und ihm das Leben leicht und angenehm zu machen. Sein Wohlwollen war deutlich in seinem Auge zu lesen, und Natalie schien dies zu verstehen und war zutraulich und harmlos mit ihm, wie Kinder es Kinderfreunden gegenüber sind.

Harry Maclean hatte Freude an dem Verhältniß, das sich zwischen seinem Bruder und seiner Stieftochter gebildet hatte; Frau Monia und Ohlsen schienen es nicht zu bemerken. Dieser war seit Wochen nachdenklich und zerstreut, jene bekümmerte sich dem Anscheine nach überhaupt nur wenig um das, was um sie her vorging. John und Tascha waren täglich stundenlang zusammen und hatten sich viel zu erzählen. Wovon sprachen sie? — Vom Leben, das John Maclean in Californien geführt hatte — und bei der Gelegenheit von Nicolaus Ohlsen, dessen Dasein Jahre lang mit dem seines Freundes auf das engste verbunden gewesen war.

Vierzehn Tage waren dahingegangen. John wußte nicht, was ihn in Lower Norwood festhielt; aber es wurde ihm schwer, sich von dort fortzureißen. Eines Abends endlich faßte er einen Entschluß. Er durfte sich nicht länger den Seinen in Edinburg entziehen. Die regelmäßigen und kurzen Briefe seiner Schwestern, von denen ihm bald die eine, bald die andere schrieb, enthielten zwar nie eine Aufforderung, seinen Besuch bei Harry abzukürzen und nach Schottland zu kommen, aber es sprach aus denselben eine kalte Verwunderung darüber, daß dies nicht geschehe.

„Ich nehme an, Du wirst durch Geschäfte in London zurückgehalten,“ schrieb Katharina, die älteste Schwester.

John empfand diesen Satz wie einen verdienten Vorwurf, und am selben Abend, bei Tische, bald nachdem er Katharinas Brief gelesen und eine Weile still und nachdenklich dagesessen hatte, sagte er plötzlich:

„Ich werde morgen nach Edinburg reisen.“

Natalie war die Einzige, die verwundert und ängstlich aufblickte. Nicolaus schien die Worte seines Freundes gar nicht gehört zu haben, Monia denselben keine Beachtung zu schenken.

„Natürlich! Du mußt die Mädchen bald sehen,“ sagte Harry. „Wie lange gedenkst Du oben zu bleiben?“

Digitized by Google

„Nun, ich habe calculirt, daß ich es wohl schwerlich unter acht Tagen thun kann. Ich habe die Mädchen seit achtzehn Jahren nicht gesehen, und wir müssen doch endlich wieder Bekanntschaft miteinander machen."

„Dazu wirst Du Zeit genug haben, wenn Du Dich einmal hier niedergelassen hast," sagte Harry. „Man fährt jetzt mit dem Expreß nach Edinburg, als wäre es eine Vorstadt von London."

„Das ist richtig . . ." John machte eine kurze Pause nachdem er diese Worte gesagt hatte, und setzte dann hinzu: „Aber es ist doch noch nicht sicher, wann und ob ich mich in London niederlassen werde."

„Wo sonst?" fragte Harry ruhig. „Ich empfehle Dir unter allen Umständen in London oder wenigstens in der Nachbarschaft von London zu bleiben. In Schottland hast Du keine Bekannten und, außer den Mädchen, keine Verwandte. Hier werden wir schon dafür sorgen, daß Du Dich nicht langweilst. Oder gefällt es Dir bei uns nicht?"

„Es gefällt mir sehr gut bei Euch . . . aber . . ."

„Nun?" —

Die Andern waren jetzt auf das Gespräch aufmerksam geworden. Ohlsen schien befangen und blickte nicht von seinem Teller auf.

„Nun?" fragte Harry von Neuem.

„Ja . . ." sagte John langsam, mit der Hand über Mund und Kinn streichend, „ja . . . aber Du weißt doch, oder hat Nick es Dir noch nicht gesagt, daß wir noch einmal nach Californien zurück müssen . . . und zwar bald . . . nicht wahr, Nick?"

Monia bewegte den Kopf nicht, aber ihre Augen wanderten langsam nach dem Platze hin, wo Ohlsen saß. Dieser nickte, ohne die Augen aufzuschlagen. — Ein großes und peinliches Erstaunen schien sich der übrigen Gesellschaft zu bemächtigen. — Tascha richtete einen flehenden Blick auf Onkel John. Monia faltete die Hände und rieb langsam die weichen, weißen Handflächen gegen einander. Aber sie sprach kein Wort. Harry allein gab seiner unangenehmen Ueberraschung klaren Ausdruck.

„Bist Du bei Sinnen?" rief er. „Ihr wollt nach Californien zurückkehren? — Warum denn? Hast Du mir nicht zwanzigmal geschrieben und gesagt, Du hättest mit dem neuen Lande abgeschlossen und wolltest nun im alten leben und sterben? Was bedeutet das? Ich verstehe Dich nicht! Sprich!"

„Ein anderes Mal . . . ein anderes Mal," sagte John, eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand machend. „Ereifere Dich nicht! Ich bin ja kein leichtsinniger Mensch. Es hat alles seinen guten Grund."

„Ich soll mich nicht ereifern?" fuhr Harry leidenschaftlich fort. „Glaubst Du, ich würde Dich ziehen lassen, ohne daß Du mir sagst, was Dich forttreibt? — Was verdrießt Dich hier? Willst Du es mir sagen?"

„Nun natürlich werde ich es Dir sagen, natürlich; aber ereifere Dich nicht! Warte! Ich bin ja noch nicht fort."

Digitized by Google

Ohlsen warf einen unruhigen Blick auf die beiden Brüder.

„Du willst jetzt nicht sprechen? — Gut! Also nach dem Essen!“ Harry schien vor Ungeduld und Aufregung zu ersticken. — „Ich kann nicht mehr essen!“ stieß er hervor und legte Messer und Gabel mit einer so ungeduldigen Bewegung auf den Tisch, daß die Teller klirrten.

„Aber Harry!“ sagte John. „Sei doch nicht so aufgeregt! Du kannst Dir doch denken, daß ich nicht zu meinem Vergnügen von Dir fortgehe.“

Da richtete Harry Maclean die großen, schwarzen Augen sanft und liebevoll auf seinen Bruder, und seine Stimme war bewegt, als er mit inniger Zärtlichkeit sagte: „Mein alter John!“

Monia blickte mit Verwunderung auf die Beiden und schüttelte leise, kaum bemerkbar das Haupt. Ein sentimentaler Bankdirector! Es fehlte nur, daß der Goldgräber ebenfalls lyrisch wurde! Männer von vierzig Jahren, einer Familienvater, der andere ein Abenteurer! — Geschwisterliebe war eine schöne und achtbare Sache, aber sie sollte doch auch ihre Grenzen haben. Die Komödie, die da aufgeführt wurde, mußte einem jeden vernünftigen Menschen unverständlich oder lächerlich erscheinen.

Unmittelbar nach dem Essen versuchte Ohlsen, sich John zu nähern; aber Harry hatte bereits dessen Arm ergriffen und führte ihn in's Freie. Natalie folgte ihnen langsam und gesenkten Hauptes, nachdem sie ihrer Mutter ehrbietig die Hand geküßt hatte. Nicolaus und Monia blieben einen kurzen Augenblick allein im Speisezimmer zurück; aber sie wechselten kein Wort, nicht einmal einen Blick mit einander und traten schweigend in den Salon.

„Wo sind die Herren?“ fragte dort Monia in gleichgültigem Tone.

Nicolaus wies mit einer stummen Geberde nach dem Garten.

„Taschа, mein Kind, rufe Deinen Vater,“ fuhr Monia fort.

Als das junge Mädchen sich entfernt hatte, beschäftigte sich Monia gelassen damit, den Kaffee einzuschenken. Sie hielt dabei die Augen gesenkt und summte ganz leise ein russisches Lied vor sich hin. Ein eigenthümliches Lächeln — kein freundliches — spielte um ihren Mund. — Nach einer Weile blickte sie verstohlen auf ihren Gast. Als sie sah, daß dieser, die Augen gesenkt, anscheinend theilnahmlos dasaß, heftete sie ihre Blicke lange und fest auf ihn. Dann zog sie die Augenbrauen in die Höhe, athmete tief auf und setzte sich nieder. — Durch die offenen Fenster drang dumpf und kaum vernehmlich das Geräusch der großen Stadt, dem Brausen des fernen Meeres gleich. Das schrille Pfeifen einer Locomotive zerriß die Stille. Ohlsen fuhr erschreckt zusammen. Sie lächelte und sagte:

„Wie nervös Sie seit einiger Zeit geworden sind!“

Der leichte Schritt Taschas ließ sich hören, und gleich darauf trat das junge Mädchen wieder in das Zimmer.

„Vater läßt sagen, Ihr möchtet nicht auf ihn warten.“

Digitized by Google

Monia nahm darauf eine Tasse, lehnte sich nachlässig in den Sessel zurück, auf dem sie saß, und trank den Kaffee in kleinen Zügen aus. Nach einer kurzen Weile sagte sie sodann zu Ohlsen: — „Sie wollen rauchen. .. Ich habe auf meinem Zimmer zu thun . . . Auf Wiedersehen, zum Thee!"

Damit erhob sie sich und verließ das Gemach. Ohlsen war aufgestanden und hatte sich verbeugt und blieb jetzt gesenkten Hauptes am Tische stehen. Natalie beobachtete ihn. Er selbst schien die Anwesenheit des jungen Mädchens vergessen zu haben. Da redete sie ihn leise an:

„Warum sind Sie so traurig, Herr Ohlsen?"

Er blickte sie groß an; dann sagte er leise, nicht die an ihn gerichtete Frage beantwortend, sondern wie zu sich selbst sprechend: „Ich möchte, ich wäre todt!"

Darauf trat er geräuschlos in den Garten. Der dunkle, schwere Nachthimmel der Großstadt breitete sich über ihm aus. Nirgends war ein Stern zu erblicken; nur der matte Wiederschein von Millionen Gasflammen röthete die Luft in der Richtung von London. Plötzlich hörte Ohlsen den Kies knirschen unter den schweren, langsamen Schritten der beiden Brüder, die leise sprechend vor dem Hause auf- und abgingen. Er trat in den Schatten, so daß er nicht gesehen werden konnte. Dort wartete er, bis die Beiden vorübergegangen waren, und dann begab er sich ungesehen auf sein Zimmer, wo er verharrte, bis ein Diener ihm meldete: Die gnädige Frau lasse ihn bitten, zum Thee zu kommen.

VIII.

Die Gesellschaft, die sich an jenem Abend um den Theetisch in der Villa von Lower Norwood versammelt hatte, war eine sehr unbehagliche. Nicolaus, der schon seit geraumer Zeit außer Stande zu sein schien, seine Niedergeschlagenheit zu verbergen, saß stumm und theilnahmlos da. Aber auch der Hausherr, der sonst die Unterhaltung zu leiten pflegte, war heute von undurchdringlicher, unruhiger Nachdenklichkeit; und das, was seine Gedanken beschäftigte, mußte wohl peinlicher Natur sein, denn es verhinderte ihn, auch nur einen Bissen zu genießen und sich auch nur mit einem Worte an der Unterhaltung zu betheiligen. Er sah angegriffen aus. Die glattrasirten Lippen waren fest zusammengepreßt, und ein schmerzlicher Zug hatte sich um seinen Mund gelagert. Man hätte sagen können, er sei in wenigen Stunden merklich älter geworden. — Seine rechte Hand lag auf dem Tisch, und seit einer Viertelstunde klopfte er ununterbrochen mit dem Zeigefinger „1, 2, 3, . . . „1, 2, 3." — Das monotone, regelmäßige Geräusch hatte etwas Beunruhigendes. Harrys Augen waren auf die Lampe gerichtet, die in der Mitte des Tisches stand; aber von Zeit zu Zeit flog ein forschender Blick auf Nicolaus und auf Frau Monia. Diese erschien unbefangen und aß und trank mit ihrem regelmäßigen guten Appetit. Daß

Digitized by Google

sie nicht sprach, konnte nicht auffallen; denn sie war im Allgemeinen eine stille Frau.

Nach einer Weile wurde das tiefe Schweigen, das nur durch Harrys „1, 2, 3 . . . 1, 2, 3" . . . unterbrochen, und dadurch noch bemerkbarer wurde, plötzlich Allen drückend.

„Eine schöne, warme Nacht," sagte John.

Frau Monia sah ihn verwundert an; und als Niemand auf die Bemerkung des Californiers einging, nahm sie selbst das Wort.

„Sind Sie noch immer entschlossen, uns morgen zu verlassen," fragte sie, sich an John wendend.

Dieser richtete einen unentschlossenen Blick auf seinen Bruder und sagte: „Was meinst Du?"

Jener hatte nicht gehört.

„Harry!" fuhr John fort.

Der Angeredete schlug die Augen schnell, gleichsam erschreckt in die Höhe und fragte hastig: „Was giebt's?"

„Was meinst Du . . . soll ich morgen nach Edinburg gehen, oder ist es Dir lieber, wenn ich noch einige Tage hierbleibe? Besondere Eile habe ich nicht. Mir ist übermorgen gerade so recht wie morgen. Nur möchte ich die Mädchen nicht gar zu lange warten lassen."

Harry dachte eine kleine Weile nach.

„Ich glaube, es ist am besten, Du gehst morgen," sagte er sodann. Gleichzeitig erhob er sich mit jener eigenthümlichen Unentschlossenheit in den Bewegungen, die man annimmt, wenn man eine Gesellschaft zum Aufbruch mahnen will. Frau Monia gähnte leise. Natalie legte eine Handarbeit zusammen, mit der sie sich seit einer Weile beschäftigt hatte. Dann standen alle wie auf ein gegebenes Zeichen auf und näherten sich der Ausgangsthür. Harry ging voran. An der Thür blieb er stehen.

„Der Expreß geht um zehn Uhr," sagte er, sich an seinen Bruder wendend. „Du begleitest mich nach der City, und ich bringe Dich dann zur Bahn . . . Gute Nacht!"

Er war gegangen ohne einem der Anwesenden die Hand gereicht zu haben.

„Ihr Bruder scheint sehr verstimmt über Ihre unerwartete Abreise," sagte Frau Monia zu John. — „Nun, vielleicht besinnen Sie sich noch eines Anderen."

„Natürlich, natürlich," antwortete der Californier.

Es war ihm seit einigen Stunden, als wandle er in einem dunklen pfadlosen Walde. Er hatte sich verirrt und wußte nirgends einen Ausweg zu finden. Nicks Benehmen war ihm seit seiner Ankunft ein Räthsel. Seit einer Stunde war ihm Harry ebenso geheimnißvoll. Er würde nun zwar trotz alledem bald eingeschlafen sein, wenn er sich zur Ruhe begeben hätte, denn seine Nerven waren nicht leicht zu erschüttern; auch war er mehr verwirrt

Digitized by Google

als beunruhigt, doch war es ihm ganz angenehm, als Ohlsen ihn mit halblauter Stimme aufforderte, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Die Beiden wünschten den Damen gute Nacht und traten sodann in den Park.

„Worüber ist Dein Bruder so verstimmt?“ fragte Ohlsen besorgt, sobald er sich in genügender Entfernung vom Hause befand, um unbeobachtet sprechen zu können.

„Ueber meine Abreise. — Worüber sollte er sonst verstimmt sein?“ antwortete John.

„Hast Du ihm gesagt, weshalb Du abreisst?“

„Natürlich.“

„Was hast Du ihm gesagt? — Erzähle mir Alles.“

Ohlsen sprach mit auffallender Ungeduld.

John blieb stehen, nahm einen tiefen Athemzug, kreuzte die Arme langsam über der breiten Brust, maß Ohlsen vom Kopf bis zu den Füßen und sagte nach einer Pause:

„Ich will verdammt sein, wenn ich von alledem, was hier vorgeht, auch nur das Geringste verstehe! . . . Was ist los? Ist ein Mord begangen worden, verbirgt sich eine Falschmünzergesellschaft im Keller, oder wird ein Angriff auf die Bank von England geplant? — Wo spukt es? — Soeben hat Harry hundert Fragen über Dich an mich gerichtet, die ich alle nach bestem Wissen beantwortet habe, ohne auch nur zu ahnen, woher dies außergewöhnliche Interesse für Deine Angelegenheiten bei ihm kommt, — und jetzt brennst Du darauf, zu wissen, was ich mit Harry gesprochen habe. — Was hast Du mit Harry, und was hat er mit Dir zu thun? Du bist doch kein altes Weib, das neugierig ist, und Du hast doch kein böses Gewissen, daß Du Dich zu ängstigen brauchst, wenn Du erfährst, Jemand habe von Dir gesprochen. — Schenke mir reinen Wein ein, wenn Du etwas von mir erfahren willst.“

„Ist der Name Taschas ausgesprochen worden?“ fragte Nicolaus, unbekümmert um die Aufforderung zu sprechen, die John an ihn gerichtet hatte.

„Nein,“ antwortete dieser gedehnt.

„Der Deiner Schwägerin?“

„Nein.“ Diesmal kam die Antwort zerstreut aber schnell.

Eine Pause trat ein. John glaubte endlich verstanden zu haben. — Ob von Tascha die Rede gewesen wäre? — Das war Ohlsens erste Sorge gewesen. — John strich sich mit derselben Geberde wie sein Bruder Mund und Kinn, und ein nie gekanntes Weh beschlich ihn. Er empfand einen dumpfen Schmerz in der Brust wie wenn sie zugeschnürt würde, und er stand plötzlich still.

„Natürlich!“ murmelte er vor sich hin.

„Was willst Du sagen?“ fragte Nicolaus.

Digitized by Google

„Laß die Fragen! — Ich habe auch meine Gedanken.“ Die Worte waren in einem feindlichen, gehässigen Ton ausgesprochen. Aber der Sprecher schien sie gleich darauf zu bereuen. „Gieb mir einen Augenblick Zeit nachzudenken,“ sagte er milde. Er ließ sich schwerfällig auf eine Bank fallen, vor der er stehen geblieben war und, die Hände auf die Knie gelegt, den Kopf gesenkt, blickte er vor sich hin. — Also um Natalie handelte es sich! Natalie war es, die von Nicolaus geliebt wurde; und aus irgend einem noch nicht aufgeklärten Grunde war diese Liebe eine unglückliche! — Aber was ging das ihn, John Maclean an? Hatte er vielleicht für sich selbst an Natalie gedacht? — Nein, das hatte er nicht. Aber in dem Augenblicke, wo er verstanden zu haben glaubte, daß ein Anderer sich um sie bewerbe, ein Anderer, Jüngerer, ihrer Würdigerer, dem sie sich früher oder später hingeben würde, in dem Augenblick war ihm klar geworden, was er an dem Mädchen verlieren werde. Er hatte kein Glück für sich geträumt, aber nun fühlte er mit der bittern Wehmuth selbstloser Menschen, wie elend er ohne Glück, wie dunkel das Leben ohne die lichte Natalie für ihn sein werde. — Alles dies zog wirr und wüst durch sein Gehirn. Er athmete schwer.

„Was giebt es?“ fragte Nicolaus, der besorgt vor ihm stehen geblieben war.

John erwachte wie aus einem Traum.

„Es ist alles in Ordnung,“ sagte er. „Ich will Dir helfen, mein Sohn.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich verstehe mich, das genügt. — Nun wollen wir die Geschichte noch einmal von vorn anfangen und wie zwei vernünftige Menschen besprechen. Also: was willst Du wissen? Was Harry gefragt, und ich über Dich gesagt habe? — Warte eine Secunde. Ich weiß nicht, woher mir der Kopf auf einmal so schwer ist. — Jetzt habe ich den Faden . . .“

Er zauderte noch einige Augenblicke, um sich zu sammeln, und berichtete dann in geschäftsmäßigem Tone: — „Als ich Harry sagte, ich habe versprochen, mit Dir nach Californien zurückzukehren, fragte er, was Dich dort hinziehe. — ‚Eine Frau,‘ sagte ich. ‚In Californien? Er wollte sich doch hier verheirathen, hattest Du mir geschrieben.‘ — ‚Nein, keine Frau in Californien, eine Frau von hier treibt ihn fort.‘ ‚Wer ist das?‘ — ‚Das mußt Du besser wissen. Mit wem ist Nicolaus hier zusammengetroffen?‘ — Darauf antwortete Harry nicht, sondern schien nachzudenken. Endlich richtete er allerhand Fragen an mich, die mir in dem Augenblick schwer verständlich waren. — Ich erzählte ihm unsere Unterhaltung, die ja kein Geheimniß war, wenigstens nicht für Harry; ich erzählte ihm auch, wie ich Dich verändert gefunden, wie ich Dich hätte ausforschen wollen, ohne daß es mir gelungen wäre, Dir Dein Geheimniß zu entreißen; daß aber für mich kein Zweifel darüber walte, daß eine Frau Dich umgewandelt, aus einem heiteren gesunden Menschen einen trübseligen Duckmäuser aus Dir gemacht habe.“

Digitized by Google

„Wie kamst Du dazu, das zu sagen?“ fragte Nicolaus zornig. „Hatte ich Dir irgend etwas Aehnliches anvertraut? Hatte ich Dir nicht im Gegentheil gesagt, Du irrtest, als Du schon bei unserer ersten Unterredung hier darauf versessen warst, mir eine alberne Frauenzimmergeschichte anzuhängen?“

Aber John war nicht mehr so versöhnlich gestimmt wie an dem Tage, da er jene erste Unterhaltung mit Nicolaus gehabt hatte, und kurz angebunden entgegnete er:

„Es wird mir jetzt zu viel mit all' der Geheimnißkrämerei! Sprich heraus wie ein Mann oder laß mich in Frieden! Ich weiß nicht, was in Dich gefahren ist, seitdem Du Californien verlassen hast. Du bist wie umgewandelt. Wenn Du wieder der Alte sein kannst, so komm zu mir — ich bin immer da. Und damit gute Nacht!“

Er wandte sich mürrisch ab und wollte seiner Wege gehen.

„John, noch ein Wort!“

„Nun?“ fragte der Californier.

Nicolaus zauderte und sagte dann leise: „Entziehe mir Deine Freundschaft nicht! Ich fühle mich so elend, so allein! — O John, alter, guter, lieber Freund, ich wollte, Du stündest an meinem Grabe und sagtest: „Da liegt Einer, der treu war.“

John Maclean sah seinen Freund ernst an.

„Willst Du mir vertrauen?“ fragte er.

Nicolaus antwortete nicht.

„Nun wohl, ich will nicht weiter in Dich dringen. Ich gehe als Freund von Dir. — Du sprichst wie Einer, der eine große Sünde auf sein Gewissen geladen hat. Gott behüte Dich! Gieb niemals klein bei; sage niemals, Alles ist verloren! Das ist Weiberart. Männertrotz kann Schweres durchsetzen. Es gibt immer nur einen richtigen Weg, auf dem ein Mann wandeln soll. Wenn Du ihn verlassen hast, so suche ihn wieder auf; und wenn er auch steil und steinig ist und Dir die Füße bluten macht, gehe muthig darauf vorwärts, unbekümmert um Schmerz und Müdigkeit! In fünfzig Jahren ist alles gleich, was wir erlitten haben und was uns erfreut hat; aber das, was wir Gutes und Schlechtes gethan haben, das blüht oder wuchert fort!“

Es war, als wäre ein Geist in ihn gefahren, und Nicolaus blickte der großen Gestalt, die sich jetzt abgewandt hatte und in der Nacht verschwand, mit weit aufgerissenen Augen nach, wie einer überirdischen Erscheinung.

IX.

Nachdem John Maclean acht Tage bei seinen Schwestern in Edinburg zugebracht hatte, sagte er sich, er habe nun wohl seinen verwandtschaftlichen Pflichten genügt und sei berechtigt, nach Lower Norwood zurückzukehren. Der Aufenthalt in Schottland hatte für ihn keine besondere Anziehung mehr.

Digitized by Google

Die „Mädchen“ hatten ihn mit großer Ruhe empfangen, als sei er statt achtzehn Jahre vierzehn Tage von ihnen getrennt gewesen; man hatte ihm „Vaters Bett“ gegeben, ihm bei Tische „Vaters Platz“ angewiesen und betrachtete seine Anwesenheit im elterlichen Hause als etwas Selbstverständliches, um das es sich nicht der Mühe verlohnte, ein Wort zu verlieren. — Katharina, die älteste, fünfzigjährige Schwester, die den Hausstand leitete, erkundigte sich mit einer gewissen Theilnahme nach seinen Lieblingsgerichten, die sie ihm eigenhändig und mit großer Kunstfertigkeit zubereitete; auch braute sie seinen Grogk, wenn er am Abend mit den Schwestern um den reinlich und sorgfältig gedeckten Theetisch saß. Darauf beschränkten sich ihre Liebesbezeugungen. — Aber wenn er im besten Zimmer des Hauses seine kurze, mit starkem Tabak gefüllte Pfeife rauchte, was die Misses Maclean ganz in Ordnung fanden — „Vater hatte auch geraucht“ — und sich dabei sinnend, in Macleanscher Weise, Mund und Kinn strich, so ruhten Katharinas Augen unverwandt auf ihm und es war in denselben ein Ausdruck großer Liebe. Eines Tages, als er länger als gewöhnlich brütend dagesessen hatte, erhob sie sich leise von ihrem Stuhl, trat zu ihm und legte ihm von hinten beide Hände auf die Schultern. Er wandte sich verwundert nach ihr um. Ihre Augen begegneten sich, die großen, ernsten Augen, die alle Macleans als Geschwister kenntlich machten. Sie blickte ihn lange an, und dann sagte sie ruhig:

„Es freut mich, Dich hier bei uns zu haben.“

„Natürlich,“ antwortete John verlegen, denn es war dies der einzige und erste Ausdruck von Zärtlichkeit, der ihm seit seiner Ankunft zu Theil geworden war.

Er fühlte sich bei seinen Schwestern ganz zu Hause. Er ging dort in Hemdsärmeln einher, aß und trank nach seinen Gewohnheiten, empfand nichts von der Befangenheit, von der er sich unter den Augen seiner Schwägerin niemals freimachen konnte — und doch sehnte er sich nach Lower Norwood zurück: nach Harry, nach Nick — und nach Natalie. — Diese ging ihn eigentlich gar nichts an. Sie war bestimmt, über kurz oder lang, eines andern, eines bessern Mannes Weib zu werden, vermuthlich seines besten Freundes, Nicks. — Natürlich! — Aber er sehnte sich dennoch, sie wiederzusehen, ihre Stimme zu hören, ihre Hand auf seinem Arm zu fühlen. — Er wagte nicht, sich das zu sagen, er suchte sich selbst über die Beweggründe, die ihn nach London zogen, zu täuschen. Harrys und Nicks räthselhaftes Benehmen beunruhigte ihn. Er mußte versuchen, sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Dann waren die Vorbereitungen zur Reise nach Californien. Er stand noch immer unter dem an Ohlsen gegebenen Versprechen, dieselbe mit ihm anzutreten. Nicolaus hatte ihm sein Wort nicht zurückgegeben, er selbst es nicht zurückgenommen. Er hatte seinen Schwestern gesagt, er werde wohl noch einmal nach Californien zurückkehren, um gewisse Geschäfte in Ordnung zu bringen, und diese hatten die Mittheilung mit philosophischem Gleichmuth

Digitized by Google

aufgenommen. — Geschäft geht vor Vergnügen. — Aber im Grunde seines Herzens glaubte John nicht an die Abreise von England. Davon sprach er jedoch mit Niemand. Er wagte nicht einmal, es sich selbst zu bekennen.

Harry hatte seinem Bruder seit dessen Ankunft in Schottland nur einmal geschrieben. Nach Verlauf einer Woche brachte die Post einen zweiten Brief von ihm. Derselbe enthielt eine überraschende Mittheilung: Harry forderte seine Schwester Katharina auf, ihn in Lower Norwood zu besuchen und sich so einzurichten, daß sie längere Zeit bei ihm bleiben könne; er bedürfe ihrer.

„Dann muß ich wohl gehen", sagte Katharina. — „Wann gedenkst Du zu reisen?" fragte sie darauf ihren Bruder John.

„Wann kannst Du fertig sein?"

„Meine Sachen sind in Ordnung; ich kann heute reisen."

„Dann wollen wir morgen gehen. — Was mag Harry von Dir wollen?"

Katharina konnte darüber keine Auskunft geben und schien auch nicht neugierig zu erfahren, was Harry von ihr verlangte. Er hatte geschrieben er bedürfe ihrer — das genügte!

John war wenig auf Aeußerlichkeiten bedacht; aber als er im Geiste Frau Monia und Natalie mit Katharina verglich, da kam ihm der Gedanke, daß diese, ehe sie nach Lower Norwood ginge, noch etwas für ihre Toilette zu thun habe.

„Welche Kleider nimmst Du mit?" fragte er.

Katharina blickte ihn erstaunt an und antwortete sodann, sie habe alles, was sie gebrauche; und um dies zu beweisen, zählte sie ihren Reichthum auf

John hörte aufmerksam zu und verlangte, die Schätze persönlich in Augenschein zu nehmen. Das Reisekleid, welches Katharina darauf kopfschüttelnd vor ihm ausbreitete, fand seinen Beifall.

„Ein ruhiges Kleid; es geht," sagte er billigend.

„Glaubst Du etwa, daß ich im Aufzuge einer französischen Komödiantin reisen werde?" fragte Katharina spitz. — „Du kannst Dich auf mich verlassen: ich werde Dir weder unterwegs noch in London Schande mit meinem Anzug machen.

Miß Katharina gehörte nicht zu den Eitlen ihres Geschlechts; daß sie aber einen sichern, guten Geschmack habe, und sich billiger und besser anziehe als die meisten Frauen, war auch für sie ein unumstößlicher Glaubensartikel. John ließ sich jedoch durch seine Schwester nicht einschüchtern. Er war ein solider Geschäftsmann, der eine angefangene Sache zu Ende zu führen liebt. — Die Hauskleider mußten ebenfalls Revue passiren. — Und dann kam die Abendtoilette: ein schwerseidenes, braunes Kleid, das vor zwanzig Jahren gemacht, bei unzähligen Kindtaufen und Hochzeiten des Macleanschen Clans getragen worden war und noch so gut wie neu aussah. — Die anderen Schwestern

Digitized by Google

hatten ähnliche Kleider, die alle ebenso kostspielig, altmodisch und gut erhalten waren. — Katharina warf einen Blick auf ihren Bruder, der ungefähr sagte: „Hiergegen werden die vornehmen Verwandten in London schwerlich etwas einzuwenden haben; es ist ein Kleid, das eine Königin zieren würde.“ — Aber John war auch dadurch nicht zu beeinflussen. Er prüfte das Kleidungsstück mit der Miene eines Kenners. Er hatte in San Francisco, wo die eitlen Frauen ihre Kleider von den ersten Pariser Schneidern beziehen, viel elegante Toiletten bewundert, und er hatte ein gutes Gedächtniß für alles, was seine Augen einmal gesehen. Er erinnerte sich jetzt der hellen und dunklen, geschmackvollen Anzüge, die Frau Monia und Tascha während seines kurzen Aufenthaltes in Lower Norwood zur Schau getragen hatten, und sagte kurz und bündig:

„Das geht nicht. Setz' Dir einen Hut auf und führe mich in das beste Confectionsgeschäft von Edinburg. Dort wollen wir aussuchen, was Du brauchst.“

Katharina und ihre Schwestern waren sprachlos. Sie empfanden die Verachtung des verehrten seidenen Kleides wie eine persönliche Beleidigung; aber John und Harry, denen sie alles, was sie im Leben besaßen, auch die braunseidenen Kleider verdankten — ohne ihnen dafür dankbar zu sein — hatten Rechte über sie, die sie unter keinen Umständen verkennen durften.

„Du mußt das besser wissen,“ sagte Katharina trocken, und damit verließ sie das Zimmer, um nach wenigen Minuten in Hut und Mantel, zum Ausgehen fertig, wieder zu erscheinen.

Der Besuch bei Lockhart & Cie., dem vornehmsten Confectionsgeschäft von Edinburg, blieb eines der größten Ereignisse in Katharinas Leben. John kaufte dort vier Kleider „eines lächerlicher theuer als das andere“, wie Katharina ihren staunenden und ein wenig eifersüchtigen Schwestern am Abend berichtete; und da er einmal beim Kaufen war, so erstand er auch einen comfortabeln Reiseanzug, „wie für die Herzogin von Argyll“, Handschuhe „dutzendweise“, Schuhe, „wenn ich ihn gelassen hätte, mit hohen Hacken, wie für eine Tänzerin“, und schließlich einen Koffer „wie einen Sarg“. — Er hatte dafür die Genugthuung, mit einer streng und vornehm aussehenden Dame zur Seite in Lower Norwood anzukommen. Die Summe Geldes, mit der er dies erkauft hatte, und über deren Höhe die Schwestern gewissermaßen entrüstet gewesen waren, kümmerte ihn nicht. Katharina sollte auch im Aeußern als Ebenbürtige in das Haus ihres Bruders eintreten und sich neben ihrer Schwägerin und Natalie zu Tisch setzen.

Katharina hatte eine auffallende Familienähnlichkeit mit ihren Brüdern. Sie war als Frau verhältnißmäßig so groß wie diese als Männer, von gesunder Hagerkeit. Sie hielt sich wie ein Grenadier, und ihre Bewegungen waren langsam und bestimmt. So war auch ihre Sprache. Sie hatte gewisse unbestreitbare Schönheiten: pechschwarzes, dichtes, schlichtes Haar, das in einfachster

Digitized by Google

Weise gescheitelt und glatt gekämmt, ihre große Stirn einrahmte; Zähne, die so regelmäßig und weiß waren, daß Mancher versucht sein mochte, sie für falsch zu halten, und schöne, dunkle, große Augen, die zwar gewöhnlich sehr ernst blickten, und geeignet waren, einen Dämpfer auf die Heiterkeit ihrer Umgebung zu setzen, die jedoch von treuer Ergebenheit erwärmt wurden, wenn sie sich auf Harry oder John hefteten. — Aber trotz aller dieser unzweifelhaften, einzelnen Schönheiten war Katharina keinesfalls eine angenehme Erscheinung. Ihr ganzes Auftreten hatte etwas Hartes und Eckiges. Eine liebenswürdige Person, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, war sie nicht; aber Jedermann würde sie für wahr und zuverlässig gehalten haben. — Sie trat ihrer Schwägerin, die sie seit der Hochzeitsreise nach Schottland nicht wiedergesehen hatte, freundlich, aber mit der ihr eigenen, kalten Zurückhaltung entgegen; ihren Bruder Harry umarmte sie, und dann drückte sie Natalie und Nicolaus, die ihr von Harry vorgestellt worden waren, die Hände. — Nicolaus war sie mit einem günstigen Vorurtheil entgegengekommen. Sie kannte seine langjährigen Beziehungen zu John; Alles was ihr Bruder über ihn erzählt hatte, war geeignet, ihn ihr sympathisch zu machen. Aber sie hatte etwas ganz Anderes erwartet, als was sie nun in Ohlsen vor sich sah. Der hohläugige, bleiche Mensch, mit dem traurigen, unsicheren Wesen war nicht ein Mann nach ihrem Herzen. Sie wandte sich theilnahmlos von ihm ab.

In dem Hausstande Harry Macleans hatte sich seit jenem letzten Abend, den John dort zugebracht, nichts geändert. Es herrschte dort noch immer eine schwüle, schwere Stimmung. Frau Monia allein erschien unbefangen. Aber der Hausherr ging stumm und ernst einher, und Nicolaus erschien seinem Freunde John womöglich noch trauriger als vor der Reise nach Schottland. — Katharina beobachtete dies alles; ihren langsam umherschweifenden Augen entging nichts, was in ihrer Umgebung vorfiel. Ohlsens Traurigkeit war ihr vollständig gleichgiltig, aber die Niedergeschlagenheit ihres Bruders bekümmerte sie. So hatte sie ihn früher nicht gekannt, und auch nach der Erzählung von John hatte sie ihn sich so verändert nicht vorgestellt. Sie ergriff eine Gelegenheit, um John bei Seite zu nehmen.

„Was fehlt Harry?“ fragte sie. „Er ist, seitdem ich ihn zum letzten Mal im vergangenen Jahre gesehen habe, ein alter Mann geworden.“

„Es verdrießt ihn, daß ich nach Californien zurückkehre,“ antwortete John mürrisch.

„Mußt Du denn wieder fort?“

„Ich habe es Ohlsen versprochen.“

„Ohlsen ist nicht Dein Bruder.“

„Ich habe es ihm versprochen.“

„Zuerst solltest Du an Harry denken. Nun, vielleicht änderst Du noch Deinen Plan.“

„Ja . . . vielleicht . . . Aber mir selbst ist es unerklärlich, daß meine

Digitized by Google

Abreise Harry so tief verstimmt. Ich beabsichtige ja nicht für immer zu gehen. In wenigen Monaten kann ich wieder hier sein . . . Hat Dir Harry schon gesagt, weshalb er Dich hierhergerufen hat, wozu er Deiner bedarf?"

„Nein. Er sagte mir nur, er werde heute Abend auf mein Zimmer kommen, um ungestört mit mir sprechen zu können."

Darauf winkte John seinem Bruder und trat mit ihm auf die Veranda.

„Was giebt es Neues?" fragte er. „Weshalb hast Du Katharina gerufen?"

„Sie kann es Dir morgen erzählen," antwortete Harry. „Es ist mir lieber, daß sie es thut, als daß ich davon spreche."

„Handelt es sich um etwas Wichtiges?"

„Ich fürchte: ja."

„Und Du willst es mir nicht anvertrauen?"

„Ich vertraue Dir alles an; aber das, warum es sich handelt, sage ich lieber zuerst Katharina als Dir. Sie wird mit Dir sprechen . . . und dann kannst Du mit mir die Sache berathen: das heißt, wenn Du es für nöthig erachtest, und wenn Du es willst."

X.

Katharina befand sich um zehn Uhr Abends auf ihrem Zimmer und wartete auf den Besuch, den Harry ihr angekündigt hatte. Sie war ungeduldig, aber sie ließ ihre Aufregung nicht sichtbar werden; und wie sie so gerade und kalt unter dem grellen Lichte einer über dem Tisch brennenden Gaslampe auf einem harten Stuhle dasaß, während das Sopha und die bequemen Sessel, die zum behaglichen Ausruhen im Schatten oder am Fenster einluden, leerstanden, war sie ein Bild anspruchsloser und rücksichtsloser Gleichgültigkeit. — Es wurde leise angeklopft. Sie erhob sich und öffnete die Thür. Harry stand vor ihr. Er trat geräuschlos in das hell erleuchtete Gemach, warf einen Blick auf die geschlossenen Fenster und rings um sich und ließ sich sodann auf einem Sessel nieder. Er blieb eine geraume Weile stumm. Katharina, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, beobachtete ihn ruhig, sprach aber ebenfalls nicht. Endlich erhob sie sich und trat dicht an den gebeugten Mann heran und sagte mit erwärmender Zärtlichkeit im Blick und in der Stimme:

„Ein tiefer Kummer lastet auf Dir. Sage mir, was Dein Herz drückt."

Sie hatte sich dicht neben ihn gesetzt. Er beugte sich an ihr Ohr und flüsterte ihr leise etwas zu.

Sie lauschte, während er sprach, mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, und sie war eben so blaß geworden wie er. Als er schwieg, sagte sie leise:

Digitized by Google

„Ich hoffe, daß Du Dich irrſt.“

„Das hoffe ich auch,“ antwortete er; „zuverſichtlicher ſogar, als Du nach meinem Bekenntniß annehmen magſt. Aber die Verfürchtung ſchon iſt ſchrecklich. Sie nagt an mir wie ein tödtliches Gift. Ich hätte Dich vielleicht nicht rufen ſollen — ein Mann muß allein tragen, was ihm auferlegt wird — aber ich bin in großen Nöthen. Es frißt mir das Leben ab. — Ich konnte die Unruhe nicht mehr ertragen.“

„Du haſt Recht gethan, mich zu rufen.“

Sie ſtand auf und nahm ſein Haupt und legte es ſanft an ihre Bruſt. Und er, der ſtarke Mann, ungewohnt ſolch' inniger, edler Zärtlichkeit, begann leiſe zu weinen. Man hörte es nicht; aber aus den weitgeöffneten, ſtarren Augen rannen die Thränen unaufhaltſam über ſeine abgehärmten Wangen. Sie fühlte, was mit ihm vorging, ohne ſein Geſicht zu ſehen; aber ſie blieb unbeweglich ſtehen; auch ihre ſtarren, bleichen Züge zeigten keine Veränderung. Endlich erholte er ſich. Er trocknete die Thränen, was ſie nicht zu bemerken ſchien, drückte ſie ſanft von ſich, nöthigte ſie, wieder Platz an ſeiner Seite zu nehmen und ſprach dann gefaßt und ruhig:

„Meine Verbindung mit Monia war ein großer Fehler. Ich bemerkte es bald nach unſerer Verheirathung; aber das Geſchehene konnte nicht wieder gut gemacht werden, und es blieb mir nichts zu thun übrig, als all' meine Kraft daran zu ſetzen, mein ſchweres Schickſal zu ertragen. Ich hatte mit dem Einſatz meines ganzen Glückes mein Loos in der großen Lotterie des Lebens genommen und eine Niete gezogen. Ich erkannte ohne Mühe Monias erſchreckliche Hohlheit und Frivolität, aber ich konnte ihr nicht einmal einen Vorwurf deswegen machen. Jeder Verſuch, ſie zu ändern, wäre ein vergeblicher geweſen. Monia iſt eben von Natur oberflächlich und herzlos, gerade wie ſie ſchön iſt. Sie könnte Niemand lieben, auch wenn ſie es wollte. Sie würde einen anderen Mann, der ihr geiſtig näher ſtände, vielleicht glücklich gemacht, aber ſie würde ihn nicht mehr geliebt haben, als ſie mich liebt. Ich aber bin ihr nie Etwas geweſen, und kann ihr nie etwas ſein und werde dereinſt aus ihrem Leben verſchwinden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen, wie ein Stein, der in das Meer geworfen iſt. Sie iſt von ſchlechter Art. Sie hat keine Freude am Edlen. Sie hat kein Mitleiden. Ich wollte ſie wäre todt! Sie hat nie etwas Gutes im Leben gethan, und wird nie etwas Gutes thun! Sie hat mein ganzes Glück zerſtört.“

„Warum trennſt Du Dich nicht von ihr?“ fragte Katharina.

„Ich habe kein geſetzliches Recht dazu, kaum einen Vorwand. Monia iſt nicht poſitiv ſchlecht; ſie iſt einfach nicht gut. Eine Scheidung würde vor Gericht gar nicht zu begründen ſein. Eine freiwillige Trennung aber, die ihr unter gewiſſen Bedingungen möglicherweiſe ganz lieb wäre, könnte die Lage verſchlimmern.“

„Und doch haſt Du nie geklagt, wenn Du nach Schottland kamſt; ja, Du ſchienſt uns allen ganz glücklich.“

Digitized by Google

„Ich habe mich nicht zu verstellen brauchen, um Euch ruhig zu erscheinen. Ob ich glücklich war oder nicht, das konntet ihr nicht bemerken, so lange ich darüber schwieg. Und bis vor Kurzem fühlte ich nicht das Bedürfniß, über meine Lage zu sprechen. Unerträglich ist dieselbe erst geworden, seitdem ich das Schlimmste: Schande für sie, für mich, für meine Kinder befürchten muß. — Wie soll ich Dir erklären, was bis dahin in mir vorgegangen ist? Ich habe Monias Mangel an Güte erst nach und nach entdeckt; ihre Häßlichkeit hat sich mir langsam enthüllt. Und es gab eine Zeit, als ich dafür nachsichtig war. Denn ich liebte sie. Ich hoffte lange, sie würde sich verändern, bessern, sie würde durch den Verkehr mit mir treu und gut werden. Als ich zu der Erkenntniß kam, das dies unmöglich sei, da war sie mir gleichgültig geworden. Deshalb konnte ich auch gewöhnlich ruhig sein — und ohne Anstrengung oder Heuchelei. Und wem hätte ich auch klagen können? — Aber oftmals bin ich in der Nacht aufgewacht mit dem schweren Schmerz über mein Unglück. Es lag mir wie ein Stein auf der Brust; es war mir, als müßte ich ersticken. Und ich hörte ihre regelmäßigen Athemzüge neben mir. Ich bin dann leise aufgestanden und in ein anderes Zimmer gegangen; ich habe mich an das Fenster gestellt und hinausgeschaut in den dunkeln Park, und ich habe mich tief unglücklich gefühlt, weil mein Leben so freudenleer und hoffnungslos geworden ist. Einmal war sie mir gefolgt. Ich hörte ein leises Geräusch hinter mir, und als ich mich umwandte, stand sie vor mir, eine weiße Erscheinung, mit aufgelöstem Haar und schlaftrunkenen Augen. Ich schrie auf, als sähe ich ein Gespenst. Sie legte ihre warmen Arme um meinen Nacken und sagte mit ihrer weichen Stimme: ‚Komm, es ist kalt'. Daß mich mein Unglück nicht ruhen ließ, das ahnte sie nicht, das kümmerte sie nicht. Am nächsten Morgen hatte ich den Vorfall so gut wie vergessen. Ich war in der City und brauchte keine besondere Anstrengung zu machen, um meinen Geschäften in üblicher Weise nachzugehen."

„So hast Du seit Jahren keine Freude am Leben gehabt?"

„Ich bin nicht immer unglücklich gewesen. Ich habe manchmal mein Unglück auf längere Zeit vergessen, mich noch über Vieles freuen können: über die Kinder, über Johns Heimkehr und manches Andere. Ich bin in Bezug auf Monia nicht anspruchsvoll, ja, ich bin in dieser Beziehung so bescheiden geworden, daß ich mich sogar noch über sie freuen kann: über ihre Liebe zu den Kindern, ihre Schönheit, über kleine Aufmerksamkeiten, die sie mir von Zeit zu Zeit erweist. Manchmal, wenn sie lange Nichts gethan hatte, was mich verletzte, konnte ich mir sogar noch einbilden, ich habe mich in ihr getäuscht, sie sei nicht weniger gut als viele andere Frauen. — Jetzt, begreifst Du, weshalb ich Euch nicht unglücklich erschien."

„Ich verstehe Dich. — Aber ich verstehe nicht, weshalb das, was Du jetzt fürchtest, Dich gleichsam zu Boden wirft. Mußtest Du nicht darauf vorbereitet sein?"

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, wie ich Dir das erklären soll. Frauen denken in dieser Beziehung vielleicht anders und gerechter als Männer. — Unsere Ehe hat seit Jahren aufgehört eine glückliche zu sein; aber die Welt weiß davon Nichts. Monia gilt für eine tadellos anständige Frau, und sie war es auch, ist es vielleicht noch, in dem Sinne, den man in dieser Beziehung mit dem Worte ‚anständig' verbindet. — Wie schlecht und böse eine anständige Frau sein kann, das habe ich erfahren! Doch konnte ich mit ihr leben, so lange mir eine Befürchtung erspart blieb. Die Gefahr aber, die mir jetzt droht, hat mich ganz verwirrt. Es ist mir, als wäre ich bis dahin noch nicht unglücklich gewesen und als wäre das, was dann über mich hereinbrechen würde, unerträglich. — Ich bin ein unglücklicher Mensch, an Monia gefesselt zu sein. Doch dies Elend würde ich tragen mein Leben lang, ohne darunter zusammenzubrechen; — aber mit der offenkundigen Schande — da könnte ich nicht leben."

„Was kann ich für Dich thun?"

„Ich weiß es nicht."

„Weshalb hast Du mich gerufen?"

„Weil ich mich von Lug und Trug umringt fühlte und einen treuen Menschen in meiner Nähe haben wollte. Mit John kann ich nicht sprechen, obgleich er mir näher steht als Du; er ist ein Mann, und er ist sein Freund."

„Du hast Recht gethan. Ich werde sorgen. — Und Harry, Eines verspreche ich Dir: So lange ich in ihrer Nähe bin, ist Deine Ehre sicher! Nun beruhige Dich! — Wirst Du schlafen können?"

Er saß noch eine Weile nachdenklich da, die Hände zusammengeschlagen, den Blick starr auf einen Fleck gerichtet. Endlich stand er auf und sagte zerstreut:

„Ich bin wie zerschlagen. Gute Nacht, Katharina!"

XI.

Katharina hatte ihrem Bruder John zunächst nur einen sehr dürftigen Bericht über ihre Unterhaltung mit Harry erstattet. Sie hatte sich darauf beschränkt, zu sagen, Harry sei mit seiner Frau unzufrieden, ihre Oberflächlichkeit mache ihn unglücklich und beunruhige ihn über die Zukunft. John schüttelte den Kopf. Diese Erklärung für die Traurigkeit seines Bruders wollte ihm nicht einleuchten.

„Ist in jüngster Zeit etwas vorgefallen, was ihn beunruhigt?" fragte er.

„Nein, es ist Nichts vorgefallen. — John, sie ist eine schreckliche Frau! Warum hat Harry sie genommen? Ein gutes schottisches Mädchen hätte ihn glücklich gemacht."

„Hat er von meiner Abreise gesprochen?"

„Nein. Wir haben nur von seinem Verhältniß zu seiner Frau gesprochen."

Der Californier war enttäuscht. Er hatte darauf gerechnet, daß sein

Digitized by Google

Bruder sich seiner Abreise von England widersetzen würde, und er hatte in seinem Geiste die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er Harrys Wünschen schließlich nachgeben werde. Zum wenigsten würde er ihm gern versprochen haben, in einer bestimmten kurzen Frist, in sechs Monaten etwa, von Californien nach London zurückzukehren. Aber nun war von ihm und seiner Reise gar nicht die Rede gewesen! — Er fühlte sich dadurch wie durch eine Vernachlässigung gekränkt. — Und doch war es die Anzeige seiner Abreise gewesen, die Harry zuerst in so große Aufregung versetzt hatte.

„Ich sehe meinen Weg nicht mehr," sagte John mißtrauisch. „Ich glaube, Du verheimlichst mir auch etwas. Jedermann scheint hier Geheimnisse zu haben: Du, Harry, Nick! Ich weiß nicht mehr, was ich von Euch und mir denken soll, wenn ich sehe, wie Ihr mich behandelt."

„Du nennst den Fremden auf gleicher Linie mit Deinen Geschwistern!"

„Er ist mein Freund!"

„Er ist nicht Dein Bruder! . . . Er gefällt mir nicht!" fuhr sie mit plötzlicher Leidenschaftlichkeit fort, die John erstaunt aufblicken machte. „Er gehört nicht zu uns! Was hat er hier zu suchen?"

„Bist Du von Sinnen!" fuhr John auf. „Er ist unser Gast, und wir schulden ihm Ehre!"

„Und schuldet er seinem Wirthe nichts?"

„Hat er in dieser Beziehung seine Pflichten verletzt?

„Was weißt Du davon? — Ich glaube, er sät Unfrieden und sinnt Verrath!"

John hatte nun einmal in seinem Kopfe festgesetzt, daß Nicolaus nach Nataliens Hand trachtete. Weshalb dem jungen Mann das so verdacht wurde, begriff John nicht. Der Gedanke, daß es sich um ein anderes weibliches Wesen als Natalie handeln könnte, kam ihm nicht. Aber es erschien ihm als Pflicht, den Freund zu vertheidigen, auch wenn er dadurch sein eigenes Glück mit zerstören half.

„Es ist erlaubt, um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise zu freien," sagte er.

„Um die Tochter des Hauses in ehrlicher Weise?" wiederholte Katharina mit bitterstem Nachdruck auf die Worte „Tochter" und „ehrlich".

John trat einen Schritt zurück und starrte seine Schwester erschreckt an. — Sie beantwortete seinen fragenden Blick durch ein bedeutungsvolles Neigen des Hauptes.

„Unmöglich," brachte John endlich hervor. „Er ist treu wie Stahl."

„Er ist wie alle Männer in den Händen einer Frau: ein schwankendes Rohr, unzuverlässig, weich wie Wachs. Sie hat ihn behext. Sie ist eine böse Hexe; es ist kein Tropfen guten Blutes in ihr!"

„Ich hoffe, Du irrst Dich, Katharina."

„Wir wollen sehen!"

So nachdenklich war John Maclean noch niemals in seinem Leben gewesen, wie er es nach dieser Unterredung mit seiner Schwester wurde.

Digitized by Google

Was ihn dabei verdroß, ja, worüber er sich schämte, das war, daß die Mittheilungen Katharinas ihn zwar im ersten Augenblick heftig erschreckt, aber schließlich doch nicht in dem Maße entrüstet hatten, wie dies hätte der Fall sein sollen. Und dazu kam, daß seine unverzeihliche Nachsicht nicht etwa aus der Freundschaft für seinen alten Gefährten Nick entsprang; nein — er wagte nicht, es sich einzugestehen, und doch stand es klar vor seiner Seele: es war etwas in dem Unglück seines Bruders, was ihn nicht schmerzte. —

Katharina dagegen hatte keine Nebengedanken. Sie verfolgte nunmehr nur ein Ziel. Sie wollte die Verräther entlarven. Sie heftete sich stetig und still', nimmer müde, erschrecklich ermüdend, an Monias Schritte. Wo diese erschien, folgte ihr Katharina wie ein Schatten, ohne ein Wort der Erklärung für ihre Anwesenheit zu geben, ohne im mindesten den Mißmuth zu beachten, den ihre Zudringlichkeit binnen weniger Tage bei dem Opfer derselben hervorrufen mußte. — Was Katharina that, das that sie nicht zu ihrem Vergnügen; und es war für sie ohne Interesse, ob sie damit Andern Freude machte oder nicht. Es handelte sich für sie nur darum, ihrem Bruder zu nützen, ihm Aufklärung zu verschaffen. Alles Andere war in dem Augenblicke Nebensache für sie. — Aber sie war in ihrem rücksichtslosen Eifer zu weit gegangen. Frau Monia lehnte sich auf. Sie klagte Harry unbefangen und unverhohlen ihr Leid.

„Deine Schwester ist hier herzlichst willkommen," erklärte Frau Monia ihrem Mann in dem Ton einer Frau, die sich in ihren unantastbaren Rechten gekränkt sieht. — „Ich bin ihr auf das Freundlichste entgegengekommen und werde dies auch in Zukunft thun; aber ich wünschte, Du machtest sie darauf aufmerksam, daß wir hier in England in Bezug auf unsere Gäste und Wirthe andere Sitten haben als in Schottland zu herrschen scheinen. Ich will unberücksichtigt lassen, daß ich mich von Deiner Schwester, sobald ich mit ihr zusammen bin, fortwährend beobachtet fühle, ja, daß sie jeden Hausbewohner und das ganze Hauswesen auf das strengste zu überwachen scheint. Sie beginnt ihre Inspectionen, sobald sie aufsteht und unterbricht sie selbst während der Mahlzeiten nicht. Wenn sie die Suppe ißt, schweifen ihre Augen langsam und unermüdlich von Einem zum Andern. Es kann kein Wort, kein Blick gewechselt werden, ohne daß sie es zu notiren scheint. — Das ist eine Eigenthümlichkeit, unter der wir Alle zu leiden haben und von deren Beschwerde ich meinen Theil mittragen will, ohne mich zu beklagen; aber dieselbe äußert sich mir im Besondern gegenüber in einer Weise, die mir lästig wird. — Deine Schwester verfolgt mich auf Schritt und Tritt, von dem Augenblick an, wo ich mein Zimmer verlassen habe. Da ich ihr dabei unmöglich eine böse oder auch nur unfreundliche Absicht unterschieben kann, so nehme ich an, sie hält sich mir gegenüber verpflichtet zu dieser steten Begleitung, die übrigens für sie eben so ermüdend sein muß wie für mich. Ich könnte ihr darüber nichts sagen, ohne sie zu verletzen. Dies entspricht nicht meiner Absicht, und würde mir peinlich sein; deshalb bitte ich Dich, mit ihr darüber zu reden. Eine Bemerkung von Dir, daß

Digitized by Google

es bei uns Sitte ist, die persönliche Freiheit eines Jeden möglichst zu achten, wird sicherlich den gewünschten Erfolg haben. Sollte das nicht der Fall sein, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Lebensweise zu ändern. Ich bin kein Kind mehr, das seine Gewohnheiten mit Leichtigkeit aufgiebt. Ich habe es seit fünfzehn Jahren verlernt, stets Jemand um mich zu haben, niemals allein, ungestört zu sein. Und wenn ich in unserm Salon und Garten nie mehr meine eigene Herrin sein kann, so werde ich mir die wenigen Stunden Ruhe und Einsamkeit, deren ich bedarf, in meinem Schlafzimmer sichern."

Frau Monia hatte diese lange und wohl begründete Klage am Abend vor dem Schlafengehen geführt, als sie mit Harry allein war. Dieser hatte ihr zugehört, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen. Das Zimmer war matt erleuchtet durch eine Lampe, die in der Mitte auf einem niedrigen Tische stand, und deren mildes Licht noch durch einen farbigen Schirm gedämpft wurde. Er konnte Monias Gesichtszüge nicht deutlich erkennen. Aus ihrer Stimme klang nicht die geringste Erregung. So sprach eine Frau, die ihr gutes Recht gegen unbefugte Angriffe vertheidigt. — Aber dies überzeugte Maclean nicht. Er hatte sich seit Jahren seine Ansichten über Monia gebildet: dazu gehörte auch, daß sie in gewissen Rollen eine Schauspielerin ersten Ranges sei. Eben so ruhig, wie sie jetzt angriff, hatte sie sich stets vertheidigt, auch wenn sie im Unrecht war und dies wußte, und keinen Zweifel darüber hegen konnte, daß ihr Mann von ihrer richtigen Selbsterkenntniß überzeugt sei. Sie hatte den Grundsatz, niemals einzugestehen, daß sie Unrecht habe. Daß dies ungerecht sei, war ihr gleichgültig. Hatte sie irgend etwas Ungefälliges gethan und machte man ihr darüber einen Vorwurf, so setzte sie sich darüber hinweg, daß sie den Tadel durch ihre Handlung hervorgerufen hatte, und klagte nur darüber, daß ihr überhaupt ein Vorwurf gemacht werde. — „Du bist sehr unfreundlich," sagte sie dann und zog sich wie eine unschuldig Gekränkte zurück. — Das starke Gerechtigkeitsgefühl des Schotten empörte sich gegen eine solche Auffassung; aber er fühlte sich dagegen machtlos, denn er wußte aus Erfahrung, daß nichts seine Frau bewegen werde, auf den von ihm getadelten Vorfall selbst zurückzukommen, und daß jede neue Bemerkung darüber von Monia nur als eine neue Härte zurückgewiesen werden würde. — Schließlich sagte er sich dann gewöhnlich, daß er um eine „Kleinigkeit" — in den meisten Fällen handelte es sich in der That nur um Kleinigkeiten — zu großes Aufheben mache, und ließ den Gegenstand fallen, nicht ohne das bittere Gefühl, daß das gute Recht leide. Dann triumphirte sie — und nicht immer im Stillen. „Da hast Du Dich und mich wieder einmal recht unnütz geärgert," pflegte sie bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Ein anderes Mal sei doch vernünftiger." — Es waren Nadelstiche, mit denen sie ihn verletzte, aber es war, als seien sie vergiftet, so schmerzten sie ihn. — Aehnliche häusliche Scenen, die in den ersten Jahren der Ehe häufig gewesen, waren mit der Zeit selten geworden. Maclean vermied dieselben ängstlich, und Monia gehörte zu der

Digitized by Google

Klasse von Frauen, die wenigstens dann verträglich sind, wenn man ihnen in allen Dingen nachgiebt. Sie hatte seit Jahren ihren freien Willen und that beinahe nur noch, was ihr gefiel. Alle Angriffe auf ihre Selbständigkeit waren von ihr systematisch zurückgewiesen worden — selten mit ehrlichen Waffen. Das kümmerte sie nicht. — Johanna, Harrys jüngstes Kind, fand es ganz in der Ordnung, ihren Bruder mit den Nägeln zu kratzen, wenn sie sich mit ihm zankte. Der kleine Harry weinte und wurde wüthend. Aber er war ein richtiger Junge, und es wäre ihm unmöglich gewesen, seine Schwester wieder zu kratzen. — Maclean fühlte sich von den rosigen Nägeln seiner Frau zerfleischt; — er knirschte dazu mit den Zähnen, aber es war ihm unmöglich, mit denselben Waffen zu kämpfen wie sie. Ihr Gleichmuth, ihre Höflichkeit, ja nicht selten ihre Zärtlichkeit nach solchen Scenen waren ihm ein Gräuel. — Aber auch dagegen war er machtlos. — Er hatte eine Furcht: er wußte, daß er jähzornig werden konnte. Manchmal fühlte er, angesichts der Ungerechtigkeit Monias, das Blut in seinen Adern kochen. Er kämpfte mit der Kraft eines starken männlichen Willens gegen solche Aufwallungen. Aber wenn seine Kraft einmal nicht genügte, wenn der Zorn seiner Herr wurde! — Nein, das sollte nicht geschehen! — Wenn er fühlte, daß ihm ob ihrer Ungerechtigkeit das Blut zu Kopf stieg, so entfernte er sich aus ihrer Gegenwart; und sie sah ihm dann achselzuckend und lächelnd nach. Sie wußte in solchen Fällen nicht, daß sie in Lebensgefahr geschwebt hatte. — Und wenn sie es gewußt hätte, so würde das auch nichts an ihrem Benehmen geändert haben.

In dem vorliegenden Falle, gelegentlich ihrer Klagen über Katharinas Benehmen, erkannte Maclean, daß er seine Schwester nicht vertheidigen konnte. Es war wieder die alte, elende, verächtliche Geschichte. — Daß Katharina guten Grund hatte mißtrauisch zu sein — davon war nicht die Rede, sollte und konnte nicht die Rede sein! Aber daß Katharina ihre Schwägerin überwachen zu wollen schien, — das war unerträglich, dagegen erhob sich der starke Einwand. — Frau Monia hatte, nachdem sie gesprochen, Harry ungestört seinen Gedanken überlassen und sich mit ihrer Toilette beschäftigt. Jetzt stand sie im Nachtgewand vor ihm und sagte freundlich:

„Ich darf wohl darauf rechnen, daß Du Deiner Schwester meine Wünsche mittheilst. Dein Takt und Deine Liebe zu ihr bürgen mir dafür, daß dies in schonender Weise geschieht. — Gute Nacht! — Ich bin müde."

Sie reichte ihm die Wange zum Kuß, die er mechanisch, kalt berührte, und legte sich nieder; und bald darauf zeigten ihre regelmäßigen, tiefen Athemzüge, daß sie des erquickenden Schlafes ruhe, dessen sich der Gerechte seltener erfreut, als der Herzlose. — Er stand leise auf und verließ das Zimmer, auf den Fußspitzen. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, richtete sich Frau Monia im Bett in die Höhe und blickte nachdenklich um sich, mit einem sorgenvollen Ausdruck auf dem Gesichte. Nach einer Weile

Digitized by Google

athmete sie tief auf und strich sich mit der flachen Hand über die Stirn, als wollte sie die Sorgen entfernen, die sich darauf gelagert hatten. Dann legte sie sich wieder nieder, und nachdem sie sich noch einigemale unruhig im Bett hin- und hergeworfen hatte, schlief sie ein. — Harry aber war ohne weiteres zu seiner Schwester gegangen, um dieser von der letzten Unterredung mit seiner Frau Mittheilung zu machen.

Die beiden Geschwister saßen sich stumm gegenüber.

„Ich werde in Zukunft vorsichtiger sein," sagte Katharina nach einer längeren Pause. „Ich will es nicht mit ihr verderben. Sie soll kein Recht haben, mich aus diesem Hause zu vertreiben." — Sie schwieg wieder, und dann setzte sie plötzlich hinzu: „Ich begreife nicht, weshalb Du den Menschen länger in Hause duldest, diesen Menschen, der so erbärmlich ist, einen Freund zu verrathen."

„Ich weiß nicht, ob er mich verräth. Ich fürchte nur, daß er es thut."

„Nun, der Dich verrathen würde, wenn er Gelegenheit dazu hätte."

„Das weiß ich auch nicht . . . Ich klage sie allein an."

„Aber weshalb willst Du ihn nicht entfernen, da er doch einmal die unmittelbare Ursache Deiner Unruhe ist?"

„Die unmittelbare Ursache meiner Unruhe ist Monia, und die kann ich, Gott sei es geklagt, nicht entfernen!"

„Du hast auf alles Antwort," entgegnete Katharina; „aber was Du sagst, überzeugt mich nicht. Der Mensch giebt Aergerniß — entferne ihn! Warte ab, was später kommt. Vielleicht trifft nicht ein, was Du für die Zukunft fürchtest. Kümmere Dich um die Gegenwart. Entferne den Menschen!"

„Es geht nicht, Katharina. Das hieße alle Welt in mein Unglück einweihen, und das soll nicht sein — wenigstens nicht, bis die Schande mir sonnenklar vor Augen liegt . . . Dann wird es ein großes Unglück geben. — Dann sei Gott ihr gnädig!"

Er hob die geballte Faust drohend in die Höhe. Er sah furchtbar aus.

„Harry!" rief Katharina ängstlich.

Er biß die Zähne zusammen, so daß die Backenknochen auf seinem hagern Gesicht hervortraten und dasselbe breit und erschrecklich machten und wiederholte heiser, die Worte zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervorstoßend: „Dann sei Gott ihr gnädig!"

XII.

Während der nächsten Tage ging eine Veränderung in der Lebensweise Monias vor, die nicht verfehlen konnte, Katharinas und Harrys Aufmerksamkeit und Mißtrauen zu erregen. — Frau Monia war stets Herrin ihrer Bewegungen gewesen. Es war ihr nie eingefallen, von ihren Gängen und Wegen Rechenschaft abzulegen, und Niemand hatte das je von ihr gefordert. Sie war, wenn Harry des Abends nach Lower Norwood zurückkam, stets

Digitized by Google

zu Hause; und wenn sie dann nicht aus freien Stücken erzählte, was sie während des Tages vorgenommen hatte, so erfuhr Maclean davon nichts, da er nie eine Frage darüber an sie richtete. — Er wußte jedoch, daß Frau Monia am Tage nur selten ausging. Sie hatte von ihrer slavischen Abkunft eine gewisse körperliche Trägheit. Es war ihr eine Anstrengung, sich gerade zu halten; sie schritt langsam. Ein Stuhl mit einer steilen Lehne, auf dem sie nicht halb ausgestreckt ruhen konnte, war ihr ein Marterinstrument. Sie verbrachte einen großen Theil des Tages auf einer Chaiselongue: schlafend, träumend oder nachlässig mit einer nutzlosen, weiblichen Arbeit beschäftigt; und wennschon sie in herrlicher Gesundheit prangte, so klagte sie doch fortwährend über Ermüdung. Die Antwort auf die Frage, die Maclean des Abends, wenn er nach Hause kam, mechanisch an sie richtete: „Wie geht es Dir?“ — überhörte er in den meisten Fällen, denn sie lautete ein- für allemal: „Ich fühle mich etwas angegriffen.“ — Glaubte er zu bemerken, daß sie in der That ermüdet aussehe, und fragte er dann höflich: „Was fehlt Dir?“ so antwortete sie: „O, es ist nichts . . . es wird vorübergehen. Beunruhige Dich nicht.“

Er beunruhigte sich nicht. Er hätte sich nicht beunruhigt, und wenn sie auf dem Sterbebette gelegen hätte. Sie täuschte sich in Beziehung auf seine Gefühle für sie vollständig. Sie erkannte bei ihm, wie bei allen Menschen, mit schnellem Blick gewisse Eigenschaften und Fehler, die auf der Oberfläche lagen, besonders wenn solche Eigenthümlichkeiten Aehnlichkeit mit ihren eigenen hatten; aber was darunter vorging, war für sie ein Buch mit sieben Siegeln. Sie hatte einmal in einem Roman gelesen, das Weib sei ein sehr complicirtes Wesen. Dies hatte ihr gefallen und galt fortan in ihrem Geiste für unbestreitbare Wahrheit. — Es war interessant, ein feines, ein complicirtes Wesen zu sein, gegenüber den aus gröberem Material zusammengesetzten, verhältnißmäßig einfachen und häufig recht einfältigen Männern. — Die Triebfedern, welche viele Frauen bewegen, hatte sie an sich selbst erkannt: Eitelkeit, Gefallsucht, Herrschsucht, Vergnügungssucht und eine gewisse, blendende Aufopferungsfähigkeit. Ihr Urtheil über Frauen war, wenn auch nicht immer ein richtiges, so doch in vielen Fällen ein geistreiches, möglicherweise zutreffendes. Und so bildete sie sich ein, die Menschen zu kennen, das heißt Frauen und Männer. — Sie kannte nur Ihresgleichen. Sie wähnte guten Glaubens, Harry liebe sie noch wie früher, seine Bekümmerniß rühre nur daher, daß eine gewisse Verstimmung zwischen ihm und ihr eingetreten sei, und er würde dankbar ihre Hand ergreifen, wenn sie sie ihm darreichen wollte. Daß sie etwas in Harry Maclean getödtet hatte, was nie wieder zum Leben erweckt werden konnte, das ahnte sie nicht. — Er würde ihre Hand wüthend zurückgeschleudert haben, wenn sie sie ihm geboten hätte; er wollte keine Gemeinschaft mehr mit ihr; er erstrebte nur, neben ihr in Frieden zu leben; denn in seinem Herzen hatte sich ein unerschöpflicher Schatz von Bitterkeit angesammelt, gegen das Weib, das er geliebt, und die sein Lebens-

Digitized by Google

glück zerstört hatte: absichtslos, rücksichtslos, gedankenlos, wie ein Kind ein Spielzeug zerbricht — und ohne den leisesten Anflug von Reue.

Katharina hatte sich seit der letzten Unterredung mit ihrem Bruder angelegen sein lassen, ihrer Schwägerin keinen Grund zu Klagen über sie zu geben. Sie beobachtete dieselbe zwar mit nimmermüdem Mißtrauen, aber sie that es fortan mit größerer Zurückhaltung, und Frau Monia war wieder freie Herrin ihrer Bewegungen. Katharina gesellte sich nur noch während der Stunden zu ihrer Schwägerin, die alle Einwohner des Hauses um den Familientisch oder im Salon zu vereinen pflegten; während der übrigen Zeit ging sie allein oder mit Natalie und den jüngeren Kindern im Garten spazieren, oder sie saß auf ihrem Zimmer, wo sich Niemand um sie kümmerte, und sie sich um Niemand zu kümmern schien. Aber in Wahrheit saß sie dort wie auf einem Beobachtungsposten. — Und so bemerkte sie eines Tages, daß ihre Schwägerin um zwölf Uhr Mittags ausging, zu einer außergewöhnlich frühen Stunde für Frau Monia, die ihren Morgenanzug selten vor drei Uhr Nachmittags abzulegen pflegte. — Die Schwägerin trug an jenem Tage ein einfaches, dunkles Kleid und einen ebenso unscheinbaren, dunklen Ueberwurf. — Katharina sah nach der Uhr. — Wenige Minuten, nachdem Monia gegangen war, erscholl von der naheliegenden Eisenbahnstation das Pfeifen eines abgehenden Zuges. Katharina suchte in dem kleinen Fahrplan für die Londoner Localzüge, den sie in ihrem Portemonnaie trug: — „12,10 Nm. directer Zug nach London."

Sie sprach am Abend noch nicht von diesem Ausflug ihrer Schwägerin, die um vier Uhr, eine Stunde vor Harry, nach Lower Norwood zurückgekehrt und seitdem bis zum Essen auf ihrem Zimmer geblieben war.

Zwei Tage darauf ging Monia wieder aus: genau zu derselben Stunde, genau in demselben Anzuge wie das erstemal; und bald darauf wurde der Ausflug von ihr unter denselben Umständen wiederholt. Katharina hegte fortan keinen Zweifel mehr darüber, daß Frau Monia sich außer dem Hause mit Ohlsen treffe, und äußerte nun diesen Verdacht ihrem Bruder gegenüber. Ihr Haß gegen ihre Schwägerin war ein erbitterter geworden. Die Frau, die ihren Bruder unglücklich gemacht hatte, sie sollte entlarvt werden. Harry würde darüber sehr unglücklich sein, aber nicht unglücklicher, als er es schon war; und er würde die Katastrophe überwinden, und Friede würde wieder in seine Brust ziehen. Alles war besser für ihn als diese schwere, schwüle, bange Ungewißheit, diese Furcht vor einem nahenden Ereigniß, die ihm alle Kraft und Energie zu nehmen schien und ihn in kurzer Zeit um viele Jahre gealtert hatte.

Harry Maclean hörte dem Bericht seiner Schwester mit finsterer Miene zu. Nachdem sein Verdacht erregt worden war, hatte er bemerkt, daß Monia ihre gesellschaftlichen Beziehungen seit einiger Zeit gänzlich vernachlässigte, daß sie fast jeden Abend zu Hause zubrachte und außer Ohlsen eigentlich keinen Fremden mehr sah. Jetzt fiel ihm sofort ein, daß Ohlsen während

Digitized by Google

des ganzen Nachmittags unsichtbar gewesen war. — Maclean hatte seinem Gast, unmittelbar nach dessen Ankunft in London, ein kleines Zimmer auf der Bank zur Verfügung gestellt.

„Wenn Sie etwas in London zu thun haben oder einen Brief schreiben wollen — da ist ein Zimmer für Sie und ein Pult," hatte er damals gesagt.

Ohlsen hatte das Anerbieten angenommen, und während der ersten Wochen seines Aufenthaltes im Hause des Directors diesen fast täglich nach der City begleitet. Er hatte London kennen lernen wollen, Einkäufe gemacht, und er war dann nicht selten erst am Abend mit Harry nach Lower Norwood zurückgefahren. Später waren seine Besuche auf der Bank seltener geworden. Er hatte in London gesehen, was ihn interessirte, und seine Einkäufe beendet. Er zog den ruhigen, schattigen Park von Lower Norwood dem heißen, staubigen London vor. Nichts war erklärlicher. Harry hatte es ganz natürlich gefunden. Aber wenn Ohlsen nun auch seltener nach London kam, so war er doch niemals dort gewesen, ohne einen Besuch auf der Bank zu machen. Er hatte dort gewöhnlich Briefe geschrieben oder irgend etwas, eine Kleinigkeit, die er gekauft, niedergelegt; und in allen Fällen hatte er wenigstens eine Fahrt, die nach London oder die von London nach Lower Norwood, in Gesellschaft seines Wirthes gemacht.

An dem Tage, da Katharina Monias Ausgehen beobachtet hatte, war Ohlsen frühzeitig, jedoch später als Harry aus Lower Norwood verschwunden und um halb fünf Uhr, eine halbe Stunde vor der Rückkehr des Hausherrn, dort wieder aufgetaucht. Als dieser am nächsten Tage in das Bankgebäude trat, sagte er dem Portier:

„Wenn Herr Ohlsen kommen sollte, so zeigen Sie es mir an."

Er wiederholte diese Weisung am nächsten Tage und bedeutete den Portier, daß sie auch für die folgenden Tage gelte. Er fragte jeden Tag, wenn er die Bank verließ, ob Herr Ohlsen gekommen wäre, und erhielt jedes Mal denselben Bescheid:

„Nein, Herr Director."

Und doch war Ohlsen seitdem dreimal und zwar an denselben Tagen wie Frau Monia von Morgens früh bis um halb sechs Uhr Nachmittags von Lower Norwood abwesend gewesen.

Eines Abends bei Tische erwähnte Frau Monia ganz beiläufig, sie sei in der Stadt gewesen: bei Valerie.

Harry Maclean erhob die Augen nicht von seinem Teller, als seine Frau diesen ungewohnten und unverlangten Bericht erstattete, aus Furcht, den Blicken seiner Schwester zu begegnen; denn der Name Valerie Didier war schon verschiedene Male in den Gesprächen zwischen ihm und seiner Schwester ausgesprochen worden und zwar als der einer sichern Verbündeten Monias, und aus dem Grunde nicht unverdächtigen Person.

Valerie Didier, eine Französin, war mit Monia in demselben Pariser

Digitized by Google

Pensionat erzogen worden. Ihre Eltern galten für reich. Valerie hatte sich auf der Schule durch die Kostspieligkeit ihrer Toiletten ausgezeichnet, und Monia hatte sich zu dem freundlichen, hübschen Mädchen hingezogen gefühlt, in dem sie in der Schule eine Bewunderin ihrer Schönheit und außerhalb des Pensionats eine Freundin fand, in deren Familie sie mit offnen Armen aufgenommen wurde. Dies hatte große und von Monia gewürdigte Annehmlichkeiten. Herr und Frau Didier „empfingen" nämlich jede Woche zwei-, wohl auch dreimal. Man traf dort schöne, elegante Frauen, heirathsfähige junge Mädchen von hervorragender Schönheit oder ansehnlicher Mitgift und vornehme oder reiche, liebenswürdige Männer, und man „amüsirte" sich besser bei ihnen als in den meisten andern Pariser Salons. — Dort, bei den Didiers, hatte Monia auch ihren ersten Mann, den reichen, griechischen Bankier Antoniades kennen gelernt, und ihre Verlobung mit diesem war im Didierschen Hause gefeiert worden. — Bald darauf hatten Monia und Valerie sich getrennt. Jene war ihrem Manne nach London gefolgt, diese in Paris geblieben. Sie hatte gerade im Begriff gestanden, sich mit einem vornehmen, jungen Franzosen zu verheirathen, als ihr Vater plötzlich gestorben und damit offenkundig geworden war, daß er sich gänzlich ruinirt habe, und daß seine hübsche, verwaiste Tochter nicht einen Pfennig Mitgift bekommen werde. Der Herr Bräutigam, der auf mindestens dreimalhunderttausend Franken — „ohne die Hoffnungen" — gerechnet hatte, um seine eigene arg zerrüttete Stellung liquidiren zu können, hatte sich „zu seinem lebhaften Bedauern" genöthigt gesehen, auf das Glück zu verzichten, Valerie heimzuführen. Seine Verhältnisse gestatteten ihm nicht den Luxus einer mitgiftlosen, anspruchsvollen Frau. Es fiel Niemand ein, ihn deswegen zu tadeln; die Schuld an dem Unglück der armen Valerie traf den verstorbenen Papa Didier. — Jene lebte nun eine Zeitlang mit ihrer Mutter in Paris, wo die beiden Frauen eine kümmerliche, einsame Existenz führten, das bittere, harte, trockne Brot der Vernachlässigung aßen und bei der Gelegenheit einen großen Vorrath von Galle in sich aufsammelten. Frau Didier starb daran; „gebrochenen Herzens" sagten ihre ehemaligen Freunde.

Die doppelt verwaiste Valerie sah sich mit hungrigen Augen in der Welt um, und ihr Blick fiel zufälligerweise auf ihre Jugendfreundin Monia, von der sie seit Jahr und Tag getrennt gelebt, und die sie gänzlich vergessen hatte. Sie las nämlich eines Tages unter den „Echos" des „Figaro", daß Frau Monia Antoniades, von deren unübertrefflicher Schönheit die Pariser Kenner dankbare Erinnerung bewahrt haben würden, sich nach dem Tode ihres ersten Gatten mit dem reichen Bankier, Herrn Harry Maclean, Director einer großen englischen Bank und vielfachem Millionär, vermählt habe. — Alle wohlhabenden Engländer galten im „Figaro" für vielfache Millionäre; aber auch ein ganz einfacher würde Valerie veranlaßt haben, sich ihrer geliebten Freundin wieder zu erinnern. Sie schrieb ihr einen rührenden

Digitized by Google

Brief, der auf Monias Herz einen gewissen Eindruck machte. Diese lebte damals in den Flitterwochen ihrer zweiten Ehe, fühlte sich sehr glücklich und war nicht abgeneigt, zum Glück Anderer etwas beizutragen. Sie ließ Valerie nach London kommen, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, das hübsche Mädchen dort zu verheirathen; aber eine Enttäuschung wartete ihrer bei dieser Begegnung. Die Jahre des Kummers, der Noth und der Erbitterung hatten doppelt und dreifach für die arme Valerie gezählt. Sie sah aus wie eine Person von vierzig Jahren und präsentirte sich mit den eckigen, harten, ungefälligen Manieren einer nach keiner Richtung hin begehrenswerthen, alten Jungfer. Nur Eines war hübsch an ihr — und diese hübsche Eigenschaft rettete sie: ihre absolute, vollständige Ergebenheit, Liebe und Treue für Monia, die sie, Valerie, nie vergessen hatte, und von der sie bis zum Tode nun hoffentlich nichts mehr trennen werde. — Die Ertrinkende griff nach einem Strohhalm, und der Strohhalm hielt sie über Wasser. Frau Monia war für so viel Liebe und Treue nicht unempfänglich und unterzog sich der schweren Mühe, Valerie zu retten. Sie verzichtete darauf, ihre Jugendfreundin unter die Haube zu bringen; aber sie verschaffte ihr unermüdlich Stellen als Erzieherin, französische Lehrerin, Dame de compagnie und betrieb die Sorge um die arme Valerie als einen Sport, der sie um so angenehmer zerstreute, als er der einzige dieser Art war, dem sie sich hingab.

Valerie hielt es nirgends lange aus. Sie hatte das Unglück, überall die unartigsten Kinder, die unliebenswürdigsten, anspruchsvollsten, rücksichtslosesten Herrschaften zu finden; und hie und da mußte sie sogar, trotz ihrer spitzen Nase und glanzlosen Augen, gegen die Eifersucht irgend einer jungen, geschmacklosen Engländerin kämpfen. Doch gingen einige Jahre darüber hin, bis Valerie, die ihre Toilette selbst in Ordnung hielt und bei der Gelegenheit einen gewissen Grad von gutem Geschmack entwickelt hatte, auf die glänzende Idee kam sich als, „Couturière française" in Regent-Street niederzulassen. Der Bankdirector schoß die dazu nöthigen, nicht unbedeutenden Geldsummen auf Bitten seiner Frau vor, und „Madame Monia Maclean" wurde als erste Klientin in die Bücher des Hauses „Mademoiselle Didier de Paris" eingetragen. — Damit hatte die Sorge um die Jugendfreundin vorläufig ein Ende. Die Verbindung mit derselben dauerte aber ungetrübt fort. Die Ergebenheit der Beschützten für ihre Wohlthäterin kannte keine Grenzen. Monia konnte auf ihre Valerie wie auf sich selbst bauen. Es war eine rührende Freundschaft, und es war unerklärlich, daß diese Verbindung zweier Seelen Herrn Maclean so wenig Sympathie einflößte. — Als dieser an dem Abend, an dem Frau Monia ihren Besuch bei Valerie erwähnt hatte, mit seiner Schwester allein war, lächelte er bitter und sagte:

„Wie albern Frauen sein können, wenn sie es gerade recht schlau zu machen glauben!"

Bitterste Eifersucht nagte an seinem Herzen. Nicht Eifersucht der Liebe —

Digitized by Google

nein, ein namenlos peinigendes Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer ihm zugefügten Schmach!

Eines Tages gegen zwölf Uhr konnte er sich nicht mehr bemeistern vor fieberhafter Ungeduld. Er wollte Gewißheit haben. Er stürzte aus der Bank und eilte nach London Bridge, der Station, wo der Zug aus Lower-Norwood mündete. Er wartete, hinter den Fenstern der Restauration versteckt, die Ankunft des 12,10-Zuges aus Lower-Norwood ab. Keiner der Ankommenden entging seinem spähenden Blick: Monia befand sich nicht darunter. Fast enttäuscht kehrte er nach der Bank zurück. — Am Abend berichtete Katharina, ihre Schwägerin sei nicht ausgegangen.

Am folgenden Tage konnte Maclean es schon von elf Uhr ab nicht mehr auf der Bank aushalten. Er stellte sich wiederum auf seinen gestrigen Beobachtungsposten, und unter den Letzten, die den Bahnhof verließen, erkannte er seine Frau. Er folgte ihr in vorsichtiger Entfernung. Sie schritt langsam, erhobenen Hauptes, wie die Hohepriesterin zum Altar — und die liebe Sonne beschien freundlich ihr schönes, stolzes Angesicht! — Er sah sie in ein „Cab" steigen, nachdem sie dem Kutscher, der die Adresse, die sie ihm nannte, nicht zu kennen schien, kurzen Bescheid gegeben hatte.

Harry's scharfes Auge erkannte mit Sicherheit die Nummer des davoneilenden Wagens. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Er strich mechanisch mit der Hand darüber, um den Schmerz, den er empfand, zu besänftigen.

Jetzt war sie in seiner Gewalt! — Er hatte in seiner Stellung als Bankdirector oftmals mit der Polizei zu thun gehabt; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, innerhalb weniger Stunden zu erfahren, wohin die Droschke gefahren, vor welchem Hause die Dame ausgestiegen war. — Sie hatte möglicherweise eine Finte gebraucht, zwei Wagen genommen oder einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt — aber wie leicht würde die Polizei dies einfältige Gewebe durchdrungen haben! Maclean hätte nur einem ihm bekannten, ganz vertrauenswürdigen Polizeibeamten gegenüber den Wunsch auszusprechen brauchen, daß seine Frau und Nicolaus Ohlsen während einiger Tage beobachtet würden, um sich mittels weniger Schillinge und ohne Befürchtung irgend einer Indiscretion den genauesten Bericht über die Art und Weise zu verschaffen, wie die Beiden ihre Zeit verbrachten, ob und unter welchen Verhältnissen sie sich trafen.

Sollte er diese Erkundigungen einziehen? — Hatte er nicht ein Recht dazu? — War es nicht seine Pflicht, sich selbst, seinen Kindern gegenüber? — War es schändlich, die Schande zu entlarven? — Was es nicht im Gegentheil feige, vor einer solchen Handlung zurückzuschrecken? — Er hätte sich zu dem Zweck einem Fremden anvertrauen müssen; aber das hielt ihn nicht zurück. In dieser Beziehung konnte er jedes Gefühl der Beschämung leicht unterdrücken. Derjenige, an den er dachte, um ihm bei dieser Gelegenheit behilflich zu sein, war nicht ein Mann, den Mißtrauen in Erstaunen setzen

Digitized by Google

konnte. Argwohn war diesem zur zweiten Natur geworden. Er würde das Gesuch des Directors angehört und notirt haben, wie der Kaufmann, dem ein alltägliches Geschäft vorgeschlagen wird.

Harry Maclean ging langsam, gesenkten Hauptes auf den wohlbekannten Wegen, die zur Bank führten, mechanisch vorwärts, unbekümmert um das Treiben der großen Stadt, das um ihn tobte und wogte. — Er wurde von einem hastig Vorüberschreitenden heftig angestoßen, so daß er vom Trottoir auf den Fahrweg stolperte. — Er bemerkte es nicht und schritt dort weiter. Die Gedanken schwirrten durch seinen armen Kopf. — Er zog ein Tuch aus der Tasche, um sich den Schweiß abzutrocknen, der in dicken Tropfen auf seiner Stirn perlte. Es überlief ihn dabei ein Schauder. Das Tuch trug ein eigenthümliches, durchdringendes Parfum, dessen sich seine Frau seit Jahren mit Vorliebe bediente. Er mußte aus Versehen eines ihrer Tücher genommen haben. Er warf es mit einer Bewegung des Ekels von sich, als sei es vergiftet gewesen.

Er schritt weiter. — Er ging über einen Platz, wo sich mehrere belebte Straßen kreuzten. Ein Constabler legte die Hand an seinen Ellenbogen und hielt ihn fest:

„Warten Sie einen Augenblick!"

Dann geleitete ihn der Mann auf die andere Seite der Straße, wie er es mit hilflosen Frauen oder Greisen zu thun pflegte, und entfernte sich, ohne ein Wort des Dankes abgewartet zu haben.

John Maclean schritt weiter. Er sah nach der Uhr — Ein Uhr! Jetzt war sie bei ihm . . . Seine wandernden Gedanken langten plötzlich bei einem französischen Ehebruchsroman an, den er vor einiger Zeit gelesen und seitdem vergessen hatte. Das schuldige Paar wurde in jener Erzählung von dem betrogenen Gatten in einer fremden Wohnung überrascht, in der es sich ein Stelldichein gegeben hatte. Der getäuschte Ehemann erstach den Liebhaber. Der Gerichtshof sprach den Mörder frei. Die Moral triumphirte. Dann fielen dem Unglücklichen zwei, drei andere Geschichten derselben Art ein, theils der Wirklichkeit entnommen, nämlich Zeitungsberichten, theils Büchern, die er vor Jahren gelesen haben mochte, und auf deren Titel und Verfasser er sich nicht einmal mehr besinnen konnte. — Es war immer dieselbe Geschichte: die schuldigen Paare waren unvorsichtig gewesen und ertappt worden. Und sie waren immer in dieselbe Grube gefallen: Rendezvous außer dem Hause; Briefe, die sie durch bestochene Dienstboten oder die gefällige Vermittlung kupplerischer Freunde und Freundinnen auf ganz sicherm Wege zu befördern meinten, und die schließlich doch an die falsche Adresse gelangt waren. Die Leute schienen alle angenommen zu haben, daß das, was sie thaten, außerordentlich verschmitzt sei, daß sie eine Entdeckung gar nicht zu befürchten hätten! Als ob Verrath an Freund und Mann nicht so alt wäre wie die Sünde und nicht immer wieder auf denselben, millionenmale betretenen, sumpfigen Pfaden wandle! — Ging nicht Monia, die sich

Digitized by Google

bergwohnt wußte, überwacht wähnen durfte, auch auf demſelben Wege einher, langſam, ſicher, ſtolz erhobenen Hauptes? . . .

„. . . in den Tod! — in ihr Verderben," ſagte er finſter vor ſich hin.

„Aufgepaßt! . . . Aus dem Wege! . . . Um Gotteswillen! . . Halt! halt! . . ."

Er hörte von allen Seiten ſchreien und rufen und ſtand wie eingeſchüchtert ſtill, ängſtlich um ſich blickend.

Wie beim Aufleuchten eines Blitzes ſah er, was um ihn vorging: ein wüſtes, bewegtes, großes Bild von tauſend Formen, Geſtalten, Geſichtern: Menſchen, Pferde, Wagen, eine graue Häuſerreihe, ein feuchtes Pflaſter . . . von allen Seiten eine wild geſtikulirende, ſchreiende Menge — aber er ſelbſt ganz allein, auf einem engen, freien Raum — einen Mann, der mit gehobenen Händen auf ihn zuſtürzte, als wollte er ihn fortreißen, aber noch ehe er ihn erreicht hatte, mit entſetztem Geſicht ſtehen blieb . . . und in demſelben Augenblicke fühlte er ſich von hinten mit furchtbarer Gewalt geſtoßen und zu Boden geworfen. Etwas Schweres ſchlug ihm auf die Schulter, auf den Rücken. Eine Secunde noch hatte er das Bewußtſein ſeiner Lage, wußte, daß er überfahren worden ſei — dann verlor er die Beſinnung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Zarenmord.

Von

Johannes Scherr.

Zürich.

I.

Als die Kunde deſſen, was 1881 am 1. März alten oder am 13. neuen Stils auf dem Quai des Katharinakanals in St. Petersburg geſchehen war, durch Europa flog, ſtaunte die Menge darüber als über etwas Neues, Niedageweſenes, Unerhörtes. Und doch handelte es ſich nicht um Solches und konnte man ſagen: Auch ſchon dageweſen. Wiederholt ſogar.

Zweierlei freilich ſtellte als neu ſich dar an dem mörderiſchen Geſchehniß vom 1. März 1881: — Alexander der Zweite war ja der erſte auf der Straße, ſo zu ſagen auf offener Bühne, und durch plebejiſche Hände ermordete Zar. Vorfahren deſſelben waren hinter den Kuliſſen und durch ariſtokratiſche Hände „expedirt“ worden, wie der kyniſch-höhniſche Kunſtausdruck von dazumal lautete. Am 17. Juli von 1762 wurde im Speiſezimmer des Luſtſchloſſes Ropſcha Zar Peter der Dritte mittels einer Serviette ſtrangulirt, welche der Fürſt Borjatinſki zu einer Schlinge gedreht und dem Opfer um den Hals geſchlungen hatte. In der Nacht vom 23. auf den 24. März von 1801 ward Zar Paul der Erſte in ſeinem Schlafgemach im michailow'ſchen Feſtungspalaſt in St. Petersburg mittels einer Schärpe erwürgt, welche der Gardeofficier Skariatin*) dem vom Fürſten Jaſchwil zu Boden geſchlagenen Opfer um den Hals wand und deren Enden der Graf Nikolai Zubow zuſammendrehte.

*) Der Prinz Eugen von Würtemberg (Helldorff: Aus dem Leben des P. E. v. W. nach deſſen eigenhändigen Aufzeichnungen, I, 137) ſchreibt „Serjaetin“, Bernhardi (Geſch. Rußlands, II, 2, S. 434) „Skarätin“.

Digitized by Google

Zwischen diese beiden Zarenmorde hinein war ein dritter gefallen, welcher aber weit weniger Lärm machte in der Welt und ziemlich unbemerkt vorüberging, wenigstens außerhalb Rußlands. Im Jahre 1764, in der Nacht vom 4. auf 5. Juli, wurde der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste in einer Kasematte der Schlüsselburg durch die beiden Officiere Wlassjew und Tschekin mittels Degenstichen umgebracht, infolge „höheren Befehls“.

Dies ist der Zarenmord, von welchem hier gehandelt werden soll.

Wer war Iwan der Sechste?

Ein Urenkel des Zaren Iwan des Fünften, älteren Bruders von Peter dem Ersten (genannt der Große), Enkel des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin und der Großfürstin Katharina, der ältesten Tochter Iwans des Fünften, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig und der Prinzessin Anna Leopoldowna von Mecklenburg, also Großneffe der Zarin Anna Iwanowna (Herzogin-Witwe von Kurland), nach dem kinderlosen Ableben dieser seiner Großtante als rechtmäßiger Zar und Kaiser aller Russen ausgerufen und anerkannt, dann infolge der Albernheit und des Leichtsinns seiner Mutter, welche für den Knaben hätte regieren sollen, durch seine Base Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Ersten, entthront und eingekerkert, endlich unter der Regierung Katharinas der Zweiten meuchlings gemordet. Im übrigen, mit einem großen englischen Dichter zu sprechen, nur „a phantom among men“, eine Schatten- und Schemenexistenz, eine Art von vorweggenommenem Kaspar Hauser, eine bleiche Kerkerpflanze, ein unreifes Geschöpf, um seines Namens und seiner kurzen Schein-Zarenschaft halber vom schlummerlosen Argwohn einer Usurpatorin bewacht und schließlich durch willige Handlanger eines erbarmungslosen Despotismus brutal zu Boden gestampft.

Man gewinnt von diesem traurigen Dasein nur den Eindruck, als sähe man einen blassen Schatten über die Bühne der Weltgeschichte huschen, so flüchtig, daß die Umrisse der Erscheinung kaum deutlich wahrgenommen werden können.

Dennoch lohnt es sich aus Gründen, welche ich zum Schlusse andeuten werde, wohl der Mühe, Ursprung, Verlauf und Ausgang dieser Schein-Zarenschaft einer Betrachtung zu unterziehen. Ich werde versuchen, dieselbe in den thunlich engsten Rahmen einzuschließen.

II.

Der Titan auf dem Zarenthron — ein Titan freilich, welcher in der einen Hand die Knute und in der anderen den Schnapshumpen hielt — Peter der Erste, dieses Ungethüm von Genie, Thatkraft und Lastern, dieser Gewaltmensch und Schreckensmann, welcher dem von ihm unternommenen Riesenwerk der Entasiatung und Europäisirung Rußlands den eigenen Sohn zum Opfer zu bringen nicht anstand, kam am 28. Januar von 1725 zu sterben. Dem schon im Todeskampfe Ringenden machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, zu bestimmen, wer nach ihm die Krone tragen sollte.

Digitized by Google

Er scheint dabei an seine zweite Frau, die „gekrönte" Zarin Katharina, das weiland „Mädchen von Marienburg", nicht gedacht zu haben. Hatte sie doch kurz zuvor die schnödeste Untreue an ihm begangen. Auch nicht an seinen Enkel Peter, hinterlassenen Sohn des infolge der Knutefolter gestorbenen Zarewitsch Alexei. Aber an wen sonst? Man weiß es nicht und kann nur vermuthen, daß er beabsichtigte, die Nachfolge in der Zarenschaft seiner schönen, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein verlobten Lieblingstochter Anna Petrowna zu übertragen. Wenigstens hieß der sterbende Herrscher sie kommen, versuchte dann seine Willensmeinung aufzusetzen und schrieb: „Uebergebt alles . . ." Aber weiter kam er nicht, Auge und Hand versagten den Dienst und die herbeigeeilte Prinzessin fand nur noch einen bewußtlos Röchelnden.

Kaum war der große Zar todt, so wurde offenbar, wie wenig weit eigentlich das Moskowiterthum noch aus dem asiatischen Wesen herausgekommen. Von der festgefugten Thronfolgeordnung europäischer Monarchieen, welcher Ordnung zufolge selbstverständlich der unmündige Enkel Peter dem Großvater hätte nachfolgen müssen, keine Rede. Die Festsetzung der Nachfolge vielmehr einer Anzahl unter sich entzweiter und von widerstreitenden Interessen geleiteter Magnaten und Großwürdenträger anheimgegeben. Hüben die asiatisch-altrussisch gesinnten Dolgoruki, Karakin, Galizin Trubetzkoi, Repnin, Saltikow, Narischkin und andere Bojarenhäuptlinge, drüben die europäisch-reformistisch gestimmten Helfershelfer und Handlanger des großen Zaren, welche schon um ihrer selbst willen das Werk desselben erhalten wissen wollten, die Jaguzinski, Makarow, Janowski, Buturlin, Ostermann und andere viele, mit dem märchenhaften Emporkömmling Menschikow an der Spitze. Diese Partei trug es, weil sie sicher und rasch handelte, über ihre Gegner davon und setzte die Nachfolge der Zaritza Katharina durch, deren ganze Stellung, deren Ansehen und Macht auf das engste mit dem Interesse ihrer Parteigänger verflochten war. So wurde die weiland Lagerdirne regierende Kaiserin von Rußland. Daß sie weder zu lesen noch zu schreiben verstand, kam dabei nicht in Betracht. Ihre Tochter Elisabeth diente ihr als Unterschreibungsmaschine. Wenige Monate darauf ließ sie auf Menschikows Betreiben die Hochzeit ihrer ältesten Tochter Anna mit Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vor sich gehen, damit die Prinzessin aus dem Lande käme. Die Anwesenheit derselben, sowie die ihres doch so herzlich unbedeutenden Gemahls, war dem allgewaltigen Minister unbequem, welcher daran arbeitete, seine Tochter Maria mit dem Großfürsten Peter Alexeiewitsch zu vermählen, d. h. zur Zarin in spe zu machen.

Denkwürdig ist, daß bei allen diesen Machenschaften von den beiden Nichten Peters des Großen, der Herzogin-Witwe Anna von Kurland und der Herzogin Katharina von Mecklenburg, gar keine Rede gewesen ist. Weder die Alt- noch die Neu-Russen scheinen hinsichtlich der Thronfolge

Digitized by Google

an diese Damen gedacht zu haben. Auch sie sollten aber bald in Frage kommen.

Katharina die Erste hielt nicht lange vor. Sie ließ den Menschikow regieren — d. h. stehlen und rauben, denn dieser „durchlauchtigste Fürst" war bekanntlich der gierigste Dieb und schamloseste Räuber im Zarenreich — während sie selber so energisch an ihrer Alkoholisirung arbeitete, daß sie schon im Mai von 1727 wegstarb.

Sie hinterließ ein sogenanntes Testament, von welchem man bis heute nicht recht weiß, wie es zustandegekommen. Kraft desselben war die Nachfolge in der Zarenschaft dem noch nicht ganz zwölfjährigen Großfürsten Peter Alexeiéwitsch zuerkannt, für welchen bis nach erreichtem sechszehnten Jahr der „Hohe Rath" die Regierung führen, auch dafür sorgen sollte, daß der junge Zar oder Kaiser mit der Tochter Menschikows sich vermählte. Die Regentschaft des „Hohen Rathes" blieb eine Redensart, denn Menschikow regierte oder vielmehr tyrannisirte das Reich ebenso unumschränkt und hochfahrend wie den knäbischen Peter den Zweiten. Aber auch nicht mehr lange. Denn die menschikow'sche Herrlichkeit endigte bald mit einer jener plötzlich hereinbrechenden Katastrophen, welche in der Geschichte russischer Günstlingsherrschaften gang und gäbe gewesen sind. Man könnte, ohne der Uebertreibung bezichtigt zu werden, sagen, daß, während in den schimmernden Sälen eines der Zarenpaläste noch alle die stolzesten Häupter der moskowitischen Magnatenschaft vor dem gerade herrschenden Günstling demüthig sich beugten, drunten vor der Pforte schon die Kibitke angespannt stand, welche den jählings Gestürzten nach Sibirien ins Elend fahren sollte. Ueberhaupt drängten sich ja die abenteuerlichsten Gegensätze in diesem Wirrsal von nur oberflächlich lackirter Barbarei, genannt russisches Hofleben des 18. Jahrhunderts. Dem Despotismus stand es da frei, seine tollsten Einfälle zu verwirklichen. Flüchtige Weiberlaunen machten im Nu Corporale zu Generalen oder degradirten Feldmarschälle zu gemeinen Soldaten. Peter der Zweite ernannte einen siebzehnjährigen dummen Jungen, seinen Spielgefährten und Ausschweifungsgenossen Iwan Dolgoruki, zum Oberkammerherrn mit dem Rang eines commandirenden Generals.

Dieser Oberkammerherr wurde in den Händen seiner Verwandten, der „vier" Fürsten Dolgoruki, ein Hauptwerkzeug zum Sturze Menschikows. Die Dolgoruki wollten eine ihrer Töchter zur Zarin erheben und im weiteren das heilige Rußland im altmoskowitischen Stile regieren und glücklich machen. Die von ihnen unter Menschikows Füßen gebohrte und geladene Ränkemine ging am 8. (19.) September 1727 los und sprengte den „Durchlauchtigsten Fürsten" zwar nicht in die Luft, aber doch mit seiner ganzen Familie nach Berefow in Sibirien. Die dem Gestürzten abgenommene Lug-, Trug- und Druckbeute war ungeheuer, ja geradezu unglaublich groß. Die triumphirenden Dolgoruki führten nun den jungen Zaren von Petersburg nach Moskau, wie zum Zeichen, daß mit dem Regierungssystem Peters

Digitized by Google

des Großen entschieden gebrochen werden sollte, und verlobten dort am Ende des Jahres 1729 den Vierzehnjährigen mit der siebzehnjährigen Katharina Dolgoruki. Zur Vermählung aber kam es nicht. Denn zu Anfang des Jahres 1730 erkrankte der durch vorzeitige Sinnengenüsse erschöpfte Zar-Knabe an den Blattern und starb am 19. (30.) Januar.

Wer sollte jetzt Zar oder Zarin aller Russen sein?

Indem die Magnaten und Großwürdenträger sich anschickten, diese Frage zu entscheiden, geschah etwas Außerordentliches, etwas in der Geschichte Rußlands ganz fremdartig Dastehendes.

Das war der unter Führung des greisen Fürsten Dmitri Michail Galitzin unternommene Versuch, dem zarischen Absolutismus einen so zu sagen constitutionellen Dämpfer aufzusetzen, weil „Rußland unter despotischer Herrschaft so viel gelitten habe".

Ob wohl dabei den russischen Großen vorschwebte, wie und wasmaßen die englischen Barone am 15. Juni von 1215 auf der Wiese Runymead an der Themse ihrem King John die „Magna Charta" abgepreßt hatten? Schwerlich. Es ist auch aus der Wahlcapitulation in 8 Artikeln, welche sie aufsetzten, keine russische Magna Charta geworden, sondern nur eine geschichtliche Curiosität, ein Papiersetzen, nur für Raritätensammler von Belang.

Die russischen Kurfürsten — denn als solche geberdeten sich die sieben Herren vom „Hohen Rath" und die von ihnen beigezogenen übrigen Großen — hatten an Throncandidaturen keinen Mangel. Diese Candidaturen wurden in ihrer unmittelbar nach dem Ableben Peters des Zweiten berufenen Versammlung zur Debatte gestellt, und zwar so, daß in Frage kamen die Großmutter des verstorbenen Zaren, die von Peter dem Großen verstoßene Eudoxia Lapuchin, dann die Zarenbraut Katharina Dolgoruki, ferner der erst anderthalbjährige Prinz Peter von Holstein, Sohn der inzwischen verstorbenen Großfürstin Anna Petrowna, weiter die Großfürstin Elisabeth Petrowna, ganz flüchtig auch die Herzogin Katharina Iwanowna von Mecklenburg und endlich, sehr ernstlich, die Herzogin-Witwe von Kurland Anna Iwanowna. Auf diese fiel die Wahl, nicht obgleich, sondern weil sie gar kein Recht auf die Krone hatte. Die Herren Kurfürsten wähnten nämlich, gerade darum müßte und würde die Erwählte die ihr auferlegte Wahlcapitulation unweigerlich annehmen.

Sie that auch wirklich so und ließ sich den Schein und Schatten von russischer Magna Charta gefallen, bis sie, zu Ende Februars von 1730 aus Mitau in Moskau eingetroffen, auf dem Thron sich festgesetzt hatte, Dann war von dem „Papiersetzen" weiter nicht die Rede, als nur insofern, daß über seine Verfertiger eine schwere Verfolgung erging. Die Zarin Anna herrschte dann unumschränkt, d. h. sie wurde von ihrem Günstling Bieren, welcher sich, weil das vornehmer klang, den Namen Biron beigelegt hatte und den seine zarische Freundin zum Herzog von Kurland ernannte,

Digitized by Google

unumschränkt beherrscht. Was unter Katharina der Ersten Menschikow gewesen, das war unter Anna Bieren, und so endete der kurzbeinige Anlauf der russischen Aristokratie, zu einem verfassungsmäßigen Regiment zu gelangen, mit dem kläglichsten Rückfall in die stumpfe Unterwerfung unter die reine, d. h. sehr unreine Willkürherrschaft. Es war also der Beweis erbracht, daß das „heilige" Rußland kein Boden für so profane Dinge wie Verfassungen, Parlamente und verantwortliche Regierungen. Die bedeutsamste unter der Regierung Anna-Biron oder vielmehr Biron-Anna getroffene Maßregel war ohne Frage die Zurückverlegung des Hofhalts von Moskau nach Petersburg. Damit war ausgesprochen, das russische Staatswesen wolle und werde an dem Europäismus, in welchen es Peter der Erste wohl oder übel und jedenfalls nur sehr nothdürftig hineingezwungen hatte, festhalten. Der Vicekanzler Ostermann, also ein Hauptträger der peter'schen Revolution, hatte der Zarin die Nothwendigkeit, von der Newa aus über Rußland zu herrschen, klarzumachen gewußt.

Anna Iwanowna hat ihren Günstling 10 Jahre und 8 Monate lang schalten und walten lassen. Ihre Zärtlichkeit für Biron suchte dessen Macht und Glanz auch noch über ihren Tod hinaus zu verlängern. Sie vermachte nämlich, im Sommer von 1740 schwer erkrankt, den Zarenthron nicht, wie man erwarten konnte, ihrer Nichte Anna Leopoldowna, sondern ihrem nur etliche Wochen zuvor von dieser geborenen Großneffen Iwan Antonowitsch, Sohn Anton Ulrichs von Braunschweig, Urenkel Iwans des Fünften, und sorgte zugleich dafür, daß durch eine Versammlung der ersten Magnaten und Würdenträger des Reiches weder die Mutter noch der Vater Iwans des Sechsten während dessen Minderjährigkeit mit Führung der Regentschaft betraut wurde, sondern Biron, der Herzog von Kurland. Die Zaritza Anna starb am 28. October, worauf Iwan der Sechste als Zar aller Russen und Biron als Regent ausgerufen wurden. Der Prinz von Braunschweig machte, von seiner Frau Anna Leopoldowna angestachelt, einen schüchternen und schwächlichen Versuch, die Regentschaft Birons für nichtig erklären und dieselbe auf die Mutter des Säuglings von Zaren übertragen zu lassen. Damit fuhr er aber übel ab, und wie er abfuhr, mag angeführt werden als ein prägnantes Beispiel, welchen Kränkungen und Demüthigungen deutsche Prinzen und Prinzessinnen von jeher und bis zu unsern Tagen herab um des sehr zweifelhaften Glückes moskowitischer Heiraten willen sich unterzogen haben. Anton Ulrich mußte es nicht nur hinnehmen, daß ihn Biron in verletzendster Weise abkanzelte, sondern er, der Vater des Kaisers, mußte sich auch in einer Versammlung der russischen Großen in's Gesicht sagen lassen, daß man ihm sein Gebaren verzeihe, weil er eben ein „Maltschik", zu deutsch ein unmündiger — oder zu noch deutscher — ein dummer Junge sei.

Digitized by Google

III.

Aber der Regent Biron sollte bald, schon nach 23 Tagen, dafür bestraft werden, daß er in seinem Hochmuth und in seiner Eitelkeit zweierlei nicht gehörig beachtete. Erstens, daß die Rachelust einer tödtlich beleidigten Frau nicht schläft, und zweitens, daß dicht in seiner Nähe ein Mann lebte, dessen großartiger Ehrgeiz anderen wohl die höchsten Titel, nicht aber die höchste Macht gönnen mochte.

Dies war Burkhard Christoph von Münnich, ein geborener Oldenburger, russischer Graf und Feldmarschall, fraglos einer der Hauptschöpfer des europäischen, d. h. europäisirten Rußlands. An ihn wandte sich die Mutter des in den Windeln liegenden Zaren Iwan als an ihren Rächer, und Münnich seinerseits war rasch entschlossen, diesem Vertrauen zu entsprechen. d. h. Biron zu stürzen, Anna Leopoldowna zur Regentin zu machen und in ihrem Namen das Reich zu regieren. Und der Feldmarschall, dazumal noch in seiner vollen Kraft, war ganz der Mann, das, was er wollte, auch ohne Zaudern zu thun. In der Nacht vom 8. (19.) auf den 9. (20.) November von 1740 führte er, von seinem Generaladjutanten Manstein als seinem Haupthandlanger unterstützt, den gut ausgesonnenen und kühnen Streich, der aber doch nur in dem Lande der Ueberraschungen, was Rußland dazumal war, gelingen konnte. Mit 80 Mann von einer Compagnie der preobraschenski'schen Garde, welche die Wache im Winterpalast und den Ehrendienst am Katafalk der noch unbeerdigten Kaiserin Anna hatte, machte sich der Feldmarschall, nachdem er der zaghaften Mutter Iwans ihr Gutheißen abgerungen, nach den Sommerpalast, der Behausung Birons, auf, drang ein und nahm den aus dem Schlaf aufgeschreckten Regenten, welchen seine Leibgarde auf Münnichs Aufforderung hin sofort schmählich preisgab, gefangen, obzwar der Verrathene und Verlassene mit Fäusten und Zähnen grimmig sich wehrte, bis er gebunden und geknebelt war. Er wurde sammt seiner Familie nach der Schlüsselburg gebracht und befand sich dann bald auf dem Wege dorthin, wohin er so viele vor sich hergesandt hatte, auf dem Wege in's sibirische Elend.

Seit Jermak Sibirien für Rußland erobert hatte, bildete und bildet noch jetzt, wie jeder weiß, das „Verschicken" dorthin einen Hauptkunstgriff der russischen Staatstechnik. Zur Zeit, von welcher wir handeln, hätte man freilich, wenn es damals schon einen Goethe'schen Faust gegeben, einen bekannten Satz desselben also parodiren können: Du glaubst zu verschicken und wirst verschickt.

Auch aus dem Verschicker Münnich sollte ja bald genug ein Verschickter werden. Das Schicksal gab ihm in derselben Nacht, wo er seinen großen Streich führte, einen sehr deutlichen Warnungswink, von welchem beim Shakspeare geschrieben steht:

„Wenn das Geschick den Menschen wohlthun will,
So blickt es sie mit drohenden Augen an."

Digitized by Google

Schade nur, daß solche wohlmeinende Drohblicke selten oder nie beachtet und verstanden werden. Der Feldmarschall hätte es sich sonst zu Herzen nehmen müssen, daß auf die Kunde von der Verhaftung des verhaßten Biron hin die drei Garderegimenter tumultuarisch vor der Wohnung von Peters des Großen jüngster Tochter, der Großfürstin Elisabeth, sich versammelten in der Erwartung, dieselbe müßte zur Zaritza ausgerufen werden. Es mangelte den Soldaten nur ein Stimmführer, der ihnen diese Losung gegeben hätte. Verblüfft und mißmuthig kehrten sie in ihre Quartiere zurück, nachdem sie erfahren, daß von der Großfürstin Elisabeth keine Rede wäre, sondern, daß an der Statt Birons die Herzogin von Braunschweig, Anna Leopoldowna, die Regentschaft für den kleinen Iwan übernommen hätte. Der wirkliche Regent wurde Münnich mit dem Titel eines Premierministers, welcher dem Schwachmattikus Anton Ulrich die leeren Ehren eines Titular-Generalissimus gönnte. Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhielt der unvermeidliche, durch alle Klippen dieser russischen Palastrevolutionen aalgeschmeidig sich durchschlängelnde Ostermann, die Leitung der innern Verwaltung kam an Golowkin den Jüngern.

Die ganze Machenschaft währte nicht länger als 1 Jahr 16 Tage. Für Münnich nicht einmal so lange. Denn da er bald merken mußte, Ostermann und Golowkin wollten ihn auf die Leitung des Heerwesens beschränken, so forderte er im März 1741 trotzig seinen Abschied und war nicht wenig überrascht, als er, der sich für unentbehrlich gehalten, denselben vonseiten der Großfürstin-Regentin sofort erhielt. Man muß sagen, daß Anna Leopoldowna alles, was an ihr lag, that, um ihren unmündigen Sohn Iwan und sich selber zu Grunde zu richten. Träg und leichtfertig, wie sie war, hatte sie für nichts Sinn und Zeit als für ihre skandalvolle Liebschaft mit dem Grafen Lynar, kursächsischem Gesandten am russischen Hofe. Selbst ihrer Indolenz mußte sich freilich die Wahrnehmung und Besorgniß aufdrängen, daß die Großfürstin Elisabeth eine gefährliche Nebenbuhlerin um den Besitz der Macht wäre; allein zu mehr als zu einem gelegentlichen Ausschelten dieser Nebenbuhlerin vermochte sich die Regentin nicht aufzuraffen. Elisabeth war allerdings nichts weniger als besser denn Anna. Sie hatte die Laster ihrer Eltern vollmäßig geerbt und war, der Draperie hofhistoriographischer Vertuschung und Schönfärberei entkleidet, eine Person von unzweideutigster Unsittlichkeit, eine notorische Buhlschwester und Trunkenboldin. Aber sie war das einzige Kind Peters des Großen, welches noch am Leben, und das machte sie gefährlich. Ihre grenzenlose Faulheit hätte sie jedoch gewiß nicht zum Handeln kommen lassen, falls nicht einer da gewesen wäre, der sie unablässig vorwärts trieb. Dies war der Marquis de la Chétardie, Botschafter Frankreichs in Petersburg, ein geschickter und energischer Verwirklicher der Pläne, welche der französische Premier Fleury und der Staatssecretär Amelot dazumal am russischen Hofe verfolgten.

Denn mit der kleinen Politik der beiden schlechten Weiber Anna

Digitized by Google

Leopoldowna und Elisabeth Petrowna verquickte sich die sogenannte große, welche von jener gar häufig nur durch ihre Dimensionen verschieden ist. Die „Staatsraison" des Hofes von Versailles, welcher damals mit Friedrich von Preußen gegen die Habsburgerin Maria Theresia verbündet war, forderte gebieterisch eine abermalige russische Palastrevolution, weil die Regentin Anna, ihr Gemahl und ihr Cabinet für die Tochter Karls des Sechsten gestimmt waren. Das hatte ja auch den Sturz des Preußen zugeneigten Münnich mitentschieden. Die „Braunschweiger" sollten beseitigt und die Großfürstin Elisabeth, welche für die französische und folglich für die widerösterreichische Politik leicht zu gewinnen sein würde oder schon gewonnen war, an den Platz des unmündigen sechsten Iwan geschoben werden. Der Macher des zu diesem Zwecke gesponnenen Complotts war La Chétardie, dessen an den König und an den Staatssecretär Amelot gerichteten Depeschen den Verlauf der unsauberen Geschichte Schritt für Schritt verdeutlichen*). Amelot wußte das Geld, womit der Marquis die neue Palastrevolution anzettelte und fütterte, in unauffälliger Weise nach St. Petersburg zu schmuggeln. Es waren übrigens keineswegs große Summen, denn Verräther und Verschwörer waren dazumal in Rußland sehr billig zu haben. Die Spießgesellen und Helfershelfer, deren La Chétardie sich bediente, waren der Leibchirurg Elisabeths Lestocq und ihr Kammerjunker Woronzow, weiterhin der Corporal Grünstein vom Garderegiment Preobraschenskf und der Musikant Schwartz. Eine recht lumpige Gesellschaft, wie man sieht,

*) Bernhardi sagte 1875 in seiner „Geschichte Rußlands" 2. Thl. 2. Abthlg. S. 156: „Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können, in den Archiven Frankreichs." Diesem Mangel wäre ja jetzt abgeholfen durch das Buch „Louis XV. et Élisabeth de Russie", par Albert Vandal, Paris 1882, wo pag. 104—162 auf Grund der Correspondenz des Marquis das in Rede stehende Geschehniß eine einläßliche Darstellung erfährt. Aber was ist das Gesammtresultat? Kein anderes als das, was unser vortrefflicher F. C. Schlosser schon vor langer Zeit kannte und kundgab, als er in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (5. Aufl. Bd. 2, S. 49.) schrieb: „Die Seele des ganzen (Complotts) war der Marquis La Chétardie, der auch das Geld (dazu) hergab." Das ist der Kern der Sache. Alles neue, was Vandal aus dem französischen Nationalarchiv beibringt, ist im Grunde nur nebensächlich. Es könnte scheinen, Vandal müßte die angezogene Stelle im Schlosser gekannt haben, als er seinerseits (l. c. 147) schrieb: „La Chétardie est l'âme de la conjuration." Er führt das dann also weiter aus: „Pour atteindre un but qui stimule son ambition, charme son coeur et pique sa vanité, il déploie une adresse infinie; n'est-il pas d'ailleurs dans son élément, chaque fois qu'il s'agit de mener avec entrain une intrigue compliquée, surtout lorsqu'une femme aimable (?) en est objet? A voir avec quelle aisance et quelle désinvolture il se joue au milieu des difficultés, on le dirait moins occupé d'une entreprise où il risque sa liberté et sa vie que de quelque galante aventure. Rien ne manque pour compléter la ressemblance, ni les rendez-vous mystérieux, ni les longues heures d'attente à l'endroit désigné, ni les coups d'oeil furtivement échangés, ni les billets écrits à mots couverts et en langage convenu."

Digitized by Google

aber lauter Leute, wie gemacht, das schmutzige Geschäft zu verrichten, welches man ihnen auftrug. Weil das Haus Braunschweig mit dem Hause Brandenburg blutsverwandt war, ließ Ludwig der Fünfzehnte den König von Preußen durch den Marquis de Belle-Isle sondiren, ob ihm, was man gegen die Braunschweiger in Petersburg vorhätte, paßte oder nicht. Worauf Friedrich, seiner eigenen Bezeugung gemäß („Histoire de mon temps", chap. 4), zur Antwort gab, als preußischer Monarch kenne er keine Verwandte, sondern nur Freunde oder Feinde. La Chétardie entwarf, um nichts zu versäumen, vorsorglich eine Proscriptionsliste der zu Opfern seines Vorhabens Ausersehenen und an der Spitze dieser Liste standen die Namen Münnich und Ostermann. Vergebens bestürmten der österreichische Botschafter Botta und der englische Gesandte Finch die Großfürstin-Regentin mit Warnungen, vergebens riethen sie der Gedanken- und Kraftlosen, die Prinzessin Elisabeth verhaften und einkerkern zu lassen, wodurch den zu Gunsten derselben gesponnenen Ränken der Kern ausgebrochen wurde. Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich ließen die Dinge gehen, wie sie wollten, und so gingen sie denn bis zu jener Nacht vom 24. auf den 25. November (5. auf den 6. December) von 1741, wo die Großfürstin Elisabeth, welcher La Chétardie zum Bedenken und Zaudern schlechterdings keine Zeit mehr ließ, sich entschließen mußte, selbsthandelnd die Vorbereitungen ihrer Mitverschworenen zum Ziele zu führen. An der Spitze von 300 preobraschenski'schen Grenadieren drang sie in den Winterpalast und bemächtigte sich der gesammten braunschweigischen Familie, während anderwärts die „Proscribirten" verhaftet wurden. Von Widerstand nirgends eine Regung. Während Anna Leopoldowna und Anton Ulrich aus ihren Betten geholt und zu Gefangenen gemacht wurden, schlief der rechtmäßige Herr, Iwan der Sechste, ruhig in seiner Wiege. Die „gutmüthige" Elisabeth nahm den Kleinen heraus, küßte ihn und sagte: „Armes Kind, du bist schuldlos, aber deine Eltern tragen um so größere Schuld"*). Etliche Tage darauf ließ die „gutmüthige" Elisabeth der gefangenen Ex-Regentin sagen, sie werde dieselbe knuten lassen, wenn Anna nicht angeben wollte, wo ihre (Annas) Juwelen versteckt wären.

Am Morgen vom 25. November (6. December) war Peters des

*) Es wird auch erzählt, daß am Morgen des Wintertages, wo ein Manifest erschien, welches verkündete, Elisabeth habe den ihr rechtmäßig zukommenden väterlichen und mütterlichen Thron bestiegen, und darum in den Kirchen von Petersburg jenes bekannte Tedeum gesungen wurde, allwomit eine hochwürdige Klerisei allzeit und überall gelungene Staatsverbrechen zu begrüßen pflegte und pflegt, auch die gesammte Soldateska der Hauptstadt jubelnd vor den Palast gezogen war, um der neuen Kaiserin ihre Huldigungen darzubringen, der kleine in der Wiege zum Gefangenen gemachte und entthronte Iwan in unbewußt-tragischer Selbstironisirung das Hurrah der russischen Prätorianer nachzustammeln versucht hätte. Da habe Elisabeth sich nicht enthalten können, zu sagen: „Du unschuldiges Kind, weißt nicht, daß dieses Geschrei dein Unglück ist."

Digitized by Google

Großen jüngste Tochter Zarin und Selbstherrscherin von Rußland. Die Gardesoldaten hatten sie dazu gemacht, wie sie nachmals Katharina die Zweite auch dazu machten. Senat, Synod, Magnaten und Prälaten, Armee und Marine, Adel und Volk hatten dabei weiter nichts zu thun, als Ja und Amen zu sagen, und so thaten sie. Münnich, Ostermann, Golowkin und ihre „Mitverbrecher" wurden zu martervollen Todesstrafen verurtheilt, aufs Schaffot geschleppt und erst angesichts von Block und Beil, Galgen und Rad von der „gutmüthigen" Zaritza „huldvoll begnadigt", nämlich zum Verlust ihrer gesammten Güter und Würden und zur Verstoßung ins sibirische Elend.

IV.

Der Säugling Iwan mußte, wie die Sachlage nun einmal war, der Triumphatorin vom 25. November 1741 schon in den ersten Stunden ihrer Zaritzenschaft sehr unbequem sein. So ein Kind von rechtmäßigem Zaren kann und muß sogar unter Umständen seiner Entthronerin gefährlich werden. Zudem war ja Elisabeth so „gutmüthig"! In Stunden, wo sie nüchtern, mochte ihr darum der Kleine in seiner Wiege vielleicht wie ein athmender Gewissensbiß vorkommen. Also weg damit! Aber wie?

Die Kaiserin beeilte sich, ihrem an Auskunftsmitteln so reichen Geheimrath La Chétardie die Frage vorzulegen, was seines Erachtens mit dem entthronten und gefangenen Kind-Zar angefangen werden sollte, und der Herr Marquis und Botschafter gab ohne Zögern die zwar etwas gewundene, aber immerhin verständliche Antwort: „Man kann nicht genug Sorgfalt anwenden, um jede Spur von der Kaiserschaft — (wörtlich du règne) — Iwans des Sechsten zu vertilgen. Das ist das einzige Mittel, um Rußland vor Gefahren zu bewahren, welche jetzt oder später aus den Umständen hervorgehen könnten und welche in einem Lande, das einen falschen Demetrius erlebte, doppelt zu befürchten sind." Undiplomatisch ausgedrückt, hieß das: Laßt den Jungen verschwinden! „Expedirt" ihn!

Dazu war jedoch die Zarin in der That zu „gutmüthig". Während sie mit einer kindischen Wuth daran arbeitete, alle Erinnerungen an die „Regierung" Iwans des Sechsten zu verwischen, und zu diesem Zwecke alle Denk- und Schaumünzen mit dem Bildniß desselben, alle im Namen Iwans erlassenen Ukase, alle genealogischen Handbücher, ja sogar alle Gebetbücher, in welchen die Namen der unter der Regentschaft bekannt gewesenen Personen vorkamen, confisciren und vernichten ließ, brachte sie es doch nicht über sich, den armen Jungen ohne weiteres „expediren" zu lassen. Ihre Gutmüthigkeit ging, wenigstens zuvörderst, noch weiter. Sie überließ nämlich den entthronten Knaben seinen Eltern, welche sie als Gefangene in die Citadelle von Riga hatte schaffen lassen. Nach anderthalb Jahren wurde die unglückliche Familie im Geheimen von Riga nach Oranienburg gebracht, einem durch Menschikow unweit von Woronesch angelegten Ort. Während der Gefangenschaft Anton Ulrichs und Annas in Riga und Oranienburg

Digitized by Google

wurde der arme Iwan einigermaßen erzogen und unterrichtet, was namentlich der Herzensgüte des Herrn von Korff zu verdanken war, welcher die Wachtmannschaft befehligte. Aber gerade darum wurde dieser Officier bald von seinem Posten abberufen, und als gar verlautete, ein Mönch hätte den Versuch gemacht, den entthronten Zaren zu entführen, natürlich zu Aufruhrzwecken, beschloß die „gutmüthige" Kaiserin Elisabeth, noch strenger gegen die Braunschweiger vorzugehen.

Demzufolge wurden Anton Ulrich und Anna von Oranienburg nach Cholmogory gebracht, einem elenden oberhalb Archangels auf einer Dwina-Insel gelegenen Ort. Aber sie durften ihr Söhnlein Iwan dorthin nicht mitnehmen; sondern der Knabe wurde seinen Eltern weggenommen und in die Schlüsselburg versperrt. Dies dürfte wohl ein zutreffender Ausdruck sein für die Art der Einkerkerung des Armen. Denn er wurde in der Schlüsselburg in eine Kasematte gethan, welche dem Tageslicht keinen Zugang gestattete. In dieser von spärlichem Lampenschimmer nur dämmernd erleuchteten Gewölbenacht verlebte der Entthronte 20 Jahre, ohne allen Unterricht zu einem gespenstig blassen, halb blödsinnig blickenden und murmelnden Jüngling aufwachsend, dem man die Seele tödtete, bevor man seinen Leib mordete. Zuweilen regte sich in dem armen jungen Gespenst eine dunkle Vorstellung, ein traumhaftes Bewußtsein von seiner Zarenschaft und seine ihm hiervon eingegebenen verworren-phantastischen Aeußerungen erregten dann das rohe Gelächter seiner Wächter. Zwei derselben, ein Hauptmann und ein Lieutenant von der Besatzung, mußten beständig bei ihm sein, waren mit ihm in die Kasematte eingeschlossen und händigten ihren sie ablösenden Kameraden die schriftliche kaiserliche „Ordre" ein, welche sie selber beim Antritt ihrer Wacht empfangen hatten, den Befehl, sofort den entthronten Zaren zu tödten, falls etwa einmal zu Gunsten desselben eine Meuterei in der Festung ausbrechen sollte. Man sieht, die „gutmüthige" Kaiserin hatte sich auf alle Fälle vorgesehen.

Rußland befand sich unter dieser Zarin, wie sich ein großes Reich unter der Regierung eines solchen Weibes befinden konnte, mußte. Am 5. Januar von 1762 n. St. taumelte sie in ihr Grab hinab — zur unsäglichen Freude Friedrichs von Preußen, welcher seit sechs Jahren jenes „Schauspiel für Götter" aufgeführt hatte, den Kampf eines großen Menschen mit dem Schicksal. Er hatte manchen scharfen Epigramme-Pfeil auf „cette infame catin du Nord", wie er Elisabeth zu nennen pflegte, abgeschossen und die Wohlgetroffene hatte sich dafür durch die Schlachten von Zorndorf und Kunersdorf gerächt, sowie durch eine Kriegführung in Preußen, welche gräulich erwies, daß die Moskowiter mit Erfolg bei den Mongolen des Dschingis-Khan und des Batu-Khan in die Schule gegangen.

Ohne irgendwelche Weiterung folgte seiner Tante auf dem Zarenthron der Herzog Peter von Holstein, Sohn von Elisabeths älterer Schwester

Digitized by Google

Anna Petrowna. Dieser arme, wohlmeinende und wirklich gutmüthige, aber bornirte und querköpfige Peter der Dritte war genau 6 Monate und 5 Tage lang Zar und Selbstherrscher aller Russen. Dann ist er, wie allbekannt, auf Betreiben seiner Frau Katharina, welche sich von der kleinen Prinzessin von Anhalt-Zerbst rasch zur großen „Semiramis des Nordens" auswuchs, verrathen, verlassen, entthront und gefangen wurde, um schließlich, von Orannidenbaum nach Ropscha geschleppt, durch Alexei Orlow und dessen Mitmörder gräßlich-martervoll ermordet zu werden.

Unter den vielen Zügen von Gerechtigkeitsgefühl, Erbarmen und Herzensgüte, welche der unglückliche Sechsmonatezar Peter mitten unter allen seinen Querköpfigkeiten bewährte, war einer der kennzeichnendsten der Besuch, welchen er im Geheimen, und zwar im März 1762, dem armen Iwan in der Schlüsselburg abstattete. Der Lebendig-Begrabene vermochte die gütigen Fragen seines Besuchers nur stammelnd zu beantworten. Er soll gestammelt haben, er sei der Kaiser Iwan. Dann wieder, der Kaiser Iwan wäre schon lange todt, aber dessen Geist sei in ihn gefahren. Es wird auch bestimmt versichert, der unglückliche Gefangene habe sich aus seiner Knabenzeit des gutherzigen Korff erinnert und sogar eine Ahnung gehegt und geäußert, daß sein Besucher der regierende Zar wäre. Wie dem sein mag, Peter der Dritte war von dem Jammersal dieser Stunde tief ergriffen und faßte den Entschluß, das grausame Geschick des „geborenen Kaisers" wenigstens insoweit zu mildern, als seine eigene Sicherheit es zu gestatten schien. Iwan sollte aus seinem Kerker hervorgehen und innerhalb der Umwallung der Schlüsselburg volle Freiheit genießen. Auch sollte ihm daselbst ein Haus mit zwölf Zimmern erbaut und ein prinzlicher Haushalt eingerichtet werden. Der Bau wurde in der That sofort begonnen, aber nicht vollendet; denn Katharina die Zweite war weit entfernt, die edelmüthigen Absichten ihres Gemahls in Betreff Iwans des Sechsten zur Ausführung bringen zu wollen. Sie, die Usurpatorin, welche nicht den Schatten einer Spur von Recht auf den Zarenthron besaß, bei dessen Erklimmung ihr der Leichnam ihres von ihren Mitverschworenen gemordeten Gemahls als Stufe gedient, sie hatte weit mehr Ursache, den armen Iwan als Prätendenten zu fürchten, denn Peter der Dritte gehabt, welcher als legitimer Enkel Peters des Großen ganz und gar als rechtmäßger Zar sich hatte fühlen dürfen. Da nun aber für die „Semiramis des Nordens" Gewissen und Moralgesetz nur Worte ohne Sinn und Bedeutung waren, so konnte es nicht wundernehmen, daß in den russischen Höflingskreisen bald das Geraune umging, der Insasse der Schlüsselburger Kasematte werde wohl nicht mehr lange leben.

In der That, er lebte nicht mehr lange, der arme Junge. Nach zwei Jahren schon mußte der bleiche Kaiserschemen die Nacht seines Kerkers mit der des Grabes vertauschen.

Es ist bekannt, daß die Herrschaft der ebenso genialen als skrupellosen Thronanmaßerin Katharina mehr als einer Bedrohung und Erschütte-

Digitized by Google

rung ausgesetzt war. Wiederholt ging der Name ihres so schändlich gemordeten Gemahls Peter gespenstisch-dräuend in Rußland um. Auch jener Pugatschew, welcher in den Jahren 1772—1774 gegen die Zarin den nach ihm benannten höchst gefährlichen Kosakenaufstand führte, trat in der Maske Peters des Dritten auf. Aber schon zehn Jahre früher war aus dem bislang noch ungelösten Dunkel einer anonymen Verschwörung eine wider Katharinas Zaritzenschaft, sowie auch wider ihres Sohnes Paul Thronfolgeberechtigung gerichtete Zettelung hervorgegangen. Diese Machenschaft gipfelte in der heimlichen Verbreitung eines angeblichen Manifestes Peters des Dritten, allworin die Vergehungen Katharinas enthüllt wurden und ihr Sohn Paul als ein „Bastard" von der Thronfolge ausgeschlossen war. Wer an die Stelle Pauls treten sollte, war nicht gesagt, allein die Zarin und ihre Anhänger konnten, mußten muthmaßen, daß die geheimnißvollen Verschwörer die Erinnerung an die rechtmäßige Kaiserschaft des Gefangenen von der Schlüsselburg wachrufen wollten.

Hat nun Katharina die Zweite, um sich vor weiteren Bedrohungen von jener Seite her ein- für allemal sicher zu stellen, die Vernichtung Iwans beschlossen und angeordnet? Oder ist der Zarenmord in der Schlüsselburger Kasematte mit oder ohne Vorwissen der Zarin durch diesen oder jenen ihrer Vertrauten in Scene gesetzt worden?

Wir wollen zur Beantwortung dieser beiden Fragen zuvörderst die zweifellos festgestellten Thatsachen vorführen.

Zu Anfang Julis 1764 machte Katharina die Zweite einen Ausflug nach Riga. Diesen Ausflug deutete man nachmals so, daß die Zarin dem, was in der Schlüsselburg geschehen sollte, hätte aus dem Wege gehen wollen. Kurz vor ihrer Abreise von Petersburg wurden zwei durchaus zuverlässige Officiere, der Hauptmann Wlassjew und der Leutnant Tschekin, nach der Schlüsselburg commandirt, um, mit der früher erwähnten, von der Zarin Elisabeth ausgestellten und jetzt neu eingeschärften „Ordre" versehen, jede Regung und Bewegung des gefangenen Iwan Antonowitsch zu bewachen, zu welchem Zwecke sie wie die früheren durch sie abgelösten „Leibwächter" mit dem Unglücklichen seinen Kerker theilen mußten. In der Stadt Schlüsselburg lag dazumal das Infanterieregiment Smolensk, von welchem der Reihe nach je eine Compagnie von 100 Mann den Dienst in der Citadelle that. Hierzu gehörte, daß immer acht Mann den Gang bewachten, welcher zu Iwans Kerkerkasemate führte. Im Regiment Smolensk stand der Leutnant Wassily Mirowitsch, welcher aus einer vormals begüterten und angesehenen Familie der Ukraine stammte. Sein Großvater war ein Parteigänger des berühmten Cosakenhetmans Mazeppa gewesen und in dessen Sturz mitverwickelt worden. Das hatte die Confiscation der Familiengüter zur Folge gehabt. Mirowitsch, von seiner Armuth gestachelt, sann auf Wiederherstellung des Glückes seines Hauses und reichte wiederholt Bittschriften bei der Zarin ein, dieselbe möchte ihm oder seinen Schwestern die eingezogenen

Digitized by Google

Familiengüter ganz oder wenigstens theilweise zurückgeben. Er wurde abschlägig beschieden, das zweitemal ungnädig. Daraufhin hätte auch dieser russische Leutnant, falls er nämlich Latein verstand und den Vergil kannte, sagen können: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“ — oder auf gut russisch etwa: Will mir die Zarin keine Gnade erweisen, so will ich versuchen, eine Palastrevolution oder vielmehr zur Abwechselung mal eine Kerkerrevolution anzuzetteln und in's Werk zu richten. Ich wäre ja nicht der erste Leutnant, welchem im heiligen Rußland so etwas gelänge. Die Orlows waren auch nur Leutnants, dazumal, als Katharina zur Zarin und Selbstherrscherin gemacht und ihr Herr Gemahl „expedirt“ wurde.

Mirowitsch vergaß nur, daß die „Leutnants“ Orlow „dazumal“ Leute wie den Vicekanzler Panin, den Kosakenhetman Rasumowsky, den Fürsten und Gardeoberst Wolkonski, den General Betzkoi, den Staatsrath Teplow, den Erzbischof Setschin von Nowgorod, ebenso die an Schlauheit und Kühnheit alle diese Herren weit überbietende Fürstin Daschkow und endlich die Dämonin Katharina selber hinter sich gehabt hatten. Nicht nur „Si duo faciunt idem“, sondern auch „Si duo volunt idem, non est idem“. Auch noch in anderer Beziehung. Denn der Plan, eine Katharina an der Stelle eines dritten Peters zur Kaiserin zu machen, hatte ganz andere Wahrscheinlichkeiten des Gelingens für sich gehabt, als das Project, den armen Halbsimpel Iwan an die Stelle Katharinas zu setzen, haben konnte.

Ob Mirowitsch schon bei der Planentwerfung zu seinem verzweifelten Unternehmen Mitwisser gehabt, ist mit voller Sicherheit nicht zu ermitteln. Erzählt wird allerdings, daß ein andrer Leutnant, Apollon Uschakow, von Anfang an sein Verschwörungsgenosse gewesen sei und daß die Beiden ihr Vorhaben, den eingekerkerten Iwan Antonowitsch zu befreien und auf den ihm zustehenden Zarenthron zurückzuführen, in der Kirche „Unserer lieben Frau von Kasan“ zu Petersburg mit Wort und Eid feierlich beschworen hätten. Allein Uschakow ertrank zu Ende Mais 1764 auf einer Dienstreise in einem Flusse bei Porchow, und was noch weiter gemeldet wird von vorläufigen Versuchen des Mirowitsch, unter der Hofdienerschaft Einverständnisse zu gewinnen, ist ganz nebelhaft. Gewiß dagegen ist, daß der Leutnant zu Anfang Juli des genannten Jahres mit seiner Compagnie den Dienst in der Citadelle von Schlüsselburg hatte.

V.

Er ging nun sofort an's Werk, wobei es auffällig, daß der notorisch arme Leutnant reichlich mit Geld versehen war. Vor allem spähte er genau die Lage von Iwans Kasemattenkerker aus und versah den Eingang dazu heimlich mit einem Zeichen. Dann entwarf er eine Proclamation, welche nach der gelungenen Befreiung des Gefangenen veröffentlicht werden sollte. Weiter war er noch nicht gekommen, als seine Compagnie abgelöst wurde und er demnach mit derselben aus der Citadelle hätte abmarschiren sollen.

Digitized by Google

Unter welchem Vorgeben es ihm jetzt gelang, bei der neuaufziehenden Wachttruppe in der Festung bleiben zu dürfen, ist nicht festgestellt; aber es gelang ihm, was doch bei der Strenge, womit sonst die Dienstvorschriften gehandhabt wurden, wiederum sehr auffällig ist.

Seinen also verlängerten Aufenthalt in der Festung benützte Mirowitsch ohne Säumen zur Werbung von Helfern unter der Besatzung. Mittels klingender Beweisgründe gelang es ihm, drei Corporale und zwei Soldaten von der Rechtmäßigkeit seines Vorhabens zu überzeugen, d. h. ihre Mithilfe bei der Ausführung desselben zu erkaufen. Dagegen scheiterte er, als er einen höher hinauf zielenden Werbeversuch machte. Der Gegenstand desselben war der Hauptmann Wlassjew, also einer der Leibwächter Iwans. Der Hauptmann wies die Eröffnungen des Lieutenants zurück, that aber sonderbarer Weise weiter nichts gegen diesen. Wenigstens nichts Unmittelbares. Mittelbar scheint er allerdings etwas gethan zu haben; denn Mirowitsch erfuhr durch einen der von ihm erkauften Unterofficiere, daß Wlassjew einen Eilboten an den Premierminister Graf Panin abgefertigt hätte. Darin erkannte der Leutnant ein zwingendes Signal, sofort zur That schreiten zu müssen.

In einer hellen Sommernacht, der Nacht vom 4. auf den 5. (15. bis 16.) Juli 1764, schritt er dazu. Mit Unterstützung der von ihm gewonnenen Corporale und Soldaten gelang es ihm, zwischen 1 und 2 Uhr die kleine Besatzung der Festung geräuschlos zu versammeln. Dann trat er vor die Mannschaft hin und las derselben einen erdichteten und angeblich von den Mitgliedern des Senats unterzeichneten Ukas vor, des Inhalts, die Kaiserin Katharina die Zweite sei es müde, über barbarische und undankbare Völker zu herrschen. Sie hätte daher den Entschluß gefaßt, das russische Reich zu verlassen, um sich im Auslande mit dem Grafen Gregor Orlow zu vermählen. Schon auf der Reise gegen die Grenze zu begriffen, wollte sie geruhen, dem unglücklichen Iwan die Zarenkrone zurückzugeben, und darum ertheile hiermit der Senat ihm, dem Wassily Mirowitsch, den Befehl, den eingekerkerten Kaiser alsbald frei zu machen und nach St. Petersburg zu bringen.

Die Menschen waren und sind, wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Mückenseiher, aber Lügen gegenüber Kameeleverschlucker. Je dümmer gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto glaubwürdiger. Die urtheilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie. Nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und übertrügt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewußt, beherzigt und bethätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die großen, während die kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehalten, gehenkt oder sonst wie abgethan wurden.

Mirowitsch gehörte zu den kleinen, vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Schwindler von eigener Mache gewesen und nicht vielmehr eine Marionette,

Digitized by Google

welche an einem Drahte tanzte, dessen lenkender Handgriff vielleicht in dem Ministerkabinete Panins, wenn nicht gar in dem Schlafgemach Katharinas zu suchen und zu finden gewesen wäre.

Wie dem sei, ob der Mann aus eigenem Antrieb oder ob er als bloßes Werkzeug handelte, sein kecker Streich schien einen Augenblick gelingen zu wollen. Etliche 50 Mann Unterofficiere und Soldaten glaubten an den von Mirowitsch vorgebrachten Ukas oder thaten so und stellten sich, ihre Waffen schwingend und laut jubelnd, unter seinen Befehl.

Wie er nun damit beschäftigt ist, sie zum Angriff auf den Kasematten-kerker Iwans zu ordnen, eilt der Festungscommandant Berednikow, durch den Lärm aufgeschreckt, herbei, fragt, macht einen flauen Versuch der Abwehr, läßt sich aber ohne viele Umstände durch den meuterischen Leutnant fest-halten und verhaften, ohne daß Mirowitsch nöthig gehabt hätte, ihn erst mit einem Gewehrkolben niederzuschlagen, wie später behauptet worden ist. Der Leutnant stellt sich an die Spitze seiner 50 Mann und führt sie zum Sturm auf Iwans Kerker. Die in dem bedeckten Weg vor demselben postirten acht Mann leisten Widerstand, ohne daß es jedoch zum schießen kommt und ohne daß Mirowitsch verhindert wird, bis zur Eingangsthüre der Kasematte vorzudringen. Als er nun Anstalt macht, dieselbe aufsprengen zu lassen — es soll sogar zu diesem Zwecke von einer nahen Bastei eine Kanone herbeigeschleppt worden sein — ruft ihm von innen der Hauptmann Wlassjew zu, er und sein Mitwächter Tschekin könnten zwar das gewalt-same Eindringen der Angreifer nicht lange verhindern, aber sie würden empfangene Befehle im Nothfall vollstrecken und demnach würden die Ein-dringlinge den Gefangenen nur todt vorfinden.

Mirowitsch läßt sich durch diese Drohung nicht von seinem Vorhaben abbringen. Allein bevor es ihm gelingt, die Pforte zu sprengen, geht hinter derselben Furchtbares vor. Als die Thüre in ihren Angeln bebt und dem Ansturm von außen zu weichen droht, ergreifen Wlassjew und Tschekin ihre Degen und werfen sich auf ihren Gefangenen, welcher ruhig schlummernd auf seinem Lager liegt, mit einem weißen Schafpelz bedeckt. In ihrer Auf-regung unsicherer Hand, verwunden sie das Opfer erst nur am Arm und am Bein, dann aber durchbohren sie ihm mit festeren Stößen die Brust und treffen Herz und Lunge, nachdem der aus dem Schlaf also mörderisch aufgeschreckte Unglückliche etliche Augenblicke gegen die Mordwaffen sich gesträubt hat.

So starb, vierundzwanzigjährig, der rechtmäßige Zar Iwan der Sechste, nachdem er 22 Jahre lang in Kerkerluft vegetirt hatte.

Nachdem Wlassjew und Tschekin ihr schreckliches Werk gethan, schoben sie den Riegel der Pforte zurück und ließen die Stürmer ein.

Blutüberströmt lag der entseelte Zar auf dem Boden der Kasematte. Bei diesem Anblick rief Mirowitsch den Mördern zu:

Digitized by Google

„Elende! Fürchtet ihr nicht Gott? Warum habt ihr das unschuldige Blut dieses Mannes vergossen?“

„Wir thaten, was uns befohlen war,“ gaben die beiden Offiziere zur Antwort.

Die Soldaten wollten über die Zarenmörder herfallen und sie todtschlagen. Allein Mirowitsch verhinderte es mit den Worten: „Sie thaten ihre Pflicht: für uns aber gibt es keine Rettung mehr“*).

Hier nun stoßen wir wieder auf eine jener Auffälligkeiten, an welchen die Geschichte dieses Zarenmordes reich ist. Wenn Mirowitsch auf eigene Hand gehandelt hatte, so mußte sich ihm jetzt, nach der tragischen Vereitelung seines Unternehmens, die Nothwendigkeit, den Folgen seines Beginnens sich zu entziehen, unfehlbar aufdrängen. Warum floh er nicht? Er hätte das zweifellos gekonnt. Die Schlüssel der Citadelle waren ja in seiner Gewalt, auch gab er, nachdem der Mordanschlag gefallen, Befehle und traf Anordnungen, als wäre er der Festungscommandant. Er konnte demnach allein oder an der Spitze der Soldaten, welche ihm gefolgt waren, die Citadelle verlassen. Aber er dachte gar nicht an Flucht, und angesichts dieser Thatsache ist man wohl nicht unberechtigt, mit dem deutschen Geschichtschreiber Rußlands zu fragen: Konnte vielleicht auch Mirowitsch, ebenso wie die beiden Mörder, hinsichtlich dessen, was er gethan, auf „höhere Befehle“ sich berufen?**).

Statt zu fliehen, ließ er den Leichnam des Ermordeten auf ein Soldatenbett legen und auf diesem vor das Hauptwachtlokal tragen. Auf seinen Befehl stellte sich die gesammte Besatzung der Citadelle auf dem Platz vor der Hauptwacht auf und salutirte den Todten mit präsentirtem Gewehr. „Seht,“ sagte Mirowitsch zu der Mannschaft, „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch“. Hierauf schüttelte er den Soldaten, die sich ihm angeschlossen hatten, die Hände, erklärte laut, nicht sie, sondern er allein sei schuldig und darum wolle er auch die Folge seines Thuns auf sich nehmen. Dies gesagt, gab er seinen Degen ab und überlieferte sich dem wiederfreigegebenen Festungscommandanten. Der ermordete Zar wurde, mit einem blauen, rohgesäumten russischen Bauernhemde bekleidet, den Tag über in der Festungskirche öffentlich ausgestellt. Was vom Volk anwesend war, umstand weinend den rohgezimmerten Soldatensarg, in welchem der arme Iwan lag mit seinen feinen, wachsweißen Gesichtszügen und seinem röthlichen Bart. Am folgenden Tage wurde der Leichnam in aller Stille gen Nowgorod abgeführt und sodann in dem bei dieser Stadt gelegenen Kloster Tichwin (?) ohne weiteres Ceremoniell begraben.

Dies war so befohlen worden durch den Grafen Panin, welcher auch sofort, nachdem er Wlassjews Eilbotschaft empfangen, die Verhaftung des Mirowitsch angeordnet hatte. Der Unternehmer des verunglückten schlüssel-

*) E. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V, 651.

**) Bernhardi, II, 2, S. 213, nach Kowalewsky: Graf Bludow und seine Zeit.

Digitized by Google

burger Kerkerputsches war jedoch der Ausführung dieser Anordnung, wie wir gesehen, schon zuvorgekommen, indem er sich aus freien Stücken gefangen gegeben hatte.

Auf die Kunde von der nächtlichen Katastrophe in der Schlüsselburg hin kehrte Katharina die Zweite aus Livland nach Petersburg zurück. Nach ihrer Rückkehr wurde ohne Zögern zur Processirung des Gefangenen geschritten, welcher ein Verbrecher war, weil sein Unterfangen nicht geglückt. Die Kaiserin schickte eine Dreimänner-Commission zur Voruntersuchung nach der Schlüsselburg und diese Untersucher waren der Senator Neplujew, der General Weymarn, ein ergebener Handlanger Katharinas von früher her, und der Geheimroth Teplow, welcher am 17. Juli von 1762 den Mordritt des Alexei Orlow nach Ropscha mitgemacht hatte und bei der Erwürgung Peters des Dritten mitthätig gewesen war. Mit der Procedur selbst, der Urtheilsfindung und Urtheilssprechung beauftragte Katharina, nach Empfang des durch Weymarn erstatteten Untersuchungsberichtes, kraft Manifests vom 17. (28.) August die Mitglieder des Senats und des Synods, die Präsidenten der höchsten Regierungscollegien und die Theilhaber der obersten drei Rangklassen *).

Die Haltung des „Verbrechers" war während der ganzen Dauer des Verfahrens fest und würdig. Einigen Nachrichten zufolge soll sie aber nicht nur das, sondern auch die eines Mannes gewesen sein, welcher an einem glücklichen Ausgang der Sache gar nicht zweifelte und die Procedur für nichts als für eine Komödie ansah. Sicher ist, daß er standhaft bei seiner ursprünglichen Angabe blieb, keinen Mitwisser und keinen Mitschuldigen gehabt zu haben. Ein höchst auffälliger Zwischenfall in dem Proceßgange war aber dieser. Als sich das Tribunal zur Urtheilsfällung anschickte, theilte der Oberprocurator des Synods Soymonow dem Baron Tscherkassow, einem der Richter mit, etliche geistliche Mitglieder des Gerichtshofs wären des Dafürhaltens, daß Mirowitsch gefoltert werden müßte, um ihn zu weiteren Geständnissen und zur Namhaftmachung von Mitschuldigen zu bringen, um dadurch überhaupt der ganzen räthselhaften Geschichte mehr auf den Grund zu kommen. Auf der Stelle schritt einer der Vertrauten der Kaiserin, der Fürst Wäsemski, in seiner Eigenschaft als Generalprocurator des Senats der oberste Wächter des Gesetzes, gegen dieses Ansinnen energisch ein, schnitt Soymonow das Wort ab und forderte Tscherkassow auf, zu erklären, ob man ohne weiteres zur Urtheilsfällung schreiten müßte oder nicht. Etwas

*) Eine Hauptquelle unserer Kenntniß von diesem Proceß, wie dazumaliger russischer Geschehnisse überhaupt, war bekanntlich lange und ist theilweise noch jetzt Helbigs i. J. 1809 erschienenes Buch „Russische Günstlinge". Von Wichtigkeit für die Iwan'sche Episode sind die bezüglichen englischen Gesandtschaftsberichte in Raumers „Beiträgen zur neueren Geschichte", Bd. III. Bernhardi hat (a. a. O. 215), auf den Russen Bartenjew („Das 18. Jahrhundert", 3. Bd.) gestützt, verschiedene neue Züge dieser Episode beigebracht.

Digitized by Google

verdattert, stimmte der also Interpellirte mit Ja. Aber wieder mehr gefaßt, reichte er ein schriftliches Votum ein, worin er darlegte, Mirowitsch müßte trotzdem gefoltert werden, um ihm die Namen seiner Mitschuldigen oder Anstifter zu entreißen.

Dieser Tscherkassow, welcher gegenüber dem deutlich genug erkennbaren Willen und Wunsch der Zarin und Selbstherrscherin, die ganze widerwärtige Sache möglichst rasch abgethan zu sehen, eine eigene Meinung zu haben und zu äußern wagte, macht einen geradezu phänomenalen Eindruck. Katharina, welche gar wohl wußte, daß in der Stadt ziemlich vernehmlich herumgeflüstert werde, die ganze gegen Mirowitsch angestrengte Procedur sei nichts als eine Posse, war schlau genug, gegen Tscherkassow nicht ungnädig sich zu erzeigen. Aber sie wußte es einzurichten, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte, dem Antrag Tscherkassows nicht stattgegeben und Mirowitsch durch den Gerichtshof ad hoc ohne weitere Untersuchung als Reichsverräther und Rebell zum Tode und zwar mittels Enthauptung durch das Beil verurtheilt wurde.

Dieses Urtheil ist am 15. (26.) September auf dem Marktplatz der Newa-Insel in Petersburg an ihm vollstreckt worden.

Wenn Helbig gut unterrichtet war — und er konnte es sein — so hätte Mirowitsch während der ganzen Procedur, bei der Urtheilssprechung und noch auf dem Schaffot ganz der Art sich benommen, als ob er überzeugt wäre, das alles wäre nur eine Komödie und könnte etwas anderes gar nicht sein. Er hätte noch gelacht, als er statt der zuversichtlich erwarteten Begnadigung den tödtlichen Beilschlag empfing*).

Seine Mitschuldigen, 28 Unteroffiziere und Soldaten, wurden zum Spießruthenlaufen, sibirischer Zwangsarbeit und dergleichen Russischem mehr verurtheilt. Den Mördern Iwans des Sechsten, Wlassjew und Tschekin, wurden Beförderungen zutheil und lebenslängliche Pensionen zugebilligt.

Somit war nach allen Seiten hin der „Gerechtigkeit" genuggethan.

VI.

„Cherchez la femme!" oder, wie die andere Lesart lautet, „Où est la femme?" ist ein Satz, dessen Findung man bekanntlich dem König Jakob dem Ersten von Großbritannien zugeschrieben hat. Wenn mit Grund, so wäre das unbedingt das gescheidteste Wort, welches dieser stammelnde und geifernde Tropf von König — „a king of shreds and patches," Shakspeare) — jemals über seine Lippen brachte. Denn fürwahr bei allen unklaren, verwickelten, geheimnißvollen Geschichten thut man gut, vor allem der „Frau" nachzufragen, weil eben im hintersten Hintergrunde solcher Geschichten immer das „Ewig-Weibliche" oder wenigstens ein Stück davon zu suchen und auch wohl zu finden war, ist und sein wird.

*) „Russische Günstlinge", S. 316.

Digitized by Google

In unserem Falle heißt das Ewig-Weibliche selbstverständlich Katharina die Zweite.

Die bekannte criminalistische Frage: „Cui bono?“ ist hier gar nicht zu umgehen. Wem gereichte der Tod Iwans des Sechsten zum Vortheil? Der herrschenden Zarin. Daß sie in dem Gefangenen der Schlüsselburg einen Prätendenten gesehen, welcher unter Umständen für sie gefährlich, sehr gefährlich werden könnte, ist ja schon dadurch erwiesen, daß sie den von der Zarin Elisabeth ausgestellten Mordbefehl erneuert hatte. Aber Katharina war „eigentlich“ nicht grausam, lispelt mit süßer Stimme die allerunterthänigste Josefe Hofhistoriographie. Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche sich keinen Augenblick besann, ganze Völker zu Boden treten zu lassen, wenn es galt, die Eingebungen ihrer grenzenlosen Ehr- und Herrschsucht zu befriedigen? Wirklich nicht grausam, diese Frau, welche hunderttausende und wieder hundert tausende russischer Kronbauern zu Leibeigenen machte, um diese „Seelen“ an ihre Liebhaber verschenken zu können? Wirklich nicht grausam, dieses Weib, welches am Tage, nachdem ihre Spießgesellen ihren rechtmäßigen Herrn und Gemahl gräßlich ermordet hatten, mit blasphemischem Hohn manifestirte: „Dieser unerwartete Todesfall ist als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen —?“

Das steht fest, Katharina die Zweite machte sich aus dem Leben des armen Iwans nicht mehr und nicht weniger als aus dem Leben einer Fliege. Sie würde demzufolge nicht einen Augenblick gezaudert haben, dieses Leben, falls es ihr irgendwie gefährlich schien, zu vernichten. Es entsprach auch nur jenem Zug käpischer Falschheit und Heuchelei, welcher schwefelfarbig durch ihr ganzes Wesen ging, wenn die Semiramis des Nordens dafür sorgte, daß in das über Mirowitsch gesprochene Urtheil ein Satz hineinkam, welcher besagte, er, Mirowitsch, wäre eigentlich der Mörder Iwans, maßen durch sein Beginnen Wlassjew und Tschekin zur Tödtung des Gefangenen veranlaßt worden.

Das mancherlei Auffällige, welches, wie wir sahen, im Verlaufe dieses Versuchs einer russischen Kerkerrevolution vorgekommen, hat schon frühzeitig zur Aufwerfung der Frage geführt: War Mirowitsch angestiftet und von wem? Bis zur Stunde jedoch ist es unmöglich geblieben, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, und es wird wahrscheinlich für immer unmöglich bleiben. An hypothetischen Antworten hat es freilich nicht gefehlt. Schlosser, welcher übrigens in seiner kurzen Darstellung der schlüsselburger Katastrophe sehr ungenau ist, sagt nur, Iwan sei „wahrscheinlich“ auf Befehl Katharinas umgebracht worden*). Herrmann meint, „man sehe nicht ab, wie Mirowitsch bis zum letzten Augenblick so zuversichtlich auf Begnadigung rechnen konnte“, falls er aus eigenem Antrieb sein verzweifeltes Spiel gespielt hätte — und fügt hinzu: „Der alte Großkanzler Bestuschew hielt Panin für den An-

*) Gesch. d. J. 18. Jahrh. 5. Aufl. II, 50.

Digitized by Google

ordner der Vollstreckung des kaiserlichen Willens*). Damit wäre also gesagt, Mirowitsch sei nur ein Werkzeug Panins gewesen, welcher den Wunsch Katharinas, von dem Schlüsselburger Kerkergespenst erlöst zu werden, zur That machen gewollt hätte. Bernhardi hält es der Erwähnung werth, daß es Leute gegeben, welche die Anstiftung des Mirowitsch zu seinem Unternehmen auf die Fürstin Daschkow zurückführten, welche „leidenschaftliche Frau nicht ruhen, sich nicht darein ergeben konnte, daß sie keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte." Sodann führt Bernhardi die Behauptung des alten Helbig an, Katharina selber sei es gewesen, welche, um sich Iwans zu entledigen, den Mirowitsch zu seinem Befreiungsversuch habe verleiten und anleiten lassen, und zwar durch jenen Geheimrath Teplow, welcher, einer der Mörder Peter des Dritten, fraglos der verworfenste Mensch in Rußland und „allerdings dieser wie jeder Unthat fähig war"**). Nachdem der Mohr Mirowitsch seine Schuldigkeit gethan, habe man ihn, um das Geheimniß mit ihm zu begraben, processiren, verurtheilen und köpfen, aber bis zum Moment der Köpfung auf Begnadigung hoffen lassen. Dieser Annahme neigt sich auch Barthold zu, bemerkt aber vorsichtig: „Den räthselhaften Zusammenhang weiß der Allmächtige allein"***). Soviel wir bis jetzt wissen, sind Katharina, Panin, die Daschkow und Teplow hingegangen, ohne das Geheimniß — angenommen, es handelt sich um ein solches — zu enthüllen, und wir müssen uns also wohl oder übel mit den vorhandenen amtlich aktenmäßigen Nachweisen begnügen.

Trotz der starkgefühlten Unzugänglichkeit derselben läßt sich viel daraus lernen. Die traurige Historie vom ermordeten Schattenzaren Iwan macht ja eine charakteristische Episode in der Geschichte jener abenteuerlichen Weiberherrschaften aus, welche in Rußland vom Tode Peters des Großen mit zwei nur kurzen Unterbrechungen — Peter der Zweite und Peter der Dritte — bis zur Throngelangung Pauls des Ersten gewährt haben. Diese wüsten Weiberherrschaften, welche alle Gräuel asiatischer Barbarei mit der raffinirten Frevelhaftigkeit der europäischen Cabinetspolitik des 18. Jahrhunderts verbanden, haben jene Kolossalschuld von Versündigungen an der Menschheit und an dem eigenen Volk angehäuft, deren Wucherzinsen Zar Alexander der Zweite vergeblich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft zu bezahlen versuchte. „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi". Ach, der Vers des römischen Poeten war und ist allzeit eine traurige geschichtliche Wirklichkeit. Was immer die russischen Zaren und Zaritzen im vorigen Jahrhundert gesündigt haben, das russische Volk büßt es im gegenwärtigen. Alle die Zuflüsse, welche zur erschreckenden Zerrüttung der russischen Gesellschaft in unsern Tagen zusammenrannen, lassen sich bis zu den Schlammpfützen

*) Gesch. d. russ. Staats, V, 652.

**) Gesch. Rußlands, II, 2, S. 213—14.

***) Ausgang des Iwan'schen Zweiges der Romanow und seiner Freunde, in Raumers Histor. Taschenbuch für 1837, S. 156.

Digitized by Google

zurückverfolgen, welche vor hundert Jahren aus zariſchen und zaritziſchen Laſtern und Verbrechen ſich gebildet hatten. Die Katharinen, Annen und Eliſabethen waren ja in ihrer Art ſchon richtige Nihiliſtinnen. Denn ſie achteten alle Satzungen des Rechtes, der Sitte, der Ehre und der Menſchlichkeit pro nihilo, für nichts, und rüttelten alſo frevelhaft an jedem Grundpfeiler der menſchlichen Geſellſchaft. Jetzt ſind die Folgen da. Die Anhänger einer materialiſtiſch-mechaniſchen Auffaſſung, Betrachtung und Darſtellung der Geſchichte mögen nach Rußland hinhorchen. Dort werden ſie, falls ſie nicht ganz taub ſind, den Schritt der Nemeſis vernehmen oder auch, wenn ſie lieber wollen, die draſtiſch-thatſächliche Gloſſirung von jenem Ausſpruch des ruſſiſchen Dichters, Dekabriſten und Märtyrers Rylejew:

„Gott in der Weltgeſchichte heißt Vergeltung!
Die läßt in Halme ſchießen Frevelſaat.“

Digitized by Google

Neue lyriſche Gänge.

Von

Fr. Th. Viſcher.

— Stuttgart. —

Frühling.

Es iſt ein Feſt im ganzen Thal,
Was blühen kann, blüht allzumal,
Die ganze Stadt liegt weich und warm
Gebettet in des Frühlings Arm.
Heut', wo ſo lau die Lüfte wehen,
Laſſ' auch das Eis in dir zergehen,
Vergiß! Vergiß!

Vergiß, wie oft in Einer Nacht
Der Froſt ein Ende hat gemacht,
Als kreiſchten Teufelsſtimmen drein:
Vergiftet muß der Segen ſein!
Als müßt' auf ihrer Kinder Blüthen
Erboſt die eigne Mutter wüthen.
Vergiß! Vergiß!

Und wenn du nach den Dächern ſchauſt,
Vergiß, was dort im Dunkeln hauſt,
Am Boden kriecht, im Winkel ſpinnt,
Den Biedern ſpielt, auf Tücke ſinnt,
Vergiß der Frechheit ſchnöde Blöße,
Vergiß des Unrechts Meſſerſtöße,
Vergiß! Vergiß!

Digitized by Google

In's Grüne schau', in's Weiße schau',
Blick' auf zu diesem zarten Grau,
Wodurch ein gold'nes Abendlicht
Sich seine sanften Pfade bricht!
An guter Menschen Kraft und Milde
Gedenke bei dem reinen Bilde!
Vergiß! Vergiß!

In glücklich blinder Jugendzeit,
Da war's zur Freude nicht so weit.
Jetzt lächle nur, daß selbst zur Lust
Sich mahnen muß die schwere Brust.
Heut', wo so lau die Lüfte wehen,
Laß' auch das Eis in dir zergehen,
Vergiß! Vergiß!

Der alte Todtengräber.

Er grub ein Grab mit müder Hand,
Fast wollte die Kraft versagen.
Für wen? Das war ihm unbekannt,
Er pflegte nicht mehr zu fragen.

Er murrte nicht, es sei zu schwer,
Er summte gemach und leise —
Das helle Singen gieng nicht mehr —
Eine alte Liederweise,

Ein Lied von Liebeslust und Leid,
Es hatt' ihn stets erfreuet,
Denn seiner Jugend Munterkeit,
Sie hat ihn nie gereuet.

Bald wird die Arbeit fertig sein —
Da sind ihm die Sinne geschwunden,
Er sinkt und fällt in das Grab hinein,
Da hat man ihn todt gefunden.

Sein friedlich Antlitz, Aug' und Mund,
Erschien so unbeweget,
Als hätt' er in den kühlen Grund
Sich wie in's Bett geleget.

Auch etwas Schalkheit schien dabei
Die Lippen zu umspielen
Und auf den Raub, so tadelfrei
Begangen, hinzuzielen.

Digitized by Google

Man hob ihn ſtill und ſacht' heraus,
Als ob er ſanft nur ſchliefe,
Man grub am dunklen Erdenhaus
Noch bis zur rechten Tiefe.

Sein Todtenhemde mußt' er nun
Und ſeinen Sarg noch haben,
Dann durft' er in dem Grabe ruh'n,
Das er ſich ſelbſt gegraben.

Alte Jungfer.

Wie dauert mich ein Mägdelein,
Das einſam ſitzen bleibt,
An das ein Werbebriefelein
Kein Herzfreund ſchreibt!
Du Arme!

Hätt' auch ſo gern ein Kindelein
An ihrer Bruſt ernährt!
„Wann ſtellt der brave Mann ſich ein,
Der mir's beſcheert?"
Du Arme!

Sie ſitzt in ihrem Kämmerlein
Und wartet Jahr um Jahr,
Schon finden ſich die Falten ein
Und graues Haar.
Du Arme!

Die Schweſter hat ſchon Kinderlein,
Als Tante hilft ſie aus,
Wie beſſer wär' es, Mutter ſein
Im eignen Haus!
Du Arme!

Thut Manche groß und iſt zu klein
Zum ſchweren Uebergang,
Sie ſchmeckt danach wie ſaurer Wein
Ihr Leben lang,
Die Arme.

Ein wackres Herze muß es ſein,
Das dieſes Weh verſchmerzt,
Und gern im Abendſonnenſchein
Auch wieder ſcherzt.
Du Gute!

Digitized by Google

Komm', heit're altes Jüngferlein,
Und gönne mir zum Schluß
Für diese sanften Verselein
Noch einen Kuß
Und lache!

In ein Stammbuch.

Ist sie auch geistreich? fragt ihr jetzt zumeist.
Was wollt ihr denn? Herz heißt des Weibes Geist;
Wird sie unendlich lieben können,
Dürft ihr getrost sie geistreich nennen.

Spätlinge.

Ein Admiral! So spät noch ausgeschlüpft!
Er sonnt sich; wählig wiegt er seine Flügel,
Auf schwarzem Sammtgrund weiß und roth gezeichnet,
Im warmen Licht. Du arme Creatur!
Nicht ahntest du die kalten Regentage,
Den trüben Schluß des trübsten aller Sommer,
Als dich ein tückisch-schmeichlerischer Blick
Des Dämon Föhn aus deiner Puppe lockte!
Wenn's gut geht, wirst du noch aus ein paar Blümchen
Geringe Labung dünnen Honigs saugen!
Dort hängt sie schon, die schwere graue Wolke,
Und morgen oder diesen Abend noch
Liegt aufgelöst dein zarter Leib im Grase.

Ja, ja, so geht es manchem Erdenkind:
In fremde Zeit wird es hineingeboren,
Es kommt zu spät wie dieser arme Falter;
Wohin? Wohin? Ringsum ist Greisenalter,
Du willst dich regen und du bist verloren.

Schlußergebniß.

„Sage, was ist am Ende der Bahn
Als das Wahre, das Beste dir erschienen?"
Nachdem verblichen so mancher Wahn,
Das Leben durch Arbeit abverdienen.

„Traurig." — Ich weiß nicht, mir ist dabei
So heiter zu Muth wie in Jugendzeiten,
Die Seele befindet sich hell und frei
Im Dienste des Ganzen, im Meer, im weiten.

Digitized by Google

Im Gebirgsthal

am 2. September 1882.

Abendnebel ſpinnet und webet
Der ſtille Gebirgſee.
Heimkehrender Heerden Glockengeläute
Tönt nah und fern.
Frauen begegnen und grüßen in alter
Guter Sitte den Fremdling.

Einfalt wohnt noch in dieſem grünen,
Heimlichen Thale,
Geborgen bin ich, geſchützt vor der heißen
Hetze der Welt,
Fern iſt der ſtädtiſche Schwarm,
Nicht ertragen muß ich den Anblick
Bebrillten Dünkels,
Der ſich nach Luft und Duft und Unſchuld
Sehnet und ſie verlacht und verderbt.

Männer auch kommen geſchritten,
Nervig die nackten Kniee bewegend,
Breitſchultrige, hochgewachſne,
Kraftgefühl in den off'nen, hellen
Augen und Muth und Kampfluſt,
Rieſen von altem, echtem
Gothiſchem Stamme.

Horch, ein Windſtoß!
Die Tannen rauſchen, der See wird laut,
Man hört ihn brauſen, bewegter wallen
Ueber den Wogen die feuchten Nebel.
Wodan lebt noch und grüßet.

Hell wird's auf einmal, aufgetaucht
Hinter dem ſchroffen Felſenkamm
Leuchtet der Mond.
Brütend ſchimmert im Dunſtgewebe
Sein Geiſterlicht.
Mir iſt, als hört' ich ein Flüſtern dort
Im ſilbergrauen ſchwebenden Flor,
Ein Flüſtern von Waſſerfrauen,
Raunende Stimmen, die ſich erzählen
Von fernen Schweſtern an breiten Strömen,
Durch Rebenhügel und Gartengelände
Prächtig ergoſſ'nen, wo ſie am Ufer
Auf Felſen ſitzen, die gold'nen Haare
Kämmen und ſingen, und von dem Volke,

Digitized by Google

Von den heitern und rasch bewegten
Geschlechtern, die dort hausen, —
Raunende Stimmen, die sich erzählen
Von fernen Schwestern, Nixen der See,
Der deutschen See, die an weißes Gestad,
An sagenumwobenes waldiges Eiland
Stürmisch in wilden Brandungen anschlägt,
Und von den Männern, die dort wohnen,
Von Nordlandsrecken, von Kerngewächse
Der Friesen und alten Sachsen.

Von Walküren auch rannen sie,
Helmgekrönten, ringelgepanzerten,
Beschwingten, auf blutdurchronnener Walstatt
Eilig beflissʼnen.
Gethürmt sind Leichen, viel ist der Arbeit,
Siegreich gefallener Helden viel
Gilt es zu tragen hinauf nach Walhall.

Du hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
Die wohlgeführte der Enkel des hehren
Theodorich und seines ergrauten
Waffenmeisters Hildebrand,
Des jähen Wolfhart und des getreuen,
Tapferen Spielmanns Volker,
Des grimmen, schuldigen, seinem Schicksal
Klaglos stehenden Hagen
Und des redlichen, tugendreichen
Jugendstrahlenden Siegfried, —
Hast sie gespürt, die vereinte Kraft,
Als sie dich enger und enger umschnürte,
Die unwiderstehliche wilde Jagd,
In den erstickenden Todesring
Drängend dich eintrieb,
Als die erschreckende Werwolflarve
Dir vom erblaßten Antlitz fiel,
Gespenstisches, welsches Scheinbild!
Als du hervorkrochst und vor der wahren
Steigenden Größe
Die gefallene hohle sank in's Knie.

Und in den Lüften über den Beiden
Schwebte ein Geist, unsichtbar sichtbar,
Sinnend, der Völker Schicksal wägend.

Heut ist der Tag. Still, einsam träumend
Wollt' ich ihn feiern.

Digitized by Google

Geistesriesen auch sind noch
Denkende Stirnen fehlen uns nicht,
Lichteste, feinste Gebilde der dunkeln
Urweltkraft in der Alpen Granitkorn,
In der Eichen und Föhren zähem Safte,
In des langsamen, derben, nicht schnell zürnenden,
Im Zorne furchtbaren Volkes
Eisenhaltigem Blute —
Geistesriesen, Staaten- und Schlachtenlenker,
Andere forschend in stiller Kammer,
Nach der Dinge geheimnißvollem Grund
Suchend und grabend mit Seherauge,
Andere zaubern Wundergestalten,
Unbekannte und doch bekannte,
Traumgewobene, von des Entzückens
Schauer umwehte
Bilder des Lebens.

Mild wird die Luft. Die Stöße des Sturmwinds
Ruhen, ein weicher, lauer Hauch
Streichelt die Wangen des Thals
Und heißt mich gedenken all der Güte
Und all des Mitleids, all der herzlichen
Menschlichkeit,
Die der Gemüther verborg'nen Kern
Hinter der rauhen Schaale durchwärmt
Und schmeidigt und süßet.
Bist du es, der aus der silbernen,
Goldgesäumten Wolke mit blonden
Locken mir zunickt,
Bist du es, Balder,
Freundlicher, friedlicher, sanfter Gott,
Der Götter und Menschen Liebling?
Du bist's und bejahest.

Lustige Reigenweisen ertönen,
Hinter beleuchteten Fenstern dort
Huschen walzende Schatten vorüber,
Jauchzen erschallt und kräftiges Stampfen
Tritt zu dem Wirbel den messenden Takt.
Freuet euch! Heute bleib' ich fern,
Vom gestrigen Abend schwebt ein Bild
Mir vor den Augen jetzt und immer,
Als ich droben im ringsbeliebten
Stattlichen Hause des Wirths zum Steinbock
Dem Tanze zusah

Digitized by Google

Und als die großgebaute, schlanke
Tochter des Bauern drüben am Bergjoch
Sterngleich unter den Dirnen glänzte,
Als sie im Arme des brannen Burschen
Mit leuchtenden Augen, lächelnden Lippen
So leicht und feurig und doch so züchtig
Sich drehte und wiegte und bog und neigte,
Als ihr die silbernen Kettchen am Halse
Schimmernd spielten und ich mich fragte:
Woher der Adel? Woher in der schlichten
Tochter des Volks die hohe Anmuth?
Da meint' ich blinken zu sehen
Der holden Freia Halsband,
Das ihr in unterirdischer Esse
Die klugen Zwerge geschmiedet,
Zaubersprüche zur Arbeit murmelnd,
Einzuverleiben dem Götterschmuck
Geheime Mitgift,
Allbesiegenden Liebesreiz. —

Bald muß ich hinab in's graue Reich
Der Hel und willig geh' ich.
Aber erfahren möcht' ich noch dürfen,
Wissen dort unten, was ist und wird
Da oben im Lichtreich,
Ob der Drache noch lebt und wüthet, —
Ich kenn' ihn und läugne mir nicht sein Gift —
Der schnöde Lindwurm,
Der, geheckt im Pfuhle der Zeit,
Herzverdorrenden Schwefelgluthqualm
Aushaucht über die Völker und, wehe!
Auch in die deutschen Markungen einbrach,
Ob in der Lebenden Mitte nicht
Aus der Tiefe sich etwas bewegt
Und rührt und regt und steigend anschwillt
Und zur lichten Gestalt sich bildet
Und gewappnet hervorspringt,
In der Hand ein blitzendes Geisterschwert,
Und den scheußlichen Wurm durchbohrt,
Der Drachentödter aus Vorwelttagen,
Der Ahne Siegfried, —
Ob mein geliebtes Volk geneset,
Blühet und wächst und ob wir Alten
Nicht vergeblich gerungen.

Digitized by Google

Friedrich Vischer als Poet.

von

Richard Weltrich.

— München. —

Eine große Landschaft haben wir durchwandert. An ihren Wasserstürzen brauste und schäumte unser eigenes Lebensgefühl auf, im Schatten ihres Hochwalds fanden wir Rast und Ruhe und labten uns vor der Tagesglut, ihre Felshänge stiegen wir aufwärts, den Blick nach den Gipfeln gerichtet, von ihrem Pfad zur Höhe sicher geführt, in der reinen Luftkühle des Hochgebirges. Wir haben die Eindrücke einer majestätischen Natur, ihrer Herbheit auch und ihrer Härte, in uns aufgenommen. Jenseits der Paßhöhe ist eine andere Welt. Aber unser Weg und Plan führt uns des andern Tags durch eine Krümmung des Thales, zu dem wir niedergestiegen waren, in die nämliche Landschaft zurück, von der wir ausgegangen sind. Und jetzt ruht sie vor uns im späten Schein der Abendsonne. Wie ist sie verwandelt! Wie viel milder ist sie geworden, wärmer, von Düften der Erde durchhaucht, in ihrer Abklärung und Stille wie friedsam! Wie flimmern vom Goldton des Lichts die Spitzen der Bäume, wie glüht jene gestern nur graue Wand, wie scharf und rein zeichnen sich jetzt alle Contouren vom Himmel! Milder, heller; und doch auch wieder ernster. Denn der späte Schein ist's der Abendsonne.

Sei's erlaubt, in der Stimmung dieses Bildes und nicht ohne Herübernahme einzelner Züge ein Menschenleben vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen; die Wanderer sind die Betrachter. Bild ist Bild; und jedes Bild hat Grenzen seiner Beziehungen zur Sache, hat aber auch ein dem directen Ausdruck oft unzugängliches Lichterspiel und überdies concentrirende Kraft. Es ist ergreifend genug, daß ein Mann, dessen Namen die Nation seit vierzig Jahren nennt, aber unter dem Zeichen der Aesthetik, der Philosophie, der Kritik, als systematischen Denker, daß derselbe Mann in

Digitized by Google

hohem Alter dem deutschen Volke einen lange gesparten, geheimen Schatz übergiebt, eine Zugabe, wie es auf den ersten Anblick erscheint, zu allen anderen Geistesgeschenken, den dichterischen Niederschlag seines Lebens. Denn als Gelegenheitspoesie im Sinne Goethes ist zunächst die Sammlung der Gedichte aufzufassen, welche unter dem Namen „Lyrische Gänge" Friedrich Vischer erscheinen ließ. *) Und als einen Akt persönlicher Selbstoffenbarung darf man diese Production bezeichnen, als eine confessio, doppelt ergreifend in ihrer fast beispiellosen Ehrlichkeit und Offenheit. Hier verbirgt sich nicht mehr der Verfasser hinter den Romanschriftsteller, wird nicht mehr jener durch diesen bedingt; sondern das Erlebniß tritt in sein Recht und sein Ich ist's, das der Lyriker ausspricht. Und doch ist diese Sammlung sichtlich nicht herangewachsen in ursprünglicher Absicht einer Publication; nur der Gärtner ist's, der die Früchte geherbstet hat, als sie in reifer Fülle am Baum hingen. In der ganzen Sammlung ist nichts Gemachtes, nichts, was gedichtet, damit es gedichtet und literarische Leistung ist. Aus dem Blute des Lebens, aus der Wahrheit des Mannes ist sie entsprosst.

Als der Vanvollender der Aesthetik auf Hegel'scher Grundlage, als das Haupt der modernen Aesthetik, als der erste Stimmführer der deutschen Kritik hat Friedrich Vischer in den Akten der Philosophie und Literatur seinen geschichtlichen Rang. Kein andres System spannt über das Gebiet ästhetischen Wissens den Bogen so weit, keines ist in sich so strenge gefügt, so durchdrungen zugleich von der Fülle realer Sachkenntniß, als das Werk Vischer's. Eine Arbeit des höchsten wissenschaftlichen Ernstes, erschwert es zwar durch die bekannte Eigenthümlichkeit seiner technischen Form, die Spaltung des Inhalts in Paragraphen und Anmerkungen, Genuß und Verständniß: aber Impuls und Richtung gab es dennoch dem gesammten ästhetischen Denken der Zeit. Indessen reicht Vischers philosophische Gedankenarbeit durch zwei Generationen; und bei der Productivität und Lebensfrische seiner Natur ist er von dem Geistesproceß, der nach Ablauf der Hegel'schen Periode das Wesen des Schönen von neuen Ausgangspunkten her zu bestimmen versucht, nicht unberührt geblieben. Diese Frage im Geringsten zu verfolgen, wäre hier nicht der Ort; nur an den ästhetischen Systematiker sollte erinnert werden und an die unbestrittene Geltung dieser einen, großen Seite seiner Natur.

Als eine Art angewandter Aesthetik, praktischen Aesthetisirens neben dem theoretischen, kann man einen Theil der Arbeiten bezeichnen, welche Vischer in der Sammlung der „Kritischen Gänge" und in den Heften „Altes und Neues" veröffentlicht hat. Um Shakespeare und Goethe gruppiren sich schwerwiegende Untersuchungen; dort dem Hamlet, hier dem Faust wendet die

*) Lyrische Gänge von Friedrich Theod. Vischer. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1882.

Digitized by Google

concentrirteste Theilnahme sich zu. Die Krone der Schriften dieser ganzen Gattung bildet das für sich publicirte Buch „Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts." Aber die „Kritischen Gänge" und „Altes und Neues" übersehen kaum eine Seite künstlerischen Lebens; sie haben nach allen Richtungen hin geholfen, geschichtliches Verdienst klar zu stellen, und wo es noth that, haben sie auch mit ihren Pfeilen verstecktes Geschwür producirender Gegenwart bloßgelegt. Eine von der tiefsten Empfindung für das Dichterisch-Schöne bewegte, überall auf das Geheimniß der Persönlichkeit und ihren ethischen Kern vordringende Interpretation, Wesens- und Werthbestimmung ist durch Vischer einer Anzahl von Autoren zu Theil geworden, von denen nur Jean Paul, Uhland, Mörike, Gottfried Keller hier einzeln aufgeführt werden sollen; für das Gebiet der bildenden Kunst aber mag an die Artikel über Rottmann, Alfred Rethel, über satirische Zeichnung erinnert sein.

Andere Abhandlungen reinwissenschaftlichen Charakters greifen über die ästhetischen Interessen hinaus, stellen den Fragen der Religion, Metaphysik, Psychologie sich zum Dienst. Dahin gehört die Studie über den Traum, welche es unternimmt, in die dunklen Tiefen des Seins hinabzutauchen, wo Natur in Geist verfließt und Geist in Natur; gehören ferner kritische Aufsätze über D. Fr. Strauß, Voltaire, über „Philosophie und Naturwissenschaft". Neben diesen Schriften aber, eine besondere Sparte literarischer Production bildend, wenn auch ohne scharfe Abgrenzung, erscheinen Aufsätze, welche ein mehr publicistisches Gepräge tragen. In den Reiseschilderungen der „Kritischen Gänge" und der Sammlung „Altes und Neues" sieht und spricht zwar auch der Aesthetiker; aber wie nach der einen Seite hin doch Erzählung, Erlebniß, Darstellung empfangener Natureindrücke für sich Ausbreitung suchen, so wendet der Autor sich andrerseits, mit der Tendenz, zu bessern und zu bekehren, hinüber auf das Gebiet des politischen und des socialen Lebens. Und auch selbständige Abhandlungen essayistischer Art nehmen sociale Fragen in Angriff. Macht sich schon in den exclusiv-wissenschaftlichen Arbeiten, zumal den Monographieen, zugleich mit dem Denker der Schriftsteller, der formende, componirende, von seinem Selbst hinzugebende, der Stylist — und Styl ist ja mehr als Form — als solcher geltend, so tritt innerhalb der zuletzt genannten Klasse von Schriften der Gelehrte völlig zurück. Auf das Gefechtsfeld socialer, sittlicher, politischer Kämpfe fordert die Schädiger ein freier Geist, dem um seines Volkes gesundes Mark und helles Denken das Herz erbangt oder die Ader des Zornes ergrimmt ist. Eine Natur tritt heraus, welche in ihrer polemischen Lust und ihrem polemischen Feuer, in Stoß und Drang um Wahrheit und Recht mit Ulrich von Hutten die Verwandtschaft verräth, wie mit Fischart durch Fülle des Witzes, durch Originalität, Kraft, Derbheit der Sprache. Freilich pulsiren auch hier alle Kräfte neben einander fort; in der Einzelschrift „Mode und Cynismus" z. B. verflechten sich die feinsten und strengsten dialektischen

Digitized by Google

Untersuchungen mit Ausfällen fast übermüthiger Sprachlaune, und das empörte Anstands- und Sittegefühl läßt die Schläge der Geißel niederregnen wie der empörte Geschmack.

Ein Versuch, im Bisherigen die Geistesarbeit Vischers ganz flüchtig zu überschauen, konnte keinen andern Zweck haben als den der Vergegenwärtigung des Reichthums und der Vielseitigkeit seiner Natur. Und gerade die letztere Eigenschaft sollte deutlich heraustreten; die großen und starken Gegensätze, welche hier nach einer Vereinigung streben, sollten zum Bewußtsein kommen. Vom abstracten Denker philosophischer Observanz bis zum Autor von „Mode und Cynismus" ist ein weiter Weg. Solche Gegensätze in sich zu schließen vermag immer nur eine starke und mächtige Individualität. Aller Contrast schriftstellerischer Production aber läßt sich bei Vischer darauf zurückführen, daß in ihm unter intensivem Kampf polare Grundtriebe des Geistes um Ausgleichung ringen, Erkennen und Wollen. Betrachten und Schaffen, Denken und Anschauung. Im Aesthetiker, dessen Naturanlage in einer Verbindung denkender und anschauender Geisteskraft überhaupt ruht, überwiegt doch allgemeinhin die Richtung auf Begrifflichkeit und Reflexion, ist eigentliches Agens seiner Thätigkeit; bei Friedrich Vischer aber erhebt sich anschauender Geist zu selbständiger Bedeutung, läßt sich vom Denken zur Seite drängen, strebt aber auch entgegen und verlangt Raum für sich. Eine stahlharte Logik, im Dienste der Wahrheit die Consequenzen zu ziehen, auf allen Punkten bereit; eine Dialektik von ungeheurer Gewalt, beweglich und schlagfertig, des Sieges gewohnt in Schrift und Rede; ein Abstractionsvermögen, welches wie das scharfe Messer des Anatomen die Körperlichkeit der Dinge zertheilt und das feine Fadennetz der Begriffe bloßlegt: das ist die eine Seite. Die andere: ein für die Erscheinung höchst empfindliches Auge, ein immer lebendiger Sinn für das Concrete, eine warme und freudige Erfüllung mit der Realität. Inwiefern diese Kräfte und Triebe sich in einander verzahnen, kann hier nur angedeutet werden. Ein innerer Gesichtssinn, möchte man sagen, wirkt in den kritischen Schriften Vischers oftmals auch damit, wo es sich um rein logische, gedankenhafte Induction handelt; Vischer argumentirt am liebsten in Gefechtstellung; er sieht seine Gegner, fingirt sich ihr Bild, ihre Action, läßt sie herankommen, zu zweien, zu dreien, nimmt mit dem einen den Kampf auf, führt ihn bis zu einen gewissen Punkt, wendet sich ab, schlägt gegen den andern, den dritten, holt zuletzt gegen den ersten wieder aus: eine Beweisführung, deren Stadien zwar für den Leser nicht immer leicht zu verfolgen sind, welche auch Verwicklung und Schwierigkeiten zuweilen sich selber steigert; aber doch Bewegung in lauter Lebensfrische und Actualität. Ja, es entsteht der Anschein, als ob die vorhin genannte Einrichtung seines wissenschaftlichen Hauptwerkes ihre Ursache neben Anderm in einem unbewußten Compromiß hätte: mittelst der Fassung der Paragraphen zahlt der Autor der Tyrannei der Abstraction das Lösegeld, um in den Anmerkungen befreiter seine Natur in die Realität, in die Welt des

Digitized by Google

Concreten zu ergießen. Sicherlich aber ist der berühmte Abschnitt über das Naturschöne ein glänzendes Zeugniß, daß in Vischers Darstellung eine auf jeden Hauch des Naturlebens, auf alles Linienspiel der Erscheinung reagirende Thätigkeit der Seele den Ausdruck bedingt und formt.

Auch eine ungemeine Neigung zur Bildlichkeit durchdringt seine Sprache. Die Argumentation mag immerhin ohne das Bild ihren intellectuellen Zweck bereits erfüllt haben: es kommt doch, stellt sich ihm ein, als sinnlich greifbare Zusammenfassung und Wiedergeburt einer begrifflichen Vorstellung, als letzter Trumpf, der denn auch in seiner Deutlichkeit und Drastik allemal dem Leser einen Stoß giebt, ihn gewinnt, packt, überzeugt. Wer einmal eine Analyse der Schriften Vischers zu geben hätte, der fände hiefür Beispiele in Menge; und solchen Stellen merkt man an, daß in ihnen ein unmittelbares Lebens- und Productionsgefühl des Autors hervorspringt, daß er mit Lust die graue Theorie verläßt und mit Lust verweilt, wo ringsum „frische, grüne Weide" ist. Er hat den Jägerblick für die Erscheinung, er greift mit dem Auge die Dinge; aber zum Bild selbst wieder verwandelt sich ihm innerlich das Gesehene, wird in solchem Proceß reproducirt, drängt so sich nach außen. Das verleiht ihm in eminentem Grade die Fähigkeit, in knapper Pointe, mit den schärfsten Umrißlinien, mit dem Schlaglicht aufleuchtenden Blitzes Menschen und Dinge zu charakterisiren; eine Eigenschaft, welche in der Unmittelbarkeit des Gespräches noch reichlicher zu Tage tritt, als auf dem Wege schriftlicher Aeußerung. Aber individuell ist sein Styl durchaus, immer eine Herausgabe des inneren Menschen, eine Spiegelung des Gedankenprocesses; und indem ihn schon diese Intensität der persönlichen Bewegung vor verbrauchter Diction schützt, kommt ihm ferner zu statten, daß seine Ausdrucksweise den Zusammenhang mit dem Naturgrund der Sprache sich wahrt, daß Wortschöpfung ihm zu Gebot steht, sei es mittelst neuen Gusses oder durch Erfrischung an der Quelle des Dialektes und der älteren Sprache.

Nun, und wie weit wären wir denn mit allen zuletzt betonten Qualitäten, die doch nur in Einer Grundkraft ihre Wurzel haben, in der Phantasie, noch vom Dichter? Ich denke, wir sind in der Nähe. Nur darum scheint es sich zu handeln, daß jene Functionen einmal breiter ausladen, einer größeren Stofffläche sich bemächtigen, daß der Phantasie einmal die Selbstherrlichkeit und die Freiheit der Succession eingeräumt wird. Oder mit andern Worten, daß die Functionen der Phantasie innerhalb der bestimmten Umgrenzung eines Werkes poetischer Conception und poetischer Form sich sammeln. Nun hat ja Friedrich Vischer schon frühe sich als Dichter versucht; seine Novellen „Cordelia" und „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner" sind pseudonym im Jahre 1836 erschienen. Auch später hat poetische Production niemals ganz gestockt und dem von einem schlichten und treuherzigen Humor eingegebenen Heldengedicht „Der deutsche Krieg" fehlte nicht eine sympathische Aufnahme. Aber dazwischen legte sich

Digitized by Google

die große Masse der wissenschaftlichen Thätigkeit Vischers, welche für immer die Kategorie abzugeben schien, innerhalb deren die wahre Bedeutung des Mannes gesucht werden müsse. Als nun vor nahezu vier Jahren der „Auch Einer“ an das Tageslicht kam, geriethen zwar alle kritischen Federn in Bewegung; aber das Urtheil schwankte und der philosophische Ruhm des Autors drängte der Schätzung des größeren poetischen Werkes sich entgegen. Man suchte ein Product der Reflexion; und aus den Kreisen der Herren vom Metier war zu vernehmen, daß das Buch Vischers zwar äußerst geistvoll, aber mit „stumpfem Handwerkszeug“ gearbeitet sei. Denn auch die Jünger Apollons, die liebenswürdigen, verfallen zuweilen in Kasteugeist, und wenn einer eine Form sich auf den Leib geschnitten hat, so kommt er leicht zu dem Glauben, daß das die Form an sich, die Musterform sei, die für Alle zu passen habe. Im Uebrigen konnte die Dichtung wirklich nicht für Jedermanns Geschmack sein; ihr Thema, der Idealismus, liegt nicht unmittelbar auf der Oberfläche: die Composition bietet einen zuerst befremdlichen Anblick, und der Gedankengehalt ist in der That ein derartiger, um alle „leihbibliothekliche“ Verwerthbarkeit fraglich zu machen. Doch ich thue manchem Poeten und manchem Leser Unrecht; das Buch hat seine Gemeinde und sie befestigt sich.

Es ist ja richtig, der Bund so entgegengesetzter Geistesthätigkeiten, wie er vorhin aufgezeigt wurde, ist eine schwierige Ehe. Die „sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraction“, welche Goethe in Schillers Natur bemerkte, ist in der Art und Größe ihres Gegenkampfs und in ihrem Zusammenwirken in der Literatur ohne Beispiel. Den Dramatiker hemmte sie auf seinem Weg; der Lyriker Schiller fand in den Momenten auf das höchste gesteigerter Production einen Ausgleich, freilich auf Kosten der angespanntesten seelischen Thätigkeit. Die Gedankenlyrik, deren engere Gattung er schuf, ist die goldene Frucht eines Ringens mit Riesenkraft, ist Aufhebung des Gegensatzes in einer höheren Einheit. Anders, scheint es, vollzieht sich im Ganzen und Großen der Ausgleich bei Vischer. Er empfindet wohl die Doppelseite seiner Natur, die Schwere getheilter Bestimmung. Das bezeugt er uns selbst. Am Sebaldusgrab in Nürnberg, als vom kunstreichen Erzsarg das Bild seines Ahnen, Peter Vischers, zu ihm herüberschaut, kommt der Widerstreit der Kräfte, die ihm das Innerste bewegen, zu Wort, preßt ihm die Seele. Von der Stimmung dieser Stunde erzählt ein Gedicht der „Lyrischen Gänge“; aber eben die vorliegende Sammlung giebt in der überwiegenden Mehrzahl ihrer Producte den mangellosen Beweis, daß bei Vischer in den Momenten des poetischen Schaffens die Kraft der Abstraction ruht, daß reine Trennung der Elemente zeitlich stattfindet. Ein Phantasiemensch lebt in ihm mit, ordnet der Herrschaft des Denkers sich unter, wenn dessen Aufgabe solches verlangt; aber schöpferisch stellt er sein eigenes Recht her, drückt die Gegengewichte zu Boden, erhebt sich in freier Entfaltung.

Digitized by Google

Und nun werde ich das Bild wiederaufnehmen dürfen, von welchem ich ausgegangen bin. Denn nun wirft ja die Poesie ihr Licht rückwärts auf ein langes Menschenleben, auf seine Vergangenheit und seine thätige Gegenwart. Und wie sie und alle Kunst überhaupt wirkende Sonne ist über den Dingen, über dem Dunkel und der Bruchhärte der irdischen Erscheinung: so sammelt sie hier Strahlen um einzelne Punkte geistiger Individualität, zeichnet sie schärfer, enthüllt ihre reine Form und macht ihr Inneres transparent. Von ihr her fällt aber auch ein Reflex auf die Gesammtarbeit, dessen einheitlicher Ton vermittelt, ausgleicht, Uebergänge herstellt; sub specie poetae verstehen wir den Aesthetiker und den Schriftsteller Vischer um ein gutes Theil besser. Und da vom Zwange, das innerste Leben des Gemüthes männlich zu verhüllen, die Dichtung, gleich der Liebe, entbindet; da es ihr Recht und ihre Pflicht ist, die Totalität der Seele freizugeben: so tritt nun auch persönliche Art und menschliches Wesen, in der Durchkreuzung der Linienzüge sich ergänzend und sich erklärend, in volle Helle. Eine Natur, für den öffentlichen Kampf wie geboren, ein Charakter, in sich gestählt, gefestet und wetterhart, erlaubt es einmal, daß wir verdeckten Untergrund gewahr werden, weiche Güte des Herzens, sokratische Milde.

Die „Lyrischen Gänge“ bringen Gedichte aus allen Lebensjahren. Ein poetisches „Vorwort“ motivirt den Titel; dann folgen die Abtheilungen „Jugendjahre“, „Mittlere und spätere Zeit“, letztere wieder gegliedert in „Sehen, Leben, Leiden“, „Krieg 1870—1871“, „Auf und für Personen“, „Scherz und trockener Ernst“, „Dem Ende zu“, „Geschichten und Sagen“ Der Gattung nach finden wir Lyrik im engeren Sinn neben Gedichten der Betrachtung, Rhapsodien, Balladen, gnomischen Gedichten. In den Gesängen früher Jugend ist das Element der Empfindung vorwiegend; aber die gestaltende Kraft wird in den späteren Jahren eher größer, die Sprache noch markiger, die Form freier. Indessen scheint weder die chronologische Anordnung eine strenge zu sein, noch trifft jene Unterscheidung für alle Producte zu; dazu ist schon der Inhalt ein zu vielseitiger, die Gattung der Gedichte zu wechselvoll. Bei solcher Mannigfaltigkeit fällt allerdings eine gedrängte Charakteristik der Sammlung schwer; denn zumal in den späteren Particen schließen zumeist nur wenige Gedichte sich zu bestimmteren Gruppen zusammen.

So sehr aber die Kunst die Momente des Lebens idealisirt, von ihrer Stofflichkeit befreit und alle Dinge in die Ferne einer geistigen Luftperspective rückt, so kann doch der Leser des Eindrucks sich nicht erwehren, daß in diesen Gedichten ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade selten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt ist. Nicht ohne Grund stellt das Lied „An den Leser,“ welches den Reigen eröffnet, die Mahnung voran:

„Wer verliebt in's Himmelblaue,
Mag sich anderswo erlaben“,

Digitized by Google

nicht aus Laune folgt dann „das graue Lied“ und seine Malerei der Seelenstimmung einer Stunde, über welche geschäftig-trübe Geister einen den Lebensathem erstickenden Schleier geworfen haben. Zwar man würde irren, wenn man glauben wollte, in das Klagen der Sentimentalität, in das Spiel mit dem Weltschmerz verlöre sich der Dichter. Nein, der Trotz eines Mannes, welcher sein ganzes Selbst gefaßt behauptet, bäumt sich auf, ringt, bleibt der Sieger. Und auch die hellsten Farben mischen sich in das Gemälde, die reinste Lust am eigenen Leben, am Werthe des Andern, an der Schönheit und dem unzerstörbaren Werthe der Welt. Und wie das Zeugniß erkämpften Friedens der Resignation, wie die Bürgschaft einer ihrer Ziele unbeirrbar bewußten und thatvollen Lebenskraft lautet die Schlußstrophe des einleitenden Gedichtes, das Siegel und Merkwort:

„Fuß über Grüften
Fest auf dem Festen,
Haupt in den Lüften,
So ist's am besten.“

Ein außerordentlich zartes Empfinden, in welchem die ganze Unschuld der Knabenzeit nachklingt, ihre fromme Sitte, ihr Glück und ihr erstes Leid, begegnet uns am Eingang der Sammlung, im ergreifend schönen Gedichte „Der erste Schnee“, im Gedichte „Die Nacht“. Daneben aber wirft schon frühe das schwere Ringen um die nackte Wahrheit der Erkenntniß seine Schatten über die Seele; ein über den Abgründen des Gedankens, über dem Räthsel des Menschenlebens und dem Räthsel alles Seins brütender und erschreckender Geist ballt sich die Fragen, von welchen alle Creatur geängstigt wird. Denn wer den Schritt wagt zu den abseits gelegenen, geheimnißdunklen Pfaden philosophischer Wahrheit, dem bleiben die Schauer des Weges nicht erspart, nicht eine totale Durchschütterung des Bewußtseins durch vernichtende Stöße. Und selbstquälerische Jugend steigert sich leidenschaftlich die erste Verwirrung. Aus diesem Geiste sind die Gedichte „Scheinleben“, „Angst“, „Der Erste“, „Faust'sche Stimmen“ geschrieben, Zeugnisse eines Entwicklungsstadiums, doch auch noch mehr. Nur möchte man, indem man den poetischen Ausdruck verfolgt, meinen, zuweilen verlange die Kühnheit des Gedankens eine bewegtere, gewissermaßen auch härtere Form, als der Vierzeiler mit seinem Reimpaar sie gewährt. Das Schlußgedicht der „Faust'schen Stimmen“ aber, „Stille“, ganz traumhaft, ganz Lyrik, ist eine poetische Perle.

Weniger ansprechend als die bisher genannten Gedichte dürfte der Sonettenkranz wirken, welcher die Aufschrift „Doris“ trägt. Denn indem das letzte der Sonette die Ironie, in welche die Empfindung umgeschlagen ist, wieder aufheben möchte, vermögen wir uns von dem organischen Zusammenhang des Ganzen nicht recht zu überzeugen; ein so ideeller Ausgleich, wie er hier geschildert wird, läßt schwer sich nachempfinden, nachdem

Digitized by Google

einmal die Magenfrage, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, explicirt wurde. Dagegen möchte von den Producten der ersten Abtheilung noch hervorzuheben sein das schalkhaft-hübsche Gedicht „Mädchens Abendgedanken“ und als ein absolut vollendetes Erzeugniß reinpoetischen Geistes, als ein Kunstgebilde von silberner Helle und Klarheit „Das Kätzlein“. Ton und Art slavischen Volksliedes ist hier auf das Vorzüglichste getroffen, die Sprache ist von der größten Zartheit und Grazie, und der Gedanke, an das schmiegsame Thier und seine weiche Bewegung die sehnsüchtig träumende Vorstellung zu knüpfen, ein überaus glückliches Motiv. Ich darf dem Leser diese Probe nicht vorenthalten.

„Zog der junge Wladislaw, zu jagen,
Einst von seiner hohen Burg herunter.
Wie er durch ein Dörflein kam gegangen,
Kam ein weißes Kätzlein, das die Hunde
Aufgescheucht, an ihm vorbeigesprungen.
Und er mochte nicht mehr jagen gehen,
Sondern mußte immer, immer horchen,
Wie es sprach in seinem lieben Herzen:
Daß ich doch ein kleines Kätzlein wäre,
Das an deinem Bette jeden Morgen
Bettelnd steht und lang nach deinen Augen,
Nach den zugeschloss'nen lieben Augen
Harrend blinzt, bis du sie aufgeschlagen.
Wie das kleine Kätzlein das ersiehet,
Schnurrt und spinnt es und die weichen Seiten
Drückt es schmeichelnd an des Bettes Pfosten.
Und du sagst dem Kätzlein guten Morgen.
Und du streckst die runden, weißen Arme
Aus dem Bett und nimmst die kleine Katze,
Legst sie neben dich auf's linde Kissen,
Streichelst ihr die Stirne und den Rücken.
Und das Kätzlein auf dem linden Kissen
Liegt bei deinen weißen, warmen Brüsten,
Die in sanftem Athemzug sich heben
Und sich senken, wie zwei reine Lilien
Auf des Flusses grüner Welle schwebend
Bald sich tauchen unter sanfte Wogen,
Bald erscheinen mit den süßen Kelchen.
Und das Kätzlein auf dem linden Kissen,
Und das Kätzlein, das du schwatzend streichelst,
Und das Kätzlein an den weißen Brüsten,
Die gleich Wasserlilien ruhig wogen,
Schnurrt und spinnt und drücket zu die Augen;
Daß ich doch dein kleines Kätzlein wäre!“

Ist das nicht reizend? Fürwahr, wenn einer nicht weiß, was Poesie, was ihr vergeistigender Hauch und ihrer Kunstmittel ausschließliches Eigenthum ist, hier könnte er's lernen. Wie knisterndes Feuer schlägt die Gluth des Liebenden aus diesen Versen hervor; aber eine keusche Entfernung der Realität liegt ja schon darin, daß das unschuldige Thier gewissermaßen

Digitized by Google

zwischen die Personen gestellt, daß, wie in einem Spiegel, rein als Bild, die Wirklichkeit und ihr Verlangen gesehen ist. Das Gedicht fordert in allen seinen Einzelheiten zu einer künstlerischen Analyse auf; doch will ich nur den Schluß, der in jeder Zeile ein Meisterstrich ist, hier hervorheben. Noch einmal genießt die Phantasie schöpferisch in seligem Spiele sich selbst, giebt verweilend in der Vorstellung bewegter Wasserlilien dem schönsten Bilde sich hin, gestaltet es aus in einer Sprache, welche das Athmen der Natur in sich aufnimmt; aber indem der ganze Zauber dieser Vorstellung den Geist ergreift und erregt, drängt näher und näher kommend das seelische Empfinden, von welchem alle innere Bildthätigkeit ausgegangen ist, zur Oberfläche, symbolisirt in dreimal wiederholtem Versanfang anschwellendes Bestreben, frei zu werden, taucht flüchtig noch einmal in das Gleichniß zurück und bricht mit dem letzten Laut des Gedichtes hervor in naivem Geständniß.

Wieder von anderer Seite, als Meister in der Beseelung der elementaren Natur, zeigt sich unser Poet im „Wasserfall"; dieses Gedicht trägt etwas vom Geiste Goethes in sich, ohne daß man gerade ein Parallelproduct dazu nennen könnte. Die Succession eines Naturvorganges wird durch ein dramatisch lebendiges Gespräch zwischen Fels, Wasser und Thal auf das vortrefflichste zur Anschauung gebracht und dem Ausdruck dient eine mächtige, nicht von metrischem Schema sondern von den Dingen selbst, ihrem Gang und Klang, die Bewegung entlehnende Rhythmik.

Den Schluß der ersten Abtheilung, der „Jugendjahre", bildet eine Reihe von Gedichten, welche ihren Ursprung italischer Sonne verdanken. Gleich einem Geistesbade der tiefsten Erquickung muß der Anblick und das Erfassen italienischer Welt auf den Dichter gewirkt haben; Druck und Qualm in sich gepreßter, mit sich selber ringender Subjectivität und Gedankenschwere schwinden wie sich abwälzende Schatten dahin vor der Lichtfülle des Südens, vor der wunschlosen Schönheit italienischer Kunst, vor der Größe weltgeschichtlicher Eindrücke. Der Dichter verschweigt diese Umstimmung nicht; in dem herrlichen, von Thau der Empfindung ganz durchtränkten Gesange „Perugia" giebt er sich Rechenschaft, wird sich bewußt:

„Im tiefsten Kerne mahnt es mich
Nach so viel kranken Stunden,
Die Seele drängt und regt sich,
Sie will, sie will gesunden."

Zwar die Erlösung vollzieht sich nicht ungehemmt, nicht ohne Gegenkampf düsterer Geister. Aber schon hat das sicherste Unterpfand der Gesundheit sich eingestellt, der Humor, der humoristische Scherz über eigenes Leben und Treiben; in der „Zwischenrede" weist der Dichter unsere Sorge vergnüglich zurecht mit den frischlebendigen Versen:

„Ach, du hast ja Recht, mein Theurer,
Aber vorderhand sei froh,
Daß ich wieder Verse mache,
Taugen sie auch nur so so.

Digitized by Google

Wenn ein Kranker will geneſen,
Scheint er kränker als zuvor,
Aufgelöſt durch alle Poren
Sucht das Uebel ſich ein Thor.

So in meinen armen Verſen
Seh' ich halbzufrieden ſchon
Eine treffliche, geſunde
Dichtertranſpiration."

Und nun trinkt mit unendlichem Entzücken ſein Auge das Licht, die Farbe, verfolgt die reinausgeſtaltete Erſcheinung; man fühlt, wie er ſo ganz eigentlich auf das Sehen, auf das Auge organiſirt iſt. Und er grüßt den Boden, auf welchem er wandelt, mit heiliger Scheu; er erſchrickt vor der Uebergröße der Eindrücke, ihrem Andrang; aber ſein Geiſt gewöhnt ſich ſie zu umſpannen, läßt ſie wachſen und wirken im dankbaren Innern, baut in der Stille des Gedankens „ſein Rom" ſich auf.

Soviel Regung neuen Glückes, Freude ewigen Gewinnes will ſich mittheilen, verlangt nach Genoſſen. Durch Bergſchluchten des Apennin, durch Gefilde der Campagna iſt der Dichter gewandert; im alten Tivoli verweilt ſein Fuß. Von dorther aber trifft uns ſeine Stimme, ſucht uns ſein Lied:

„Nein! Der Himmel, ſieh' und traue:
Nicht ſo bös hat er's gemeint,
Da ſo freundlich heut in's Blaue
Phöbos' Strahlenauge ſcheint.

In der Bergſchlucht tiefe Gründe
Schüttet, in des Sturzes Wut,
In der Grotten ſchwarze Schlünde
Anio die jähe Flut.

Iris ſchillert ſanft gewoben
In der Fälle Silberſchaum,
Und voll Grazie lacht oben
Veſta's Haus vom Felſenſaum.

Ferne dehnt ſich hingeſtrecket
Endlos der Campagna Feld,
Ihre ernſten Flächen decket
Trümmerſchutt vergangner Welt.

Die Cypreſſe, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
Taucht ſich in das himmliſch tiefe
Fleckenloſe, duft'ge Blau.

Um die Waſſer, um die Laube,
Näh' und Ferne weit und breit,
Legt der Himmel weitgeſpannte
Arme der Unendlichkeit.

Und ſo hält er in den Armen
Auch das edle Menſchenbild,
Hüllt es in den weichen, warmen
Liebesmantel ſtill und mild.

Mag es oft im Innern toben
Wie des Bergſtroms wilder Fall,
Bleib' ich ja doch aufgehoben
In dem großen Weltenall.

Keinen hat er noch betrogen,
Jener Eine, große Geiſt,
Der des Waſſerſturzes Wogen
In die jähe Tiefe reißt,

Der den Aether, der die Strahlen
Ueber Thal und Hügel gießt
Und in tauſend vollen Schalen
Alle tränkend überfließt,

Der im Buſen oft die grellen,
Grauenhaften Qualen weckt,
Dann die hochempörten Wellen
Mit des Friedens Flügel deckt.

Und in Einem ſtarken Herzen
Trag' ich Freude ſo wie Leid,
Trag' ich mit den tiefen Schmerzen
Auch die tiefe Seligkeit.

Digitized by Google

Die ihr auf beschneiten Wegen
Jetzt im Norden wandelt fern,
Freunde, diesen Himmelssegen,
O, wie theilt' ich euch ihn gern!

Seid gegrüßt mit Herz und Munde,
Kommet Alle, kommt zu Hauf,
Denn es thut mein Herz zur Stunde
Seiner Liebe Kammern auf.

Kommt und höret auf zu klagen,
Daß es hart und mürrisch ist,
Ja, ich darf es redlich sagen,
Reicher ist es, als ihr wißt."

Wie weich, wie warm ist dieses Gedicht, welche Tonfülle, welche Melodie ist seine Sprache! Wie ununterbrochen fließt hier der Strom der Empfindung, schlingt sich hinüber von Vers zu Vers, schwillt an, kehrt zurück zu beruhigten Ufern! Wahrhaftig, ein Geist des Friedens, der inneren Sättigung, der inneren Ueberfülle und herzlichen Hingabe gewann hier reine Form, trug den Rhythmus der Seele hinüber in den Klang, in die Folge, den Anschlag und den Takt dieser Verse. Und von welcher Schönheit, von welcher Kunst ist der Schlußtheil des Gedichtes! Das Gefühl eigenen Seins und seines Werthgehaltes ist ausgesprochen, ein ruhige mächtige Position im Gedanken und im Satzbau ist erfolgt, nachdem zuvor die erregte Stimmung pantheistischer Intuition die Grenzen der einzelnen Strophen überdrängte; jetzt, in der drittletzten Strophe, setzt der Anruf an die Freunde ein, und die Sprache selbst zieht diese heran, greift nach ihnen aus mittelst der geistigen Schlinge des vorangestellten Relativsatzes. Und da die Entfernten sogleich mit dem Contraste ihrer winterlichen Umgebung gesehen werden, so legen auf die Worte für diesen Begriff die beiden ersten Zeilen die Haupthebung des Tons. Aber der Hauptton der dritten Zeile fällt auf das erste Wort, auf den freudig gefundenen, lebhaft erfaßten Begriff „Freunde"; während die Schlußzeile die ungesparte, willig wiederkehrende Mittheilung symbolisirt durch die kürzeren und wiederholten Tonwellen, welche die Worte „theilt" und „euch" emporheben. Es ist nothwendig, solche Dinge in ihr Detail zu verfolgen, wenn man von den Wirkungen der Poesie, von den ihr eigenthümlichen Kunstmitteln sich Rechenschaft geben will; ein geistiges Notenlesen dieser Art hat die Kritik zu versuchen. Die einseitige Frage nach dem Gehalt kommt an das Wesen des Kunstwerks nicht heran; die Untersuchung auf Prosodie und Metrik bleibt leicht im Aeußerlichsten stecken, die Prüfung auf sogenannte Reinheit der Reime ist nicht viel mehr als eine abgeschmackte Pedanterie. In jenen Spuren aber offenbart sich in letzter Instanz das Zusammenrinnen von Form und Geist, unbewußtes Werk freilich des schaffenden Dichters, aber eben deßhalb das Geschenk der Inspiration und die Signatur künstlerischen Aktes.

Ein sehr interessantes poetisches Gemälde ist „Ein Tag in Sorrent". Das Gedicht erzählt episch ein Erlebniß des Reisenden, führt uns durch eine Reihenfolge von Momenten, welche zeitlich und durch die Personen unter sich verknüpft sind; es fragt sich nur, ob auch die innere, die poetische

Digitized by Google

Einheit vorhanden ist. Man könnte sagen: sie liegt in einem dialektischen Proceß. Während nämlich das Naturelement, die wilde, rasende Meersfluth in ihrem ungeheuerlichen Gestaltenwechsel den kühnen Beschauer den Menschen zu überwältigen, sein Bewußtsein zu unterjochen, mit seiner Phantasie zu spielen scheint, ist die Spur seiner Freiheit nicht nur in seinem Wagniß, sondern gerade in der Thätigkeit seiner Phantasie, in den Bildern, zu welchen der Geist die Naturvorgänge verwandelt, gewahrt. Und indem er elementarem Chaos sich entzieht, sich selbst sich zurück giebt, erobert er ganz die Freiheit seines Bewußtseins und stellt der Natur sein eigenes Recht, seine Schöpfung, die Idylle beseelten Lebens gegenüber. Aber freilich ist diese Einheit nicht so sehr eine organisch-poetische, als vielmehr Verbindung des Intellects; das Gedicht als Kunstwerk fällt in zwei der Gattung nach ungleichartige Hälften auseinander, welche episch nur lose verknüpft sind; dort ist Poesie der Anschauung, hier Poesie der Erzählung; dort Generelles, hier zufälliges Ereigniß. Immerhin ist innerhalb dieses Rahmens die phantasiekräftige Anschauung der Natur bewundernswürdig; wie andrerseits das Glück des Lebensgefühls, das Glück auch und die Idylle des Reisens auf das Anmuthigste ausgesprochen ist. Dabei wirkt sehr wesentlich „Paolo" mit, der kleine prächtige Bursche.

Von besonderer Zartheit, beseelt in jedem Laut und eine Regung deutscher Treue ist das letzte der italienischen Gedichte. Es trägt die Aufschrift: „Palermo. Am Hafen, nach Anblick des Sarges Friedrichs II. im Dom".

„Rauh sind die Berge der Alb, sargförmig gestreckt und gebrochen,
Harte, gediegene Kraft, selten ein Adel der Form.
Aber der Staufen, in schöngeschwungener Linie steigt er
Auf zum Gipfel und sinkt in die Gelände herab. —
Wenn du zum Hafen schrittst, in die lachende Bucht von Palermo,
Mächtiger Kaiser, Du sahst wahrlich ein schöneres Bild!
Lichtgetränkt erglänzte die Welt, ein himmlisches Blau lag
Ueber Tiefen und Höh'n, auf der beruhigten Flut,
Berg Pelegrino stieg und senkte zum Meere sich nieder,
Gleich als wäre sein Bau nach Melodieen gefügt.
Dennoch schwebet mir vor, es seien auch Stunden gekommen,
Wo verbleichte Gestalt leis in die Seele dir schlich —
War's am Abend etwa, wenn in der Dämmerung Schleier
Sanft und stille verschwamm alle die sonnige Pracht —:
Burg der Väter und Berg, wohl unter grauerem Himmel,
Doch mit röthlichem Licht krönt sie der neigende Tag;
Rauheres Volk umher, doch braves, — verlaßnes, auf seinen
Kaiser harrend und trüb' fragend: wo weilt er so lang?"

Die reichste Wechselwirkung der Töne begegnet uns in der zweiten Hauptabtheilung, in den Gedichten der „Mittleren und späten Zeit". Lebensbetrachtung und Lebensweisheit gewinnen an Raum, actuell-lebendiges Erfassen der objectiven Welt giebt die Stimme ab in Fragen der Politik und Religion, Interessen des socialen und des geistigen Lebens verficht eine scharfe

Digitized by Google

Realistik. Aber auch ein ruhiges Sichversenken in die Gegenständlichkeit und ihre innere Bewegung findet statt, spiegelt sich dichterisch in erzählenden Formen, in Rhapsodie, in Balladen. Doch immer wieder drängt vom Centrum der Gemüthskraft her die Welle der Empfindung, gießt gesättigt mit Welt und Leben sich aus, jetzt eine überschwellende Fluth, jetzt zitternd leises Berühren. Und zu Tage kommt ganz in seiner gottbegnadeten Helle und Herzlichkeit der Geist des Humors. Wir kennen ihn, in seiner Vertiefung ein höchst modernes Element, eine Errungenschaft der subjectiven germanischen Völker, als die Kraft, welche die Tragik des Lebens aussöhnt und den Gegensatz des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus überwindet, durch Shakespeare, durch Sterne, Jean Paul. In Friedrich Vischers Sein und Art ist er ein aus der Betrachtung nie zu verlierendes Element, einer der stärksten und vitalsten Factoren. Vischer hat die Bahnen des Humors, seine Kreuz- und Querwege, seine Tiefen theoretisch, denkend, bewußt durchmessen; auch in dieser Richtung liegen unsterbliche Partien der Aesthetik. Aber ihm, der alle Intimität des Humors aufzuspüren und aufzuzeigen vermochte, rauscht dessen Quelle selbstschöpferisch in der eigenen Brust; eine Thatsache, die auch ihrerseits erweist, wie doch die Natur zuweilen in der Einheit der Person, des Lebens theoretisch-denkende und poetisch-bildende Kraft verbindet.

Eben hier, in den Gedichten der „Mittleren und späten Zeit", welche das Leben auf seiner Höhe zeigen, empfangen wir den Eindruck, daß wir einem im höchsten Grade individuellen Menschen in's Angesicht sehen. Nun heißt individuell sein Eigenart haben, Eigenart behaupten; das mag sich mitunter anfühlen wie schärfste Kante, mag schneiden. Aber die kräftige Ablehnung des Unsympathischen ziemt einem vornehmen Geist, und wie in allen Dingen die ganze Wahrheit zuletzt das Wohlthätigste ist, so ist auch hier das ganze Herausgeben der Persönlichkeit so tief erquickend, in seiner Totalität jeden Widerspruch überwindend, als Erscheinung der immer wahrhaftigen Natur überzeugend.

Nach diesen allgemeiner charakterisirenden Bemerkungen mag es versucht sein, abermals in die bunte Fülle des Einzelnen zu greifen und die poetische Behandlung da und dort zu prüfen. An erster Stelle aber möchte ich ein höchst originelles Product herausheben, welches Eigenthümlichkeiten der dichterischen Natur Vischers auf das Schlagendste vergegenwärtigt und von seiner Art, zu denken und zu sein, eine prägnante Fülle von Zügen in sich sammelt; es ist die Rhapsodie Ischias, „ein Heldengedicht in drei verkehrten Gesängen." Schon dieser Titelzusatz bereitet uns vor, daß wir es hier mit einer Dichtung zu thun haben, welche von einem humoristischen Grundton durchzogen ist. Aber Vischers Humor scheint in größeren Compositionen die Ueberraschungen zu lieben; wie sich der „Auch Einer" erst im zweiten Theile des Werkes aufhellt, so erfahren wir auch hier erst spät, was das rothbackige, „gebildetem Stand" sichtlich nicht zugehörige Weib, mit welchem

Digitized by Google

der Leidende im Park zusammentrifft, zu bedeuten habe. Der nüchterne Verstand sieht sich vor einen barocken Einfall gestellt; aber der behaglich-frische Ton der Erzählung fesselt sogleich, und der halb wehleidige, halb vom Geiste der Schalkheit durchblitzte Krankheitsbericht des Patienten, nebenbei die beißendste Satire auf ein paar Capitel der Medicin, hält die Spannung in Athem. Da befängt uns mit einem Mal seltsamer Vorgang, jagt die ersten Schauer uns über die Seele. Und in Zügen und Gestalt des Weibes geht eine Verwandlung vor sich; zur Riesin erwächst sie; ein Wesen von dämonischer Größe, von erschreckend erhabener Schönheit tritt in Erscheinung. Ihr Berühren heilt den Leidenden; die ewige Natur ist ihm begegnet. Aber nicht eher ist sie ihm gnädig und hilfreich, bis er Beichte bestanden, Bekenntniß abgelegt hat; sie droht dem Zögernden den jähen Tod, wenn er nicht volles Genüge leistet auf ihr Begehren:

„Noch einmal frag' ich dich, Erdensohn:
Bist du immer wahr gewesen?"

Diese Scene, von der Majestät der Verse an, welche die Umwandlung des Weibes schildern, bis durch den Verlauf der Beichte in Fragen und Antwort, ist vielleicht das Großartigste im ganzen Bestand der „Lyrischen Gänge". Sie ist Shakespeare's würdig, ein grandioser Akt der Intuition, Mark des Lebens, Selbstprüfung auf Herz und Nieren, welche zu wagen den Wenigsten gerathen sein möchte. Hier, in der Beichte, vernehmen wir eine Sprache wieder, welche darum die gewaltigste ist, weil sie die schlichteste ist, unmittelbare Prägung des Geistes, in ihrer herben und ursprünglichen Kraft erinnernd an Luthers Bibelübersetzung. Einzelnes anzuführen, versagen wir uns schwer; aber hier läßt kein Glied vom andern sich ablösen, hier hebt und erklärt jeder Ton den andern, und Auswahl hieße wenig mehr als aus einem Gemälde einen Fetzen farbiger Leinwand als Probe bieten. Nun aber, im Ueberblick des Ganzen, verstehen wir die Bedeutung aller Linien, mit welcher der Autor die Natur von ihrer ersten Einführung an geistreich gezeichnet hat, verstehen nunmehr die Dichtung auch in ihrem ethischen Kern. Denn in sich Einkehr zu halten, ziemt ja dem von Leiden gequälten, durchwürbten Hiob, und ein Proceß der Seele ist nur nach außen verlegt kraft der Nothwendigkeit dichterischer Anschauung und in kühner Bewegung der Phantasie. So steigt diese Dichtung von halbburlesken und freundlich-milden Momenten zum erhabensten Ernste auf; sie verbindet mit souveräner Freiheit der Erfindung, mit grotesker Phantastik die schärfste Realistik des Ausdrucks; und sie offenbart auch ihrerseits einen centralen Punkt in Vischers Wesen, seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen alle Naturlosigkeit in Sprache, Bildung und Sitte, gegen alle Lüge.

In der zweiten Abtheilung der Sammlung begrüßen wir gute Bekannte wieder, die Gedichte, welche im „Auch Einer" zuerst veröffentlicht wurden: „Die Nagelschmiedin", „Auf der Eisenbahn." „Das ersehnte Ge-

Digitized by Google

witter," „Breite und Tiefe", „Num pluat", „Jugendthal", „Abschied". Sie alle sind echte Perlen. In den nämlichen Kreis gehört die Apostrophe an Jean Paul, eine vorzügliche Charakteristik des ostfränkischen Humoristen; und „Herr Olaf", eine der besten deutschen Balladen. Mehrere andere Balladen gesellen sich neu hinzu, das den Leser mit Geisterschauern packende „Banket" und, sehr anschaulich, in ihrer Knappheit, Gedrängtheit, ihrem raschen Herzschlag vortrefflich, „Das Kreuz am Inn".

Das Stimmungsgedicht ist bei Vischer aus allen Lebensperioden vertreten. Man wird nur unterscheiden müssen: Stimmungslied, das unmittelbar dem Gesang sich nähert; und Stimmungsgedicht, das der Musik weniger entgegenkommt. Der Unterschied liegt, wenn auch nicht allein, vielleicht im rhythmischen Bau; der reinen Lyrik gehören beide Kategorien an; auch von Goethe, Mörike, von Martin Greif sind nicht alle „Lieder" der Composition zugänglich. Nach dieser gegen die Musik sprödoren Seite hin liegt ein Theil der Vischer'schen Lyrik, nicht sein Talent überhaupt; eben bei mehreren Gedichten des „Auch Einer" hätte der Componist ein leichtes Spiel. Die Musik ist aber überhaupt keine Probe auf die poetische Lyrik; Poesie und Musik sind in ihrem innersten Wesen getrennt; sie können sich zufällig berühren; aber sie geben sich jeden Augenblick wieder frei; und wo Gewalt sie zusammenschweißen möchte, entsteht nur ein Bastard.

Als ein im engeren Sinne „lyrisches Product" muß hier das kleine Gedicht „Zu spät" genannt werden, fast nur ein Laut, aber heilig in seinem Schmerz und von der höchsten poetischen Vollendung. Der gleichen Gattung gehört „Am See" an, in der Einfachheit seines Baues fast hilflos; und wen gewänne nicht das zartgezeichnete Bild der „Kahnfahrt", nicht dieses Gedichtes seelenvoller Hauch:

„Es sinkt der Tag; still wird es weit und breit. —
Auf flüsternder, auf kühler Wasserbahn
Trägt leis zwei Menschen hin ein leichter Kahn,
Zwei stille Menschen, still vor Seligkeit.

Der Mann ergreift des Weibes zarte Hand
Und spricht, indem er nah' zu ihr sich bückt,
Der Stimme Zittern mühsam unterdrückt,
Mühsam die Thräne, die im Aug' ihm stand:

‚O möge keines von uns Zweien doch
Je wiedersehn dies Land und diesen See,
Das Herz zerrissen von der Trennung Weh!'
Schon war es Nacht. Wir schwiegen. Weißt du's noch?"

Zwei andere Gedichte lassen hier sich anschließen, durch die Schwere ihres Erkenntnißgehaltes über die Grenzen der lyrischen Gattung hinausdrängend, aber so ganz und gar eingetaucht in das Element der Stimmung, daß sie zu Kunstwerken ungemischten Charakters werden und die volle wie die eigenthümliche Begabung des Dichters erweisen: „Amselruf" und „An

Digitized by Google

meine Wanduhr". Auch sie werden für ewig geschrieben sein; solche Traulichkeit des Tones hat vielleicht nur noch Hebel; das Geplauder mit der Wanduhr — ich rede hier von den Stellen leichteren Gewichts — die Zusprache an die alte Freundin und Lebenszeugin, das Trostwort an die heiser gewordene, daß ja bald der Schwarzwälder Landsmann — „Weißt, der wackre Uhren-Jakob" — wieder kommen werde, sie zu curiren: das ist Alles so ächt, so gemüthvoll und liebenswürdig, wie dort in der „Ischias", das Gespräch zwischen dem Kranken und dem Grafen Eberhard im Bart. Das Ticken der Uhr, das Schwingen des Pendels, den zitternden Schlag des Herzens hören wir wieder im Rhythmus; seine Behandlung ist meisterhaft. Aehnliches gilt vom „Amselruf". Ein seliger Friede der Betrachtung liegt über diesem Gedicht, hat seine goldenen Schleier über Schatten der Wehmuth gebreitet; Schwingung des tiefsten Gefühls erklingt wie von ferne. Dem befiederten Sänger lauscht der Dichter, ein anderer Walther von der Vogelweide; „mîner swaere ich gar vergaz," sagt der Alte, als er in den Wald gegangen war, „dô der sumer komen was", und „diu nahtegale sanc"; und Vogelweisheit lernt der Jüngere, zum Gesang wird ihm Erkenntniß:

„Und so hör' ich deine Weisen,
Höre diese weichen Klagen,
Diese Schelmenliederstückchen,
Trinke dieses Ohrenlabsal
Deiner Wasserorgelklänge
Just so froh, als hätt' ich ihnen
In der Urzeit schon gelauschet,
Just so froh, als ob ich immer,
Immerdar sie hören dürfte.
Wer sich freuet, Jener oder
Dieser, wann sich Einer freuet
Und wie oft sich Einer freuet,
Bleibt sich völlig gleich; es freut sich
Eben jedesmal ein Jemand,
Und der Jemand bin für dießmal
Eben ich und darf mich freuen.
Ewigkeit besteht ja doch nur
Lediglich aus Augenblicken,
Schlägt in einen dieser vielen
Augenblicke denn ein heller
Amselruf herein, warum doch
Sollt' ich um die vielen andern
Augenblicke da mich grämen,
Wo ich nicht mehr bin und Andre
Dieses Wohllauts sich erfreuen,
Warum mich beschämen lassen
Von der heitern Vogelseele,
Die den Augenblick so lieblich
Füllet, formt und färbt und fesselt?

Digitized by Google

Horch! es jauchzt und klaget wieder
Süß und innig! Horch, es trillert
Schelmisch wieder! Ei, das Thierchen
Mag sich wohl darob auch freuen,
Daß ich seine weise Lehre
Nun so gut verstanden habe.

Nett wär's immerhin, gesteh' ich,
Wenn vor meinem letzten Hauche
Ich's noch einmal hören dürfte,
Diesen Ton noch einmal schlürfen.
Hört' ich ihn dann leiser, leiser,
Wie aus blauer Bergeshalde,
Wie bei Nacht im tiefen Walde,
Ganz verhallend, ganz von ferne:
Noch einmal so leicht und gerne
Würd' ich, von so manchen Wegen
Müde, dann auf's Ohr mich legen."

Die Saite selbstloser Güte, welche hier mittönt, giebt noch in einem andern Gedichte der „Lyrischen Gänge" einen besonders hellen Klang: „Ein Augenblick" ist so herrlich empfunden, als reizend geschildert. Auch dieses Gedicht ist eine Goldstufe. Selbstlos sein, selbstlos sich freuen, was hätte je eine Religion Höheres und Besseres zu lehren vermocht? Dies eben ist Religion, ist Religion Gottes, ist Humanität.

Und wie hübsch wieder, wie liebenswürdig, resignirt, ein wenig schalkhaft, und doch immer wurzelnd in festem und ernstem Grund findet der alte Herr sich in die herbstlichen Tage des Lebens! Ich kann nur verweisen auf die Gedichte „Fliegen-Orakel", „Imbiß", „An Fr. T.", „Weisheitszahn", „Und doch", „Greisenglück", zum Theil Stimmungsbilder, und als solche ausgezeichnet durch treffenden, der Situation eigenthümlich zugehörigen Ton, zum andern Theil sentenzenartig, gnomische Poesie. Humor und Weisheit reichen sich in diesen Partieen der „Lyrischen Gänge" die Hand; Scherz und gute Laune feiern ihre Stunde, heller Blick über menschliches Leben, milde Nachsicht mit menschlicher Schwäche spricht schonendes Urtheil. Doch wird dem kategorischen Imperativ kein Punkt vergeben und hin und wieder stechen auch satirische Stacheln hervor. Das Gedicht „An die Trockenen", ist eine poetisch vortreffliche Wahrung der Art und Weise gesund ruhender Kraft; sehr ergötzlich wirkt das „Spiritistische Trinklied". Ein Stammbuchvers, wie der für „Blanka E." geschriebene, ist Lebensnorm, kurzgefaßt, reichsten Inhalts, guter Wunsch und treuer Rath der Vernunft, wie kein Vater seinem Kind einen besseren mit auf den Weg geben könnte. Eine „Rache", wie sie der Autor der „Lyrischen Gänge" an den Collegen von der Feder verübt hat, ist zu ertragen gewesen. Unheil aber erfährt ein journalistischer Blaustrumpf, ein mit Zucker verwöhntes Dämchen, dem jetzt im Gedicht „Einhart's Wanderschicksal" eine nicht leckere

Digitized by Google

Pille gereicht wird*) Auch Hans Makart findet kein Compliment; und eine Menschensorte, die habituellen Ironiker, trifft in den Versen „Sie haben ihren Lohn dahin" einer Klinge feingeführter und schneidiger Stoß.

Unter den Gedichten, welche auf Politik Bezug haben, steht mit der Aufschrift „Zwei Brüder" der dreigliedrige Trauergesang voran, geweiht dem Andenken der Grafen Erich und Axel von Taube. Sie mähte der Tod dahin in Frankreich, in Champigny, sie sanken vereint, zusammen wurden sie begraben. Und im endlosen Leichenzuge wird der Dichter mitgeschritten sein, und was ihn bewegte, als ihre blühende Jugend in das Grab getragen wurde, das tönt nun wieder im Lied, in feierlich-ernster, gemessener Strophe, in rührender Klage, ihres Ruhmes Pfand, unseres Volkes Ehre, der Ueberlebenden Trost und Erhebung. Der aber, welcher unser Vaterland zu solchen Opfern zwang, von dem singt ein anderes Lied, nicht im Geiste eines erhabenen Trauermarsches, nein spottend, verdrossen, verächtlich, die Posse, die der Mann auf dem Welttheater spielte, herübernehmend in Wendungen der Sprachform, aber so, daß Pfeile dazwischen gemischt sind, die im Fleisch sitzen und brennen, daß bittrer Ernst und Anklage wie Funken hervorschlagen und dem Spaß ein Ende machen. Ich meine das Gedicht „An einige große Häuser". Aber die Großthat unseres Reichskanzlers zeichnet originell ein flottes Lied: „Burschenschaft und Corps".

Auch Gedichte in antiker Metrik rühren an das politische Thema Es sei mir erlaubt, die Bemerkung vorauszuschicken, daß in Vischers Distichen sich ein paarmal Verstöße gegen strengere Grundsätze der Metrik finden; sofern man nämlich vom deutschen Verse verlangt, daß er der Betonung der natürlichen Rede sich genau einfüge, daß nicht um des metrischen Schemas willen Wort- oder Satzton eine Veränderung erleide. Ich meine solche Verse wie in „Grund zur Intoleranz" den Pentameter: „Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit", oder im Gedicht „An eine Quelle" den Hexameter: „Hast du es so gemeint, daß dich die Herren vom Amte"; wo dort das „nicht", hier das „dich" in die Arsis gedrückt ist, während doch der Sinn des Satzes diesen Silben leichtere Betonung zuweist. Auch die Cäsur im Hexameter: „Wohl mir, daß ich im altprotestantischen Lande geboren" ist zu beanstanden. Freilich finden sich auch hervorragende Schönheiten, und der Puls der Sprache schlägt überall voller und freier, wo ein wärmeres Empfinden oder das Pathos des Gedankens den Dichter fortreißt. Daß an das früher citirte Gedicht „Palermo" kein Tadel sich wagen will, ist kaum nöthig zu sagen; von den Distichen „An eine Quelle", seien die Verse, welche ein ungebrochenes Naturvolk schildern, besonders gerühmt; ebenso in der Serie „Sprache" der Schluß des zweiten

*) Vgl. Vischer, „Altes und Neues". 3. Heft, S. 347.

Digitized by Google

Gedichtes, nicht wegen der Form allein, sondern auch wegen des Gedankens, des klärenden Wortes über den Werth von Sprache und Dialekt:

„Kennst du es ganz, das Gut, wenn in Einer Sprache sich finden,
Sich empfinden, versteh'n sämmtliche Stämme des Volks?
Kennst du des Gutes Werth? Er ist unendlich. Die Mundart,
Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohnlichen Haus,
Aber die Sprache, sie gleicht der Königlichen, der Sonne,
Wie sie in's Offne hinaus Meere des Lichtes ergießt."

Politische Betrachtungen unter der Aufschrift „Konfession" zu finden, wird heute Niemand befremden. Moderner Wissenschaft, modernem Staat hat die römische Kirche den Krieg erklärt; orthodoxer Protestantismus macht ihr den Handlanger, blind für die Einsicht, daß die Vernichtung protestantischer Gewissensfreiheit für Rom eine Machtfrage vom ersten Range ist, daß Rom schleichend dieses Ziel zu erreichen sucht wie vordem mit entfaltetem Banner. Und mit Hülfe staatlicher Institutionen, staatlicher Maschinerie bekämpft heute die Kirche ihren Gegner. Die Massen der Unmündigen, Verwirrten sammelt sie um sich, haucht ihnen Geist der Leidenschaft ein, nennt sie schmeichelnd und drohend „das Volk", das Volk, das hinter ihr stehe. Gestützt auf die natürliche Majorität der Gedankenlosen und Unwissenden, auf die brutale Macht der Zahl, setzt sie ihre polternden Angriffe in Scene, um die Güter der Bildung zu vermindern, um den modernen Staat, der nichts anderes bedeutet als freie Entfaltung der culturellen Kräfte, zu fesseln. Uralte Finsterniß qualmt auf über junges Licht; es ist als ob die Arbeit eines Jahrhunderts vergebens geschehen, als ob vergebens die hellsten und edelsten Geister um Wahrheit, um das Wohl des menschlichen Geschlechtes ihr Leben dahingegeben hätten. Aber der Lauf der Welt müßte eine Posse sein, wenn der Kirche ihr Beginnen gelänge. Die kirchlich-religiöse Cultur des Mittelalters ist eine untergehende Schöpfung; mit derselben Nothwendigkeit wie der Ablauf einer geologischen Periode vollzieht sich ihr Sterbeproceß. Denn wie das Walten physikalischer Kräfte im Gange der Schöpfung unhemmbar ist, so ist in letzter Instanz auch die Evolution des Geistes eine Naturnothwendigkeit. Aber hier wie dort geht die Neubildung nicht so sehr auf dem Wege einer totalen Katastrophe, sondern langsam, stetig, mit Uebergängen, scheinbarer Wiederkehr der untergehenden Formen, letztem Aufflackern einer hinsiechenden Kraft vor sich. Wohl durchzieht ein gesteigertes religiöses Gefühl die Gegenwart. Schwere Erfahrungen, der Alpdruck ungelöster socialer Aufgaben lehren die Völker sich im Tiefsten zu prüfen; die materialistische Doctrin ist auch von der Wissenschaft aus für bankerott erklärt, das wüste Geschrei von Kraft und Stoff, vom Menschen, der „ist, was er ißt", geht zu Ende. Aber nicht im Sinne der Kirche erneuert sich religiöses Bewußtsein. Die heutige Gesellschaft, soweit sie aus geistig lebenden Gliedern besteht, neigt im Ganzen und Großen zu einem rationalistischen Theismus; der einsame Denker sucht die wahrhaft philosophische Religion pantheistischer Lehre auf, die sich metaphysisch

Digitized by Google

psychologisch und ethisch mehr und mehr vertieft. Die Dogmatik der Theologie ist kritisch negirt; Mythenbildung ist nicht mehr möglich; über Mythenglauben hat die erlöste Vernunft gesiegt. Eine Erneuerung socialer Ethik ist der Menschheit tiefstes Bedürfniß; dies ist das praktische Ziel moderner religiöser Bewegung. Der sittlichen Hoheit christlichen Geistes, wie er aus den Evangelien hervorleuchtet, in der Bergpredigt niedergelegt ist, wird keine Zukunft die Ehrfurcht verweigern; aber mit clerikaler Machtgier, mit wissentlicher Blendung der Völker aus Zwecken der Selbstsucht, hat weder dieser Geist eine Gemeinschaft, noch irgend ein Akt der Vernunft.

Das junge deutsche Reich ist der Boden, auf welchem politisch-confessioneller Kampf am heftigsten tobt. Germanisches Volk wird zum dritten Male berufen sein, römische Weltherrschaft zu brechen. Auf daß es aber seinen Beruf erkenne, erhebt unser Dichter warnend und mahnend die Stimme; möchte über ganz Deutschland hinhallen das Wort des Patrioten:

„Herzlichen Mitleids Zoll dem Volk der armen Bethörten,
Aber gründlichen Haß gegen die Pfleger des Wahns!
Denn sie hasset den Wahn, die Vernunft, sie muß ihn ja hassen
Muß ihn bekriegen wie Phöbus Apollo die Nacht.
Kennst du in Lessing nur den milden Dichter des Nathan,
Blos zur Hälfte fürwahr kennst du den herrlichen Mann.
Lies du den „Antigöze" und sieh ihn wettern und blitzen
Gegen des Pfaffenthums päpstisches Ketzergericht.
Kennst du den heiligen Zorn auf Schillers leuchtender Stirne?
Siehst du in seiner Faust blinken das schneidige Schwert?
Kennst du das Gorgohaupt, von dessen Betrachtung er herkommt,
Unserer Leidenszeit blutiges, grasses Gespenst?
Dreißig Jahre des Kriegs mit jenen finsteren Mächten,
Der das gesegnete Land endlich zur Wüste verkehrt!
Glaubst du, er senkte sein Schwert und bärg' es zahm in die Scheide,
Schwebte er heute zu uns nieder in's irdische Thal,
Säh' er am Ambos steh'n die schwarzen Gesellen und eifrig
Nägel, spitzig und lang, schmieden zum Sarge des Reichs?
Unseres deutschen Reichs, mit theurem Blute gekittet,
Daß wir als Nation endlich mit Ehren besteh'n,
Ja, mit Strömen des Bluts, wie einst es die Ahnen vergossen
Für des Gewissens Recht gegen die Ketten des Wahns —
Glaubst du, er senkte sein Schwert? Er zückt' es blitzend und schlüge
Hauend mit Geistermacht unter die Rotten des Feinds.
O, sie ruhen ja nicht, sie sorgen dafür, daß die grause
Blut'ge Erinnerung nicht schlafe im Sarge der Zeit!
Könnten sie nur, sie würden den Holzstoß schichten noch heute
Und die Opfer mit Lust sehen zur Asche verglüh'n."

Ueber anthropomorphischen Gottesbegriff sich zu erheben, das Wesen der Religion mit Verzicht auf alle sinnlichen Bilder zu erfassen, ist Sache philosophischer Erkenntniß. Im Geiste derer, welche, um das Rechte zu wollen und das Gute zu suchen, einen transscendentalen Himmel und eine transscendentale Hölle nicht brauchen, ist ein Gedicht Vischers geschrieben, das in seiner düsteren Schwere und ehernen Härte dem sophokleischen Chor-

Digitized by Google

gesang sich gesellt, welcher die erschütternde Klage der Menschheit erhebt mit den Worten: „Nie geboren zu sein, ist der Wünsche größter.“ Doch nicht ganz im Dunklen und Hoffnungslosen verweilt unser Gedicht; die Kräfte der Liebe ruft es auf, die allheilenden, zu mildem Troste in schwerster Entsagung. Und es lautet:

„Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich Alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär' Einer droben in Wolkenhöh'n,
Und würde das Schauspiel mitansch'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Thier gegen Thier und Menschenbild,
Mensch gegen Thier und Menschenbild,
Wüthet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
‚Ich danke!‘ würden sie sagen,
‚Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten wie dazumal, mich umarmen —
O leg' in's Grab mich wieder hinein!‘

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen.
Das will ein Stück Rohheit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.“

Digitized by Google

Kritisch ist zu bemerken, daß dieses Gedicht als „Anhang“ zu einer größeren Composition befremdet; wohl ist es Endglied einer Gedankenreihe, aber für sich zu schwer, um nur im Gefolge zu erscheinen. Im Uebrigen wird ihm um seines Geistes und seiner poetischen Größe willen die Zeit die Stelle anweisen, welche ihm allein gebührt: neben dem genannten Chorlied des Sophokles und neben Goethes „Prometheus“. Diese drei Dichtungen sind wie Brüder, in den Zügen sich ähnlich, doch individuell verschieden; die Nichtigkeit des Lebens spricht das antike Chorlied aus, gramvoll, gebeugten Geistes; den erhabenen Trotz der Menschheit, das Gefühl ihrer ureigensten Kraft „Prometheus“; schmerzlich resignirte Erkenntniß und aus ihr fließendes ethisches Wollen das Gedicht Vischers.

In die tiefsten Probleme des Bewußtseins führen uns auch die letzten Dichtungen der „Lyrischen Gänge“. Ihr Inhalt ist eine Reproduction der griechischen Mythe, in ihrer rhythmischen Form nähern sie sich den Goethe'schen Hymnen. Doch sind sie nicht gesangartig, sondern erzählende Darstellung von Visionen. Dies, glaube ich, ist vom Standpunkt der Poesie und des Kunstwerks aus das Wesentliche ihres Charakters. Der Dichter verweilt in Griechenland, und sein Fuß betritt Stätten, der Menschheit für immer geweiht, das Land von Mykene, die Schluchten bei Delphi, den Hain von Kolonos. Da weckt ein symbolischer Vorgang in der Natur oder ihr Lufthauch und ihre landschaftliche Stimmung, ein Vorgang der Reise ihm plötzlich das ganze Erinnern an altheilige Sage, und sein Geist verliert sich in inneres Schauen und Traum. Die Schatten des Oreſtes und des Oedipus wandeln vor ihm und er spricht mit ihnen; die Gestalt ihres Lebens zieht an ihm vorüber. Und zwar in der Weise und Folge der Momente, wie sie der Griffel des Aeschylus und des Sophokles zum ewigen Erbe für die Menschheit gezeichnet hat. So sind diese Dichtungen zunächst Nachdichtungen, Ausbreitung der Stimmung und des Gedankens über poetisch bereits geformten Stoff; sie nehmen zuweilen längere Stellen der griechischen Tragödie in sich auf und sie rufen zuvor mit Ehrfurcht und Scheue die Manen des Aeschylus und des Sophokles an, nachstammelndes Wort zu vergeben. Indem man sie unter diesem Gesichtspunkte, als Reproductionen, betrachtet, ist der erste Eindruck, daß sie die Hoheit und Würde der beiden großartigsten Mythen der alten Welt rein und ungefälscht zum Ausdruck bringen. Aber sie sind doch auch mehr als Nachdichtungen. Nicht nur die epische Form veranlaßt Umgestaltung; sondern eben ihre Genesis, das visionäre Schauen, giebt ihnen einen selbständigen Charakter, macht sie zum persönlichen Erlebniß und Eigenthum des Dichters. Und es ist eben doch ein modernes Bewußtsein, ein moderner Mensch, der sich in die antike Mythe und ihren geistigen Gehalt versenkt. Gerade deßhalb ist im zweiten Oedipusgesang Vischers der religiös-sittliche Gedanke des Sophokleischen „Oedipus auf Kolonos“ noch mehr herausgearbeitet als bei Sophokles selbst, das Zwielicht menschlicher Schuld, das Ethos, die Milde auch dieser Geisterwelt pointirter noch in das Be-

Digitized by Google

wußtsein gerückt. Dagegen kommt für die poetische Fassung des „König Oedipus", für die Wirrung und Lösung des Schicksalsnetzes dem antiken Kunstwerk allerdings die dramatische Form und ihre Schlagkraft zu Statten; das ruhigere Geschehen des „Oedipus auf Kolonos" eignet sich mehr für die Wiedergabe in Vischers epischer Form. Künstlerisch scheint mir der höchste Gipfel von Vischer da erreicht zu sein, wo die Vision ihrer Natur nach als ein rascheres Bild sich vollzieht und schließt; das ist im Gesang „Mykene" der Fall; ihn wird man als ein Kunstwerk ersten Ranges zu nehmen haben. Im „Oedipus" aber so gedankenschwer, so süß und mild diese Dichtung ist, beeinträchtigt das complicirte Detail der Handlung den Eindruck traumartigen Schauens; und wenn das Zukunftsbild von der Größe Athens vor dem Geiste des Oedipus sich aufrollt, so giebt die Erwähnung Platons, die Namensnennung, doch zu viel historische Helle. Indessen will mein Einwand wenig bedeuten; er trifft im Grunde nur die sprödere Aufgabe; und ihre Lösung ist auf alle Fälle so hochpoetisch, die Summe von Lebenserkenntniß, die in diesen Dichtungen ruht, ist so groß, ihre Sprache von Seele so ganz durchhaucht, daß jeder Kritik die bescheidenste Geste geziemt.

Der einheitliche Zug der Conception, welcher im Gesang „Mykene" so fühlbar hervortritt, ist auch dem Gedicht „Marathon" zu eigen, das nach Form und Genesis den genannten griechischen Dichtungen verwandt, nur als historisches Bild eine Sonderstellung behauptet.

Angesichts solcher Kunstgebilde, wie die Prüfung der „Lyrischen Gänge" sie ergab, dem Autor das Prädicat eines vollgiltigen Dichters zuzuerkennen, ist nichts weiter als Pflicht der Wahrheitsliebe. Es mag sein, daß der poetische Ausdruck an ein paar Stellen Mühe des Ringens verräth, daß die poetische Empfindung nicht überall auf gleicher Höhe steht. Aber das letztere ist in keiner lyrischen Sammlung der Fall und oft genug sind von Vischer die höchsten Gipfel erreicht. Seine Dichtung hat das Merkmal der Eigenthümlichkeit; menschlich und poetisch ist sie Darstellung einer Individualität. Zu den griechischen Gedichten giebt es in deutscher Literatur kaum eine Parallele; in der „Ischias" ist die Gestaltungskraft höchst originell; eine Art von Gedankendichtung, bei welcher Erkenntnißgehalt in lyrischer Stimmung volle Metamorphose erfährt, gehört dem Autor allein an, ist auch von didaktisch-polemischer Gattung, die daneben vertreten ist, völlig getrennt. Um so individueller Züge willen, nicht nur wegen der Mannichfaltigkeit der Producte, ist es schwer, den Dichter irgend einer literarhistorischen Gruppe anzuschließen. Von aller Form abgesehen, nach seiner poetischen und geistigen Grundstimmung nimmt er eine Stelle zwischen Jean Paul und Mörike ein; in der Art des lyrischen Empfindens steht ihm Letzterer am nächsten; als Humorist, wobei des „Auch Einer" immer wieder gedacht werden muß, ist er ein Nachfolger Jean Pauls, ohne von ihm abhängig zu sein. Auch Gottfried Keller ist im engeren Sinne ein Geistesverwandter; auch an dessem

Digitized by Google

künstlerischem Schaffen erfüllt sich der Satz: Trachtet am ersten nach der Wahrheit, so wird euch die Schönheit von selber zufallen. Damit ist ein klarer Gegensatz zu Formdichtern gegeben.

Nichts Süßliches, nichts Kokett-Anempfundenes begegnet uns in den „Lyrischen Gängen", kein Klingklang, keine Declamation; sie sind Dichtung aus der Seele und Dichtung für Männer. Was aber immer in ihrem Rahmen vereinigt ist, behauptet auch, abgesehen von der poetischen Schätzung seinen Werth; denn eins wirkt mit dem andern zusammen als Ganzes, hilft uns einen ganzen vollen Menschen überschauen, dessen Reichthum von Jahr zu Jahr als unerschöpft sich erweist. Und von welcher Seite her wir auf den Grund seines Wesens vorzudringen versuchen, auf ein ehernes Fundament sehen wir immer und überall hindurch, auf die unbedingte Lauterkeit seiner Natur. Und der gewaltige Geist der Geschichte, der unseres theueren deutschen Volkes Sein und Leben wirkt, hat auch an ihm ein Exempel aufgestellt, an dem wir inne werden und fühlen, daß wahre Größe des Geistes in trautem Bund ist mit einfacher Güte des Herzens.

Nur zögernd spreche ich diese Worte aus vor einem Manne, dessen Größe eben darin ihr Bestes und Schönstes hat, daß sie schlichte Größe ist. Aber wer thätig wirkend ein langes Leben in das Greisenalter eingetreten ist, seine Mühen und seine Entsagung zu tragen bereit: der ist ehrwürdig genug, vom Kranze, den er sich verdiente, grüne Zweige mit Augen zu schauen. Ist doch auch das Alter selbst wie eine stille und luftreine Höhe; der Sturm der Leidenschaften liegt zu Füßen des Bergs und Streit und Lob der Menschen klingt aus der Tiefe kaum mehr heran. Aber da ich dieses Umstands noch einmal erwähnt habe; und da in einzelnen Dichtungen Vischers des Looses aller Zeitlichkeit auch in Beziehung auf ihn selber gedacht ist, nicht als ob den muthigen Geist dieser Ausblick beklemmte, sondern so, daß er uns die Trauer erweckt: so bleibt für mich, der ich den Eindruck seines Werkes zu schildern gewagt habe, nur übrig, die gewisse Hoffnung auszusprechen, daß er Nachtigallenschlag und Amselruf noch oftmals höre, daß er festgegründet noch lange stehe, ein Mann, gleich einem Fels inmitten der fluthenden Zeit.

Digitized by Google

Ein Roman für Erwachsene

von einem jungen Mädchen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

> Die Jugend von heut ist nicht sehr ansprechend; sie gleicht einem altklugen Kinde und ist unsympathisch, weil unnatürlich. (Emil Marriot: Die Familie Hartenberg. S. 140.)

Neulich hörte ich, wie ein vierjähriges kleines Mädchen ihrem siebenjährigen Bruder, der sie eben geärgert hatte, mit dem Ausdruck der tiefsten Entrüstung zurief: „So etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen!“ Ich kann nicht schildern, wie komisch und reizend dieser gar nicht ungewöhnliche Ausruf aus dem Munde des kleinen Lockenkopfes klang. Vier Jahre! Und Das spricht von seinem ganzen Leben!

Eine ähnliche Empfindung wie als Zeuge dieser Kinderscene habe ich als Leser des Buches: „Die Familie Hartenberg, Roman aus dem Wiener Leben“ von Emil Marriot*), gehabt. Emil Marriot ist ein Pseudonym, hinter dem sich ein junges Mädchen versteckt. Dies Geheimniß braucht nicht mehr verrathen zu werden, und es ist keine Indiscretion, das Geschlecht und das Alter des Autors hier anzugeben, da dies in sämmtlichen dem neuen Roman angehängten „Stimmen der Presse“ über ein früheres Werk Emil Marriots mit besonderer Absichtlichkeit betont wird. Es würde übrigens auch schwer gewesen sein, die Wahrheit zu verbergen. Denn daß dieses durchaus junge und durchaus mädchenhafte Werk von einem alten Griesgram herrühren könnte, würde wohl Niemand auch nur einen Augenblick haben annehmen können.

Ich mache nun kein Hehl daraus, daß ich mich mit jungen Mädchen

*) Berlin, F. u. P. Lehmann. 1883.

Digitized by Google

gern unterhalte, namentlich, wenn sie klug und mittheilsam sind. Es gewährt mir ein ganz besonderes Behagen, wenn ich sie philosophiren höre, wenn sie mit Ernst und Ueberzeugung von ihren Beobachtungen und Erfahrungen sprechen. Mich wandelt dann zwar oft die Lust an, den unterhaltenden Vortrag mit irgend einer schnöden Bemerkung zu unterbrechen, und ich besitze nicht immer die Selbstüberwindung, diesem Reize zu widerstehen und die Sprecherin nicht durch einen unerwarteten Einwurf aus dem Concept zu bringen; aber ich habe es bisher immer bedauert, weil ich dadurch gewöhnlich um die Fortsetzung gekommen bin. Diesmal ist mir, ohne daß ich mir einen Zwang hätte aufzuerlegen brauchen, die ungetrübte Freude beschieden worden, alles zu vernehmen, was ein junges Mädchen auf dem Herzen hatte. In einem Zuge erzählt uns E. Marriot die Geschichte der Familie Hartenberg; und sie benutzt den Anlaß, um ihre Ansichten über die Grundpfeiler des gesellschaftlichen Baues, über Ehe, Familie und dergleichen Kleinigkeiten uns anzuvertrauen, mit jener richtigen, heiteren Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschließt, und mit jener muntern Schnellfertigkeit des Wortes, die uns als eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Jugend so freundlich berührt. Während des Lesens dieser Geschichte ist das Lächeln nicht von meinem Gesichte gewichen — nicht das boshafte „sarkastische Lächeln", das auf jeder dritten Seite dieses Romans um den scharfgeschnittenen Mund irgend eines der modernen Verkömmlinge spielt, sondern ein ganz gewöhnliches freundliches wohlwollendes Lächeln, — der Ausdruck einer behaglichen Stimmung; und je toller es in dem Roman zuging, desto behaglicher wurde es mir.

Was aufrichtig und echt ist, erfreut immer, und dieser Roman ist das echte Werk eines jungen Mädchens, das die ihm zugänglichen Seiten aus den kleineren Schriften Schopenhauers ganz genau kennt, das für Grisebachs erotische Dichtungen schwärmt und von Vacano als „ein wildstürmischer dichterischer Lebensfrühling" in überschwänglicher Weise gefeiert wird. Ein kluges, nachdenkliches Mädchen, das mancherlei mit frühreifen Augen richtig beobachtet, mancherlei, was ihm bis zur Stunde hat verborgen bleiben müssen, instinctiv ahnt, mit selbständiger Kritik viel gelesen hat und mit der Sicherheit der Unreife alles sagt, was es sagen will.

Hören wir die Geschichte. Sie ist einfach. Sie spielt sich zwischen sehr wenigen Personen ab. Episoden sind fast gänzlich ausgeschlossen. Von der sogenannten Spannung ist nahezu vollständig Abstand genommen. Es ist eine schlichte, unerquickliche Geschichte. Daß Emil Zola als unsichtbarer Berather neben dem Schreibtisch der jugendlichen Verfasserin gestanden, wird Jedem einleuchten, der auch nur wenige Seiten dieses Romans gelesen hat. Die Zeiten des idealisirenden Romans haben wir ja glücklich überwunden. Die Hauptfiguren sind nicht mehr die schönen thatkräftigen Helden von ehedem; wir sind jetzt bekanntlich Realisten, und wenn wir von einem Helden sagen, daß er eine schöne Nase besitzt, so müssen wir, um das glaubhaft zu machen, hinzufügen, daß der Held in diesem Augenblicke gerade an

Digitized by Google

einem starken Schnupfen leidet, der die Nase in unförmlicher Weise auftreibt, abgesehen davon, daß durch den häufigen Gebrauch des Taschentuches die Haut an der Spitze abgeschürft ist. Wenn wir das gelesen haben, glauben wir allerdings daran, daß die Nase in normalem Zustande ganz schön sein kann.

Die Familie Hartenberg, die in einem verdrießlichen alten Wiener Hause ungemüthlich zusammenwohnt, besteht aus lauter recht gründlich unangenehmen Persönlichkeiten. Das Haupt der Familie, der alte Hartenberg, ist ein widerwärtiger Greis. Das Alter, das gewöhnlich besänftigt und milde stimmt, hat ihn nur noch mürrischer gemacht. Er zankt über Alles und Jedes. Alle, die in seiner Umgebung sind, haben unter diesem verstimmenden, unangenehmen Herrn zu leiden. Seine gute Frau hat er zum Glück begraben, denn er hat sie Zeitlebens schlecht behandelt. Als Kaufmann hat er so thöricht gewirthschaftet, daß er sich von seinem kaufmännisch tüchtigeren Sohn aus dem Geschäft hat herausdrängen lassen müssen. Außerdem ist er noch ein Schwerenöther. Er gehört, wie die Verfasserin uns sagt, „zu jener Klasse alter Herren, welche unter der Maske des Väterlichen immer Gelegenheit finden, junge Damen zu liebkosen". Mit einem Worte: der alte Herr Hartenberg ist, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der dem Norddeutschen bei der Besprechung dieses Romans aus dem Wiener Leben nicht verwehrt werden mag, ein „lieber Schneck". Wie sich's gebührt, erfreut sich der brave Familienvater auch des allergeringsten Grades kindlichen Respectes. Von kindlicher Liebe ist auch nicht im Entferntesten die Rede.

Der Sohn, Alphons, ein abgearbeiter, nervöser junger Mann, weiß ganz genau, daß er die Seele des Ganzen ist, und bei jedem Anlaß zeigt er seinem Vater gegenüber in einer Weise, die diesen nicht sehr freundlich berühren kann, seine völlige Ueberlegenheit. Er verbittet sich jede Einsprache in das, was er thut und läßt; und als sein Vater sich einmal herausnimmt, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß Alphons eine kostspielige Maitresse unterhält, wirft ihm der liebevolle Sohn in gar nicht mißzuverstehenden Worten vor, daß der Vater nicht das Recht habe, mitzureden, da er Almosen von ihm empfange. Alphons behauptet, daß er zu seiner Maitressenwirthschaft vollkommen berechtigt sei, und es gelingt ihm in der That, den Vater von der Richtigkeit seiner Beweisführung zu überzeugen: „der Alte machte sich hinterher im Geheimen Vorwürfe, solchen Mißklang zwischen ihm und seinem Sohne heraufbeschworen zu haben".

Die älteste Tochter des Hauses, Emma, eine keifende, gelblich magere Frau, ist an einen langweiligen, über das Ausbleiben der Mitgift enttäuschten Mann, Namens Leberecht, mit einer unangenehmen, wie Blech klappernden Stimme, vermählt worden. Diese leidige, widerwärtige Person spielt in dem Romane nur eine unbedeutende Rolle.

Im Vordergrunde desselben, neben Alphons, steht die jüngere Schwester,

Digitized by Google

Stephanie, ein eitles, genußsüchtiges, verwöhntes und in dieser unerfreulichen Mitte selbstverständlich bis zum Tode gelangweiltes, unbefriedigtes, gähnendes Geschöpf. Hier hat die Verfasserin dem Geschmacke des Publikums in Beziehung auf die Aeußerlichkeit ein Zugeständniß gemacht: Stephanie ist sehr schön. Die Verfasserin behauptet es, und wir müssen ihr natürlich glauben. Aber es wird mir schwer, nach den gegebenen Andeutungen mich von dem Vorhandensein dieser Schönheit zu überzeugen. Stephanie hat dunkelrothes Haar — das kann ich mir sehr schön denken; aber sie hat, wie auf Seite 55 zu lesen ist, „perlmuttergleichen Teint", und das kann ich mir gar nicht schön denken. Eine Hautfarbe mit Fettglanz, die in Rosa und Grün und Hellblau schimmert — für Spielmarken und Hemdenknöpfe ist es ganz hübsch, aber auf den Wangen einer Jungfrau sehe ich lieber andere Töne und ein anderes Farbenspiel. Stephanie besitzt unzweifelhaft die lebhaftesten Sympathien der Verfasserin. Sie ist, oder vielmehr sie soll sein das wahre Mädchen aus dem Mittelstande, das unter unglücklichen Verhältnissen verwahrlost und unter dem Einfluß einer traurigen, freudlosen Umgebung zu Grunde geht. Sie hat, so versichert wiederum die Verfasserin, ein „größeres Herz" als die Meisten ihres Geschlechtes. Ja, was man so ein „größeres Herz" zu nennen pflegt! In Wahrheit erscheint mir diese Stephanie als ein ganz abscheuliches Frauenzimmer. Sie ist faul, räkelt sich den ganzen Tag auf ihrem Sopha herum, raucht Cigarretten, hat keine Spur von kindlichem Sinn, ein ziemlich mattes geschwisterliches Gefühl für ihren Bruder, eine unverschämte Weltverachtung, zu der sie in ihrer geistigen Dürftigkeit durch nichts berechtigt ist, und fühlt sich, wie alle hübschen und trägen Mittelmäßigkeiten, mißverstanden und verkannt. Der gemeine Neid, daß es reicheren Frauen besser ergeht, die sich mit kostbaren Kleidern schmücken können, nagt an diesem vielleicht „größeren", aber sicherlich ganz öden Herzen. Kurzum, diese Stephanie ist eine Verkörperung der allerunangenehmsten Weiber, die unfertig und zugleich blasirt und abgelebt, bevor sie flügge geworden sind. Sie entwickelt sich denn auch ganz folgerichtig in dem weiteren Verlauf der Geschichte.

In demselben Hause lebt noch eine Verwandte, Marianne, die die häuslichen Geschäfte erledigt und Alphons unglücklich liebt; und zu Beginn der Geschichte kommt noch ein anderes weibliches Wesen hinzu: Olga, die blutjunge Wittwe eines nahen Anverwandten.

Die eigentliche Handlung ist nun ungemein einfach. Ein Freund von Alphons, Oskar Sturmfeldt, kehrt nach längerer Abwesenheit nach Wien zurück, sucht seinen Jugendfreund auf und ist von der Schönheit und dem eigenthümlichen Wesen Stephanies ganz geblendet. Stephanie hat den lebhaften Wunsch, sich zu verheirathen; aber Sturmfeldt hat nicht Geld genug, und sie behandelt ihn deswegen zunächst herzlich schlecht. Eines Abends begiebt sich die Gesellschaft in den Circus. Sturmfeldt gewahrt in einer Loge einen seiner Bekannten, den er begrüßen muß, einen hagern, vornehm aussehenden,

Digitized by Google

aber durchaus nicht schönen Aristokraten, den Baron Fernhorst, Kämmerer und Mitglied des Reichsrathes. Stephanie sieht diesen vornehmen und reichen Mann mit ganz andern Augen an als den unscheinbaren Sturmfeldt, und auch der Baron Fernhorst bemerkt die dunkelrothen Haare und den Perlmutterteint Stephanies. Er bittet seinen Freund, ihn der jungen Dame vorzustellen, und folgt ihm in die Hartenberg'sche Loge. Da entspinnt sich sehr bald zwischen den Beiden ein Gespräch. Stephanie äußert dabei, daß sie mit Vorliebe in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier Uhr in dem einsamen Augarten spazieren gehe; das ist außerordentlich deutlich, und der Baron merkt es sich natürlich. Richtig, bei einem ihrer nächsten Spaziergänge trifft sie mit ihm zusammen. Er macht ihr nach allen Regeln den Hof und schenkt ihr einen Hund. Der Hund wird zum Verräther; denn Sturmfeldt sagt, als er den kleinen Köter sieht, er sehe genau so aus, wie ein Hund der Baronin Fernhorst. Also verheirathet! Und das hatte der Baron verschwiegen! Stephanie ist außer sich. Sie geht nicht mehr in den Augarten, sie beantwortet keinen der dringenden Briefe, sie benimmt sich mit einem Worte jetzt ziemlich correct.

Aber wie der Zufall spielt! — Eines Tages, als die Familie einen gemeinsamen Spaziergang unternimmt, trifft sie mit dem Baron, der Baronin und der ganzen Hundegesellschaft, die die kinderlose Baronin um sich zu vereinigen pflegt, zusammen; es gelingt dem Baron, mit Stephanie eine längere Auseinandersetzung zu haben. Sie macht ihm bittere Vorwürfe; er antwortet, daß er nie daran habe denken können, sie zu heirathen, das sei aber auch nicht nöthig; sie könne ja auch so an seiner Seite recht glücklich leben; sie werde im Ueberflusse schwelgen ꝛc. Stephanie ist über dieses Anerbieten höchlich entrüstet, aber sie läßt es sich doch gesagt sein. Sie nimmt die Einladung der Baronin an und geht unter dem Vorwande, die Baronin zu besuchen, sehr häufig und sehr lange aus. Eines schönen Tages kommt sie mit der unerwarteten Mittheilung, daß die Baronin sie auf ihr Gut in Steiermark eingeladen habe. Eine kostbare Reiseausstattung wird in's Haus gebracht, Stephanie reist ab und bleibt einige Monate vom Hause entfernt.

Inzwischen hat der liebe Alphons bemerkt, daß Olga, die kleine Wittwe seines verstorbenen Vetters, eine sehr hübsche, begehrenswerthe junge Frau ist, und er hat ihr ganz unzweideutige Anträge gemacht. Olga weist dieselben ebenfalls mit jener Entrüstung zurück, die Stephanies größeres Herz erfüllt hatte. Aber wie die Sachen gehen! Im Hause wird es immer langweiliger, Marianne und Emma ärgern die kleine Olga, und eines schönen Tages verläßt Olga die ungemüthliche Behausung der Hartenbergs und bezieht eine lustige, freundliche Cocottenwohnung, für deren Ausstattung der gute Alphons Sorge getragen hat. Sie zieht sich als Türkin an, raucht Cigaretten, ist unzüchtig und kreuzfidel.

Nun kehrt Stephanie heim — vom Lande wollen wir einmal sagen. Aber „wie anders war Dir's, Gretchen, als Du noch . . ." Für den Leser

Digitized by Google

unterliegt es keinem Zweifel, daß sie nicht als Unschuld vom Lande heimkehrt; und richtig, im steirischen Lande, im Lande der Jodler, ist es lustig hergegangen mit dem Baron Fernhorst!

„Das war ein Gekos' und ein Geschleck,
Da ist denn auch das Blümchen weg!"

Und nun verliebt sich Stephanie zu allem Unheil ernsthaft in Sturmfeldt, was sie vorher ungleich bequemer hätte haben können. Sie verliebt sich nicht nur in ihn, sie verlobt sich sogar mit ihm, ohne der steirischen Episode mit einem Worte zu gedenken. Sturmfeldt aber ist, wie man sich erinnert, Hausfreund beim Baron Fernhorst, und die Baronin, die sonst eine recht gute Frau ist, glaubt ihre Pflicht zu thun, wenn sie Sturmfeldt die unangenehme Wahrheit mittheilt, um ihn rechtzeitig zu warnen. Sturmfeldt ist von dieser plötzlichen und gewaltsamen Offenbarung wie niedergeschmettert. Er schreibt in einem herzzerreißenden Briefe an Stephanie, daß er ihr vergebe, daß er sie aber nicht heirathen könne. Inzwischen hat sich auch Alphons mit der lieben Olga, die sich mit unglaublicher Schnelligkeit von einer anständigen Frau zu einer Cocotte gewöhnlichster Art entwickelt hat, gezankt und mit ihr gebrochen. Gleichzeitig erkrankt der alte Hartenberg heftig und lebensgefährlich. Eine gute und dramatische Scene spielt sich ab in dem Zimmer neben dem Sterbezimmer; die Schwester beichtet dem Bruder das steirische Geheimniß ihres Lebens. Stephanie verläßt noch an demselben Abend das elterliche Haus unter dem Vorwande, bei ihrer verheiratheten Schwester die Nacht zuzubringen; sie geht auf den Kirchhof und erschießt sich auf dem Grabe ihrer Mutter. Ein Wachmann bringt die traurige Mittheilung nach Hause; der alte Hartenberg vernimmt sie gerade noch und haucht wenige Minuten darauf sein Leben aus. Beim Begräbniß geloben sich Sturmfeldt und Alphons treue Freundschaft, und Olga, die sich hinter einem Gesträuch versteckt hielt, verspricht, sich zu bessern.

Das ist also die Geschichte der Hartenbergs, die Emil Marriot mit jener Leichtigkeit des Ausdruckes, die uns bei vielen österreichischen Schriftstellern angenehm auffällt, anschaulich und anspruchslos erzählt. Diese Geschichte ist ein bischen stark, wie man sieht. Ein Mädchen, das zu den anständigen gerechnet wird, das sich ohne alle Leidenschaft, ohne alle Liebe, lediglich, weil es sich langweilt, in seiner Häuslichkeit nicht wohl fühlt und schöne Kleider tragen will, also aus dem verwerflichsten Grunde, weil es bezahlt wird, einem uninteressanten Manne hingibt; ein junger Mann, der aus seiner Familie heraus sich seine Geliebte nimmt und seinem Vater gegenüber die Berechtigung dieser Handlung vertheidigt — es ist nicht gerade Zuckerwasser, das uns die Verfasserin reicht. Und wir können bei der ganzen Art des Vortrags niemals vergessen, daß uns das alles von einer jungen gebildeten Dame erzählt wird. „Ah, sapristi! est-ce qu'elles sont toutes comme ça, les rosières d'Argenteuil?" sagt der brave Bouchencoeur.

Digitized by Google

Der Grundgedanke, der sich durch das Ganze zieht, wird von Stephanie in dem Augenblicke ihrer größten Verzweiflung ausgesprochen: „Kein schlimmerer Fluch kann dem Menschen werden, als ein häßliches Familienleben", sagt sie. „Dieser Zank und Hader, diese Disharmonie und Unzufriedenheit, welche zwischen unsern unglücklichen vier Wänden herrschen, waren die Treppe, welche mich in mein Verderben führte." Dieser Treppenwitz der Unsittlichkeit ist gar nicht übel. Es steht dieser Stephanie in der That sehr wohl an, ihre Umgebung zu beschuldigen und sich über die Ungemüthlichkeit ihrer Familie zu beklagen. Als ob sie nicht vor allem dazu beigetragen hätte, die Familie zu einer ungemüthlichen zu machen! Als ob nicht gerade sie das Mittel in der Hand gehabt hätte, das Uebel, über das sie sich beklagt, zu mildern und vielleicht ganz auszurotten! Freilich hätte sie dann Verständniß besitzen müssen für die erste Aufgabe eines jungen Mädchens: Luft und Sonnenschein in's Haus zu bringen. Aber Das stiehlt dem lieben Gott in unverantwortlicher Weise den Tag ab, streckt sich auf's Lotterbett, raucht Cigarretten, liest Bücher, die es halb versteht, belügt die Seinigen, gibt sich aus Putzsucht und poesieloser Sinnlichkeit dem ersten besten hergelaufenen Menschen hin, der dafür genügend bezahlt, belügt und betrügt einen anständigen Mann, dessen Lebensglück durch diese Lüge vernichtet wird, hadert dann mit der Welt und dem Schicksale und erhebt sich, anstatt unter der Last der Schuld zusammenzubrechen, als Ankläger gegen die Familie! Man braucht nur die Thatsachen zu verzeichnen, des Aufwandes von sittlicher Entrüstung bedarf es nicht. Stephanie ist ein unerfahrenes Mädchen, sie weiß nicht, was sie thut; und deshalb soll ihr auch nach einem der tiefsten und mildesten Worte der Schrift vergeben werden.

Wie in diesem Grundgedanken und wie in dieser Hauptfigur, so zeigt der Roman in allen wesentlichen Einzelheiten seinen weiblichen und jugendlichen Ursprung. Diese Bestimmtheit des Urtheils, bei dem es kein Besinnen, kein Schwanken giebt, dieser Drang, eine gelegentliche Beobachtung zu einer allgemein gültigen Sentenz zu verallgemeinern, diese Vorliebe für Aphorismen, die so klingen als ob sie irgend etwas wären, bei genauerer Prüfung sich aber nur darstellen als „Worte, nichts als Worte," diese holde Unbefangenheit des Unkundigen, diese Naivetät in der Schilderung von Verhältnissen, die ein junges Mädchen nicht kennen kann, dieser Hang zu übertreiben und da, wo ein kräftiger Anschlag erwünscht wäre, zu pauken, — Alles das ist eminent jugendlich und mädchenhaft, und man müßte ein griesgrämiger Gesell sein, um das nicht liebenswürdig zu finden.

Die zahlreichen Aphorismen, die die Verfasserin als objectiver Erzähler ausspricht oder den handelnden Personen in den Mund legt, erinnern mich lebhaft an den Ausspruch einer jungen Dame, welche mir einst auf einem Balle, während sie ein Stück Torte aß, mit lächelnder Bestimmtheit, die gar keinen Einwand aufkommen ließ, sagte: „Aus der nachchristlichen Zeit mache

Digitized by Google

ich mir nicht viel." Ich hatte darauf nur das gerade damals geflügelte Wort zu erwidern: „Sie haben ja so recht!" Aehnlich heißt es in diesem neuen Roman: „Ich stelle die Frau nicht allzu hoch." „Ich hasse das Familienleben. Nur in den Büchern geschildert, nimmt es sich schön aus." „Langeweile ist der Grundton selbst des besten Familienlebens." „Fassen Sie doch die Ehe nicht so gewichtig auf!" „Das elende Leben des armen Mannes bietet ihm nur zwei Genüsse: den Branntwein und die Liebe." Sehr wahr! —

„Der Branntewein, der Branntewein
Und die verfluchte Li-a-be!" —

wie es in dem schönen Liede heißt.

Für die Neigung der Verfasserin, eine hier oder da gemachte Wahrnehmung zu einer schlechthin gültigen Wahrheit zu verallgemeinern, mag hier nur ein Satz angeführt werden. Das zweite Kapitel beginnt so: „Bei der Familie Hartenberg sah es am Abend genau so aus, wie bei allen Familien, wenn das Souper vorüber ist. Man weiß nicht recht, was man thun soll, man spricht, schweigt, gähnt, sieht auf die Uhr, wundert sich, daß es nicht später ist — und freut sich im Stillen auf die nächtliche Ruhe." Also genau so sieht es bei allen, oder wie ich lieber sagen würde, in allen Familien aus, wenn das Abendessen abgetragen ist! In allen Familien, ohne irgend eine Ausnahme! —

Eine junge Dame braucht Sachen, die sich nur unter Männern abspielen können, nicht zu kennen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie bei der Besprechung derartiger Verhältnisse nicht ganz sachgemäß verfahren kann. Zum Beweise dafür braucht hier nur der Brief erwähnt zu werden, mit dem Baron Fernhorst die Herausforderung zum Zweikampf beantwortet. Das ist ein Beispiel; es könnten mehrere angeführt werden. Junge Damen, die Romane schreiben, müssen sich immer mehr oder minder zur Auffassung jenes Kritikers bekennen, der grundsätzlich die Bücher, die er recensirte, nicht las, weil ihm sonst die Unbefangenheit des Urtheils geraubt wurde.

Auch für die jugendliche Lebhaftigkeit mögen hier einige Belagstellen angeführt werden. Auf Seite 94 erweist sich Olga als Parterrekünstlerin: „Sie schleuderte den Hut weg und den zierlichen Sonnenschirm, warf sich auf den Boden hin und weinte und schluchzte wie ein verzogenes, gekränktes Kind." Auf Seite 101 vergißt sich Marianne so weit, daß sie eines geringfügigen Wortwechsels halber Olga einen Kamm in's Gesicht wirft. Außerordentlich lebhaft ist auch der Auftritt im Salon der Baronin, die dem unglücklichen Sturmfeldt mittheilt, daß seine Braut, Stephanie, in Steiermark das eheliche Verhältniß discontirt hat. Da heißt es: „Ein rauher Schrei brach von den Lippen des jungen Mannes. Er sprang in die Höhe und stieß den Stuhl mit dem Fuß fort. Der Stuhl fiel polternd zu Boden. Vom Schlaf aufgeschreckt, sprang der Mops vom Sopha herab und fuhr laut bellend auf Sturmfeldt los. Dieser versetzte dem Thier einen Fußtritt,

Digitized by Google

daß der Hund aufheulend davonhinkte und Schutz bei seiner Herrin suchte.“ Das ist in wenigen Zeilen ein bischen viel Geräusch und Bewegung: erst schreit Sturmfeldt, dann springt er, dann stößt er; dann poltert der Stuhl, dann springt der Mops, dann bellt der Mops, dann stößt Sturmfeldt, dann heult der Mops. Ueberhaupt hat Sturmfeldt es auf die Stühle abgesehen. In derselben Situation und in demselben Salon, in dem er eben einen Stuhl umgestoßen hat, „ergreift er (S. 187) die Lehne des nächsten Stuhls und umklammert sie so wüthend, daß sie in Stücke geht.“

Stephanie hat wieder eine andere Vorliebe. Das fünfte Kapitel schließt mit den Worten: „Stephanie warf sich aufs Sopha und zerraufte sich das Haar;“ das dreizehnte schließt so: „Stephanie ging auf ihr Zimmer, warf sich auf den Boden hin und zerraufte sich das Haar.“

Trotz aller der Ausstellungen, die ich gemacht, trotz dieser Uebertreibungen und Unkenntnisse der rührenden Jugendlichkeit hat mich das Buch doch im Großen und Ganzen gefesselt. Es steckt Talent darin. Es ist einfach und recht gut componirt. Einige Scenen, wie das Lauschen Mariannes an der Thür, während Alphons Olga sehr unehrerbietige Anträge macht, wie das Geständniß Stephanies vor Alphons, während der alte Hartenberg im Nebenzimmer sein Restchen Leben verzehrt, bekunden eine nicht gewöhnliche Erfindungsgabe. Die Verfasserin besitzt zudem ein gutes Auge für das, was auf der Oberfläche ist, wenn auch ihr Blick nicht in die Tiefe dringt. Und menschlich sollte sie recht vergnügt sein, daß sie nicht die Reife der George Sand und George Elliot besitzt; denn um welche Opfer an Jugend und Lebensfrische und Lebensfreudigkeit müßte diese Reife erkauft werden! Es steht ihr ein leichter und natürlicher Ausdruck zu Gebote, der wohl der Schulung noch bedürfte, der sich aber oft in seiner Ungezwungenheit recht anmuthig gibt. Es wimmelt allerdings in diesem Roman von Austriacismen; aber das sind ja Kleinigkeiten, die kaum in Betracht kommen. Einzelnes ist vortrefflich gesagt. Man kann das Gefühl, von dem Alphons befallen wird, als Stephanie mit ihrem Geständniß beginnt, als er die peinliche Wahrheit ahnt, aber noch nicht recht begreifen kann und begreifen will, nicht besser ausdrücken, als es Emil Marriot mit den Worten thut: „Was hast Du begangen?“ wiederholte er, von einem erkältenden Unbehagen erfaßt.“ „Erkältendes Unbehagen ist gut,“ würde Polonius sagen. Auch der Selbstmord Stephanies, und was darauf folgt, ist knapp und gut geschildert: „Sie kniete nieder und spannte den Hahn der Pistole. ‚Muth! Muth!‘ sprach sie von Schauder geschüttelt, ‚es ist ja bald geschehen.‘ Die Regentropfen fielen dichter und dichter und durchnäßten das Kleid der auf dem Rasen hingestreckten Gestalt. Die aber fühlte die Nässe und Kälte nicht mehr. Sie lag auf dem Rücken, das Auge blickte starr und weitgeöffnet zum Himmel auf, die linke Hand hatte sie im Grase vergraben, und die rechte umschloß krampfhaft die kleine Pistole. Es war geschehen.“

Freilich, wenn sich die Verfasserin von der Schilderung des Thatsäch-

Digitized by Google

lichen und Augenscheinlichen zur Schilderung des Psychologischen versteigt, wenn sie ihre Weltanschauung niederlegt und ihre Weisheit uns verkündet, so sieht es weniger erfreulich aus. Die Welt der Familie Hartenberg ist die bekannte denkbar schlechteste, über die man seit den Tagen des verstorbenen Hiob die klügsten Leute beständig hat klagen hören, und so wie sie sich darstellt in der Phantasie eines jungen, begabten und mit Mancherlei unzufriedenen Mädchens. Da soll man nicht schulmeisterliche Mahnungen vernehmen lassen, man soll vielmehr mit dem heitern und menschenfreundlichen Goethe sagen:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein."

„Die Kleine ist nicht übel", sagt die Baronin einmal. „Sie belustigt mich mit ihrem Pessimismus und ihrer Menschenverachtung." Ich kann für die Empfindung, die mir die Verfasserin der „Familie Hartenberg" eingeflößt hat, keinen zutreffenderen Ausdruck finden.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

Kinderlust. Von Walter Crane. Leipzig, A. Twietmeyer.

Wir Deutschen müssen immer etwas nachzuahmen haben. Und immer muß die Mode aus dem Auslande eingeschleppt sein. So hat Kate Greenaway in Deutschland einen ganz unerhörten Erfolg gefunden, wie wohl keiner selbst unserer beliebtesten einheimischen Meister. Es mag zwei Jahre her sein, da tauchten ihre Kinderbücher in Deutschland zuerst häufiger auf, und bald waren sie in Aller Händen. Das war in gewissem Sinne verdient, denn ihre Zeichnungen waren in der That sehr hübsch, anmuthig und liebenswürdig, und ihre Geziertheit erhöhte eigentlich ihren Reiz, indem er ihren immerhin anspruchslosen Gegenständen einen Anflug von Laune zu geben schien. — So weit war die Sache ja gut. Nun aber regte sich im Deutschen der Affentrieb oder auch nur der Neid auf diese Beliebtheit, und es wurden Nachahmungen gefertigt. Es ist beschämend, aber es ist wahr, daß Zeichner von Ruf und von wirklichem Talent dieser beiden Eigenschaften, die doch auch eine Verpflichtung sind, und unsrer allgemeinen Ehre so weit vergaßen, um die neue Mode in einer Weise auszunützen, die mit einem Plagiate eine ganz verzweifelte Aehnlichkeit hatte. Noch heute werden solche Bücher aufgelegt. Und doch fehlt ihnen in Deutschland jegliche Voraussetzung. Unsre Kinder wachsen in Deutschland, Gott sei Dank, ganz anders auf, als die Babies drüben über dem Canal, und unsere Landschaft, unsere Geselligkeit, eine jegliche Erscheinung unseres Lebens bis herunter auf die Tracht stellt sich ganz anders dar als die entsprechende in England. Man braucht sich nur des ersten Eindrucks zu erinnern, den man von den Bilderbüchern Kate Greenaways empfangen hat: er war durchaus fremdartig. Niemand hatte bisher kleine Jungen mit so tollen Hüten oder kleine Mädchen mit so melancholischen Kleidchen gesehen: es war der reine Carneval. Und es war doch gelinde gesagt, Thorheit und überflüssig, diesen Carneval in Deutschland erst nachzuschaffen. Daß man die wirklichen Greenaway-Bücher sich aneignete, war ja etwas ganz anderes: sie waren einmal da, sie waren hübsch, und an ihnen vorüber zu gehen, wäre eine Einseitigkeit gewesen.

Die Himmlischen allein wissen, wie lange diese Mode noch anhalten wird. Vor der Hand scheint sie noch nicht im Schwinden begriffen zu sein; denn Alles, was man in den Schaufenstern unserer Buchhändler von neuen Kinderschriften erblickt, sieht ganz

Digitized by Google

so aus, als müßte es eigentlich mit dem Namen Kate Greenaway abgestempelt sein. Vielleicht wird diese Erscheinung durch den Aufschwung begünstigt, den der Farbendruck gerade jetzt und gerade in Deutschland gewonnen — bekanntlich nehmen wir in diesem Felde unbestritten die erste Stellung ein, und England bezieht, wenn es wirklich gute Drucke haben will, dieselben aus Deutschland. Jedenfalls ist diese ganze Richtung vorwiegend auf den Farbendruck angewiesen.

Da wir uns nun einmal Kate Greenaway herübergeholt haben, war es nur natürlich, daß der Blick auf dem englischen Büchermarkte haften blieb, um zu sehen,

Kinderlust. (Verlag von A. Twietmeyer in Leipzig.)

ob sich nicht ein ähnliches hoffnungsvolles Talent da zeige. In Folge dessen sind deren wohl mehrere bei uns eingeführt worden: eines der ansprechendsten darunter ist Walter Crane, den wir heute unsern Lesern vorstellen. Der Verleger, der die Bearbeitung und den Vertrieb seiner Schöpfungen in Deutschland erworben hat, ist A. Twietmeyer in Leipzig. Die Proben, die wir in dieser Nummer geben, sind einem Heftchen entnommen, das in der deutschen Ausgabe den Namen Kinderlust führt. Sie zeigen einen Künstler, dessen Schaffensweise im Grunde der Kate Greenaways nahe verwandt ist, der aber äußerlich einigermaßen verschiedene Mittel anwendet. Er bildet nicht jene symmetrischen Gruppen, er zeichnet sehr viel naturgetreuer, und er stellt die todte Umgebung vor Allem nicht in jener gewissermaßen praerafactitischen Stilisirung dar. Es geschieht nicht ohne Absicht, daß ich diesen Aus-

Digitized by Google

druck aus der Sprache der Kunsthistoriker wähle. Auf den ersten Blick erkennt man, daß Vieles in der Manier aller dieser Kinderbücher mit jener krankhaften Richtung verwandt ist, die gegenwärtig einen so großen Theil der englischen Gesellschaft widerwärtig und lächerlich macht, mit dem aestheticism, mit dem too-too-Unwesen, das den dankbarsten, unerschöpflichen Stoff für die Zerrbilder des genialen Maurier hergiebt. Auch Walter Crane verräth, daß er davon angekränkelt ist, obwohl dieser Zug bei ihm nicht so hervortritt. Wenigstens nicht in diesem Buche. Hier zeichnet er nur in anmuthigen Gruppen sehr hübsche Kinder, die allerdings auch alle den Eindruck machen, als wären sie verkleidet, als zierten sie sich ein wenig und nähmen sich sehr in Acht, damit nicht die kaum gebändigte Natur durch Frack und Robe durchbräche. Man kann diese muster-

Kinderlust. (Verlag von A. Twietmeyer in Leipzig.)

hafte Artigkeit nicht recht ernst nehmen. Aber gerade dieses Gefühl hat etwas befreiendes, und Cranes Gestalten entgehen so dem Schicksal jener unausstehlichen Tugenden in den moralischen Büchern — der abstoßenden Langweiligkeit. Man kann sich dieser artigen Kinder freuen, ohne sie zu bemitleiden. Und sie sind sehr hübsch: schöne Köpfe auf zierlichen Figürchen. Hie und da sieht man, daß der Zeichner seine Kunst doch nicht ganz beherrscht; dafür hat er aber ein Selbstvertrauen, eine sichere Flottheit im Striche, die mit den kleinen Fehlern in der Zeichnungen aussöhnen. — Die Bilder werden von Verschen begleitet, die freilich nicht Dichtungen ersten Ranges sind, die aber ihrem Zwecke, den betrachtenden Kindern vorgelesen zu werden, wohl entsprechen mögen.

Im selben Verlage sind noch einige andere Arbeiten desselben Künstlers erschienen. Die eine, König Glückskind, ist eine Art von Allegorie auf die zwölf Monate; und sie ist die einzige, deren Einbürgerung wir mit Kopfschütteln begrüßen müssen. Das Buch ist zu englisch. Diese Verkörperungen der einzelnen Monate entsprechen unsrer eignen Lebensweise durchaus nicht; Gestalten wie jener Seemann sind weit davon ent-

Digitized by Google

fernt, für uns typisch zu sein, und andre stellen sich in einer Art dar, für die bei uns jede Vergleichung fehlt. Man sollte Kindern ein solches Buch nicht in die Hand geben. Wir Deutschen sind gar nicht so geartet, daß wir es vertragen könnten, schon in der Jugend in ganz fremde Lebensanschauungen eingeführt zu werden. Für die anderen Bücher gilt das nicht in gleichem Grade. Es sind lauter Bearbeitungen deutscher Märchen: Blaubart, Dornröschen, Rothkäppchen, Prinzessin Wunderstern, die Hirschkuh im Walde. Natürlich sind auch sie nicht in die Fremde gegangen, ohne ausländisches Wesen anzunehmen, obschon unsere Märchen zäher deutsch zu sein scheinen als wir Deutschen selbst. Ziemlich am Schlimmsten ist Rothkäppchen gefahren, das dem Engländer arg modern gerathen ist. Besser geht es den andern, deren Handlung in das Mittelalter verlegt wird. Zwar ist es nicht

Kinderlust. (Verlag von A. Twietmeyer in Leipzig.)

unser Königssohn und unsere Königstochter, was er da zeichnet: sie sehen auch ganz verdächtig nach Aestheticism aus. Aber darein kann man sich ja allenfalls finden. Und wenn für uns der Hauch ursprünglicher Poesie von diesen Gestalten abgestreift ist, so entschädigt dafür eine gar nicht unbedeutende Summe von Anschauungs- und Ausdrucksvermögen und sogar von gewissen archäologischen Kenntnissen. Die Trachten sind alle überraschend richtig, richtiger als in manchem deutschen Märchenbuche, wo der Zeichner nach der Regel jenes Meerschweinchendirectors lebt: „Nach Christus Ritterstiefeln, vor Christus nackte Beine!“ Das ist vielleicht ziemlich unwesentlich; aber eine größere Treue in dieser Beziehung entspricht nun einmal dem ganzen Wesen unsrer Zeit.

Meisterhaft ist die Ausführung aller dieser Hefte. Von der einfachen Nettigkeit der Holzschnitte geben unsre Proben eine hinreichende Vorstellung. Jene Einfachheit entspricht im Uebrigen den Anforderungen des Farbendrucks. Die ganze Art des Schnittes macht eigentlich den Eindruck, als sei die Arbeit in Deutschland oder wenigstens von Arbeitern ausgeführt worden, die sich nach deutschen Mustern gebildet hätten.

Digitized by Google

Der Engländer arbeitet etwas anders, als es hier geschehen. Der Farbendruck, dem ja die ganze Manier des Zeichners entgegenkommt, ist ganz vorzüglich ausgefallen, untadelhaft scharf. Papier und Druck sind nur zu loben. Und was das Beste ist: diese Hefte sind spottbillig, alle zusammen kosten sie kaum mehr als ein einziges mit Zeichnungen Kate Greenaways. Das ist doch ein Umstand, der gewaltig mitspricht: denn diese waren, obwohl unstreitig hübsch, viel zu theuer. Der Reichste soll für ein Buch, das er einem Kinde schenkt, und das von diesem doch in allen Fällen beschmutzt und zerrissen zum Mindesten achtlos behandelt wird, nicht eine so große Summe ausgeben. Luxus in Büchern ist ein sehr gutes Ding; aber wenn wir ihn in Kinderbüchern treiben wollten, so hieße das die Sache, die wir doch erst anfangen, durchaus beim unrechten Ende anfangen. — ck.

Geschichte der fremden Literaturen. Zwei Bände (Band 3 u. 4 der Illustrirten Literaturgeschichte). Von Otto von Leixner. Leipzig, Otto Spamer.

Der Sohn des Schwarzwalds. Von Franz Otto. Leipzig, Otto Spamer.

Das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen. Sagen und Schwänke. Von E. Lausch. Leipzig, Otto Spamer.

Pendragon. Von J. Mäbly. Leipzig, Otto Spamer.

Wir haben schon im vorigen Hefte der obengenannten Bücher aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig Erwähnung gethan. Wenn wir heute darauf zurückkommen, so geschieht es, um von den Illustrationen einige Proben zu geben. Aus Otto von Leixners Illustrirter Geschichte der fremden Literaturen heben wir eine Zeichnung heraus, die von dem berühmten französischen Schlachtenmaler A de Neuville, dem Maler des Sturmes auf St. Privat herstammt. Allerdings ist jenes Buch zum größten Theile von den Hauskünstlern des Spamer'schen Verlags, von Vogel, Heine, Mälin u. s. w. und zwar in recht wirkungsvoller Weise illustrirt worden. Aber deren Art ist aus Hunderttausenden von Spamerschen Werken in Deutschland schon hinreichend bekannt, mehr als die der meisten größeren Künstler. Dagegen bleibt es immer anziehend, die Art eines ausländischen Zeichners, dessen Werke man selten vor Augen hat, zu betrachten — geschähe es auch nur, um sie mit einheimischen Werken zu vergleichen. Das Bildniß, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel ist einer illustrirten volksthümlichen Geschichte Frankreichs entnommen, deren von Neuville herrührende Illustrationen Spamer für Deutschland erworben hat. So kommt es, daß man in einigen von dessen Verlagswerken häufig Blätter findet, in deren Ecke das A. de N. flott hingeworfen ist. Man begegnet ihnen gern; denn in diesen Jugendarbeiten entfaltet der Franzose ein Talent, das eigentlich fast mehr verspricht, als er später gehalten. Auch auf ihn hat der Erfolg die verhängnißvolle Wirkung geübt, ihn in eine einseitige Richtung zu drängen. Hier dagegen sprudelt Alles noch frisch mit einem Uebermuthe, der an die schönen Tage der französischen Romantiker erinnert. Diese beiden Bildnisse sind Muster ihrer Art, in der ausdrucksvollen Einfachheit ihrer Haltung und in der sicheren Ausführung, dem Treffen des Kennzeichnenden. Leixners Buch ist eine sehr fleißige Zusammenstellung. Gegen manche seiner Ansichten würde man eigentlich Widerspruch erheben müssen. Doch bei Arbeiten dieser Gattung scheint es nun einmal ohne kleine Ungerechtigkeiten nicht abzugehen. Und obwohl es unverkennbar ist, daß den meisten ihrer Leser die nöthige Urtheilskraft fehlen wird, um Richtiges von weniger Richtigem zu sondern, so wird man sich doch ein für allemal in solche kleine Uebelstände fügen müssen. Denn schließlich überwiegt doch der Vortheil, den ein solches gewiß vielfach befruchtendes Buch bringt, alle anderen Bedenken. Sehr schätzenswerth sind die beigegebenen Beispiele, Bruchstücke aus Uebersetzungen, die theilweise sehr schwer zugänglich sein mögen.

Der Sohn des Schwarzwaldes ist, wie wir schon neulich bemerkten, Johann Peter Hebel. Zu dem, was wir neulich über das Buch gesagt, können wir kaum noch

Digitized by Google

etwas hinzufügen. Wir können nur die Hoffnung und den aufrichtigen Wunſch ausſprechen, daß der biedere Hausfreund auch in dieſer Geſtalt überall willkommen geheißen und als ein geehrter Gaſt behandelt und behalten werden möge. Dieſe herrlichen Geſchichten, das ſchlichte Kannitverſtahn mit ſeinem vollen, rein urſprünglichen Humor,

Die Schildbürger von L. Bechſtein.
Aus Lauſch Märchenbuch. Leipzig, Otto Spamer.

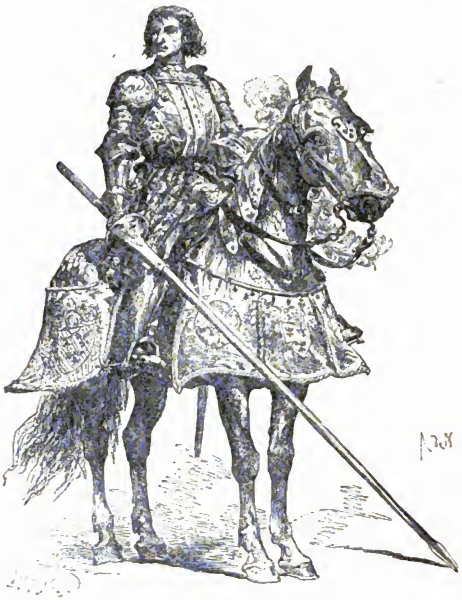
die Streiche des Heiners und des rothen Dieters, dieſer ganze Schatz einfacher Lebensweisheit darf unſrem Volke nie verloren gehen. Das Alles iſt auch claſſiſch; und wir wüßten in der neueren Zeit nicht einen einzigen Schriftſteller, der uns das erſetzen könnte. Hebel und Ludwig Richter, die beide auf verſchiedenen Kunſtgebieten dieſelbe Richtung verfolgen und das nämliche Ziel erreichen, gehören zu den größten Wohlthätern unſeres Volkes — nennt man den Einen, ſo denkt man unwillkürlich auch des Anderen.

Lauſchs Märchenbuch iſt an dieſer Stelle wohl gleichfalls ſchon hinreichend gekennzeichnet worden. Wie die Illuſtration zu der Hebel'ſchen Geſchichte urſprünglich für die Stuttgarter Ausgabe gezeichnet iſt, ſo iſt die zu den Schildbürgern gleichfalls keine neue, ſondern in einem älteren Märchenbuche, irren wir nicht, in einer der Ausgaben von Schwabs Volksbüchern, bereits gedruckt geweſen. Wir freuen uns, den liebenswürdigen Geſtalter des deutſchen Märchens, L. Bechſtein, auf dieſe Weiſe einmal

Digitized by Google

wenigstens als Gast unsrer Zeitschrift begrüßen zu dürfen. Und wir betrachten es als einen großen Vorzug der Spamer'schen Verlagswerke, daß ihr Herausgeber das Gute nimmt, wo er es nur findet, und es sich nicht darauf ankommen läßt ob dasselbe vielleicht ursprünglich auf eines Anderen Acker gewachsen ist.

Pendragon endlich ist auch mit Blättern illustrirt, deren Natur auf einen fremden Ursprung deutet. Da die Erzählung nach einem französischen Stoffe bearbeitet zu sein scheint, so darf man wohl auch in dem Zeichner einen Franzosen vermuthen.



Bayard. Von A. de Neuville.
Aus Leixner Gesch. der fremden Literaturen. Leipzig, Otto Spamer.

Auf unsrer Probe zeigt er auch ganz die Eigenthümlichkeit seiner vaterländischen Kunst: große Sicherheit und Keckheit in der Mache und eine wohlüberlegte Einfachheit, die das Ergebniß nicht verächtlicher Arbeit ist. Die meisten dieser kleinen Umrißzeichnungen sind sehr wohl werth, daß man sie aufmerksam brtrachtet. — Die Erzählung selbst ist ein Beitrag zu dem alten Stück, das der Gründer des Verlages zwar nicht erfunden, aber in seinem Der große König und sein Rekrut wirklich zum Muster gestaltet hat — zu dem Stücke von dem großen Fürsten und dem jungen Abenteurer, der muthig, verschlagen, treu, stets an der Seite des Fürsten bleibt, an allen seinen Thaten theilnimmt und deren glücklichen Ausgang meist entscheidet. Eine bequeme Fabel, um Geschichte spielend zu lehren. Pendragon ist ein junger Kelte (man

Digitized by Google

denke an den französischen Ursprung der Geschichte!), der sich dem Siegeszuge Alexanders anschließt, selbstverständlich die für die Franzosen schmeichelhafteste Rolle dabei spielt, gegen den trunksüchtigen, eigensinnigen, jähzornigen König auf das Vortheilhafteste absticht, schließlich den Helden selbst schlägt und in Indien ob seiner Tugenden zum König gewählt wird. Voilà! So bringen die Franzosen ihren Kindern Geschichte bei — und die Sache ist eigentlich so übel nicht. Das Buch ist lebendig geschrieben und gewährt ein recht anschauliches Bild der Zustände in der Alexander-Zeit. Der deutsche Bearbeiter, der

Die Schmähschrift. Von W. Claudius.
Aus Franz Otto, Der Sohn des Schwarzwaldes. Leipzig, Otto Spamer.

bekannte Philolog Mähly, hat sich bemüht, die französische Erzählung möglichst mit den Thatsachen in Einklang zu bringen und zu berichtigen. Nicht überall ist ihm das begreiflicher Weise gelungen. Er hat daher eine recht lesenswerthe Einleitung vorausgeschickt, die über alle Punkte, welche er vor seinem philologischen Gewissen nicht verantworten kann, Rechenschaft ablegt. — Der Spamersche Verlag hat oftmals solche Bearbeitungen herausgegeben und in einigen derselben außerordentlichen Erfolg erzielt. Es war eine besondere Stärke des Begründers der Handlung, solche glückliche Stoffe herauszufinden und in die rechten Hände zu geben; und darin besteht eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines ganzen Wirkens. Er war wirklich einer, der wußte, was das deutsche Publikum verlangte; und seine Bearbeitungen waren in der Regel mehr als flüchtige Uebersetzungen, deren einzige Freiheit darin besteht, daß der Verfasser sprachlichen Schwierigkeiten geschickt aus dem Wege geht. Es waren wirkliche Arbeiten. Und zu dieser Gattung scheint unser Pendragon zu gehören. Wünschen wir ihm viel Glück! Er führt unsre Jugend in eine Zeit zurück, in der wir sie stets recht heimisch zu sehen wünschen. — ck.

Deutscher Kinder-Kalender 1883. Berlin, A. B. Auerbach.

Ein sehr hübsches Heftchen. Der Text stammt zum Theil aus den Federn unserer bekanntesten Schriftsteller; und für den Erwachsenen hat es einen eigenthümlichen Reiz, ein Märchen von Stettenheim oder ein Gedichtchen von Wildenbruch zu

Digitized by Google

lesen. Auch Rosegger hat eine Geschichte beigesteuert. Im Ganzen aber trägt das Werk ein durchaus norddeutsches, ja eigens Berliner Gepräge. Zahlreiche Bilder und sonstige Beilagen werden jedes Kinderherz erfreuen. —ck.

Jung Mieze. Bilder aus einem Kinderleben von F. Werkmeister. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Entschieden eines der liebenswürdigsten Bilderbücher, die dieses Weihnachten an den Tag gerufen hat. Der Zeichner hat ein ganz eigenartiges Talent. Aber seine Blätter sind nicht nur sehr hübsch, sehr anmuthig, sehr geschickt gemacht, sondern sie üben auch eine gewisse seelische Wirkung aus. Sie haben einen solch poetischen Reiz, der Auge und Sinn ungewöhnlich fesselt. Man sieht gern in diese Kinderaugen hinein und in dieses sonnige Eckchen von Kinderidylle. Es ist ein Buch mindestens so sehr für Erwachsene wie für Kinder. Ausschließlich für diese sind die Reime Blüthgens; sie sind von der bekannten Art. Die Bezeichnung Reim ist dafür ganz treffend, denn viel mehr ist an den Sachen nicht als Reime und Füllsilben daran — aber mehr ist ja wohl auch nicht von Nöthen. — ck.

Musikalisches Künstler-Album. Vierzehn Original-Compositionen von Kammerlander, Lachner, Prestell, Kleffel, Rheinberger, Wüllner, und Zeichnungen von Freytag, Traub u. Zehme. Augsburg, B. Schmidt'sche Verlagsbuchhandlung (A. Manz).

Das vorliegende Album gehört zu jener Gattung von Prachtwerken — einer ziemlich neu aufgekommenen Gattung — die Text und Noten in unmittelbare Verbindung mit der Illustration setzen, indem zu Beginn jeder Composition auf Kopf und Rand eine Zeichnung gedruckt wird. Das ist jedenfalls eine schöne Zierde und ein herrlicher Fortschritt gegen die kläglichen Bilder, die meist auf den Umschlägen beliebter Musikstücke zu sehen sind, und die ihrem Werthe nach eigentlich auf Kisten mit schlechten Cigarren gehören. Das Album bietet durchweg Compositionen, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind — lauter Gesangsstücke. Die Gedichte sind geschmackvoll gewählt — das Urtheil über die Compositionen ist von einem anderen Stuhle herab zu fällen. Die Zeichnungen tragen die deutlichen Kennzeichen des süddeutschen Ursprungs: die eigenthümliche Mischung von Motiven aus der deutschen Renaissance und aus der allermodernsten Zeit und den großen Aufwand füllenden Beiwerkes. Immerhin stellen sie sich recht stattlich dar, die Zinkotypien sind von G. Meisenbach sehr gut ausgeführt. — Uebrigens kann jedes der Lieder aus diesem Album auch einzeln bezogen werden. — ck.

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. Elfte Auflage. 2 Bde. 75 Bogen. Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart. Gebunden 6 Mk. 75 Pf.

Palleske's Schillerbiographie ist ein lieber alter Freund, den man nicht erst vorzustellen braucht. Wie Schiller's Werke der unerschöpfliche Born der Begeisterung für Jung und Alt sind, so möge auch dieses ebenso geistvoll als anziehend geschriebene Werk „Leben Schillers" von Palleske immer noch weitere aufmerksame Leser finden. Diese neueste elfte Auflage ist mit einem vortrefflichen Generalregister versehen, das die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht, und empfiehlt sich durch äußere Ausstattung als werthvolles Geschenk.

Digitized by Google

Franz Liszt. Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Ramann. 4. Band. Auch unter dem Titel: Aus den Annalen des Fortschritts: Concert und kammermusikalische Essays. Lexikon-Format, VIII u. 273 S. Leipzig, 1882, Breitkopf und Härtel.

Der Band enthält: Berlioz und seine Harold-Symphonie — Robert Schumann — Clara Schumann — Robert Franz — Sobolewskis Vinvela — John Field und seine Nocturnes. Sämmtliche Aufsätze datiren aus dem Jahre 1855, mit Ausnahme des letztgenannten. Alle legen sie von Neuem Zeugniß ab für die hohe künstlerische Geistesart ihres Verfassers, für seine neidlose Bewunderung der Verdienste Anderer und für sein ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent. Die Aufsätze über Berlioz, Schumann und Franz sind bei Weitem das Beste, was über diese bedeutungsvollen kunstgeschichtlichen Erscheinungen bis zur Stunde geschrieben worden ist, insbesondere der Aufsatz über Schumann ist eine wahre Fundgrube von feinfühligen und treffenden Bemerkungen. Kein Musiker von Fach, oder wer mit musikalischer Kritik sich zu beschäftigen hat, darf Liszts Schriften ungelesen lassen. — Die Uebersetzung ist sehr gelungen, die Ausstattung der Bände entspricht dem Namen der Verlagsfirma.

Karl Fr. Glasenapp. Richard Wagners Leben und Wirken. In sechs Büchern dargestellt. Supplement 1876—1882. Nebst einem Register über das gesammte Werk. 8. u. S. 479—558. Leipzig 1882, Breitkopf und Härtel.

Glasenapps Werk über Richard Wagner ist das umfassendste Werk, welches bis zur Stunde über das Leben und Wirken des „Meisters" erschienen ist. Es hat viel dazu beigetragen, gewisse Vorurtheile zu zerstreuen, welche dem Wesen und Wollen des großen Componisten entgegengetragen worden sind. Der Verfasser hat sich die redlichste Mühe gegeben, seinen weitschichtigen Stoff zu bewältigen und er hat geboten, was gegenüber einer noch unter den Lebenden weilenden und in höchster Schaffenskraft thätigen Persönlichkeit zu bieten ist. Einer zweiten Auflage des Werkes, welches aus dem früheren Verlage in den von Breitkopf und Härtel übergegangen ist, wird es vorbehalten bleiben müssen, gewisse Irrthümer zu beseitigen und seit dem Erscheinen der ersten Auflage neu entstandene Gesichtspunkte zu verwerthen. Inzwischen hat das Buch durch das Supplement (mit den Capitel: das Londoner Festival, Composition des Parsifal, Religion und Parsifal) und durch zwei sorgfältig gearbeitete Register eine dankenswerthe Erweiterung erfahren, und noch mehr als zuvor wird es Keiner missen können, wer von dem Lebenswerke des Meisters mehr erfahren will, als seine Musikdramen uns erzählen.

Levin Schücking. Alte Ketten. Roman. Zwei Bände. Breslau und Leipzig 1883. S. Schottlaender. Mk. 6 —

Diese neueste Arbeit des so unermüdlich schaffenden Dichters ist in der rasch beliebt gewordenen 3 Mark-Bibliothek von S. Schottlaender erschienen. Auch ihr wird der gewohnte Beifall nicht fehlen, wir zählen sie mit zum Besten, was Schücking in den letzten Jahren geschrieben hat. Alte Ketten — das heißt: alte schuldvolle, von der Mitwelt ungekannte oder vergessene Verhängnisse, deren tragische Folgen noch immer gleich unsichtbaren Ketten drückend an den Fuß des Dahinschreitenden geschmiedet sind und von ihm nicht eher gelöst, beseitigt werden können, bis die Schuld auch wirklich gebüßt, der Fehltritt gesühnt ist. In dieser Weise hatten wir uns beim Lesen des zweibändigen Romanes die Bedeutung des Titels zurechtgelegt; aber auf einer der letzten Seiten finden wir folgende Worte der Heldin, die uns den Titel nach der Absicht des Verfassers anders zu erklären scheint: „Es giebt Verhältnisse und Bande, welche edle und reine Seelen für immer aneinander ketten. Schon das Bewußtsein der Gemeinsamkeit einer vollen und tiefen Glücksempfindung, das ihnen unverloren bleibt, oder der Gemeinsamkeit eines großen Schmerzes bindet sie und macht ihnen Treue zur Nothwendigkeit." Die Heldin des Romans, die Hofdame

Digitized by Google

Antonie von Rotbrecht, wird diesem ethischen Gesetz untreu, indem sie einen von ihr in jungen Jahren begangenen Fehltritt durch Trotz, Stolz, Härte gegen sich und ihre Umgebung, gegen ihre natürliche Tochter Johanna, gegen deren Vater, den Herzog, der vergeblich immer wieder durch die vorgeschlagene Ehe mit ihr die Schuld der Jugend aufzuheben begehrt, eigenwillig zu sühnen sucht. Eine ganze Kette schwerer Prüfungen belehrt sie endlich, daß ihre ganze schön gefärbte Tugend nur Grausamkeit und daß, wie sie selbst sagt, nicht ihre Schuld, sondern die Buße ihrer Schuld ihr Verbrechen war. Diese schöne, stolze, kühle Egeria des Herzogs ist eine psychologisch hochinteressante Gestalt, von Schücking mit Meisterhand gezeichnet. Nicht minder fesselt der Herzog, eine auch geistig vornehme Persönlichkeit, sammt dem übrigen meist aristokratischen Kreise, dessen Figuren sich lebensvoll in dem Rahmen des spannenden, auf deutschem und italienischem Boden spielenden Romanes bewegen. Die Erfindung ist eine glückliche, oft abenteuerliche und zum Theil von jenem geheimnißvollen Duft umgeben, der zu Schückings Eigenart gehört. Eine prächtige, höchst originelle Figur ist der Erbonkel aus Amerika, der durch Schaden erkennen muß, daß die wahre sittliche Kraft des Menschen nicht im Geldbesitz ruht, sonst aber seine gar nicht zu verachtenden Weltverbesserungsvorschläge höchst ergötzlich vorzubringen versteht. Das sichere Wurzeln des Dichters im modernen Zeitbewußtsein, das geistvolle und scharfsinnige Behandeln der lebendigen Fragen der Gegenwart wollen wir noch besonders rühmend hervorheben. —r.

Carmen Sylva. Jehovah. Leipzig, 1882. Friedrich.

Der Titel sollte wohl richtiger: Ahasverus heißen, denn er, der ewige Jude, ist der Held dieser kleinen gedankenvollen, in schönen, wohlklingenden, reimlosen Versen geschriebenen Dichtung. Durch die ganze Welt, in Aegypten, Indien, Spanien, als Anachoret, Königsheld, Dichter — in der Neuen Welt als Fürst und König, in Italien als schaffender Künstler, unter starken Männern und bei schönen Frauen sucht er in brünstiger Sehnsucht Gott, ohne ihn zu finden. Eine Stunde im frühlingsduftenden Wald belehrt ihn, endlich: Im Werden da ist Gott, Gott ist ewig Werden! Er betet an, preist und verscheidet. Man würde die nur in kurzen, knappen Zügen sich bewegende Dichtung mit Interesse und Anerkennung lesen, auch wenn man nicht wüßte, daß die pseudonyme Verfasserin die Königin von Rumänien ist. Auf S. 32 ist wohl statt: „Die er das Recht sich fühlte zu verachten“ — besser zu lesen: „Die er im Recht sich fühlte zu verachten.“ Aber auch dann klingt der Vers nicht sonderlich schön. —r.

Woldemar Kaden, Pompejanische Novellen und andere. 8. 462 S. Stuttgart 1882. Adolf Bonz u. Co.

Woldemar Kaden ist bei der deutschen Lesewelt mit Recht wohl accreditirt. Die schon ziemlich stattliche Reihe seiner vortrefflichen Bücher über das hesperische Zauberland, die ihm unmittelbar nach Gregorovius einen wohlverdienten Ehrenplatz in unserer Literatur einräumen, ist mit vielem Beifall aufgenommen worden und hat einen großen Leserkreis gefunden. Wir finden es nur begreiflich, daß, nachdem die italienische Novelle namentlich seit Paul Heyses glänzenden Leistungen auf diesem Boden einen so nachhaltigen Erfolg und eine immer gleich freundliche Aufnahme bei uns gefunden hat, auch Kaden sich versucht gefühlt hat, sein Glück hier zu versuchen. Reiche Phantasie, glückliches Talent der Auffassung und Darstellung, eine genaue Kenntniß der localen Verhältnisse, wie man sie nicht oft findet, elegante edle Sprache, die nur in seltenen Ausnahmsfällen die Feile vermissen läßt, alles das konnte ihn ja wohl den Ritt in's romantische Land der Novelle, der selbstschöpferischen künstlerischen Thätigkeit wagen lassen und es kam zuletzt nur darauf an, ob er auch die Fähigkeit, künstlerisch zu componiren, organisiren, gruppiren in sich finden werde. Der vorliegende, etwas umfangreich gerathene Band enthält fünf Stücke von ungleichen Größenverhältnissen

Digitized by Google

und von ungleichem Werthe, drei größere und zwei kleinere. Die Erzählung, die den Band eröffnet, ist die bedeutendste und gerade sie legt man am meisten unbefriedigt auf die Seite. Um es kurz zu sagen, diese Erzählung hat der Autor nicht fertig geschrieben, sie ist ein Torso, sie ist ein unvollendeter Roman, der plötzlich abbricht, weil der Autor vielleicht die Lust daran verloren hat, weil — wir wissen nicht warum. „In der Morgenröthe" — die Erzählung spielt zur Zeit der ersten christlichen Gemeinde in Pompeji („Christi Blut hat die Welt erfüllt und sein purpurnes Leuchten ist Morgenröthe, welcher der Sonnenaufgang folgen wird," sagt ein Christianer), beginnt mit der Ankunft des Apostel Paulus in Italien und schließt mit der glänzenden Schilderung des Auftretens Neros als Sänger im Amphitheater zu Neapel an demselben Tag, an welchem Pompeji zu Grunde geht — ist mit vollem Unrecht eine Novelle genannt. Sie ist ein breit angelegter historischer Roman mit vielen in einander verschlungenen und verwickelten Handlungen, mit einer Menge von interessanten, bedeutenden Personen, aufgebaut und erfunden auf dem fast in erdrückender Detailfülle geschilderten Grund damaliger Zustände und Menschen, in deren grauenhafte, von Wollust und Verbrechen jeder Art durchzitterte, nachtdunkle Verworfenheit das Licht des neuen Evangeliums von der Liebe wie ein aufgehender Stern mildernd und sühnend fällt. Das ist Alles sehr gut erzählt — einzelne Scenen sind von ergreifender Schönheit der Darstellung, so das Seegefecht der Gladiatoren und Sclaven auf dem Lacus Fucinus, wo man die vom Blutdunst zitternde Luft zu athmen glaubt; so die unvergleichlich poetische Schilderung der ersten Liebesbegegnung zwischen dem Maler Agathemenos und der Sclavin Chrysogene und vieles Andere. Aber zuletzt bricht die Erzählung plötzlich ab, wir erfahren Nichts von Paulus, Nichts von Seneca mehr; Nichts vom Isispriester und seinem zweiten Anschlag auf Cajus Sabinus, Nichts von dem, was eigentlich der geheimnißvolle Besuch der Kaiserin Poppäa bei den Christen zu bedeuten hatte, und so schwebt noch gar Manches, indem es keine Folge hat und nicht in eine weitere Erzählung weiter eingreift, völlig haltlos in der Luft — wie z. B. auch das ganze Spectakel im Amphitheater von Neapel. Der Verfasser hätte seine Erzählung künstlerisch zu Ende bringen müssen und wir hätten ihm dann ohne Zweifel ein Buch verdankt, das bei dem noch immer so absonderlich in die Alterthumsromane verbissenen Geschmack unseres Publikums mit Recht auf großen Beifall hätte zählen können. — Nummer zwei und fünf sind nur Skizzen, ja, Nummer fünf sogar ganz eigentlich nur „ein Novellenstoff von der Insel Capri", höchst anziehend und beachtenswerth — aber warum hat der Novellist Kaden diesen „Stoff" nicht selbst behandelt? Der Novellist bietet doch seine „Stoffe" nicht aus. Uneingeschränktes Lob verdienen die beiden großen Novellen: „Des Ikarus Flügel", wo nur die Einschachtelung der aus dem Italienischen übersetzten Novelle „Die Lampe der Venus" ganz überflüssig scheint, und „Aus den Herinkerbergen". Beide behandeln ein altes Motiv, die Liebe deutscher Künstler zu Töchtern des Landes, aber nicht in herkömmlichen Geleisen, sondern bedeutungsvoll, erschütternd und mit tragischer Kraft. Die wilde Leidenschaftlichkeit des Bergmädchens von Alatri ist meisterhaft geschildert, die ganze Gestalt bewundernswerth und hinreißend. — An den Herrn Verleger noch die bescheidene Anfrage: darf man einen fast dreißig Bogen starken Band, sonst vortrefflich ausgestattet, ungeheftet in die Welt gehen lassen, so daß das Buch, aufgeschnitten, beim Lesen und Blättern in ungezählte Theile zerfällt? Ist nur in Deutschland möglich.

— r.

Jahrbuch der Berliner Börse. 1882—1883. Ein Nachschlagsbuch für Banquiers und Capitalisten. Herausgegeben von der Redaction des „Berliner Actionär", J. Neumann und E. Freystadt. 8. XXII und 403 S. Berlin, 1882, E. S. Mittler u. Sohn. Geb.

Tag für Tag hat die Börse mit den Ergebnissen der Ernte, mit der Thätigkeit unserer Industrie, mit der Verkehrs-Entwickelung auf unseren Transport-Anstalten,

Digitized by Google

mit der Wirksamkeit unserer Banken zu rechnen. Auf dem Verkehrsgebiete der Effecten-Börse zeigt sich eine erhöhte und sichtlich wachsende Bewegung: eine Anzahl neuer Papiere ist an den Markt gebracht, und für sie wie für die alten, soliden, oder in einem großen Theile durch einschneidende Finanzoperationen auf eine solidere Basis gestellten Werthe tritt fast täglich neuer Begehr hervor, erhöhen sich fast täglich die Course. Unter solchen Umständen bedarf der Banquier wie der Capitalist mehr wie je eines zuverlässigen Führers durch die verschlungenen Gänge des Courszettels, um die Grundlagen der Unternehmungen vollständig zu erkennen, denen er sein Vertrauen für den Zweck solider Speculation oder Capital-Anlage zuwenden will. Als ein solcher zuverlässiger Führer hat sich anerkanntermaßen dieses Jahrbuch bewährt, so daß eine neue, bis in den Monat August mit ihren Daten hinabreichende Ausgabe, die vierte, eine für den Börsenmann und Capitalisten gleichmäßig werthvolle Erscheinung bedeutet, die hiermit bestens empfohlen sei.

Julius Grosse. Gedichte in neuer, durchgesehener und vermehrter Auswahl, mit einer Zuschrift von Paul Heyse. 316 S. Berlin, 1882. G. Grote. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—

Julius Grosse, von Paul Heyse bevorwortet und befürwortet — fürwahr, eine interessante Erscheinung auf dem diesjährigen Bücher- und Weihnachtsmarkt. Wie die dem Buche vorgesetzte „Zuschrift" Heyses an Grosse ergibt, hat der Erstere die ganze Sammlung aus dem ihm anvertrauten, theils schon gedruckten, theils noch ungedruckten Material zusammengestellt und schickt sie nun mit warmen Begleitworten in die Welt, die sein Verfahren dem Leser und dem doch schon für sich angesehenen und hochgeschätzten Dichter gegenüber rechtfertigen sollen. Diese „Zuschrift" ist in mehr als einer Hinsicht interessant: zunächst weil sie ein schönes Zeugniß für die aufrichtige Freundschaft ablegt, welche die beiden Dichter miteinander verbindet, dann weil sie ein sehr bemerkenswerthes Streiflicht auf die Stellung wirft, welche Heyse zu der „Lyrik von heutzutage" einnimmt. Man wird diesen Auslassungen jene Aufmerksamkeit und Beachtung schenken müssen, welche sie aus dem Munde einer solchen Autorität beanspruchen. Sie haben für uns nichts Ueberraschendes; um so mehr bedauern wir, bei dem eng begrenzten Raum hier nicht weiter darauf eingehen zu können, wir freuen uns nur, daß Heyse seinen ganzen Namen dafür einsetzt, den bis jetzt „von dem krausen Singsang unserer Tage" übertönten Gedichten seines Freundes Julius Grosse die verdiente Aufmerksamkeit der „wenigen Freunde der Poesie" zuzuwenden. Es kam Heyse, wie er sagt, vor Allem darauf an, bei seiner Zusammenstellung die volle Dichterpersönlichkeit Grosses zum Ausdruck zu bringen und diese tritt uns denn auch aus der vorliegenden Sammlung stolz und imponirend entgegen. Vornehmheit in der Wahl des Stoffs und in der Wahl der künstlerischen Formen ist das charakteristische Merkmal des Dichters, der sich uns hier als ein Lyriker im großen Stil zeigt, gedankenvoll, tiefsinnig, von hinreißender Phantasie und mit Vorliebe jenen vornehmeren, glatten Formen zugewendet, welche ihren reichen Gedankeninhalt mit Selbstbewußtsein zeigen. So begegnen wir der Terzine, dem mit Meisterschaft behandelten Trimeter, dem ungereimten fünffüßigen Trochäus durch alle Abtheilungen des Buches, mögen sie den Freuden und Leiden der Liebe oder dem oft mit genialem Humor skizzirten Sitten und Menschen des heutigen Roms oder der Pracht und Herrlichkeit der bayerischen Alpenwelt gewidmet sein. Daß ihm auch die Gabe, im einfachen Volkston zu singen und zu sagen, nicht versagt ist, beweist der Liedercyklus „Emma", der mit seiner Innigkeit und Treuherzigkeit der Empfindung, wie mit seiner Naivetät des Wortes neben den berühmten Frauenliedern Chamissos ebenbürtig dasteht. Den Bestrebungen und Kämpfen der Gegenwart ist der Dichter mit Ernst, mit der ganzen Kraft seiner poetischen Individualität zugekehrt. Das zeigen seine politischen Lieder aus den Kriegsjahren, die mit einer an Beranger erinnernden glänzenden markigen Ausdrucksweise einem lebendigen Patriotismus volltönenden Ausdruck geben. Die poetischen Motive Grosses sind niemals klein oder kleinlich und auch in

Digitized by Google

den epischen oder genrehaften Stücken immer bedeutend, immer von psychologischem Interesse. Der melancholische Zug, der dem Dichter zuweilen eigen ist und oft auch in bitterer Satire oder in stürmisch bewegter Klage sich ausströmt, wurzelt in dem tiefen Sittlichkeitsgefühl, das ihn beherrscht, in dem unbezwingbaren Haß gegen das Gemeine und Schlechte. Von tiefer Leidenschaftlichkeit erfüllt sind die Gedichte „an die Verlorene", welche wie die Gestalt der abweisenden Geliebten stolz und marmorschön wie eine Meduse dahinschreitet, während die Abtheilung „Junge Myrten" ein voll gewährtes und voll genossenes Liebesglück in reich dahinrauschenden Strophen feiert. Möge die „kleine Gemeinde", die Heyse seinem Freunde prophezeit, sich bald zu einer „großen" erweitern und möge ihm diese den verdienten Antheil an Ruhm und Ehre zuwenden, der, wie ein römischer Poet schon sagte, der einzige Lohn und das einzige Ziel der „geheiligten Dichter" ist. —r.

M. P. L. Bouviers Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. 6. Auflage. Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet von A. Erhardt. 8. XXVIII u. 476 S. Braunschweig, 1882, C. A. Schwetschke & Sohn. ℳ 9.—

Diese neue Auflage des ausgezeichneten und seit Langem als ein solches bewährten Werkes ist gegen diese früheren Auflagen wesentlich vermehrt. Der Herausgeber, selbst ein Künstler von bedeutendem Ruf, hat das Buch Bouviers einer vollständigen Umarbeitung unterzogen. Das Handbuch soll zunächst denjenigen in erster Linie Rath, Belehrung und Unterweisung gewähren, welche die unmittelbare Anleitung eines guten Künstlers bei ihren Studien für die Oelmalerei nicht genügend oder wohl gar nicht haben können. Aber die mitgetheilten Resultate all der aus sorgfältig angestellten Erfahrungen gemachten Versuche nicht nur über das Material, sondern auch über die Technik, ja über den Gang und die Art der Studien, wird auch Künstlern Belehrung und sehr wünschenswerthe Kenntnisse gewähren können. Außer den erprobten Anweisungen und Anleitungen für die ganz unkundigen Anfänger ist in dieser Auflage nach Anordnung und Inhalt alles neu, was sich auf die Oelmalerei selbst und die dazu nothwendigen Kenntnisse, Studien und Arbeiten bezieht. — Die Ausstattung des warm zu empfehlenden Handbuchs ist sehr gut.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aelschker, Edmund, k. k. Professor, Geschichte Kärntens. Lfg. 1. 2. Klagenfurt, Johann Leon sen.

Amyntor, Gerhard v., Das bist du. Roman in vier Büchern. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Assmus, Rudolph, Die Russere Form neuhochdeutscher Dichtkunst. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Balbi's Adrian, Allgemeine Erdbeschreibung. Lfg. 7—16. Wien, Leipzig, Budapest, A. Hartlebens Verlag.

Barbou, A., Victor Hugo und seine Zeit. Ins Deutsche frei übertragen von Otto Weber, Leipzig, Verlag von Fr. Thiel.

Becker, August, Mignons Eiertanz. Eine Adventgeschichte. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel

Bormann, Edwin, Schelmenlieder. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Braun, Julius W., Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen 1773—1786. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

— Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen 1801—1805. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Collection Spemann, Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. Bd. 30: Alarcon, Pedro. A. de, Manuel Venegas. Bd. 31: Wächter, Oscar, Vehmgerichte und Hexenprocesse in Deutschland. Bd. 32: Bulwer, Eduard Lytton, Eugen Aram, übersetzt von Friedrich Notter, mit einer Einleitung von Ludwig Poescholdt. Bd. 33: do. Bd. II. Bd. 34: Tegnér, Esaias, Die Frithjofs-Sage, übersetzt von Edmund Lobedanz. Stuttgart, W. Spemann.

Dahn, Felix, Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dielitz, J., Die Wahl- und Denksprüche. Lfg. 2. Görlitz, Verlag von C. A. Starke.

Dietrich, Karl, Hamlet, der Constabel der Vorsehung. Hamburg, Gustav Eduard Nolte.

Dietrichs, Hermann, u. Ludolph **Parisius**, Bilder aus der Altmark, Lfg. 6. Hamburg, J. F. Richter.

Ebers, Georg, u. H. **Guthe**, Palästina. Lfg. 21—29 à M. 1.50. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Eduard Hallberger.

Eichrodt, Ludwig, Gold, Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik. Leipzig, Verlag von Fr. Thiel.

Digitized by Google

Erckmann-Chatrian, Ausgewählte Werke. Lfg. 25 bis 32. Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.

Festgaben aus dem Stuttgarter Verlag. Weihnachten 1882. In Commission bei Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Fleischmann, Otto, Reise-Bilder aus Spanien. Kaiserslautern, Hermann Kaysers Verlag.

Godin, A., Mutter und Sohn. Bd. I. II. Leipzig, Verlag von Ernst Keil.

Götzinger, Ernst, Real-Lexicon der deutschen Alterthümer. Heft 18 u. 19, Schluss. Leipzig, Woldemar Urban.

Goldammer, Hermann, Das Buch vom Kinde 2.—6. Lieferung. Berlin S.W., Verlag von Carl Habel (C. L. Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung).

Graefe, Julius, Wahrheit in Dichtung. Gedichte. Leipzig, Rudolf Linckes Verlag.

Gross, Ferdinand, Aus der Bücherei. Vorträge und Studien. Wien, Carl Konegen.
— Heut und gestern. Geschichten u. Skizzen. Wien, Carl Konegen.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer. Heft 7. 8. Lfg. 7. 8. Leipzig, E. Kempe.

Hoff, Carl, Künstler und Kunstschreiber. München, Theodor Ströfers Kunstverlag.

Kámory, Professor Samuel, Wissenschaftliche Vorträge etc. I. Heft, Pressburg u. Leipzig, Commissions-Verlag von Gustav Heckenasts Nachfolger.

Kiel, Friedrich, Dr. phil., Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung. Hannover, Hahnsche Buchandlung.

Kirchner, Lic. Dr. Friedr., Ueber das Grundprincip des Weltprocesses mit besonderer Berücksichtigung J. Froschammers. Koethen, Paul Schettlers Verlag.

Knoschke, Dr. Emil, Deutsche Lyriker seit 1850. Lfg. 4—7. Leipzig, Rudolph Lincke.

Koner, Professor Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Nr. 100, 101, Siebzehnter Band, IV. u. V. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Lafontaines Fabeln, übersetzt von E. Dohm, illustrirt von Gustav Doré. Berlin, W. Moeser, Hofbuchhandlung.

Laube, Heinrich, Theodor Körners sämmtliche Werke. Illustrirte Prachtausgabe. Lfg. 1. 2. Wien, Leipzig, Prag, Sigmund Bensinger.

Lübke, Dr. W., & Dr. C. v **Lützow**, Denkmäler der Kunst. 1. Lieferung. Preis 1 Mark. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens. Stuttgart Verlag von J. Engelhorn.

Musset, Alfred de, Rolla. Deutsch von Ludwig Ganghofer Wien, Carl Konegen.

Nord, Paul, Auf der Woge des Lebens. Gedichte. Dresden und Leipzig, Verlag von E. Piersons Buchhandlung.

Nordlandfahrten, vierter (Ergänzungsband). 1. u. 2. Lfg. (25. 26. des Gesammtwerkes.)

Perty, Professor Maximilian, Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshandlung.

Peschkau, Emil, Ein- und Ausfälle. Allerlei Humore. Frankfurt a. M., Verlag von C. Koenitzer.
— Friedberg, Zwei Tanten. Zwei Novellen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Pietschmann, Dr. Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum. Lfg. 6. 7. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Raschig, Eduard, Selbsterkenntniss nach wissenschaftlichen Principien. Leipzig, im Selbstverlage des Verfassers.

Revolution, die elektro-technische, populärwissenschaftlich dargestellt von einem Fachmann. München, Verlag von Georg Pollner.

Richter, Albert, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. II. Bd., Lfg. 3—5. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Rosario. Strousand, Gedichte. Parchim, H. Wehdemanns Buchandlung.

Saar, Ferdinand von, Drei neue Novellen. Heidelberg, Georg Weiss.

Sacher-Masoch, Das Testamont Hasara Raba. Jlau. Der alte Castellan. Leipzig, E. L. Morgenstern.

Schalks Bücherei. Leipzig, Friedrich Thiel.

Schramm, Dr. R., Italienische Skizzen. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Sehrwald, Dr. Friedrich, Deutsche Dichter und Denker u. s. w. Lfg. 1. Altenburg, Oskar Bonde.

Shakespeare-Galerie, 2. Aufl., 1. Lieferung. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Simson, James, John Bunyan and the Gipsies. New-York, James Miller.
— Was John Bunyan a Gipsy? New-York, James Miller.

Cranes, Walter, Bilderbücher: Kinderlust. Blaubart. Dornröschen. König Glückskind. Rothkäppchen. Prinzessin Wunderstern. Die Hirschkuh im Walde. Leipzig, E. Twietmeyer.

Temme, J. D. H., Erinnerungen. Herausgegeben von Stephan Born. Leipzig, Ernst Keil.

Tenger, Mariam, Tischler Feldmann. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Uhrlaub, Lilly, In einsamen Stunden. Lyrische Dichtungen. Stuttgart, E. Greinersche Verlagshandlung, Greiner & Pfeiffer.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd IX., Nr. 8. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Widdigen, Dr. F. H. Otto, Die Hohenzollern und die deutsche Literatur. Eine literarhistorische Studie. Düsseldorf, L. Voss & Co., Kgl. Hofbuchdruckerei.

Wir Juden. Betrachtungen und Vorschläge von einem Bukowinaer Juden. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt.

Zöller Hugo, Die Deutschen im Brasilianischen Urwald. Berlin, Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel	58°0 R.
Mühlbrunn	44°0 R.
Schlossbrunn.	44°0 R.
Theresienbrunn.	48°0 R.
Neubrunn	49°0 R.
Marktbrunn	39°0 R.
Russ. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle	47°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34°0 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliche Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reine Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versan kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezemb 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. c Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafe wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer un diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen gut Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Janu 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossen als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder au mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemisch nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Ra ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marbur

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inso derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswert 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunu

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wass das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebend Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Band 24. — Heft 71.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Februar 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Februar 1883.

Inhalt.

Seite

Rudolph Lindau in Berlin.
Der Gast. Eine Novelle. Schluß 139

Wilhelm von Giesebrecht in München.
Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe 176

Otto Gumprecht in Berlin.
Robert Schumann 190

Gustav Meyer in Graz.
Ueber Sprache und Literatur der Albanesen 211

Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel 227

Paul Lindau in Berlin.
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit französischer und deutscher Stücke 245

Bibliographie 264

Hierzu ein Portrait von Wilhelm von Giesebrecht, Radirung von Wilhelm Kranskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage. — Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIV. Band. — Februar 1883. — 71. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm von Giesebrecht.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Der Gaſt.

Eine Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

Das Leben im Lower Norwood hatte ſich, ſeitdem die regelmäßigen und geheimen Ausflüge Monias von Katharina beobachtet worden waren, nicht mehr verändert. Die Hausbewohner waren in verſchiedene Gruppen getheilt, die eigentlich nur noch während der gemeinſamen Mahlzeiten zuſammentrafen: Katharina und Harry, Monia und Nicolaus, John und Natalie. — Frau Monia, wenn ſie zu Hauſe war, ging dort in ihrer gewöhnlichen, ſtillen Weiſe einher, machte ſich etwas mit den Kindern, etwas in der Wirthſchaft zu ſchaffen, oder las und ruhte. Sie ruhte viel, und es ſchien ihr vortrefflich zu bekommen: aus ihren tiefen, heißen Augen blickten Befriedigung und Freude am Leben; ihr ſchönes, bleiches Angeſicht war wie ein Bild ſicheren Seelenfriedens. — Von Ohlſen ſah man wenig. Früher hatte er häufig mit Monia im Salon zuſammen geſeſſen oder lange Spaziergänge in dem ſchattigen Park mit ihr unternommen; aber ſchon ſeit Johns Ankunft war eine gewiſſe Veränderung in dieſer Beziehung eingetreten, und nachdem Katharina ſich in der Villa niedergelaſſen hatte, waren die Begegnungen in Lower Norwood zwiſchen Monia und Nicolaus ſelten und kurz geworden. Nicolaus verbrachte den größten Theil des Tages auf ſeinem Zimmer. Was er, der weder ein viel leſender noch ein viel ſchreibender Mann war, dort thun mochte, um die langen Stunden auszufüllen, wußte Niemand. — Zwei Menſchen kümmerten ſich darum: Katharina und Natalie. Beide hatten Gelegenheit gefunden, darüber mit John zu ſprechen; aber es war ihnen nicht gelungen, das, was ſie wiſſen wollten, in Erfahrung zu bringen.

Katharina hatte mit Verwunderung bemerkt, daß John anſcheinend nur geringen Antheil an dem Unglück ſeines Zwillingsbruders nahm. Jedenfalls

Digitized by Google

war er Frau Monia und Ohlsen gegenüber nicht von jener Entrüstung und Erbitterung beseelt, die das Herz der alten Schwester füllten. Es war deshalb auch eine gewisse Erkältung zwischen den beiden Geschwistern eingetreten. Katharina, die zwar Harry gegenüber an dem Vorhandensein eines Verhältnisses zwischen ihrer Schwägerin und Ohlsen noch zu zweifeln schien, war in ihrem Innern fest von der Schuld dieser Beiden überzeugt und sprach mit John davon wie von einer unbestreitbaren Thatsache. Dies wollte der Californier aber durchaus nicht gelten lassen.

„Es wird viel Schlechtes in der Welt über andere Leute geredet, woran nichts Wahres ist," sagte er.

„Aber hast Du denn keine Augen!" fuhr Katharina entrüstet auf. „Oder willst Du nicht sehen?"

„Gerade weil ich Augen habe, und recht gute obendrein, glaube ich mich auf meine eigenen Wahrnehmungen verlassen zu dürfen. Ich sehe absolut nichts Verdächtiges. Ohlsen wohnt hier im Hause, weil Harry ihn gebeten hat, sein Gast zu sein; Monia behandelt ihn freundlich und zuvorkommend, wie dies als Wirthin ihre Pflicht und Schuldigkeit ist; die Beiden verkehren freundschaftlich miteinander, wie wir es Alle erwartet und gewünscht haben. — Ich sehe in alle dem keinen Grund zu irgend welcher Beunruhigung oder zu einem bösen Argwohn."

„So!" entgegnete Katharina mit schwer verhaltenem Ingrimm ob der Verstocktheit und Stumpfsinnigkeit ihres Bruders; „So! Du siehst nichts! — Willst Du mir sagen, was Herr Nicolaus Ohlsen hier zu suchen hat, weshalb er hier bleibt? Ist es etwa Harrys wegen, der sich nicht um ihn bekümmert? — Ist es um Natalie, das arme Kind, das sich in Liebe um ihn verzehrt? — Was in der Welt könnte ihn verhindern, um sie anzuhalten und sie heimzuführen? — Ist es Deinetwegen? — Wo seht Ihr Beide Euch, wann sprecht Ihr miteinander? — Du sagtest mir, er sei nach England gekommen, um sich zu verheirathen. Sucht er in diesem Hause eine Frau? — Nach Harrys Briefen hatte ich immer angenommen, es sei ein offenes Haus. Das muß sich aber seit der Ankunft des Fremden geändert haben, denn außer der französischen Schneiderin habe ich, seitdem ich hier bin, noch kein weibliches Wesen über unsere Schwelle treten sehen. — Nun, so antworte doch! . . . Was hält ihn hier? Er schleicht wie das böse Gewissen umher! Und er hat guten Grund dazu, der Elende! Scham, Schimpf und Schande über ihn! Weshalb zieht er nicht seiner Straße? Ist die Welt nicht groß genug für Alle? Weshalb stört er unseren Frieden? — Ich sage Dir, nur Eines fesselt ihn hier: ein sündiges, schlechtes Weib. Ich hasse sie. Wenn ich ihre Blicke umherschweifen sehe, so muß ich an mich halten, um ihr nicht laut zuzurufen, sie solle die Augen niederschlagen und kein öffentliches Aergerniß erregen durch ihre Niedrigkeit. Ich möchte ihr einen Trank eingeben, der ihren Frieden zerstörte, der sie schwer und elend und krank machte, wie sie unsern armen Harry gemacht hat!"

Digitized by Google

John schwieg. Ihn hatte in dem Zornausbruch seiner Schwester vor Allem ein Satz berührt, der nämlich, in dem Katharina von Nataliens Liebe für Nicolaus gesprochen hatte. Er war darüber sehr nachdenklich geworden. Sie beobachtete ihn; sie hoffte, sein Vertrauen erschüttert zu haben, und besänftigter, zutraulicher fuhr sie fort:

„Ich glaube der Fremde bereut, was geschehen ist. Er ist Jahre lang Dein Freund gewesen, und ursprünglich war er vielleicht nicht schlecht. Er mag gekämpft haben, ehe er unterlegen ist; aber sie war zu stark für ihn mit ihrer Macht und ihrer List. Was ihn jetzt drückt, das ist, zu wissen, er darf einem Ehrenmanne nicht mehr in's Auge sehen. Könnte er Alles ungeschehen machen, er thäte es. Ich möchte schwören, daß er sie nicht mehr liebt — vielleicht hat er sie nie geliebt. Aber sie hält ihn, sie hat ihn sich erobert. Er ist ihr Eigenthum, sie giebt ihn nimmer frei. Sie hängt sich an ihn wie eine Klette! Weshalb, John, hört man nichts mehr von Eurer Reise nach Californien? Er wollte fort, und Du hattest ihm versprochen, ihn zu begleiten. — Wochen sind vergangen, seit Du von Eurer Abreise als nahe bevorstehend sprachst — jetzt ist nicht mehr die Rede davon. Es thut mir leid, mich schon wieder von Dir zu trennen, aber ich sage Dir: geh' und schaffe den untreuen Menschen aus dem Hause — um jeden Preis, auch um den unseres Zusammenlebens, das ich Jahre lang ersehnt hatte!"

„Er hat nicht wieder von der Reise gesprochen. Es ist richtig, daß ich in den letzten Tagen wenig von ihm gesehen habe," antwortete John zerstreut.

„Er hat nicht wieder davon gesprochen, weil sie es ihm verboten hat!"

„Unsinn! — Weshalb sollte er ihr gehorchen?"

„Hat sie nicht Gewalt über ihn? — Und wenn sie ihm gesagt hat: ‚Wenn Du gehst, so folge ich Dir, mir ist dann Alles gleich?' — Harry der sie kennt, sagte mir, sie sei Eine, die auch mit Schimpf und Schande leben könne, ohne unglücklich zu sein. Das könnte sie; aber Dein Freund kann es nicht. Er weiß in seiner tiefsten Brust, daß er ein Elender ist —, sich selbst täuscht er darüber nicht; — aber er will den Schein, daß er die Andern täuscht, aufrecht erhalten. Ihre Befehle allein halten ihn hier zurück, glaube mir!"

„Ich will ihn an die Rückreise nach Californien erinnern," sagte John noch immer auffallend zerstreut.

„Thue das . . . entferne ihn! — Du rettest Harry das Leben."

John begab sich schnurstracks auf Ohlsens Zimmer. Er wußte nicht, wie er mit ihm sprechen sollte; jede Verstellung wurde ihm schwer; und da er von Nicolaus' Schuld nicht überzeugt war, so wollte er keinen Argwohn zeigen. — Aber auch auf die Gefahr hin, daß Katharina sich irrte, wollte er Ohlsen nun aus Lower Norwood entfernen. Da Harry und Katharina dem Gast mißtrauten, so war es unter allen Umständen gut, daß er aus dem

Digitized by Google

Hause verschwand. Auch für Natalie war es gut, daß er ging, wenn sie ihn liebte, und er ihre Gefühle nicht erwiderte oder nicht bekennen durfte. — Ja entschieden, auch für Natalie war es gut, daß Nicolaus ging!

Ohlsen war nicht auf seinem Zimmer. Er war überhaupt nicht in Lower Norwood. Der Gärtner sagte, er sei gegen zehn Uhr Morgens fortgegangen und nicht wieder zurückgekommen. — Es war drei Uhr Nachmittags.

Darauf suchte John Natalie auf, um mit ihr einen Spaziergang zu machen. Aber die Unterredung zwischen den beiden guten Freunden wollte diesmal nicht in das zutrauliche Geleise kommen, in dem John gewünscht hätte, sie sein ganzes Leben lang fortführen zu können. Er war mit dem Gedanken beschäftigt, daß Natalie eine unglückliche Liebe für Nicolaus hege. Er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen; aber es fehlte ihm der Muth, eine grade Frage darüber an Natalie zu richten, und er war zu ungeschickt, um auf krummem Wege etwas aus ihr herauszulocken, das sie wie ein Geheimniß bewahren mochte. — Der große, starke Mann blickte bemitleidenswerth melancholisch auf das zarte, kleine Wesen herab, das an seiner Seite, anscheinend unbekümmert um sein Leid, leicht einherschritt; und seine breite Brust hob sich mehr als einmal zu einem Seufzer, den er nur zu unterdrücken vermochte, indem er sich selbst zurief: „Jack, alter Mann! — Sei kein Narr!“ — Aber er war ein Narr geworden, und Natalie, welche anfing, sich unbehaglich zu fühlen am Arme des Freundes, der heute so eigenthümliche Manieren zur Schau trug, würde dies ohne Zweifel durch einige Fragen, die ihr auf der Zunge schwebten, entdeckt haben, wenn Beider Aufmerksamkeit nicht plötzlich durch das Läuten der Glocke des Gartenthors, dem sie sich genähert hatten, in Anspruch genommen worden wäre. — Es war halb vier Uhr Nachmittags.

Die Thür wurde geöffnet, und ein schwarzgekleideter Herr trat in den Park. John erkannte den Subdirector der Western-Bank, dem er von seinem Bruder vorgestellt worden war. Sicherlich, etwas ganz Außergewöhnliches und Wichtiges mußte vorgefallen sein, um diesen Mann zu veranlassen, während der Geschäftsstunden nach Lower Norwood zu kommen. John näherte sich ihm schnell und besorgt.

„Was giebt's, Herr Brent?“

Herr Brent sah verstört aus. Er ergriff Johns Hand und sagte mit auffallender Wärme:

„Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie zuerst antreffe, Herr Maclean. — Wo ist Ihre Frau Schwägerin?“

„Was giebt's, Herr Brent?“

„Ihrem Bruder ist ein Unfall zugestoßen.“

John erbleichte, und seine Augen öffneten sich weit.

„Ist er todt?“ fragte er heiser.

Digitized by Google

„Nein, Gottlob! . . Aber er hat sich schwere innere Verletzungen zugezogen . . . Er ist überfahren worden."

„Wo ist er?"

„Ich habe ihn durch einen Expreßzug nach Lower Norwood schaffen lassen. Der Doctor ist bei ihm. Er wird in einer Sänfte hergetragen. Er kann in wenigen Minuten hier sein. — Wo ist seine Frau?"

„Natalie, rufen Sie Ihre Mutter!"

„Sie ist ausgegangen."

„Rufen Sie meine Schwester! . . Herr Brent, ich folge Ihnen."

„Nein, bleiben Sie hier. Die Sänfte muß jeden Augenblick kommen und darf auf der Straße nicht angehalten werden."

John Maclean räusperte sich. Sein Athem kam und ging schnell. Er schaukelte sich von einem Fuß auf den andern. Dann öffnete er die Gartenthür und blickte hinaus.

„Beruhigen Sie sich," sagte Herr Brent theilnehmend; „es ist noch Hoffnung vorhanden."

„Natürlich! . . natürlich! . ." antwortete John.

Da eilte Katharina die Freitreppe der Villa herunter und stürzte auf ihren Bruder los. Sie sah erschrecklich aus mit ihrem bleichen Gesicht und den unheimlich blitzenden, großen, schwarzen Augen.

„Wo ist Harry?" rief sie mit wehklagender, herzzerreißender Stimme.

„Er kommt, Kitty, er kommt!"

„O die Elenden! sie haben ihn ermordet!"

„Schweig, Kitty! — Ich beschwöre Dich: sei ruhig! Es ist ihm ein Unfall zugestoßen! Er ist überfahren worden! . . Da ist er!"

Durch die offene Gartenthür trugen vier starke Männer eine schwere Bahre. Sie gingen langsam, festen, weiten Schrittes, im Takt, wie professionelle Leichenträger. Sie hatten gemeine, theilnahmlose Gesichter, die von der Anstrengung erhitzt und geröthet waren. Neben der Bahre schritt ein Herr mit ernstem, stillem Gesichte: der Arzt. Er begrüßte die Anwesenden und bat, ihm zunächst das Zimmer anzuweisen, in das der Kranke gebracht werden sollte.

Katharina, die plötzlich ganz ruhig geworden war, ging voran, und der Arzt folgte ihr. John und Herr Brent schlossen den traurigen Zug. Natalie war auf eine Gartenbank niedergesunken und schluchzte laut.

Der Kranke wurde in sein Schlafzimmer gebracht. Er war bereits verbunden und wurde nun unter der Leitung des Doctors von seiner Schwester sanft gebettet. Seine Augen waren geschlossen. Katharina warf einen langen, sehnsüchtigen Blick auf das bleiche Angesicht, auf dem ein Ausdruck tiefsten seelischen Schmerzes sich gelagert hatte. Ihre Nasenflügel öffneten sich weit, und sie athmete schwer und vernehmlich. Aber sie sprach kein Wort und schien nur darauf bedacht, die Anordnungen des Arztes auf das Beste auszuführen.

Digitized by Google

Dieser winkte ihr jetzt, sich vom Lager des Kranken zu entfernen, und sagte ihr dann leise, um die anscheinende Ruhe des Kranken nicht zu stören:

„Es ist augenblicklich nichts zu thun. In einer Stunde werden Dr. Morris und Dr. Alisson hier sein, um sich mit mir über die Behandlung Ihres Herrn Gemahls zu berathen."

„Er ist mein Bruder."

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau; ich habe nicht die Ehre, Frau Harry Maclean zu kennen . . . Das einzige, was wir augenblicklich für Ihren Bruder thun können, ist, ihm vollständige Ruhe zu sichern. Das überlasse ich Ihnen. Ich werde unten auf meine Collegen warten. Falls der Kranke inzwischen aufwachen sollte, so bitte ich Sie, mich zu rufen. — Herr Brent, Herr Maclean, Sie folgen mir wohl! Je weniger Personen im Zimmer sind, desto besser für den Patienten."

Die drei Männer entfernten sich.

Katharina blieb allein mit ihrem Bruder. Sie setzte sich an das Bett, und ihre Augen hefteten sich auf das Angesicht des Leidenden. Sie saß still, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben.

Bald darauf kam Frau Monia aus London zurück. Sie trat müden Schrittes in den Park, ruhebedürftig. Die erste Person, die sie dort sah, war die weinende Natalie.

„Weshalb weinst Du, mein Kind?"

„Ach, der arme Vater!"

„Was ist ihm zugestoßen?" fragte Monia ängstlich und schnell.

„Er ist überfahren worden . . . Sie haben ihn eben auf sein Bett niedergelegt."

„Doch nichts Gefährliches, hoffe ich?"

„Ich weiß nicht, Mama. Der Arzt ist im Salon mit Herrn Brent und Onkel John."

Frau Monia beschleunigte ihre Schritte ganz bemerkbar, und würde die Stufen zur Freitreppe hinaufgelaufen sein, wenn ihre Kleider sie nicht verhindert hätten. Sie trat sichtlich aufgeregt in den Salon und ließ sich von dem Arzt, nachdem dieser ihr von Herrn Brent in üblicher Form vorgestellt worden war, bis in die kleinsten Einzelheiten Alles berichten, was dieser über den beklagenswerthen Vorfall wußte. Sie äußerte sodann den lebhaften Wunsch, den Verwundeten zu sehen, ließ sich jedoch, nach einigem Widerstand, vom Doctor überzeugen, daß es im Interesse des Kranken am besten sei, auf die Erfüllung dieses Wunsches vorläufig zu verzichten, da Herr Maclean der Ruhe bedürfe, und ihm die Aufregung erspart bleiben müsse, die der Anblick der Gattin hervorrufen könnte.

Darauf legte Frau Monia den Mantel ab, zog die langen schwedischen Handschuhe aus, was einige Zeit erforderte, da dieselben mit einer großen Anzahl von Knöpfen versehen waren, und ließ sich endlich auf einem bequemen Sessel nieder, auf dem sie schweigend und nachdenklich, mit sichtbarer Be-

Digitized by Google

kümmerniß in den Mienen, verharrte, bis Dr. Morris und Dr. Alisson erschienen und mit dem bereits anwesenden Collegen zur Berathung in das Krankenzimmer traten.

Man hatte Harry in das gemeinschaftliche Schlafgemach gebracht. Es war dies auf Miß Katharinas Anordnung geschehen. Er wäre in jedem andern Zimmer ebenso gut, ja vielleicht besser aufgehoben gewesen, denn das Schlafgemach lag nach vorn heraus und war nicht so ruhig, wie einige andere Zimmer, an die Frau Monia dachte. Es war bedauerlich, daß die ersten Anordnungen nicht von ihr selbst getroffen worden waren; man hätte dann Manches zweckmäßiger einrichten können. Miß Maclean war zweifelsohne von der besten Absicht beseelt, aber man durfte nicht von ihr erwarten, daß sie den Hausstand in Lower Norwood so kenne, wie die Herrin desselben. Augenblicklich ließ sich nun aber an den getroffenen Anordnungen nichts mehr ändern, und es handelte sich nur darum, Harry dort, wo er war, möglichste Ruhe und jeden erdenklichen Comfort zu verschaffen.

Gegen halb sechs Uhr erschien Ohlsen. — Die Doctoren hatten sich bereits in das Krankenzimmer begeben. John war geräuschlos aus dem Salon verschwunden. Er wartete auf dem Flur, vor dem Krankenzimmer auf den Ausspruch der Aerzte. — Herr Brent hatte sich mit der Versicherung zurückgezogen, er werde am nächsten Morgen, ehe er auf die Bank ginge, wieder vorkommen, um Nachrichten über das Befinden des Directors einzuholen. — Frau Monia war allein im Salon, als Ohlsen dort eintrat. Sie erzählte ihm mit besorgter Miene, mit flüsternder Stimme, was vorgefallen sei, und sprach zum Schluß mit tiefer Inbrunst die Hoffnung aus, daß Alles gut vorübergehen möge; Harry stehe glücklicherweise im kräftigsten Mannesalter; er sei, seitdem sie ihn kenne, nie auch nur einen Tag krank gewesen. Unter solchen Umständen dürfe man von der Natur gute Hülfe erwarten.

Frau Monia tröstete ihre Umgebung; aber Ohlsen schien dafür wenig Verständniß zu haben, denn er entgegnete kein Wort, sondern schlich auf den Fußspitzen aus dem Salon die Treppe hinauf, um sich in sein Zimmer zu begeben. Frau Monia sah ihm nachdenklich nach, und ihre Züge blieben sorgenschwer, auch nachdem er gegangen war.

Auf dem Flur im ersten Stockwerk erblickte Nicolaus seinen Freund John, der mit kummervollem Gesicht vor der Thür des Krankenzimmers Wache stand. Ohlsen drückte ihm stumm und fest die Hand, und dabei traten ihm die Thränen in die Augen. Als er, auf seinem Zimmer angelangt, allein war, setzte er sich nieder und blickte mit blöden Augen wie Jemand, den ein schwerer Schlag betäubt hat, vor sich nieder und dann wieder in den Garten, dessen Blätter von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden, wie an jenem Tage, da er mit Harry zum erstenmale in den Park von Lower Norwood getreten war.

Digitized by Google

XIV.

Der Ausspruch des Doctorencollegiums war nicht so ungünstig ausgefallen, wie John und Katharina es befürchtet hatten. Frau Monia, die Vernünftigste der Gesellschaft, hatte mit ihrem ruhigen Optimismus recht gehabt. Der Zustand des Verletzten war ein bedenklicher, aber kein hoffnungsloser; man durfte, wie Frau Monia ganz richtig bemerkt hatte, das Beste von seiner kräftigen Constitution erwarten.

Frau Monia ließ dem Gatten die aufmerksamste Pflege angedeihen. Ihr Benehmen ihm gegenüber war musterhaft, von unerschütterlicher Sanftmuth, unermüdlicher Wachsamkeit. Sie wäre am liebsten gar nicht von seinem Bette gewichen, wenn er selbst sie nicht wiederholt aufgefordert hätte, sich nicht zu sehr zu ermüden und sich durch John oder durch die unverwüstlich starke Katharina ablösen zu lassen. — Jedesmal, wenn sie dann das Zimmer verließ, folgte ihr ein langer, fragender, unruhiger Blick des Leidenden. Und doch hatte sie es an Beweisen nicht fehlen lassen, daß sie zu jedem Opfer bereit sei, um von dem Kranken Beunruhigung fern zu halten. Ihren Stolz sogar hatte sie zum Schweigen gebracht, ja erniedrigt, nur um eine unerklärliche, kindische, wenn nicht krankhafte Laune Harrys zu befriedigen. — Dieser hatte sie, sobald sie das erstemal allein waren, und er sprechen konnte, mit schwacher Stimme gefragt, wo sie an dem Tage, an dem man ihn auf einer Bahre in das Haus getragen hatte, gewesen wäre; er erinnere sich, nur von seinen Geschwistern empfangen worden zu sein.

Frau Monia war wieder bei Valerie gewesen.

„In der That!“ antwortete er. Es war ein Zweifel in seiner Stimme; sie sah ihn erstaunt an.

„Bist Du davon nicht überzeugt?“ fragte sie im Tone großer Verwunderung. — „Würde es Dich beruhigen, wenn ich den Beweis brächte, daß ich Dir die einfache Wahrheit gesagt habe?“

Er lag eine Weile sinnend da, während der sie ihn kopfschüttelnd betrachtete, als stünde sie vor einem unlösbaren Räthsel.

„Ja,“ sagte er endlich trocken.

Sie stand schnell auf, trat an den kleinen Schreibtisch, der sich im Schlafzimmer befand, und schrieb hastig einige Zeilen. Dann näherte sie sich dem Bette wieder und sagte:

„Wenn es Dich ermüden sollte, selbst zu lesen, so will ich Dir vorlesen, was ich geschrieben habe.“

Er griff mit schwacher Hand nach dem kleinen Briefbogen, den sie ihm hinhielt, und las:

„Liebe Valerie! Ich weiß nicht, ob Du schon von dem Unglück gehört hast, das meinem armen Mann vorgestern, als ich bei Dir war, zugestoßen ist: er ist überfahren worden und liegt leidend im Bette. Ich muß mich für heute auf diese kurze Mittheilung beschränken, denn ich habe nicht die Ruhe, Dir ausführlich zu schreiben. — Ich hatte vorgestern verschiedene

Digitized by Google

kleine Einkäufe gemacht, die ich aber irgendwo vergessen habe. — Vielleicht bei Dir? Es war ein Packet in weißem Papier und enthielt unter Anderem drei Paar Handschuhe. Solltest Du es gefunden haben, so schicke es mir durch den Ueberbringer. Deine Monia."

Das war Alles, was in dem unverfänglichen Billet stand. Harry las es aufmerksam durch. Dann reichte er es seiner Frau zurück, schloß die Augen und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Du kannst es absenden, wenn Du willst."

„Soll ich etwas Anderes schreiben?" fragte sie hastig. „Sage mir: was?"

„Nein; es würde doch immer auf dasselbe herauskommen."

Er wandte sich müde ab. — Sie schien rathlos, aber sie schloß den Brief, klingelte und sagte dem Diener, der gleich darauf erschien, leise, jedoch so, daß ihr Mann jedes Wort verstehen konnte, der Diener solle den Brief sofort zu Fräulein Didier tragen und Antwort zurückbringen. Die Sache habe Eile; er könne eine Droschke nehmen, um den Weg von der Station zu Fräulein Didier schneller zurückzulegen. Er solle sich so einrichten, daß er mit dem Vier-Uhr-Zuge wieder zurück sei.

Während seiner Abwesenheit verließ Monia das Krankenzimmer nicht, wennschon Katharina und John sich erboten, sie in gewohnter Weise abzulösen. Sie schien jeden möglichen Verdacht, als ob sie hinter dem Rücken ihres Mannes mit Valerie correspondire, im Grunde ersticken zu wollen.

Der abgesandte Diener kam erst um fünf Uhr nach Lower-Norwood zurück. Er entschuldigte die Verspätung damit, daß er eine halbe Stunde bei Fräulein Didier habe warten müssen. Er übergab ein sorgfältig eingewickeltes Packet, das Natalie nachlässig öffnete, doch so, daß Harry es sehen konnte, und das verschiedene Kleinigkeiten: Bänder, Knöpfe, Nadeln und auch die ausdrücklich erwähnten drei Paar Handschuhe enthielt. — Die Sache war in Ordnung. Auch der Brief ließ für Jeden, der nicht überall Arges wähnen wollte, nichts zu deuten übrig. Er war etwas kurz für einen Brief, der die schreibselige und schreibkundige Valerie eine halbe Stunde beschäftigt hatte. Gewöhnlich waren ihre überschwenglichen Epistel an Monia zum mindesten acht Seiten lang und kreuz und quer beschrieben, mit zahlreichen Nachschriften versehen, dagegen ohne Datum. — Das vorliegende Billet lautete:

„Dienstag, 4. October.

Meine arme, beklagenswerthe Freundin, geliebte Monia! Ich bin durch die entsetzliche Nachricht, die Deine lieben Zeilen mir bringen, auf das Tiefste erschüttert. Ich eile heute Abend zu Dir, wenn auch nur auf wenige Minuten, um die Einzelheiten des grausigen Ereignisses aus Deinem Munde zu erfahren. — Anbei das kleine Packet, das ich gleich, nachdem Du gegangen warst, gefunden habe. Ich würde es Dir nachgeschickt haben, wenn ich nicht gehofft hätte, Dich in den nächsten Tagen wiederzusehen. —

Digitized by Google

Hast Du neulich nicht den Zug verpaßt? Wir hatten uns verplaudert, und ich bemerkte erst, als Du gegangen warst, daß nur noch wenige Minuten an vier Uhr fehlten. Die zwei Stunden waren wie wenige Secunden hingeflogen. Ach, ich fürchte, geliebte Freundin, es wird lange dauern, bis ich wieder ein Plauderstündchen, die einzige Freude meines traurigen Lebens, mit Dir haben kann! Grüße Deinen lieben, lieben, armen Kranken und sei tausendmal umarmt von Deiner treuen Valerie."

Harry las den Brief bedächtig durch, ohne eine Miene zu verziehen, von Anfang bis zu Ende, dann ließ er ihn gleichgiltig auf die Bettdecke fallen.

„Nun," sagte Monia, als sie sah, daß er nicht sprechen würde; „bist Du befriedigt?"

Er räusperte sich, als wollte er sprechen; aber dann schien er sich eines Anderen besonnen zu haben und sagte einfach mit müdem Ton:

„Ja."

Der Brief war in seinen Augen ein elendes, vorher abgekartetes Machwerk. Daß Valerie ihre einzige Stütze in der Welt, Monia, nicht zu Fall bringen würde, darüber war Maclean sich ganz klar. Die Französin hatte sich in Harrys Augen ganz und gar an Monia verkauft, für die Dienste, die sie von dieser erwartete. — Sie war, nach seiner Ansicht, auf den vorliegenden Fall vorbereitet worden und hatte den ihr gegebenen Anweisungen gemäß gewissenhaft gehandelt. Was hätte es genützt, diesen neuen Verdacht zu äußern? Monia wäre um eine Antwort sicherlich nicht verlegen gewesen. — Lug und Trug, mit einigem Scharfsinn gepaart, verfügen über viele Waffen. — Harry fühlte sich betrogen; aber er schwieg, wenn er den Betrug auch durchschaute. Er wußte sich der schlauen Monia unendlich überlegen; aber seine Verachtung für sie hatte nun den Grad erreicht, wo sie schweigsam wird und sich nur noch in einem willenlosen Zornausbruch äußern kann. Es gebrach dem kranken Mann an Kraft, sich zur hellen Entrüstung emporzuschwingen. Er war müde — müde, unverdiente Schmach so lange getragen zu haben, müde, von einem untergeordneten Wesen belogen und betrogen zu sein. — „Wozu noch kämpfen?" sagte er sich. — „Bald ist Alles Eins;" — und die einzige Sorge, die ihm noch blieb, war die um seine Kinder, die vaterlos heranwachsen, und um seine Geschwister, die ihn beweinen würden. Sorgen um sich selbst hatte er keine mehr.

Zwei Wochen waren dahingegangen, ohne daß sich eine erhebliche Veränderung in dem Zustande des Kranken gezeigt hätte. Er war vielleicht etwas schwächer geworden — wenigstens glaubten Katharina und John das zu bemerken. Dem Arzt war es entgangen; auch Frau Monia sah es nicht. Aber sie hatte dessen ungeachtet ihre Sorgen — ernste, schwere Sorgen. — Sie fühlte sich vernachlässigt, vereinsamt. Ganz unmerklich, trotz ihrer aufrichtigen Bereitwilligkeit zu jeder Dienstleistung am Bette des Kranken,

Digitized by Google

war sie dort durch Katharina und John verdrängt worden. Die Beiden waren ihr an rein physischen Kräften erheblich überlegen. Die knochige Katharina handhabte den kranken Bruder wie ein kleines Kind, während Monia ihn beim besten Willen kaum bewegen konnte, wenn er in die Höhe gehoben werden oder seine Lage im Bett verändern wollte, um sich Linderung der Schmerzen zu verschaffen, die ihn nur selten verließen. Ihre schönen, weichen Hände waren dienstwillig genug, aber nicht diensttüchtig. — „Rufe mir Katharina oder John," sagte Harry, wenn er sah, wie sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte vergeblich bemühte, ihn emporzurichten. Und Katharina oder John waren immer in der nächsten Nachbarschaft, erschienen auf den ersten Wink und thaten mit Leichtigkeit, was der Kranke verlangte. Und wenn das geschehen war, dann blieben sie im Zimmer, und nach einer Weile tiefen Schweigens von allen Seiten empfand dann Monia stets, daß sie nicht nur entbehrlich sei, nein, daß sie störe. Und dann entfernte sie sich, nicht ohne die Empfindung eines gewissen eifersüchtigen Grams. Sie wäre so gern eine unübertreffliche Krankenwärterin für ihren Mann gewesen, an gutem Willen dazu fehlte es ihr nicht; aber sie hatte nun einmal nicht die Kräfte dazu. Dagegen ließ sich nichts machen.

Auch die Aerzte fanden bald heraus, daß die Geschwister die eigentlichen Pfleger ihres Patienten seien, und wandten sich vorzugsweise an diese, höchstens aus professioneller Höflichkeit auch an Frau Monia, um Weisungen über die Behandlung des Kranken zu ertheilen. Selbst die zahlreichen fremden Besucher, wie Herr Brent zum Beispiel, schienen es natürlicher zu finden, Miß Katharina oder Herrn John Maclean nach dem Befinden des Bruders zu fragen als Frau Monia nach dem des Herrn Gemahls. — Monia fühlte sich verringert, und das kränkte sie. Sie konnte sich stundenlang auf dem Zimmer einschließen, das sie sich nach der Erkrankung Harrys für ihren Privatgebrauch eingerichtet hatte, ohne daß irgend Jemand ihre Abwesenheit zu bemerken schien. Alles ging, auch wenn sie nirgends eingriff, seinen ruhigen Gang. — Sie kümmerte sich um die Kinder, um wenigstens nicht ganz nutzlos zu sein; sie ging mit der stillen Natalie spazieren, um irgend welche Gesellschaft zu haben. — Katharina und John vermieden sie nicht gerade, aber sie suchten sie niemals auf; und dann waren sie stets durch die Sorge um den kranken Bruder beschäftigt. — Die Familie des Gatten war Frau Monia niemals sympathisch gewesen; die anwesenden Mitglieder derselben wurden ihr nunmehr geradezu antipathisch. — Sie verhehlte sich nicht, daß ihr die alles überwuchernde Geschwisterliebe der Macleans unangenehm, lästig werde. — Der Mann sollte zuerst der Frau gehören, so schickte es sich; so wollten es Religion, Gesetz, Gesellschaft! — Harry aber gehörte Katharina und John viel mehr als ihr. — War das recht? — Sie fühlte sich ungerecht, schlecht behandelt, tief verletzt! Sie war eine vernachlässigte Frau!

Von Nicolaus Ohlsen sah Frau Monia so gut wie nichts mehr. Es

Digitized by Google

konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieser sie absichtlich vermied. Niemals war er mit ihr allein, ja, sie konnte nicht einmal seine Blicke antreffen, wenn er ihr bei Tisch stumm und bleich gegenübersaß. Den Kranken hatte Ohlsen gar nicht gesehen. Die Aerzte hatten ausdrücklich befohlen, daß Niemand außer den Wärtern das Krankenzimmer betreten sollte. Jede Aufregung sei dem Leidenden schädlich, und es sollte deshalb auch die kleinste sorgfältig vermieden werden. — Ohlsen war fast nie mehr zu Hause. Er verließ Lower Norwood gewöhnlich mit frühem Morgen und kehrte erst zum Essen nach der Villa zurück. — Katharina und John vermißten ihn nicht. Sie waren zu sehr mit Harry beschäftigt. Auch war augenscheinlich eine gewisse Verstimmung zwischen John und Nicolaus eingetreten. — Gleich einem kalten, dunkeln Schatten erhob sich zwischen ihnen ein finsteres Geheimniß, das John mit der Zeit mißtrauisch gemacht und das Nicolaus schon vom ersten Tage ab sein altes, offenes Zutrauen zu John geraubt hatte.

John, der als schlichter Mann der That nur selten über seine Verhältnisse zu Andern nachgrübelte, sondern dieselben aufnahm, wie sie sich gerade gestalteten, legte sich von der Verstimmung nicht genau Rechenschaft ab. Ja, wenn er an Ohlsen dachte, so geschah dies noch immer mit alter Freundschaft, und er sagte sich sodann, daß die Geheimnißkrämerei, die seinen Freund augenblicklich von ihm entfernt halte, doch endlich einmal ein Ende nehmen, und daß das gute, offene Verhältniß, wie es zehn Jahre lang ungetrübt existirt hatte, dann wieder aufblühen werde. — Ohlsen aber schien unter der Behandlung, die ihm seit Harrys Erkrankung in Lower Norwood zu Theil wurde, empfindlich zu leiden. Eines Abends bemerkte er bei Tische, es sei wohl besser, wenn er das Haus zeitweilig verlasse. Er fürchte, daß seine Gegenwart störe.

„Unsinn!“ rief John.

„Wie können Sie fürchten, daß Sie stören?“ sagte Frau Monia. „Man hört und sieht Sie ja nicht. — Mein Mann würde lebhaft bedauern, wenn er erführe, daß er Sie aus dem Hause vertrieben hat. In seinem und in meinem Namen bitte ich Sie zu bleiben.“

Katharina war nicht gegenwärtig, als diese Unterredung stattfand. Sie saß wie gewöhnlich bei ihrem Bruder. Die arme, kleine Natalie, um die sich kein Mensch zu bekümmern schien, und von der kein Mensch eine Aeußerung erwartete, sagte kein Wort, und Niemand bemerkte, wie schmerzlich es um den kindlichen Mund zuckte und bebte.

Nicolaus ließ die Unterhaltung fallen, aber nicht wie Einer, der in seinem Vorhaben wankend gemacht worden ist.

Frau Monia entfernte sich bald nach dem Essen, um nach dem kürzlich eingeführten Gebrauch Katharina am Krankenbette abzulösen und dieser Zeit zu geben, ihre Mahlzeit einzunehmen. — John leistete der Schwester dabei Gesellschaft. — Ohlsen trat auf die Veranda und zündete sich dort eine Cigarre an. Natalie gesellte sich still zu ihm. Da trat Nicolaus plötzlich

Digitized by Google

leise und scheu auf sie zu, als sei er im Begriff, eine böse Handlung zu begehen und flüsterte:

„Liebe Natalie, wenn ich gegangen sein werde, so bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!“

Sie stand sprachlos, entzückt und verwirrt. Er erhob die Arme, als wollte er sie an seine Brust ziehen. Sie rührte sich nicht von der Stelle. Aber plötzlich machte er eine abwehrende Bewegung mit den Händen, und ehe Natalie sich von dem, was vorgegangen war, Rechenschaft abgelegt hatte, war er verschwunden.

XV.

Katharina und John hatten richtiger gesehen als die Aerzte und Monia. Harry war schwächer und schwächer geworden. Seit einigen Tagen war dies Allen aufgefallen, die ihn sahen, und die Doctoren machten bedenkliche Gesichter und zuckten die Achseln, wenn sie über den Zustand des Kranken befragt wurden. — „So lange noch Leben ist, ist noch Hoffnung“, sagte Dr. Morris. Das tröstliche Wort war nicht trostreich.

Eines Abends, zu später Stunde, nachdem der Kranke lange Zeit mit weitgeöffneten Augen schweigend dagelegen hatte, sagte er mit schwacher Stimme zu Katharina, die starr und still neben seinem Bette wachte:

„Liebe Schwester, rufe mir Monia. Und dann lasse mich mit ihr allein.“

Katharina erhob sich und ging. Bald darauf öffnete sich die Thür wieder, und Frau Monia trat herein. Sie war in weißem Nachtgewand. Ihre Lippen erschienen farblos bei dem fahlen Lichte der Lampe, die im Zimmer brannte; aber die großen Augen strahlten in dem stillen, weißen Gesichte in wunderbarer, tiefer Gluth. Sie trug um den feinen Hals, an einem schwarzen Sammetband, das mit schweren goldenen Stickereien seltsam verziert war, ein altes russisches Crucifix aus Ebenholz, mit der Gestalt des Gekreuzigten aus gebräuntem Silber. Es war seit ihrer frühen Kindheit ihre Gewohnheit, diese ehrwürdige Reliquie, die ihr von einer längst verstorbenen Urahne kam, des Abends anzulegen, unmittelbar ehe sie sich zur Ruhe legte. Sie versäumte dies niemals, und es war nicht eine gleichgiltige Gewohnheit, sondern die einzige feierliche Handlung ihres frivolen täglichen Lebens, ein religiöser Act, den sie knieend am Fuße ihres Bettes verrichtete, und mit dem sie lange Gebete und gewisse fromme Gebräuche der griechischen Kirche verband. Sie verfuhr dabei mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, denn sie war eine strenggläubige, orthodoxe Christin, ohne ein Atom von Skepsis, und für die Alles, was die Religion von der Vergeltung im Jenseits lehrt, unangezweifelte Wahrheit war.

In dem Krankenzimmer herrschte Todtenstille. Auf einem kleinen Tisch, neben dem Bett, standen in sauberer Ordnung Arzneiflaschen und erfrischende Getränke. Der Kranke saß halb aufgerichtet auf seinem Schmerzens-

Digitized by Google

lager. Sein bleiches, abgehagertes Haupt, von dunklen Haaren umrahmt, ruhte unbeweglich auf dem schneeweißen Kopfkissen; die tiefeingesunkenen, müden Augen waren sanft geschlossen. — Monia näherte sich dem Kranken unhörbar, leichten Schrittes. Er aber fühlte ihre Nähe und öffnete die Augen, sobald sie neben ihm stand. Er blickte sie lange wehmuthsvoll an, mit einem Ausdruck inniger Liebe, der seit Jahren in seinen Augen erloschen war, und sagte dann leise:

„Ich werde bald sterben, Monia; aber vor meinem Tode muß ich mich mit Dir versöhnen: Dir verzeihen, wenn Du gesündigt hast; Deine Verzeihung erbitten, wenn ich Dir Unrecht gethan habe. — Kannst Du bei dem heiligen Kreuze, das an Deinem Halse hängt, schwören, daß Du mir treu gewesen bist, wie die Frau es dem Manne sein soll, dann schwöre und reiche mir die Hand und verzeihe mir: denn dann habe ich in meinem Herzen schweres Unrecht an Dir gethan. — Kannst Du den Schwur nicht leisten — dann schweige. Ich aber will Dir die Hand reichen und Dir verzeihen, wie ich hoffe, daß der Herr, vor dessen Richterstuhle ich nun bald erscheinen werde, mir barmherzig verzeihen möge. — Nun sprich Monia, — oder schweig'!"

„Wirst Du mir glauben?" fragte sie bebend.

„Ich werde Dir glauben." Er kämpfte eine Secunde und dann setzte er feierlich hinzu: „So wahr mir Gott helfe!"

Die Zähne schlugen ihr wie im Fieberfrost im Munde zusammen; ihre Lippen bebten und zitterten. Langsam, zögernd, zitternd hob sie die Rechte und legte sie auf das Kreuz an ihrer Brust. Noch einen Augenblick schien sie zu kämpfen, und dann sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ich war Dir treu!"

Er hatte jede ihrer Bewegungen ängstlich, aufmerksam verfolgt.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte er mit einem schwachen Anflug von Ungeduld. „Sprachst Du? Wiederhole!"

„Ich schwöre . . . bei dem Bilde des Gekreuzigten . . . ich war Dir treu."

Die Worte entrangen sich unendlich mühsam, aber klar und verständlich ihrer Brust.

„Dann verzeihe mir, Monia," sagte er milde.

Er streckte die kraftlose, abgemagerte Hand nach ihr aus, die sie mit ihren beiden Händen stürmisch ergriff und mit Küssen bedeckte und mit heißen Thränen benetzte:

„O Harry, geliebter Mann, stirb nicht, daß ich Dir noch zeigen möge, wie ich lieben kann, wie ich Dich liebe!"

Er seufzte tief; dann schloß er ermüdet die Augen und blieb lange Zeit unbeweglich liegen. Endlich sagte er:

„Ich habe auch mit Katharina und mit John zu sprechen; und ich will die Kinder noch einmal sehen. Rufe zunächst meine Schwester. Auf Wiedersehen, liebe Monia!"

Digitized by Google

Sobald Katharina in das Zimmer getreten war, begann Harry zu sprechen, wie einer, der weiß, daß ihm kostbare Zeit karg zugemessen ist. Aber er sprach langsam und feierlich, und Katharina lauschte ehrerbietig, gebeugten Hauptes, überwältigt von der Majestät des gewaltigen Todes, dessen Nähe am Lager des Bruders sie schaudernd empfand.

„Nähere Dein Ohr meinem Munde . . . Katharina, wir haben Monia Unrecht gethan . . . Sie war unschuldig."

„Ja, lieber Bruder."

„Du mußt allen Argwohn aus Deiner Brust verbannen und ihr liebevoll entgegenkommen und ihr treu zur Seite stehen, wenn ich gegangen bin."

„Ja, lieber Bruder."

„Der Schein trügt. Er hatte uns betrogen. Er zeugte falsch gegen Monia. Sie war treu."

„Ja, lieber Bruder."

„Kannst Du mir versprechen, ihr zur Seite zu stehen, in Freud' und Leid, willig ihr zu helfen und zu rathen, wenn sie Deiner bedarf?"

„Ja, lieber Bruder."

„Du kannst sie niemals lieben, wie Du mich liebst; — aber willst Du sie lieben — um meinetwillen, Deines Bruderswillen?"

„Ja, lieber Bruder."

Jammervoll, herzzerreißend kamen die Worte aus der Brust des armen Weibes.

„Dann küsse mich, Katharina, und rufe John."

Sie legte ihr Haupt an das seine, das Gesicht in das Kissen gedrückt. Die beiden Köpfe lagen lange Zeit unbeweglich und stumm neben einander. Dann erhob sich Katharina wie nach einem stillen Gebet und verließ das Gemach.

Mit John, der seiner Schwester folgte, wechselte Harry nur wenige Worte.

„Ich bin müde," sagte er, „und wollte Dich sehen, ehe ich einschlafe. Gute Nacht, mein alter, treuer John!"

Er hatte vor drei Wochen, bald nach dem Unfall, aber als er sich noch verhältnißmäßig stark fühlte, in geschäftlicher Weise — „zu seiner Beruhigung" wie er damals sagte — Verfügungen über sein Vermögen nach seinem Tode getroffen und Herrn Brent und seinen Bruder zu seinen Testaments-Vollstreckern und zu Vormündern seiner unmündigen Kinder ernannt.

„Wegen der Kinder bin ich ruhig," sagte er.

„Natürlich!"

Der Californier hatte viele Menschen sterben sehen. Er wußte, daß der Mann, den er am meisten auf der Welt geliebt hatte, den Niemand, weder Mann noch Frau, ihm jemals wieder ersetzen konnte, ihn nun bald und auf immer verlassen würde. Bitterer Schmerz füllte seine Brust; aber er blieb stark.

Digitized by Google

„Noch Eins," fuhr Harry fort. „Ich habe Deinen Freund, Herrn Ohl . . ." Er hielt inne und legte die Hand auf das Herz, wie um einen Schmerz zu beſänftigen. Dann wiederholte er den angefangenen Satz, aber in veränderter Form: „Ich habe unſern Gaſt Nicolaus nicht mehr ſehen können. Grüße ihn von mir!"

Die Kinder, die aus den Betten geholt worden waren, wurden jetzt von Monia und Natalie hereingetragen. Der Kranke küßte die ſchlaftrunkenen Köpfchen, die ihm hingehalten wurden, und legte ſeine Hand ſegnend darauf.

Und jetzt, da alle ſeine Lieben um das Lager verſammelt waren, faltete er die Hände, und während ſeine bleichen Lippen ſich lautlos bewegten, wanderten ſeine Augen langſam von Einem zum Andern, bis ſeine ſtummen Lippen ſich ſchloſſen. Dann, nach einer kleinen Pauſe, ſagte er leiſe, doch vernehmbar: „Gute Nacht!" und ſchloß die Augen; worauf Alle, bis auf Monia, ſich lautlos entfernten.

Dieſe ſaß geiſterbleich an dem Bette des Gatten, während der langen Stunden der unheimlichen Nacht. Es war drei Uhr Morgens. Ein Schauern des Froſtes durchrieſelte ſie. Sie erhob ſich und nahm ein großes Tuch, das auf einem Stuhl lag, um ſich darin einzuhüllen. Ihre Bewegungen waren kaum hörbar leiſe geweſen; aber eben ſo leiſe ſchwang die Thür, und Katharina erſchien auf der Schwelle.

„Ich hörte, daß Sie ſich bewegten," ſagte ſie. „Wie geht es Harry?"

„Er ſchlummert."

Katharina blieb vor Monia ſtehen. Es ſchien, als kämpfe ſie mit einem Entſchluß; aber nicht lange; dann ſtreckte ſie dieſer die Hand entgegen, die Monia zögernd ergriff und dann krampfhaft feſthielt.

In dieſem Augenblicke öffnete Harry Maclean die Augen. Die beiden Frauen ſtanden am Fuße des Bettes: Hand in Hand. Ein Lächeln des Friedens verklärte das Antlitz des Sterbenden.

„Das iſt gut!" ſagte er.

XVI.

Harry war nicht wieder aus dem Schlummer erwacht, in den er geſunken, nachdem er ſeine Frau und ſeine Schweſter Hand in Hand am Fuße des Bettes ſtehend erblickt hatte. — „Das iſt gut," waren ſeine letzten Worte geweſen, Worte des Friedens. — Katharina hatte ſie in ihre Bruſt gegraben. Nicht eine Miene, geſchweige denn ein Wort verrieth, daß ſie Frau Monia noch vor Kurzem gehaßt und bei ihrem Bruder John gleiche Gefühle zu erwecken verſucht hatte. Sie vermied ihre Schwägerin nicht mehr, wie dies während der Krankheit Harrys geſchehen war, ſondern ging ihr milde und friedfertig bei den traurigen Geſchäften und Arbeiten zur Hand, die zwiſchen dem Sterbe- und dem Begräbnißtage verrichtet werden mußten. Zwei ihrer Schweſtern, Geraldine und Maria, die telegraphiſch

Digitized by Google

von dem Abscheiden Harrys benachrichtigt worden waren, hatten sich in Lower Norwood eingefunden, um der Bestattung des Bruders beizuwohnen: große, hagere, ernste Frauen, mit versteinerten, eckigen Gesichtern, die in ihren einfachen, gänzlich schmucklosen Trauerkleidern aussahen, als seien sie aus einem alten Bilde herausgetreten. Sie hatten Frau Monia bei ihrer Ankunft ohne ein Wort der Klage oder des Beileids begrüßt und waren seitdem für diese wieder unsichtbar geworden.

Die vier Geschwister saßen am Abend jenes Tages in Katharinas Zimmer. Diese hatte den Neuangekommenen soeben einen kurzen aber vollständigen Bericht über die letzten Augenblicke des dahingeschiedenen Bruders erstattet.

„Seine Frau war gut und treu zu ihm, sagtest Du?“ fragte Maria.

„Das war sie“, antwortete Katharina bestimmt.

„Gott segne sie dafür“, sprachen darauf Geraldine und Maria gleichzeitig.

John warf seiner ältesten Schwester einen verwunderten Blick zu; — aber er schwieg.

„Als ich ankam“, fuhr Katharina fort, „da glaubte ich die Schwägerin auf eitlen Tand allein bedacht, und konnte ihr nicht freundlich gesinnt sein. Aber nun weiß ich, daß sie nur anders ist als wir, nicht schlechter; und in meinem Herzen habe ich ihr Abbitte gethan ob meines raschen Urtheils.“

John stand leise auf, um sich zu entfernen. Katharina hielt ihn nicht zurück. Sie kannte ihn und wußte, daß es keiner Unterweisung von ihr bedurfte, um ihn zu warnen, den Schwestern den alten Verdacht gegen Frau Monia zu offenbaren. Er würde davon nicht sprechen, dessen war sie sicher.

John ging in den Park. Ob Monia schuldig oder unschuldig war, kümmerte ihn in diesem Augenblick nicht. Sein Herz war ganz voll des wehen Gefühls, den Menschen, der ihm am nächsten gestanden hatte, verloren zu haben. Er konnte an nichts denken, nicht einmal an den Verlust, den der erlitten hatte; er fühlte sich schwer, müde und sehnte sich nach Dunkelheit und Einsamkeit. — In einer Allee des Parks setzte er sich auf eine Bank nieder, und dort, unter dem herbstlichen Himmel, von Niemand gesehen, löste er den Zwang, den er sich bis dahin auferlegt hatte, und ließ seinen Thränen freien Lauf. Sie rannen lange und still über seine Wangen und gewährten seinem Herzen, das nicht Trostes bedürftig war, ja das Trost wie eine Kränkung zurückgewiesen haben würde, Erleichterung. — John Maclean wußte, daß er sich männlich in sein Schicksal zu fügen hatte, und daß er dies auch thun werde. Er verzweifelte nicht am Leben oder am Glück, weil er das Theuerste verloren hatte; aber der Schmerz um den Verlust war das Einzige, was ihm jetzt noch von seinem Bruder blieb; er wollte diesen Schmerz wahren und pflegen wie etwas Kostbares, und Niemand sollte ihm dessen Schwere verringern. Er war Mann, sie zu tragen.

Digitized by Google

Da hörte er in der dunklen Allee langsame Schritte. Eine Gestalt näherte sich, ohne ihn, der unbeweglich auf der Bank saß, zu bemerken. — Es war Ohlsen. — John ließ ihn vorübergehen. Er hatte das Gefühl, daß er ihn erschrecken würde, wenn er ihn beim Namen riefe. Als aber die Schritte sich in der Entfernung nur noch schwach vernehmen ließen, stand er auf und folgte ihnen. Er hatte seinen Bruder verloren. Es blieb ihm ein Freund. Er hatte plötzlich den Entschluß gefaßt, sich Klarheit darüber zu verschaffen, ob er auch diesen verlieren müsse. Weit ausschreitend schlug er die Richtung ein, die Ohlsen genommen, und bald hatte er diesen so weit überholt, daß er die langsam vor ihm herwandelnde Gestalt wieder erkennen konnte. Ohlsen hatte die schweren Schritte hinter sich gehört und war stehen geblieben.

„Wer geht da?" fragte er unwillkürlich, alter californischer Sitten eingedenk, da er in den Minen wie in Feindesland gelebt und vor jeder fremden Annäherung im Dunkeln auf seiner Hut gestanden hatte.

„Freund!" antwortete John zurück.

Darauf vereinigten sich die Beiden und gingen eine Weile ohne zu sprechen neben einander her. Dann sagte Maclean:

„Wir haben uns seit Harrys Tode noch nicht allein gesprochen. Ich habe einen Gruß von ihm für Dich."

Und er berichtete von seiner letzten Unterhaltung mit dem verstorbenen Bruder.

Ohlsen hörte schweigend zu. Die Beiden hatten jetzt eine kleine Lichtung erreicht. Ueber ihnen breitete sich ein trüber Nachthimmel aus. Der Mond, durch ein graues Wolkenlager verschleiert, hinter dem er blaß hervorschien, spendete ein kaltes, glanzloses Licht. Die entblätterten Bäume, welche die Lichtung einfaßten, streckten ihre nackten Aeste wie lange, schwarze Geisterarme in die Herbstnacht hinaus. Es war ein trauriger Platz, und es herrschte dort eine unheimliche Stille, die nur durch den fernen, kläglichen Schrei eines Nachtvogels unterbrochen wurde. — „Hin ist hin!" so klang der Ruf des Vogels in Nicolaus' Ohren. — „Hin ist hin!" — Dort blieb Maclean stehen und sagte kurz entschlossen:

„Ohlsen" — seit langen Jahren war es das erste Mal, daß er ihn so anredete, und die ungewohnte Ansprache hatte in seinem Munde etwas Feierliches — „wir haben, seit wir uns kennen, als Freunde nebeneinander gestanden. Ich hatte nie anders gedacht, als daß es so bleiben müsse, bis der Tod uns scheidet. Aber diese Zuversicht habe ich nun verloren, und — Du weißt es — nicht durch meine Schuld. Du hast etwas Fremdes zwischen uns geschoben. Aber wenn es nicht etwas ist, dessen Du Dich zu schämen hast, so wird die Zeit es beseitigen, und vielleicht entschließt Du Dich später, mir zu sagen, wie ich dazu helfen kann. Ich verlange keine Geständnisse von Dir; und ich verlange keine feierlichen Erklärungen. Ein Mann, ein Wort! Wem ich nicht traue, dem glaube ich nicht, auch wenn er tausend Eide schwört. Nicolaus, dies ist eine reine Hand, . . ."

Digitized by Google

Er streckte die Rechte, die Finger weit ausgespreizt, Ohlsen entgegen. „. . . die Hand des Zwillingsbruders von Harry Maclean, neben dem ich unter einem Herzen geruht und vierzig Jahre lang in ungetrübter Liebe und Eintracht gelebt habe. Sie ist Blut von seinem Blute. Wenn Du sie jetzt berührst, so berührst Du die Hand des Todten. Darfst Du das nicht — dann Ohlsen verschwinde! Hast Du das Recht, sie zu ergreifen, dann nimm sie! — Da ist sie!“ — er streckte sie ihm mit heftiger Bewegung entgegen — „Sie ist Dein, und dann, bei Gott! auf Leben und Tod!“

Ohlsen ergriff, ohne ein Wort zu sagen, die dargebotene Hand, deren Finger sich in zermalmendem Druck um die seine schlossen.

Dann gingen die Beiden weiter; aber schon nach wenigen Schritten blieb Ohlsen plötzlich stehen, stieß einen kurzen, schwachen Klagelaut aus und fiel mit dem Gesicht nach vorn zur Erde, als hätte ihn eine Kugel getroffen.

Maclean raffte den leblosen Körper auf und erreichte mit ihm keuchend und in Schweiß gebadet Ohlsens Zimmer, wo er den noch immer Bewußtlosen auf das Bett legte. Dort kam der Leidende nach kurzer Zeit wieder zu sich. Nachdem er sich mühsam und schwerfällig entkleidet, wobei Maclean ihm hilfreiche Hand geleistet hatte, bat er leise, ihn allein zu lassen; Ruhe würde ihm wohlthun und wäre Alles, dessen er bedürfte.

Am Nachmittag des nächsten Tages sollte die Beerdigung des Directors stattfinden. Vom frühen Morgen ab war die Leiche in dem von liebenden Händen ausgeschmückten, offenen Sarg ausgestellt, auf daß die Angehörigen und Freunde bis zum Letzten das Antlitz des Dahingeschiedenen schauen möchten. Es war ein schönes, durch den Tod wunderbar verklärtes Angesicht, voll heiligen, sanften Friedens und himmlischer Versöhnung. Die Geschwister kamen und gingen unausgesetzt, ohne sich an demselben satt sehen zu können. Auch Frau Monia erschien jede Stunde und kniete dann, in tiefem, langem Gebete versunken, am Fuße des Sarges nieder, ohne jedoch das weiße Gesicht auch nur ein einziges Mal zu erheben, um in das noch weißere vor ihr zu schauen.

Nicolaus trat zu früher Stunde in das Todtengemach und verweilte dort geraume Zeit. Er war allein. Er näherte sich dem Sarge und blickte festen Auges in das Angesicht des Verblichenen. Die Versöhnung und der Friede, die darauf lagen, schienen auch in seine Seele zu dringen, und seine starren Züge wurden sanfter und weicher.

Die Hände des Todten waren über dem Bahrtuche fromm zusammengefaltet: wachsgelbe, makellos reine, fleischlose Hände mit bläulichen Nägeln, von schneeweißen Manschetten umfaßt. Ohlsens Augen, die lange Zeit unverwandt auf dem Gesichte des Todten geruht hatten, fielen jetzt darauf. Der Anblick schien ihn mit Grausen zu erfüllen, denn er begann zu zittern, und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Er wankte zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Er wurde nicht ohnmächtig, aber seine Sinne umflorten

Digitized by Google

sich. Er lag mit weitgeöffneten, starren Augen, — und doch wie in einem Traum.

Er befand sich im Getöse einer großen Stadt. John, und wiederum nicht dieser, dessen Doppelgänger, ergriff vertraulich seine Hand und führte ihn nach einem stillen Park, in dessen dunkeln, endlosen Gängen sie dahinwandelten. Hinter den Bäumen blitzte in hellem Sonnenschein ein weißes Haus hervor; und von diesem herab schwebte ihm eine lichte Erscheinung entgegen: ein Weib mit sehnsüchtigen Augen und liebend geöffneten Armen. — Da wurde es plötzlich dunkel und schaurig, und die verfinsterte, eisige Luft war nur noch durch das fahle Licht des Mondes erhellt. — Er stand auf einem freien Platze, von unheimlichen, drohenden Gestalten umringt, die ihre nackten, schwarzen Geisterarme nach ihm ausstreckten. Eine furchtbare Angst packte ihn. Er wollte schreien — und er hörte einen Schrei; aber nicht aus seiner eigenen Brust. Aus weiter Ferne, voll unendlichen, trostlosen Jammers, zog es wehklagend durch die Luft: „Hin ist hin! . . . Hin ist hin!“ Der Doppelgänger stand noch immer neben ihm; aber nicht mehr vertraulich, freundschaftlich hielt er ihn. Die Finger hatten sich wie eiserne Klammern um seine Hand gelegt und drückten dieselbe zum Zermalmen. Ohlsen riß sich wüthend los; der Andere taumelte zurück, die Hand zitternd, mit weit ausgespreizten Fingern gegen ihn ausgestreckt, und dann fiel er zu Boden und lag da, regungslos, auf einem mit Blumen und Palmen geschmückten Sarge, das Antlitz feierlich und still, die reinen Hände fromm und ergeben über der Brust gefaltet.

Ohlsen stöhnte wie unter dem Druck eines Alps. — Mit einer furchtbaren Anstrengung riß er sich empor aus der Betäubung, in die er versunken war. Licht und Leben kam wieder in seine Augen: trauriges, hoffnungsloses Leben. Er erhob sich und wankte der Thür zu mit einem letzten scheuen Blick auf den Todten im offenen Sarge. —

XVII.

Die Villa in Lower Norwood leerte sich schnell nach dem Begräbniß des Directors. Der Erste, der verschwand, war Ohlsen, und dies geschah in einer Weise, die für Alle, bis auf John, ein unaufgeklärtes Geheimniß blieb. Als dieser nämlich nach dem Begräbniß in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische einen Brief liegen. Er erkannte die Handschrift Ohlsens, der noch vor einer halben Stunde auf dem Kirchhofe neben ihm gestanden hatte. Nicolaus schrieb:

„Lieber Jack! Ich scheide von Dir. Du hast mir gestern zum letzten Male die Hand gedrückt. Du wolltest mir damit einen Beweis von Vertrauen geben. Aber es war Mißtrauen darin. Das konntest Du nicht ändern. — Du bleibst mir der liebste Freund. Aber ich will Dich niemals wiedersehen. Ich gehe jetzt nach Californien, um dort meine Angelegenheiten zu ordnen. Gieb mir dazu drei Monate Zeit, und bleibe bis dahin in

Digitized by Google

Europa. Nachher gehört Dir die ganze Welt. Lebewohl, alter Kamerad! N. O."

Macleans großes Herz war „gesättigt". Es empfand keinen neuen Schmerz mehr. Er faltete den Brief sorgfältig wieder zusammen, steckte ihn in eine große Brieftasche, in der er werthvolle Documente aufbewahrte, und die er, nach alter californischer Art, stets bei sich trug, und gesellte sich sodann zu seinen Schwestern, mit denen er zu Mittag aß und den Abend verbrachte. — Monia hatte ihr Zimmer nicht verlassen, seitdem die Leiche aus dem Hause getragen worden war.

Am nächsten Tage reisten die drei Schwestern nach Edinburg zurück. Geraldine und Maria nahmen in förmlichster Weise Abschied von Monia. Sie war ihnen stets eine Fremde geblieben, und der Tod Dessen, der sie im Leben hätte vereinen können, näherte sie einander nicht. — Katharina aber hatte, ehe sie ging, ja ehe sie sich überhaupt entschloß zu gehen, eine Unterredung mit Monia. Sie suchte diese in ihrem Zimmer auf und fragte in dem Tone und mit den Worten Jemandes, der aufrichtig wünscht, daß seine Anerbieten angenommen werden, ob sie sich auf irgend eine Weise im Hause nützlich machen könnte — vielleicht bei den Kindern, die sie ja liebgewonnen hätten. Monia lehnte dankend ab, keineswegs unfreundlich, aber doch bestimmt. Katharina würde im Hause herzlichst willkommen sein, so lange sie bleiben wollte, und sie, Monia, würde sich glücklich schätzen, wenn es ihrer Schwägerin recht lange in Lower Norwood gefiele; aber sie selbst habe keine andere Freude mehr im Leben als die, sich um ihre Kinder zu bekümmern, und diese einzige Freude könne sie mit Niemand theilen, auch mit einer so lieben Verwandten nicht, wie Katharina. — Darauf sagte diese: „Wenn Sie je meiner bedürfen, so schreiben Sie mir, und ich werde kommen." Monia dankte. Es sei ihr ein großer Trost zu wissen, daß sie nicht ganz allein dastehe in der Welt. — Und dann umarmten sich die Beiden in klösterlicher Weise, indem sie die Wangen gegen einander drückten, und schieden von einander.

Auch John Maclean fand nur wenig zu thun, um als einer der Testamentsvollstrecker den letzten Willen seines Bruders zu erfüllen. Die Verhältnisse desselben waren vollständig geordnete gewesen. Das Testament, von einem Rechtskundigen aufgesetzt, war kurz und bündig, mit den in England üblichen Bestimmungen die Wittwe und die hinterlassenen Waisen betreffend. Die Kinder waren noch zu jung, als daß es Maclean möglich gewesen wäre, seine Fürsorge für sie in dem Augenblicke thatsächlich zu beweisen. Sie mußten noch während langer Jahre der Mutter anvertraut bleiben. Die Verwaltung ihres Vermögens übernahm der zuverlässige und sachverständige Director Brent. Nachdem John dies Alles festgestellt hatte, that er, wie seine Schwester gethan. Er suchte Frau Monia auf und stellte sich dieser bereitwillig und ganz zur Verfügung; auch erhielt er denselben Bescheid wie Katharina. — Monia erklärte, sie sei in der That tief gerührt

Digitized by Google

von so viel Liebe und Freundschaft, aber sie bedürfe keines Beistands. Ihre Lebensaufgabe sei ihr vorgezeichnet. Sie wolle sie zu lösen versuchen, indem sie ihre Kinder zu glücklichen und guten Menschen mache.

„Herr Brent wird stets wissen, wo ich zu finden bin," bemerkte darauf der Californier. „Wenn ich Ihnen oder den Kindern nützen kann, so rufen Sie mich."

Aehnliche Worte hatte Katharina gebraucht. Es war, als ob die Beiden sich verabredet hätten, dasselbe zu sagen. Geraldine und Maria würden zweifelsohne auch so gesprochen haben, wenn sie Gelegenheit gefunden hätten, Monia ihre Dienste anzubieten.

John hatte den Tag seiner Abreise festgestellt. Am Vorabend derselben fand noch eine Unterredung zwischen ihm und Natalie statt. Es war nun winterlich geworden, und die Thüren, die zur Veranda und in den Park führten, waren verschlossen. Im Kamin prasselte ein gutes Kohlenfeuer. Frau Monia hatte sich, wie sie es häufig that, gleich nach dem Essen auf ihr Zimmer zurückgezogen, um erst zum Thee wieder zu erscheinen. Natalie und John waren allein. Da sagte Dieser:

„Ich gehe nun morgen fort von hier, Gott weiß! auf wie lange Zeit. Da muß ich Sie noch etwas fragen, und Sie können mir unverhohlen antworten; denn wie Ihr Bescheid auch ausfallen möge, er wird mir Gesetz sein . . . Ich habe die traurigste Zeit meines Lebens hier verlebt; aber sie war nicht freudenleer, weil ich Sie hier kennen gelernt habe. — Ich habe Sie lieb gewonnen, so lieb, das glaube ich, wie ein Mensch einen andern lieb haben kann. Sie sind weit jünger als ich, und Sie sind so schön und gut, daß der Beste im Lande glücklich und stolz sein müßte, wollten Sie ihm Ihre Hand reichen. Und doch werbe ich darum . . . weil ich glaube, daß Niemand mehr darauf bedacht sein wird, Sie glücklich zu machen, als ich. — Wollen Sie sich mir anvertrauen?"

Natalie antwortete nicht. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und begann zu weinen.

„Warum weinen Sie?" fragte John.

„Sie sind so gut," antwortete Natalie unter Thränen, „weit besser als alle anderen Menschen, die ich kenne; und ich habe sie von Herzen lieb, aber was Sie von mir verlangen, das kann ich nicht!"

„Das dachte ich mir," sagte der Californier ruhig und geschäftsmäßig. „Nur mußte ich sprechen: auch Ihretwegen, weil ich immer denken werde, daß ein Anderer nicht so für Ihr Glück sorgen kann, wie ich es gethan haben würde. — Aber davon wollen wir nicht weiter sprechen! — Und noch Eins: Ich möchte nicht, daß Sie ganz aus meinem Leben verschwänden. — Wollen Sie mir schreiben?"

„Gern, gern werde ich es thun."

„Sehr wohl. Meine Adresse ist leicht zu behalten: Bank von Californien in San Francisco. Sollten Sie das vergessen: Director Brent weiß, wo ich zu finden bin. — Soll ich Ihnen schreiben?"

Digitized by Google

„Ach bitte, thun Sie das!"

„Es soll geschehen! — Und wenn Sie einen Freund brauchen, — ich bin immer da, das vergessen Sie nicht! Und nun geben Sie mir die Hand wie ein guter Freund — und als guter Freund nehme ich von Ihnen Abschied."

Sie reichte ihm die Hand, die er sanft drückte und dann langsam wieder freigab.

Am nächsten Tage war John Maclean gegangen, und nun war die Villa in Lower Norwood in der That ganz still und öde geworden. Auch auf den Kindern schien das Unglück des Hauses zu lasten. Man hörte sie nicht mehr lachen, und sie wurden still und ernst und sahen eingeschüchtert aus, wie Kinder, die von gekauften Händen gepflegt werden. Monia gab sich große Mühe, um sie aufzuheitern — aber es gelang ihr nicht. Ja, die Herzen der Kleinen schienen sich von ihr abzuwenden. Sie waren gern mit Natalie, ruhig und freundlich, wenn diese oder die Mägde sich mit ihnen beschäftigten; aber vor der eigenen Mutter schienen sie Furcht zu haben, und wenn sie eine kleine Weile mit ihr zusammen gewesen waren, so baten sie mit befremdlicher, ängstlicher Artigkeit, die Mutter möge ihnen doch erlauben, mit Tascha zu spielen.

Monia bemerkte diese Zurücksetzung, ohne darunter zu leiden. Die Kleinen seien, wie die meisten Kinder, launenhaft und unberechenbar. Mit den Jahren würden sie von selbst herausfinden, daß die Mutter ihnen unvergleichlich näher stände, als alle anderen Menschen, und würden sich ihr dann dem entsprechend anschließen. — Frau Monia hatte ihre kühle Objectivität nicht verloren; aber sie war seit dem Tode des Directors eine andere Frau geworden: zunächst nachdenklich, dann unruhig, endlich schwermüthig.

Als ihr erster Mann, der Grieche Antoniades gestorben war, hatte ihre Mutter noch gelebt. Sie war zu ihr gezogen, und das Haus der jungen, schönen Wittwe hatte sich bald wieder mit Bewunderern und Freunden gefüllt. Sie hatte in vielen Blicken das Verlangen gelesen, sie zu trösten, und hatte sich, nach Ablauf der üblichen Frist, von Herrn Director Maclean trösten lassen. Ihre erste Ehe war eine kurze gewesen. Sie war in der schönsten Jugend aus derselben herausgetreten, und das ganze Leben hatte damals noch vor ihr gelegen. — Jetzt war Alles anders. Sie war fünfunddreißig Jahre alt, sie besaß eine erwachsene Tochter, zwei Kinder, die heranwuchsen. Sie hatte bis dahin nie an ihr Alter gedacht. Ihre Schönheit stand auf dem Höhepunkt der Reife und Vollkommenheit. Jetzt kam sie sich plötzlich alt vor — und sie wurde alt. Kleine, zunächst kaum bemerkbare Fältchen lagerten sich um die Augen und den Mund; und eines Nachts, als sie vor dem Schlafengehen ihr Haar ordnete, erblickte sie im Spiegel ein schneeweißes Haar an ihrer Schläfe. Es mußte im Laufe des Tages weiß geworden sein. Sie hatte es am Morgen nicht bemerkt.

Digitized by Google

Es war ganz still in dem warmen Gemach; und auch draußen herrschte feierliche Ruhe. Frau Monia blieb vor dem Toilettentisch sitzen, auf dem zwei Kerzen brannten, die ihr Spiegelbild hell beleuchteten. — Das weiße Haar kümmerte sie nicht; aber die Gedanken, die langsam, unwiderstehlich in ihr aufstiegen und ihr ganzes Wesen wie in einen kalten Nebelmantel einhüllten, lagerten düstere Schatten auf ihre Stirn. — Was sie im Leben noch nicht erreicht hatte, das würde sie nun auch nicht mehr erreichen! — Und was hatte sie erreicht? Wohin hatten sie die tausend Erfolge, nach denen sie so heiß gerungen hatte, auf die sie stolz gewesen war, nun geführt? — Sie war die unbekannte Wittwe eines zu seinen Lebzeiten hochgeachteten, nunmehr bereits vergessenen Mannes. — Ihr Haus war seit seinem Tode vereinsamt. — In den ersten Tagen nach dem Trauerereigniß waren zahlreiche Visitenkarten bei ihr abgegeben worden mit dem üblichen „p. c." in der eingekniffenen Ecke. Einige näher stehende Bekannte hatten der Wittwe persönlich ihre Aufwartung gemacht; — aber seit Wochen ließ sich Niemand mehr im Hause blicken. Sie mußte sich eingestehen, und sie that es mit dem bittern Gefühle verletzten Stolzes, daß der schlichte, wortkarge, pedantische Mann, um den sie sich seit Jahren kaum noch bekümmert hatte, weil er „schwer" war, weil er sie langweilte, den Niemand in Gesellschaften zu bemerken schien, wo sich Alles um sie, die Schönste der Schönen, drängte, daß dieser Mann es gewesen war, dem sie Alles verdankte, was sie im Leben erfreut hatte. Sie fühlte jetzt, da sie allein blieb, was sie mit Harry Maclean verloren hatte. — Wo waren die Freunde des Hauses geblieben? — Verschwunden! Und *ihre* Freunde? — Sie hatte nie Freunde gehabt. — Sie dachte an Katharina und John, aber nur einen Augenblick; dann machte sie entmuthigt eine abwehrende Bewegung mit der Hand; an Valerie, die Getreue? — Sie lächelte bitter. Die liebenswürdige Schneiderin war ihr mit ihren überschwänglichen Ergebenheitsversicherungen plötzlich unangenehm geworden. Sie hatte ihr nicht etwa die Thür gewiesen, sie zeigte ihr, wenn sie kam — was häufig geschah — ein möglichst freundliches Gesicht, und ihre Trauerkleider waren im „Hause Didier" gemacht und wie gewöhnlich übermäßig theuer und sofort bezahlt worden; — aber mit der Liebe für die Jugendfreundin war es wohl zu Ende, denn zweimal schon hatte Monia sich, wenn auch in der schonendsten, vorsichtigsten Weise, vor der treuen Valerie verleugnen lassen. Sie konnte doch am Ende nicht die Schneiderin Mademoiselle Didier zum Grundpfeiler des gesellschaftlichen Gebäudes machen, in dem sie in Zukunft hausen wollte! — Wenn sie sich wieder verheirathete? Sie dachte als Freier an Diesen und Jenen, die Jahre lang zu ihren Füßen gelegen und wiederholentlich zu verstehen gegeben hatten, daß sie mit Freuden ihr „Herzblut" für sie hingeben würden. Aber *Dieser* kam nicht und wäre möglicherweise nicht gekommen, auch wenn sie ihn gerufen hätte, und *Jenen*, der die Hand der reichen Wittwe wohl bereitwillig ergriffen haben würde, wenn sie sie ihm gereicht hätte, Jenen wollte sie nicht.

Digitized by Google

Frau Monia hatte den Liebes- und Freundschaftsbetheuerungen ihrer Anbeter, auch der ausgezeichnetsten unter ihnen, niemals vollen Glauben beigemessen, aber daß das angebotene „Herzblut", das sie in Gedanken oftmals berauscht hatte, ein so elender, nüchterner Saft sei, wie sie nun erkannte, das hatte sie doch nicht erwartet, und das quälte sie. — Blieb ihr denn Nichts, nachdem Harry, der ihr so wenig gewesen, gestorben war?

Ein neuer Gedanke, nagender, bittrer als alle anderen, schien in ihr aufzusteigen, denn ihre Mienen verfinsterten sich, und sie preßte die kleinen, blauweißen Zähne scharf zusammen. — Aber von diesem Gedanken mußte sie sich befreien: er war unerträglich. — Sie stand hastig auf und trat in das Nebenzimmer, in dem Natalie schlief. Sie hatte, unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes, das Schlafzimmer ihrer Tochter neben das ihrige verlegt. Die Einsamkeit der Nacht war ihr beängstigend gewesen; sie hatte kein lebendes Wesen in ihrer Nähe wissen wollen. — Natalie schlummerte sanft. Frau Monia beugte sich vorsichtig zu ihr hinab und drückte einen leisen, langen Kuß auf ihre Stirn. Sie trat beruhigter wieder in ihr eigenes Gemach zurück und vollendete ihre Nachttoilette, wobei sie um den feinen nackten Hals nichts als ein leichtes, seidnes Tuch schlang. Dann begab sie sich ohne Weiteres zur Ruh', nachdem sie, in dem Augenblick, wo sie sich niederlegte, hastig das Zeichen des Kreuzes geschlagen hatte.

XVIII.

John Maclean hatte seit dem Tode seines Bruders noch drei Monate in Edinburg bei seinen Schwestern verlebt und dann die Rückreise nach San Francisco angetreten. Er hatte dort eigentlich wenig zu suchen, aber er fand dort alte Genossen und möglicherweise irgend Etwas zu thun. Jedenfalls durfte er hoffen, in Californien schneller mit den langen Tagen fertig zu werden, als ihm dies in Schottland, in der ermüdenden, stillen Einförmigkeit des Hauses seiner Verwandten, möglich gewesen war. — Vor seiner Abreise schrieb er an Frau Monia und an Natalie, und von Beiden empfing er mit umgehender Post Antwort auf seine Briefe. — Frau Monia schrieb ganz kurz: Glückliche Reise, beste Wünsche, hoffentlich baldiges Wiedersehen, herzlichste Grüße, auch an die Schwestern, namentlich an Katharina. — Nataliens Brief war länger und wärmer, aber viel besagte derselbe auch nicht. — John Maclean war jedoch nicht anspruchsvoll. Die Briefe, die er schrieb, waren Geschäftsbriefe, und er erwartete auch keine anderen als solche. Nataliens Brief, mit Nachrichten über die Kinder und ihr eigenes Befinden, mit der Versicherung, daß sie ihren „guten Freund, Onkel John" schmerzlich vermisse, und ihn „recht, recht bald" wiederzusehen hoffe, befriedigte ihn, wennschon er beim Lesen desselben ein recht wehes Gefühl empfand.

Die Trennung von den „Mädchen" wurde dem Californier nicht leicht; aber diese thaten ihr Bestes, um den Abschied nicht zu erschweren. —

Digitized by Google

„Adieu, lieber John! Möge es Dir gut gehen! Auf Wiedersehen!“ — Das waren die letzten Worte, die er mit auf den Weg nahm, als er ihnen auf dem Perron der Eisenbahn die Hände zum Abschied drückte. Er blickte noch einmal zum Wagenfenster hinaus, als der Zug sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Da standen die vier schwarzen, großen Gestalten, in Reih' und Glied und blickten ihm nach! Er winkte mit der Hand. Sie antworteten in derselben Weise. Und dann verschwanden sie hinter einem Pfeiler, und John Maclean empfand mit einem Gefühl schmerzlicher Leere im Herzen, daß er wieder losgelöst sei von Allem, was er auf Gottes Erde liebte, und was ihn liebte. — Aber er wurde nicht schwach.

„Niemals sag': Alles ist verloren!“ sprach er vor sich hin. Und dann warf er sich in eine Wagenecke und schloß die Augen, wie um zu schlafen.

Während der Ueberfahrt von Liverpool nach New-York knüpfte Maclean freundschaftliche Beziehungen an mit einem gelbhaarigen, blauäugigen, langen, hageren, sehr gesprächigen Herrn Thomas Derrick, dem ersten Ingenieur des Schiffes, mit dem er manches Glas starken, heißen Grogk leerte, und der in ihm einen ernsten und aufmerksamen Zuhörer seiner Theorien und Erzählungen fand. Herr Derrick stellte ihm dafür, den anderen Offizieren des Schiffes gegenüber das Zeugniß aus, er sei ein sehr vernünftiger Mensch, mit dem sich ein ruhiges Wort sprechen lasse. Diese sahen sich Herrn Maclean darauf näher an und gesellten sich später zu ihm, als ob er einer der Ihrigen gewesen wäre, so daß John, als er das Dampfboot in New-York verließ, wohl ein Dutzend Paare harter, wettergebräunter Hände zu schütteln hatte, deren Besitzern er, ohne Ausnahme, die Phrase wiederholte: „Froh Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Sie nach San Francisco kommen, dürfen Sie nicht vergessen, mich aufzusuchen. Bank von Californien! Nie zu verfehlen!“ — Er selbst erreichte seine Bestimmung wohlbehalten, ohne daß ihm das geringste Reiseabenteuer zugestoßen wäre, und ohne sich unterwegs aufgehalten zu haben. Er war ungeduldig, californischen Boden zu betreten. Er hoffte, dort Nachrichten von Nicolaus vorzufinden, von dem er seit dem Tode Harrys nicht wieder gehört, und an den er seit seiner Ankunft in Amerika häufig und liebevoll gedacht hatte.

Maclean fand in San Francisco in der That Nachrichten von Ohlsen, und dieselben waren überraschend. Der Director der Bank von Californien überreichte ihm ein großes, sorgfältig verschlossenes Couvert, das sein „Partner“ für ihn zurückgelassen hatte. Dasselbe enthielt verschiedene, weitschweifige Schriftstücke; aber nur die Unterschriften waren von Ohlsens Hand. Es waren Schenkungsurkunden, die von dem ersten Juristen San Franciscos in unantastbarer Form aufgesetzt waren, und die über den größten Theil des Ohlsenschen Vermögens unwiderruflich verfügten. — Nicolaus hatte von dem, was er besaß, 25000 Dollars für sich behalten, und diesen

Digitized by Google

Betrag aus der Bank von Californien entnommen. Das Uebrige hatte er in drei gleichen Theilen Natalie und deren zwei Halbgeschwistern, Harry Macleans Kindern geschenkt. Für John war ein Kästchen bestimmt, welches die wenigen Schmucksachen enthielt, die Ohlsen seit Jahren getragen hatte. Sonst war in dem Couvert nichts als die eine Zeile:

„Noch einmal, Lebewohl! N. O."

Es schien, als habe Ohlsen sein Testament gemacht, als habe er sterben wollen. Was jedoch Maclean in dieser Beziehung beruhigte, war der Umstand, daß Nicolaus 25000 Dollars in baarem Gelde mit sich genommen hatte. Maclean bemühte sich eifrigst, in Erfahrung zu bringen, was aus dieser Summe und deren Besitzer geworden war; aber seine Nachforschungen blieben erfolglos.

Nach geraumer Zeit — es mochte wohl ein Jahr dahingegangen sein — drang ganz zufälliger Weise das Gerücht zum Director den Bank von Californien, daß Macleans früherer Partner sich unter einem angenommenen Namen in Blighton-Bar, einem neuen Minenlager im Nordwesten von Californien, aufhalte. Herr Whitley, ein alter Kunde der Bank, der nach Blighton-Bar gereist war, um zu sehen, ob dort vielleicht in „Gruben-Actien" etwas zu verdienen sei, glaubte Nick Ohlsen dort gesehen und erkannt zu haben. Sicherheit darüber hatte er sich jedoch nicht verschaffen können, da der muthmaßliche Ohlsen ihm aus dem Wege gegangen war, anscheinend absichtlich, denn er hatte sich während Herrn Whitleys Anwesenheit in Blighton-Bar nicht wieder vor diesem blicken lassen. Herr Withley, ein alter Goldgräber, war nicht neugierig. Er hatte das vermuthete Incognito respectirt. Ohlsen schuldete ihm nichts, und wenn er ihm aus dem Wege ging und unter einem angenommenen Namen lebte, so war das seine Sache.

Der Bankdirector, dem Macleans Nachforschungen nach Ohlsen bekannt waren, theilte dem Schotten mit, was Whitley ihm erzählt hatte. Dieser und Maclean kannten sich seit langen Jahren; ihre Hütten hatten nebeneinander gestanden in dem Lager, in dem Maclean und Ohlsen Freundschaft geschlossen hatten. Der alte Goldgräber war einem Genossen aus jenen Tagen gegenüber mittheilsamer als dem Bankdirector; aber viel Neues erfuhr Maclean nicht von ihm, nur daß Whitley nun mit Bestimmtheit versicherte, Ohlsen gesehen zu haben.

„Ich würde doch Nick Ohlsen nicht mit einem anderen verwechseln!" sagte er. „Ich kenne doch seinen Gang und seine Schultern, wenn ich ihn von hinten sehe. Er war es, so sicher wie ich Bob Whitley bin. Aber er wollte mich nicht kennen."

„Wie sah er aus?"

„Gealtert, abgemagert, wie Einer, der die Fieber gehabt hat. Er hatte sich den ganzen Bart wachsen lassen und die Haare kurz geschnitten. Er sah mich eine Secunde an — gerade — so —" Herr Whitley blickte Herrn Maclean scharf in das Weiße der Augen — „dann wandte er sich ab und ging — aber ich hatte ihn erkannt."

Digitized by Google

„Wie nannte er sich?"

„Das habe ich vergessen, alter Mann! Ich wußte nicht, daß die Sache Sie kümmerte; hatte Nick seit drei, Sie seit zwei Jahren nicht gesehen. ‚Das Compagnie-Geschäft muß wohl aufgelöst sein', dachte ich mir. Ich wunderte mich darüber, denn Ihr war't ja seiner Zeit mächtige Freunde. Aber ich forschte nicht weiter nach. Gefährliche Sache, Wißbegierde, mit Burschen wie Nick; und ich, offen gesagt, habe, seitdem ich verheirathet bin, kein Vergnügen mehr an Auseinandersetzungen."

„Schien er in Blighton-Bar ansässig, bekannt?"

„Ja, sicher! Man zeigte mir seine Hütte."

„Und Sie können sich auf seinen Namen nicht besinnen?"

„Ich hörte ihn nur ein einziges Mal und forschte nicht weiter. Der Vorname war ‚Georg'; aber ich will verdammt sein, wenn ich mich besinnen kann, unter welchem Familiennamen er segelte."

Mit diesen Nachrichten machte sich John Maclean unverzüglich auf den Weg nach Blighton-Bar. Ohlsen hatte in London geschrieben, er wollte ihn, Maclean, niemals wiedersehen, aber das war für John ohne Bedeutung. Er wünschte seinen alten Nick wiederzusehen! Achtzehn Monate waren nun seit der Flucht aus Lower Norwood vergangen. Die Zeit hatte möglicherweise ihre Wirkung gethan, und Nicolaus war von seiner schwermüthigen Laune geheilt. Dann sollte er wieder nach San Francisco zurückkehren und dort mit seinem alten Kameraden wie ein vernünftiger Mensch leben.

Maclean langte an einem heißen Juni-Tage in dem neuen Goldlager an. Er war mit den Gebräuchen derartiger Ansiedelungen von Alters her wohl bekannt, und sein ganzes Auftreten zeigte den „Jungen", die vor der Schenke des Ortes die Ankunft der Post abwarteten, daß sie einen „Alten" vor sich sähen. — Der Wirth begrüßte ihn dem entsprechend mit einem gewissen Respect und fragte, was zu seinen Diensten stände. — Maclean begnügte sich damit, seinen Reisekoffer in Verwahrsam zu geben, da er sich zunächst im Lager etwas umzusehen wünschte. Er hatte nämlich seinen Feldzugsplan gemacht. Er wollte, ohne an irgend Jemand eine Frage zu richten, die wenigen Hütten und Arbeitsplätze des kleinen Lagers absuchen und, wenn er Nick gefunden hatte, ihm die Hand auf die Schulter legen, als wäre er ein Constabler, und ihm sagen: „Junger Mann, Sie sind mein Gefangener! Sie werden mich sofort nach San Francisco begleiten." — Dieser Plan hatte Herrn Maclean während des ganzen Weges beschäftigt und ihn verschiedene Male vergnüglich lächeln machen.

Als Maclean die letzte Hütte des Lagers erreicht hatte, ohne bis dahin auf Ohlsen gestoßen zu sein, schickte er sich an, die Arbeitsplätze zu besuchen. Er bedurfte zu dem Zwecke eines Führers, und sah sich nach einem solchen um. Da erblickte er vor sich, auf einer kleinen Anhöhe, im Schatten eines Baumes, ein abgerissenes Individuum, das, auf dem Bauch ausgestreckt, den

Digitized by Google

Kopf auf beide Händen gestützt, mit sichtlichem Wohlbehagen eine kurze Pfeife rauchte und dabei die große, ruhige Landschaft in Augenschein nahm, die, im Sonnenschein gebadet, zu seinen Füßen dalag. — Maclean rief ihn an.

„He! Sie Mann dort oben!"

Der Gerufene wandte die Augen nach rechts, um den Störenfried zu sehen, aber er rührte sich sonst nicht.

„Wollen Sie ein paar Dollars verdienen? dann bemühen Sie sich herunter zu mir!"

„Es ist nicht weiter von unten nach oben, als von oben nach unten!" scholl es zurück; und dann wandten sich die Augen des Ruhenden wieder dem Pfeifendampf zu, der sich ergötzlich in der stillen, hellen Luft kräuselte.

Maclean wußte, daß er nachzugeben hatte, wenn er sich mit dem Mann verständigen wollte, und klomm den Hügel empor. Da erblickte er in der Ebene, die sich unübersehbar weit vor ihm ausstreckte, in geringer Entfernung einen Reiter, der in gestrecktem Galopp dahinflog. Es war unmöglich, die Gestalt, die ihm den Rücken zukehrte, zu erkennen; aber die Art und Weise, wie sie sich, etwas nach vorn gebeugt, im Sattel hob und senkte, geschmeidig den Bewegungen des dahinsprengenden Pferdes folgend, erregte Macleans Aufmerksamkeit. — Neben dem Pferde jagten in langen, leichten Sprüngen zwei große Hunde, in denen Maclean schottische Windhunde zu erkennen glaubte.

„Halloh! Wer ist das?" rief er.

Der Liegende, dem er sich jetzt auf kurze Entfernung genähert hatte, hob die Augenbrauen und musterte ihn von der Fußsohle bis zum Scheitel, wie etwas Außerordentliches, Sehenswerthes.

„Wer ist der Reiter dort?" wiederholte Maclean aufgeregt.

Der Liegende veränderte darauf langsam seine Position. Er richtete den Oberkörper halb in die Höhe, wobei er sich nachlässig auf die linke Hand stützte, und nahm mit der rechten die Pfeife aus dem Munde, um zu sprechen. — Aber „der Fremdling" bereitete ihm zunächst noch eine neue Ueberraschung. Dieser hatte nämlich plötzlich beide Hände an den Mund gesetzt, und wie Trompetenton schmetterte aus seiner breiten Brust ein langgezogener, wilder Schrei: „Haia—o—hih!"

Die stille Luft trug den Schall weit hinaus in das Land, bis zu dem fernen Reiter. Die beiden Windhunde stutzten im Sprunge, knickten zusammen, wandten die Köpfe dem Hügel zu und setzten dann in langen Sätzen ihren wilden Lauf fort. Aber den Reiter schien der Schrei wie eine Kugel getroffen zu haben. Man sah deutlich, wie er sich schnell und tief auf den Hals des Pferdes beugte, das einen mächtigen Sprung machte, als sei es wüthend gespornt worden, und dann mit rasender Schnelle weiterflog.

Digitized by Google

Maclean, deſſen Augen unverwandt auf den Fliehenden gerichtet geweſen waren, hörte jetzt neben ſich ſprechen.

„Wollen Sie mir ſagen, Fremdling“, ſo begann das ſitzende Individuum, „wer Sie eigentlich ſind, der Sie rufen, als wären Sie ein Eingeborener, Leute anreden, denen Sie nicht vorgeſtellt worden ſind, und Fragen an ſie richten, als wären dieſe in der Welt nur dazu da, um Ihnen Auskunft zu geben.“

„Wollen Sie zehn Dollars verdienen?“ fragte Maclean ſchnell.

„Das iſt wieder eine Frage; aber darauf antworte ich: ja!“

John zog zwei Goldſtücke aus der Börſe und reichte ſie dem Mann.

„Wer iſt jener Reiter?“ fragte er ſodann.

Der Gefragte beſchattete ſeine Augen mit der einen Hand und blickte nach dem Fliehenden, deſſen raſch dahinziehende Geſtalt mit jeder Minute undeutlicher wurde.

„Wenn ich Georg Gilmore nicht vor einer Viertelſtunde noch auf der Poſt geſehen hätte, ſo würde ich antworten: Georg Gilmore. Das iſt ſein Sitz. — Und richtig: er iſt es! Fly und Panther ſind bei ihm. Sehen Sie nicht die beiden Hunde?“

„Hier ſind noch zehn Dollars,“ ſagte Maclean ungeduldig; „aber nun antworten Sie mir ſchnell! Wohin führt jener Weg?“

„In die Prairien.“

„Wiſſen Sie, wohin Gilmore reitet? Und könnte man ihn wieder einholen, um ihm eine gute Nachricht zu geben?“

„Wohin er reitet, das weiß ich nicht“ — war die Antwort. „Er hat es mir nicht geſagt. Aber vielleicht können wir etwas darüber auf der Poſt oder in ſeiner Hütte erfahren. Kommen Sie, Fremdling! Ich werde Ihnen den Weg zeigen. — Ihn einzuholen aber, daran iſt nicht zu denken. Er hat das einzige gute Pferd im Lager und iſt der beſte Reiter.“

Der Mann war jetzt aufgeſtanden und ging gelaſſen, aber weit ausſchreitend voran. Maclean folgte ihm. Nach wenigen Minuten blieb er vor einer Hütte ſtehen, deren angelegte Thür er öffnete, und die er ſodann von der Schwelle aus aufmerkſam in Augenſchein nahm.

„Ja, er iſt gegangen,“ berichtete er, ſich an Maclean wendend, der hinter ihm ſtehen geblieben war; „und wohl auf einen weiten Weg. Er hat ſeine „Henry-Rifle“ und die großen Satteltaſchen mitgenommen. Er ſcheint auch noch gekramt zu haben, ehe er ging. Sein Koffer iſt offen und halb geleert.“

Maclean trat in die Hütte und ſah ſich dort um. Außer einigem Sattel- und Reitzeug aus der beſten Londoner Werkſtatt, das der Beſitzer ſich aber ſehr wohl in San Francisco angeſchafft haben konnte, war in der Hütte nichts zu ſehen, als was zur rationellen Ausſtattung eines Goldgräbers gehört. An einem Nagel hing eine Joppe und ein Beinkleid und darunter ſtanden ein Paar ſtarke, hohe Stiefeln. „Der Anzug würde Ohlſen gepaßt

Digitized by Google

haben", dachte Maclean, und in seinem Geiste sah er Nicolaus darin stehen, wie vor zehn Jahren, einen herzhaften, lebensmuthigen Mann, der sich damals stark genug gefühlt hatte, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen. Und nun war er zu Boden geschlagen, wahrscheinlich durch ein Paar weiche Frauenhände!

Auf der Post, der Hauptschenke von Blighton-Bar, erfuhr Maclean im Gespräch mit einigen der Honoratioren des Lagers, daß sein Begleiter den harmonischen Namen von Jim Croker führe und ein großer Freund berauschender Getränke, sonst aber ein nichtsnutziges, wenn auch harmloses und friedfertiges Individuum sei; aber auf seine Mittheilungen über Georg Gilmore dürfe man sich verlassen, denn er kenne diesen besser als ein anderer Mann im Lager, da Gilmore Herrn Jim Croker mehrere Male zu Dienstleistungen in seinem Stall und in seiner Hütte benutzt, für die er ihn wahrscheinlich immer sehr gut bezahlt habe, denn Jim sei darauf regelmäßig drei Tage hinter einander vollständig betrunken gewesen. — Maclean erschien den Goldgräbern als eine vertrauenswürdige Person. Man glaubte ihm auf's Wort, als er erklärte, er hätte Gilmore gern getroffen, um ihm etwas Angenehmes mitzutheilen, und man war nicht wortkarg in der Berichterstattung über den Verschwundenen.

Georg Gilmore hatte in Blighton-Bar ein zurückgezogenes Leben geführt, auch nicht viel gearbeitet, wennschon man ihm, beim ersten Spatenstich, den er that, angemerkt hatte, daß es eine „alte Hand" sein müßte. Er hatte jeden Tag die Post abgewartet, aber sich nie nach einem Brief erkundigt, auch nie einen bekommen oder geschrieben. Es wäre so seine Gewohnheit gewesen, und Niemand würde daran gedacht haben, sich auf seinen Platz zu stellen, am Pfeiler, am Ende der Veranda; denn obgleich er niemals ein Wort lauter als das andere gesprochen, so hätte doch Jedermann vermieden, sich ihm unangenehm zu machen; es wäre etwas Eigenthümliches in seinem Blick gewesen, das jede Vertraulichkeit zurückgewiesen hätte.

„Trank er, spielte er?" fragte Maclean.

„Nein."

„Was that er während der langen Abende? Er konnte doch nicht allein in seiner Hütte sitzen?"

„Nun, er trank und spielte natürlich; aber nicht was man trinken und spielen nennt. Er that es ohne Freude. Er nahm keine Bank, auch war er niemals betrunken. David O'Connor, der spielt; hat gestern wieder Alles, bis auf seinen letzten Cent, verloren; und Jim Croker, der trinkt. — Nein! Gilmore spielte nicht und trank auch nicht. — Er war ein Mann, Herr Maclean, der Einem leid that. Nicht, daß er jemals geklagt hätte, aber er sah aus wie Jemand, dem Etwas am Herzen nagt, das ihm jede Freude abfrißt. Wir haben manchmal unter einander über ihn geredet und calculirt, daß er jenseits des Wassers etwas verübt oder verloren haben müßte, was ihm Ruhe und Frieden raubte. — Wissen Sie, wie wir ihn

Digitized by Google

nannten? Peter Schlemihl, den Mann, der seinen Schatten verloren hat. Denn etwas Außergewöhnliches, Geheimnißvolles war es um Gilmore. Ein einfaches Verbrechen hatte er nicht begangen. Man hat ja in seinem Leben schon Mörder und Räuber und Falschmünzer gesehen! Aber diese Leute, auch wenn sie den Sheriff auf ihren Fersen wußten, sahen nicht so trostlos aus wie Georg Gilmore. — Peter Schlemihl war der richtige Name für ihn."

Maclean blieb noch drei Tage in Blighton Bar. Vor seiner Abreise übergab er dem Postmeister für Georg Gilmore einen Brief, der nach sechs Wochen an Maclean zurückgesandt werden sollte, falls es bis dahin nicht gelungen wäre, den Adressaten aufzufinden.

Der Brief gelangte wieder in Macleans Hände. Gilmore, so berichtete der Postmeister in einem freundschaftlichen Schreiben, sei im Lager nicht wieder aufgetaucht und auch sonst nirgends zu entdecken gewesen.

Um dieselbe Zeit empfing Maclean einen unerwarteten und angenehmen Besuch, nämlich den seines flachshaarigen, gesprächigen Freundes Thomas Derrick, mit dem er vor Jahr und Tag die Reise von Liverpool nach New York gemacht hatte. Derrick war auf eine andere Linie versetzt worden und fuhr jetzt zwischen Panama und San Francisco. Er hatte Maclean gleich nach seiner ersten Reise aufgesucht, aber nicht angetroffen und auf der Bank von Californien erfahren, daß Jener auf einige Tage in das Innere gegangen sei und voraussichtlich bald wieder nach San Francisco zurückkehren werde.

„Wann war das?" fragte Maclean.

„Am 18. Juli," antwortete der Ingenieur.

Er war des Datums sicher, denn das Dampfboot, auf dem er diente, hatte einen Postcontract und mußte stets innerhalb bestimmter kurzer Fristen seine Reisen vollenden.

„Am 18. Juli war es," wiederholte er. „Wir blieben eine Woche hier und fuhren am 25. nach Panama zurück."

„Das stimmt," sagt Maclean. „Ich war um die Zeit im Nord-Westen, auf der Suche nach einem verlorenen Freunde."

Und da John Maclean und Thomas Derrick mittlerweile beim vierten großen Glase starken, heißen Grogks angelangt waren, und der Schotte das Bedürfniß fühlte, von dem zu sprechen, was ihm schwer auf dem Herzen lag, so erzählte er dem Gaste die Geschichte seiner Expedition nach Blighton Bar, ohne jedoch Ohlsens wahren Namen zu nennen.

„Wie sah der Mann aus?" fragte Thomas Derrick.

Maclean gab eine genaue Beschreibung von Ohlsens Aeußerm.

Derrick strich sich den Bart, schaute nachdenklich in das vor ihm stehende Glas, nahm einen tiefen Zug daraus und sagte sodann:

„Ich habe Ihren Mann."

„Wie? — was?" rief Maclean aufgeregt.

„Er nannte sich Alexander Allen," fuhr der Ingenieur ruhig fort,

Digitized by Google

„aber ich will mich hängen lassen, wenn er nicht Ihr Georg Gilmore war . . . Also hören Sie . . . Als die ‚Goldene Küste' — dies war der Name des Dampfers, auf dem Herr Derrick jetzt fuhr — „bereits von der Boje los war, und die letzten Boote das Schiff verlassen hatten, näherte sich noch ein kleines Gig. Die Treppe war schon aufgezogen; aber der Passagier, der in dem Boote saß, nahm ein Seil, das ihm hingereicht wurde, und schwang sich an Bord wie ein Lootse. — Er führte nur einen kleinen Handkoffer mit sich, der ihm nachgereicht wurde. Er sah jedoch aus wie ein geborener Gentleman, nahm sein Billet zur ersten Cajüte und zahlte dafür in Gold. Mir war es aufgefallen, wie gut er an Bord kam, um so mehr, als ich bei seinem elenden Aussehen nicht so viel Entschlossenheit bei ihm vermuthet hatte; und als das Schiff unterwegs war, und ich am Abend auf dem Deck spazieren ging, redete ich ihn an. — Er hatte sich von den anderen Passagieren abgesondert und saß hinten am Steuer, eine Pfeife rauchend. Er antwortete mir zunächst ziemlich einsilbig. — Ja, er käme von San Francisco; ja, er hätte den Dampfer um ein Haar verfehlt. — Ich sagte, ich hätte San Francisco erst vor Kurzem kennen gelernt; es wäre eine hübsche Stadt. — ‚Ja.' — Ich besäße dort nur einen einzigen Bekannten. — ‚So?' — Ob er, Herr Allen, ihn vielleicht kenne? Sein Name sei John Maclean. — ‚Ich kenne einen Mann des Namens: groß, stark, schwarze Haare, schwarze Augen, glatt rasirt, gute Zähne'. — ‚Stimmt,' sagte ich. — Und dann erzählte ich, daß wir vor fünfzehn Monaten auf einer Reise von Liverpool nach New York zusammen gewesen wären. Er schien sich für Sie zu interessiren. Er fragte, wie Sie ausgesehen, wie Sie sich auf der Fahrt gehalten hätten; und als ich darauf antwortete, Sie wären guter Dinge gewesen, da sagte er, das freue ihn. Als ich dann aber hinzufügte, wir hätten uns angefreundet, ich würde Sie bei meiner nächsten Reise in San Francisco aufsuchen, ob ich Grüße oder Bestellungen von ihm ausrichten sollte, da erwiderte er, nein, er danke; Sie würden ihn gar nicht kennen; er wisse nur zufälligerweise, wer John Maclean sei. — Aber er kam in unseren späteren Unterhaltungen immer wieder auf Sie zurück und wurde nicht müde, zuzuhören, wenn ich von Ihnen sprach. — Ich fragte ihn, ob er in Panama bleiben werde, dann könnten wir dort einmal einen vergnügten Abend zusammen verbringen. Er lehnte ab, indem er sagte, er beabsichtige, sich nur kurze Zeit auf dem Isthmus aufzuhalten und nach Costarica zu gehen. — Nachdem er das Boot verlassen hatte, sah ich nichts mehr von ihm. — Weshalb er sich Alexander Allen nannte und nicht unter seinem wahren Namen Georg Gilmore reiste, das müssen Sie besser wissen als ich; aber daß er Ihr Georg Gilmore war, darauf möchte ich schwören und sogar wetten. — Ihre Freunde in Blighton Bar hatten ganz recht: — Peter Schlemihl war der Name für ihn. Er ging einher, wie Einer, der etwas Unersetzliches verloren hat."

Es war John Maclean unerklärlich, weshalb Gilmore sich wie ein

Digitized by Google

geächteter Verbrecher vor ihm und der Welt verbarg. Der Ingenieur bemerkte darauf sentenziös, daß Lumpe, Lügner und Verräther genug in der Welt umherliefen, welche die Stirn hätten, wie Ehrenmänner aufzutreten, und daß es deshalb nicht gar zu sonderbar erscheinen dürfte, wenn es einem anständigen Menschen einmal gefiele, sich wie ein Verräther zu verstecken. Es gäbe eben unaufgeklärte Geheimnisse in der Natur, die ja bekanntlich von Zeit zu Zeit sehr sonderbar spielte. Herr Derrick war, als er diese sinnreiche Bemerkung von sich gab, soeben mit einem „allerletzten" Glase Grogk fertig geworden, und äußerte nun mit etwas schwerer Zunge den Wunsch, an Bord „gesehen zu werden," da er zu der vorgerückten Stunde und in der unbekannten Stadt den Weg zum Hafen verfehlen könnte.

Maclean begleitete den Ingenieur darauf bis an sein Boot, das am Landungsplatze auf ihn wartete, und ging dann nach Hause, nachdenklich über das, was er im Laufe des Abends über Nicolaus Ohlsen erfahren hatte. — Es war das Letzte, was er je von seinem alten Kameraden hörte. Er sagte sich, daß er nicht das Recht habe, ihn ferner zu verfolgen, der sich so ängstlich bemüht zeige, sich ihm zu entziehen. — Der Tod seines Bruders hatte ihn tief geschmerzt, aber er hatte den Schmerz überwunden; es wurde ihm schwer, auf seinen Freund verzichten zu sollen, aber er verzichtete auf ihn und lebte weiter und fand, hie und da, anfänglich mit einem Gefühl von Reue, auch wieder Freude am Dasein. — Thomas Derrick, der ihn regelmäßig alle sechs Wochen besuchte und in ihm einen gelehrigen Schüler für die tiefe Lebensphilosophie fand, die er sich während seiner langen Ueberfahrten auf dem Stillen Ocean angeeignet hatte, erklärte ihm, seine Reue habe keinen sittlichen Werth; es sei unphilosophisch dieselbe zu cultiviren.

„Uebrigens," so schloß er eine lange Abhandlung „müssen Sie bedenken, daß es für Ihren Bruder ein großer Schmerz gewesen wäre, wenn Sie vor ihm gestorben wären; und daß Sie ein Leid tragen, das einer von Ihnen Beiden nothwendigerweise tragen mußte. — Ich habe keine Geschwister und bin nicht verheirathet; ich habe nur noch meine Mutter auf der Welt. Wenn die stirbt, bin ich ganz allein. Aber ich hoffe, ihr die Augen zuzudrücken, und daß der alten Frau der Schmerz erspart bleibe, mich zu überleben."

„Da haben Sie ganz Recht," sagte John Maclean, diesmal vollständig überzeugt.

Macleans Trübsinn schwand von diesem Zeitpunkt an ziemlich schnell. Er war einundvierzig Jahre alt, aber fühlte sich noch jung, und er nahm sich vor, noch einmal seine Netze auszuwerfen und zu versuchen, sein Glück zu fangen. — Seine Verbindung mit der Heimath war nicht unterbrochen worden. Er empfing ganz regelmäßig Nachrichten von seinen Schwestern, von Herrn Brent, dem gewissenhaften Vormund seines Neffen und seiner Nichte, und auch von Natalie. Diese Briefe, die sich gegenseitig ergänzten, erzählten mit zahlreichen Details, was in der Familie in England vorging.

Die beiden kleinen Kinder waren wohl; sie wuchsen und gediehen.

Digitized by Google

Auch von Natalie trafen erfreuliche Nachrichten ein. Sie war bereits mehrere Male und auf längere Zeit zum Besuch bei den Schwestern in Schottland gewesen, die sich mit ihrer Schönheit und ihrem fremdartigen Wesen ausgesöhnt hatten und ihr das Zeugniß ausstellten, sie sei ein gutes, stilles, vernünftiges Mädchen. Sie war mit den Kindern nach Edinburg gekommen, um nicht allein mit ihnen in Lower Norwood zu bleiben, während ihre Mutter auf Reisen ging. — Ueber diese lauteten die Nachrichten traurig. — Nach Nataliens Berichten war sie immer leidend, namentlich quälte sie Schlaflosigkeit. Sie fand nirgends Ruhe. Sie hatte alle möglichen Kurorte und alle möglichen Arzneien versucht. Am besten hatte ihr noch eine Reise nach Kiew gethan, der alten heiligen russischen Stadt, wo sie nahe an drei Monate geblieben war. Heilung ihres peinigenden Leidens hatte sie jedoch auch dort nicht gefunden. Gesunden, natürlichen Schlaf kannte sie gar nicht mehr. Sie versank vor übergroßer Ermattung von Zeit zu Zeit in einen leichten Schlummer, aber nicht selten erwachte sie daraus mit einem Gefühl großer Beängstigung. Sie durfte deshalb auch niemals allein sein, und während der ganzen Nacht mußte Jemand bei ihr wachen. Eine russische fromme Schwester verrichtete diesen schweren Dienst. Die Mutter hatte sie aus Kiew mitgebracht. Sie war eine ganz zuverlässige Person, die aber kein Wort Englisch verstand, so daß sie mit Niemandem im Hause als mit der Mutter verkehren konnte. — Fräulein Valerie Didier, deren sich Onkel John wohl noch erinnern werde, wäre gern bereit gewesen, Wärterdienste zu leisten, aber die Kranke habe dies nicht zugeben wollen. Ueberhaupt habe sie Fräulein Didier in letzter Zeit nicht mehr gesehen. Sie, Natalie, könne sich aber auch nicht nützlich machen. Die Mutter ziehe vor, von Fremden gepflegt zu werden, weil sie häufig nervöse Krisen habe, durch die sie ihre Kinder und Verwandten — denn auch Katharina habe sich ihr zur Verfügung gestellt — nicht erschrecken und unnütz aufregen wolle.

„Sie würden meine arme Mutter nicht wiedererkennen," schrieb Natalie in ihrem letzten Briefe. „Sie ist abgemagert zum Skelett, und ihre schönen Haare sind ganz weiß geworden."

Die nächste Post brachte einen Brief von Katharina, aus Lower Norwood datirt. Harrys Frau war gestorben, „versehen mit den heiligen Sacramenten der Kirche" besagte die officielle Todesanzeige.

Katharinas Brief setzte hinzu, sie sei durch eine Depesche Nataliens nach Lower Norwood gerufen worden, und habe dort ihre Schwägerin bereits sterbend gefunden.

„Sie war noch bei Bewußtsein, als ich mich ihrem Bette näherte. Ich hätte sie nicht erkannt, wenn ich nicht gewußt hätte, wer sie war. Ich habe Viele sterben sehen, aber Keinen, der sich vor seinem Tode so verändert hätte. Sobald sie mich erblickte, sagte sie mit matter Stimme: ‚Liebe Katharina, Sie verzeihen, was ich gesündigt habe.' — Darauf antwortete ich: ‚Liebe Schwester, ich weiß nicht, was ich Dir zu verzeihen hätte. Aber woran Du auch in diesem Augenblicke denken magst, ich ver-

Digitized by Google

zeihe es Dir von ganzem Herzen. Gott sei Deiner armen Seele gnädig!' — ‚Amen!' sagte sie inbrünstig, und das war ihr letztes Wort. Aber sie verschied erst am nächsten Morgen. Sie ist unserm Harry schnell gefolgt. Sie hing mehr an ihm als wir geglaubt hatten; und sie hat einen schweren Tod gehabt. Friede ihrer Asche!"

Bald darauf trafen auch Briefe von Natalie und Herrn Brent in San Francisco ein, aus denen hervorging, daß die verwaiste Familie nach Schottland übersiedeln werde. Herr Brent hatte sich in seiner Eigenschaft als Vormund darüber mit der ältesten Miß Maclean verständigt, die er als eine ganz hervorragende Person bezeichnete, von der mit Sicherheit anzunehmen sei, daß sie die Erziehung der beiden Kinder in der besten Weise leiten werde. Auch Fräulein Antoniades werde zweifelsohne in dem Hause ihrer Tante besser aufgehoben sein, als irgend wo anders. Er habe das junge Mädchen, das nun in kurzer Zeit selbständig sein werde, natürlich um ihre Ansicht gefragt, aber nicht nöthig gehabt, dieselbe zu beeinflussen; denn Fräulein Antoniades habe als selbstverständlich angenommen, daß sie zu ihren Tanten nach Edinburg ginge. Herr Brent fügte hinzu, Fräulein Natalie sei sehr schön geworden, jedoch sehe sie ihrer Mutter nicht ähnlich. Ihre Schönheit sei, so zu sagen, milderer Art, sei nicht so auffallend und stolz, wie es die der verewigten Frau Harry Maclean zur Zeit ihrer Blüthe gewesen sei. Auch mache Fräulein Antoniades durchaus den Eindruck einer sanften und gutmüthigen Person, was man doch von ihrer Mutter nicht habe sagen können, wennschon damit keineswegs etwas Unverbindliches gegen die Verstorbene ausgesprochen werden solle.

James Maclean hielt es für seine Pflicht, sich einen schwarzen Flor um den Hut zu binden; aber in seinem Herzen war keine Trauer. Dagegen dachte er viel an die überlebenden Kinder. Es war als Vormund seine Schuldigkeit, jetzt doppelt für die Kleinen zu sorgen, und er correspondirte darüber lebhaft und regelmäßig mit Natalie und mit seiner Schwester Katharina. Seine Briefe an diese beschäftigten sich aber vorzugsweise mit Natalie, und Katharinas Antworten thaten ein Gleiches. Eines Tages schrieb sie ihm, seine Anfrage, ob Natalie noch an Herrn Ohlsen denke, beantworte sie entschieden mit nein; wenigstens denke Natalie nicht mehr an den jungen Mann in der Weise, die John allein meinen könne. Sie sei vor vier Jahren noch ein Kind gewesen; sie habe sich damals in Ohlsen verliebt, und sein Verschwinden mit aufrichtigem und tiefem Schmerz empfunden. Aber solche Wunden seien jungen Herzen nicht tödtlich; die meisten heilten gründlich davon, und dies sei zweifelsohne auch bei Natalie der Fall. — Ohlsen habe sich vergessen machen wollen, und dies sei ihm gelungen. Nataliens Herz sei frei, und da John das junge Mädchen liebe, was sie, Katharina, ja längst erkannt habe, so könne sie ihm nur anrathen, sein Glück zu versuchen und Muth zu haben; dann würde es ihm wohl auch glücken, die Braut heimzuführen. —

Digitized by Google

Darauf stand in der nächsten, in den Zeitungen veröffentlichten Passagierliste der „Goldenen Küste“ auch der Name von „John Maclean, Esqr. von San Francisco via Panama nach England“.

Ein einsamer Mann, der eine kleine Hafenstadt in Centralamerika bewohnte, las diese Anzeige und begab sich bald darauf nach Californien: aber nicht mit dem Dampfschiff „Goldene Küste“, auch nicht nach San Francisco sondern nach Sacramento. Er deponirte dort auf einer Bank unter dem Namen von Georg Gilmore eine Summe von zwanzigtausend Dollar und zog sodann in das Innere als „Projector“, d. h. als einer jener furchtlosen Abenteurer, die in neuen, noch nicht erforschten Gebieten nach Gold suchen. Von Zeit zu Zeit kehrte er nach Sacramento zurück, um Mundvorrath und Munition einzukaufen. Er schien keine Bekannte zu haben und auch keine Verbindungen zu suchen. Er verbrachte seine Zeit im Lesezimmer, wo er alte und neue Zeitungen durchblätterte. Bei einer solchen Gelegenheit fand er eines Tages unter der Ueberschrift „Heirathen“ die kurze Notiz:

„John Maclean Esqr. aus San Francisco (Californien) mit Natalie Antoniades aus Lower Norwood (England) im Hause der Misses Maclean in Edinburg (Schottland)“.

Dabei stieg dem Leser das Blut in das Gesicht, und das Herz schlug ihm. Aber sein Blick wurde bald darauf freudiger. Er zeigte fortan ein weniger scheues Wesen und begann, sich an der „Bar“ an der Unterhaltung der dort zahlreich versammelten Gäste zu betheiligen. Wenige Tage darauf verließ er Sacramento wieder, um eine neue Erforschungsweise anzutreten. Es sollte die letzte sein, sagte er dem Wirth. Dieser möchte ihm einen kleinen Handkoffer aufheben, der einige Kleidungsstücke enthalte, die ihm augenblicklich unnütz seien; wenn er zurückgekehrt wäre, so wolle er sich in Sacramento niederlassen; er sei des Lebens in den Prairien und Bergen müde.

„Es ist ein einsames Leben und ein gefährliches Leben,“ sagte der Wirth. „Es wird mich freuen, Sie wiederzusehen. Glückliche Reise, Herr Gilmore! Ihre Sachen nehme ich in guten Verwahrsam, bis Sie dieselben wieder abfordern.“

Aber diese Sachen wurden nicht wieder abgeholt, und nach Jahr und Tag nahm der Wirth an, der Besitzer derselben müsse wohl im Schnee verloren gegangen oder Indianern in die Hände gefallen und dabei um's Leben gekommen sein. Der Koffer wurde in Beisein eines Beamten geöffnet; er enthielt jedoch nichts, was über die Herkunft Georg Gilmores Auskunft gegeben hätte. Sein Name stand darauf noch eine Zeit lang im Amtsblatt, in der „Liste der Vermißten“, nach der üblichen Frist wurde er wieder daraus entfernt, und damit verschwand sodann die letzte schwache Spur des Verlorenen und Vergessenen.

Helgoland im September 1882.

Digitized by Google

Unſere Gymnaſien.

Pädagogiſche Briefe

von

Wilhelm von Gieſebrecht.

— München. —

1.

Lieber Freund! Du verwunderſt Dich, daß mir jene lebhafte Theilnahme an dem Gedeihen unſerer Gymnaſien, die Du in der Jugend an mir kannteſt, noch im Alter geblieben iſt, obwohl mir doch ſchon lange das Glück — ja ich ſage das Glück verſagt iſt, an ihnen zu wirken. Aber ich meine, dieſe Theilnahme iſt ſehr begreiflich. In den Mauern einer altberühmten Kloſterſchule geboren, habe ich dort meine Kindheit und die erſten Jünglingsjahre verlebt, und nicht viel ſpäter bin ich dann wieder in die Räume einer nicht minder geprieſenen Fürſtenſchule eingezogen und habe dort, freudig ſchaffend und arbeitend, zwanzig glückliche Jahre zugebracht. Tauſend Erinnerungen knüpfen ſich ſo für mich an Schulmauern, und noch ganz anders, als es bei den Meiſten geſchieht, iſt mein Leben durch die Schule beſtimmt worden. Auch ſpäter, als ich nicht mehr ein Lehramt an einem Gymnaſium bekleidete, bin ich doch ſtets mit den höheren Lehranſtalten amtlich in Verbindung geblieben, und jede amtliche Thätigkeit war mir da zugleich wahre Herzensſache; denn ich fühlte mich da wie in meinem rechten Lebenselemente. Vieles ergreift man ja in einem langen Leben bald aus freiem Entſchluß, bald durch mächtige Einflüſſe gedrängt, hält es eine Zeit lang feſt und läßt es dann fallen; aber Eines pflegt doch für jeden Menſchen das Eigenſte zu ſein, aus dem ſein ganzes Leben gleichſam erwachſen und wieder mit ihm verwachſen iſt, und das iſt für mich das eigenartige Weſen unſrer gelehrten Schulen.

Auch darüber verwunderſt Du Dich, daß ich, wenn die alte Liebe in mir nicht erkaltet, in dieſer Zeit, wo die Gymnaſien ſo erbitterten Angriffen ausgeſetzt ſind, nicht ein Wort der Vertheidigung für ſie fände; ich ließe,

Digitized by Google

wirfst Du mir vor, hier meine Feder ruhen, während ich sie oft für Dinge ansetzte, die weit weniger das allgemeine Interesse berühren. Der Vorwurf mag nicht unberechtigt sein. Und doch geht es Dir gewiß wie mir, daß Du über Sachen, die Du zu verstehen meinst, nicht gern sprichst, wenn sich die Menge darüber ereifert. Und wollte man auch reden, man wüßte kaum ob man etwas Neues zu sagen hätte. Denn wer möchte sich rühmen, jedes Wort zu kennen, welches im Widerstreit der Meinungen bereits gefallen ist? Und dann — glaubst Du wirklich, daß mit jener pädagogischen Schriftstellerei, wie sie an der Tagesordnung ist, viel gewonnen wird? Ich gestehe, so anziehend mir immer die pädagogische Praxis erschienen ist — denn sie greift mitten hinein in das reiche Leben der Menschheit, in das frische Treiben der Jugend — so lehrreich mir oft Mittheilungen erfahrener Schulmänner über ihre Thätigkeit gewesen sind, an theoretischen Erörterungen über normale Schulen, normale Lehrer und normale Schüler habe ich stets wenig Gefallen gefunden. Die wichtigsten Reformen des Unterrichtswesens sind mehr durch energische Schulregenten, als durch gelehrte Tractate herbeigeführt worden, und auch von der heutigen pädagogischen Tagesliteratur, in welcher freilich weniger Gelehrsamkeit als Superklugheit belästigt, erwarte ich nicht viel Heilsames. Manches in dieser Literatur mahnt mich an das Spiel der Kinder mit Seifenblasen, und das Kinderspiel schickt sich kaum noch für mein Alter.

Müßte ich reden, so würden überdies meine Worte vielleicht selbst denen nicht gefallen, die mit mir unsern alten Gymnasien noch eine lange Zukunft wünschen. Denn so groß meine Liebe zu denselben ist, bin ich doch fern von der Meinung, daß sie in jedem Betracht vollkommen und über alle Anfechtung erhaben seien. Es giebt keine absolut beste Schule, wie keinen besten Staat, und wie nur der Staat gut ist, der in sich die Möglichkeit fortwährender Verbesserung seiner Institutionen trägt, so ist auch nur die Schule gut, in welcher das Bewußtsein lebt, daß sie in stiller unverdrossener Arbeit sich zu reformiren habe. Und wenn jedes einzelne Gymnasium so an sich zu bessern hat, so wird auch das gesammte Gymnasialwesen, so lange es Lebenskraft in sich hat, im Laufe der Zeit mehr oder minder durchgreifende Reformen erfahren müssen. Was Dünkel und Skandallust, was Privat-, Standes-, und Parteiinteresse an ihm bemängelt, fällt nicht schwer in das Gewicht, aber Forderungen, welche von den einsichtigsten Männern der Nation, welche namentlich von weitblickenden Schulmännern selbst gestellt werden, können nicht auf die Dauer unberücksichtigt bleiben.

Was nicht veralten soll, muß sich verjüngen. Auch unsere Gymnasien sind öfters regenerirt worden, ohne daß dabei ihr innerstes Wesen berührt wurde, und sie werden, hoffe ich, noch manche solche Regeneration erfahren. Wann aber wäre ihr innerstes Wesen bedroht? Einerseits wenn man die humanistischen Studien beseitigte, oder so abschwächte, daß sie nur eine oberflächliche Wirkung üben könnten; andererseits wenn man die Gymnasien zu

Digitized by Google

Specialschulen für gewisse Fachwissenschaften herabsetzte. Ehe das eine oder das andere geschieht, mag man ihnen lieber das Lebenslicht ausblasen und ihnen den Nekrolog schreiben, in welchem man wenigstens das ihnen nachrühmen wird, daß sie Jahrhunderte lang die Pflanzstätten der höheren Bildung in unserer Nation gewesen sind und zu Allem, was Deutschland groß gemacht, mitgewirkt haben. Wir haben aber in einer Zeit, wo der Zudrang zu ihnen ein fast erschreckender ist, wohl am wenigsten Aenderungen zu fürchten, die ihrer Vernichtung gleich kämen, und wer in der Zuversicht ihrer gesicherten Existenz gelassen dem Ansturm gegen sie zusieht, nützt vielleicht mehr als Mancher, der im Uebereifer eine gute Sache schlecht vertheidigt.

Ohne Deine Herausforderung hätte ich dies Alles nicht geschrieben; denn was soll ich Dir Dinge sagen, die Du viel besser übersiehst als ich. Längst höre ich Dich klagen: Sat prata biberunt! Aber wer die Schleuse aufgezogen hat, darf über die einbrechende Fluth nicht klagen, und so hast Du zu verantworten, wenn ich redselig geworden bin, um mich gegen den Vorwurf zu verwahren, daß ich aus Theilnahmlosigkeit nicht für die Gymnasien eintrat.

2.

Du betheuerst, lieber Freund, daß Dir die Absicht fern liege, meine Cirkel verwirren zu wollen, sprichst aber zugleich den Wunsch aus, mindestens Dir über die brennenden Fragen des Gymnasialwesens meine Meinung nicht zu verhehlen, da ich, wie Du meinst, in der Lage sei, ruhiger diese Fragen zu erwägen, als mancher Andere. Zunächst willst Du wissen, einmal was ich von den Leistungen der Realgymnasien halte, und dann, ob auch nach meiner Meinung eine Ueberbürdung unserer Gymnasiasten mit Arbeiten stattfinde, wie sie so vielfach im Publikum und sogar von medicinischen Autoritäten behauptet wird. Ich glaube nicht, daß ich Dir da irgend Neues bieten kann, aber es würde unfreundschaftlich sein, Deinen Wunsch nicht zu erfüllen.

Also die Realgymnasien! Wenn man von ihnen reden soll, erscheint es als ein Glück, daß sie, nachdem sie früher mit den verschiedensten Einrichtungen bestanden und deshalb so schwer in ihrem eigentlichen Wesen zu erkennen waren, neuerdings in den meisten deutschen Staaten eine feste Gestalt gewonnen haben. Konnten sie früher mehr als Fachschulen erscheinen, so sehen sie jetzt gleich den alten Gymnasien ihre Aufgabe darin, eine höhere allgemeine Bildung zu geben, nur daß sie zum Theil mit anderen Mitteln diese Aufgabe zu lösen suchen. Der wesentlichste Unterschied ist nunmehr, daß sie den Unterricht im Griechischen ausfallen lassen, und dadurch Raum gewinnen, die modernen Sprachen und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen in größerem Umfange zu betreiben. Mag so in ihren Einrichtungen auch jetzt noch Einzelnes auf ihre näheren Beziehungen zu gewissen technischen Fächern hinweisen, in der Hauptsache stehen sie doch fortan in ausgesprochener Concurrenz mit unseren alten Gymnasien.

Man kann es beklagen, daß so eine Zersplitterung in das Gymnasial-

Digitized by Google

wesen gekommen ist, daß die alten Gymnasien, um ihre Besonderheit gegenüber den Realgymnasien zu kennzeichnen, das humanistische Element schärfer zu betonen und sich als humanistische Gymnasien zu bezeichnen genöthigt sind, aber man schafft damit nicht Lehranstalten aus der Welt, die doch mit einer gewissen Nothwendigkeit sich entwickelt und die Concurrenz aufgenommen haben, man beseitigt damit nicht den Kampf, der mit Nothwendigkeit aus der Concurrenz entsteht.

Die Vortheile der Concurrenz sind oft genug gepriesen worden; man rühmt nicht mit Unrecht, daß von dem Wetteifer verschiedener Kräfte die Gesammtheit zu gewinnen pflege. Auch von der hier in Rede stehenden Concurrenz wird man manche Vortheile erwarten, aber es ist mindestens fraglich, wie weit solche bisher zu Tage getreten sind.

Zu kurze Zeit bestehen die Realgymnasien in fester Gestalt, um über ihre Leistungen schon ein sicheres Urtheil zu fällen. Was ich bisher von solchen kennen gelernt habe, hat mich günstig für diese Anstalten gestimmt, aber ich wage doch nicht aus vereinzelten Erfahrungen weitgehende Folgerungen zu ziehen. Wenn man, auf statistisches Material gestützt, nachgewiesen hat, daß die Zöglinge der Realgymnasien bei solchen Lehramts- und Promotionsprüfungen, wo sie neben Schülern der humanistischen Gymnasien zugelassen werden, im Durchschnitt Gleiches oder Besseres als diese geleistet haben, so verdient dies gewiß volle Würdigung; aber man darf dabei nicht außer Betracht lassen, daß ein Wissen, wie es für Prüfungen beschafft und in ihnen producirt zu werden pflegt, für die gewonnene höhere Bildung keinen zureichenden Maßstab giebt. Freilich giebt es keine Bildung ohne Wissen, aber man kann viel wissen und doch in höherem Sinne ungebildet sein.

Um so mehr wird man jene Leistungen schätzen müssen, als die Realgymnasien mit nicht geringer Behinderung in die Concurrenz eingetreten sind. Denn es ist ohne Zweifel ein schwerer Nachtheil für sie, daß ihren Abiturienten zur Zeit die meisten Universitätsstudien unmöglich gemacht sind und deshalb Eltern, welche begabten Söhnen die Wahl des Berufs möglichst frei halten wollen, genöthigt sind, dieselben den humanistischen Gymnasien zuzuführen. Wohl ist es zu wünschen, daß man den Schülern der Realgymnasien den Zugang zu allen Facultätsstudien eröffnete, damit diese so den Wettkampf mit den anderen Gymnasien unter völlig gleichen Bedingungen aufnehmen könnten und so ein sicheres Resultat gewonnen würde, aber ich begreife, daß viele Bedenken einem Experimente entgegenstehen, bei welchem nicht nur das Lebensglück Einzelner, sondern auch wichtige Staatsinteressen in Frage stehen.

Wie die Dinge liegen, kann der Kampf, der hoffentlich immer mit ritterlichen Waffen geführt werden wird, sich lange hinziehen: aber endlich wird er doch zu einer Entscheidung führen müssen, welche den Sieg auf der einen, die Niederlage auf der anderen Seite in sich schließt. Denn undenk-

Digitized by Google

bar scheint mir, daß das Endergebniß darin bestehen sollte, daß die höhere, für die Spitzen des Volks- und Staatslebens beanspruchte Bildung in gleich vollkommener Weise auf diesem oder jenem Weg zu gewinnen sei. Befestigt sich die Meinung auf Grund unumstößlicher Thatsachen, daß die Realgymnasien den besseren Weg eingeschlagen haben, so sind sie die Gymnasien der Zukunft und die humanistischen Studienanstalten verlieren ihre Bedeutung, andernfalls behaupten die Letzteren die Stellung, welche sie früher inne gehabt haben und die ihnen erst in neuester Zeit bestritten ist, und die Realgymnasien werden wieder Vorbereitungsanstalten für gewisse technische Fächer, wie sie es ursprünglich waren.

Der Propheten sind heutigen Tages so viele, daß ich ihre Zahl nicht vermehren möchte. Aber verhehlen kann ich nicht, daß mir der schließliche Sieg der Realgymnasien wenig wahrscheinlich ist. Denn in ihrem innersten Wesen scheint mir ein Uebelstand zu liegen, der schwer, ja fast unmöglich zu beseitigen sein dürfte. Bei der Rücksicht, die sie auf die praktischen Bedürfnisse des modernen Lebens zu nehmen haben — denn recht eigentlich aus ihnen sind sie erwachsen, — sind sie genöthigt worden, eine so große Zahl von Disciplinen einzuführen, daß die Zahl der obligaten Lehrstunden vermehrt und zugleich die Concentration des Unterrichts erschwert werden mußte. Die noch ziemlich weit verbreitete Ansicht, daß der Durchgang durch die Klassen leichter in den Realgymnasien sei, als in den humanistischen, ist überaus irrig. Nun werden aber jene praktischen Bedürfnisse, an sich unbestimmter Natur, im Laufe der Zeit gewiß noch wachsen, und man wird dann neue Anforderungen an die Realgymnasien stellen; der Unterricht wird damit noch mehr zersplittert, die Zahl der Lehrstunden noch vergrößert werden. So wird eine Ueberspannung der geistigen und Ueberbürdung der körperlichen Kräfte der Schüler eintreten, bei denen ein geregelter, gesunder Fortschritt derselben unmöglich ist.

Gerade die Ueberbürdung der Schüler wird ja heute besonders den Gymnasien zum Vorwurf gemacht, und an diesem Vorwurfe werden die Realgymnasien wohl schwerer als die humanistischen zu tragen haben. Und damit wäre ich bei der Ueberbürdung angelangt, über welche Du gleichfalls meine Meinung hören wolltest. Aber indem mir schon alle Schrecken der Ueberbürdung vor die Augen treten, werde ich mich hüten, durch eine weitere Fortsetzung dieser ohnehin zu langen Epistel Dich und mich selbst zu überbürden.

3.

Lieber Freund! Du willst es mir nicht erlassen, daß ich auch über die angebliche Ueberbürdung der Gymnasiasten meine Meinung sage, und so muß ich den bitteren Kelch, den Du mir credenzt hast, wohl bis auf die Neige leeren.

Mir ist es immer so erschienen, als sei an unseren alten Gymnasien im Laufe der letzten Jahrzehnte kaum Wesentliches geändert worden, als seien

Digitized by Google

sie von den Zeitbewegungen weniger berührt worden, als die meisten anderen Lehranstalten. Trete ich jetzt in die Räume eines Gymnasiums, so meine ich noch von derselben Luft dort umweht zu werden, wie in meiner Jugend. Und doch muß ich mich in einem schweren Irrthum befinden, wenn jene Klagen über Ueberbürdung der Schüler vollauf begründet sind, wie sie jetzt von allen Seiten ertönen; dann muß jetzt ein Geist des Unmuths da verbreitet sein, wo früher der Uebermuth, oft nur zu laut, sich hervorthat.

Es wird Dir, wie mir, erinnerlich sein, daß früher Klagen der Eltern nicht selten waren über nicht ausreichende Beschäftigung ihrer Söhne außer der Schulzeit. Allerdings kamen wohl auch zuweilen Beschwerden der Eltern und noch mehr der Schüler vor, daß sie momentan mit häuslichen Arbeiten überhäuft seien, und solche Beschwerden waren meist begründet; die Uebelstände waren bald durch ein zufälliges Zusammentreffen verschiedener Hausaufgaben, bald durch Ungeschick einzelner Lehrer herbeigeführt worden und ließen sich leicht durch einen verständigen Director oder durch Verständigung unter den zunächst betheiligten Lehrern beseitigen. Jedenfalls waren aber Klagen, wie sie jetzt verlauten, wonach eigentlich das ganze Gymnasialwesen als eine systematische Unterdrückung des jugendlichen Geistes bezeichnet wird, früher unerhört.

Es setzt mich in der That in das höchste Erstaunen, wenn ich jetzt von wissenschaftlichen Autoritäten unverhohlen ausgesprochen finde, daß die körperliche und geistige Gesundheit unserer Jugend in einer das Gemeinwohl beeinträchtigenden Weise durch die überspannten Anforderungen der Gymnasien gefährdet werde. Man beruft sich dabei auf statistisches Material*), freilich

*) Besonderes Gewicht pflegt man auf die statistischen Nachweisungen über das Zunehmen der Kurzsichtigkeit unter der Schuljugend in Deutschland zu legen und spricht die Befürchtung aus, daß die Kurzsichtigkeit geradezu zu einem deutschen Volksgebrechen sich auswachsen könne. Man beruft sich dabei auf die auffällige Erscheinung der vielen Brillenträger in unseren Schulen, während in Frankreich von den Schülern weit weniger, in England fast gar keine Brillen getragen werden. Ich erinnere mich sehr wohl, daß in meiner Gymnasialzeit auch unter meinen Mitschülern die Brillenträger sehr selten und ein Gegenstand allgemeinen Mitleidens waren, während ich jetzt mit Schrecken die Hälfte der Schüler in den Oberklassen mit Augengläsern sehe. Die Sache wird dadurch noch befremdender, daß wir höchst unbequeme Subsellien hatten, die Beleuchtung in den Schulstunden mangelhaft war und die häuslichen Arbeiten meist bei einem kläglichen Talglicht angefertigt wurden. Man behalf sich eben, und Viele, die heute die Brille nicht würden entbehren können, behalfen sich auch ohne solche. Mir scheint unzweifelhaft, daß die Zahl der Brillenträger mit der Ausbildung der Augenheilkunde und der Vermehrung der Augenärzte in gleicher Progression gewachsen ist; aber eine Statistik, welche daraus folgern würde, daß die Augenärzte die Zahl der Augenkranken gemehrt hätten, würde einfach der Absurdität angeklagt werden. Die Folgerung, daß die Schulen eine so rapide Steigerung der Augenkrankheiten veranlaßt haben, ist jedoch kaum besser begründet. Es liegt doch sehr nahe, sich die auffällige Thatsache dadurch zu erklären, daß man mehr und mehr auf die Augenleiden aufmerksam geworden ist und ihnen schon im Entstehen zu begegnen gesucht hat. So sind die Brillenträger gewachsen, und die immer steigende Sorgfalt der Augenärzte wird hoffentlich dahin

Digitized by Google

schüchtern; denn es befestigt sich doch allmählich die Ueberzeugung, daß die Statistik oft unzulässige Folgerungen aus unsicheren Prämissen zieht. Man beruft sich überdies auf eigene Erfahrungen, nach denen, wenn sie untrüglich, unsere Gymnasien Spitälern sehr ähnlich sehen müßten. Uebten die Gymnasien wirklich auf den Nachwuchs in den höheren Ständen unseres Volks eine so zerstörende Wirkung, wie behauptet wird, dann bliebe den Regierungen allerdings kaum etwas andres übrig, als sie möglichst bald sämmtlich zu schließen; denn mit allen jenen armseligen Reformen, die vorgeschlagen werden, würde doch wenig oder nichts geholfen werden.

Sehe ich nun zunächst auf die humanistischen Gymnasien, denen doch vorzugsweise der Angriff gilt, so frage ich mich — und Andere werden dieselbe Frage sich stellen: wie ist erklärlich, daß Schäden, früher kaum bemerkt, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer Gefahr herangewachsen sein sollen, welche die ganze geistige Stellung unserer Nation bedroht? Es wird um so unerklärlicher, als bei den Gymnasien kaum so durchgreifende Veränderungen in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind, daß man aus diesen die behaupteten verderblichen Wirkungen ableiten könnte. Der Lehrplan ist im Wesentlichen der frühere, die Zahl der Lehrstunden ist eher gemindert als erhöht worden, die Forderungen für die Abiturientenprüfung sind nicht unerheblich herabgesetzt, und so muß es doch mehr als fraglich erscheinen, ob die Arbeitslast der Schüler wirklich über Gebühr gesteigert wurde. Es mag ja sein, daß einzelne ungeschickte oder noch unerfahrene Lehrer den Schultern der Schüler mehr auferlegen, als sie tragen können, aber man wird zwischen solchen überspannten Anforderungen Einzelner und den Anforderungen der Gymnasien selbst zu unterscheiden haben.

So weit meine Beobachtungen reichen, kann ich nicht finden, daß die jetzt die Universität beziehenden jungen Leute an geistiger und körperlicher Frische früheren Generationen wesentlich nachstehen. Indessen vereinzelte Wahrnehmungen gelten wenig gegenüber ärztlichen Gutachten, welche eine Abnahme der Körper- und Geisteskraft bei den Schülern der höheren Lehranstalten im Allgemeinen behaupten. Auch wer geneigt ist, derartige allgemeine Behauptungen mit einiger Skepsis aufzunehmen, wird zugeben müssen, daß ihnen Erfahrungen zu Grunde liegen müssen, die ernste Besorgniß einflößen. Nur fragt es sich, ob jene Abnahme der Kräfte, die man bei der Jugend der höheren Stände bemerkt haben will, die Gymnasien allein oder nur in der Hauptsache verschuldet haben.

Die meisten Gymnasien sind in größeren Städten belegen, wo das

führen, daß die Kurzsichtigkeit nicht ein Erbübel der Nation wird, sondern stetig abnimmt. — Auch die traurigen Selbstmorde der Schüler hat man mit Ueberbürdung motiviren wollen. Während ich auf dem Gymnasium war, erschossen sich zwei meiner Mitschüler, Knaben von 13—15 Jahren. Beide hatten sich nie mit Arbeiten überlastet; der eine hatte sich den Kopf mit der Lectüre von Räuberromanen erfüllt, der andre sollte in eine alberne Liebesgeschichte verwickelt sein.

Digitized by Google

öffentliche Leben sich in den letzten Zeiten freier entwickelt hat. Es ist unmöglich die Schüler von demselben ganz abzusperren, auch die häßlichen Auswüchse dieses städtischen Treibens bleiben ihnen nicht nur nicht verborgen, sondern erregen besonders ihre Aufmerksamkeit. Wer wüßte nicht, welchen verführerischen Reiz das Wirthshausleben, sittenlose Komödien und die Schmutzliteratur gerade für die halberwachsene Jugend haben? Dazu kommt, daß in den höheren Ständen unsrer Nation das Leben reicher und mannigfaltiger, zugleich aber auch genußsüchtiger und üppiger geworden ist. Von dem Luxus der Eltern lassen sich die Kinder nicht ganz ausschließen, und er übt auf die Jungen eine entnervendere Wirkung, als auf die Alten. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern, wenn so Vergnügungen und Zerstreuungen, die Erholung gewähren sollten, oft zu einem schleichenden Gift für unsere Jugend werden. Und will man einmal durchaus die beklagten Uebelstände auf Ueberanstrengung der Jugend zurückführen, so richte man doch sein Augenmerk auf die Last, welche die Eltern selbst ihren Söhnen nur zu häufig durch Privatunterricht aufbürden, sei es durch die Nachhilfe sogenannter Instructoren für die Schule, sei es durch Unterweisung in Lehrgegenständen, welche der öffentliche Unterricht ausschließt. Wenn man dem Knaben, der kaum von der Schulbank aufgesprungen, gleich wieder zu Hause in die Arbeitsstube einschließt, dann freilich tritt eine heillose Ueberbürdung ein, aber man wird sie der Schule sehr mit Unrecht beimessen. Unaufhörlich kämpfen die Gymnasien gegen jene betrübenden Einflüsse des socialen Lebens auf die Jugend, wie gegen die Ueberanstrengung derselben durch Privatunterricht, und doch bleibt man blind gegen diese für das Gedeihen der Jugend so nachtheiligen Mißstände und mißt die üblen Nachwirkungen derselben gerade den öffentlichen Lehranstalten bei, die vielleicht allein noch wirksame Abhilfe gewähren können.

Wie übertrieben gewiß die den Gymnasien gemachten Vorwürfe sind, es würde doch gewissenlos sein, wenn nicht alle dazu Berufenen ernstlich prüfen wollten, ob sie nicht doch in irgend etwas begründet seien. Sollte sich da, wie ich glaube, herausstellen, daß unsere Schulordnungen keinerlei Schuld an den beklagten Uebelständen tragen, so würde dies noch keineswegs ausschließen, daß wirklich Ueberbürdungen der Schüler eintreten. Wie alle anderen menschlichen Ordnungen können auch die der Schulen mißbraucht und mißachtet werden, und ich muß dies um so mehr befürchten, als ich nicht selten neuerdings auch von einsichtigen Eltern Klagen gehört habe, daß ein Uebermaß von häuslichen Arbeiten den Schülern auferlegt werde, namentlich zu viel memorirt werden müsse. Der letzte Grund solcher Ueberbürdungen wird denn kein anderer sein, als daß manche Lehrer nicht begreifen wollen, daß ihre Hauptaufgabe ist, den Lehrstoff in der Schule selbst der Jugend mitzutheilen und durch didaktische Kunst zum vollen Verständniß zu bringen, die Hausaufgaben dagegen wesentlich keine andere Bedeutung haben, als das in der Schule Erlernte zu wiederholen

Digitized by Google

und anzuwenden. Kein Zweifel, daß es manche nachlässige und ungeschickte Lehrer giebt, die in den Schulstunden nur oberflächlich unterrichten, im Uebrigen die Schüler auf das Compendium verweisen und sich dann damit begnügen, zu controliren, wie weit sich der Schüler in häuslicher Arbeit das Lehrbuch zu eigen gemacht hat. Da wird dem Schüler allerdings mehr zugemuthet, als er leisten kann, und mit der Ueberspannung der Kraft wächst die Unlust an der Arbeit und der Widerwille gegen die Schule.

Wie in allen pädagogischen Dingen, liegen die Mißstände auch hier mehr in den Personen als in den Einrichtungen, und die Mißstände werden in der letzten Zeit sich um so fühlbarer gemacht haben, als die Behörden bei dem Lehrermangel nicht immer die strengste Auswahl bei der Anstellung treffen konnten. Leider giebt es gegen schlechte oder fahrlässige Lehrer kein radicales Mittel, aber man kann die Jugend doch möglichst gegen sie schützen. Dies ist vor Allem die Sache der Rectoren, und mir scheint es die wichtigste Pflicht jedes Schulregiments, welches die Gymnasien in heilsamem Stande erhalten will, an die Spitze derselben Männer zu stellen, welche die Aufgabe der Gymnasialbildung richtig erfaßt haben und die Energie besitzen, dieselbe selbst unter vielen und großen Hindernissen glücklich durchzuführen. Solche Rectoren werden auch die angemessenen Mittel finden, durch kräftigende Geistesarbeit die Jugend vor entnervenden Einflüssen zu wahren und sie andererseits vor Ueberbürdung durch unkluge oder gewissenlose Lehrer zu schützen.

Wenn man vorgeschlagen hat, die Arbeitsstunden in gleicher Weise zu normiren, wie es bei den öffentlichen Lehrstunden der Fall ist, so scheint mir ein solcher Vorschlag von sehr zweifelhaftem Werthe. Eine Controle der häuslichen Arbeitsstunden ist schwer zu üben, überdies das richtige Maß für dieselben schwer zu finden; denn der begabte Schüler bringt in einer halben Stunde fertig, wozu einem anderen zwei Stunden nicht ausreichen. Und sollte es auch durch eine solche Normirung wirklich gelingen, die Arbeitszeit erheblich zu verkürzen, wer bürgt dann dafür, daß die so gewonnene Freizeit nicht vielfach zu Erholungen angewendet wird, die für Körper und Geist verderblicher sind, als zu strenge Arbeit?

Aber genug und übergenug! Die Feder eilt im Fluge dahin, und ich bemerke nicht, daß ich Dinge schreibe, die gewiß tausendfach gesagt sind und die Niemand besser kennt, als Du. Wie gefährlich war es, an dem Schrein zu rütteln, in dem ich meine pädagogischen Sorgen so lange still verborgen hielt.

4.

Du willst nicht zugeben, lieber Freund, daß es Dich reut, mich zu meinen pädagogischen Herzensergießungen verführt zu haben. Du verlangst sogar ihre Veröffentlichung. Denn in einer Zeit, wo contra gymnasia so viel declamirt würde, dürfe ein Wort pro gymnasiis nicht verloren gehen,

Digitized by Google

und meine Bemerkungen, so fragmentarisch und aphoristisch sie seien, könnten vielleicht um so eher nützlich werden, als das Publikum sich über Streitfragen der Zeit meist lieber aus der leichten Literatur der Journale, als aus dickleibigen Büchern zu unterrichten pflege. So sehr es nun auch meiner Neigung widerspricht, die pädagogische Literatur auch nur mit einem Blatte zu vermehren und so wenig ich glaube, irgend etwas Neues gesagt zu haben, würde ich es doch für unverantwortlich halten, mich Deinem Verlangen zu widersetzen, wenn Du meinst, daß durch die Veröffentlichung meiner Briefe irgend etwas genützt werden könne. Sollen Sie aber in weitere Kreise gelangen, dann muß ich ihnen noch ein Postscript beifügen; ich darf über meinen Lehrgegenstand nicht schweigen, dessen Pflege mir besonders am Herzen liegt und der trotz seiner anerkannten Bedeutung doch vielfach vernachlässigt wird. Ich brauche Dir kaum zu sagen, daß ich den Geschichtsunterricht meine.

Ich denke zunächst an die Weise, wie die Geschichte an den Gymnasien gelehrt wird, aber es wird an den anderen höheren Bildungsanstalten, Realgymnasien, Realschulen, höheren Bürgerschulen und wie sie sonst sich nennen, eher schlechter als besser um diesen Unterricht stehen, und so dürften meine Bemerkungen auch auf diese analoge Anwendung finden.

Die Bedeutung des Geschichtsunterrichts für unsere höheren Lehranstalten wird kaum Jemand bestreiten. Abgesehen davon, daß es unumgänglich nöthig ist, den Jüngling, der seine geistige Nahrung vorzugsweise aus der Literatur alter Zeiten empfängt, auch über die Verhältnisse, aus denen jene Schriftwerke erwachsen, zu orientiren, daß ihm ferner der Zusammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart, in deren Leben er selbst eingreifen soll, zum Verständniß gebracht werden muß, soll alle höhere Bildung doch vor Allem die Befestigung des sittlichen Willens, die Gewöhnung an sittliches Handeln in das Auge fassen, d. h. Charakterbildung sein, und unter allen Lehrgegenständen ist nächst dem Religionsunterricht keiner geeigneter, sittliche Vorstellungen und Impulse zu wecken, als die Geschichte; vornehmlich ist der Unterricht in der vaterländischen Geschichte das beste Mittel, patriotisches Gefühl zu nähren und zu patriotischem Handeln anzureizen.

Auch haben es die Schulbehörden nicht daran fehlen lassen, auf die Wichtigkeit des Geschichtsunterrichts hinzuweisen und besonders hervorzuheben, wie er die patriotische Gesinnung in der Jugend pflegen und beleben soll. In allen wichtigen Wendepunkten unserer Geschicke hat man die Schulen durch Verordnungen an die Pflege der vaterländischen Geschichte gemahnt. Ueber die Zahl der diesem Unterricht zuzuweisenden Lehrstunden, über den Umfang des Lehrstoffes, über die an das Wissen des Lehrers zu stellenden Forderungen hat man vielfach Verfügungen erlassen. Trotzdem hat es nie an Klagen über mangelhaften oder geradezu schlechten Geschichtsunterricht gefehlt, und man darf bezweifeln, ob durch alle jene Anordnungen, so gut

Digitized by Google

sie gemeint waren, viel erreicht wurde, ja ob überhaupt auf diesem Wege eine durchgreifende Besserung zu erzielen ist.

Nicht selten haben mir Männer, die auf Gymnasien gebildet, noch in ihrem Alter mit wahrer Begeisterung von ihrem Geschichtslehrer gesprochen, dem sie nicht nur einen reichen Schatz von fruchtbaren Kenntnissen, sondern auch ihre ganze Lebensrichtung zu danken hätten, während ich nicht minder häufig von Anderen habe hören müssen, wie ihnen ein geistloser Unterricht in der Geschichte das Interesse für diese Wissenschaft auf immer genommen habe. Wir erleben es ja auch täglich, daß von den zur Universität übergehenden Jünglingen die Einen sich mit Eifer zu historischen Studien drängen, die Anderen sich mit Unlust von ihnen abwenden — ohne Frage Nachwirkungen des auf dem Gymnasium genossenen Unterrichts; denn von Natur herrscht in jedem Menschen ein historischer Trieb. Ich kann aus solchen Wahrnehmungen keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wirkung des Geschichtsunterrichtes hauptsächlich von der Person des Lehrers abhängt. Mehr oder weniger wird das ja bei jedem Lehrgegenstand der Fall sein; nur tritt es hier, wo sich eine feste Methode weniger ausgebildet hat und auch nach der Natur der Sache weniger ausbilden kann, besonders scharf hervor. Die volle Bedeutung der Geschichte tritt den Schülern gleichsam erst in der Bedeutung des Lehrers entgegen.

Liegt nun so viel wie Alles an der Person des Lehrers, so wird es vor Allem nothwendig sein, den Geschichtsunterricht nur in die Hände solcher Lehrer zu legen, welche ihm die rechte Wirkung zu geben vermögen. Da ist es nun ein großer Irrthum zu meinen, solche Lehrer würden sich nur unter den gelehrten Geschichtsforschern finden. Es ist ja selbstverständlich, obwohl in der Praxis leider noch immer nicht allgemein anerkannt — daß Niemand in der Geschichte unterrichten sollte, der nicht ein umfassendes und gründliches Wissen in diesem Fache besitzt; aber damit ist noch nicht die Forderung erhoben, daß er sich als ein gelehrter, selbständiger Forscher bewährt habe. Wollte man derartige Ansprüche an die Gymnasiallehrer stellen, so würde man bei der herrschenden Specialisirung der wissenschaftlichen Forschung bald zu einer Fachzersplitterung an den Gymnasien kommen, bei der sie dem sicheren Untergang zueilten; schon jetzt macht es sich übel genug bemerklich, daß in einzelnen Disciplinen das Fachlehrerwesen übermäßige Geltung gewonnen hat. Viel wichtiger, als eine profunde Gelehrsamkeit, ist für den Geschichtslehrer, daß er die Einsicht besitzt, aus dem reichen Stoff das auszuwählen, was den Schülern verständlich ist und sie fesselt, daß er eine lebendige Anschauung der geschichtlichen Vorgänge und eine solche Redegabe besitzt, seine Anschauungen den Schülern in klarer und anziehender Weise darzulegen; er muß endlich durch seine würdige Haltung in der Jugend die Ueberzeugung zu erwecken vermögen, daß es ihm in dem Urtheil über geschichtliche Personen und Vorgänge einzig und allein um Wahrheit und Gerechtigkeit zu thun ist. Nur in der Hand eines solchen Lehrers kann der

Digitized by Google

Unterricht bewirken, daß der historische Stoff nicht allein vom Gedächtniß äußerlich aufgenommen, sondern innerlich erfaßt wird, daß ein Interesse für die Geschichte gewonnen wird, welches weit die Schulzeit überdauert, daß dieser Unterricht eine sittliche Wirkung auf die Jugend übt, die das ganze spätere Leben mitbestimmt.

Es giebt ohne Zweifel nicht wenige Geschichtslehrer an unseren Schulen, welche die erwähnten Eigenschaften besitzen und in der segensreichsten Weise den Unterricht ertheilen. Daneben giebt es aber leider Andere, die nur aus diesem oder jenem äußeren Grunde den Geschichtsunterricht übernommen haben, für den sie weder besondere Beanlagung noch die nöthige Vorbildung, ja nicht einmal ein inneres Interesse besitzen, und deren Unterricht deshalb wesentlich im Lesen eines Lehrbuchs, Aufgeben eines Memorirstoffes aus demselben und Abhören des Memorirten besteht. Die heillosesste Ueberbürdung mit sinn- und zweckloser Arbeit entsteht da für den Schüler und erweckt in ihm einen Abscheu gegen alle Beschäftigung mit der Geschichte, der sich oft nie wieder verliert. Ein solcher Unterricht ist es, von dem einst ein hervorragender bairischer Schulmann sagte, er schade viel mehr, als er nütze. Man hat sogar, auf die traurigen Resultate solchen Unterrichts hinweisend, die wunderliche Meinung laut werden lassen, es sei besser auf den Gymnasien gar keine Geschichte zu treiben und die Pflege derselben ganz den Universitäten zu überlassen.

Vielleicht wird gefragt, was denn die Schulbehörden, wenn die Wirkung des historischen Unterrichts so sehr von der Person der Lehrer abhängt, für die Hebung desselben zu thun vermögen. Die geeigneten Persönlichkeiten könnten sie nicht schaffen, und eine ausreichende Zahl solcher würde sich überhaupt kaum finden lassen. Das mag sein, aber ich glaube doch, daß Manches geschehen könnte, um junge begabte Leute, die Neigung zum historischen Studium und zugleich Neigung zum Lehren haben, in größerer Zahl für das Lehramt an Gymnasien zu gewinnen und so eine Pflanzschule für tüchtige Geschichtslehrer zu erhalten. Vor Allem wäre freilich dann nothwendig, daß der Geschichtslehrer, der seine Aufgabe wirklich erfüllt, auch in dem Lehrercollegium die volle ihm gebührende Stellung fände, sich in keiner Weise in seiner Laufbahn behindert sähe, wie es thatsächlich noch häufig der Fall ist. Es entmuthigt natürlich junge Leute, die sonst alle Eigenschaften für das Lehrfach besitzen, sich dem Gymnasialunterricht zu widmen, wenn sie dabei in der Gefahr stehen, immer gleichsam Gymnasiallehrer zweiter Klasse zu bleiben.

Es ist mir durchaus nicht zweifelhaft, daß der tüchtige Historiker dem Gymnasium vollkommen gleiche Dienste leistet, wie der tüchtige Philologe, und deshalb auch völlig gleiche Stellung beanspruchen darf. Man wende nicht ein, daß die Verwendbarkeit des Historikers am Gymnasium eine geringere sei. Die Geschichtswissenschaft greift so vielfach in andere Gebiete hinüber, ist namentlich mit den philologischen Disciplinen so mannigfach ver-

Digitized by Google

bunden, daß eine ganz einseitige Fachausbildung für den Historiker fast unmöglich ist. Es ist deshalb auch gerechtfertigt, daß in den meisten Prüfungsordnungen für das höhere Lehramt vom Historiker auch der Nachweis von Kenntnissen in anderen Wissenschaften verlangt wird, wenngleich in niederem Maße, als von solchen, die diesen Wissenschaften ein eigentliches Fachstudium zugewendet haben. Die Geschichtslehrer werden deshalb an den Gymnasien auch für andere Disciplinen verwendet werden können, und es fehlt nicht an Beispielen, daß dies mit dem besten Erfolge geschehen ist. Die Anforderung freilich an jeden sich dem Gymnasiallehramt widmenden Historiker zu stellen, daß er auch die volle Fachausbildung des Philologen haben müsse, wäre eben so unbillig, als von dem Philologen verlangen, daß er ein nach allen Seiten durchgebildeter Historiker sei. Es giebt ja Einzelne, bei denen Beanlagung und Neigung für philologische und historische Fachstudien die gleiche ist und die deshalb diese Studien in gewisser Verbindung treiben, aber es wäre ganz thöricht eine solche Verbindung allgemein zu verlangen, wobei nur die Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit des Studiums gefördert werden würde.

Aber die Thätigkeit der Behörden hat sich nicht allein darauf zu richten, die geeigneten Kräfte für den Geschichtsunterricht zu gewinnen, sie hat auch das Lehrziel für denselben angemessen zu stellen und dafür zu sorgen, daß nicht mehr gelehrt wird, als der allgemeine Zweck der Schulen verlangt und den Kräften der Schüler zugemuthet werden kann. Und da ist nur dankbar anzuerkennen, daß in diesen Beziehungen in letzter Zeit sehr ersprießliche Verordnungen ergangen sind.

Es ist bekannt, einen wie maßgebenden Einfluß auf den Geschichtsunterricht in den deutschen Gymnasien die von dem westfälischen Provinzialschulcollegium i. J. 1830 erlassene Instruction für denselben geübt hat, welche für die unteren Klassen einen biographischen, für die mittleren einen ethnographischen und schließlich für die oberen einen universalhistorischen Cursus vorschrieb. Man wollte von dieser Instruction eine neue Aera für den Geschichtsunterricht datiren, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie in manchem Betracht anregend gewirkt hat. Dennoch wird man jetzt wohl allgemein überzeugt sein, daß sie weit über das richtige Ziel hinausschoß, indem sie ein universalhistorisches Wissen von den Schülern beanspruchte. Denn wir leben einmal nicht mehr des naiven Glaubens, daß, wenn viel gelehrt, auch viel gelernt wird, und es ist uns andererseits der Begriff der Universalgeschichte selbst immer flüchtiger und unbestimmter geworden, während zugleich die Erkenntniß lebendiger wurde, daß unserer deutschen Jugend doch vor Allem Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte nothwendig sei.

Diese Erkenntniß drückt sich auch deutlich in der Schulordnung für die bayerischen Studienanstalten von 1874, wie in dem jüngst bekannt gewordenen Lehrplan für die preußischen Gymnasien aus. Beide beschränken, im Wesentlichen übereinstimmend, ohne die Zeit für den Geschichtsunterricht zu kürzen, nicht unerheblich den Lehrstoff; sie ordnen einen doppelten Cursus desselben

Digitized by Google

an, einen niederen, mehr elementaren, für die Schüler von etwa 12 bis 15 Jahren, und einen höheren für die letzten vier Jahre der Gymnasialzeit, und bestimmen, daß in den Mittelpunkt des Unterrichts für das Alterthum die Geschichte der Griechen und Römer, für die mittlere und neuere Zeit die deutsche Geschichte zu treten hat. Diese Bestimmungen sind leicht zu controliren und werden sicher eine Vertiefung des Geschichtsunterrichts in seiner Beschränkung herbeiführen. Möchten nur auch die anderen wohlgemeinten Vorschriften, welche in jenen Verordnungen enthalten sind, gleich des Erfolges sicher sein! Ich meine jene Vorschriften, daß der Geschichtsunterricht in einer dem Verständniß der Schüler angemessenen und das sittliche Gefühl anregenden Weise ertheilt werden und sich nicht auf die Einübung eines gegebenen Memorirstoffes beschränken solle.

In diesen Verordnungen wird von dem Geschichtsunterricht nicht mehr verlangt, als gefordert werden muß und geleistet werden kann. Freilich wird es, wie man sich nicht verhehlen darf, doch nur von tüchtigen Lehrern geleistet werden, und so wird jede wirkliche Besserung doch immer wieder von der Anstellung solcher Lehrer abhängig sein. Gelingt es, sie überall heranzuziehen, so werden bald die Klagen verstummen, daß der Geschichtsunterricht für unsere Gymnasiasten eine drückende Last sei; er wird vielmehr sie geistig erfrischen und kräftigen, und nicht nur auf die Jugend unserer höheren Stände, sondern auf unser gesammtes Staatsleben sittlich hebend wirken.

Digitized by Google

Robert Schumann.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

Bach und Beethoven sind die Väter der musikalischen Romantik. Während Weber und Schubert nur vom Geiste des Letzteren befruchtet worden, gesellt sich zu seinem Einfluß auf Mendelssohn und Schumann noch als anderer Factor die Hinwendung zu dem in unserem Jahrhundert neu entdeckten protestantischen Altmeister. Wenn jede bereits auf eine lange thatenreiche Vergangenheit zurückblickende Kunst mehr und mehr ablenkt vom Allgemeinen, Einheitlichen, Objectiven, immer angelegentlicher in die Darstellung des Besonderen, Einseitigen, Subjectiven sich vertieft, so tritt dieser Verlauf nirgend sinnfälliger zu Tage, denn innerhalb der durch keine Beziehung zur äußerlich wahrgenommenen Welt beschränkten, durch keine Abhängigkeit von einem vorgefundenen Naturschönen gezügelten Musik. Aus Lust und Unlust, Harmonie und Dissonanz, aus der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben sind alle jene geheimnißvollen Vorgänge in unserem Gemüth zusammengesetzt, die wir als Gefühle, Stimmungen, Seelenzustände bezeichnen. Ihre Mannigfaltigkeit, bedingt durch das Mischungsverhältniß der in ihnen verbundenen Elemente, ist unerschöpflich. Die Sprache läßt sich aber auf die feineren Abstufungen und Unterschiede der in dem rastlos geschäftigen Mikrokosmus sich kundgebenden, hier gleich dem Wogen der Brandung ewig einander drängenden und ablösenden Erscheinungen gar nicht ein, sondern faßt ganze Gruppen unter einem gemeinschaftlichen Wort zusammen. Vorzugsweise Dienerin des Verstandes, hat sie weder ein Interesse noch überhaupt die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen von dieser unendlichen Fülle individuellster Gefühlsschattirungen, jede einzelne bei ihrem Namen zu nennen. Was solchergestalt dem dichterischen Ausdrucksvermögen sich gänzlich entzieht, gerade das offenbart uns die in

Digitized by Google

den verborgensten Tiefen des Gemüths heimische Musik. Ohne sie, die ein Ohr hat für den leisesten Herzschlag der Empfindung und den Mund, das heimlich Erlauschte zu künden, würde ein wesentlicher Theil der menschlichen Natur gar nicht zu schöner, von seinen elementaren Erscheinungen abgelöster Gegenständlichkeit, mit einem Wort zu künstlerischer Darstellung gelangen können. Der Zug nach dem Subjectiven ist den Tönen eingeboren und jenen Beiden, aus deren Schöpfungen er mit siegreichster Beredsamkeit zu uns spricht, sollte darum die Zukunft gehören. Nicht verwundern darf aber, daß die Werke des jüngeren Meisters den Schaffenden wie den Genießenden früher in Saft und Blut übergegangen, als die des älteren, daß erst Beethoven dem Verständniß Bachs die Wege gebahnt hat. Dieser, obschon gleich dem anderen echtester Seelenkündiger, stand doch zu ausschließlich unter der Herrschaft einer specifisch kirchlich gefärbten Lyrik und der durch sie bedingten streng contrapunktischen Formen, um Sinn und Gemüth der Massen für die Aufnahme der von ihm gespendeten Schätze bereit zu finden. Geraume Zeit mußte verstreichen, bevor die allgemeine musikalische Bildung in der rauhen Schale den köstlichen Kern entdeckte, oder sagen wir lieber, dahin gelangte, das scheinbar so graue, wirre, polyphone Gewebe als die organische Entfaltung des reichsten, beseligendsten Inhalts, als ein von wärmstem Leben erfülltes Adern- und Nervengeflecht zu begreifen und zu bewundern.

Mit Vorbedacht sind hier Bach und Beethoven als die Väter, also nur als die Vorläufer unserer Romantiker bezeichnet worden. Was sie von diesen selber scheidet, ist der Umstand, daß sie keine der beiden Eigenschaften je verläugnet, die das Wesen des klassischen Kunstwerks ausmachen. Ein solches bringt uns nämlich immer einen großen, bedeutsamen, allgemein giltigen Inhalt vor die Seele. Symbolisch im Goethe'schen Sinne veranschaulicht es irgend einen Grundzug der menschlichen Natur. Die klassische Kunst verschmäht alles Zufällige, Absonderliche. Im einzelnen Beispiel das Walten der ewigen Gesetze versinnlichend, thut sie kund, was stets war, stets ist, stets sein wird. Und zu dieser Urbildlichkeit des Inhalts gesellt sich die vollendete Form. Idee und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck durchdringen sich in dem Maße, sind so sehr blos in- und miteinander, daß keine Seite auch nur den geringsten Mangel oder Ueberschuß aufweist. Dem Schöpfer eines klassischen Gebildes bleibt darum nichts Unausgesprochenes auf der Seele, er verschwindet hinter dem Werke, das er zwar mit seinem Herzblute genährt hat, das aber, zu goldener Reife gediehen, mit jeder Faser von ihm abgelöst ist, nun selber ganz und voll für sich einsteht. Diese zum ästhetischen ABC gehörenden Sätze gelten für alle Kunst, welchen Stoff sie auch ergreifen mag. Wie unsere klassischen Meister sich nie hinabgebückt zu dem Kleinkram spielseliger Empfindelei, wie man sie auf das vornehme Wort der Juristen: minima non iurat praetor anwenden darf, eben so wenig haben sie je für sich und ihre Musik erborgter Krücken und Stelzen bedurft, um Früchte zu pflücken, die ihnen sonst zu fern und hoch gehangen. Der Kraft,

Digitized by Google

dem Reichthum, der Gesundheit des Stimmungsgehaltes entspricht denn auch hier überall die Fülle, Weite, Festigkeit der Gestaltung. Ganz anders die Romantik, die im Streben nach bisher noch nicht erschöpften Möglichkeiten des Ausdrucks entweder für ihre emsige Klein- und Feinmalerei nur die winzigsten, embryonischsten Formen brauchen kann, oder bei ihren großen Würfen immer wieder den Versuch machen muß, das von ihr als äußerer Zwang empfundene musikalische Causalitätsgesetz zu durchbrechen. Aber Mendelssohn, wird man einwenden, was hat er zu schaffen mit irgend welchem revolutionären Sturm und Drang, kam es ihm je in den Sinn, an den Formen zu rütteln, sich aufzulehnen gegen den in den Tönen waltenden Trieb nach organischer Entfaltung? Darauf ist zu erwidern, daß der Componist des Sommernachtstraums nur ein halber, verschämter Romantiker gewesen, eben so wie sein theologischer Doppelgänger Schleiermacher ein halber, verschämter Pantheist. Es soll das keineswegs zur Verkleinerung der Beiden gesagt sein, sondern viel eher zu ihrem Ruhme. Durch Naturanlage und die ganze geistige Entwickelung zur Mittlerrolle berufen, haben sie sich dieser unterzogen und wahrlich nicht ohne reichen Segen. Mendelssohns romantische Neigungen fanden ihren Ausdruck in der Freude an der mondbeglänzten Zaubernacht, an der wunderbaren Märchenwelt. Gern floh er aus dem wirren Getümmel des Lebens in ein von keiner menschlichen Leidenschaft beunruhigtes, freilich darum auch wesenloses Traumreich der Phantasie. Ihr buntestes Spielzeug, den ganzen, unendlich kleinen, unendlich feinen Hausrath der Elfen und Feen, lauter Schätze, welche die klassische Kunst so gut wie unberührt gelassen, breiten seine Töne vor uns aus. Er hat indessen weder die gesammte Kraft und Zeit auf diese Dinge gewandt, noch sie überhaupt recht ernsthaft genommen. Die Beschäftigung mit ihnen konnte ihn nicht abhalten, von der Vollendung seiner eigensten Lebensaufgabe, von der Erneuerung des Oratoriums.

In ungleich tieferen, durstigeren Zügen haben Schumanns Werke den während des ersten Drittels unseres Jahrhunderts die ganze geistige Atmosphäre erfüllenden Blüthenduft der Romantik eingesogen. Gemein ist beiden die ungezügelte Richtung auf das Subjective und, was damit aufs Engste zusammenhängt, die aufgehobene oder wenigstens gestörte Harmonie zwischen Empfindung und Erscheinung, eine Art der Darstellung, die das letzte Wort schuldig bleibt, in Räthseln zu uns redet, den mitzutheilenden Inhalt mehr versteckt als offenbart, weil seiner erschöpfenden Kundgebung die endliche Natur jedes Ausdrucksmittels sich versagt. Die Romantik gipfelt aber im Weltschmerz, dieser höchsten Spitze der Subjectivität. Das einzelne Ich dünkt sich hier viel zu groß und bedeutend, zu vornehm und edel, um auf die schlechte Wirklichkeit sich überhaupt einzulassen. Es findet blos noch einige Befriedigung in dem Genuß seiner selbst, in unersättlicher Gefühlsschwelgerei. Auf's Stärkste sehen wir darum das Wesen Schumanns beeinflußt von der weltschmerzlichen Grundstimmung seiner Zeit, vor Allem von Byron, ihrem

Digitized by Google

berufensten poetischen Zeugen. Wie mit Jean Paul so hatte er sich schon an der Schwelle des Jünglingsalters mit dem britischen Dichter auf's Innigste vertraut gemacht. Diesem ist nicht allein die ihm ausdrücklich gewidmete Manfred-Musik, sondern so manches trostlos in sich hineinbrütende Adagio, so manches wilde, trotzige Scherzo zugeeignet. In allen nicht ganz weiblich und weichlich gearteten Naturen hat der Ekel vor der Welt eine ironische Kehrseite. Die niedrige, fratzenhafte Wirklichkeit, aus der wir in unser hohes, reines Innere flüchten, wäre sie denn auch nur eine einzige Thräne werth? Nothwendig schlägt daher das Gefühl der Trauer, das sie erlauchten Geistern zuerst einflößt, in den Uebermuth der mit Menschen und Dingen spielenden Willkür um. Weil indessen die Ironie eine Tochter des Verstandes, also heimathlos im Tonreich ist, tritt hier an ihren Platz der aus dem tiefsten Grunde des Gemüths hervorquellende Humor. Dieser hat zwar manches mit jener gemein, aber der Verneinung mischt sich bei ihm doch immer ein positives Element bei. Während er das Lächeln auf den Lippen trägt, sind ihm die Augen feucht, sein Herz blutet, wie laut auch der Mund lacht, der zur Schau gestellte Haß ist nur eine durchsichtige, stets sich verschiebende Maske heißester Liebe. Daß Schumann selbst in den frühesten, unreifsten Schöpfungen etwas Besseres gewesen, als der Sänger „Blöder Jugendeselei", als nur der Vertraute sentimentaler Mädchen und schwärmerischer Jünglinge, verdankt er der ihm in so reichem Maße verliehenen Himmelsgabe des Humors. Zwei Seelen haben in seiner Brust gewohnt, Zwiesprache in seinen Tönen gehalten: Eusebius' thränenselige Empfindsamkeit und der Feuergeist Florestans. Um zu wissen, welche Bewandtniß es mit dem musikalischen Humor hat, um ihm so recht in's lebensvolle Antlitz zu sehen, muß man ihn an der Quelle, d. h in den Beethovenschen Instrumentalwerken aufsuchen. In ihnen ist er nun freilich mit sehr wenigen Ausnahmen nie das Letzte und Höchste, vielmehr löst sich seine Zwiespältigkeit in der hellen, siegreichen Consonanz der aus dem inneren Widerspruch neugeborenen Bejahung des Willens zum Leben. Der Schumann'sche Humor führt nicht zu solcher Befreiung und Versöhnung, seine Dissonanz bleibt unaufgehoben, er fluthet zurück in seinen Ursprung, den Weltschmerz. Zu dem Beethovens verhält er sich darum wie etwa der Byron'sche zum Shakespeareschen. Immer und überall sind es die singenden und klingenden Wellen der Romantik, die in den Gebilden unseres Tondichters auf- und niederrauschen. Wohl durfte er von sich bekennen: „Ach ja — von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl' ich, ist mir vor vielen Anderen zuertheilt worden." Er hat das innigste Verständniß für den poetischen Pulsschlag der Periode gehabt, in die sein Tagewerk gefallen. Hoffmanns tolle Phantastik, Heines dissonanzenreiche Lyrik sind ihm nicht minder vertraut als die mit Waldesgrün bekränzte Muse Eichendorffs und Chamissos keuscher Frauen- und Minnedienst. Bald träumt er mit Uhland an den von Moos und Epheu umsponnenen Burgen

Digitized by Google

des Mittelalters, bald pflückt er mit Rückert köstliche Rosen. Wie uns der Wind von jeder Blume Kunde bringt, die er unterwegs gestreift, ebenso Schumanns Musik. Sie gleicht jenem lieblichen Kind der Lüfte, der holden Peri, die, um der köstlichsten Gabe und mit ihr der Erlösung theilhaftig zu werden, ruhe-, fried- und heimathlos durch die Welt schweift.

Was unserer ganzen über sich hinausstrebenden romantischen Tonkunst wie ein Alp auf dem Herzen liegt, ist nichts Anderes als das für ihre Zwecke unzulängliche Ausdrucksvermögen des von ihr ergriffenen Stoffes. Sämmtliche Räthsel, die sie sich und uns aufgiebt, finden einzig ihre Lösung in dem Alles deutenden Worte. Weil aber dasselbe dem Munde der Instrumente versagt ist, muß hier eine den Tönen äußerlich angeheftete Erklärung des in sie hineingeheimnißten Inhalts den Mangel ersetzen. Immer wieder haben unsere Componisten zu dieser verzweifelten Auskunft gegriffen, um jedoch auch stets von Neuem nicht nur die Erfahrung zu machen, daß sie damit die Hörer auf eine Eselsbrücke geführt, sondern auch inne zu werden, daß die vermeintliche Befreiung der Musik auf einen Selbstmord hinausläuft. Wo eine Tonschöpfung wirklich zu ihrem Verständniß eines Programms bedarf, da besiegelt es nur entweder die Unfähigkeit ihres Autors, oder die Unnatur der von ihm gewählten Aufgabe. Mehr als pedantisch wäre es nun sicherlich, jede mit einer Ueberschrift versehene Composition als musikalische Contrebande zurückzuweisen. Weitaus die meisten Ouvertüren würden damit vernrtheilt sein, so vieler Frühlings-, Meer-, Landschafts-Sinfonien, zahlloser Fantasie- und Charakterstücke für das Clavier gänzlich zu geschweigen. Warum sollte es dem Tonsetzer verwehrt bleiben, gelegentlich ein Wort über die Eindrücke fallen zu lassen, die ihn zum Schaffen angeregt? Wer wüßte nicht, mit welcher äußersten Strenge und Gewissenhaftigkeit Mendelssohn auf die Reinheit seiner Kunst gehalten! Fürwahr, man könnte ihn weit eher einen musikalischen Puritaner nennen, als ihm den Vorwurf machen, die Grenzsteine zwischen den verschiedenen Darstellungsgebieten des Schönen verrückt zu haben. Dennoch trug er kein Bedenken, uns zu verrathen, wie sehr es ihm der Shakespeare'sche „Sommernachtstraum", das Goethe'sche Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt", „die schöne Melusine", die „Fingalshöhle" angethan.

Nicht leicht ist es, Schumanns Stellung zur Programmmusik genau zu definiren. Wenn Freunde wie Gegner dieser problematischen Gattung sich auf ihn berufen, so thun sie es fast mit dem gleichen Rechte. Denn nicht nur hat sein Verhältniß zu ihr mannigfache Wandlung erfahren, es ist auch stets ein unklares und schwankendes gewesen. Als Vollblutromantiker konnte er sie unmöglich ganz verdammen, ebenso wenig als echter Musiker über ihr schielendes Antlitz, ihren zweideutigen Charakter, kurz über ihre Zwitternatur sich täuschen. In seinen Worten und in seinen Werken tritt dieser innere Widerspruch offen zu Tage. Deutlich verräth er sich z. B. in der folgenden, den Phantasiestücken op. 12 geltenden oratio pro domo: „Was überhaupt

Digitized by Google

die schwierige Frage, wie weit die Instrumentalmusik in Darstellung der Gedanken und Begebenheiten gehen dürfe, anlangt, so sehen hier Viele zu ängstlich. Man irrt sich gewiß, wenn man glaubt, die Componisten legten sich Feder und Papier in der elenden Absicht zurecht, dies oder jenes auszudrücken, zu schildern, zu malen. Doch schlage man zufällige Eindrücke und Einflüsse von Außen nicht zu gering an. Unbewußt neben der musikalischen Phantasie wirkt oft eine Idee fort, neben dem Ohre das Auge, und dieses, das immer thätige Organ, hält dann mitten unter den Klängen und Tönen gewisse Umrisse fest, die sich mit der vorrückenden Musik zu deutlichen Gestalten verdichten und ausbilden können. Je mehr nun der Musik verwandte Elemente die mit den Tönen erzeugten Gedanken oder Gebilde in sich tragen, von je poetischerem oder plastischerem Ausdrucke wird die Composition sein, — und je phantastischer oder schärfer der Musiker überhaupt auffaßt, um so mehr sein Werk erheben oder ergreifen wird. Warum könnte nicht einen Beethoven inmitten seiner Phantasieen der Gedanke an Unsterblichkeit überfallen? Warum nicht das Andenken eines großen gefallenen Helden ihn zu einem Werke begeistern? Warum nicht einen Anderen die Erinnerung an eine selig verlebte Zeit? Oder wollen wir undankbar sein gegen Shakespeare, daß er aus der Brust eines jungen Tondichters ein seiner würdiges Werk hervorrief, — undankbar gegen die Natur und leugnen, daß wir von ihrer Schönheit und Erhabenheit zu unseren Werken borgten? Italien, die Alpen, das Bild des Meeres, eine Frühlingsdämmerung, — hätte uns die Musik noch nichts von alle Diesem erzählt?" Das letzte Wort hat jedoch nicht der begeisterte Tonmaler und Tonpoet, der in seinen Noten die ganze Herrlichkeit der Welt einfangen möchte, sondern der bedächtige Tonkünstler, während derselbe die Gewissensrettung hinzufügt: „Die Hauptsache bleibt, ob die Musik ohne Text und Erläuterung an sich etwas ist, und vorzüglich, ob ihr Geist innewohnt." Ein den 5. September 1839 an Dorn gerichteter Brief spricht sich in dem nämlichen Sinne aus: „Ungeschickteres und Vornirteres ist mir nicht leicht vorgekommen, als es Rellstab über meine Kinderscenen geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch leugne ich nicht, daß mir einige Kinderköpfe vorschwebten, beim Componiren; die Ueberschriften entstanden aber natürlich später und sind eigentlich weiter nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung." Schumann ist sicherlich in seinem Recht, wenn er die jenen genialen Tonbildchen beigegebenen poetischen Stichwörter, die von ihm nur als leise, dem Spieler zugeflüsterte Ausdrucksbezeichnungen gemeint waren, für durchaus unverfänglich erklärte. Aber nicht immer geht es bei ihm so harmlos her. Die ursprünglich „Florestan und Eusebius" betitelte Fis-moll-Sonate op. 11 enthält wirkliche Programmmusik, desgleichen die Phantasie mit dem Schlegelschen Motto (op. 17), deren drei Sätze der Componist, „Ruinen", „Triumphbogen", „Sternenkranz" zu nennen gedachte. Wille und That, Empfindung und Ausdruck, Darzustellendes und Dargestelltes

Digitized by Google

decken sich hier keineswegs, beide Werke würden uns ohne die anderweitig erlangte Kenntniß, von der ihnen zu Grunde liegenden Absicht großentheils unverständlich bleiben. Statt Licht auszustrahlen, muß solches die Tonsprache von außen borgen. Was ihr an eigner Logik, an innerem Zusammenhang abgeht, soll das Programm ergänzen. Dasselbe dient als eine dem Verständniß voranleuchtende Fackel, als ein die Lücken und Risse der Gestaltung verkleisternder Kitt. Die geringere oder größere Redseligkeit derartiger Belehrungen macht in der Sache selbst gar keinen Unterschied, sondern zeugt blos von dem besseren oder schlechteren Geschmack des Componisten. Stets hat der feinfühlige Schumann auf ganz kurze, gleichsam verschämte Ueberschriften und Bemerkungen sich beschränkt und sie, wo es nur thunlich war, bei späteren Ausgaben, so bei den 1850 neu aufgelegten „Davidsbündlertänzen" (op. 6) gestrichen. Er wollte dem vierten Satz seiner Rheinischen Sinfonie zuerst als Erläuterung beifügen: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie", nahm aber davon Abstand, indem er meinte: „Man muß den Leuten nicht das Herz zeigen, ein allgemeiner Eindruck des Kunstwerkes thut ihm besser: sie stellen dann wenigstens keine verkehrten Vergleiche an." Dem Frühling sollte ursprünglich die B-dur-Sinfonie zugeeignet werden, auch jeder einzelne Satz seine besondere Ueberschrift empfangen. Man darf wohl behaupten, daß Schumann von Haus aus der Programmmusik zugethan gewesen, weiterhin sich aber mehr und mehr von ihr abgewandt hat. Keines Künstlers Tagewerk verläuft indessen so geradlinig wie die von einem speculirenden Philosophen oder Mathematiker beschriebene Gedankenbahn. Wir wollen uns darum nicht wundern, daß auch noch der gereifte Mann und Meister einer Gattung manchen freundlichen Blick geschenkt, an der einst die Seele des Jünglings gehangen. So bekennen sich zu ihr unverhohlen die im December 1848 entstandenen „Bilder aus Osten", eine Reihe vierhändiger Clavierstücke, angeregt durch Rückerts „Makamen des Hariri". Es heißt in dem beigegebenen Vorwort: „Des Buches wunderlicher Held, Abu Said, — wie auch die Figur seines ehrenwerthen Freundes Hareth wollten dem Tonsetzer während des Componirens nicht aus dem Sinn kommen, was denn den fremdartigen Charakter einzelner der Musikstücke erklären mag. Bestimmte Situationen haben übrigens dem Componisten bei den fünf ersten Stücken nicht vorgeschwebt, und nur das letzte könnte vielleicht als ein Wiederhall der letzten Makame gelten, in der wir den Helden in Reue und Buße sein lustiges Leben beschließen sehen. Möchte denn dieser Versuch, orientalische Dicht- und Denkweise, wie es in der deutschen Poesie schon geschehen, annähernd auch in unserer Kunst zur Aussprache zu bringen, von Theilnehmenden nicht ungünstig aufgenommen werden." Auch ändert es an dem eigentlichen Wesen der Es-dur-Sinfonie, der Rheinischen, nichts, daß sie ihr Programm nur im Herzen, nicht auf den Lippen trägt. Ganz unverfänglich sind dagegen die malerischen und dichterischen Neigungen der B-dur-Sinfonie; weil sie einem durchaus musikalisch gearteten

Digitized by Google

Stimmungsgehalt gelten, könnte doch das Titelblatt so ziemlich jedes frischen, fröhlichen Tonwerks getrost die Frühlingsflagge aufhissen.

Wer es unternimmt, von Schumann zu reden, dem drängt sich immer von Neuem der Name Mendelssohn auf die Zunge. Beide haben so viel Gemeinsames, sind in dem Maße der echte, treue Ausdruck alles gedeihlichen Lebens und Strebens, das während des zweiten Viertels des Jahrhunderts in der musikalischen Production des deutschen Volkes sich geregt, daß sie in unserer Liebe wie in dem Zeugniß und Befund des nach künstlerischer Erkenntniß trachtenden Verstandes unzertrennlich verbunden sind. Diese Zusammengehörigkeit schließt aber keineswegs mancherlei kleinere und größere Gegensätze aus. Denn nie lassen sich zwei wirkliche Charakterköpfe unter einen Hut bringen, und zwar um so weniger, je bedeutender sie sind. Nur die vorurtheilvollste Befangenheit wird jedoch der Behauptung Spittas nicht beipflichten, daß von einem principiellen Gegensatz zwischen Mendelssohn und Schumann in Wirklichkeit kaum etwas bestand, daß die Verschiedenheit eine persönliche gewesen. Mit einem stolzen, prächtigen Gartengewächs kann man die Muse des einen, mit einem wunder- und geheimnißreichen Kinde des Waldes die des anderen vergleichen. Jener ist mehr in die Vergangenheit, Dieser mehr in die Zukunft gewandt. Je größer und anspruchsvoller die Formen, je mannigfaltiger und gehäufter die Darstellungsmittel sind, die es zu bewältigen gilt, um so glänzender bewährt sich das Vermögen des Ersteren. Nicht als Führer des Orchesters oder der mit diesem vereinigten Chormassen, sondern am Clavier, im Liede, in der Kammermusik hat uns dagegen der Letztere sein Bestes gespendet. Von zartester Kindheit an war Mendelssohns künstlerische Erziehung aufs Plan- und Zweckmäßigste geleitet worden. Die klugen Eltern hatten ihren Liebling mit aller nur erdenklichen Sorgfalt umgeben, ihn unter die Obhut der strengsten, tüchtigsten Lehrer gestellt, seine unerfahrene Jugend vor jeder Zeit- und Kraftvergeudung behütet, dazu fügte die Gunst der Verhältnisse den bildenden Einfluß eines vielfach bewegten großstädtischen Tonlebens. Schon das Ohr des Knaben hatte sich geschult und geläutert im unausgesetzten Verkehr mit dem Chor der Berliner Sing-Akademie und mit den erlesensten Kräften der königlichen Capelle. Wie von selbst, gleich dem Gebrauch der Muttersprache, war dem jungen Meister die Herrschaft über sämmtliche Factoren der Musik zu Theil geworden. Nichts ist uns indessen geschenkt, auch die beneidenswertheste Glücksgabe hat ihre Kehrseite. Allgewandte Technik, wachsame Kritik, heller Kunstverstand leisten gewiß bei den Werken der Phantasie die unschätzbarsten Dienste. Jedem dieser gar nicht zu missenden Gehilfen wohnt indessen die Neigung inne, selbst den Herrn zu spielen, das geheimnißvolle Walten der im dunkelsten Schachte des Gemüths thätigen Kräfte zu stören, der künstlerischen Production jene köstliche, allem Individuellen eigene Naturfrische abzustreifen, von der die Wirkung nicht minder abhängt, als von dem glatten, festen Gefüge, dem stilgerechten Ausdruck, der ungetrübten Reinheit der Erscheinung. Nun

Digitized by Google

wäre es sicherlich eine Absurdität, gegenüber Mendelssohn von gemächlicher Routinen- und Schablonenarbeit oder von akademischer Kühle und Nüchternheit zu reden. Wohl hat er aber eine nahezu unüberwindliche Scheu gehabt, uns sein Innerstes zu zeigen, die höchste Lust, das tiefste Weh zu künden, den naturgewaltigen Beherrscherinnen der Herzen, den Leidenschaften, die feurigen Zungen zu lösen. Ueber allem charakteristischen Vermögen der Musik stand ihm doch noch die harmonische, still in sich befriedigte Schönheit. Er zog es darum stets vor, sobald nach der einen oder anderen Seite ein Opfer gebracht werden mußte, die Kraft und Unmittelbarkeit des Stimmungsgehaltes abzuschwächen, statt der Eurythmie der Gestaltung auch nur das Geringste zu vergeben.

Fern dem großen Kunstgetriebe in einer stillen kleinen Bergstadt am einsamen Clavier war Schumann aufgewachsen. Von keinem väterlichen Auge überwacht, von keines Lehrers Hand geführt, durfte der Knabe und Jüngling nach Herzenslust umherschweifen in den Zaubergärten der Phantasie, bis zur Unersättlichkeit schwärmen und schwelgen in der ihn auf Schritt und Tritt umwogenden Fülle von Duft, Farben, Gestalten, jede holde Blume, jede goldene Frucht pflücken, die sein Verlangen gereizt, blos die ihm genehmen Wege einschlagen, auch wohl die gebahnten Pfade gänzlich verlassen, um irgend einem wunderbaren Falter in's dunkle Dickicht zu folgen, kurz völlig ungestört durch die Außenwelt seinen Träumen und Idealen leben. Wer könnte die hiemit verbundenen Gefahren verkennen! Unser Tondichter selbst hat später die durch solche ungeregelte Erziehung bedingten Lücken und Mängel aufs Schmerzlichste empfunden, auch unablässig und wahrlich nicht ohne Erfolg getrachtet, das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Seine Phantasie war seinem Kunstverstand wie seinem technischen Vermögen weit vorangeeilt, schon längst mündig geworden, während die Beiden anderen noch in den Kinderschuhen steckten, und aufs engste hängt damit die überwiegende Richtung auf das Subjective zusammen, welche auch die reifsten Schumannschen Werke nicht gänzlich verläugnen. Wie aber Diamanten nur auf Kosten ihres Gewichts den kunstreichen Schliff erhalten, so bezahlen wir die Wohlthaten der Bildung mit einem Theil unseres Wesens. War das Eigenartige dieser genialen Persönlichkeit zunächst ein Gnadengeschenk der freigebigen Natur, so blieb es, Dank der immer blos das Homogene ergreifenden autodidaktischen Entwickelung, bis zu einer Zeit durchaus unberührt, in der keine fremden Einflüsse mehr seinen Stempel verwischen konnten. Wonach die musikalische Welt am meisten lechzte, wurde ihr darum hier in Hülle und Fülle geboten: thaufrische Originalität.

Wir alle erfreuen uns heutigen Tages an den Schöpfungen der beiden hier so oft nebeneinander genannten Meister, aber die Mendelssohnianer und die Schumannianer, die einst ihren lauten Hader in die Concertsäle, die Presse, die Salons getragen, sind bis auf einen kleinen, nahezu verschwindenden Rest ausgestorben. Das Erstere steht mit dem Letzteren in

Digitized by Google

ursächlichem Zusammenhang. Kampf ist die Lebensbedingung aller Parteien, aus dem Gefühl ihres Gegensatzes zur herrschenden Meinung schöpfen sie ihre Kraft. Sobald der gesunde Theil ihres Glaubensbekenntnisses einmal Gemeingut geworden, gehen sie selber, von einigen wunderlichen Käuzen abgesehen, auf in der großen Masse der Unbefangenen. Diese weiß jetzt genau, was sie an Mendelsohn, was sie an Schumann besitzt. Statt den Einen auf Kosten des Anderen zu erheben, hat unsere Liebe vollen Raum für Beide. Der vermeintliche principielle Gegensatz, in welchem man sie ehedem durchaus wider ihren eigenen Willen gestellt, ist der klaren Erkenntniß gewichen, wie sehr sie zusammengehören und sich ergänzen. Möchten wir etwa das Paradies und die Peri, die Musik zu Faust, zu Manfred entbehren, obwohl keines dieser Werke mit dem Paulus, dem Elias, der Walpurgisnacht sich messen kann, oder auf die lieblichen krystallhellen Lieder und Clavierstücke Mendelsohns verzichten, weil die Schumann'sche Lyrik uns einen noch weit reicheren tieferen Empfindungsgehalt vor die Seele bringt. Gewiß ist das Abwägen, Vergleichen, Gruppiren recht eigentlich die Aufgabe der Aesthetik, und dennoch sieht sie sich zuletzt immer wieder zu dem Geständniß gedrungen, daß wirkliche künstlerische Individualitäten, im Grunde genommen, incommensurabel sind.

Als Schumanns phantastische Erstlinge — der hochsymbolische Name von op. 2 „Papillons" paßt in der That auf alle diese aus verborgenster, lichtscheuester Innerlichkeit zu farbenprächtigen Schmetterlingen entpuppten Ton- und Stimmungsbilder — hinausflogen in die Welt, da war man zunächst weit entfernt, sich von ihnen in der gewohnten Tagesordnung stören zu lassen. Mit wenigen Ausnahmen gingen entweder die zünftigen Pianisten kopfschüttelnd den bunten, seltsamen Räthseln aus dem Wege, oder sie ergossen die volle Schale ihres Zornes über den alle Regeln und Satzungen der Claviertechnik sträflich mißachtenden Componisten. Schweres Aergerniß nahmen sie an den weitgriffigen Accorden, den gewagten Sprüngen, dem scheinbar so verworrenen, fingerwidrigen Figurenwerk, der verschwenderischen Verwendung des Pedals, dem wunderlichen Ueber- und Durcheinander der Hände. Und nicht blos die hier geforderte völlig neue Spielart, auch der unerhörte Stimmungsgehalt befremdete und verblüffte höchlich; war doch jene nur durch diesen bedingt, das ihm einzig gemäße Darstellungsmittel. Die Leute vernahmen eine von Leidenschaft glühende, in den äußersten Gegensätzen und Superlativen umher getriebene, allem Conventionellen abgewandte, lediglich der gebieterischsten subjectiven Nöthigung Folge leistende Tonsprache und fühlten sich dadurch in der süßen Gewohnheit ihres künstlerischen Empfindens und Genießens aufs Zudringlichste beunruhigt und gestört. Aehnliches war ihnen zwar schon von Beethoven gesagt worden, aber die Wenigsten hatten ihn verstanden, und dann verhielt es sich mit ihm doch noch anders. Seiner stets aufs Große gerichteten Natur entsprachen allein die organisch sich entfaltenden Formen, der breite, stolze Aufbau des klassischen Stils. Schumanns

Digitized by Google

ungleich subjectiver geartete Lyrik fand dagegen ihren Ausdruck in scharf zugespitzten Pointen, in aphoristischen Antithesen, in einzelnem aus tiefstem Dunkel aufzuckenden Gefühlsblitzen, kurz in der musikalischen Interjection. Sie ist gewiß mit dem wärmsten Herzblut ihres Autors getränkt, aber keineswegs von ihm so gänzlich abgelöst, daß ihr nicht ein rein persönlicher Rest, ein geheimnißvolles, dem Mittheilungsvermögen der Töne sich entziehendes Etwas anhaftet. Der Componist selber ist der Letzte gewesen, der sich hierüber getäuscht. An Kosmaly schrieb er den 5. Mai 1843: „Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paquet älterer Compositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Wiederspiegelungen meines wild bewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe. Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird es herausfinden." Ein am 15. Juni 1838 an Henriette Voigt gerichteter Brief enthält das folgende Geständniß: „Daß Sie sich meiner Phantasiestücke so warm annehmen, ist mir schon recht. Ich bedarf solcher Amazonen. Die Musiken mancher Componisten gleichen ihren Handschriften: schwierig zu lesen, seltsam anzuschauen; hat man's heraus aber, so ist's als könne es gar nicht anders sein; meine Handschrift gehört zum Gedanken, der Gedanke zum Charakter u. s. w. Kurz, ich kann nicht anders schreiben und componiren, als Sie mich einmal kennen, meine liebe Freundin." In einem Brief an Keferstein vom 19. Februar 1840 heißt es: „Und dann denke ich doch auch, meine Musik hat nichts vom Handwerk an sich und kostet dem Herzen mehr, als man ahnen mag."

Unter unseren Klassikern haben vor Allem Bach und Beethoven dem subjectiven Empfinden und damit zugleich dem Ausdrucksvermögen des Claviers die Zunge gelöst. Kein anderes musikalisches Werkzeug gehorcht so widerstandslos jedem Gebote der Phantasie, wie dies durch seinen Reichthum und kaum minder durch seine Armuth zu den unschätzbarsten Diensten befähigte Instrument. In die Hand des Einzelnen giebt es die gesammte, ihres blühenden sinnlichen Lebens jedoch entkleidete Tonwelt. Je körperloser der von ihm dargebotene Stoff ist, um so fügsamer erweist er sich dem künstlerischen Willen. Daß gerade das Clavier mit photographischer Genauigkeit die feinsten, subjectivsten Gefühlsmischungen wiederzuspiegeln vermag, verdankt es nicht zum geringsten Theil dem schattenhaften Grau in Grau seiner Töne. Blos auf leise Andeutungen beschränkt, mit seiner Geistersprache weit mehr an die Seele als an das Ohr sich wendend, ist es, sobald es nur seinen Prospero gefunden, der Ariel unter den Instrumenten. Ihm haben denn auch unsere Romantiker ihre zartesten, verschämtesten Geheimnisse in den Mund gelegt. Schumann konnte sich bis zum dreißigsten Jahr gar nicht von den geliebten Tasten trennen, das erste Viertelhundert seiner ver-

Digitized by Google

öffentlichten Werke besteht lediglich aus Claviercompositionen. Sie geben uns das getreueste Abbild ihres Autors mit allen seinen Vorzügen und Schwächen. Kund thut sich in ihnen quellende Fülle und unangetastete Frische der Erfindung, aber auch zügellose Willkür und Leidenschaft, stetes Hinausgreifen der entfesselten Innerlichkeit über die Darstellungsmittel, eine umsonst nach Erlösung und Versöhnung ringende Zwiespältigkeit. Es sind Bekenntnisse persönlichster Art, man möchte sagen Ohrenbeichten, dem Alles verstehenden, Alles mitfühlenden Genius des Claviers abgelegt. Den in ihnen fast insgesammt nach Ausdruck ringenden Stimmungsgehalt trägt das der Phantasie op. 17 beigefügte Schlegel'sche Motto auf den Lippen:

Durch alle Töne kommet
Im bunten Erdentraum
Ein leiser Ton gezogen
Für den, der heimlich lauschet.

Was hier als leiser, blos dem feinhörigsten Ohr vernehmbarer Ton bezeichnet worden, heißt sonst bei den Romantikern die blaue Blume, die ihren Anblick und ihren Duft nur den Sonntagskindern gönnt. Die Lyrik des jungen Clavierpoeten gemahnt in mehr als einem Betracht an die Lenau's, des Lieblingsdichters jener Periode. Gemein haben beide den weltschmerzlichen Grundzug, das Sprunghafte der Empfindung, das ruhelose Hin und Her zwischen wilder, ins Oede starrender Verzweiflung und toller, ihre Sache auf nichts stellender Lust, das Ringen mit dem Stoff und der Form und die damit zusammenhängenden Schärfen des Ausdrucks, endlich daß bei dem einen wie bei dem anderen das ihnen drohende Verhängniß schon lange seinen Schatten vor sich her geworfen. Wenn Otto Ludwig gemeint, seit Beethoven sei die Musik gemüthskrank geworden, aus jedem Blumenstrauch stecke die furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge, so hat er Schumann und dessen Schule im Auge gehabt.

In dem schon oben citirten Brief vom 5. Mai 1843 heißt es auch: „Gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Keime der Zukunft" und erfüllt hat sich dies hoffnungsreiche Wort an dem, der es gesprochen. Bei der Jugend, der Trägerin der Zukunft, sollte er zuerst offene Ohren und Herzen finden. Während Moritz Hauptmann „hübsche, curiose Sächelchen die alle keine rechte Mitte hatten, aber sonst interessant waren," die Frühlingsgaben des Schumann'schen Genius genannt, mußte in ihnen das heranwachsende Geschlecht Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist erkennen. Zum guten Theil paßt auf sie das Lob, das ihr Autor einem Anderen gespendet, wenn er ausrief: „Schubert wird immer der Liebling der Jugend bleiben, er zeigt, was sie will, ein überströmend Herz, kühne Gedanken, rasche That, erzählt ihr, was sie am meisten liebt von romantischen Geschichten, Märchen und Abenteuern, auch Witz und Humor mischt er bei, aber nicht so viel, daß dadurch die weichere Gemüthsstimmung getrübt würde." Kann man wohl Treffenderes von

Digitized by Google

Schumann sagen, hat er nicht unbewußt sich selbst damit charakterisirt? Er erklärte von seinen Novelletten op 21., sie seien „größere zusammenhängende abenteuerliche Geschichten". Gehören jetzt eben diese Novelletten, die Phantasiestücke op. 12, die Kinderscenen op. 15 zu unserem musikalischen Hausschatz, der Carneval op. 9, die Etudes (symphoniques) en forme de variations op. 13, die Kreisleriana op. 16 zum eisernen Bestand unserer Concertprogramme, so hat die Gegenwart die Hinterlassenschaft aus Schumanns erster Periode doch nur cum beneficio inventarii angetreten. Ueber die Sonate „Florestan und Eusebius" Fis-moll op. 11 urtheilt sie ungefähr noch ebenso wie einst Moscheles, welcher das ihm von Klara Wieck vorgeführte Werk interessant, aber schwer zugänglich und verworren gefunden. Alle Geister der Romantik, die guten und die bösen, sind hier entfesselt, desgleichen in der „Phantasie" (C-dur op. 17), für deren Zerrissenheit und Maßlosigkeit mancherlei poetische Züge im Einzelnen keinen Ersatz gewähren. Der Genius wird geboren, aber Uebung macht den Meister. Unsere tiefsinnige Sprache ehrt darum mit diesem Namen den Künstler wie den Handwerker, wenn nur beide ihre Sache verstehen. Blos sehr allmählich gelangte Schumann dahin, zur Fülle natürlicher Begabung die gewandte Herrschaft über die Formen und Darstellungsmittel zu fügen. Die geistigen und technischen Fertigkeiten, welche die meisten seiner Berufsgenossen als wohlgesicherten Besitz aus der Schule mitzubringen pflegen, hat er sich zum guten Theil nachträglich mühsam erwerben müssen. Viele der ersten Periode angehörige Arbeiten verrathen uns deutlich die Art ihrer Entstehung. Sie sind nicht blos für's Clavier, sondern auch am Clavier gemacht worden, ein Verfahren, das später der Componist durchaus verworfen. „Gewöhnen Sie sich ja — (schrieb er den 10. Mai 1852 an Debrois van Bruyck) vorausgesetzt, Sie wären anders gewöhnt — Musik frei im Geist zu denken, nicht mit Hilfe des Claviers, nur auf diese Weise erschließen sich die inneren Quellen, kommen in immer größerer Klarheit und Reinheit zum Vorschein."

Von ungleich höherem Werthe als die in breiten Formen angelegten und ausgeführten Frühwerke sind die im engsten Rahmen gehaltenen Stimmungsbilder. Während jene etwas Unfertiges, Brüchiges, Mosaikartiges haben an die Stelle der organischen Entwickelung vielfach das lockere Band der bloßen Gedankenassociation tritt, decken sich zumeist in diesen scenischen Miniaturgemälden Absicht und That, Inhalt und Erscheinung, Empfindung und Ausdruck auf's Allerglücklichste. Wie manche Chopin'sche, Schubert'sche, Beethoven'sche, Bach'sche Einflüsse das Schumann'sche Charakterstück auch in sich aufgenommen, es ist und bleibt doch die eigenste Schöpfung seines Autors. Dieser selbst hat sich über die vom Altmeister des Claviers empfangenen Anregungen ausgesprochen: „Hier haben Sie meine Bekenntnisse. Daß Bach und Jean Paul den größten Einfluß auf mich geübt in früheren Zeiten, finden Sie wohl ohne meine Anmerkung heraus." Die Verwandt-

Digitized by Google

schaft mit dem Beethoven'schen Scherzo verräth sich uns aber deutlich durch die allen Erscheinungsformen des Humors gemeinsame Zwiespältigkeit der Grundstimmung. An Chopin gemahnt nicht selten das Technische der Clavierbehandlung, ihr Duft und Schmelz, das verschwimmende Helldunkel des Colorits. Schon sehr früh hat Schumann die Herrschaft über die Variationenform sich angeeignet. Seine zu dieser Gattung zählenden Arbeiten sind fast ohne Ausnahme Meisterwerke. Besonders ragen unter ihnen hervor die bereits erwähnten von Geist sprühenden sinfonischen Studien op. 13 — sie sind offenbar angeregt durch die Beethoven'schen Variationen über einen Diabelli'schen Walzer — und die nicht minder genialen, aber noch ungleich liebenswürdigeren Variationen für zwei Claviere (op. 43), die ihre Entstehung der glücklichsten Zeit im Leben unseres Tondichters verdanken. Der erste unscheinbare Keim des Themas steckt im Trio der vierhändigen D-moll-Polonaise von Schubert. Wie stets die schöpferischen Künstler die Erzieher der darstellenden sind, so auch in unserem Falle. Mit der Wiedergabe der nämlichen Compositionen, die einst für äußerst dankbar, widerhaarig, nahezu für unspielbar gegolten, feiern die heutigen Pianisten ihre glänzendsten Triumphe.

„In Ihrem Aufsatz über das Lied hatte es mich ein wenig betrübt, daß Sie mich in die zweite Klasse setzten. Ich verlangte nicht nach der ersten; aber auf einen eigenen Platz glaub' ich Anspruch zu haben", so schrieb Schumann den 9. Mai 1841 an Koßmaly und er ist mit der letzteren Forderung unzweifelhaft in seinem Recht. Aber wenn doch einmal verglichen werden soll — und die Aesthetik kann sich dessen gar nicht begeben — müssen wir ihm dennoch die zweite Stelle anweisen. Reichthum und Gesundheit der melodischen Erfindung, sinngemäßer, namentlich auch in der Bedeutsamkeit und Feinfühligkeit der Begleitung sich kundthuender Ausdruck sind die obersten Werthmesser des Liedes. Was die schöpferische Urkraft der Phantasie anlangt, überragt Schubert sicherlich um mehr als eines Hauptes Länge alle seine Nachfolger. Keine graue, sorgenvolle Reflexion beunruhigt, keine subjective Zuthat überschleiert bei ihm die aus unversieglichem Vorrath emporquellende Fülle der Melodie. Mit nachtwandlerischer Sicherheit führt uns seine Tonsprache den innersten Stimmungsgehalt der von ihr ergriffenen Dichtung zu Gemüthe. Sie vertieft sich nicht auf Kosten des Gesammteindrucks in die Ausdeutung des Einzelnen, und zwar gilt das ebenso wohl von der Clavierbegleitung wie von der Singstimme. Gewiß begegnen uns unter den ein halbes Tausend übersteigenden Schubert'schen Liedern eine Menge welker farb- und duftloser Blüthen, aber daneben vollendete Muster der Gattung in staunenswerthester Zahl und Mannigfaltigkeit. Auch Schumann hat uns eine ganze Reihe herrlichster Gesänge gespendet, ich zähle zu ihnen, um nur einige zu nennen „Schöne Wiege meiner Leiden", den „Nußbaum", die „Frühlingsfahrt", „Waldesgespräch", „In der Fremde", fast den gesammten Cyklus „Frauenliebe und -Leben". Allein

Digitized by Google

mit der königlichen Freigebigkeit des Vorgängers kann sich die seinige nicht messen. Die Gesundheit aller dem Wort angeschmiegten, es deutenden Musik hängt natürlich zum guten Theil von der Beschaffenheit der poetischen Unterlage ab. Ein herzkranker Text muß nothwendig die mit ihm in Freud' und Leid unzertrennlich verbundenen Töne anstecken. In solchen Fällen wäre mit dem Componisten blos wegen der Wahl seiner Aufgabe zu rechten. Der Vorwurf nach pathologisch gearteten Stoffen die Hand ausgestreckt zu haben, kann nun freilich dem Sänger der Winterreise nicht gänzlich erspart werden. Während aber bei ihm die kränkelnde Empfindung immer aus der ungesunden Dichtung entspringt, steht es um Schumann doch wesentlich anders. Seine Phantasie ist von Haus aus weltschmerzlich gefärbt und hat darum die Neigung, mit dem eignen Weh jeden von ihr berührten Gegenstand zu umfloren. Man vergleiche z. B. sein „durch den Garten, durch die Lüfte" und Schuberts „Die linden Lüfte sind erwacht." Beide Lieder bringen uns eine gemischte Stimmung, das durch den Frühling geweckte Hoffen und Sehnen eines schwer verwundeten, nach Friede und Erlösung ringenden Gemüthes vor die Seele, aber wie sehr überwiegt in dem einen die Verneinung, in dem anderen die Bejahung des Willens zum Leben! Unbedeutende Texte finden sich häufiger bei Schubert, kranke dagegen weit mehr bei Schumann. Bewunderungswürdig ist gewiß in des letzteren „Löwenbraut" die Kraft und Treue des Ausdrucks; sich überhaupt mit derlei Dingen zu befassen, widerspricht jedoch schnurstracks dem befreienden und erlösenden Beruf der Kunst. Durch die viel tiefer als das Wort in unsere Brust sich eingrabende Musik wird die Sache noch schlimmer. Die erste Schuld trifft darum den sonst so keuschen, feinfühlenden Chamisso, die zweite, größere, den nicht minder hochsinnigen Tondichter. Verführt hat eben Beide der Drang, ihr charakteristisches Vermögen an einem recht ausgiebigen Stoffe zu bethätigen. Hier nur noch ein Beispiel von übel berathener Texteswahl. Das Lied: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen", das elfte des Heine zugeeigneten Cyklus: „Dichterliebe", bietet im Grunde genommen dem Componisten eine unmögliche Aufgabe. Dieser erkünstelte Gleichmuth der Stimmung, die so absichtsvoll zur Schau getragene Blasirtheit, die gesuchte Trivialität des Ausdrucks, alles hat nichts zu schaffen mit dem innersten Wesen der Musik, die es stets treu und ehrlich meint, immer das Herz auf der Zunge trägt.

In Rücksicht auf Reichthum und Tiefe des Empfindungsgehalts und die dadurch bedingte Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltung steht die Lyrik Schumanns der Schubert'schen ungleich näher als die Mendelssohn'sche. Die letztere verdankt ihre krystallhelle Klarheit vornämlich dem enger gemessenen seelischen Modulationsumfang. Sie erweist sich viel einfacher im Melodischen und Harmonischen, in der Behandlung der Singstimme und in der Begleitung. Gehäufter und gesteigerter Darstellungsmittel bedürfen freilich Solche, denen das Herz übervoll ist von Seligkeit oder Jammer,

Digitized by Google

und die es ganz vor uns ausschütten möchten. Schubert und Schumann haben darum in ihren Liedern das gesammte, durch die Beethoven'sche Sonate dem Clavier gewonnene Ausdrucksvermögen verwandt. Ihre Vor-, Zwischen-, Nachspiele sind von höchster seelenmalerischer Bedeutung. Bei keinem der Beiden fehlt es übrigens an Gesängen, deren Schlichtheit sich der Volksweise nähert. Man denke nur an des Einen „Knabe sah ein Röslein stehn", an des Anderen „O Sonnenschein". Das Schumann'sche Lied ist nicht minder heimisch in der Natur und deren phantastischem Widerspiel der Märchen-, Feen- und Elfenwelt, als in den verborgensten Tiefen der menschlichen Brust. Es kennt die geheimnißvolle Sprache des Waldes, der Blumen, des Windes, der Wellen, aber auch alle Trunkenheit der glücklichen, alle Qualen der unerwiderten oder verrathenen Liebe. Ein Ton, den Schubert nur leise und gelegentlich angeschlagen, hat in Mendelsohns und Schumanns Munde vollen Klang gewonnen. Der Frauen ewig Oh und Ach ist Beiden ein unerschöpfliches Thema. Mehr von seiner anmuthigen Seite hat es Jener, mehr von seiner mystischen Dieser gefaßt. Weber war der erste, der in seinen Liedern wie in seinen Opern dem specifisch weiblichen Empfinden die Zunge gelöst. An seinen holden Mädchengestalten ist Alles echt jungfräulich und zugleich echt deutsch. Das damit der Musik erschlossene Ausdrucksgebiet haben die zwei jüngeren Romantiker wetteifernd erweitert und bereichert. Der bevorzugte Träger der Schubert'schen Lyrik ist der Tenor, der Mendelssohn'schen und Schumann'schen der Sopran. Frauenliebe und -Leben zieht nicht blos in dem so geheißenen Lieder-Cyklus an uns vorüber, auch „Paradies und Peri", „Der Rose Pilgerfahrt" breiten den nämlichen Inhalt aus. Wahre Cabinetsstücke der Gattung sind Mendelssohns und Schumanns Frauenduette, desgleichen die Gesänge für gemischte Stimmen. Unter sämmtlichen der Dresdner Periode angehörigen Schöpfungen nimmt das „Spanische Liederspiel" eine der ersten Stellen ein. Alles, was Ohr und Herz erfreut, kommt in dieser buntschimmernden, vom Localcolorit leise angehauchten Perlenschnur meist zwei- und vierstimmiger Stücke zu Worte: süßer Wohllaut, lässige Grazie, schalkhafte Koketterie, aber auch warme, das Gemüth sättigende Innigkeit. Man spürt den sonnig heiteren Tönen — das Vorbild der Brahmsschen Liebeswalzer ist wohl hier zu suchen — deutlich an, wie leicht und fröhlich dem Componisten dabei zu Muthe gewesen. „Etwas in der Art, wie das Spanische Liederspiel ist (heißt es in einem Brief vom 18. September 1849), habe ich, glaube ich, noch nicht geschrieben. Sehr glücklich war ich, als ich daran arbeitete."

Wie im Liede so scheint mir Schumann auch innerhalb der Kammermusik nach Schubert der Nächste zu sein. Der Beethoven'sche Einfluß reicht bei ihnen doch noch viel weiter und tiefer als bei Mendelssohn. Die reinste vergeistigtste Blüthe der Kammermusik ist das Streich-Quartett und darum auch unseren deutschen Meistern recht eigentlich an's Herz gewachsen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu dieser Stunde, von Haydn bis

Digitized by Google

auf Brahms haben sie es auf's Liebevollste gehegt und gepflegt. Gerathen die Schubert'schen Werke der Art nicht selten der Sinfonie in's Gehege, so lassen die Schumann'schen deutlich erkennen, daß ihr Autor am Clavier groß geworden. Gelegentlich über die Stilgrenzen zwischen den einzelnen Gattungen hinaus zu schweifen steckt nun einmal aller Romantik im Blute. Mit welcher unendlichen Liebe Schumann an seinem Beethoven gehangen, hat er vielleicht nirgend so laut und rückhaltlos gestanden, wie im A-moll-Quartett. Ist es da nicht, als ob uns der jüngere Meister vor das Antlitz des älteren führte und leuchtenden Auges ausriefe: „Blicket hin, das ist der Inbegriff alles Hohen, Edlen, Schönen." Mit Ausnahme der an Mendelssohn gemahnenden ersten Hälfte des Scherzo zeigt sich die Tonsprache gänzlich erfüllt und beseelt vom Beethoven'schen Geiste. Gleich die präludienartige Einleitung hält durch ihren sinnenden Ernst, ihre träumerisch in sich gekehrte Empfindung den Hörer mit sanfter Gewalt fest. Auf's Wirksamste bereitet sie das so ausdrucksvolle, die verwandte Durtonart ergreifende Hauptmotiv des Allegro vor. Adagio und Finale des A-moll-Quartetts verhalten sich ähnlich zu einander wie Nacht und Tag. Giebt jenes dem mit der Eigenthümlichkeit des Componisten noch nicht völlig vertrauten Ohre manche Räthsel auf, so sind in diesem alle Wege dem Verständniß geebnet. Huldigend neigt sich das erstere vor dem entsprechenden Satze der Neunten Sinfonie, wogegen das Letztere dem Humor freiesten Spielraum gönnt. Wir besitzen von Schumann nur die drei Streich-Quartette aus dem Jahre 1842. Das in A-dur läßt an die Stelle des herkömmlichen Scherzo ein Thema mit Variationen treten. Reiches Leben breitet sich in dem Satze aus, der freilich den Darstellungsmitteln hin und wieder mehr abfordert, als sie freiwillig gewähren. Selbst die meisterhafteste Ausführung kann uns darüber nicht hinwegtäuschen. Von den vier Instrumenten ächzt und stöhnt bald das eine, bald das andere unter dem Zwang der ihm aufgebürdeten Noten. Diese Variationen zeigen übrigens einen wesentlich anderen Charakter als die Beethoven'schen Muster der Gattung. Während hier das Thema seinem innersten Entwicklungsdrange, einer, man möchte sagen, logischen Nothwendigkeit gehorchend, in die einzelnen Elemente sich zerlegt, um stets neu geboren aus deren Mischung und Wandlung wieder hervor zu gehen, und solchergestalt gleichsam durch alle Stadien einer musikalischen Seelenwanderung seinen Inhalt in immer geistigeren, verklärteren Formen ausspricht, bildet es bei Schumann nur das feste Gerüste, welches die tondichtende Phantasie mit ihren frischesten Blüthen schmückt. Auch das Finale reiht nach Schubert'scher Weise allerlei bunte Bilder zu einem wechsel- und stimmungsvollen Ganzen zusammen. In jedem Takte bekennt sich dagegen das Adagio wieder zum Beethoven'schen Einfluß. Das F-dur-Quartett, ebenso knapp in der Form wie klar und mittheilsam im Ausdruck, zählt zu den heitersten Schöpfungen des Componisten. Meisterhaft gerathen sind namentlich die Variationen. Das flotte, rührige Finale erinnert an den entsprechenden Satz der Schumann'schen und der Beethoven'schen B-dur-Sinfonie.

Digitized by Google

Von allen der Kammermusik angehörigen Werken unseres Tondichters hat sich das Es-dur-Quintett für Clavier und Streichinstrumente am frühesten und festesten in der Gunst des großen Publikums eingebürgert. Reichthum und Neuheit der Gedanken, warmblütige Frische des Ausdrucks, markige Gedrungenheit der Formen, fesselnder Reiz des Klangcolorits vereinigen sich hier zur glücklichsten Gesammtwirkung. Namentlich können die ersten beiden Sätze, das von Kraft und Leben strotzende Allegro und Andante, halb Trauermarsch, halb Ballade, als Muster ihrer Art gelten. Das Es-dur-Quartett für Klavier und Streichinstrumente (op. 47) steht nicht auf gleicher Höhe, auch in ihm spricht sich eine poetisch angeregte Innerlichkeit aus, aber sie gelangt zu keiner plastischen Erscheinung. Unter den drei Claviertrios ist das in D-moll (op. 63) das bedeutendste. Sein erster Satz hat kaum genug Raum für den überschwänglichen harmonischen und modulatorischen Reichthum. Etwas trocken läßt sich das Scherzo an, dem ein mit warmer Empfindung getränktes Adagio folgt. Wie so oft in der Schumann'schen Instrumentalmusik bezeichnet auch hier das Finale den Umschlag der Stimmung aus träumerisch brütender, weltfremder Versunkenheit in dem kräftigen Entschluß, sich frisch und fröhlich dem Leben und seinen Ansprüchen hinzugeben. Leichter gewogen, aber dabei doch nicht arm an erfreulicheren Tongestalten ist das F-dur-Trio op. 80. Das in G-moll (op. 110) bereits in die Düsseldorfer Zeit fallend, enthält dagegen nur graues Gedankengespinnst der grübelnden Reflexion. In den so massenhaften Erzeugnissen jener letzten Periode ist die Kammermusik noch durch eine Menge Arbeiten vertreten. Der von ihnen geweckte Eindruck ist darum so peinlich, weil wir deutlich gewahren, wie ihr Autor vor dem Dämon in seinem Gemüthe Zuflucht bei den Tönen gesucht, wie er nur um so emsiger geschaffen, je mehr ihm die Kraft versiegte, immer weniger darauf achtend, daß die rastlose Hand nicht wie ehedem eine Fülle goldner Früchte, sondern blos noch welkes Laub vom Stamme der Kunst geschüttelt. Eine Ausnahme machen die Märchenbilder für Clavier und Viola (op. 113), die gleich verschwimmendem Abendroth ein leuchtender Wiederschein der ehemaligen Herrlichkeit umfließt.

Unter den Sinfonien ist die in B-dur nicht blos der Entstehungszeit, sondern, wie mich dünkt, auch dem Werthe nach die erste. Der Componist hat sich in keiner anderen so unumwunden ausgesprochen. An das Quintett gemahnt die Frische des Stimmungscolorits, die durchsichtige Klarheit der knapp und straff zusammengehaltenen Formen. Das Werk sollte ursprünglich, wie schon berichtet worden, auch auf dem Titelblatt zum Frühling sich bekennen, dessen erquicklichen Sonnenschein und duftigen Athem es eingesogen. Bereits in der Einleitung, hier um eine Terz höher gelegt, kündigt sich das Hauptmotiv des ersten Satzes an. Aufgekeimt ist es aus jenem süßen Gesang des Horns, der Schuberts C-dur-Sinfonie eröffnet. Besonderen Reiz übt das zweite Thema mit seiner ausdrucksvollen Gliederung in Frage und Antwort, wie mit dem milden nachdenklichen Anhauch der seinen

Digitized by Google

Inhalt weiter entfaltenden orgelmäßigen Figuration. Der schwächste Satz ist nach meinem Gefühl das Andante, ein überschwängliches Lied ohne Worte, durch Melodie, Harmonie und Klangwesen narkotisch auf den Hörer wirkend. Gleich mit dem Eintritt des dem Vorgänger unmittelbar sich anschließenden Scherzo — es wirft dem Menuett der Mozart'schen G-moll-Sinfonie einen Liebesgruß zu — wird wieder ein heller, reiner Ton angeschlagen. In verschwenderischer Fülle sind hier überall Züge des Geistes und der Laune ausgestreut. Das doppelte Trio ist eine auch in manchen anderen Schumann'schen Werken uns begegnende Eigenthümlichkeit. An Rundung und Einheit steht das Finale hinter dem ersten Allegro zurück. Allerlei leicht beschwingte Wesen, unter welchen auch ein paar Mendelssohn'sche Elfen ohne Mühe zu erkennen sind, schlingen um uns ihren munteren Reigen, lassen sich auch nicht irre machen durch die ernsten Stimmen, die wie abmahnend dazwischen rufen. Der Schwerpunkt des ganzen Satzes liegt im Anfange des zweiten Theils mit dem so machtvoll emporstrebenden Geberden der Contrabässe. An die wuchtige Durchführung reiht sich eine jener artigen Neckereien, wie sie in den Haydn'schen Finales dem Wiedereintritt des Hauptthemas voranzugehen pflegen. Schumanns erste Orchesterschöpfung hat noch nichts gemein mit den Beethoven'schen Spätwerken. Wie Schubert und Mendelssohn zog er es hier vor, sich auf dem Gebiete anzubauen, dessen Grenzstein die vierte Sinfonie des gewaltigen Meisters bezeichnet. Ihr Einfluß giebt sich der aufmerksamen Betrachtung vielfach kund.

Höher hinaus will die D-moll-Sinfonie, thatsächlich die zweite, die aber gegenwärtig als vierte und letzte zählt, weil ihr Autor eingedenk des Horazischen nonum prematur in annum sie zehn Jahre lang im Pulte behalten und erst 1851 nach gründlicher Umarbeitung veröffentlicht hat. Ich konnte nie zu ihr ein näheres Verhältniß gewinnen trotz redlichsten Bemühens. Nicht, als ob sie mit dem Hörer Verstecken spielte, ganz im Gegentheil, nur zu sehr verräth sich dem achtsamen Ohr die auf thematischen Reichthum und Tiefsinn gerichtete Absicht und zugleich die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen. Das Werk hat das Besondere, daß seine vier Sätze ohne Pause einander folgen, also ein auch äußerlich zusammenhängen Ganzes bilden sollen. Motive aus den früheren werden in den späteren wiederholt angeschlagen. Die von Schumann als „Ouvertüre, Scherzo und Finale" bezeichnete Miniatur-Sinfonie gehört zu seinen liebenswürdigsten Orchestergebilden. Es gilt das wenigstens von den ersten Beiden, aus dem frischesten Born der Erfindung geschöpften Sätzen. Lächelnde Glückseligkeit schlägt da allenthalben ihr helles Kinderauge zu uns auf. Nur Unschuld und Frieden athmen diese Klänge, ein ewig blauer Himmel spiegelt sich in ihnen ab, segnend scheinen über sie Haydn und Mozart ihre Hände zu breiten. Dabei gebricht es keineswegs an den zarten, phantastischen Reizen moderner Romantik, an den geheimnißvollen Grüßen aus jener bunten Zauber- und Märchenwelt, die uns Weber und Mendelsohn erschlossen.

Digitized by Google

Freilich senkt die Tonsprache im Finale die Schwingen. Seinen contrapunktischen Velleitäten haftet ein doctrinärer Beigeschmack an, die Gestaltung hat etwas Gesuchtes, Mühseliges, man vermißt den einheitlichen, freiwillig gewährenden Fluß und Guß. In der C-dur-Sinfonie gebührt der Preis den beiden mittleren Sätzen, besonders dem köstlichen Scherzo, dessen erste Hälfte aus dem nämlichen Stoff geformt ist, wie das Beste in dem eben betrachteten Werke. Auch hier mögen dem Componisten eine Reihe lieblicher Kinderköpfe als Modell vorgeschwebt haben, blieb doch stets sein Herz mit verständnißvollster Theilnahme der Jugend zugewandt. So manches dieser ausdrücklich gewidmete Genrebild — man denke an die „Kinderscenen" op. 15, an das „Weihnachtsalbum" op. 68, an den „Kinderball" op. 130 — erzählt uns, wie sehr er vertraut gewesen mit ihren kleinen Freuden und Schmerzen. Das Scherzo der C-dur-Sinfonie weist wieder zwei Trio's auf, die beide charakteristisch sind. Auch der seelenvolle Gesang, mit dem das Adagio anhebt, weckt im Gemüth bekräftigenden Wiederhall. Schwer drückt auf das Finale die über Gebühr in die Breite gequollene Coda, eines seiner Motive erinnert sinnfällig an Beethovens: „Nimm sie hin die kleinen Lieder."

Der erste Satz vertieft sich zu geflissentlich in alle nur erdenkliche Möglichkeiten thematischer Dialektik. Er gleicht darum mehr einer Studie, als einem ausgereiften Organismus.

Die Es-dur-Sinfonie heißt die Rheinische, nicht nur weil sie in Düsseldorf entstand, sondern weil der Componist auch ein Stück rheinischen Lebens und Wesens in sie hineindichten wollte. Was seine Seele beim Anblick des Kölner Doms wie bei den Festlichkeiten bewegte, welche die Erhebung des Erzbischofs Geißel zum Cardinal begleiteten, gab ihm die künstlerische Stimmung und Anregung zu diesem Werke, bildete gleichsam die geistige Substanz, aus der er es geschaffen. Daß der so befremdlich zwischen Andante und Finale eingeschobene vierte Satz ursprünglich die erläuternde Ueberschrift empfangen sollte: „Im Charakter der Begleitung einer feierlichen Ceremonie" wurde schon berichtet. Schumann meinte, volksthümliche Elemente müssen in der Musik vorwalten und glaubte, es sei ihm damit gelungen. Im menuettartigen Scherzo zieht denn auch etwas wie eine pastorale Idylle an uns vorüber. Mit dem durch Reiz der Motive und des Klangcolorits den Hörer aufs Freundlichste ansprechenden Satze kann sich indessen keiner der vier übrigen messen. Die Es-dur-Sinfonie ist immerhin die bei weitem gewichtigste Instrumentalschöpfung aus der Düsseldorfer Zeit. Von den dieser Periode angehörigen fünf Ouvertüren sind mir drei im Concertsaal begegnet: die zu Shakespeares „Julius Cäsar", zu Goethes „Hermann und Dorothea" und zum „Faust". Ueberall tritt hier die Abnahme des productiven Vermögens unverkennbar zu Tage. Statt aus dem Vollen und Ganzen zu strömen, sickert die Erfindung stockend und mühselig. Ihre in's Nebelhafte zerfließenden Gebilde, das eintönige Grau in Grau

Digitized by Google

des Klangweſens thun dem Ohre nichts Anderes kund als müde Abkehr von der Welt und dem Leben.

Ich kann unmöglich von den Inſtrumentalwerken unſeres Meiſters ſcheiden, ohne hier noch mit zwei Worten des Clavierconcerts zu gedenken, einer Compoſition, die auf ihrem Gebiet alle ſpäteren ebenſo ſehr überragt, wie das Mendelsſohn'ſche Violinconcert auf dem ſeinigen. Wer ſähe es dieſer aus Schumanns glücklichſter, productionskräftigſter Zeit ſtammenden, bei bewegteſter Mannigfaltigkeit im Einzelnen durch den gemeinſamen Stimmungscharakter aufs Feſteſte zuſammengehaltenen Arbeit an, daß die letzten beiden Sätze vier Jahre ſpäter entſtanden, als der erſte. Zu quellendem Reichthum der Phantaſie, blühender Geſundheit des Ausdrucks, innigſtem Einvernehmen zwiſchen dem Solo-Inſtrument und dem Orcheſter geſellt ſich jene wohlgemuthe, dem Ohre mittheilſam entgegengeneigte Sinnlichkeit, auf die nun einmal die Gattung zählt. Wie bei Beethoven ſind die Grenzen zwiſchen dem Concert- und dem Sinfonieſtil mit feinfühliger Hand gewahrt. Obgleich der Tondichter an Alles eher gedacht als an den Vortheil des Spielers, iſt dieſem doch die dankbarſte Aufgabe geboten, nur muß er nicht blos fingerfertiger Virtuoſe, ſondern auch Seelenmaler auf den Taſten ſein.

(Schluß folgt.)

Ueber Sprache und Literatur der Albaneſen.

Von

Guſtav Meyer.

— Graz. —

Als ich im Herbſte 1880 von Foggia nach Neapel fuhr, hatte ich das Vergnügen, mir durch die Unterhaltung mit einem jungen, eleganten Advocaten aus Bari die Zeit zu verkürzen. Er war im Laufe des Geſpräches ſo liebenswürdig, ſich nach dem Zwecke meiner Reiſe zu erkundigen, und ich ſagte ihm, ich ginge nach Sicilien, um die nähere Bekanntſchaft der dort lebenden Albaneſen zu machen. Dieſe Mittheilung verfehlte nicht bei meinem Gefährten großes Erſtaunen hervorzurufen. Zunächſt wußte er gar nichts davon, daß in Sicilien Leute wohnten, die nicht italieniſch redeten; dann kam ihm aber die dunkle Erinnerung, daß auch in Unteritalien, nicht weit von ſeinem Aufenthaltsorte, Albaneſen exiſtirten. Aber was könnten mich die beſonders intereſſiren, ſie ſprächen doch nur ein verdorbenes Griechiſch. Glücklicherweiſe fuhr der Zug gerade in den Bahnhof von Caſerta ein, wo Herr Negri ausſtieg, und ich wurde dadurch der Nothwendigkeit überhoben, ihm eine kleine Eiſenbahnvorleſung über den Unterſchied von Albaneſiſch und Griechiſch zu halten.

In Palermo wurde ich öfters an dieſe Lücke in der Bildung meines Advocaten erinnert. Wenn ich in den Läden der Buchhändler und Antiquare mich nach etwa vorhandenen albaneſiſchen Druckſachen erkundigte, ſo wurden mir mit ſeltener Bereitwilligkeit ſämmtliche griechiſche Schulbücher, die der Betreffende gerade auf Lager hatte, zur Verfügung geſtellt. Die Albaneſen heißen in Palermo allgemein Greci, das Dorf bei Palermo, in dem ein großer Bruchtheil von ihnen angeſiedelt iſt, trägt den Namen Piana dei Greci.

Erinnere ich außerdem noch — wenn es erlaubt iſt Großes neben ſo Kleines zu ſtellen — an die „durch keinerlei Sachkenntniß getrübte Unbefangenheit“ jenes Diplomaten auf dem Berliner Congreß, der zwiſchen

Digitized by Google

Albanesen und Slaven nicht einmal einen nothdürftigen Unterschied herzustellen wußte, so dürfte die Annahme nicht allzu unberechtigt sein, daß auch unter den Lesern dieser Blätter mancher in Verlegenheit käme, wenn man ihn fragte, welche Sprache die Albanesen sprechen.

Das ist nun freilich kein sehr bedeutendes Unglück; und es ist auch nicht sehr merkwürdig. Die Heldenzeit Albaniens, wo es unter Skanderbeg von Kroja ein Bollwerk der abendländischen Christenheit gegen das sieghafte Vordringen des Halbmondes war, ist längst vergangen und wird zudem in unsern Geschichtsbüchern, welche die heldenhafte Vertheidigung Wiens doch genugsam zu rühmen wissen, mit unverdienter Gleichgiltigkeit behandelt. Der letzte große Mann aber, den Albanien hervorgebracht hat, ich meine Ali von Jannina, lebt in der Vorstellung des Occidents nur als rebellischer türkischer Pascha, nicht als albanesischer Nationalheld. In den letzten Jahrzehnten haben die Schkipetaren ganz für sich in ihren Bergen gelebt, und wenn sie sich unter einander die Hälse abschnitten, so geschah dies, ohne daß sie bei dieser so beliebten Beschäftigung die Zustimmung der europäischen Großmächte nachsuchten, oder daß diese sich veranlaßt sahen, sich darum zu kümmern. Neuerdings ist das anders geworden. Die langsame Vivisection der Türkei hat auch in ihren albanesischen Gebietstheilen das Verlangen nach Autonomie geweckt, und die albanesische Liga, in trugvollem politischem Gaukelspiel von der Pforte geschaffen, hat ihre Tendenzen gegen diese selbst gekehrt. Seit Mehmed Ali niedergemetzelt worden und seit die Westmächte ihre Schiffe auf der Höhe von Dulcigno von der Bora durch einander werfen ließen, ist der Name der Albanesen häufiger als je in den Spalten der Zeitungen zu finden. Es liegt mir fern, hier in eine politische Discussion einzugehen; trotzdem kann ich mich nicht enthalten, eines zu bemerken. Wer wie ich, davon überzeugt ist, daß das Slaventhum der einzige gefährliche Feind des Friedens und der Cultur in Europa ist, der muß wünschen, daß bei dem unvermeidlichen Zusammenbruch der osmanischen Herrschaft Vorsorge getroffen werde gegen das Weitervordringen des slavischen Einflusses. Durch das fortwährende Schönthun mit den Großmachtsgelüsten des montenegrinischen Zaunkönigs und durch die Aufrichtung des Fürstenthums Bulgarien sind schon genug Fehler in dieser Beziehung gemacht worden. Nur die Griechen und die Albanesen, Beide von alteingewurzeltem Stammeshasse gegen die Slaven erfüllt, können ein wirksames Gegengewicht gegen die allmähliche Slavisirung der Balkanhalbinsel abgeben. Gern gönne ich den Griechen jede Erweiterung ihres Königreiches; aber es ist nicht anzunehmen, daß sie jemals im Stande sein würden, sich die wilden Bergstämme der Diwra und Matja, der Malisoren und Mirditen zu assimiliren, die auch von der Pforte immer nur dem Namen nach abhängig waren. Ein selbständiges Albanien aber könnte der Freund und Bundesgenosse des stammverwandten Hellenenvolkes werden, das ja seit langer Zeit eine ganz beträchtliche Anzahl Bewohner albanischen Stammes sein eigen nennt.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß eine große Menge Albanesen in der Diaspora lebt, ohne ihre Sprache und ihre sonstigen nationalen Eigenthümlichkeiten aufgegeben zu haben. In Attika und den benachbarten Inseln des Golfes von Salamis ist die Landbevölkerung ausschließlich albanesisch, aber auch in anderen Theilen des Königsreichs Hellas, besonders in Böotien, Argolis, Korinth und im südlichen Arkadien bilden sie einen nicht unbedeutenden Procentsatz der Bevölkerung, im Ganzen gewiß nicht viel unter zweihundert Tausend. Matrosen und Soldaten der griechischen Marine bestehen fast nur aus Albanesen, vorwiegend und von den Inseln Hydra und Spezia, die auch die meisten der Seehelden des griechischen Befreiungskrieges zu ihren Söhnen rechneten. Auf etwa hunderttausend Seelen beziffert sich die albanesische Bevölkerung des Königreichs Italien. Die ersten kamen zu Skanderbegs Zeiten als Hilfstruppen der arragonesischen Könige nach Neapel und Sicilien; als nach seinem Tode sein Stammland den Türken dienstbar wurde, fanden zahlreiche Flüchtlinge auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und haben sich durch lange Zeit hervorragender Privilegien zu erfreuen gehabt. Zahlreiche Dörfer in Calabrien, der Capitanata, Basilicata und der Terra d'Otranto haben bis heute die alte Eigenart in Sprache und Sitte bewahrt; ihre Namen findet man vollständig in den Studii linguistici von Biondelli (Mailand 1856) Seite 59 u. ff. und danach in den albanesischen Studien von Hahn S. 315. In Sicilien war die erste Niederlassung Contessa, von Georg Reres 1450 auf den Trümmern des Araberschlosses Kalat-Nawrû gegründet; es folgten 1481 Palazzo Adriano, 1488 Piana dei Greci, jetzt 8000 Einwohner zählend, die aber nicht alle albanesischer Abstammung sind, und 1490 Mezzojuso; Santa Cristina ist eine im siebzehnten Jahrhundert angelegte Zweigniederlassung von Piana. Auf österreichischem Gebiete ist endlich das vor den Thoren von Zara gelegene Dorf Borgo Erizzo zu erwähnen, wo sich im vorigen Jahrhundert auf Veranlassung eines venetianischen Provveditore Erizzo gegische Albanesen angesiedelt haben, die zwar in Tracht und Sitte fast Alles von den umwohnenden Slaven angenommen, aber ihre Sprache mit anerkennenswerther Reinheit bis jetzt bewahrt haben.

Alla mia nazione divisa e dispersa ma una — so schrieb ein patriotischer Albanese Italiens, Vincenzo Dorsa, als Widmung vor sein 1848 in Neapel erschienenes Buch dagli Albanesi, ricerche e pensieri. Die italienischen Albanesen, die an Cultur ihren Stammesgenossen in Epirus längst voraus sind, haben das Gefühl der geistigen Zusammengehörigkeit mit ihnen niemals verloren, trotzdem daß ihnen nichts ferner liegt als irgend ein panalbanischer Gedanke. Aber die Einheit der Schkipetaren des Stammlandes selbst in politischer, religiöser und sprachlicher Beziehung läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Politisch in eine Anzahl Clans von verschiedener Größe und verschiedenem Einfluß zersplittert, deren gegenseitige, durch die Blutrache fast immer in Athem gehaltene Rivalität Gopčević in seinem Buche über Ober-Albanien in lebendigen Farben geschildert hat, religiös durch den Gegen-

Digitized by Google

satz des Christenthums und des Islam und den womöglich noch schrofferen des Katholicismus und der griechischen Orthodoxie aus einander gehalten, haben die Albanesen auch noch an der Verschiedenheit der Sprache zu leiden, die den Nordalbanesen, den Gegen, für den südlichen Tosken nur schwer verständlich macht. Zwischen diesen beiden Hauptmundarten, deren Grenze etwa der Fluß Schkumb bildet und die natürlich in eine große Menge von Lokal- und Uebergangsdialekten zerfallen, besteht ein Unterschied, doch ungefähr so groß wie zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch. Die in Griechenland und Italien gesprochenen Mundarten tragen wesentlich den toskischen Typus.

Es darf niemanden Wunder nehmen, daß unter einem Volke, bei dem Lesen und Schreiben höchst seltene Luxusartikel sind und wo die Flinte — und was für eine alte, ehrwürdige Steinschloßflinte! — häufig den kostbarsten Besitz des Einzelnen bildet, noch kein Dante oder Luther aufgetreten ist, um ihm die Wohlthat einer Schriftsprache zu schaffen. Die armen Albanesen sind noch weit schlimmer daran; sie haben nicht einmal eine allgemein angenommene Lautbezeichnung. In Nordalbanien, wo die christlichen Albanesen durchweg römisch-katholisch sind, herrscht der Einfluß des italienischen Clerus; für ihn hat die Propaganda in Rom ein paar grammatische und lexikalische Hilfsbücher compiliren und einige geistliche Tractätchen in's Albanesische übersetzen lassen. Sie sind nach italienischer Lautbezeichnung gedruckt; für die dem Albanesischen eigenthümlichen Laute sind ein paar neu erfundene, nicht sehr geschmackvoll aussehende Zeichen gebraucht, die schon der Geistliche Blanchus (ein geborener Albanese) in seinem 1635 erschienenen Wörterbuche zugewendet hatte. Auch die italienischen Albanesen schreiben mit lateinischen Buchstaben; nur der Sicilianer Demetrio Camarda hat in seiner Grammatik und seinen Texten sich des griechischen Alphabetes bedient. Wo, wie im Süden Albaniens, das griechische Element das geistig herrschende ist, überwiegt auch der Gebrauch griechischer Lautzeichen; mit solchen ist z. B. eine im Jahre 1827 in Corfu erschienene Uebersetzung des Neuen Testamentes gedruckt. Indessen kommt selbst unter den Albanesen des Königreichs Griechenland vereinzelt der Gebrauch lateinischer Schrift vor, wie die mir vorliegende Correspondenz des verstorbenen Dr. Reinhold in Athen beweist. Von den fremden Gelehrten vollends, die sich mit albanischer Sprache beschäftigt haben, hat so ziemlich jeder seine Besonderheiten in der Wiedergabe der einheimischen Laute; Xylander und von Hahn brauchen griechische, Miklosich und Dozon lateinische Buchstaben, im Einzelnen weichen alle vielfach von einander ab.

Es liegt auf der Hand, daß die Schöpfung einer einheitlichen Schrift die Grundbedingung ist für Herstellung eines geistigen Bandes zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der Schkipetaren. Patriotische Männer haben daher zu verschiedenen Zeiten verschiedene Versuche dazu gemacht. Herr von Hahn machte in Elbassan die Bekanntschaft eines aus zweiundfünfzig Zeichen bestehenden nationalen Alphabets und hat im ersten Theile seiner

Digitized by Google

„Albanesischen Studien" ausführlich darüber berichtet. Ich glaube nicht, daß Jemand heute noch seine Meinung theilen wird, daß dasselbe ein uraltes, parallel mit dem griechischen aus dem phönizischen Alphabete entwickeltes Denkmal pelasgischer Cultur sei; der griechische Schulmeister Theodor, an dessen Namen die Tradition dasselbe knüpft, wird wahrscheinlich für den Urheber desselben zu gelten haben. Dann ist es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zusammengestellt worden. Verbreitung über Elbassan hinaus hat es nicht gefunden; selbst dort beträgt die Zahl der Personen, die desselben kundig sind, nicht über fünfzig. Aus einer kleinen, in Lamia 1861 gedruckten Schrift erfahre ich, daß ein gewisser Naum Bithkukki (auf deutsch „Rothbaum") das Albanesische mit slavisirenden Buchstaben schreiben wollte; etwas Näheres über seine Methode habe ich nicht erkundet. Jedenfalls berührt sich dieser Versuch mit dem des bekannten Linguisten Kopitar, der in einem für die damalige Zeit geradezu vortrefflichen Aufsatze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur von 1829 (Seite 59—106) über die rumänische, bulgarische und albanesische Sprache in ihren gegenseitigen Beziehungen handelte und dabei eine albanesische Sprachprobe (die Parabel vom verlornen Sohn aus dem Lucas-Evangelium) mittheilte, in der er den Text mit lateinischen Buchstaben unter Zuhilfenahme cyrillischer Zeichen schrieb. Vom griechischen Alphabete sind mehrere Vorschläge ausgegangen, die ein für Vergangenheit und Zukunft seines Volkes in etwas confuser Weise begeisterter Toske in einer 1860 in Lamia begründeten Zeitung machte. Der erste Jahrgang derselben hat mir durch die Güte des Herrn Gymnasialdirectors Dr. Stier in Zerbst vorgelegen, dessen freundlicher Mittheilung ich die Einsicht in mehrere ältere albanische oder albanologische Bücher verdanke. Ob mehr erschienen ist, weiß ich nicht — das Gegentheil wäre jedenfalls weder für die Menschheit im Allgemeinen noch für die Albanesen ein Verlust. Das Wissen des Herrn Pykäos — so heißt der Herausgeber — steht mit seiner Vaterlandsliebe nicht auf gleicher Höhe, und obwohl man bei der Beschäftigung mit den dilettantischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Albanologie gegen Unsinn allmählich etwas abgestumpft wird, so überschreitet das hier Gebotene bedeutend das sonst übliche Maß. Die hier angewendeten oder empfohlenen Schreibweisen haben ebenso wenig Verbreitung gefunden wie eine in der athenischen Zeitung „Elpis" vom 15. November 1860 befürwortete. Ohne Zweifel ist der Gebrauch des durch einige Zeichen ergänzten lateinischen Alphabetes nicht nur für wissenschaftliche Zwecke das einzig Richtige, sondern auch in praktischer Hinsicht vernünftig, da ja doch die meisten Völker Europas sich desselben bedienen. Daher haben auch diejenigen Versuche zur Schöpfung eines nationalen Alphabetes, die eine reellere Unterlage haben, als die angebliche pelasgische Urverwandtschaft mit den Hellenen, die lateinische Schrift zum Ausgangspunkte genommen. Es sind ihrer zwei: den einen hat Herr Kristoforidis aus Elbassan unternommen, ein gebildeter und wissenschaftlich thätiger Albanese, dem der französische Consul Dozon die Einführung in seine Muttersprache zu danken hatte und

Digitized by Google

der ein reichhaltiges Wörterbuch derselben im Manuscript liegen hat. In einer gegischen Uebersetzung des Neuen Testaments, so wie in einer Fibel und einem Abriß der biblischen Geschichte hat er ein durchaus rationelles System der Schreibung angewendet, lateinische Buchstaben mit diakritischen Zeichen, wie sie bei uns in wissenschaftlichen Werken üblich sind und wie sie z. B. die Tschechen in ihrem auffallend vernünftigen Alphabete gebrauchen. Der Fremde würde noch die Hinzufügung von Accentzeichen wünschen, aber die sind freilich dem Einheimischen entbehrlich.

Ich weiß nicht, warum ein zweiter, neuerdings gemachter Anlauf sich von dieser Methode des Herrn Kristoforidis so weit entfernt hat. Durch die Freundlichkeit des Herrn Professor Comparetti in Florenz ist mir vor Kurzem ein im Jahre 1879 in Konstantinopel gedrucktes Schriftchen zugekommen, welches die Statuten einer Gesellschaft enthält, die sich zu dem Zwecke gebildet hat, Bücher für das albanesische Volk in albanesischer Sprache drucken zu lassen. Die achtundzwanzig patriotischen Albanesen, die am Schluß unterzeichnet sind, gehen in einer kurzen Vorbemerkung von der Erwägung aus, daß alle aufgeklärten und gebildeten Völker diese Aufklärung und Bildung lediglich durch Bücher in ihrer Sprache erlangt hätten, daß dagegen jedes Volk, das seine Sprache nicht schreibe und keine Bücher in derselben besitze, in Finsterniß und Barbarei lebe. Die Albanesen hätten sich bis jetzt in dieser Lage befunden, und daher habe sich eine Gesellschaft gebildet, um durch Druck und Verbreitung von Unterrichtsschriften den Albanesen die Möglichkeit zu eröffnen, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Die einzelnen Bestimmungen der in albanesischer Sprache abgefaßten Statuten sind nicht von weitergehendem Interesse. Zugleich mit ihnen habe ich ein von dem Verein bereits herausgegebenes Abc-Buch erhalten, das außer den Uebungen zum Lesen und Schreiben kurze Abrisse der albanesischen Geschichte, der Erdkunde, der Elemente der Naturlehre, der vier Species und dergleichen wissenswürdige Dinge mehr enthält. Die Schreibung steht der von Herrn Kristoforidis angewandten an Einfachheit und Klarheit bedeutend nach, da die Buchstaben mit diakritischen Zeichen durch solche mit willkürlicher Veränderung der ursprünglichen Form oder durch willkürlich verwendete griechische Zeichen ersetzt sind.

Zunächst ist es noch nicht sehr viel, was die Albanesen mit diesem oder einem andern Alphabet, über das sie sich etwa einigen sollten, drucken können. Ich will von dem, was man albanesische Literatur nennen könnte, zunächst die schon oben berührten Uebersetzungen ausschließen, welche die Propaganda veranstaltet hat. Es liegen mir eine ganze Menge solcher kleiner Hefte im gegischen Dialekte vor. Der enge Anschluß an Wort- und Satzfügung des Italienischen hat naturgemäß dem Geiste der anderen Sprache allzu häufig Gewalt angethan, als daß wir erwarten dürften, in diesen Uebertragungen, die ja von keinem Schlegel oder Heyse herrühren, einen getreuen Ausdruck echter und unverfälschter albanesischer Sprechweise

Digitized by Google

zu finden. Für die Grammatik und das Wörterbuch haben sie trotzdem einen gewissen Werth. Dasselbe gilt von den Bibelübersetzungen. Die bereits genannte toskische Uebersetzung des Neuen Testaments, die im Jahre 1827 in Corfu erschienen ist, wurde 1858 in Athen neu gedruckt; sie war für die grammatischen Arbeiten der Herren Xylander und von Hahn eine ausgiebige Fundgrube. Mir sind außerdem noch ein paar neuere Uebersetzungen bekannt geworden. Die vier Evangelien sind 1878 und 1879 der Psalter schon 1868 in Konstantinopel in albanesischer Sprache mit griechischen Lettern gedruckt worden; die Mundart ist hier wiederum die toskische. Uebersetzer Herr Kristoforidis. Weit interessanter sind aber die von demselben verfaßten, 1872 in Konstantinopel erschienenen Uebersetzungen des ganzen Neuen Testaments und der Psalmen in den weit weniger bekannten nordalbanischen oder gegischen Dialekt. Endlich hat der durch seine linguistischen Bestrebungen besonders auf dem Gebiete italienischer und baskischer Mundarten bekannte Prinz Lucian Bonaparte das Matthäus-Evangelium in die Mundarten der Albanesen von Piana dei Greci in Sicilien, von Frascineto in Calabrien und von Scutari übertragen und in sehr zierlichen Ausgaben in London 1868—70 drucken lassen. Die hier angewendete Schreibung des Albanesischen ist die einfachste und beste, die ich kenne; die Büchlein sind leider nur in einer sehr kleinen Auflage gedruckt worden und daher wenig bekannt, ich verdanke Exemplare derselben der Freundlichkeit des Herrn Comparetti in Florenz, sowie des Prinzen Bonaparte selbst.

Wenn ich zunächst von den Literaturbestrebungen der Albanesen Italiens einige Worte sage, so geschieht das darum, weil hier wirklich seit längerer Zeit ein reges geistiges Leben herrscht, das unter uns gänzlich unbekannt, kaum in Italien selbst sehr beachtet ist. Die gebildeten Albanesen nehmen durchaus Theil an der politischen und literarischen Entwickelung ihres Vaterlandes — der bekannte und vor nicht langer Zeit viel genannte Deputirte Crispi ist ein sicilianischer Albanese, — ohne deshalb doch eine warme Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufzugeben. Bei der Ausnahmestellung, die den italienischen Albanesen in kirchlicher Beziehung noch immer reservirt ist — sie sind römische Katholiken mit griechischem Ritus — und dem daraus hervorgehenden Bedürfniß, durchweg nationale Priester zu haben, darf es nicht wundern, wenn eine große Anzahl geistig strebsamer Männer sich dem Priesterstande zugewendet hat und wir unter den literarisch Thätigen vorwiegend Geistlichen begegnen. Wer sich im Einzelnen über diese seit dem Anfang dieses Jahrhunderts niemals erloschenen Bestrebungen unterrichten will, den kann ich auf einen Aufsatz der Fürstin Helena Ghika verweisen, die unter dem Schriftstellernamen. Dora d'Istria Mehreres über die Balkanvölker geschrieben und überall ein feines Verständniß für das Nationale und Volksthümliche an den Tag gelegt hat. Er ist in der Indépendance hellénique erschienen und von Herrn N. Camarda als besonderes Büchlein in's Italienische übersetzt worden (Gli scrittori albanesi dell' Italia meridionale, Palermo 1867). Das hier gesammelte

Digitized by Google

Material ist vollständiger als in der älteren Abhandlung von G. Stier „Die Albanesen in Italien und ihre Literatur" in der Allgemeinen Monatsschrift von 1853, Seite 864—874, der sich im Wesentlichen blos auf die schon früher erwähnte Schrift von Vincenzo Dorsa stützen konnte. Ich will den Leser weder von Giulio Variboba unterhalten, der, wie der Mönch Otfried, in die heilige Geschichte hineingriff und ein gereimtes Gedicht über das Leben der Jungfrau Maria schrieb, noch von Antonio Santoro, der 1848 einen begeisterten Hymnus an die Freiheit dichtete und als Verfasser von Novellen und einem Drama genannt wird, oder von Anderen, deren Werke entweder niemals gedruckt wurden oder mir nicht vor die Augen gekommen sind. Ich beschränke mich darauf, einige Worte über den thätigsten und hervorragendsten Poeten der italienischen Albanesen zu sagen, über Girolamo de Rada. Er stammt aus San Demetrio in Calabria citeriore und seine Familie wird schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Seine Dichtungen, die vor 1848 entstanden sind, aber bis in die neueste Zeit mehrfach in Neapel gedruckt wurden, behandeln Stoffe aus der Heldenzeit Albaniens unter Skanderbeg im fünfzehnten Jahrhundert. Rada ist von eigenthümlichen ästhetischen und literargeschichtlichen Anschauungen beherrscht, die ihn in der Composition seiner Dichtungen sich gänzlich haben vergreifen lassen. Er hat seine Impulse von den Volksliedern empfangen, wie sie unter seinen Stammesgenossen immer noch gesungen werden, und hat in seinen Gedichten die Form dieser Volksdichtung für die Kunstdichtung zu verwenden gesucht. Das heißt eine Form, wie er sie sich vorstellt und künstlich zurecht gelegt hat. Nach seiner Ansicht existiren unter den Albanesen seiner Heimath noch solche Liedercyklen, wie sie die gelehrte Forschung als Vorstufe und Grundlage der Homerischen Dichtungen und anderer älterer Epen mit mehr oder weniger Berechtigung anzunehmen pflegt. Er hat später — im Jahre 1866 — solche albanesische Volkslieder herausgegeben, die er „Rhapsodieen eines albanischen Gedichtes" betitelt hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Sammlung echte und wirkliche Volkspoesien enthält; aber ebensowenig zweifle ich daran, daß wir es im Großen und Ganzen mit etwas Aehnlichem zu thun haben wie mit dem Macpherson'schen Ossian. Nicht nur die ganze Anordnung der einzelnen Stücke rührt von dem Herausgeber her, sondern er scheint auch als Interpolator aufgetreten zu sein, um Verbindungen zwischen den einzelnen Liedern herzustellen, und Ton und Darstellung des Ganzen ist hier und da von seiner überarbeitenden Hand beeinflußt worden. Ganz in die nämliche Form, die de Rada hier für die Volkspoesie der calabrischen Albanesen herzustellen gesucht oder vielmehr in sie hinein getragen hat, sind seine eignen Dichtungen gekleidet. Lyrische Ergüsse wechseln mit kurzen erzählenden oder dialogischen Fragmenten, und die wirklichen poetischen Schönheiten, die sich zerstreut finden, besonders in descriptiver Beziehung, können Niemanden für den Mangel einer fest durchgeführten, einheitlichen Handlung, für die nebelhafte Charakteristik der Personen, für die allzu häufig

Digitized by Google

geschraubte und dunkle Darstellungsweise entschädigen. Gut gemeinter Patriotismus ist auch so ziemlich das Einzige, was der italienische Literarhistoriker Cesare Cantu an diesen Gedichten zu rühmen fand, und Lamartine, dem de Rada seinen Milosao mit italienischer Uebersetzung zusandte, fand als Anerkennung dafür nichts als ein paar billige Phrasen. Deutsche Leser, die sich eine Vorstellung von der Eigenart dieser Schöpfungen machen wollen, finden eine Probe davon übersetzt von Herrn G. Stier in einer 1856 erschienenen Wittenberger Gratulationsschrift.

Der hervorragendste Kunstdichter, den das eigentliche Albanien hervorgebracht hat, ist Nesim Bey aus Premet. Von seinen Gedichten, die niemals gedruckt worden sind, ist nur wenig bekannt. Sie sind in gegischer Mundart verfaßt und der Dichter erfreut sich eines großen Renommées unter seinen Stammesgenossen. Herr von Hahn hat acht Lieder von ihm in seine Sammlung albanesischer Volkspoesien aufgenommen; im Besitze eines Beys von Elbassan soll sich eine mit türkischen Buchstaben geschriebene, sehr dickleibige Sammlung der Dichtungen Nesims finden. Die paar von Hahn mitgetheilten Gedichte sind meist im Geiste der üppigen und maßlosen orientalischen Erotik gehalten und werden dadurch unserem Geschmacke nicht näher gerückt, daß sie nicht an eine Geliebte, sondern an einen Geliebten gerichtet sind. Diese Art von Liebeslyrik, bei uns trotz Shakespeare und Platen befremdlich, entspricht durchaus einer nationalen Eigenthümlichkeit des Gegen. Jeder Nordalbanier hat vor seiner Verheirathung ein sehr leidenschaftliches, wenn auch durchaus platonisches Verhältniß zu einem andern Jüngling, der ihn so schlecht behandelt, als dies bei uns eine tugendhafte oder coquette Geliebte nur irgend thun kann; zahlreiche kleine Volkslieder geben von der Grausamkeit des Geliebten, von der Bewunderung und den Qualen des Liebenden Kunde. Dem nach der Türkei und nach Persien hinweisenden Geiste der Dichtungen Nesims entspricht auch die sprachliche Form; den albanesischen Worten ist ein so starker Procentsatz von türkischen, beziehungsweise persischen und arabischen Vocabeln beigemischt, daß nur ein der orientalischen Sprachen Kundiger diese Poesien zu verstehen vermag. Ich theile eines der einfacheren Lieder Nesims in freier Uebersetzung mit:

Deinem Sclaven, denn ich bin es,
Schaffe durch den Tod Erlösung,
Wenn Du nicht durch Liebeszeichen
Ihm gewähren willst Genesung.
Stets vergieß ich heiße Thränen
Und verhaßt ist mir das Leben;
Los zu werden dieses Sehnen,
Möcht' ich selbst den Tod mir geben.
Nicht ein einzig freundlich Wörtchen
Bringt mir für mein Leid Genesung;
Darum fleht Dich an Dein Sclave:
Schaff' ihm durch den Tod Erlösung.

Kann somit von nationalem Schriftthum auf dem Boden Albaniens

Digitized by Google

keine Rede sein, so finden wir dafür hier das Volkslied um so reicher entwickelt. Alle die verschiedenen, auf der Balkanhalbinsel neben und unter einander wohnenden Stämme, die Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen, erfreuen sich einer sehr reichen Volkspoesie, in welcher im Gegensatze zu andern Völkern das epische Volkslied ganz besonders cultivirt erscheint. Es ist eine für die Völkerpsychologie ganz besonders interessante Aufgabe, das Gemeinsame, das den Liedern dieser vier Völker eigen ist, heraus zu suchen und darzustellen. Die feinsinnige Fürstin Helena Ghika (Dora d'Istria) hat in der Revue des deux mondes vom 15. Mai 1866 die albanische Nationalität nach den Volksliedern in einem geistvollen Aufsatz zu charakterisiren versucht. Freilich könnte man heute über diesen Gegenstand mehr sagen, denn seitdem die Verfasserin schrieb, ist eine große Anzahl von Volkspoesien aus diesen Gegenden neu bekannt geworden. Ein Theil ist von dem französischen Consul August Dozon in seinem Manuel de la langue chkipe (Paris 1879) veröffentlicht worden; die meisten aber stehen in einer sehr reichhaltigen Sammlung, die ein in Aegypten lebender Toske, Herr Mitkos, im Jahre 1878 in Alexandrien unter dem Titel „Albanische Biene" herausgegeben hat. Was man früher wohl bezweifelt hat, ist durch dieses Buch sichergestellt worden, nämlich daß die Erinnerung an manches Ereigniß der Nationalgeschichte auch bei den Albanesen im Liede lebt. Freilich nur aus neuerer Zeit; vergebens sucht man auch in dieser Sammlung nach dem großen Nationalhelden des Mittelalters, nach Georg Kastriota Skanderbeg. Nur bei den italienischen Albanesen wird noch heute von ihm gesungen, wie die oben erwähnten „Rhapsodien" des Herrn von Rada darthun. In Italien ertönt auch heute noch ein tief empfundenes Abschiedslied an das schöne Morea, wie es die Väter sangen, als sie zum ersten Mal an fremder Küste ihre Schiffe gelandet hatten. Dagegen stehen in den Liedern bei Herrn Mitkos die Kriege Ali Paschas im Vordergrunde; doch auch neuere Ereignisse, wie die Kriege in Bosnien und mit den Bewohnern der Schwarzen Berge haben der Volkspoesie Stoff geboten. Daß sich, wie Biondelli berichtet, unter den epirotischen Volksliedern ein bis in die Zeiten des Pyrrhus reichendes Kriegslied befinde, erlaube ich mir um so mehr zu bezweifeln als es auch Biondelli unbekannt geblieben ist. Die große Verwandtschaft, die zwischen diesen albanesischen Liedern und den griechischen Klestenliedern auf Epirus besteht, wird Niemandem entgehen. Ich setze als Probe ein altes sehr verbreitetes Lied auf den Tod eines jungen albanesischen Söldners in der Uebersetzung von O. L. B. Wolff her:

Jenseits von Kjabeses Brücke
Fiel ich durch des Feindes Tücke.
Sagt der Mutter, o Gefährten,
Die zwei Ochsen zu verwerthen
Und das Geld dafür zu geben
Meiner Liebsten, meinem Leben.
Wenn die Mutter fragend quället,

Digitized by Google

Sagt, ich hätte mich vermählet;
Wenn sie fragt, wer meine Lust,
Sprecht: drei Kugeln in die Brust,
Sechs in meine Arm' und Beine;
Fragt sie dann, wer zum Vereine
Sei des Hochzeitsmahls gekommen,
Sagt: die Krähen und die Raben
Kamen als Verwandte, haben
Alles fressend fortgenommen.

Das erotische Volkslied der Albanesen läßt im Ganzen die Einfachheit und Zartheit vermissen, welche das griechische in so hohem Grade auszeichnen. Die Sinnlichkeit ist roher und die Darstellungsweise überladener, mehr dem Geiste des Morgenlandes sich zuneigend. Das hindert nicht, daß mancher feine und geistreiche Gedanke sich darin findet, zumeist in den vierzeiligen Improvisationen, die mit einem türkisch-arabischen Worte Beït's genannt werden. Sie repräsentiren hier wie überhaupt die älteste Form des volksthümlichen Liebesliedes und lassen sich den italienischen Vierzeilen und den griechischen Liebesdistichen vergleichen, die nur scheinbar zweizeilig sind, da ja jeder der die ganze griechische Volkspoesie beherrschenden „politischen" Verse in zwei Hälften von selbst zerfällt. Des eigenthümlichen Umstandes, daß ein großer Theil der albanesischen Erotik einem geliebten Jüngling gilt, geschah schon Erwähnung. Hier einige Beispiele in prosaischer Uebertragung. Auf der Straße bleibt der Liebende stehen und sendet zärtliches Mienenspiel nach dem Fenster des Geliebten:

Ich blieb wie ein Stein auf der Straße stehen — und jeder stößt an mich mit dem Fuße; — die Rose steht in ihrem Topfe — und wir wechseln zärtliche Blicke.

Die Schönheit des Geliebten scheint im Winter den Frühling vorzuspiegeln:

Hyacinthen und Narcissen — hab' ich niemals im Winter gesehen; — verrathe mir, wo du sie gepflückt hast —, denn sie haben uns den Frühling gebracht.

Der Liebende fleht den Geliebten um ein einziges freundliches Wort an:

Geliebter, ich will Dir ein Wort sagen — aber magst Du es erhören! — Du kennst, o Geliebter, meine Leidenschaft — sprich und rede ein Wort mit mir.

Aber dieser ist grausamer als die rauhen Berge:

Diese schneebedeckten Berge — wie weinen sie über meinen Kummer! — Was hast Du, o Geliebter, daß Dein Mund stumm bleibt? — Mögest Du von Gott bestraft werden!

Und doch ist er der einzige Gedanke des Anbeters, den in die Moschee und bis in den tiefsten Traum sein Bild verfolgt:

Als ich in die Moschee gekommen war, — warf ich meine Augen nach allen Seiten; — wie sehr ist mein Verstand schon zerstört! — Die Thränen flossen mir von den Wangen.

Selbst während des Schlafes, den ich schlafe — verzehrt mich fortwährend die Liebe zu Dir; — bis sie mich mit Erde zudecken; werde ich mich von Dir, o Gebieter, nicht scheiden.

Ich will nichts von albanesischen Sprichwörtern und Räthselfragen sagen und nur noch eine Seite der Volksliteratur kurz berühren, das Märchen. Herr von Hahn hat in seinen „griechischen und albanesischen Märchen" (Leipzig 1864) neun albanische Märchen in Uebersetzung mitgetheilt: vier-

Digitized by Google

undzwanzig stehen im Urtext in dem Buche des Herrn Dozon, der eine französische Uebersetzung derselben vorbereitet,*) und ein weiteres Dutzend in der „Albanischen Biene" des Herrn Mitkos. Wir begegnen den bekannten Märchenstoffen, die sich seit den Forschungen der Brüder Grimm als bei allen europäischen Völkern verbreitet herausgestellt haben, auch hier wieder dem Schneewittchen (in zwei Versionen, Hahn Nr. 103, Dozon Nr. 1) dem in ein Lämmchen (hier Ziege) verwandelten Brüderchen (Mitkos 1), den Brüdern mit den wunderbaren Gaben (Dozon 4, Mitkos 10), dem Fortunatusmärchen (Mitkos 9) u. s. w. Ich will zum Beweise, daß auch die Darstellungsweise dieser Märchen häufig eine ganz geschickte ist, das Schneewittchenmärchen in der Fassung bei Dozon übersetzen; der Leser mag es mit den sicilianischen Märchen in der Sammlung von Laura Gonzenbach Nr. 2 bis 4 und den von Reinhold Köhler in der Anmerkung dazu angeführten anderer Völker vergleichen, zu denen jetzt noch das griechische Rodia-Märchen gekommen ist, das in der „Deutschen Rundschau" vom Juli 1881 und bei Legrand Contes populaires grecs Seite 133 ff. übersetzt ist, während in dem Märchen bei Bernhard Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder Nr. 17 unser Märchen mit dem von dem Mädchen mit den abgeschnittenen Händen combinirt erscheint.

„Es waren einmal drei Schwestern; die jüngste von ihnen, welche Fatime hieß, war schöner als die beiden andern. Eines Tages erhoben sie sich und fragten die Sonne: ‚Sonne, liebe Sonne, welche von uns ist am schönsten?' ‚Fatime.' Da überlegten die beiden andern, was sie ihr anthun könnten, und sprachen untereinander: ‚Morgen wollen wir uns stellen, als ob wir nach Holz gingen, und wir wollen uns früher aufmachen als Fatime und zu ihr sagen: wo wir die Kürbisflasche aufhängen, da kannst Du uns finden.' Das beschlossen sie, und am folgenden Tage sprachen sie zu Fatime: ‚Kehre das Haus, wir wollen Holz schneiden und Du findest uns dort, wo wir die Kürbisflasche aufhängen.' Die Schwestern gingen fort, und als Fatime das Haus gekehrt hatte, ging sie dorthin, wo die Kürbisflasche hing. Sie suchte hier, sie suchte da, aber sie konnte die Schwestern nicht finden, denn diese waren auf einem andern Wege nach Hause zurückgekehrt. Da ging sie nach allen Seiten durch den Wald um einen Weg zu finden, aber sie fand keinen. Unterdessen wurde es Nacht, und sie stieg auf den Gipfel eines Baumes. Da sah sie von weitem ein schwaches Licht, ging ihm nach und trat unter vielen Gebeten in ein Haus.

Dies Haus aber war die Wohnung von vierzig Räubern, welche in der Nacht auf Raub ausgingen und bei Tage in dieses Haus einkehrten. Nach ihrer Gewohnheit kamen sie auch an diesem Tage in das Haus, schlugen mit einem Gewehr an die Thür, so daß sie aufging, und traten herein. Als sie bei Tisch saßen, merkten sie, daß die Speisen nicht von der Hand ihres Dieners zubereitet waren. Dieser nämlich hatte Fatime beauftragt,

*) Sie ist im vorigen Jahr in Paris bei Leroux erschienen.

Digitized by Google

die Speisen zu bereiten, da er sich rasch in sie verliebt hatte. Sie sprachen zu dem Diener: „Hast Du Jemand im Hause?“ Er wollte anfangs nichts gestehen, endlich aber sagte er ihnen die Wahrheit. Hierauf wollte ein Jeder sie zur Frau nehmen, um aber keinen Streit anzufangen, gaben sie sie dem Diener. Und seit der Zeit ging auch der Diener mit ihnen aus, und die vierzig Räuber liebten Fatime wie ihre Schwester und brachten ihr tausend schöne Dinge mit nach Haus.

Ihre Schwestern aber erfuhren, daß Fatime lebe und sich verheirathet habe. Darüber ärgerten sie sich sehr und beschlossen sie auf irgend eine Weise zu tödten. Eines Tages schickten sie ihr durch eine Dienerin ein goldenes Halsband, das sie vergiftet hatten, damit sie stürbe, wenn sie es umgelegt. Die Dienerin ging hin, bot ihr, wie es ihr die Schwestern befohlen hatten, Gruß und Heil und gab ihr das Halsband; und sowie jene es umgelegt hatte, starb sie. Die Räuber kamen und schossen ihre Gewehre ab, damit sie, wie gewöhnlich, die Thür öffne; endlich aber, als keine Antwort kam, schlugen sie sie mit Gewalt ein und traten ein. Da sahen sie Fatime ausgestreckt in der Mitte des Zimmers liegen. Sie schüttelten sie von allen Seiten, zuletzt nahmen sie ihr das Halsband ab und sogleich wurde sie wieder lebendig. Hierauf erzählte sie ihnen, wie sie gestorben war, und wie sie das hörten, geboten sie ihr, sie sollte ein anderes Mal nichts von ihren Schwestern annehmen.

Als die Schwestern am folgenden Tage hörten, sie sei nicht todt, schickten sie ihr durch dieselbe Dienerin ein Sieb voll Goldstücke. Fatime ließ sich bethören, und als sie die Goldstücke in ihr Kleid ausgeschüttet hatte, starb sie wieder. Die Räuber kehrten sammt ihrem Mann vom Rauben heim, und da sie sie wieder todt fanden, durchsuchten sie sie wieder von allen Seiten und fanden die Goldstücke, die sie in ihren Busen geschüttet hatte. Da schärften sie ihr noch eindringlicher ein, sie sollte nichts annehmen, was ihr die Schwestern schickten; aber sie ließ sich wieder bethören, denn am dritten Tage schickten ihr die Schwestern, die gehört hatten, sie sei wieder nicht todt, einen Ring, Fatime nahm ihn und starb wiederum, als sie ihn an den Finger gesteckt hatte. Die Räuber kamen vom Raube zurück und fanden sie wieder todt; sie suchten hier und da, aber es kam ihnen nicht in den Sinn, an der Hand zu suchen, und so fingen sie an um sie zu weinen.

Hierauf legten sie sie in einen Sarg, deckten ihn zu und setzten ihn auf einen Baum, an dessen Fuße eine Quelle war. Eines Tages kam ein Stallknecht des Königs zu dieser Quelle um seinem Pferde Wasser zu geben; als aber das Pferd sich der Quelle näherte, floh es und vermochte nicht zu trinken, denn im Wasser erschien das Abbild des Sarges. Der Stallknecht kehrte zum Könige zurück und erzählte ihm den Vorfall; da ging der König selbst hin, und wie das Pferd floh, sah er nach dem Wasser und erblickte das Abbild des Sarges. Er befahl denselben herunter zu nehmen, und da er eine so schöne Frau darin sah, nahm er ihn an sich und verschloß ihn in eins seiner Gemächer. Als nun Fatime längere Zeit todt lag, begann sie

Digitized by Google

mager zu werden, und da fiel ihr der Ring vom Finger und sie wurde lebendig und der König nahm sie zur Frau. Sie wurde alt und lebte glücklich."

Es wäre voreilig aus der Gemeinsamkeit der Märchenstoffe auf eine Verwandtschaft der Albanesen mit den andern indogermanischen Völkern, die in Europa wohnen, zu schließen. Denn diese Märchen sind durch nachbarlichen Verkehr allenthalben hingewandert und finden sich bei gänzlich unverwandten Stämmen wieder. Wir haben indessen ein anderes, zuverlässigeres Mittel, um die Zugehörigkeit der Albanesen zu der großen Völkerfamilie, der auch wir entstammt sind, darzuthun, nämlich die Sprache. So lange das, was man Anthropologie nennt, nicht ein wissenschaftlicheres Ansehen gewonnen hat, wird die Sprachwissenschaft in Fragen nach der Abstammung der Völker immer noch die gewichtigste Stimme beanspruchen dürfen. Nur wo sicher beglaubigte historische Thatsachen zur Verfügung stehen, wird sie ihr Votum modificiren müssen. So sind die Bulgaren, die heut eine durchaus südslavische Sprache reden, nachweislich ein türkisch-tatarischer Stamm, der seine slavische Redeweise erst in seiner jetzigen Heimath angenommen hat. Für die Albanesen liegt nichts vor, was eine derartige Annahme rechtfertigen könnte. Sie sind, wenn nicht Alles trügt, uralte Bewohner des Landes, in dem sie heute wohnen, und wenn der Name Autochthonen in der Ethnologie überhaupt Sinn hätte, so haben sie ein Anrecht darauf. Die Illyrer und Epiroten des Alterthums sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorfahren der Schkipetaren gewesen; Pyrrhus von Epirus zeigt bereits den Typus eines verwegenen und begabten albanesischen Söldnerführers, und wenn wir der Ueberlieferung trauen können, so ist auch in den Adern des großen Alexander von Macedonien von mütterlicher Seite her schkipetarisches Blut geflossen. Allem Anschein nach hat dieses illyrische Volk vor der Einwanderung der Griechen ein bedeutend ausgebreiteteres Gebiet bewohnt als später. Trotzdem wird man gut thun, mit ethnologischen Schlüssen auf Grund der wissenschaftlich noch wenig durchforschten albanesischen Sprache vorsichtig zu sein, und vor Allem ist es nicht räthlich, die Frage nach dem Wesen der berüchtigten Pelasger damit zu vermengen.

In den Jahren 1496—1499 zog ein biederer deutscher Rittersmann, Herr Arnold von Harff, von Köln aus nach dem Osten. Er hat seine Pilgerfahrt durch Italien, Syrien, Aegypten u. s. w. in treuherziger Weise selbst erzählt; sie ist im Jahre 1860 von E. von Groote in Köln neu herausgegeben worden. Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Durazzo hat er ein paar Dutzend albanesische Vocabeln und Redensarten gesammelt. Sie sind das Aelteste, was von albanischer Sprache auf uns gekommen ist. Heute haben diese unbehilflichen Aufzeichnungen den Werth, daß sie beweisen, wie die Sprache der Schkipetaren sich in diesen vierhundert Jahren so gut wie gar nicht verändert hat. Es wäre sehr übereilt, daraus schließen zu wollen, daß wir in ihr überhaupt eine sehr alterthümliche Sprache vor uns

Digitized by Google

haben. Im Gegentheil. Wenn auch die türkische Herrschaft ziemlich spurlos an der Sprache vorübergegangen ist und nur eine große Anzahl türkischer Lehnworte derselben zugeführt hat, die besonders im gegischen Dialekt reichlich vorhanden sind, und deren Eliminirung gegenwärtig mehrfach von Puristen angestrebt wird, so hat dagegen die Zeit der römischen Herrschaft einen um so intensiveren Einfluß auf das Albanesische geübt. Es ist nicht zweifelhaft, daß die albanische Sprache um ein Haar der Romanisirung gänzlich erlegen wäre, nicht anders wie das Keltische in Frankreich. Nur mit schwerer Schädigung seines Laut-, Wort- und Formenbestandes ist es aus dieser Periode hervorgegangen. Nicht nur, daß eine große Menge lateinischer Lehnwörter alte albanesische Bezeichnungen für immer verdrängt hat, selbst für Begriffe, wo sonst fremder Einfluß gewöhnlich machtlos ist. Auch romanische Lautneigungen haben zahlreich den alten Formvorrath alterirt und selbst die Beugung der Wörter ist nicht ganz unberührt geblieben von römischer Gewohnheit.

Dieser Umstand macht die Beschäftigung mit der albanesischen Sprache zu einer ebenso schwierigen als dankbaren Aufgabe. Vorläufig läßt sich zweierlei constatiren. Das Eine ist, daß das Albanesische unzweifelhaft dem indogermanischen Sprachstamme zugehört. Das hat schon Franz Bopp in einer bekannten Abhandlung nachgewiesen, deren Hauptresultat unzweifelhaft ist, wenn auch das Einzelne in dieser Arbeit des berühmten Begründers der vergleichenden Linguistik wenig gelungen erscheint. Das Zweite ist weniger allgemein zugegeben: das Albanesische repräsentirt einen durchaus selbstständigen Zweig innerhalb der arischen Völkerfamilie. Man hat es schon früh in ein dialektisches Verhältniß zum Griechischen setzen wollen, und besonders hat sich ein fleißiger italienischer Gelehrter albanesischer Abstammung, der jüngst verstorbene Don Demetrio Camarda in Livorno, in diesem Sinn bemüht. Ich darf aussprechen, daß weder er noch Andere diesen Beweis erbracht haben; und ich glaube, Albanesen und Griechen dürfen sich freundschaftlich die Hände reichen, ohne daß ihre Sprachen näher unter einander verwandt sind als mit den anderen Sprachen von indogermanischem Typus. Was sich von speciellen Uebereinstimmungen zwischen Albanesisch und Griechisch etwa findet, das erklärt sich nach dem allgemeinen Satze, den zuerst Schuchardt ausgesprochen hat, daß Sprachen benachbarter oder einst benachbart gewesener Völker stets gewisse nähere Berührungen zeigen, ja in den Grenzgebieten häufig allmählich in einander übergehen. Das Albanesische oder Illyrische, einst in der Mitte gelegen zwischen Griechisch und Slavisch-Litauisch, zeigt noch weit auffallendere Uebereinstimmungen mit dieser letzten Sprachengruppe, ohne daß es Jemand darum zu einer slavischen Sprache stempeln dürfte.

Ich kann nicht aufhören von der albanischen Sprache zu reden, ohne den Einfluß zu erwähnen, den sie selbst auf benachbarte Sprachen gehabt hat. Das Bulgarische und das Rumänische, jenes eine slavische, dieses eine romanische Sprache, zeigen eine Reihe auffallender Uebereinstimmungen, die,

Digitized by Google

wenn nicht Alles trügt, vom Albanesischen ausgegangen sind. Ich will eine hervorheben. Während der Franzose für „der Mann" l'homme sagt, der Italiener l'uomo, beides aus dem lateinischen ille homo entstanden, heißt es im Rumänischen omul, das ist homo ille. Diese Nachsetzung des Artikels, auf romanischem Sprachgebiete sonst unerhört, findet sich auch im Bulgarischen, das damit wiederum unter den slavischen Sprachen eine Sonderstellung einnimmt. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß diese Eigenthümlichkeit, die der albanesischen Declination ein so besonderes Gepräge giebt, von hier aus in jene beiden anderen Sprachen übergegangen sei.

So hat die Sprache der Schkipetaren in ihrem Verhältniß sowohl zu altindogermanischen wie zu modernen Sprachen des Merkwürdigen genug, um sie zu einem interessanten Problem für die Wissenschaft zu machen, wie das Volk selbst wahrscheinlich in der nächsten Zukunft ein interessantes Problem für die Politik sein wird. Ich will demselben gern wünschen, daß die Ansätze zur Pflege nationaler Sprache und nationaler Cultur, wie sie patriotische Männer gegenwärtig machen, einen gedeihlichen Fortgang nehmen mögen. Davon hängt Alles ab — und der Weg ist noch ein sehr weiter und beschwerlicher. Die lächerliche Phrase von der ungeschwächten Jugendlichkeit, welche die Partei des Herren Aksakov so gern in Bezug auf die Slaven im Munde führt, werde ich mich hüten auf die Albanesen anzuwenden, denn sie sind ebenfalls ein altes, wahrscheinlich sehr altes Volk. Aber wer einmal albanesische Krieger mit dem edelgeschnittenen Antlitz und der siegesbewußten Haltung gesehen hat, der giebt sich nur ungern dem Glauben hin, daß diese Leute in alle Zukunft nichts anderes thun sollten, als in unnützen Blutrachefehden ihr Pulver und ihre Kraft zu vergeuden oder als Söldner für fremde Gebieter Schlachten zu schlagen.

Digitized by Google

Erinnerungen an Gottfried Kinkel.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

I.

Die Nachricht von dem Tode Gottfried Kinkels hat wohl in mancher Seele alte Erinnerungen wieder erweckt, die unter der Hülle der großen Ereignisse der letzten Jahrzehnte mehr oder weniger vergessen geschlummert hatten. Keinen ernsteren Mahnruf an die Vergangenheit eines Menschen giebt es als seinen Tod, und Kinkels Leben hatte einst mit zu weiten Kreisen der zeitgenössischen Geschichte in Zusammenhang gestanden, seine Persönlichkeit hatte auf die Phantasie der Zeitgenossen einen zu tiefen Eindruck hervorgebracht, als daß dieser endliche Abschluß seiner Laufbahn auch in unserer raschlebigen Epoche ohne eine Theilnahme hätte vorübergehen können, die zu der Bedeutung des Dahingeschiedenen in einer Art von angemessenem Verhältniß stand. Die Schlußperiode seines Lebens, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung, entsprach schwerlich ganz seinen früheren Hoffnungen; denn im Grunde hatte er ja das Exil in England nur mit einem neuen Exil in der Schweiz vertauscht, und so wohl er sich am Fuße der Alpen, unter dem Bürgerrecht der Republik fühlte, so war er im Grunde doch wohl nie ganz mit dem Schicksal ausgesöhnt, in dem neuen Deutschland nicht als Bürger zu leben, sondern nur gelegentlich als gern gesehener Gast zu erscheinen. Ich kann nicht mit Bestimmtheit über diesen Punkt sprechen; aber aus mehrfachen Andeutungen und aus meiner Kenntniß seines Charakters schließe ich, daß Kinkel den Mangel an öffentlicher, oder richtiger gesagt, an officieller Anerkennung in dem neuen Deutschland tief empfand, wennschon er nie oder selten davon redete. Dennoch war er im innersten Kern seines Wesens eine zu rüstig thätige und zugleich eine zu edel und harmonisch angelegte Natur, um sich durch eine Vernachlässigung verbittern zu lassen, von der er sich gestehen durfte, daß er sie nicht ver-

Digitized by Google

diene. Mit ungebrochener Manneskraft war er aus der Verbannung zurückgekehrt, mit den reichen Gaben seines Geistes und Charakters schuf er sich, trotz schwerer Enttäuschungen, in der schweizerischen Republik einen neuen sympathischen Wirkungskreis und in der Mitte seines Wirkens, auf der Höhe des Lebens, ereilte den noch ungebeugten, rastlos thätigen Mann ein schneller Tod. Johannes Scherr hatte ganz recht, wenn er in seiner Gedächtnißrede in der Frauenkirche in Zürich, im Kreise derer, die bis zuletzt Zeugen seines Lebens gewesen waren, und die sich nun versammelt hatten zu seiner Todtenfeier, Kinkel wegen dieses Todes glücklich pries und die Worte Goethes über Winkelmann auf ihn anwandte: daß er ohne eine Abnahme der Geisteskräfte, ohne die Gebrechen des Alters erfahren zu haben, von dem Gipfel des Daseins zu den Seligen emporgestiegen und im Andenken der Nachwelt den Vortheil genießen werde, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Seit ich Kinkel zuerst kennen lernte, seit ich ihn zuletzt sah, sind viele Jahre verflossen. Aber als ein Kräftiger und Tüchtiger erscheint er auch jetzt in meiner Erinnerung. Ich sehe wie in alter Zeit den männlich geistvollen Kopf vor mir, dessen Schönheit nur noch charaktervoller hervortrat durch das im Kerker früh ergraute Haar, die hohe stattliche Gestalt, die sich um eines Hauptes Länge über jede gewöhnliche Umgebung erhob und mit so mächtigen Schritten dahin wanderte; ich höre den vollen Glockenklang seiner Stimme, mit dem reich modulirten Redefluß, dem tiefen ernsten Wort, dem hellen, fröhlichen Lachen; und indem ich an die Ereignisse und den Inhalt seines Lebens zurückdenke, kann ich nicht umhin zu glauben, daß er auch im Andenken der Nachwelt hoch über viele Mitlebende hervorragen und als „ein Tüchtiger und Kräftiger" fortleben wird. Er war nicht ohne seine Fehler — wer ist dies? — und wie andere öffentliche Männer hat er die Schärfe öffentlicher und privater Kritik, den Haß der Parteien, den Wankelmuth der Volksgunst in reichem Maße erfahren. Aehnlich ist es der großen geschichtlichen Bewegung ergangen, in deren Verlauf er in einem entscheidenden Moment handelnd auftrat. Noch immer scheint es in Deutschland Mode, auf diese Bewegung mit einer Art von bedauerlichem Achselzucken herabzublicken, als wäre sie weiter nichts gewesen als eine sinnlose Verirrung. Das wird schwerlich das Endurtheil der Geschichte bleiben. Denn die Revolutionsjahre 1848 und 49 hatten nicht blos ihre nothwendige Begründung in drei Jahrzehnten der Reaction nach 1815, sie waren auch eine nothwendige Vorbedingung der Siege von 1866 und 1870. Neben vieler Unreife, Selbstsucht und Gemeinheit förderte der Sturm dieser arg geschmähten Jahre auch viel Edelsinn, Charakterstärke und Opfermuth zu Tage und unter den Episoden, in welchen diese Elemente vorwiegen, wird die Geschichte Kinkels, des Gelehrten, des Dichters, des Politikers, sein Kampf in der politischen Arena und im Felde, seine Gefangenschaft, seine Befreiung und sein Exil, wohl immer einer hervorragenden Beachtung sicher sein. Wenn er kein Gelehrter, kein Dichter und kein Politiker ersten Ranges war, so

Digitized by Google

vereinigte er doch ohne Frage jene drei Charaktere zu einer Gesammterscheinung, die neben andern ähnlichen Gestalten der deutschen Geschichte in selbständiger Eigenthümlichkeit dasteht. Unter den Dichtern und Kämpfern der Freiheitskriege und der diesen folgenden Reactionszeit erinnert an ihn vielleicht am meisten Arndt, von den Dichtern der revolutionären Epoche wird wohl Freiligrath immer mit ihm zusammen genannt werden. Aber die bloße Erwähnung dieser Namen genügt, die außerordentliche Verschiedenheit ihrer Träger anzudeuten. Auch will ich keine Vergleiche anstellen. Nur an die allgemeine Stellung Kinkels in der neueren deutschen Geschichte sollte in einigen großen Zügen erinnert werden, ehe ich mich den persönlichen Erinnerungen an ihn zuwende.

I.

Vor der Revolution.

Ich sah Kinkel zuerst im Herbst 1847, als ich in Bonn die Universität bezog. Er war damals, nachdem er die theologische Facultät verlassen, seit zwei Jahren Professor der Kunst- und Literaturgeschichte und hatte sich durch seine glänzenden Vorträge, besonders über Kunstgeschichte, ein Fach, das, vor seiner Anstellung, in Bonn nicht vertreten war, einen großen Zuhörerkreis und einen gefeierten Namen erworben. Auch als Dichter war er schon bekannt. Dennoch würde ich mein erstes Semester wohl kaum mit einem Colleg über Kunstgeschichte begonnen haben, hätte ich nicht schon früher viel von Kinkel gehört. Mein Bruder Theodor war zu Anfang der vierziger Jahre in der Kirchengeschichte und Exegese Kinkels Schüler gewesen und wie manche seiner Schüler, angezogen durch den Geist und die geniale Liebenswürdigkeit des jungen Docenten, in nähere persönliche Beziehungen zu ihm getreten. Nach Studentenweise erzählte mein Bruder, wenn er in den Ferien nach Hause kam, viel von der Universität und, da er während seines Aufenthaltes in Bonn keiner Verbindung angehörte, besonders viel von den Professoren. Bei seinem Talent für Charakterdarstellungen, machten diese Bilder aus einer Welt, in die ich selbst noch nicht zu langer Zeit einzutreten hoffte, mir einen bedeutenden Eindruck. Noch jetzt schweben gewisse porträtähnliche Züge der Theologen Nitzsch, Sack und Blenk mir mit so frischen Farben vor der Seele, daß ich sie malen könnte; aber mit der wärmsten Neigung wurden die Erscheinung, das Auftreten, die Redeweise, die Lebensverhältnisse und die Aussichten Kinkels besprochen, der aus den Schilderungen meines Bruders eben so sehr als das Ideal eines akademischen Lehrers, wie einer jugendlich-männlich schönen Persönlichkeit hervorleuchtete. Spätere Correspondenzen und Besuche in Bonn hielten die so angeknüpften Beziehungen wach. Wir erfuhren zu Hause von allen wichtigen Begebenheiten in Kinkels Leben: von seinen Beziehungen zu Johanna Matthieux, von seiner Verheirathung, von den Kämpfen und Verleumdungen, welche diese Ehe ihm Seitens der bigotten Theologen und der respectabeln Bonner Ge-

Digitized by Google

sellschaft zuzog, von seinem Austritt aus der theologischen Facultät, von seinen Erfolgen als Kunsthistoriker und auch von der politischen Wendung, welche seine Gedanken seit dem Jahre 1846 zu nehmen anfingen. Mein Bruder machte inzwischen eine ähnliche Entwicklung, von der Theologie zur Politik, durch. Auch ihn trieben später die Revolutionsstürme von 1848 in die active Betheiligung an dem politischen Leben, und es war ihm vorbehalten, während Kinkel im Zuchthause in Naugard schmachtete, selbst als Gefangener im Staatsgefängniß zu Hildesheim dem Freunde ein Denkmal zu setzen, das beiden Männern zu gleicher Ehre gereicht. Noch in diesen Tagen las ich von Neuem die Charakteristik Kinkels in dem 1850 erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß", und vortrefflicher wurde meiner Ansicht nach weder vorher noch nachher Kinkels Entwicklungsgang und innerstes Sein und Wesen dargestellt als in diesem Charakterbilde. Um die Zeit, als ich nach Bonn kam, träumte man aber kaum von der Nähe so ernster Ereignisse. Ein Hauch von Hoffnung zog durch die Welt und in hoffnungsvoller Stimmung begab auch ich mich, bald nach meiner Ankunft in Bonn, mit einem Empfehlungsschreiben meines Bruders auf die Wanderung zu Kinkel, auf dessen persönliche Erscheinung ich nach allem Vorangegangenen ebenso gespannt war wie auf seine Vorlesungen.

Er wohnte damals am Stiftsplatz. Ich fand ihn zu Hause, und wurde sehr freundlich empfangen. Die Einzelheiten unseres Gesprächs habe ich vergessen, doch erinnere ich noch, daß ich aus gewissen Aeußerungen schloß, er müsse mit seiner theologischen Vergangenheit vollständig gebrochen haben. Außerdem fiel mir besonders das leicht bewegliche Ueberspringen von einem Gegenstand zum andern, von ganz persönlichen Fragen zur Kunst, von der Kunst zur Geschichte, von der Geschichte zur Politik, auf — ein freier Conversationston, der mir in dieser Form neu war und, getragen von der schönen stattlichen Erscheinung und dem klangvollen Organ des Redners, einen bedeutenden Eindruck machte. Wilhelm Meister kam mir dabei in den Sinn. Und dies Wilhelm Meister'sche Kunst- und Culturelement bildete in der That einen der Grundzüge in Kinkels Natur, der mir auch bei späterem Verkehr immer wieder wahrnehmbar wurde. Zugleich erlebte ich, ohne es zu wissen, einen Beweis jener tief gewurzelten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die ein anderes Grundelement seines Wesens war. Ich erwähnte gegen ihn, daß ich beabsichtige, bei Welcker das Colleg über griechische Mythologie zu hören. Hierauf erwiderte er mit einem wahrhaft begeisterten Lobe dieser Vorlesungen, als in der ersten Reihe des Besten, was die Universität Bonn zu bieten habe. Ich schätzte mich im Stillen glücklich über so viel verheißende Aussichten und erfuhr erst später, daß Welcker zu Kinkels abgesagten Gegnern zählte, wie denn überhaupt auch um jene Zeit seinen Erfolgen der dunkle Hintergrund des Neides, der Eifersucht, der hämisch absprechenden Kritik keineswegs mangelte. Kinkel war mit diesem feindlichen Gerede, das nicht blos unter seinen Collegen, sondern auch in

Digitized by Google

gewissen studentischen Kreisen umging, vollkommen vertraut und äußerte sich darüber gelegentlich nicht ohne Bitterkeit; doch das vorherrschende Gefühl bei ihm war immer das Bedürfniß der neidlosen Anerkennung des Vortrefflichen, auch bei gehässigen, ungerechten Gegnern. In Bezug auf Welckers Mythologie hatte er vollkommen Recht; Mancher aber würde in seinem Falle ganz anders geredet oder geschwiegen haben, wenn der Gegenstand zur Sprache gekommen wäre.

Einige Tage nach dieser ersten Zusammenkunft nahmen Kinkels Vorlesungen über Kunstgeschichte ihren Anfang. Ich war begeistert von diesen glänzenden Vorträgen, die mir Alles verwirklichten, was ich von akademischer Lehre und Beredsamkeit geträumt hatte, und einen gleich hinreißenden Eindruck empfing ich während meiner nachfolgenden Studienjahre nicht wieder, so manche ausgezeichnete Männer ich in Bonn, in Leipzig und in Berlin auf dem Katheder hörte. Karl Rosenkranz und Kuno Fischer waren, so viel ich nach den Erzählungen von Freunden urtheilen kann, wohl die einzigen Zeitgenossen, die in dieser Hinsicht Gleiches oder Aehnliches leisteten. Kinkel sprach nicht vollständig frei, wenigstens hatte er ein Heft auf dem Katheder, in das er gelegentlich hinein sah; aber sein Vortrag brachte ganz den Eindruck freier Rede hervor und floß dahin mit einem schönen Strom und Schwung, dessen Nachwirkung die Kathedereigenthümlichkeiten mancher seiner Collegen in Bonn um so auffallender empfinden ließ. Je seltener eine solche Rednergabe auf dem Katheder ist, um so mehr wurde sie ihm beneidet. Es sei, so wurde versichert, wenig mehr als Ton und Klang in seinen Vorlesungen, er verstehe im Grunde nichts von Kunst, diese Behauptung sei falsch, jene Annahme unerwiesen, u. s. w. Eine derartige Kritik begegnete mir unter anderm in einem Studentenkreise, mit dem ich seit dem ersten Beginn meines Aufenthaltes in Bonn viel verkehrte: in der Burschenschaft Frankonia. Ich vertheidigte Kinkel nach Kräften gegen seine Angreifer, hatte jedoch Anfangs einen harten Stand, bis ein Frankone auf meine Seite trat, der ohne Frage von allen Verbindungsmitgliedern der bedeutendste war. Ich hatte ihn schon früher bemerkt. Gleich beim ersten Sehen war er mir aufgefallen durch die charakteristische Physiognomie des von langen braunen Locken umwallten Kopfes, durch seine schlanke, anmuthige Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen und durch die überlegene Ruhe, wie durch den heiter treffenden Geist und Witz seiner Unterhaltung. Es war Karl Schurz. Ich vergesse, ob er schon früher in Kinkels Colleg gewesen war, oder durch meine Erzählung zu einem Besuch veranlaßt wurde. Sicher ist, daß wir uns eines Abends in Kinkels Auditorium trafen und beim Hinausgehen in der Begeisterung über das Gehörte begegneten. Unser Gespräch führte zu einem langen Spaziergang, der damit endete, daß ich Schurz in seine Wohnung, er mich in meine Wohnung begleitete und daß wir gemeinsame geschichtliche Studien verabredeten. Schurz war nur wenige Monate älter als ich und hatte nur ein Semester vor mir voraus. Wir studirten beide

Digitized by Google

Geschichte und Philologie und entdeckten in allen unsern Grundansichten und Neigungen eine gegenseitige Uebereinstimmung. Auch wurde jener Plan gemeinsamer Studien während des größten Theils des Wintersemesters 1847—48 ausgeführt. Abwechselnd fanden in seinem und in meinem Hause an bestimmten Abenden Zusammenkünfte statt. Gelegentlich wurden auch eigne Arbeiten, ja selbstverfaßte Gedichte vorgelesen und ich erinnere mich noch eines Abends, als Schurz mich durch mehrere Scenen eines Dramas „Ulrich von Hutten“ überraschte, die ein ganz Shakespeare'sches Gepräge trugen. So viel ich weiß, wurde dies Drama nie beendet. Dem jungen Dichter war ein dramatisches Leben beschieden. Er hatte selbst Etwas von dem Hutten'schen Geiste in sich, der Hutten'sche Wahlspruch: „Ich hab's gewagt!“ wurde der Wahlspruch seines eigenen Lebens und setzte, früher als wir es ahnten, seinen friedlichen Studien in Bonn ein Ziel. Mit Kinkel war er damals noch nicht persönlich bekannt. Aber wenn von nun an in studentischen Kreisen die Rede auf Kinkels Vorlesungen kam, standen Schurz und ich gewöhnlich als Widersacher seiner Widersacher zusammen.

Ich besuchte noch ein anderes, ebenfalls sehr anziehendes Colleg bei Kinkel: die Redeübungen. An diesem nahm Schurz nicht Theil. Das Colleg war äußerst charakteristisch, ja, nach meiner akademischen Erfahrung, einzig in seiner Art. Es war ein Versuch, die Studenten mit dem Professor und untereinander in nähere persönliche Beziehung zu bringen, sie zuerst an freie Discussion gegebener Themata, dann an freie Vorträge zu gewöhnen, kurz die Uebung der Rede zu fördern, unter dem Vorsitz eines Mannes, der die Redekunst studirt hatte und verstand, und vor einer Zuhörerschaft, die, wennschon weniger erfahren, darum doch nicht minder kritisch war. Einmal stellte Kinkel selbst ein Thema, entwickelte in einigen großen Zügen die Disposition und leitete damit eine Debatte ein, an der die Zuhörerschaft sich in freier Weise betheiligte und die zuletzt von ihm mit einem zusammenfassenden Ueberblick beschlossen wurde. Ein anderes Mal wurden einem oder mehreren Studenten bestimmte Gegenstände zu rednerischer Bearbeitung aufgegeben. Jeder las dann seine Arbeit vor und ein kritisches Nachspiel über Vortrag und Behandlung des Themas folgte. Die letzte Stufe der Uebungen bestand in der improvisirten Rede. Außerdem wurden Gedichte frei recitirt und ein Drama mit vertheilten Rollen gelesen. An einem Abend las Kinkel die Schiller'sche Uebersetzung des zweiten Buchs der Aeneïde mit großem Effect vor. Ich kann nicht sagen, daß ich sein Lesen ebenso sehr bewunderte wie seinen freien Vortrag; wie mir schien, kam jenes diesem an charakteristischer Mannigfaltigkeit der Modulation nicht gleich. Dennoch war die Wirkung an den leidenschaftlich bewegten Stellen bedeutend und Alles in Allem fügte der frische, anregende Ton dieser Versammlungen dem akademischen Leben einen eigenthümlichen Reiz hinzu.

Wenn Kinkel in den „Redeübungen“ über den herrschenden Universitätsgebrauch hinaus ging, indem er eine Verbindung der Wissenschaft mit dem

Digitized by Google

Leben versuchte, so schritt er in dieser Richtung noch weiter durch seine Theilnahme an dem öffentlichen bürgerlichen Gesellschaftsverkehr Bonns, der während jener vorrevolutionären Tage seinen charakteristischsten Ausdruck fand in den Carnevalsbelustigungen. Zur Leitung dieser musikalisch-rednerischen Reunionen heiterer Ausgelassenheit, die um Neujahr anfingen und in einem großen öffentlichen Local ihren Mittelpunkt hatten, wurde ein Bürger-Comité ernannt und Kinkel hielt es nicht unter seiner Würde, sich in eine Behörde wählen zu lassen, auf welche die officielle akademische Welt mit mehr oder weniger vornehmer Geringschätzung herabblickte. Er that das eben sowohl aus der natürlichen Neigung eines zu harmloser Gemüthlichkeit gestimmten Geistes, wie aus dem tiefwurzelnden Gefühl seiner Zusammengehörigkeit mit dem Volksleben der Heimath. Neben diesen echt rheinischen Elementen erfüllte ihn aber wohl auch der Wunsch, einen Protest einzulegen gegen den Gelehrtenstolz und das „respectable" Cliquenwesen, von dem ihm persönlich in seinen bürgerlichen Verhältnissen so manche bittere Erfahrung beschieden gewesen war. Er selbst war von diesem Stolz völlig frei. Sein Verkehr mit den Bürgern war durchaus ungezwungen und auf der Schätzung dieser naturwüchsigen Sympathie eines Mannes, der ihnen an Bildung und Wissen überlegen war, beruhte auch die Popularität, deren Kinkel schon lange vor dem Ausbruch der Revolution sich unter den Bürgern Bonns erfreute. In die humoristisch-burlesken Reden und Gesänge der Carnevalsgesellschaften mischten sich manche politischen Anspielungen; in der That bildeten diese eine Hauptwürze jener Carnevalsscherze, und Kinkel ließ es sich nicht nehmen, diese Würze reichlich einzustreuen, wenn er einmal mit einem Vortrage auftrat. Seine politischen Ansichten hatten damals noch keine demokratische, aber eine entschiedene liberale Färbung. Zugleich erkannte man ohne Mühe in seiner Unterhaltung, daß die Ereignisse der politischen Welt nicht blos Erscheinungen waren, die er außerhalb seines wissenschaftlichen Berufskreises wahrnahm und würdigte, sondern lebendige Mächte, welche die Saiten seiner Seele in Schwingungen der Hoffnung und der Furcht, des Hasses und der Liebe ertönen ließen. In Bezug auf seinen politischen Instinct erinnere ich mich einer Thatsache, die mir großen Eindruck machte. Ich besuchte ihn eines Tages zu Anfang Februar 1848. Wir sprachen über verschiedene Dinge. Dann fragte Kinkel plötzlich, was ich über die Vorgänge in Paris denke. Ich meinte, es sei Nichts als eine der vielen französischen Effervescenzen, besondere Wirkungen seien nicht zu erwarten — worauf er den Kopf schüttelte und erklärte: „Nein, nein! Ich sehe etwas Ernsteres dahinter. Ich glaube, wir stehen am Vorabend einer neuen Revolution."

Wie bekannt, brach wenige Wochen später die Februar-Revolution in Paris aus. Dieser folgten in kurzen Zwischenräumen die März-Revolutionen in Deutschland, und im Zusammenhang mit den großen Ereignissen jener Zeit nahm Kinkels Leben eine entscheidende Wendung. Ehe ich indeß zu den Erinnerungen an das Sturmjahr 1848 übergehe, muß noch eines andern,

Digitized by Google

friedlich schönen Kreises gedacht werden, in den kein störender Lärm der Außenwelt eindrang, und in dem ich vor der Revolution Kinkel öfter begegnete. Durch meinen Bruder hatte ich früher viel von einem literarischen Kränzchen in Kinkels Hause, dem Maikäferverein, gehört. Dieser Verein existirte nicht mehr als ich nach Bonn kam. Aber an seine Stelle war ein Gesangverein unter Johanna Kinkels Leitung getreten und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, in diesen letzteren aufgenommen zu werden. Er bestand aus Damen und Herren, jüngeren und älteren, Privatdocenten und Studenten, und versammelte sich jeden Sonnabend Nachmittag in Kinkels Wohnung. Das schöne große Gesellschaftszimmer, das nach dem Stiftsplatz hinaus ging, eignete sich vortrefflich zu diesen Zusammenkünften. Johanna Kinkel führte an ihrem Erard'schen Flügel den Vorsitz und sowie sie mit einigen vollen Accorden präludirte und die Blicke sich ihrer bedeutenden charaktervollen Erscheinung zuwandten, fühlte man sich schon in die richtige künstlerische Stimmung versetzt. Wir übten eine Reihe verschiedener Gesangstücke ein, Klassisches und Modernes, Händel und Mendelssohn, und oft hatte ich dabei Gelegenheit, das rasche scharfe Ohr, den edeln hochgebildeten Geschmack unsrer Dirigentin zu bewundern. Kinkel nahm an diesen Uebungen keinen Theil. Er liebte die Musik und besaß ein kritisches Urtheil über musikalische Leistungen; aber trotz seines schönen Organs hatte er keine Gesangstimme und überhaupt keine ausübenden musikalischen Talente. Dennoch fehlte er bei jenen Sonnabend-Nachmittagen nicht ganz. Gegen das Ende der Gesangübungen erschien er gewöhnlich in unserer Mitte. Wenn dann die Notenhefte bei Seite gelegt waren, setzte man sich um den Tisch vor dem Sopha. Wein und leichte Erfrischungen wurden aufgetragen und es begann eine lebhafte Unterhaltung, in der die Kunst, die Universität, die Arbeiten und Schicksale gemeinsamer Bekannten und Freunde, politische und kirchliche Dinge frei besprochen wurden. Kinkel war bei diesen Gelegenheiten ganz der liebenswürdige Wirth. Ernste Worte und heitere Scherze flossen von seinen Lippen. Den Damen hatte er meist etwas Angenehmes zu sagen. Wenn er sich besonders behaglich fühlte, fiel er mitunter in seinen gemüthlichen rheinischen Dialekt. Alles in Allem schien er sehr glücklich. Gelegentlich setzte seine Frau sich wohl auf besonderen Wunsch noch einmal an den Flügel und trug mit ihrer seelenvollen Altstimme eine Arie, oder mit ihren Künstlerhänden ein Musikstück vor, die der Zusammenkunft einen harmonischen Abschluß gaben.

II.

Die Revolutionszeit.

In dieses friedlich glückliche Leben schlug die Revolution mit ihrem Wetterstrahl, mit dem Donner ihrer Explosionen, ihrer Erschütterung des ganzen alten Zustandes der Dinge ein. Sie traf Kinkel nicht unvorbereitet. Lange hatte er nicht blos das Unhaltbare in der politischen Lage Deutsch-

Digitized by Google

lands, sondern die Nothwendigkeit großer socialer Verbesserungen erkannt, und so heimisch er sich in der idealen Welt der Kunst und der Poesie fühlte, mit so warmer Sympathie schlug sein Herz für die rechtlosen Klassen, die, von den Privilegien des Bürgerthums wie von den Freuden höherer menschenwürdiger Bildung ausgeschlossen, ein trübes Dasein der Noth und der Arbeit dahinschleppten. Ich erinnere mich keiner besonderen Aeußerungen von ihm aus jenen stürmischen Frühlingswochen des Jahres 1848, aber ich weiß, daß er voll ernstbegeisterter Hoffnung war, und als die Wellen der Revolution nun auch nach Preußen hinüberschlugen, als die Revolution in Berlin selbst den Sieg davon trug, erschien in Bonn Kinkel gleichsam naturgemäß an der Spitze der Bewegung. Außer ihm wurden noch zwei andere Männer genannt: Arndt und Dahlmann. Aber beide waren Vertreter der Vergangenheit. Man huldigte ihnen als den alt-bewährten Führern der Opposition in einer trüben, nun entschwundenen Epoche, und schön und ehrenvoll wie der Instinct war, der am 20. März 1848, nachdem das königliche Patent bekannt geworden, in den die Straßen Bonns durchwogenden Volksmassen den Ruf: zu Arndt! zu Dahlmann! ertönen ließ, so bewegten doch offenbar die Brust der Gefeierten andere Gefühle. Sie waren zu alt geworden, um durch die Begeisterung des Augenblicks hingerissen zu werden, sie waren zu conservativ bedächtig, um sich der revolutionären Aufregung gegenüber hoffnungsvoll oder behaglich zu fühlen. Wie die Demonstration bei Arndt verlief, kann ich nicht als Augenzeuge berichten. Vor Dahlmanns Hause dauerte es lange, ehe der Professor sich auf dem Balcone zeigte und über die versammelte Menge hin einige unverständliche Worte redete; noch länger, ehe er bewogen werden konnte, sich dem Zuge zur Rückkehr in die Stadt, auf den Markt, anzuschließen. Noch jetzt sehe ich ihn dahin schreiten, das berühmte „essigsauere" Gesicht, dessen tiefgezogene Falten auch in jenem Frühlingssturm zu keinem Ausdruck von Heiterkeit aufthauten, gedankenvoll zur Erde gewandt. Der bedeutendste Vorgang des Tages ereignete sich auf dem Markt, wo Kinkel, an der Spitze einer ansehnlichen Deputation von Bürgern, auf der Höhe der Rathhaustreppe stehend, dem Oberbürgermeister von Bonn eine große schwarzrothgoldene Fahne überreichte, als das Symbol der neu aufgehenden Freiheit des deutschen Volkes. Er begleitete diese Ceremonie mit einer schwungvollen Rede, die dem hoffenden und dem mahnenden, dem patriotischen und dem kosmopolitischen Geist jener Märztage in charakteristischen Tönen Ausdruck verlieh. Der Oberbürgermeister konnte nicht umhin, die deutsche Fahne dankbar anzunehmen und mit einem Anflug von officieller Zustimmung auf Kinkels Rede zu erwidern. Beide Reden begrüßte der Beifallssturm der umherwogenden Volksmenge. Wenn man sie freilich am nächsten Morgen in der Zeitung verglich, so enthüllten sie schon klar genug die Gegensätze der Parteien, deren Repräsentanten nur für einen stürmisch erregten Augenblick unter den wehenden Falten der schwarzrothgoldenen Fahne vereinigt waren. Aber in der Begeisterung jenes

Digitized by Google

Augenblicks dachte man nicht an den nächsten Morgen. Das Jubelfest der errungenen Freiheit schloß in Bonn mit einem großen Fackelzug der Bürger und der Studenten, mit einer allgemeinen Illumination, welche die Stadt und die Ufer des Rheines taghell erleuchtete.

Die eben erwähnte Rede Kinkels war die erste eigentlich politische Rede, deren ich mich von ihm erinnere. Wenige Tage nachher erreichte das Semester sein Ende und ich ging in die Ferien nach Hause, von wo ich erst gegen Mitte Mai wieder nach Bonn zurückkehrte. In der Zwischenzeit hatte Kinkel an der politischen Bewegung einen hervorragenden Antheil genommen. Er hatte Programme an die Wähler des Bonner Wahlkreises zu dem deutschen und dem preußischen Parlament veröffentlicht, die eine entschieden demokratische Färbung trugen; und er hatte einen Handwerker-Bildungsverein begründet, durch den er auf die politische Aufklärung der arbeitenden Klassen zu wirken suchte. Ich fand ihn in sehr aufgeregter Stimmung. Er schien von den Mittelklassen in Bezug auf die Sicherung der Resultate der Revolution wenig mehr zu hoffen, glaubte schon eine beginnende Reaction zu erkennen und meinte nur das entschiedenste Auftreten für den vollen Inhalt der populären Forderungen könne den drohenden Gefahren einigermaßen begegnen. Auch die Studentenschaft war von lebhafter Gährung ergriffen. Oeffentliche Versammlungen wurden gehalten, wo man die Abschaffung der akademischen Gerichtsbarkeit, die Bewaffnung der Studenten und ihren Eintritt in die Bürgergarde, die Begründung eines allgemeinen Studentenvereins, statt der, oder neben den bestehenden Corps und Burschenschaften erörterte. In diesen Versammlungen machte Schurz sein erstes Debüt als politischer Redner. Auch ich nahm eifrigen Theil daran und wir beide wurden in ein Comité gewählt, das einen Bericht über die verlangten Reformen ausarbeiten sollte. Die Bewaffnung der Studenten kam wirklich zu Stande. Wir hatten Exercirübungen, und noch erinnere ich mich einer schönen Mondscheinnacht, in der ich mit Schurz und Anderen in der Umgegend der Poppelsdorfer Allee auf- und abpatrouillirte. Ebenso wurde ein allgemeiner Studentenverein zur Erörterung studentischer und politischer Fragen gebildet. Derselbe hielt seine Sitzungen in einem der Hörsäle der Universität. Die einzige Scene daraus, die mir im Gedächtniß geblieben, ist ein Rede-Zweikampf zwischen Schurz und Ernsthausen, dem nachmaligen Gouverneur des Elsasses, damals Senior irgend eines Corps. Ernsthausen vertrat die conservative, Schurz die demokratische Seite der Sache. Es war ein Vergnügen, diese Beiden kämpfen zu sehen. Keiner blieb dem Andern einen Schlag schuldig, doch führte Schurz, wie mir schien, eine Waffe von schärferem Stahl, und seine Hiebe trafen mit genialerem Lichtglanz, als der gewichtige Cavalleriesäbel seines Gegners. In der That schlug während der späteren Geschichte dieses Vereins, der bis zum Frühling 1849 fortdauerte, Schurz alle Gegner aus dem Felde, und wurde das unbestrittene Haupt desjenigen Theils der

Digitized by Google

Bonner Studentenschaft, der überhaupt an der Debattirung öffentlicher Fragen theilnahm.

Doch die Studenten, obgleich die jüngsten und schnellfüßigsten Mitglieder des Bonner Gemeinwesens, liefen den übrigen Gesellschaftsklassen den politischen Rang nicht ab. Schon ehe der eben erwähnte Verein ins Leben trat, hatte Kinkel mit mehreren Bürgern und Studenten den demokratischen Verein begründet, dessen Laufbahn am 27. Mai eröffnet wurde. Mein Name stand mit unter dem zur Gründung dieses Vereins erlassenen Aufruf, ich war unter Kinkels Vorsitz dessen erster Secretär und hatte während der folgenden Monate häufige Gelegenheit, unseren Präsidenten zu sehen und zu hören. Die Mitgliederzahl des Vereins belief sich auf einige Hundert. Wie natürlich, waren sehr extreme Ansichten darin vertreten, aber bei alledem herrschte im Ganzen ein vortrefflicher Ton und soweit meine Erinnerung reicht, fehlte es vollständig an lärmenden Auftritten und Zänkereien. Kinkel war ein ausgezeichneter Präsident. Seine Reden trafen in Gehalt und Vortrag die echt volksthümliche Mitte. In zweifelhaften Fällen entschied seine Autorität, die auf der Achtung vor seinen Talenten und seinem Charakter ruhte. Damals traten auch Kinkel und Schurz zuerst einander näher. Nach der Sitte der Zeit führten wir alle den „Titel" Bürger und wenn ich an jene Sommermonate des Jahres 1848 zurückdenke, klingt das „Bürger Kinkel", „Bürger Schurz" mir noch oft in den Ohren. Und wie gewisse Dinge sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägen, so höre ich auch noch Kinkels Stimme, wie er eines Abends spät, als ich, durch überlange Reden gewisser demokratischer Mitbürger gelangweilt, mich zum Fortgehen anschickte, laut hinter mir herrief: „Bürger Althaus, wo wollen Sie hin?" Ich fühlte, daß es ihm selbst keine geringe Ueberwindung kosten mußte, auszuharren, und so harrte denn auch ich an jenem Abend aus, bis zum Ende der Sitzung. Die Thätigkeit unseres Vereins beschränkte sich indeß nicht auf die Stadt Bonn. Gelegentlich begaben wir uns auf die Wanderung in die umliegenden Dörfer, um das Landvolk über die großen Fragen der Zeit aufzuklären. Eines solchen Ausfluges erinnere ich mich noch besonders deutlich. Eine Anzahl auserwählter Vereinsmitglieder war in dem betreffenden Dorfe angelangt, und hatte in dem großen Zimmer des Wirthshauses auf dem Bureau Platz genommen. Das Zimmer war mit Handwerkern und Bauern gefüllt. Die für den Beginn der Verhandlungen festgesetzte Zeit war vorüber, aber wir konnten nicht anfangen, weil unser Präsident fehlte. Da er meist sehr pünktlich an Ort und Stelle war und versprochen hatte, zugegen zu sein, wurde beschlossen, noch eine Weile zu warten — doch er kam nicht. Endlich erschien athemlos und aufgeregt ein Bote, der den Vicepräsidenten bei Seite winkte und geheimnißvoll mit ihm flüsterte. Das Gesicht des Vicepräsidenten nahm eine bedeutungsvolle Miene an. Er erhob sich in der Mitte des Bureaus und kündigte der Versammlung an: Bürger Kinkel sei plötzlich und unvermeidlich verhindert, heute zu erscheinen. Es

Digitized by Google

sei in seiner Familie ein Ereigniß eingetreten, das man weder ungewöhnlich noch betrübend nennen könne, das ihm jedoch nicht gestatte, sich weit von Hause zu entfernen; die Debatte werde daher während seiner Abwesenheit stattfinden. Ein verständnißvoller Beifall antwortete auf diese Rede und am nächsten Tage erfreute uns die Nachricht, daß dem Bürger Kinkel ein Sohn geboren sei.

Ich muß gestehen, daß gegen das Ende des Semesters mein Eifer als Mitglied des demokratischen Vereins einigermaßen erkaltete. Es war etwas in diesem ganzen Treiben, das mich weniger befriedigte als meinen Freund Schurz. Die Wissenschaft erschien mir öfter in meinen politischen Träumen und deutete mit ernst erhobenem Finger auf die vernachlässigten Bücher. Ganz bei den Sitzungen zu fehlen, ging indeß nicht an. Es kamen gewisse Momente, in denen das Interesse an der Sache und an den Personen über alle anderen Rücksichten den Sieg davon trug. So hatten wir große Debatten über eine Adresse an die Nationalversammlung, worin diese aufgefordert wurde, der neuen deutschen Verfassung eine demokratisch-republikanische Form zu geben; ein Beschluß, welcher die rednerischen Kräfte des Vereins zu besonders effectvoller Geltung brachte. Dann errang unser Verein einen seiner größten Triumphe bei einer Gegendemonstration der Conservativen von Bonn, die ein allgemeines Meeting der Bürgerschaft in der Reitbahn ausschrieben, um gegen die Einführung demokratisch-republikanischer Formen in die neue Verfassung zu protestiren. Mehrere conservative Professoren standen an der Spitze dieser Demonstration und das ganze politische Bonn befand sich in Aufregung über die kommende Debatte und deren wahrscheinliches Resultat. Mindestens tausend Personen aus beiden kämpfenden Parteien drängten sich in die Reitbahn zusammen. Die conservativen Professoren thaten ihr Bestes. Einer von ihnen (ich glaube es war der Jurist Dr. Sell) machte durch eine geläufige wohl berechnete Rede wirklich Eindruck. Aber die Versammlung wurde hingerissen durch die Gegenrede Kinkels, der die Argumente der Antragsteller triumphirend über den Haufen warf und die Ablehnung des Antrages herbeiführte. Es war die glänzendste redneriſche Leistung Kinkels, deren ich mich überhaupt erinnere. Er sprach mit einer Leichtigkeit, einer Selbstbeherrschung, einem Humor, einer überzeugenden Kraft und Leidenschaft, vor deren vereinter Wirkung nichts Fremdes Stand halten zu können schien. Als er schloß, wollte der Beifallssturm nicht enden. Nach der Abstimmung geleitete eine Schaar seiner Freunde vom demokratischen Verein ihn nach Hause und das Beifallsrufen erneuerte sich dort noch einmal, ehe man in siegesfroher Stimmung auseinander ging. Im Freundeskreise besprachen wir später diese glänzende Improvisation. Wir alle standen unter dem Eindruck, Kinkels Rede sei ein Werk der Begeisterung des Augenblicks gewesen. Um so größer war die Ueberraschung, als Schurz uns sagte, Kinkel habe ihm auf eine ähnliche Bemerkung hin mitgetheilt: er habe seine Rede sorgfältig vorbereitet. Beides, die Thatsache selbst und die Offenheit des Geständnisses

Digitized by Google

waren charakteristisch genug, um nicht leicht vergessen zu werden. Sie werfen auf Kinkels Leistungen und Erfolge als Redner ein interessantes Licht. Unzweifelhaft besaß er in hohem Maaße die Gabe der Improvisation, der schlagfertigen Erwiderung, der Anpassung an die Erfordernisse des Augenblicks. Aber wenn es sich um bedeutendere Reden handelte, verließ er sich nicht auf diese durch vielseitige Uebung gleichsam zur Gewohnheit gewordenen natürlichen Vorzüge, sondern gab denselben feste Grundlagen und Stützpunkte in dem vorhergängigen Durchdenken und Schematisiren und, wenn möglich und wünschenswerth, auch in der detaillirten Bearbeitung seines Gegenstandes. Bekanntlich war das die Art und Weise der meisten bedeutenden Redner in alten und neuen Zeiten; aber nicht alle waren wohl in einem Augenblick des Triumphes offen genug für ein solches Geständniß.

III.

Rastatt, Naugard und Spandau.

Nach jenem Meeting in der Reitbahn sah und hörte ich Kinkel noch bei mehrfachen Veranlassungen; etwas Wesentliches über meine Erinnerungen an ihn während dieses Zeitraums wüßte ich indeß dem schon Gesagten nicht hinzuzufügen. Ich verließ Bonn im August 1848 und traf dann Kinkel erst nach mehr als fünf Jahren in London wieder. In der Zwischenzeit vollzog sich jene dramatische Episode seines Lebens, die ihn mehr als alles Vorhergegangene aus dem verhältnißmäßig beschränkten rheinischen Kreise seines Wirkens zu einem der repräsentativen Charaktere der deutschen Revolutionszeit erhob und in jeder Hinsicht den späteren Gang seines Schicksals entschied. Zu Ende des Jahres 1848 zum Mitglied der preußischen gesetzgebenden Versammlung gewählt, that Kinkel, nach der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. und nach der Auflösung des preußischen Parlaments im Frühling 1849, den verhängnißvollen Schritt aus der friedlichen Agitation in den bewaffneten Aufstand, in dem er das letzte verzweifelte Rettungsmittel der bedrohten Freiheit des deutschen Volkes und zugleich der Mannesehre erkannte, welche sich gedrungen fühlt, ihre Ueberzeugungstreue durch die That zu bewähren. Man mag über diese That urtheilen wie man will, man mag sie bedauern, verdammen oder bewundern, selbst der Parteihaß konnte und kann ihr keine unedeln Motive unterschieben, denn es war „ein reichbekränztes Leben", das der aufständische Mann „in den Opferbrand warf", und schwer büßte er, wenn er irrte, seinen Irrthum. Näher auf die Ereignisse jener Zeit, auf die Theilnahme Kinkels an den Kämpfen in der Pfalz und in Baden, auf seine Verwundung und Gefangennahme, seine Haft in den Kasematten von Rastadt, seinen Proceß und seine Verurtheilung einzugehen, ist hier nicht der Ort. Von allen in die badisch-pfälzische Katastrophe von 1849 verflochtenen persönlichen Schicksalen erregte wohl keines allgemeinere und tiefere Theilnahme als das Schicksal des zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilten Gelehrten und Dichters Gottfried Kinkel. Ein kleiner Trost

Digitized by Google

war es für die Freunde des Bonner Kreises von 1847—48, daß Schurz, der seinen Lehrer und Freund in die Pfalz und nach Baden begleitet hatte, unversehrt in die Schweiz entkommen war. Ich meinerseits hatte mit Schurz correspondirt bis kurz vor der Zeit, ehe er Bonn verließ und sah ihn auch, wie weiterhin bemerkt werden wird, viel früher wieder als Kinkel und zwar unter Umständen, die auf Kinkels Schicksal von entscheidendem Einfluß waren. Ueber Kinkels Leben und Leiden im Zuchthause hörte man während der Jahre 1849 und 1850 gelegentlich aus den Zeitungen. Außer der unzweifelhaften Thatsache, daß er Wolle spulen mußte, ist indeß, so viel ich weiß, nur wenig Authentisches über seine Haft in Naugard und Spandau bekannt geworden. Es wird daher wohl den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn ich die gegenwärtige Veranlassung benutze, diese Lücke einigermaßen auszufüllen. Ich bin dazu in den Stand gesetzt durch die Gefälligkeit einer gemeinsamen Freundin, die eine der Wenigen war, welche mit Kinkel während seiner Zuchthaushaft Briefe wechselten, und deren aus Naugard und Spandau von Kinkel empfangene Briefe mir zur Benutzung vorliegen. Es sind nur Auszüge, die ich mittheilen werde, aber Auszüge, in denen das Wesen des Mannes sich klar spiegelt und die, wenn man die Umstände bedenkt, unter welchen sie geschrieben wurden, sein Charakterbild durch mehr als einen interessanten Zug ergänzen.

Der erste dieser Briefe ist datirt: Naugard, 7. December 1849, also nach mehr als zwei Monaten seit dem Beginn von Kinkels Zuchthaushaft. Er schreibt der Freundin:

„Sie haben auf wunderbare Weise meine Stimmung in der Haft errathen: bis jetzt hat das All mich noch keinen Tag ohne erfrischende und geiststärkende Eindrücke gelassen, und von den blauen Reflexen, die ein klarer nordischer Himmel auf den blendenden Schnee wirft, von den bunten Granitfundamenten, auf denen unser Palast des Schmerzes aufgebaut ist, bis zu den hohen und fernen weißen Wolken, die an den Van Eyk'schen Himmel auf dem Genter Altarbild erinnern, webt und schwebt Vieles, was einem betrachtenden Gemüth Nahrung gibt. Jetzt kommt es mir manchmal zu Gute, daß ich ein liebend Herz habe — liebend nicht wie die Frommen, die das All verachten, sondern liebend wie ein Denker, dem jede Offenbarung des Allgottes ein Gruß von ihm, jeder Ton, jede Farbe ein Kuß auf den düsteren Menschengeist geworden ist. Jene hassen mich, weil ich frömmer bin als sie: so haben die Heiden den ersten Christen den sonderbaren Vorwurf des Atheismus gemacht! Uebrigens bin ich hier vom ersten Tage an gütig behandelt worden und auf die Dauer kann ja doch kein Mensch mir böse bleiben, und wenn er sich auf den Kopf stellte. So nähre ich die Hoffnung, bald auch wieder mich mit Büchern erquicken zu können, worauf denn alles Uebrige, wenn's auch etwas rauh anfaßt, schon erträglich bleibt. Ich danke Ihnen also, daß Sie so ehrend und richtig von mir gedacht haben; ich danke für Alles, was in Ihrem Briefe steht, und auch für den Frühling, den ich aus ihm herauslese." —

Hierauf folgen theilnahmsvolle Aeußerungen über Verwandte und Freunde, Rathschläge an die Freundin in Bezug auf die Fortsetzung ihrer künstlerischen Studien, Hinweise auf sein früheres Leben. Der Brief schließt mit den Worten:

Digitized by Google

„Es wird in Ihrem und meinem Interesse sein, daß von diesem Briefe Niemand erfährt. Daß Ihnen die „Erzählungen" gewidmet werden sollten, wissen Sie, es geschah aus ähnlichen Gründen nicht. Wenn meine Segel wieder schwellen, ruf' ich um so öffentlicher Ihnen den Freundesgruß zu."

In dem nächsten, vom 4. Februar 1850 aus Naugard datirten Briefe bemerkt Kinkel, das achtungsvolle Urtheil der Freundin über den Zuchthausdirektor bestätigend:

„Meine Lage ist eine viel gelindere, als sie in den ersten, allerdings schweren Wochen, sich voraussehen ließ. Ich bestrebe mich, der warmen Theilnahme des Vaterlandes, meiner Freunde, so vieler herrlicher Frauen, unter denen Sie in erster Linie stehen, durch Standhaftigkeit und geistige Klarheit Ehre zu machen; an sich ist eine Lage erträglich, die uns nur eine Aufgabe stellt: das Dulden, und uns dafür vom Handeln dispensirt. Die Gewohnheit ist denn auch eine große Göttin, die Betrachtung lindert Vieles, und jeder abrollende Tag bringt der Freiheit näher. Das ist ein Trost, selbst wenn man dabei an die Freiheit des Grabes denken müßte, die mir indeß sehr wenig in den Sinn kommt; denn ich glaube an mein Fatum so fest wie der gottseligste Türke. Für zwei Briefe habe ich Ihnen zu danken, zunächst für die erbetenen Notizen aus meinem Hause. Das Meiste habe ich frischweg in meinen Lebenslauf aufgenommen*), und es sind mir aus diesen Zeiten wieder mit düsterer Wahrheit die Bilder meiner zerquälten Jugend aufgestiegen. Sehr freute mich Ihr Zeugniß, daß ich nie vom Christenthum verhärtet worden bin. Daß ich Sie als über Ihre Jahre behandelte, ist ein alter Grundsatz bei mir, denn es ist pädagogisch das beste Mittel, ein Kind zum Fortschritt zu spornen. Daß etwas „Fremdes" nach der Rückkehr von Berlin in meinem Wesen lag, ist wahr, doch war es damals nicht Frömmigkeit, wovon später der Theil meines Lebenslaufs, der über Berlin handelt, Sie überzeugen wird. Sondern ich war damals in meiner selbst auferlegten Schule, ein Redner zu werden, und da kommt man zur vollen Kunstleistung nicht, ohne in Sprache, Ausdruck und Haltung durch die Affectation hindurch zu gehen. In Rastadt habe ich am 4. August 1849 gespürt, daß jene Selbstquälerei denn doch Nutzen gebracht hat: nur wer Schule besitzt, ist im Reden unerschütterlich, selbst wenn man ihn, wie mich, ohne vorherige Anzeige zum Urtheil über Leben und Tod aus dem Bette holt und ihm nicht Zeit gönnt, vorher etwas zu essen. Dafür habe ich denn am Tage nach dem Kriegsgericht den Entschluß gefaßt, bei wiedererlangter Geistesfreiheit eine Theorie der Redekunst zu schreiben. Ebenfalls freute ich mich, daß Sie, die mich so genau kennt, meine Entwickelung consequent finden; das könnte aber jeder Unbefangene so gut wie Sie, denn 1847 war ich kein Andrer, als 1849, und darum vermieden schon damals Männer wie Dahlmann meinen Umgang und ich drängte mich auch nicht an sie. Consequent sein ist freilich keine bequeme Sache. — Von Herzen danke ich Ihnen für die Nachrichten von meiner Frau, die mich wahrhaft erquickt haben. Sie trafen da, wie immer, gerade das Rechte, dem Herzen Wohlthuende. Wenn meine Familie und die wenigen Freundschaften, auf die ich Werth lege, nicht während meiner Haft decimirt werden, wenn ich in den Bezügen meines Herzens beim Austritt aus dem Kerker noch an die Vergangenheit anknüpfen kann, dann hoffe ich neben dem Schaffen und Leisten auch noch auf Glück und Lebensgenuß, wie ich beides nach einem bis jetzt nur kampferfüllten Leben billig noch einmal vom Schicksal fordern darf.

In der Zwischenzeit zwischen diesem und dem folgenden Briefe lag Kinkels Abführung von Naugard nach Köln (April 1850), wo der schon mit lebenslänglicher Zuchthaushaft Bestrafte sich vertheidigen sollte gegen eine

*) Kinkel schrieb damals auf Veranlassung des Zuchthausdirectors seine Selbstbiographie.

Digitized by Google

neue Capitalanklage, die Anklage auf einen beabsichtigten Angriff gegen das Zeughaus in Siegburg, von der jedoch die rheinischen Geschworenen ihn nach einer meisterhaften Vertheidigungsrede freisprachen. In Folge eines Fluchtversuchs auf der Rückfahrt und vielleicht auch weil man argwöhnte, daß er in Naugard nicht streng genug behandelt werde, wurde er nun in das sicherer gelegene und bequemer zu controlirende Zuchthaus zu Spandau gebracht, und von dort schrieb er am 8. Juli 1850 der Freundin seinen nächsten Brief.

„Von mir," sagte er nach einigen einleitenden Bemerkungen über ihm zugegangene Briefe der Freundin, „berichte ich nichts. Johanna kann Ihnen ungehindert das Wenige erzählen, was jetzt mein äußeres Leben bildet. Uebrigens habe ich auch nicht viel darüber mitzutheilen. Ich weiß ja kaum, ob ich große Erleichterungen meiner Lage wünschen soll; denn in dem Maße wie man mich besser behandelt, wächst die Wahrscheinlichkeit, daß man mich wieder in ein anderes Gefängniß verpflanzt und das Spulen nebst Anderm frisch wieder anfängt. Das kann ich Ihnen versichern, daß ich meine Gesundheit noch nicht erschüttert fühle und, soweit man das selbst beurtheilen kann (was freilich schwer ist), habe ich auch im geistigen Leben durch die jahrlange Haft noch keine Schwächung erlitten. Ein Jahr freilich und zwar von allen das schöpferkräftigste, das 34ste, ist unwiederbringlich verloren: indessen habe ich doch auch früh zu leben und zu wirken angefangen und so compensirt's sich noch allenfalls."

Hierauf folgen lange Auseinandersetzungen über die Malerei der Gegenwart, über die Anfänge der gothischen Baukunst in Deutschland und besonders über den Dom in Basel, den die Freundin eben gesehen und über den sie dem Gefangenen ihre Eindrücke beschrieben hatte. Wenn an dieser Stelle Kinkels außerordentliche Kenntniß nicht blos allgemeiner Entwicklungsgänge, sondern der reichhaltigsten Details künstlerischer Anschauung auffällt, welche der von allem Verkehr mit der Außenwelt Abgeschlossene wie aus einer wohlgeordneten geistigen Vorrathskammer hervorholt und zu einem Ganzen gruppirt, so liefert das dann Folgende einen merkwürdigen Beweis der seltenen Parteilosigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die schon oben als einer seiner Charakterzüge hervorgehoben wurde und deren Schwungkraft auch die Bitterkeit des Sclaventhums ihm nicht raubte.

„Was Sie mir über Burckhardt erzählen," fährt Kinkel im Anschluß an seine Bemerkungen über den Dom in Basel fort, „hat mich gar nicht frappirt. Er ist quand même der liebenswürdigste Mann, den ich je gekannt habe. Absolut Historiker, sieht er in Allem das Positive, ganz wie sein großer Lehrer Ranke. Auf diesem Standpunkt kann man nicht Partei nehmen, nicht hassen, nicht sich begeistern, denn ein Recht haben alle Parteien, sonst beständen sie nicht. Nun ist Burckhardt daneben ein Virtuos des Genusses, ein feinster Kenner des Aesthetischen: er beutet die ganze moderne Culturwelt zu seiner geistigen Bereicherung aus, ohne je von ihr genutzt zu werden — wie ich z. B. nicht glaube, daß er je die Sorgen einer Ehe auf sich nehmen wird. Eigentlich stellt er sich zu aller Cultur gerade so nonchalant wie, nach Ihrem Brief, zur Baseler Gesellschaft; aber Stolz ist das nicht, sondern nur die Kühle einer am Ariadnefaden der Geschichte jedes Labyrinth moderner Verhältnisse lächelnd durchschreitenden, ganz reifen, ganz ruhigen Bildung. Denn Burckhardt weiß Alles: er weiß, wo am Comer See die süßesten Trauben reifen und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopfe, welches die Hauptquellen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Martell in der Eifel, von denen

Digitized by Google

bisher keine sterbliche Seele etwas wußte; dann setzt er sich auf's Sopha, raucht ein Dutzend feine Manillas-Cigarren und schreibt, gleich in's Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung von der Liebschaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchymisten. Wer kann verlangen, daß solch ein reiches, genußvolles Leben sich enthusiastisch zwischen die Bajonette der modernen Geschichte werfe? Burckhardt haßt schon im Freundesleben jeden Streit, geht in der Wissenschaft den Controversen aus dem Wege und hat seinerzeit in seinem Blatte Jesuiten und Sonderbund vertheidigt, blos damit es von Bern her nicht zum Klappen käme, wie es denn freilich doch trotz allen Burckhardts gekommen ist. Ich kann seine Freundschaft, so lange Er sie mir nicht aufkündigt (und dazu hat er die Seelenstärke niemals) nimmermehr aufgeben, denn ein Mensch, der Alles kann, ist allzu unschätzbar, und die Stunden, bei ihm verbracht, sind unter den köstlichsten meines Lebens. Daß er Sie nicht besuchte, lag einfach darin, daß er mit Ihnen jetzt über mich nicht sprechen wollte — und ich bin so wenig Fanatiker, daß ich ihm, wie nun einmal seine Natur ist, das nicht verdenke."

Der ganze nächste Brief (Spandau, 5. August 1850) ist auf vier eng geschriebenen Seiten angefüllt mit kunstgeschichtlichen Notizen, als Vademecum für die Freundin, die eine Reise über Würzburg und Nürnberg nach München beabsichtigte, und von Neuem staunt man über die Lebendigkeit des Wissens und der Phantasie, mit welcher die künstlerischen Individualitäten der verschiedenen Städte bis in die geringsten Einzelnheiten dem gefangenen Manne gegenwärtig sind. Ohne Zweifel hielt, neben der Hoffnung, daß, trotz seiner scheinbar verzweifelten Lage, eine nicht zu ferne Rückkehr in die Freiheit ihm beschieden sei, vor Allem das Leben in jenen Reichen des Geistes seinen Muth aufrecht. Dennoch kamen Stunden und Tage, wo das Gefühl grenzenlosen Elends ihn fast überwältigte, und welche Tiefen des Schmerzes auch unter seinen heitern und gefaßten Worten verborgen lagen, zeigt der letzte Brief an die Freundin aus Spandau, vom 13. October 1850, mit dem er auf zwei empfangene Briefe, darunter einen zu seinem Geburtstag, erwiderte. Nach einigen einleitenden Bemerkungen schreibt Kinkel:

„Sie fragen mich nach meinem Befinden und fordern Nachrichten von mir. Kind, es giebt Wunden, die man nicht berühren soll: sie brennen so scharf, daß sie uns die Hände mit entzünden. Entehrt, wirkungslos, leibeigen — lassen Sie jeden dieser Begriffe sich in seiner ganzen Schärfe vor Ihrem Geiste krystallisiren und wenden Sie dann jeden, einzeln, auf mein Wesen an, wie Sie dies Wesen seit 15 Jahren kennen, so ahnen Sie was ich leide. In die Tiefen einzelner Momente des Schmerzgefühls taucht die Phantasie des in freier Luft Lebenden nie hinab, und Ihrer Frage gegenüber drang mir im Stillen mehr als einmal das Wort aus der Seele:

Was weißt Du vom Thurme?
Was weißt Du vom Bein?
Vom Gräuel im Sturme
Weiß Klingsohr allein!*)

Vorigen Sonntag erhielt ich drei Briefe zusammen: Johanna schrieb mir von Rolandseck, Sie von Achensee, Marie Brüningk von Isola Bella und dem Marktsplatz; im Humboldt las ich von der Palmenzone. So viel Luft und Licht in der Welt, so viel Möglichkeit eines harmlosen, liebevollen Wirkens in fremden Erdtheilen und dem gegenüber lebendig vergraben mit noch jugendlicher Kraft. Der furchtbare Schmerz, mit dem ich besonders an meine Kinder denke, zerrüttet mir oft selbst die

*) Vers aus Immermanns „Merlin."

Digitized by Google

Möglichkeit freien klaren Forſchens, und ich fühle gleichſam Stellen der Seele, wo es wie Vermoderung beginnt. So viel denn von mir, weil Sie es gefordert haben. — Trotzdem lebe ich, und wünſche zu leben und beute den Moment nach Vermögen aus, um für künftige Thätigkeit in der Freiheit als Lehrer oder Pflanzer irgendwo nördlich oder ſüdlich von Mexiko breitere Grundlagen zu gewinnen. Es ſind mir wiſſenſchaftliche Bücher geſtattet: ich leſe nichts aus meinen früheren Gebieten, z. B. gar nichts von Kunſt und Literaturgeſchichte. Abſichtlich, denn am meiſten erfriſchen einen thatloſen Geiſt ganz neue Anſchauungen. Ich leſe römiſche Hiſtoriker und Naturwiſſenſchaftliches, jetzt Humboldts Kosmos; ein früh meiner Natur eingepflanzter Drang, alle Erkenntnißgebiete zu überſehen, den man mir, ſo lange ich Theolog war, oft verdachte, ſchlägt jetzt noch einmal ſtark bei mir durch. Wenn ich den Kerker verlaſſe, ehe die Spannkraft der Seele mir zerbricht, ſo hoffe ich wenigſtens viel neu Gelerntes aus ihm mitzutragen. Daß ich einige Erleichterungen genieße, beſonders bezüglich der Arbeit, wird Johanna Ihnen mittheilen können.

„Ich bin wie die Geiſter der Geſtorbenen, die zum Beſchwörer ſagen: ‚Hätt' ich doch erſt geſprochen!' — und froh, von mir ſelber loszukommen, folge ich Ihrem friſchen Lebenszuge in die ſchönen Hallen von Bier-Athen." ...

Dieſer Brief, der traurigſte von allen, die er um jene Zeit an die Freundin ſchrieb, war aber auch der letzte aus dem Kerker. Nur wenige Wochen ſollten noch verfließen, ehe der auf Lebenslänge verurtheilte Leibeigene der Freiheit zurückgegeben wurde. Meine Erinnerungen an das Wie ſeiner Befreiung und an das neue Leben, das er in England anfing, ſpare ich für das nächſte Heft auf.

Digitized by Google

Fedora von Victorien Sardou.

Mit einigen Bemerkungen über die Bühnenfertigkeit franzöſiſcher und deutſcher Stücke.

Von

Paul Lindau.

-- Berlin. —

Fedora gehört zu jener Gruppe der Schauſpiele von Victorien Sardou, in denen, wie in „Seraphine“, „Andrea“, „Dora“, „Odette“ und ähnlichen, der Dichter alle Strahlen der Handlung in einem einzigen Brennpunkte, dem Geſchick eines Weibes, geſammelt hat. Alle dieſe Schauſpiele haben nur eine Heldin, der ganz unzweifelhaft die erſte Stelle gebührt, und die faſt ausſchließlich die Theilnahme der Zuſchauer in Anſpruch nimmt. „Fernande“ möchte ich nicht ohne weiteres dieſer Gruppe beigeſellen. Da ſchwanken wir, ob wir dem unglücklichen Mädchen, das, in der Schande aufgewachſen, das Opfer der verderblichen Einflüſſe ihrer Umgebung geworden iſt, und wie Börne einmal ſagt, die „anatomiſche Unſchuld“ wohl verloren, aber die Reinheit der Seele ſich gerettet hat, oder der in ihren beſten Gefühlen tiefbeleidigten und durch dieſe Kränkungen zu unverſöhnlichem Haß und erbitterter Rache aufgeſtachelten Gräfin jene erſte Stelle anweiſen ſollen. Bei den andern eben aufgeführten Schauſpielen Sardous kann uns ein ſolcher Zweifel nicht beſchleichen. Seraphine, die in ihren reifen Jahren eine alte Betſchweſter geworden iſt, nachdem ſie in ihrer blühenden Jugend genau das geweſen war, was die alten Betſchweſtern nach dem bekannten Sprüchworte in ihren jungen Tagen oft geweſen ſein ſollen, und die ihren Fehltritt dadurch ſühnen will, daß ſie das Haus ihrer verheiratheten Tochter zum Herde der Bigotterie macht und ihre jüngere Tochter in ein Kloſter ſperrt; Andrea, die anmuthige Frau

Digitized by Google

eines pflichtvergessenen Mannes, die vergeblich, sogar mit Hülfe der Polizei, gegen den unverbesserlichen und unverzeihlichen Leichtsinn des ihr angetrauten Gatten ankämpft; Dora, das heitere junge Mädchen und die reizende Frau, auf die der Verdacht eines schmählichen Verraths gewälzt wird, eines Verraths, der um so schmählicher ist, als alle mildernden Umstände der Liebe und Leidenschaft völlig ausgeschlossen sind, und die in Folge einer verhängnißvollen Verwicklung von Verhältnissen nicht in der Lage ist, ihre Unschuld beweisen zu können; Odette, die schuldige Gattin und Mutter, die in die Tiefe der Verkommenheit versinkt und von dort aus plötzlich aufblicken muß zu der unbewußten und strahlenden Reinheit ihres eigenen Kindes — alle diese Frauengestalten der Sardou'schen Dichtungen sind im wahrsten Sinne des Wortes „Heldinnen" von Schauspielen. Sie stehen im Mittelpunkte und im Vordergrunde der Handlung; von ihnen allein geht fast eine jede Regung aus, und beinahe jedes der gesprochenen Worte hat unmittelbaren Bezug auf sie. Aber so bedeutend die Aufgaben auch sein mögen, welche Sardou in diesen Schauspielen seinen Heldinnen anweist, in keinem derselben ist die weibliche Hauptrolle so anspruchsvoll, mächtig und allbeherrschend, wie in „Fedora". Fedora erdrückt ihre ganze Umgebung. Sie tritt auf, nachdem der Vorhang sich kaum gehoben hat, und bleibt mit ganz geringfügigen Unterbrechungen auf der Bühne, bis sich der Vorhang zum letzten Male senkt. Es ist ein langes dramatisches Solo, das erst gegen den Schluß des Stückes durch ein Duett, in dem sie noch immer die dominirende Stimme beibehält, abgelöst wird.

In Bezug auf theatralische Fertigkeit möchte ich „Fedora" trotz „Fernande" und den anderen so überaus wirksamen Bühnenwerken des scharfsinnigen, findigen und mit allen Geheimnissen des Bühnenräderwerks vertrauten Verfassers für die gelungenste Arbeit von Victorien Sardou halten. Die Klarheit der Exposition, die Kunst des Aufbaues, die sichere Steigerung bis zum Höhepunkt, die Kraft, bis zur Auflösung die Theilnahme in unverminderter Fülle zu erhalten, — alle diese Vorzüge des erfolgreichsten der modernen französischen Bühnendichter kommen hier in wahrhaft glänzender Weise zur Geltung und flößen demjenigen, der das Stück einer aufmerksameren Prüfung unterwirft, respectvolles Erstaunen ein.

Dem Bühnendichter stehen zur Veranschaulichung der dramatischen Handlung, wenn man von den feineren Unterscheidungen absieht, drei verschiedene Wege offen: er kann den Vorgang auf die Bühne selbst verlegen, das Ereigniß vor den Augen des Zuschauers sich zutragen lassen — unter den modernen Dichtern ist es vornehmlich Scribe, der auf diese Weise die unmittelbare Wirkung auf die Zuschauer angestrebt und erzielt hat; das Ereigniß kann hinter die Coulissen verlegt werden, wo es sich entweder eben abgespielt hat oder noch in dem Augenblicke abspielt, in dem wir die Wirkung bei den auf der Bühne befindlichen Personen wahrnehmen — die

Digitized by Google

Beschaffenheit der antiken Bühne macht es schon erklärlich, daß die alten Tragödiendichter sich vorzugsweise dieses Mittels bedient haben, und wenn ein Beispiel angeführt werden sollte, so brauchte nur etwa auf die Verzweiflung des Oedipus beim Tode der Jokaste hingewiesen zu werden, in der neueren dramatischen Dichtung auf das Ende von „Wallensteins Tod"; endlich kann auch die Handlung in der Erzählung sein, in dem Bericht über schon Geschehenes — als unerreichtes Muster wäre hier die „Frauenschule" von Molière anzuführen, die nichts anderes ist als ein ununterbrochener Bericht über Dinge, die sich schon ereignet haben, und die dem Zuschauer verborgen geblieben sind, ohne daß das Lustspiel deswegen an Einförmigkeit litte, und die komische Wirkung irgendwie beeinträchtigt würde.

Sardou bedient sich mit Vorliebe des zweiten Mittels. Wir sehen den Reflex der gleichzeitigen oder soeben erst abgeschlossenen und uns unsichtbaren Handlung sichtbar in den auf der Bühne befindlichen Personen, und die Wirkung, welche die Ereignisse auf diese ausüben, überträgt sich auf den Zuschauer selbst. In „Fedora" wendet er dieses Mittel sogar fast ausschließlich an, wie sich am besten aus der Wiedergabe des Inhaltes des neuesten Schauspiels erkennen lassen wird.

* * *

Fedora gehört einer der ersten Familien ihres Vaterlandes an. Sie ist eine Fürstin Romazoff. Zu ihren Ahnen von mütterlicher Seite zählt sie die berühmte Sophie Potocka, deren anmuthiges, in zahlreichen Reproductionen sehr verbreitetes Pastellbild von Greuze aus dem Berliner Museum die reizenden mädchenhaften Züge dieser schönen Person allbekannt gemacht hat. Ihr Vater, der alte Fürst Romazoff, war durch und durch Russe, ein wahrer Kosak, und von ihm hat Fedora mancherlei geerbt, — eine gewisse Gewaltthätigkeit, die sich bei vielen Gelegenheiten in etwas drastischer Weise äußert. So läßt sie einen Neugierigen, der ohne Erlaubniß ihre Dampfyacht besteigt, von den Bootsleuten einfach über Bord in's Wasser werfen. Sardou hebt diese und andere bezeichnende Züge ganz besonders hervor, um von vornherein den Vorwurf zu entkräften, daß Fedoras Handlungen nicht allein unweiblich, sondern unmöglich seien — unmöglich für eine Französin, unmöglich für sonst eine gebildete Dame irgend eines Culturvolkes, das würde er allenfalls zugeben; bei Fedora, diesem eigenthümlichen Geschöpf einer launischen Racenkreuzung, bei dieser ganz merkwürdigen Person, in deren Adern sich das Blut des hellenischen Kaiserthums mit dem des kosakischen Stockrussenthums vermischt, soll man sich aber der unwahrscheinlichsten Dinge versehen dürfen.

Ihren ersten Mann, einen uninteressanten Trunkenbold, an den sie von ihrem gewaltsamen Vater verheirathet worden ist, hat sie ohne Schmerz begraben. Sie ist schön, sie ist reich, sie ist jung. In den gesellschaftlichen Vereinigungspunkten von Petersburg: in den Salons der Aristokratie und

Digitized by Google

auf dem Eise der Newa macht sie die Bekanntschaft des vornehmen und sehr verführerischen jungen Lebemannes, Wladimir Andrejewitsch Yariskin. Die Beiden verloben sich im Geheimen, und ganz im Stillen werden die vorbereitenden Schritte zur Vermählung gethan.

Der erste Aufzug spielt in Wladimirs Wohnung. Wir erblicken als vorderen Raum ein behagliches und reiches Junggesellenzimmer, an welches das Schlafzimmer anstößt. Auch dieses ist durch die breite Thür im Hintergrunde zu erblicken, ebenso sieht man, da der vordere Raum ein Octogon bildet, durch die abgestumpften Ecken des Hintergrundes das an das Schlafzimmer anstoßende Toilettenzimmer. Es ist schon ziemlich spät. Der Kammerdiener wartet auf seinen Herrn. Inzwischen verplaudert er die Zeit mit einem großen Juwelier, bei dem Wladimir im Laufe des Abends vorsprechen wollte, den er aber vergeblich hat warten lassen. Der Herr kommt nicht. Anstatt seiner erscheint Fedora, die sich in großer Aufregung und Beunruhigung befindet. Auch ihr hat Wladimir seinen Besuch für den Abend angekündigt, und auch bei ihr ist er nicht gewesen. Die Angst der verliebten Frau ist um so erklärlicher, als der Anfang des Stückes gerade in die Tage der allgemeinen Bestürzung fällt: der Zar ist vor einigen Tagen ermordet worden, hinter jeder Thür lauert das schreckhafte Gespenst des Nihilismus. Die Luft ist mit allerlei unheimlichem Zündstoff und dem Staub der explodirten Minen ganz erfüllt, und Wladimir ist der Sohn einer der verhaßtesten Persönlichkeiten von Petersburg, der Sohn des Generals Yariskin, des obersten Polizeichefs. —

Die Minuten der qualvollen Erwartung werden Fedora entsetzlich lang. Sie öffnet das Fenster, sie blickt auf die Straße, Wladimir kommt noch immer nicht. Endlich wird die Klingel gezogen. Wie befreit athmet sie auf; aber eine furchtbare Enttäuschung harrt ihrer. Der Polizeiagent Gretsch betritt hastig das Zimmer, gefolgt von mehreren seiner Leute. Er bringt Wladimir, von einem Schusse tödtlich verwundet. Der herbeigerufene Arzt erscheint. Wladimir wird im Schlafzimmer auf sein Lager gebettet. Alle machen sich um den Sterbenden zu schaffen. Während die Vorhänge geschlossen werden, wird im vorderen Raume sofort das Verhör begonnen. Ein Zeuge ist gleichzeitig mit Gretsch erschienen: Herr de Sirieꝛ, Attaché an der französischen Botschaft. Durch Vernehmung des Kutschers wird festgestellt, daß sich Wladimir, wie in letzterer Zeit schon mehrfach, nach einem entlegenen Stadtviertel hat fahren lassen, wo der Schlitten vor dem Gitterthor, das zu einem ziemlich abgeschlossenen, von öden Gärten umgebenen Häusercomplex führt, gehalten hat. In der Nähe befindet sich ein Schießhaus. Der Kutscher hört, bald nachdem sein Herr den Schlitten verlassen hat, zwei aufeinander fallende Schüsse. Freilich wundert er sich darüber, aber er erklärt es sich eben durch die Nähe des Scheibenstandes. Einige Minuten darauf kommt Jemand schnell auf den Schlitten zu. Der Kutscher meint, es sei sein Herr; der Unbekannte schlüpft indessen schnell vorüber, ohne sein Gesicht

Digitized by Google

zu zeigen, und entfernt sich hastig. Der Kutscher steigt vom Bock und sieht nun im Schnee Blutspuren. Er ruft um Hilfe, ein Wagen fährt vorüber und hält; diesem entsteigt Herr de Sirieх. Die Beiden folgen nun den Blutspuren, die sie in ein Gartenhäuschen führen. Dort finden sie auf der obersten Stufe der Treppe Wladimir in seinem Blute, im Nebenzimmer einen Revolver, den der Kammerdiener auf das Bestimmteste als die seinem Herrn gehörige Waffe recognoscirt. Er war in letzter Zeit beständig bewaffnet ausgegangen, da er durch einen nihilistischen Drohbrief um seine Sicherheit besorgt gemacht worden war. Da sich in der Brieftasche Wladimirs alle Werthpapiere unversehrt vorfinden, gilt es als zweifellos, daß die Nihilisten ihre Drohung ausgeführt haben. Es ist festgestellt worden, daß das Haus acht Monate vorher für einen Studenten, der dort anatomische Präparate herzustellen vorgegeben hat, durch eine Frauensperson, die etwa wie eine Handelsfrau ausgesehen hat, gemiethet worden ist. Die Miethe ist vorher geregelt worden, man hat den Miether nie gesehen. Als bei dem Verhör des Frauenzimmers gedacht wird, meldet sich der Kammerdiener und sagt, daß ihm jetzt erst einfalle, wie sein Herr im Laufe des Abends, gerade als er sich anschickte auszugehen, einen Brief erhalten habe, der ihm durch ein Frauenzimmer, das den Eindruck eines Dienstboten oder einer Handelsfrau gemacht habe, überbracht worden sei. Der Graf hat der Person mündlich den Bescheid gegeben: „Es ist gut, ich werde kommen!“ und darauf den Brief in die halbgeöffnete Schublade seines Schreibtisches geworfen. Der Kammerdiener hat das ganz genau gesehen und betheuert auf das allerbestimmteste, daß der Brief unbedingt noch da sein müsse. Aber der Brief ist nicht da. Auf die weiteren Fragen des Polizeiagenten meldet Wladimirs Groom, der kleine Dmitri, daß allerdings im Laufe des Abends während der Kammerdiener gerade eine Besorgung machte, ein Herr, der früher bisweilen den Grafen besucht habe, sich nach ihm erkundigt, und nachdem er gehört, daß er ausgegangen sei, erklärt habe, er wolle einige Worte aufschreiben. Der Groom hat ihn in das Cabinet geführt, der Herr hat sich an den Schreibtisch gesetzt, ist aber, während der Groom das Kaminfeuer in Ordnung brachte, sofort wieder aufgestanden mit dem Bemerken, er wolle Wladimir doch lieber sprechen, und hat darauf mit auffälliger Hast das Haus verlassen.

Für Fedora und Gretsch ist nun Alles sonnenklar: Wladimir ist in einen Hinterhalt gelockt worden, die Person, welche den Brief überbracht, hat gesehen, wie er diesen in den Tischkasten geworfen, und hat die Verschwörer davon benachrichtigt. Einer derselben hat, um den einzigen Gegenstand des Verdachts zu vernichten, den Brief entwandt. Es handelt sich also nur darum, die Persönlichkeit des Briefdiebes festzustellen, der wahrscheinlich mit dem Mörder identisch sein wird. Vergeblich bestürmt man den kleinen Dmitri, sich auf den Namen des Mannes zu besinnen, der nach seiner Aussage mehrfach im Hause gewesen ist und dessen Namen er auch

Digitized by Google

kennt, inzwischen aber wieder vergessen hat. Der Kleine kann sich nicht besinnen. Plötzlich fällt ihm indessen ein, daß der Gesuchte an einem bestimmten Sonntage sich längere Zeit vor dem Hause mit Wladimir unterhalten und sich bei der Gelegenheit vom Hauswart Feuer für seine Cigarre hat geben lassen. Nun wird der Portier vernommen, und dieser bezeichnet als die von Dmitri gemeinte Persönlichkeit den Grafen Loris Ipanoff.

„Ipanoff!" bestätigt der Groom mit voller Bestimmtheit. Und Ipanoff wohnt gerade gegenüber; man kann die Fenster von diesem Cabinet aus sehen. Sie sind dunkel. Gretsch besinnt sich nicht lange und will sofort zur Verhaftung Ipanoffs schreiten. Er begibt sich mit seinen Leuten in das bezeichnete Haus. Mit fieberhafter Aufregung verfolgen die im Cabinet Zurückgebliebenen die Vorgänge im Hause gegenüber: Fedora, Siriex und die Dienstboten. In den Zimmern wird es hell; man sieht Schatten hin- und herhuschen. Plötzlich sammeln sie sich. „Sie haben ihn!" ruft Fedora aus. Da wird sie sanft vom Doctor abgerufen. Der Sterbende hat nach ihr verlangt. Sie stürzt in das Schlafgemach, sie ruft ihrem Geliebten einige herzzerreißende Worte zu, dann schreit sie entsetzt auf: Wladimir hat seinen letzten Athemzug gethan. Fedora ist am Sterbebette niedergesunken, die Diener knieen nieder, Gretsch kommt zurück, um zu melden, daß Ipanoff entflohen ist, und entblößt das Haupt, als ihm bedeutet wird, daß er vor einer Leiche steht. Damit endet der erste Act.

* * *

Der zweite Aufzug spielt in Paris im Salon der reizvollen, geistreichen, oberflächlichen, lasterhaften und anmuthigen Gräfin Soukareff, die alle möglichen interessanten Leute empfängt, also auch Nihilisten, und diese sogar mit einer gewissen Vorliebe, — also auch Loris Ipanoff, der glücklich aus Petersburg entkommen ist. Fedora gehört ebenfalls zu den Gästen der Gräfin. Sie hat das Gerücht ausstreuen lassen, daß auch sie verbannt sei, weil sie hofft, als Genossin des Exils das Vertrauen Ipanoffs leichter zu gewinnen und ihm wo möglich ein Geständniß zu entlocken. Sie hat nur noch eine Lebensaufgabe: den Tod ihres Geliebten zu rächen; sie hat ihren Racheplan mit grausamem Scharfsinn ausgearbeitet und steht im Begriff, ihn in's Werk zu setzen. Sie will Loris Ipanoff in sich verliebt machen, um ihn dem Henker zu überliefern. Alles scheint ganz nach Fedoras Wunsch zu gehen. Loris verliebt sich in der That in die schöne, originelle und geistvolle Fürstin. Aber auch Fedora soll erfahren, daß das Spiel mit dem Herzen nicht ganz gefahrlos für sie ist — auch sie fängt an, sich in sehr bedenklicher Weise für den jungen und schönen Loris zu interessiren. Sie schämt sich freilich dieses Gefühls, das sich ihr gewaltsam aufdrängt, und diese Beschämung steigert ihren Rachedurst noch mehr; aber sie gesteht doch selbst Herrn von Siriex, der ihr vertrauter Freund geworden ist, daß es der innigste Wunsch ihres Herzens wäre, wenn sie sich von der Unschuld

Digitized by Google

Ivanoffs überzeugen könnte. Wie jedoch die drückenden Verdachtgründe, die gegen Loris sprechen, beseitigen? Gleichwohl wird sie nichts gegen ihn unternehmen, bevor sie sich nicht die völlige Gewißheit verschafft bevor sie nicht aus Ivanoffs eigenem Munde vernommen, daß er Wladimir getödtet hat. Ivanoff selbst wird von russischen Polizeispionen, welche die Regierung des Zaren in Paris zur Ueberwachung der Nihilisten unterhält, und die unter dem Befehl von Gretsch stehen, auf das strengste beobachtet. Indessen ist es der Polizei bis jetzt nicht gelungen, irgendwelchen Zusammenhang zwischen Ivanoff und den Nihilisten festzustellen.

Im Salon der Gräfin Olga treffen also Loris und Fedora zusammen, und während die übrige Gesellschaft im anstoßenden Zimmer einer musikalischen Aufführung beiwohnt, entspinnt sich zwischen den Beiden eine sehr bewegte Scene. Loris gesteht Fedora seine leidenschaftliche Liebe. Fedora will diese Leidenschaft, die sie im Innern theilt, auf's Aeußerste steigern, um ihm in der zügellosen Aufregung der Sinne das Geständniß seiner Schuld zu entlocken oder den unwiderleglichen Beweis seiner Unschuld zu gewinnen. Sie sagt ihm also, daß sie morgen abreisen werde, da ihre Begnadigung eingetroffen sei. Loris ist verzweifelt. Fedora tröstet ihn. Sie besitzt in Petersburg Einfluß genug, um sicher zu sein, daß sie auch seine Begnadigung durchsetzen werde. Loris entgegnet, er stehe unter dem Verdacht, den Sohn des Polizeimeisters Yariskin ermordet zu haben, und er werde niemals auf Gnade hoffen dürfen. „Und wenn Du Deine Unschuld beweisen könntest?" fragt Fedora. „Denn Du bist doch nicht schuldig?" Loris erklärt sich für unschuldig, aber von Fedora bedrängt, spricht er das Wort aus: „Ich habe allerdings Wladimir getödtet, habe das Strafgericht an ihm vollzogen." Er kann dem verzweifelten Weibe in dieser Umgebung und zu dieser Stunde die nothwendige Aufklärung nicht geben, aber er wird ihr Alles sagen, sie wird Alles begreifen und Alles verzeihen. Fedora kennt diese Phrasen des Nihilismus. Sie giebt ihm noch für denselben Abend ein Stelldichein in ihrer Wohnung, dort will sie ihn anhören, dort will sie auch ihre Rache vollziehen. Mit dieser Verabredung und mit diesem Gelübde Fedoras schließt der zweite Act.

* * *

Um die mitternächtige Stunde sitzt Fedora in dem eleganten Salon ihres Hotels und brütet und wartet; „und was sie sinnt, ist Schrecken, und was sie schreibt ist Blut." Sie schreibt an den General Yariskin, daß Loris Ivanoff sich zur Ermordung Wladimirs bekannt hat. Durch die von Säulen getragene Vorhalle sieht man den Garten, der im vollen Mondenschein friedlich daliegt. Wie gewöhnlich stellt sich um diese stille Stunde auch Gretsch ein, um ihr über das, was er im Laufe des Tages ausgerichtet und ausgekundschaftet hat, Bericht zu erstatten. Heute zum ersten Mal hat Gretsch etwas Verdächtiges ermittelt. Ein gewisser Platon Sokoleff ist aus

Digitized by Google

Petersburg mit einer schriftlichen Mittheilung von Valerien Ipanoff, dem Bruder von Loris, eingetroffen. Fedora öffnet ihren Brief wieder und schreibt die Namen der Beiden hinein: Platon Sokoleff und Valerien Ipanoff. Gretsch weiß ferner, daß Sokoleff schon am andern Tage nach Petersburg zurückkehren werde. Fedora theilt dem Agenten mit, daß ihr Tag ergiebiger gewesen ist, daß Loris ihr Alles gestanden hat. Sie hat ihn hierher gelockt, und da die französische Regierung sich weigert, politische Verbrecher auszuliefern, wird sie selbst die Aufhebung Ipanoffs in's Werk setzen. Gretsch und seine Leute halten sich im Garten, den Loris durchschreiten muß, versteckt, das Hotel liegt an der Seine. Fedora hat eine kleine Dampfyacht gekauft und schon verschiedene Vergnügungsfahrten auf derselben mit guten Freunden unternommen. Die zur Bedienung des Schiffes gehörigen Bootsleute werden ebenfalls den Befehlen von Gretsch unterstellt, auch sie sind im Garten untergebracht. Die Dienstboten Fedora's werden zu Bett geschickt, der Portier wird angewiesen, fest zu schlafen und sich nicht zu rühren und zu regen, wenn er auch verdächtiges Geräusch im Garten hören sollte. Es wird Folgendes verabredet: Sobald Ipanoff das Zimmer verläßt und durch den Garten den Quai gewinnen will, stürzt sich Gretsch mit seinen Leuten auf ihn, knebelt ihn und läßt ihn an Bord der Yacht schaffen, wo er in der untersten Cabine in Sicherheit gebracht wird. Dort verbleibt er bis zum hellen Tage. In der Frühe wird der Kessel geheizt, nicht in der Nacht, da dies Verdacht erwecken könnte, und am Morgen fährt die kleine Yacht die Seine hinunter nach Havre, wo eine russische Fregatte vor Anker liegt und die Ankömmlinge erwartet. Sobald Loris auf der russischen Fregatte ist, ist er auf russischem Grund und Boden, und die französische Polizei hat ihre Rechte verloren. Alle diese Vorbereitungen werden mit größter Pünktlichkeit ausgeführt.

Mitternacht ist vorüber, es ist Alles still, da hört man leise die Gartenthür anlegen, der Kies im Garten knirscht, Gretsch zieht sich schnell zurück, und harmlos geht der leidenschaftlich verliebte Loris in die Falle. Ohne Umschweif bringt Fedora das Gespräch auf die Ermordung Wladimirs. „Ein Act politischer Rache?“ — Aber schon bei dem ersten Wort, das Loris antwortet, erstarrt ihr das Blut. „Keineswegs, eine Liebesgeschichte.“

Und unter dem steigenden Grausen Fedoras erzählt nun Loris die verhängnißvolle Wahrheit. Loris hat sich wider den Willen seiner alten gelähmten Mutter und wider den Willen seines Bruders Valerien mit der Vorleserin seiner Mutter, einer Polin Namens Wanda, im Geheimen vermählt. Wanda hat in Petersburg neue Bekanntschaften angeknüpft, unter andern auch mit Wladimir Yariskin. Loris hat bemerkt, daß Wladimir seiner Frau bedenkliche Aufmerksamkeiten erweist, und er hat Wanda gebeten, den Verkehr mit dem jungen leichtsinnigen Lebemann aufzugeben. Wanda hat ohne Weiteres in den Wunsch ihres Gatten gewilligt, und die flüchtige Bekanntschaft, die sich zwischen Loris und Wladimir auch in Folge der Nachbarschaft ihrer Wohnungen geknüpft hatte, hat sich schnell wieder gelöst. Um die Weihnachts-

Digitized by Google

zeit will Loris zum Besuche seiner Mutter auf's Land reisen. Auf der Bahn bemerkt er, daß er einige wichtige Sachen, die er für seine Mutter zu besorgen hatte, in seinem Zimmer hat liegen lassen. Er kehrt um, um die Sachen zu holen, und wird den nächsten Zug benutzen. Im Augenblick, als der Schlitten vor seiner Thür hält, bemerkt er, wie die Kammerzofe seiner Frau aus dem Hause Wladimirs tritt, und als sie ihn erblickt, sich schnell zu entfernen sucht. Er setzt ihr nach und bringt sie auf sein Zimmer. In der äußersten Bestürzung gesteht sie ein, daß sie von ihrer Herrin einen Brief an Wladimir gegeben, den dieser in ihrer Gegenwart in den Tischkasten geworfen habe. Sie gesteht, immer unter der Bedrohung ihres Lebens und in der äußersten Angst, daß ihre Herrin öfter heimliche Zusammenkünfte mit Wladimir in einem verlassenen Gartenhäuschen der entlegenen Vorstadt gehabt habe. Das Häuschen sei im Uebrigen nicht bewohnt gewesen. Sie sei an den Tagen der Zusammenkünfte hingegangen, um Lichter und Feuer anzuzünden, den Beiden das Haus zu öffnen, und habe sich dann entfernt. Loris befiehlt der Kammerzofe, genau nach der üblichen Vorschrift zu handeln. Sie soll heute wie an den früheren Tagen Licht und Feuer anzünden. Er schließt sie indessen zunächst ein, geht in Wladimirs Wohnung und verschafft sich unter dem Vorwande, Etwas aufschreiben zu wollen, Eintritt, findet den Brief an der bezeichneten Stelle und begiebt sich nun mit dem Mädchen nach dem einsamen Hause. Er hält sich hinter dem Treppenvorsprunge versteckt, den Revolver in der Hand; das Mädchen neben ihm. Er befiehlt ihr zu öffnen und erklärt, daß er sie bei dem ersten Zeichen oder dem ersten verdächtigen Worte niederschießen würde. Zur angegebenen Zeit wird geläutet, Wladimir kommt zuerst, fragt, ob die gnädige Frau schon da sei, und auf die verneinende Antwort steigt er die Treppe hinauf. Loris hört, wie er ungeduldig auf- und abgeht. Nach einer kleinen Weile kommt Wanda, fragt, ob der Herr schon da sei, und huscht, nachdem das Mädchen die Frage beantwortet hat, vergnügt an den Beiden vorüber, die Treppe hinauf. Loris wirft dem Mädchen seine Börse zu und gebietet ihr, spurlos zu verschwinden. Er wartet einige Augenblicke, geht auch hinauf, öffnet die Thür, welche die Schuldigen nicht einmal geschlossen hatten, und steht mit blitzenden Augen den Beiden gegenüber, den Revolver in der Faust. Wladimir, der ihn bewaffnet sieht, zieht seinerseits den Revolver und feuert. Gleich darauf schießt auch Loris. Loris wird leicht verwundet, Wladimir getödtet. Loris entkommt. Er verbirgt sich einige Tage bei seinem Freunde Boroff und kommt dann in Verkleidung unbehelligt über die Grenze. Es ist ihm nicht faßbar, wie die Polizei sofort auf seine Spur hat kommen können.

Das Alles erzählt Loris Fedora, und er beweist ihr die völlige Wahrheit seiner Aussage, indem er ihr Briefe von Wladimir an Wanda vorlegt, die über das strafbare und ruchlose Verhältniß der Beiden nicht den geringsten Zweifel lassen. Wladimir spricht darin mit äußerster Mißachtung von der

Digitized by Google

reichen Frau, die er heirathen müsse, um seine zerrütteten Vermögens-Verhältnisse wieder aufzubessern. Und das Alles liest Fedora mit eigenen Augen! Und der Mann, den sie geliebt, den zu rächen sie sich zur Lebensaufgabe erkoren hatte, enthüllt sich ihr in seiner ganzen Erbärmlichkeit als Lügner, Ehebrecher und Schuft! Und um dieses Menschen willen steht sie im Begriff, den edlen, unglücklichen Mann, den sie nun von ganzer Seele leidenschaftlich liebt, dem Henker zu übergeben! Ja, sie hat es schon gethan, denn Gretsch wartet vor der Thür, und Gretsch hat vom General Yariskin die Weisung erhalten, die Sache nun endlich zum Abschluß zu bringen! Das heißt: Loris lebendig oder todt dem Moloch der russischen Gerechtigkeit vorzuwerfen.

Es ist spät geworden. Loris darf nicht länger verweilen, wenn er die Fürstin nicht compromittiren will, er darf auch nicht länger verweilen, um seiner eigenen Ruhe willen; denn er liebt die Fürstin leidenschaftlich. Sie sind allein in der zauberischen Mondesnacht, ihre Sinne sind in äußerster Erregung; er zittert bei ihrer Berührung, er muß gehen! Fedora bittet ihn, beschwört ihn zu bleiben; sie schmiegt sich an ihn, sie hält ihn gewaltsam zurück; er wehrt sie ab, er muß gehen! Nein, er darf nicht gehen! Sie weiß ja, wenn er dies Zimmer verläßt, ist er ein Kind des Todes. Alle Mittel der Beredsamkeit sind von ihr erschöpft, ihr bleibt nur noch ein letztes, um ihn zurückzuhalten: sich ihm hinzugeben. Und sie schwankt nicht — Loris bleibt.

* * *

In den nächsten Wochen erzählt man sich in den Pariser Salons eine lustige Geschichte. Die Lästerzungen sind in eifrigster Thätigkeit: Die schöne Fürstin Fedora Romazoff hat ein offenkundiges Verhältniß mit dem interessanten Flüchtling Loris Ipanoff angeknüpft. Die beiden haben in der reizenden Dampfyacht eine lange Vergnügungsfahrt gemacht, ganz originelle und entzückende Flitterwochen zu Wasser durchlebt.

Während sie so in seliger Verschollenheit ganz ihrer Liebe leben, haben sich in Petersburg wichtige Dinge ereignet. Yariskin ist in Ungnade gefallen und wegen einiger schreiender Gewaltacte schnell von seinem Amte entfernt, und Loris Ipanoff, für den sich sein Freund Boroff energisch verwandt hatte, ist begnadigt worden. Siriex meldet diese gute Nachricht Fedora. Aber Siriex ist nicht nur der Ueberbringer dieser guten Nachrichten, er bringt auch bitterböse. Die Gewaltmaßregeln, die den Sturz des alten Generals Yariskin vor Allem herbeigeführt haben, treffen Loris und mit ihm Fedora in ergreifendster Weise. Yariskin hat einen gewissen Platon Sokoleff ergreifen, unter dem Vorwande, ihn zu verhören, in sein Cabinet bringen lassen, und Niemand weiß seitdem, was aus ihm geworden ist; er ist auf russische Weise beseitigt worden. Er hat ferner den Bruder von Loris, Valerien Ipanoff, unter dem Vorwande, daß dieser an der Ermordung

Digitized by Google

Wladimirs mitschuldig sei, in einen unterirdischen Kerker der von der Newa umspülten Festung geworfen, die Newa ist in der Nacht gestiegen, das Wasser ist in die Zelle gedrungen, Valerien ist ertrunken.

Als Fedora diese grausigen Nachrichten vernimmt, wird sie fast wahnsinnig vor Verzweiflung. Sie selbst hat die Namen von Platon Sokoleff und Valerien Ipanoff in den Brief an Yariskin gesetzt; sie kann nicht daran zweifeln, daß sie die intellectuelle Urheberin dieses fürchterlichen Doppelmordes ist. Und nun kommt Loris zu ihr, aufgeräumt, heiter und guter Dinge, glücklich, um die Briefe in Empfang zu nehmen, die sein Kammerdiener während der anticipirten Hochzeitsreise in der Wohnung der Fürstin abgegeben hat.

Es sind mehrere Briefe und eine Depesche. In Fedoras Gegenwart selbst will Loris Kenntniß von deren Inhalt nehmen. Fedora schaudert. Er öffnet zunächst die Depesche von Boroff; „Du bist begnadigt! Yariskin ist gestürzt, ich habe den Brief. Treffe Donnerstag fünf Uhr in Paris ein.“ „Also heute . . . in einer halben Stunde! — Aber welchen Brief?“ fragt Loris. Er durchsucht die Briefe und nimmt nur den einen heraus mit dem Petersburger Poststempel, sonderbarerweise nicht von seinem Bruder Valerien, von dem er Nachrichten erwartet. Der Brief ist von Boroff; er ist einige Tage vor der Depesche geschrieben. Boroff theilt ihm darin mit, welche Schritte gethan sind, um eine Begnadigung zu bewirken. Boroffs Vater, ein Freund des Zaren, hat sich auf das Lebhafteste für Loris verwandt. Der Kaiser hat Yariskin zu sich beschieden, Yariskin hat auf das Bestimmteste versichert, daß er die Beweise in Händen habe, wie Loris zu den Nihilisten gehöre und Wladimir getödtet habe. Er habe den Beweis in einem Briefe, den eine in Paris lebende Russin an ihn gerichtet habe. Boroffs Vater wird alles Mögliche thun, um in den Besitz dieses Schriftstückes zu gelangen. In einer Nachschrift meldet Boroff das entsetzliche Ende von Platon Sokoleff und Valerien Ipanoff. Damit noch nicht genug. Die alte gebrechliche Frau Ipanoff hat die Erregung der fürchterlichen Tage nicht überlebt. Die Verbannung ihres ältesten Sohnes, der schauerliche Tod ihres jüngsten hat auch sie getödtet.

Loris bricht zusammen. Sein tiefster Schmerz findet bald einen schauerlichen Ausdruck in dem unmenschlichen Hasse gegen die elende Person, die all' dieses Unheil angerichtet hat. Und Fedora ist Zeugin dieses wahnsinnigen Ausbruchs und hört die Verwünschungen, die der Geliebte in seiner besinnungslosen Verzweiflung gegen sie, die ihm noch Unbekannte, schleudert. Aber er wird sie ja kennen lernen! Boroff hat den Brief, und Boroff ist eben eingetroffen, wie der Kammerdiener meldet. Fedora seilscht mit jeder Minute. Um einige Augenblicke zu gewinnen, überredet sie Loris, noch zu bleiben, Boroff kommen zu lassen, in fünf Minuten kann er da sein, und sie will diese Gelegenheit noch benutzen, um ihn wo möglich versöhnlicher zu stimmen, um ihm zu erklären, was ihm unerklärlich erscheinen muß, um

Digitized by Google

ihn zu überzeugen, daß sie nichts Böses gewollt hat, daß sie Wladimir haßt daß sie ihn liebt. Sie wagt erst schüchtern, dann von der Angst gepeitscht, immer zuversichtlicher die Unbekannte zu vertheidigen. Vielleicht ist sie doch keine gemeine Spionin, keine feile Denunciantin, vielleicht hat ein edleres Motiv mitgewirkt, vielleicht hat sie Wladimir geliebt, nicht gewußt, weshalb er gefallen ist, hat in Iranoff nur einen erbarmungslosen Mörder dessen gesehen, der ihr das Theuerste gewesen ist. Sie spricht wärmer, die Todesangst macht sie unvorsichtig, Loris schöpft Verdacht und spricht seinen Argwohn aus. Sie gesteht. Er will sie niederschmettern. „Es ist nicht nöthig," sagt sie. Sie hat die Kapsel eines byzantinischen Kreuzes, eines Familienstücks, das sie stets an ihrem Halse trägt, geöffnet und in demselben Augenblicke, da Boroff gemeldet wird, den Inhalt in die Tasse Thee entleert und das Gift getrunken. Boroff findet eine Sterbende, und nach einigen Augenblicken haucht Fedora, der Loris noch vergeben hat, ihre Seele aus.

* * *

Das ist der Inhalt dieses erschütternden Schauspiels, das mit der Darstellerin der Heldin steht und fällt. Betrachtet man dasselbe vom Standpunkt der Technik etwas genauer, so wird man bemerken, wie Sardou die Hauptwirkung dadurch erzielt, daß er die wesentlichen Factoren der Handlung hinter die Coulissen verlegt und uns in den auf der Bühne befindlichen Personen die Wirkung dieser unsichtbaren Vorgänge veranschaulicht. Wir sehen nicht den todten Wladimir, wir sehen nur das Entsetzen, das sein Tod verbreitet; wir wohnen der Haussuchung bei Loris nicht bei, aber wir sehen alle Einzelheiten derselben durch die Augen Fedoras und ihrer Umgebung. Wir leiden mit Fedora, während sie aus dem Munde ihres Geliebten die verhängnißvolle Wahrheit vernimmt, weil wir wissen, daß der Henker vor der Thür steht, daß Gretsch und seine Gesellen im Gebüsch versteckt auf den armen Loris lauern; wir machen die furchtbaren Seelenkämpfe Fedoras im letzten Aufzuge mit, weil Boroff unterwegs ist, Boroff mit dem Brief, der jeden Augenblick eintreten und die Schuldige entlarven muß.

Wenn uns in allen diesen Scenen die Erfindung und das Geschick des berühmten Schriftstellers in wahrhaft glänzender Weise entgegentreten, so staunen wir doch noch mehr über die Sauberkeit der Ausführung und die völlige Fertigkeit der Arbeit. Da ist kein Wort zuviel, da ist nichts dem guten Glück überlassen, es ist Alles bis auf das Pünktchen über dem i so ausgeführt, wie der Dichter es gewollt hat. Alle Aeußerlichkeiten, die Anordnung des Mobiliars, die Stellungen, die Art und Weise, wie die Personen aufstehen, sich setzen, die lebenswahren Unterbrechungen, die dem Laien gar nicht auffallen, in denen aber der Mann von Fach und jeder bühnenkundige Leser die bewußten Aeußerungen eines bemerkenswerthen Kunstverstandes, die sehr absichtlich angebracht worden sind, um Längen zu vermeiden, um die Theilnahme aufzufrischen und zu beflügeln, erblicken muß — alle diese Einzelheiten, die dichterisch von geringerem Werthe sein mögen,

Digitized by Google

aber für den Bühnenerfolg eines Werkes von großer Wichtigkeit sind, ja sogar entscheidend mitwirken können, sind hier in wahrhaft meisterhafter Weise durchgeführt. Das ist es, was auch in diesem Stücke einem Jeden, der für die deutsche Bühne schreibt, am meisten auffallen und was ihm zugleich das betrübsame Geständniß entlocken muß: diese Sauberkeit und diese Fertigkeit sind bei uns gar nicht zu erreichen!

Es ist wohl möglich, daß ein Stück von poetischerem Werthe in Deutschland geschrieben werden kann, ein so bühnensicheres und theaterfestes Stück kann hier nicht geschrieben werden.

Es kann überhaupt nirgends *geschrieben* werden, es kann nicht am Schreibpult entstehen, es kann sich nur auf der Bühne selbst bis zu dieser völligen Fertigkeit entwickeln. Wir besitzen kein auch nur annähernd so fertiges Theaterstück wie „Fedora", und werden auch keines besitzen, so lange die Verhältnisse bei uns bleiben, wie sie sind.

Es würde im höchsten Grade lehrreich sein, wenn man einen Einblick in das Manuscript Sardous thun und die Veränderungen sehen könnte, die in dem Manuscript vorgenommen worden sind von dem Tage an, da er zum erstenmal auf der Probe erschienen ist, bis zum Tage der ersten Aufführung. Man würde staunen, über das, was auf diesem langen Wege abgestoßen und hinzugefügt, gemildert und verstärkt worden, wie in das Ganze Leben und Bewegung gekommen, wie das Schwerfällige beflügelt, das Steife gelenkig gemacht, das Farblose charakteristisch geworden ist. Wäre dasselbe Stück, das nun die Pariser in helle Begeisterung versetzt, so oder ungefähr so, wie es der Dichter in seiner Arbeitsstube geschrieben hat, zur Aufführung gekommen — es wäre vielleicht ausgegähnt oder ausgelacht worden, weil es eben damals noch ganz unfertig war!

Die stärkste Anschaulichkeit reicht nicht aus, um dem Dichter die Bühnenwirkung wahrhaftig zu verbürgen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß sich Dichter und Bühnenkundige, Männer wie Laube und Dingelstedt nach Kenntnißnahme des Manuscriptes oft auf das gröblichste hätten täuschen können, daß sie und alle Anderen, die ein Stück aus dem Buche kannten, Dinge übersehen haben, die am Abend der ersten Aufführung einem jeden beliebigen Gevatter Schneider und Handschuhmacher sofort als unmöglich erschienen sind? Ein Bühnenwerk will mit leiblichen Augen gesehen sein, und die französischen Dichter sind in der glücklichen Lage, daß ihnen diese Möglichkeit geboten wird, bevor noch das Publikum zum Zeugen geladen ist, während die deutschen Bühnenschriftsteller ihr Stück thatsächlich zum erstenmal am Abend der ersten Aufführung sehen. Das ist der gewaltige Unterschied! Die viel günstigeren Bedingungen, unter denen ein französisches Stück entsteht, erklären vollkommen die souveräne Ueberlegenheit, deren sich die Franzosen in der Handhabung aller theatralischen Mittel mit Recht berühmen dürfen.

Wenn einer der bekannten französischen Bühnendichter, wenn Augier,

Digitized by Google

Sardou, Dumas oder ein Anderer dem Theater ein neues Stück bringt, so wird er mit offenen Armen aufgenommen und mit den Ehren eines Fürsten behandelt. Sein Wort ist maßgebend, sein Wunsch Befehl. Ehe noch das Stück in die Hände der Schauspieler gelangt, ist über alles Wesentliche und Unwesentliche nach eingehenden Berathungen das Einvernehmen erzielt, über die Besetzung der Rollen, die Decorationen, die Costüme und Möbel. Sachkundige Männer werden herangezogen, es werden erforderlichen Falls Localstudien gemacht, nicht die geringfügigste Einzelheit bleibt unberücksichtigt. Und erst, nachdem Alles gewissenhaft erledigt ist, beginnen die Proben.

Und was für Proben!

Wochenlang ist das Theater, während am Abend das übliche Repertoirestück gespielt wird, im Laufe des Tages ausschließlich den Proben des einen Stückes zur Verfügung gestellt. Dreißig, vierzig Proben werden abgehalten, und eine jede bringt etwas Gutes, etwas Neues, Förderſames, und was heute unbemerkt vorüberging, stört morgen, wird übermorgen durch etwas Neues ersetzt, das am folgenden Tage vielleicht wieder abgethan wird, bis endlich das Rechte am rechten Flecke steht. Daß aber die Summe von Unwesentlichem auf der Bühne Wesentliches ergiebt, weiß Jedermann, der nur einmal mit der Bühne zu schaffen gehabt hat. Eine glückliche Wendung ist im Stande, das bisher Lebloſe zu beleben; ein kleiner Strich, ja, die Beseitigung eines unüberlegten Wortes kann entscheidend sein für eine ganze Scene. Und wie hilft der Zufall dabei und der Rath der Schauspieler, die da erklären, daß ihnen dies oder jenes „schlecht liegt“, daß sie es lieber anders machen möchten; und wie zeigt sich nun, daß zu diesem oder jenem eine andere Umgebung als diejenige gewählt werden muß, welche dem Dichter vorgeschwebt hatte, — daß dieser Effect, der nach des Verfassers Ansicht gar nicht fehlschlagen konnte, völlig verpufft, und etwas Anderes, das dem Verfasser nebensächlich erschienen war, auf der Bühne plötzlich eine ungeahnte Wichtigkeit erlangt. Das alles kann nun gebührend berücksichtigt werden. Die französischen Dichter haben ja Zeit, und der Regisseur steht nicht mit der Hetzpeitsche hinter ihnen, um ihnen zu sagen, daß am so und so vielten das Stück unbedingt gegeben werden muß!

Es ist auch natürlich, daß dieses stete und ununterbrochene Zusammenarbeiten mit den Schauspielern auf der Bühne dazu beiträgt, die Rollen für die betreffenden Darsteller individueller zu gestalten; wenn die Rolle aber, um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, *einem* Schauspieler „auf den Leib geschrieben“ ist und diesem einen völlig paßt, so paßt sie auch dem andern, weil sie eben lebenswahr ist.

Für Theaterstücke ist der Schreibtisch nichts anderes als die graue Theorie, die Bühne selbst des Lebens goldner Baum; und weil die französischen Dichter des unberechenbaren Vorzugs genießen, ihre Stücke selbst auf der Bühne vollenden zu dürfen, werden sie —, ich meine nicht als Dichter, aber als Theaterschriftsteller — den Deutschen immer überlegen bleiben, so lange

Digitized by Google

dieſe ſich nicht deſſelben Vorzugs zu erfreuen haben werden. Ein franzöſiſcher Bühnenſchriftſteller, dem man zumuthete, ſein Stück unter den Bedingungen, die bei uns die allein maßgebenden ſind, zur Aufführung zu bringen, würde dem Director in's Geſicht lachen, er würde ihn kaum für zurechnungsfähig halten. Der franzöſiſche Bühnenſchriftſteller beanſprucht ſeine dreißig bis vierzig Proben und während der Proben die Alleinherrſchaft auf der Bühne.

Wie aber ſind die Verhältniſſe in Deutſchland? — Ich ſpreche natürlich nicht von den erſten beſten Provinzialbühnen, ich ſpreche von den maßgebenden Kunſtanſtalten, die berufen ſind und berechtigt wären, ſich den vornehmſten Pariſer Theatern an die Seite zu ſtellen; ich ſpreche auf Grund von Erfahrungen, die ich am Burgtheater unter Dingelſtedt — über Wilbrandts leitende Thätigkeit ſteht mir ein Urtheil nicht zu — am Wiener Stadttheater unter Laube und am Berliner Schauſpielhauſe habe machen können. Die Verhältniſſe ſind an dieſen drei Bühnen, die man wohl als ungefähr maßgebend für Deutſchland betrachten darf, nahezu dieſelben. In den beiden von hervorragenden Schriftſtellern geleiteten Wiener Theatern zeigte man wohl den Autoren ein größeres Entgegenkommen und brachte deren bisweilen etwas ungeregeltem Eingreifen eine wärmere Theilnahme entgegen, als dies bei dem ſtarren Ordnungsſinn an der von früheren Schauſpielern, Hein und Deetz, geleiteten Berliner Hofbühne als zuläſſig erſchien; aber auch dort herrſchte im Großen und Ganzen die Auffaſſung, daß ſich die Thätigkeit des anweſenden Verfaſſers auf den Proben darauf zu beſchränken habe, irrige Auffaſſungen im Einzelnen zu verbeſſern, nothwendige Striche vorzunehmen, geringfügige Hinzuſetzungen zu machen, mit einem Worte, jene Arbeit, die man als „Retouche" zu bezeichnen pflegt, zu verrichten, — immer unter der Vorausſetzung, daß dadurch keine zeitraubende Störung eintrete, daß das vorgeſchriebene Penſum in der vorgeſchriebenen Zeit richtig abgehaſpelt werde, und daß ſchließlich die Entſcheidung nur dem Director zuſtehe. Die Möglichkeit einer gründlicheren Umgeſtaltung, die ſich auf den Proben vielleicht als nothwendig herausſtellen könnte, iſt auch dort ausgeſchloſſen. Und wenn der Director etwa einen Strich vornimmt, der dem Verfaſſer unberechtigt oder gar unzuläſſig erſcheint, ſo bleibt deſſen Proteſt gleichwohl kraftlos. Man erinnert ſich eines von den Zeitungen gemeldeten Vorfalls, der ſich zwiſchen dem früheren Director des Burgtheaters und dem jetzigen, zwiſchen Dingelſtedt und Wilbrandt, als dieſer noch in dem einfachen Verhältniß eines Dichters zum Burgtheater ſtand, abgeſpielt hat. Zwiſchen den Beiden kam es bei den Proben zu dem Wilbrandt'ſchen Schauſpiel „Die Tochter des Herrn Fabricius" zu einer heftigen Auseinanderſetzung, da Dingelſtedt eine Stelle geſtrichen hatte, die Wilbrandt für wichtig und nothwendig hielt. Wilbrandt verließ die Probe und wollte das Stück zurückziehen. Schließlich gab er aber doch dem Drängen und der Vermittlung der Schauſpieler nach. Das Schauſpiel, wurde ſo, wie es Dingelſtedt gewollt hatte, aufgeführt, und der Director hatte ſeinen Willen durchgeſetzt.

Digitized by Google

Aber gleichwohl ist die dem Autor eingeräumte Mitwirkung an der Aufführung seiner Stücke in Wien eine viel erheblichere als in Berlin. Es ist ja ganz natürlich, daß die Beziehungen zwischen Schriftsteller und Schriftsteller innigere sind als die zwischen dem Schriftsteller und dem früheren Schauspieler, der, sobald er Director des Schauspielhauses ist, sich als Beamter fühlt und über den Anforderungen an seine künstlerische Thätigkeit auch die des königlichen Dienstes niemals aus den Augen läßt.

Im Allgemeinen ist das Verhältniß in Deutschland so: bei uns fühlt sich der Autor, der in Frankreich Hausherr ist, während der Proben seiner Stücke auf der Bühne als Gast — und nicht immer als ein willkommener Gast, oft als geduldeter, den man hat einladen müssen, weil es eben nicht gut anders geht. Seine Bemerkungen werden fast ohne Ausnahme mit deutlicher Zurückhaltung, oft sogar mit unverhohlenem Mißtrauen aufgenommen. Man bestreitet ihm zwar nicht die Fähigkeit, ein Stück zu schreiben, aber die Fähigkeit, bei dessen Verwirklichung auf der Bühne thatkräftig mitzuwirken, wird ihm nur in sehr beschränktem Maße zuerkannt; und wenn er das Recht hat, für die Bühne zu arbeiten, sein Recht, auf der Bühne zu arbeiten, wird stark angezweifelt und wird ihm in jedem Streitfall sogar einfach abgesprochen. Mit dem Augenblicke, da er das in seiner Arbeitsstube abgeschlossene Stück aus den Händen giebt, begiebt er sich nach den hiesigen Auffassungen des Rechtes der weiteren Einwirkung darauf. Er ist ungefähr in der Lage des Vaters, der sein Kind verheirathet hat; so lange es im Hause war, war er der Vater, von dem Augenblicke an, daß es den Bund mit der Direction eingegangen ist, ist er der Schwiegervater, der nicht immer gern gesehen wird.

Der Regisseur oder Director, oder wie er sonst heißen mag, der das Stück in Scene setzt, hegt gegen den etwas unbequemen Nachbarn, den neben ihm am Regietische sitzenden Autor, ein argwöhnisches Gefühl, daß dieser in seine unveräußerlichen Rechte eingreifen könnte. Wenn der Autor nach den Auffassungen des Regisseurs eine zu umfangreiche Thätigkeit entwickelt, so muß er es sich gefallen lassen, daß er von diesem in die Schranken des herkömmlichen Wohlverhaltens zurückgewiesen wird; und ist der Autor, der sich während dieser Vorbereitungszeit in einer sehr erklärlichen nervösen Ueberreiztheit befindet und es nicht vergessen kann, daß man schließlich doch sein Werk da verarbeitet, nicht so nachsichtig und sanftmüthig, wie der Regisseur es wünscht, kommt es zwischen den Beiden zum Auftritt, so endigt dieser damit, daß der Verfasser das Haus verlassen muß, und der Regisseur in den ungestörten Vollbesitz seiner Befugnisse wieder eintritt. Es spielt keine Rolle, daß der Verfasser an seinem eigenen Werke doch einen ungleich größeren Antheil hat als derjenige, der es zur Aufführung vorbereitet — es ist lediglich eine Frage des Hausrechts und des Hausfriedensbruches.

Der verstorbene Director des königlichen Schauspielhauses, Hein, war gewiß ein in mannigfachen Beziehungen befähigter Mann, und er hatte auch

Digitized by Google

viel gelernt; aber ich glaube mich an dem Todten nicht zu versündigen, wenn ich erkläre, daß er doch in jeder Beziehung recht viel unbedeutender war als Gutzkow. Nun, bei dem letzten Stücke, das von Gutzkow hier aufgeführt worden ist, „Der Gefangene von Metz", ereignete sich zwischen den Beiden ein derartiger, ebenso betrübender wie lehrreicher Zwischenfall, dessen sich Hein noch in späteren Jahren mit besonderem Wohlgefallen rühmte, und der mir im vollen Umfange von Gutzkow selbst bestätigt worden ist. Gutzkow, der nebenbei bemerkt auch selbst als praktischer Dramaturg durch lange Jahre thätig gewesen ist, war bei den Proben seines Schauspiels zugegen. Der berühmte Dichter machte, wie dies doch sein unzweifelhaftes Recht war, hier und da Ausstellungen, ertheilte, wenn auch unerbetene Rathschläge und bemühte sich mit einem Worte, daß sein Schauspiel in einer Weise zur Aufführung käme, die seinen Absichten am meisten entsprechen würde. Hein wurde durch dieses beständige „Dareinreden", wie er es nannte, aufgeregt; er befürchtete, daß seine Autorität erschüttert würde, wenn die Schauspieler sähen, wie noch ein Anderer als er ein Wort mitzusprechen hätte; er verwies Gutzkow sogar in ziemlich barscher Weise zur Ruhe, und als dieser sich die Zurechtweisung nicht gefallen lassen wollte, entspann sich ein Streit, der damit endete, daß Hein Gutzkow mit dürren Worten aufforderte, die Bühne zu verlassen. Man überdenke die Situation: Hein, der Gutzkow bei der Einstudirung eines Gutzkow'schen Werkes zum Tempel hinauswirft! Man übertrage sie nach Frankreich und frage sich, ob der Fall möglich wäre, daß Sardou bei der Einstudirung eines seiner Stücke an die Luft gesetzt würde von — ja, von wem? Wie heißt der französische Hein? Keiner von uns kennt seinen Namen. Und das ist geschehen und ist von den öffentlichen Blättern vermerkt worden, ohne daß sogar das betheiligte Theaterpublikum ein besonderes Interesse an den Tag gelegt hätte, oder daß dem Director Hein daraus irgend welche Unannehmlichkeit erwachsen wäre. In Frankreich wäre ein derartiger Vorfall nichts anderes gewesen als die große Tagesfrage für den „Figaro", als der „scandale d'hier".

Aber ganz abgesehen von der gründlichen Verschiedenheit in den Verhältnissen des französischen und des deutschen Autors zu den Schauspielern und der Regie werden die deutschen Autoren und deren Werke vor allem durch die völlig ungenügende Vorbereitung geschädigt. Von den Provinzialbühnen spreche ich nicht, denn da sind die Verhältnisse geradezu fürchterliche, ich spreche immer noch von den begünstigten ersten Theatern, wo es den fleißigen Schauspielern vergönnt ist, wenigstens Herren des Wortes zu sein, „fertig zur Probe zu kommen," wie sie es nennen.

Für ein deutsches Schauspiel, das keine größeren scenischen Schwierigkeiten darbietet als etwa die Schauspiele von Augier, Sardou, Dumas, werden bei uns in der Regel fünf Proben anberaumt; nur in Ausnahmefällen wird noch eine oder werden gar noch zwei Proben hinzugefügt.

Gewöhnlich ist der Verlauf der — nehmen wir an, daß es sich um

Digitized by Google

ein Schauspiel in vier Acten handelt —: am ersten Tage werden die beiden ersten Acte sorgfältig durchprobirt, die Auf- und Abgänge werden festgestellt, die Stellungen geordnet, wichtige Scenen werden wiederholt, bisweilen sogar ein ganzer Act, und dann ist die Zeit soweit vorgerückt, daß die Probe geschlossen werden muß. Am zweiten Tage wird mit der anderen Hälfte des Stückes ebenso verfahren. Am dritten Tage wird das Stück zum erstenmal durchgespielt. Der Regisseur richtet an diesem Tage an den Verfasser gewöhnlich die höfliche Bitte, nicht zu unterbrechen, damit man sich eine Vorstellung von dem Ganzen machen könne. Gleichwohl sind die Unterbrechungen noch ziemlich zahlreich, da die Schauspieler noch nicht sicher sein können und die schwierigeren figurenreichen Scenen noch durchaus nicht klappen wollen. Mit demjenigen Acte, welcher diese schwierigeren Scenen enthält, wird am vierten Tage gewöhnlich begonnen, weil da die Schauspieler noch am frischesten sind, also sagen wir mit dem dritten Acte. Darauf folgt dann der erste, dann der zweite, und wenn alles gut geht, auch noch der letzte. An diesem Tage sind Unterbrechungen in der That schon mißlicher und von irgend welchen erheblichen Veränderungen kann nicht mehr die Rede sein, da die Schauspieler nur dann ihr Bestes geben können, wenn ihnen der mechanische Wortlaut gar keine Schwierigkeiten mehr bereitet, eine jede Veränderung aber, selbst die geringfügigste, ein kleiner Strich, ein umgestellter Satz die Darsteller befangen macht, ängstigt und verstimmt. Mit trüben Gedanken verläßt der Autor die Probe am vierten Tage. Er sieht, wie es noch an allen Ecken und Enden hapert, wie noch Lücken klaffen, die ausgefüllt werden müßten, und Längen schleppen, die auszumerzen wären; aber er kann nichts mehr thun, und der Director, der die so beliebte Routine besitzt, tröstet ihn und sagt: „Es wird schon Alles gut werden; morgen bei der Generalprobe werden Sie Ihre Freude haben." Und dann kommt die Generalprobe, bei der gar nicht mehr unterbrochen werden darf, und dann kommt die Aufführung! Jetzt, da das Stück eben aus dem Rohsten herausgearbeitet worden ist, da die eigentliche Arbeit erst beginnen sollte, — jetzt ist sie schon gethan. Der französische Autor hat nun noch fünfundzwanzig bis dreißig Proben! Es wäre doch unbegreiflich, wenn ihm während dieser fünfundzwanzig Tage reizvoller, anregender Arbeit in Gemeinsamkeit mit intelligenten und willigen Künstlern nichts mehr einfallen sollte, wenn diese lange, gewissenhafte Arbeit dem Werke nicht in jeder Beziehung förderſam wäre. In dem Augenblicke aber, da der französische Bühnendichter die eigentliche feine Auskarbeitung anfängt, hat der Deutsche die seinige bereits abschließen müssen!

Ist es bei solchen Verhältnissen zuviel gesagt, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß wir in Deutschland unter Umständen zwar gute dramatische Dichtungen, aber nach Lage der Dinge kein einziges fertiges Theaterstück besitzen können?

Die deutschen Bühnenschriftsteller, die von der Unzulänglichkeit der

Digitized by Google

vorbereitenden Arbeiten tief durchdrungen sind, suchen dem Schaden, unter dem Alle zu leiden haben: die Directoren, das Publicum und sie selbst, soweit es eben thunlich ist, abzuhelfen. Die sogenannten „Probirbühnen" sind so ein dürftiges Surrogat für den Ausfall der nothwendigen Proben. Der Autor, der sich eigens nach einer kleinen Residenz oder größeren Provinzialstadt begiebt, um dort sein Stück einzustudiren, darf von vornherein einer freundlichen Aufnahme gewiß sein; und wenn es gestattet ist, hier eine persönliche Bemerkung einzustreuen, so möchte ich erwähnen, daß ich da die angenehmsten Erfahrungen gemacht habe: dreimal in Weimar unter Baron Loën und Otto Devrient, in Dessau unter v. Normann und Schönfeldt, in Hamburg unter Pollini und Barnay, habe ich am dritten Tage den Gang der Probe unterbrochen, wesentliche Veränderungen, die ich als nothwendig erkannt hatte, vornehmen und auch nach der Aufführung noch Erhebliches umgestalten können, so daß ich den wichtigen Hofbühnen ein, ich bin weit entfernt zu sagen: theaterfertiges, aber doch nicht ganz und gar unfertiges Stück einreichen durfte. Es erscheint mir demnach auch nicht billig, wenn in den hauptstädtischen Blättern, wie dies neuerdings sehr oft geschehen ist, laute Beschwerde darüber erhoben wird, daß die deutschen Bühnendichter mit ihren Stücken erst über alle andern deutschen Bühnen ziehen, bevor sie es dem Urtheil der Hauptstadt unterbreiten. Es erscheint mir als völliges Verkennen der wahren Verhältnisse, wenn man darin den mangelnden Respect an der Competenz des hauptstädtischen Publicums erblickt. Es ist im Gegentheil nur ein Beweis der schuldigen Achtung und ein Zeugniß für das begreifliche Verlangen des Schriftstellers, seinen wichtigsten Richtern, die schließlich die maßgebende Stimme haben, eine möglichst gesäuberte und abgeschlossene Arbeit zu bieten.

Brauche ich noch besonders hervorzuheben, daß diesen Zeilen eine jede reformatorische Tendenz fernliegt? Nichts wäre undankbarer als den unfruchtbaren Entwürfen zur Hebung des deutschen Theaters noch einen neuen hinzuzufügen und eine Reform zu predigen, die sich, wie die Dinge bei uns liegen, gar nicht durchführen ließe. Unser Theaterpublicum ist im Verhältniß zu Paris ein geringes, oder vielmehr: bei uns zersplittert sich die Schaulust in viel größerem Maße. Unsere Bühnen müssen, wenn sie sich lebensfähig erhalten wollen, daher ungleich mehr Neues bieten als die Pariser, und die Mannigfaltigkeit und der beständige Wechsel des Repertoires schließt bei uns schon die Möglichkeit aus, auf die Einstudirung der einzelnen Stücke dieselbe Sorgfalt zu verwenden, die in Paris darauf verwandt werden kann. Aber diese Zeilen bezwecken allerdings, den Leitern unsrer Bühnen die ihnen freilich nicht ganz unbekannte Wahrheit in's Gedächtniß zurückzurufen, daß gar nicht oft und gar nicht gründlich genug probirt werden kann, die deutschen Zuhörer aber milder zu stimmen und es ihnen erklärlicher zu machen, wenn das theatralische Können ihrer dramatischen Schriftsteller Stückwerk ist und bleibt.

Digitized by Google

Illuſtrirte Bibliographie.

Amor und Pſyche. Epiſches Gedicht von R. Hamerling. Mit Illuſtrationen von Paul Thumann. Leipzig, A. Titze.

Schon in einem früheren Hefte haben wir auf dieſes Prachtwerk hingewieſen, deſſen Inhalt ja auch im Uebrigen den Leſern dieſer Blätter nicht ganz fremd iſt. Haben doch dieſe erſt vor einigen Monaten ein Bruchſtück aus der Hamerling'ſchen Dichtung veröffentlicht.

Den Inhalt derſelben könnten wir ohnehin als bekannt vorausſetzen. Hamerling hat ſich faſt ganz treu an das Märchen des Apulejus gehalten. Und er hat weiſe daran gethan. Denn trotz aller Entſtellungen, die der urſprünglich wohl volksthümliche Stoff in der gelehrten Bearbeitung der Alten zu erdulden gehabt hat, ſind auch dort die lieblichen Grundzüge ſo vollkommen und rein erhalten, daß Erfindung kaum daran verbeſſern kann.

Das Märchen von Amor und Pſyche iſt eines der ſprechendſten Beiſpiele von der unverſieglichen Lebenskraft der echt dichteriſchen Vorwürfe. Den Wandel der Zeiten, die Verpflanzung von Volk zu Volk, den Umſturz aller Culturen, aus denen es entſtanden, und der Religionen, denen es ſich angeſchmiegt — Alles das hat es überdauert, und noch heute braucht der Dichter blos darauf zu hauchen, und alle verrotteten Zuthaten ſchwinden und das rein Menſchliche tritt in unverwelkter Friſche prangend hervor.

Digitized by Google

Robert Hamerling ist ein wirklicher Dichter: das braucht der Welt nicht erst gesagt zu werden. Er hat lärmende Erfolge gehabt, anerkennenden Widerspruch erfahren, und nachdem das Alles verrauscht, ist uns seine Gestalt bekannt und lieb geblieben, und die echten Züge derselben sind uns immer deutlicher entgegengetreten. Er besitzt eine scharfe Eigenthümlichkeit, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägt; er weiß das auch sehr wohl und sucht meist gerade seine Besonderheiten hervortreten zu lassen. In dieser Dichtung indeß hat er eine Ausnahme gemacht und hat sich dem Stoffe völlig unbefangen hingegeben. So erreicht er ziemlich nahe den einfachen Ton,

(Aus Hamerlings „Amor und Psyche", Leipzig, A. Titze.)

der sich für den Gegenstand schickt, und die Schönheiten stellen sich ihm doch ein, auch ohne daß er sie sucht. Ueber dem Ganzen liegt wirklich ein Glanz antiker Einfachheit, der nur selten durch Modernes unterbrochen wird. Hamerling ist nicht zum ersten Male in die antike Welt eingetreten. Seine Aspasia, wenn sie auch als Roman von nur mäßigem Interesse ist, schätzen wir Alle wegen des feinen Verständnisses und der wohlthuenden Begeisterung, womit das Alterthum geschildert wird. Hier befindet sich Hamerling auf demselben Boden und zeigt auf ihm dieselben edlen Eigenschaften. Das wirkliche Leben behandelt er hier allerdings mit einer gewissen Scheu, die der Stoff wohl gebietet. Der paphische Dienst, an dessen Gebräuche das Märchen anknüpft, ist mit orientalischen Gebräuchen so zersetzt, daß man zu ihm freilich keine Neigung fassen kann. Aber dadurch erhält dieser Eingang des Gedichts, da Hamerling wohl begriffen, er dürfe auch nicht gegen jene Gebräuche eifern, etwas Trockenes, Kaltes, es klingt wie eine akademische Rede: der Mann geht um den Kern der Sache

herum und glaubt uns mit Redeblumen für seinen Mangel an Aufrichtigkeit entschädigen zu können. — Das soll nicht hart klingen. Der Punkt ist sehr zart und jedes Wort legt ihn in eine starre, nie ganz passende Form. Hamerling ist sicherlich durchaus ehrlich zu Werke gegangen, und was sich dem Stoffe abgewinnen ließ, das hat er auch gewonnen: wenn man sich nicht befriedigt fühlt, so muß man sich eben über den Stoff beklagen, den der Dichter begreiflicher Weise auch nicht umändern mochte, und nicht über diesen. So wie Psyche von der Windsbraut ergriffen und fortgeführt wird mitten in die Märchenwelt hinein, geräth auch der Erzähler sofort

(Aus Hamerlings „Amor und Psyche", Leipzig, A. Titze.)

in das frischeste Fahrwasser. Dieses seltsame Gemisch von hellenischer Empfindung und orientalischen Zuthaten, die das Märchen auf dem üppigen Boden Kleinasiens, dem Orte seiner endgültigen Fassung angenommen, sagt Hamerlings Wesen außerordentlich zu. Die Schilderungen von dem Zauberorte und dem verschleierten Liebestraum sind von großer Schönheit und von keuschestem Reize. Diese natürliche, ungekünstelte Zartheit der Behandlung ist der höchsten Anerkennung werth. Hamerling hat hier den sichersten Geschmack bewiesen, indem er es vermied, irgendwie die Sinnlichkeit in seine Dichtung hineinspielen zu lassen. Der ganze Charakter des Stoffes verbot das auf das Entschiedenste, und das Körperlose der Handelnden giebt der Handlung erst den eigentlichen Zauber, der das Märchen glaubhaft macht.

Wir können den Dichter nicht durch alle Theile seines Werkes begleiten. Es genüge zu sagen, daß sie alle gleich werthvoll sind, ja daß bei der Schilderung der schwester-

Digitized by Google

lichen Ränke, des hereinbrechenden Unglücks, der Irrfahrten und der endlichen Erlösung Psyches die Schönheiten sich eigentlich steigern. Der wohllautende Vers, die schwungvolle Sprache und die poetische Kraft — alles Eigenschaften, die bei Hamerling nicht erst betont zu werden brauchen, geleiten den Leser rasch bis zum Ende. Nur zwei Bemerkungen seien hier noch gemacht. Die eine trifft das Spielen mit dem Namen Psyche. Hamerling ist sonst Allem, was nach Allegorie schmeckt, sorglich aus dem Wege gegangen. Aber oft genug braucht er die Anrede „Mein Seelchen". Und wenn man nicht jedesmal darauf achtet, so erinnert man sich doch bisweilen, daß das

(Aus Hamerlings „Amor und Psyche". Leipzig, A. Titze.)

die Uebersetzung von Psyche ist, und obwohl man es Hamerling gewiß nicht zutraut, daß er seine Leser mit Tiefdeutigkeit und Geheimnißkrämerei behelligen will, so wird man doch zerstreut, wäre es nur durch eine flüchtige Erinnerung an allen den mystagogischen Unsinn, zu dem dieses Märchen hat herhalten müssen. Aber das ist eine Kleinigkeit. Die andere Ausstellung ist dagegen ernsthafter. Es ist entschieden störend, wenn Hamerling in seinen leichtgeschürzten Olymp auf einmal die ernsthafte deutsche „Minne" einführt. Hat er das Märchen dadurch zu vertiefen geglaubt? oder ist es nur ein unglücklich gewähltes Wort? Sicher ist, daß es gar nicht hierher paßt, und daß es kaum besser wirkt, als der Schluß eines platten Stammbuchreimes.

An dem vorliegenden Buche hat ein zweiter Künstler mitgewirkt, der allmählich zu einem der Lieblinge des deutschen Volkes zu werden scheint. Man kann die Straßen unsrer Städte nicht mehr durchwandeln, ohne fast auf Schritt und Tritt einem Werke Thumanns zu begegnen. An dieser Ecke sieht uns, in Oel gemalt, einer seiner schönen Frauenköpfe entgegen, in der nächsten Auslage treffen wir gleich eine ganze Reihe von Lichtdrucken seiner Zeichnungen zu Chamissos Gedichten, in einem dritten Laden einige große Photographieen — kurz, überall wird man an ihn erinnert, und

Digitized by Google

er ist einem so gegenwärtig, daß man auf große Entfernung schon, wenn man nur die edlen Umrisse eines Kopfes und Nackens dargestellt sieht, „Thumann!“ sagt und sicher ist, sich nicht geirrt zu haben. Beneidenswerther Künstler, dessen Werke uns überall auf der Gasse entgegentreten und von Jedermann freundlich begrüßt werden. Und das mit Recht. Denn seine Kunst ist nicht die gefällige Dirne, die sich ein Allerweltsgesicht zurechtgeschminkt hat, sondern ein frisches Mädchen von ungekünstelter Anmuth, hinter dessen Lächeln keine Berechnung lauert. Wenn irgend Jemand, so war Thumann berufen, gerade dieses Buch auszuschmücken. Für die liebliche Psyche und den holden Eros hätte kein Anderer die zarte Linie gefunden. Auch wer diese Blätter noch nicht gesehen hat, wird von vornherein keinen Zweifel daran hegen; und die Proben, die diese Zeilen begleiten, sollen diesen Satz nicht erst bestätigen. Thumanns

(Aus Hamerlings „Amor und Psyche“. Leipzig. A. Titze.)

Ausdrucksvermögen ist vielleicht gar nicht sehr umfangreich, aber innerhalb seiner Grenzen ist es beinahe vollkommen. So wollen wir nicht daran mäkeln, daß sein Olymp eine ziemlich wunderbare Versammlung ist, die eigentlich den Offenbach herausfordert, daß seine Aphrodite der Hoheit entbehrt — vielleicht ist es ihm eben nicht gegeben, Derartiges darzustellen. Aber abgesehen von diesen zwei Blättern hat man eine rechte Herzensfreude, völlig ungetrübt, an diesem Werke. Auch Thumanns Humor (wir rechnen dahin das Blatt mit dem Satyr) ist durchaus glücklich. Und im Ganzen erhält man aus diesen Zeichnungen den stärksten Eindruck von dem Können des Meisters. Neben der reinen Linienführung drängt sich die Sicherheit und Kraft und Vielseitigkeit, womit er die Bewegungen ausdrückt, der Bewunderung auf. Wir haben Thumann schon so manchen genußreichen Augenblick zu danken gehabt, aber noch nie die aufrichtige Freude über seine Leistungen und die Achtung vor seiner Fertigkeit so stark empfunden wie vor diesem Werke.

Anerkennung scheint dem Buche nicht zu fehlen, denn in diesen Tagen erscheint bereits die dritte Auflage. Die Ausstattung des Ganzen ist übrigens der beiden Namen, welche das Titelblatt zieren, würdig. Wir können es uns ersparen, von dem Einbande, dem Papier, dem Drucke zu reden. Das Alles entspricht ziemlich genau der Ausstattung von Frauen-Liebe und Leben und von all' den gleichartigen Prachtwerken, die in Titzes Verlage erschienen sind, und die wir seiner Zeit nach Verdienst gerühmt haben. Es ist reich, gediegen und geschmackvoll. Nur ein Wort sei der Illustration gewidmet. Sie ist in den Bruckmann'schen Werkstätten ausgeführt worden und beansprucht das höchste Lob. Zur Rechtfertigung desselben, so weit es die Holz-

Digitized by Google

schnitte betrifft, können wir auf unsere Proben verweisen. Aber wenn wir von den Lichtdrucken, die wir ja hier nicht wiedergeben können, sagen, daß darin wieder einmal das Höchste geleistet ist, nicht nur bezüglich der Treue, sondern auch der Schönheit an sich, so wird uns das Jeder wohl glauben, der die Leistungen jener berühmten Werkstätten kennt. ck.

Rafaella. Novelle von G. zu Putlitz. Stuttgart, Richter und Kappler.

Die liebenswürdige Erzählung von Putlitz hat sich rasch die Herzen erobert. Er

(Aus Putlitz „Rafaella", Stuttgart, Richter & Kappler.)

that mit ihr einen Schritt aus seiner eigentlichen Gewohnheit heraus. Denn gewöhnlich führt er uns auf heimischen Boden; und dahin folgen wir ihm auch am liebsten, denn hier fühlt er sich am sichersten, und hier weilen wir gern. Aber gerade eine Ausnahme zu machen, lohnt sich häufig auf das Beste. Das hat er erfahren, als er diese seine italienische Novelle schrieb. Ihre Gattung gehört zwar im Grunde zu den überwundenen, und wir verzeihen es fast nur noch dem Meister Heyse, uns von der lieben Heimath weg in das Welsche zu versetzen. Aber Putlitz hat das Glück gehabt, nicht mit dem platten Novellisten, die ihre Begeisterung erst unter blauerem Himmel suchen müssen, zusammengeworfen zu werden. Seine Novelle ist auch etwas Besseres, als diese Abkochungen der Unfähigkeit. Für sie ist Italien wirklich der natürliche Boden, und sie ist dabei anziehend genug, das Lesen zu lohnen. Im Uebrigen kämen

Digitized by Google

wir wohl zu spät, wenn wir heute von einem Buche, das Jedermann kennt, ausführlich reden wollten. Es ist eine anmuthige, fesselnde, wahre Erzählung, mit großer Kunst dargestellt — das wissen wir ja Alle, und Niemand wird es bestreiten. Wir haben heute das Buch nur genannt, um zu erwähnen, daß es in einer illustrirten Ausgabe erschienen ist. Von den Bildern geben wir eine Probe. Sie sind durchaus geeignet, den Reiz des Werkes zu erhöhen, und wenn sie ihm nicht neue Freunde zuführen (was wohl nicht erst nöthig ist), so werden sie den alten eine Freude bereiten. ck.

Alexei. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel.

Dieser Alexei ist Zaar Peters unglücklicher Sohn, dessen dunkles Schicksal schon so Mancher mit seiner Dichtung aufzuhellen versucht hat. Was Kruse zu diesem Stoffe verlockt hat, ist indessen wohl schwerlich die Anekdote, die doch immer eine dürftige Unterlage für ein Schauspiel bleibt. Er hat wohl gleich von vornherein den scharfen Gegensatz des Wesens zwischen Vater und Sohn aufgefaßt und daraus die Dichtung entwickelt. Nach seiner Art — und sie ist wohl die gute — ist er dem geschichtlichen Hergange möglichst genau gefolgt; er hat ihn nur dichterisch lebendig gemacht, indem er ihn aus den Charakteren entwickelt. Und auch diese sind im Großen geschichtlich. Aber man muß sehen, wie er sie beleuchtet! Peter rastlos und rücksichtslos, das eingefleischte Zielbewußtsein, Mentschikoff, den gemein verwegenen Sklaven, ein Abbild der allmächtigen Freigelassenen aus der Cäsarenzeit, Alexei kränkelnd, ruhebedürftig, voll schlummernder Poesie, und die selbstlose Affrosinja, die ihn zum Mann zu ergänzen trachtet. In dieser Schärfe der Charakteristik ist Kruse unerreicht. Sie zeigt sich auch in den Nebenfiguren, in dem feingesonderten Höflingspaare Tolstoi und Rumänzow, in Katharinen, und vor Allem in Charlotte von Braunschweig, Alexeis Gattin. Das ist auch eine Gestalt, die Schwätzer und Dichter genug in Athem gehalten hat; aber ihrer Keiner hat sie so wahr, so liebenswürdig gesehen wie Kruse, der frei von aller Empfindelei sie menschlich fehlen sieht. Ihre wenigen Auftritte sind Muster realistischer Kraft und Schönheit. Vor Allem der Abschied der Sterbenden von Peter, eine wahre Perle der Charakteristik. Man fühlte sich versucht, die ganze Scene hierherzusetzen; allein das verbietet sich eben. Die rührenden Bitten Charlottens und Peters Tröstungen: das ist Alles so einfach und wahr und darum so schön. Machen wir uns doch klar, wie viel der Dichter verwerfen mußte, um zu dieser Einfachheit durchzudringen. Seine Kunst ist eine gewisse Selbstentäußerung, ein Verzichten auf das Blendende zu Gunsten des Echten. Den Gang der Handlung darzulegen, ist nicht der Ort. Wer ihn genau betrachtet, wird sich überzeugen, daß die Straffheit, die man anfänglich daran vermißt, nur anscheinend fehlt. Auf der Bühne müßte dieses Stück, das zugleich ein mächtiges Geschichts- und Volksbild ist, von großer Wirkung sein. Die Schwierigkeiten: der häufige Wechsel des Schauplatzes und die große Zahl der Handelnden, sind doch nur scheinbare. Doch bei der Zurücksetzung, womit unsere Bühnen Kruse behandeln, ist kaum Aussicht, das Stück so bald zu sehen. Man lese es aufmerksam und unbefangen, und man wird finden, daß er mit einer Menschenstimme redet, die schöner ist als das tönende Erz, das einem so manchmal von der Bühne entgegendonnert.

Auf Reisen. Briefe eines Dilettanten. 373 S. Wien, 1882. Carl Konegen.

Es ist schade, daß der Verfasser der hier anzuzeigenden, geistreich und lebhaft geschriebenen Reisebriefe sich nicht genannt hat. Gar mancher Reisebeschreiber, namentlich gar mancher aus Italien heimkehrender Reisebeschreiber, hat seinen Namen ungescheut vor ein Buch gesetzt, das viel schlechter war, als das vorliegende, oder, um mich höflicher auszudrücken, nicht entfernt die Vorzüge dieses letzteren erreichte. Es ist immerhin ein Kunststück, die bald nicht mehr übersehbare Geschichts-, Kunst- und Touristenliteratur des von Reisenden jeder Sorte überschwemmten Italiens noch um

Digitized by Google

ein weiteres interessant geschriebenes Buch zu vermehren. Aber unser „Dilettant" — M. v. W. unterzeichnet er seine Widmung an einen Freund und scheint seines Zeichens Maler oder dergleichen zu sein — schildert lebhaft, plaudert geistreich, beschreibt gut und ist — die Hauptsache — ein Mann von jener gründlichen, positiven Bildung, ohne die überhaupt Niemand einen Reisepaß gerade nach Italien erhalten sollte. Im Anfang des Buches nehmen die Schilderungen und Anpreisungen gewisser Gemälde, die dem Verfasser das Herz besonders mit Freude und Entzücken füllen, einen wohl etwas zu großen Raum ein. Aber das gleicht sich später aus und wir folgen mit Vergnügen der weiteren Fahrt des „Dilettanten" nach Rom, Neapel, Sicilien, an die Riviera und nach Spanien. Wer diese Länder schon gesehen, wird sich die Erinnerung daran gern durch diese „Reisebriefe" wieder auffrischen lassen. Bei Rom hätte hervorgehoben werden können, daß Goethe vom römischen Carneval im Grunde nichts weniger als entzückt war, worüber man die einschlägigen Stellen seiner italienischen Reise selbst nachschlagen möge, und in der Spanien behandelnden Abtheilung hätten die vielen Fremdwörter — z. B. Retablo, Azulejos, Agraz u. s. w. — vermieden oder durch beigefügte deutsche Wörter erklärt werden können. Sie klingen zwar sehr vornehm und schmuckreich, aber gar mancher Leser — und in letzter Linie wenden sich die „Reisebriefe" hier doch an das größere Publikum — weiß Nichts damit anzufangen. —r.

Joseph Kohler, aus dem Lande der Kunst. 86 S. 8. Würzburg. 1882. Stahel. 1 Mk. 60 Pf.

Unser geschätzter Mitarbeiter Felix Dahn (man vergl. „Nord und Süd", Heft 67 S. 143) wird sich freuen: der Autor dieser kleinen, aber gehaltreichen Schrift aus dem Lande der Kunst ist ein Jurist, ist ein bayerischer Jurist, ist ein Würzburger Jurist, ein Mann, der sogar tief rechtsgelahrte Bücher schreibt — zu schreiben scheint, wollen wir beifügen, denn wir schließen dies nur aus einem Passus der Einleitung — und doch noch Zeit und Lust behält, ein dithyrambisches Buch „aus dem Lande der Kunst" in die Welt zu schicken. Denn ein wirklich dithyrambischer und darum auch oft etwas überschwänglicher Zug geht durch die vorliegende Schrift, die vom Lande der Kunst zwar nur ein sehr kleines Partikelchen behandelt, dafür aber das Geschaute in Kunst und Natur in großen Zügen, begeisterten Worten schildert und wiederzugeben sucht, Alles sprunghaft und fast aphoristisch, aber durchzogen von geistvollen, originellen, manchmal barocken Einfällen über Welt, Leben, Tod, Liebe, Musik — kurz, was an bedeutendem der Betrachtung würdigem Stoff dem Autor nur in die Hände fällt. Zahlreiche Citate bezeugen eine fleißige, mit Geist und Geschmack gewählte Lectüre — die poetischen Dreingaben hätten wir im Interesse des sonst so tüchtigen Büchleins, des Autors, des Lesers lieber unterdrückt gesehen. Es versteht und kann eben doch nicht Jeder Alles, und ist denn der Lockung, auch noch als „Dichter" zu glänzen, gar so schwer zu widerstehen? —r.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernhard Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, K. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Oncken, W. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Lexikon-Format. 51.—57. Abtheilung. Berlin, 1882, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. Subscriptionspreis per Abtheilung Mk. 3.

Das rüstige Fortschreiten dieses nationalen Geschichtswerkes muß mit lebhafter Genugthuung begrüßt werden: es ist ein Werk groß und edel in der Anlage und seinem inneren Werthe entsprechend äußerlich gestaltet. Jede neue Abtheilung liefert dafür einen erneuten Beweis, mag auch gegen die Vertheilung des Stoffes oder die

Digitized by Google

Auswahl der Illustrationen hier und dort diese oder jene Ausstellung zu machen sein. Die Abtheilungen 51 und 52 setzen Martin Philippsons „Geschichte von Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV." fort. Diese Theile zeichnen sich durch einen besonders reichen und interessanten Illustrationsschmuck aus. Wilhelm Onckens „Zeitalter Friedrichs des Großen" ist mit der 53. Abtheilung bis zum 22. Bogen des 2. Bandes gediehen. In der 54. Abtheilung beginnt Prof. G. F. Herzberg seine „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts". In der 55. Abtheilung wird Ludwig Geiger's „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland" bis zum 27. Druckbogen weitergeführt; „die bedeutsamsten Erscheinungen in der Geschichte des Humanismus treten in lebensvoller Gestaltung vor uns hin. Die 56. Abtheilung setzt Sophus Ruge's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen fort, ein Werk, dem man kein besseres Lob spenden kann, als das, es vermöge neben dem gleichnamigen classischen Werke Oscar Peschels voll zu bestehen. Adam Wolf, einer der bewährtesten Kenner der österreichischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, beginnt in der 57. Abtheilung mit der Geschichte Oesterreichs unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. (1740—1792). Die zahlreichen Portraits des Bandes verleihen ihm, neben dem rein historischen, auch ein besonderes Interesse.

H. M. Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit. 8. VII u. 199 S. Wien, 1882, L. Rosner.

Diese neueste Arbeit des wohlaccreditirten Forschers in literarhistorischen Dingen bringt Nachrichten über die Wirkung und Verbreitung der Werke Klopstocks und Goethes in Oesterreich. Sie wird deßhalb in Deutschland Allen willkommen sein, welche gern von den persönlichen Beziehungen, wie auch von dem Einflusse der beiden Dichter auf Bildung und Gesittung eines Volksstammes lesen, der ein Jahrtausend lang ein wichtiges Glied der deutschen Nation in ihrer politischen Vereinigung gewesen und seinen geistigen Zusammenhang mit Deutschland auch jetzt noch aufrecht erhält. Deutsch-Oesterreich nimmt an dem deutschen Culturleben durch eigene Production, wie nicht minder durch das geschichtliche Bewußtsein regen Antheil. Das letztere wird durch Arbeiten von der Art der in dem Buche Richters enthaltenen, wachgerufen, und so darf dieses Buch warmer Theilnahme bei uns und besonders in Deutsch-Oesterreich sich versichert halten, wo mehr als jemals von Deutschthum und Verehrung für Kaiser Joseph — gesprochen wird. Diese Abhandlungen geben, ohne irgend welche politische Tendenz an der Stirne zu tragen, dem Deutschthum ein historisches Fundament, sie knüpfen an die jetzt so lebendige Josephinische Tradition an, und so dürfen sie wohl auf freundliches Interesse rechnen. Speciell die Freunde der Geschichte der Stadt Wien finden darin eine Schilderung des geistigen Lebens der Stadt, die damals einen regen Antheil nahm an allen Erscheinungen der deutschen literarischen Production und in ihrem Denken und Empfinden sich als eine deutsche Stadt darstellt. „Klopstocks Wiener Beziehungen" und „Der junge Werther in Wien und Wien in der Werther-Epoche" sind die Titel der beiden in dem sorgfältig ausgestatteten Bande enthaltenen Studien. —r.

Faust. Ein Fragment von Goethe. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.

Die Originalausgaben des Faust-Fragments — es ist deren eine überraschend lange Reihe erschienen — sind schon recht selten geworden, und so kommt dieser Neudruck sehr gelegen. Denn gerade mit dem Verhältniß des Fragments zu der späteren Ausführung beschäftigt sich die Goetheforschung gegenwärtig angelegentlicher als je, um die interessantesten Schlüsse daraus zu ziehen. Die Arbeiten Scherers und Schröers zwingen jeden ihrer Leser, sich mit diesem Verhältniß eingehend bekannt zu machen.

Digitized by Google

Wer nicht so glücklich war, eine der alten Ausgaben zu besitzen, war darauf angewiesen, sich den Bestand des Fragments aus derjenigen letzter Hand zusammenzusuchen — eine Arbeit, die mühselig genug war, wenn man sich wirklich Alles recht anschaulich machen wollte. Diesem Uebelstande ist durch die vorliegende Ausgabe auf das Wirksamste abgeholfen. Ja, wir befinden uns in der Lage, gegenwärtig zwischen zwei Neudrucken des Fragments die Wahl zu haben, denn auch Holland hat einen solchen unter dem Titel: Goethes Faust, ein Fragment in der ursprünglichen Gestalt, neu herausgegeben (Freiburg i. B. u. Tübingen, J. C. B. Mohr). Beide Neudrucke unterscheiden sich nur unwesentlich von einander. Man möchte es eigentlich bedauern, daß nothwendig eine der andern Abbruch thun muß. Sollte es nicht möglich gewesen sein, sich darüber zu verständigen? — Die Einleitung Seufferts weist unter Anderm aus Wielands Gedichten an Psyche nach, welche Theile des Faust 1775 schon ausgeführt gewesen sein müssen; ein anderer Theil der Einleitung vergleicht Wielands „Wahl des Herkules“ mit dem Faust. Seuffert schließt hier auf eine starke Beeinflussung Goethes durch Wieland, und in der That sprechen viele der Anklänge, die er gefunden, beinahe zwingend für seine Behauptung. Daß jene Beeinflussung stattgefunden, ist demnach wohl nicht zu verkennen; wie weit sie sich erstreckt, und ob Seuffert bisweilen nicht doch über das Ziel hinausschießt, ist eine Frage, die sich schwerlich allgemein, sondern nur für Jeden nach eigenem Ermessen wird entscheiden lassen. Stimmt man Seuffert bei, so erhält man allerdings werthvolle Gründe für die Datirung einzelner Bruchstücke. Anziehend sind solche Untersuchungen immer. Als eine Curiosität sei hier angeführt, daß der Seufzer:

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!

sich über Wieland bis auf Xenophon hinauf verfolgen läßt: Wieland wenigstens zieht einmal den betreffenden Ausdruck an. Für ein dichterisches Bild ein recht ehrwürdiges Alter!

Die Venus von Milo. Ein neuer Versuch der Ergänzung, Erklärung und Würdigung von Friedrich Kiel. Mit einer Holzschnitttafel. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

Die Ergänzung unserer lieben Frau von Melos scheint die Köpfe fast ebenso zu beschäftigen, wie beispielsweise die Frage der Lenkbarkeit des Luftschiffes. Und trotz allem angewandten Scharfsinn scheint bisher weder für diese noch für jene etwas recht Erhebliches geschehen zu können. Erst jüngst freilich hatte ein Gelehrter auf Grund anatomischer Betrachtungen die ursprünglichen Handstellungen der Göttin nachweisen zu können geglaubt, und seine Ansicht war um so lockender, als er sich auf eine ganz ähnliche Bronze berufen konnte. Nun wird sein Ergänzungsversuch von Kiel bereits wieder verworfen und durch einen neuen ersetzt. Allein wenn dieser möglicherweise noch geistreicher und gelehrter ist, so spricht etwas gegen ihn, was entscheidet: er ist nicht schön. Nach ihm stützt sich die Göttin mit beiden Armen auf einen Speer. Dadurch werden die herrlichen Linien ihres Leibes, recht der Reiz des geliebten Bildes, so fleischermäßig zerschnitten, daß man Angesichts dieses letzten Versuchs am liebsten alle die tiefen Untersuchungen für ewig bei Seite werfen und sich für die alte Vermuthung entscheiden möchte, der Künstler habe es überhaupt nicht gewagt, seiner Schöpfung Arme zu geben.

Ludwig Nonne, Georg von Frundsberg. Roman aus der Reformationszeit. 2 Bde. 202 und 203 S. Gotha, 1882. F. A. Perthes. *M.* 6. —

Der Roman schildert aus dem Leben des berühmten Feldhauptmannes Georg von Frundsberg die Jahre 1521—25. Mit seinen Kriegs- und Wanderzügen verschlingt sich die interessante und spannende Geschichte des Fräulein Claire von Bocage, einer Halbschwester des Kaisers Karl V., die Frundsberg unter schweren Gefahren aus der Picardie von ihren Verfolgern rettet und sie in seine Heimat Mindelheim führt, um sie wie seine Tochter zu halten. Für die von Ueberkraft schäumende und gährende Refor-

Digitized by Google

mationszeit ſcheint Ludwig Nonne der rechte Epiker zu ſein. Auch in ſeinem neuen Roman mag man noch die durchaus nöthige Concentration vermiſſen, aber mit lebendiger Anſchauung und Geſtaltungskraft führt er uns die handelnden Charaktere vor! Allen voran der wackere Frundsberg. Aber auch die Art der „frommen“ Landsknechte und ihrer Hauptleute, der aus ihrer Verdumpfung erwachenden Mönchswelt, des geſunden deutſchen Hauſes — alles iſt mit großer Naturwahrheit dargeſtellt. Und zu dieſer intuitiven Art, hiſtoriſche Perſonen in ihrer Wahrheit zu erfaſſen, kommt bei Nonne die Gabe, jeder Scene die richtige Localfarbe zu geben. An jedem Orte, den er uns in ſeiner Erzählung vorführt, von den Ardennen bis tief in Italien hinein, iſt er ſelbſt geweſen, und aus dieſen Erinnerungen quillt jene Wahrheit. Nicht minder verdient die Sprache Lob. Einfach und ſachlich ſchlägt ſie überall den rechten Ton an; mit eigenen Reflexionen des Dichters uns verſchonend, geht ſie immer nur darauf aus, das Object in ſeiner Weſenheit darzuſtellen.

[An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Amyntor, Gerhard von, Der neue Romanzero. Hamburg, J. F. Richter.
— Für und über die deutschen Frauen. Hamburg, J. F. Richter.
Ashers Collection of English Autors. Vol. 200. Hamburg, Carl Graedener & J. F. Richter.
Carriere, Moriz, Agnes, Liebeslieder und Gedankendichtungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Chattopádhyája, Nisikánta. Indische Essays. Zürich, Rudolphi & Klemm.
Corvus, M., In omnibus charitas. 3Mark-Bibliothek Bd. VII. Breslau u. Leipzig, S. Schottlaender.
Dahl, C. F., Möckelberge Geschichten. Ludwigslust, Carl Hinstorff.
Deutscher Humor in Wort und Bild, Text-Auswahl von August Starm. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffer. Nr. 9: Carl von Burgund, ein Trauerspiel von J. J. Bodner. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Dialitz, J., Die Wahl- u. Denksprüche. Lfg. 3—4. Görlitz, Verlag von C. A. Starke.
Erk, Ludwig, Deutsche Liedertafel. Berlin, Chr. Fr. Enslein.
Franke, Julius Heinrich, Die Liebe als Weltprincip, Probeheft. Berlin, C. Wortmann'sche Buchhandlung.
Franzos, Carl Emil, Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Leipzig, Druck u. Verlag von Breitkopf & Härtel, Wien, Manz'sche K. K. Hofverlags- und Universitäts-Buchhandlung.
Frauen-Brevier für Haus und Welt. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
Goldammer, Hermann, Das Buch vom Kinde. Lfg. 7—10. Berlin, SW. Verlag von Carl Habel, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.
Gräfe, Julius, Wahrheit in Dichtung. Gedichte. Leipzig, Rudolph Linckes Verlag.
Hinrichsen, Adolf, Wahre Geschichten. Ludwigslust, Rostock, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.
Hitz, Luise, Gedichte. München, Theodor Ackermann, Kgl. Hofbuchhändler.
Kneschke, Dr. Emil, Deutsche Lyriker seit 1850. Lfg. 8—10. Leipzig, Verlag von Rudolph Lincke.
Koppmann, Dr. Carl, Hansische Wisbyfahrt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
Lübke, Dr. W. u. Dr. C. **von Lützow**, Denkmäler der Kunst. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.
Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.
May, Sophie, Unsere Ellen. 2 Bd., 3 Mark-Bibliothek. Bd. VIII, IX. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.
Meinardus, Dr. Otto, Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.
Meyer, Hermann, Katechismus der Nationalökonomie. Königsberg i. Pr., Ferdinand Beyers Buchhandlung.
Mickewicz, Herr Taddäus. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.
Nordlandfahrten (Ergänzungsband. Lfg. 3—27 des Gesammtwerkes). Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Oberländer, Richard, Fremde Völker. Lfg. 17 bis 24. Leipzig, Wien, Julius Klinckhardt.
Putlitz, Gustav zu, Rafaella, Novelle. Stuttgart, Richter & Kappler.
Rein, Wilhelm, Das Leben Dr. Martin Luthers. Leipzig, Georg Reichardts Verlag.
Roseggers Ausgewählte Schriften. Lfg. 71—80. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. Lfg. 18—25. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Schwier, K., Deutscher Photographen-Kalender. Weimar 1882, Verlag der Deutschen Photographen-Zeitung.
Vogt, Carl, u. **Specht**, Die Säugethiere. Lfg. 2 Friedrich Bruckmanns Verlag.
Waldstein, Max, Bekenntnisse eines Hoftheater-Directors.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut ondstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel suchen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu bieten, und bitten um Versendungsaufträge.

Name der Cigarre.	*Façon der Cigarre.*	*Charakter der Cigarre.*	*Preise:* per Kistchen von 25 St.	per Kistchen von 100 St.	per Mille
			ℳ. ₰.	ℳ. ₰.	ℳ. ₰.
Punch	gross	mittelkräftig	1 —	3 75	36 50
El Floron	mittelgross	„	1 15	4 —	39 —
La Unidad	„	„	1 25	4 50	44 —
Lorcley	gross	„	1 25	4 50	44 —
El Salida	mittelgross	kräftig	1 20	4 30	42 —
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1 30	4 60	45 —
El Damiente	Trabucos-Façon	mittelleicht	1 30	4 60	45 —
La Dadiva	volles Façon	mittelkräftig	1 30	4 60	45 —
Mi Pasion	„ „	leicht, mittelkräftig	1 40	5 —	49 —
Felicitas	kleines „	„ „	1 40	5 —	49 —
La Claridad	mittel „	mild	1 40	5 —	49 —
La Partura	volles „	mittelkräftig	1 50	5 25	51 50
Titania	grosses „	leicht und mild	1 50	5 50	54 —
La Corona	lg., gross. „	„ „ „	1 60	5 50	54 —
El Brillante	mittel- „	mittelkräftig	1 75	6 —	59 —
El Globo	„ „	„	1 75	6 —	59 —
Las Elfas	kl. schlk. „	leicht und piquant	1 80	6 —	59 —
El Universo	mittel- „	voll und kräftig	1 75	6 —	59 —
La Patria	dickes „	leicht	1 80	6 —	59 —
Laura	gr. Kneif. „	mild und mittelkr.	1 85	6 25	61 —
Graciosidad	mittel- „	fein, mild	2 —	7 —	69 —
La Muriposa	kleines „	ziemlich kräftig	2 —	7 —	69 —
La Cancion	„ „	fein piquant	2 —	7 —	69 —
La Resulta	längl. gross Façon	mittelkräftig	2 —	7 —	69 —
Casa de Campo	gross. volles „	voll und kräftig	2 25	8 —	78 —
El Rico	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2 25	8 —	78 —
La Driada	längl. kleines Façon	fein piquant	2 40	8 50	83 —
El Picarillo	kleines dünnes „	sehr piquant	2 50	9 —	88 —
La Importancia	kleines Façon	mittelkräftig	2 75	10 —	97 —
El Verano	mittel- „	sehr piquant	2 80	10 50	102 —
La Estafetta	„ „	mittelkräftig	3 30	12 —	117 —
El Regalo	gr. Londres- „	kräftig	4 —	15 —	145 —
				per Kistchen von 50 St.	
La Heroina	kurz. dick. Façon	mittelkräftig	2 50	4 75	90 —
La Conveniencia	gross. voll. „	„	2 60	4 75	92 —
La Historia	Regalia-Façon	mittelkr. ziemi. voll	2 60	4 75	92 —
Intimo	gross Regalia-Façon	mittelkräftig	3 —	5 75	112 —
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein piquant	3 25	6 —	115 —
Armida	kleines mittel-Façon	mild	3 75	7 —	135 —
La Nobleza	dickes Conch.- „	mittelkräftig	4 50	8 50	165 —
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. ziemi. voll	5 25	10 —	190 —

Die Cigarren sind sämmtl. in den Grundfarben Claro, Colorado claro, Colorado u. Maduro am Lager.

Rabatt kann auf Cigarren **nicht** bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mk. an **portofrei** aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien Holland und Dänemark.

Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in 1/10 Packung, resp. 1/20 Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in 1/20 Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir:

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Weichselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per 1/2 Dutzend 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschraubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebohrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches aufsaugt, und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,
Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk weshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reine Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versand kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezembe 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafe wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer un diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen gute Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Janua 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossen als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder aus mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemisch nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Ran ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, inson derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswert 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taunus

"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wasse das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebend Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Band 24. — Heft 72.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

März 1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

März 1883.

Inhalt.

Seite

Christian Elster.
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingenfeld 275

Georg Winter in Marburg.
Die Katastrophe Wallensteins. Nach der neuesten archivalischen Publikation 293

Carl Abel in Berlin.
Ueber die Unterscheidung sinnverwandter Wörter 320

Heinrich Seidel in Berlin.
Gedichte 338

Otto Gumprecht in Berlin.
Robert Schumann (Schluß.) 341

J. Hermann Baas in Worms.
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens 357

Ludwig Pietsch in Berlin.
Gabriel Max 374

Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Die Frau Hofräthin. Eine wahre Geschichte 391

Bibliographie 405

Hierzu ein Portrait von Gabriel Max, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXIV (Januar bis März 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63 64, 65, 66 67, 68, 69, 70, 71, 72

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXIV. (Januar bis März 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXII., XXIII., XXIV.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXIV. Band. — März 1883. — 72. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gabriel Max.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Eine Kreuzträgerin.

Erzählung

von

Chriſtian Elſter.

Aus dem Norwegiſchen überſetzt von Emma Klingenfeld.

Auf den grasbewachſenen Abhängen der wilden Greuzberge, zwiſchen denen die norwegiſchen Kirchſpiele zerſtreut liegen, finden ſich einzelne Bauernhöfe. Liegen dieſe Anſiedelungen außerhalb, der großen Verkehrswege, welche die verſchiedenen Landestheile verbinden, ſo iſt eine wüſtenſchaurige Einſamkeit über ihnen ausgebreitet, die Denjenigen erſchreckt, der nicht gewohnt iſt, Menſchenwohnungen zwiſchen den Regionen der Gletſcher und des Berghaidekrautes zu ſehen.

Kommt man von niedrigeren, reicheren Gegenden, unmittelbar vom menſchlichen Culturleben, wo die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen uns die gewaltige Gedankenkraft zeigt, die darin wirkſam iſt; oder befände man ſich etwa (wie es während der Belagerungszeit von Paris vorkam) in einem Luftballon, der nach dieſer eiskalten Gegend verſchlagen worden, und gewahre ſolchergeſtalt den ſchärfſten Gegenſatz: das Bild des aufgeregteſten Weltlebens und die öde Einſamkeit des Gebirgslebens — dann ſucht der Gedanke eine Weile nach einem Anhaltspunkte dafür, daß hier wie dort dieſelben Grundkräfte das Menſchenleben regeln. Denn vor unſerm Glauben will das große Wort von gemeinſamem Urſprung, gemeinſamen Grundbedingungen und gemeinſamer Lebenshoffnung alles Menſchendaſeins nicht Stich halten; wir wähnen, vor einem abgefrorenen Gliede der Schöpfung zu ſtehen, und wir ſind in Verſuchung, zu fragen: Warum wurde dies geſchaffen? —

Und ſo lange Jemand nur das äußere Leben hier oben betrachtet, löſt ſich ſein Glaube auch nicht aus dem Starrfroſt, der ihn, gleichwie die ganze unabſehbare Strecke, umfängt.

Digitized by Google

Kommt man zur Winterzeit herauf, wenn die Schneestürme himmelweit über die Hochebene dahinbrausen, wenn Alles rings weißer Rauch ist, sausende Schneewehen, welche zu Lawinen anwachsen, die Mann und Pferd begraben und die Häuser bis zum Vordach in Schnee hüllen; steht man mitten in diesem rasenden Winter, der über dem ersten Ende des Thales tobt, während das untere seine Hoffnung vom Meer begraben sieht; und findet man als einziges Lebenszeichen, außer dem Geheul des Windes und dem eigenthümlich kalten Rauschen einer rutschenden Schneeschicht, einen schwachen Lichtschimmer aus einem Hause drunten in der Schneetiefe — dann wird auch unsere Hoffnung auf einen Zusammenhang dieses abgeschiedenen Lebens mit dem reicheren Leben in niedrigeren Himmelsstrichen nur ein unsicheres Flackern in Schnee und Sturm. Und sehen wir am nächsten Tage Menschen, die nur Haut und Knochen sind, hervorkommen und sich ein Loch graben, damit Licht und Luft zu ihnen eindringe — dann dünkt uns, selbst das Seelenleben hier oben könne nicht weiter gedeihen, als sich ein Luftloch zu bohren, hinaus in den lichten Tag, um für eine nei Nacht unter dem Schnee Luft einzulassen.

Kommt dann der Frühling, so scheint man hier oben nichts weiter vo ihm zu haben, als die ungestillte Sehnsucht bei dem Gedanken, daß er nu.. drunten im Thale seinen Einzug hält. Denn hier oben ist noch die ganze Fläche von Schneerinnen durchfurcht; hier tragen noch die Wasser schwere Eisbünden im Schooß und sind nur längs des Strandes aufgethaut. In dieser Zeit kommen wohl Leute über's Gebirge, besonders Handelsleute, die von einem Kirchspiel zum andern hinüberwollen; doch ist keine Möglichkeit für sie, die Wege zu befahren, wenn ihnen nicht die Leute auf den Gehöften mit ihrem Vieh durch die Schneemassen hindurchhelfen.

Wenn der Sommer längst die harten Winterspuren drunten im Thale aufgethaut hat, und Reisende auf Dampfern und in Booten die Fjorde aus- und einfahren, da beginnt es auch endlich auf den Berghalden zu sprießen und zu grünen, während der größte Theil der Hochebene die weiße Schneefarbe nur mit der braunen des Haidekrautes oder der grauen des Mooses vertauscht. Nun kommen mehr Leute in die Gegend, und die Bewohner selbst reisen wohl auch des Sommers hinunter; doch, gleichviel ob Winter oder Sommer: der Verkehr mit der Außenwelt besteht meistentheils nur in Erzählungen, welche in der oft seltsamen Gestalt, die sie unterwegs annahmen, ihren Einzug in die Gedankenwelt der Gebirgsbewohner halten, und welche ihre abenteuerliche Form nicht abgestreift haben, wenn sie im nächsten Sommer ihre Nachfolger begrüßen.

Und doch kann man hier oben in dem inneren Leben, das, vom Tode bedroht, in dieser Einsamkeit verläuft, eine Menschenspur finden und fühlen, daß dieselbe Sache vor Gott geführt wird, sowohl in der Gebirgseinöde als dort, wo die Natur ihre Gaben mit vollen Händen ausstreut. Wohl entwickelt sich das Seelenleben oft seltsam unter solchen Verhältnissen: man

Digitized by Google

findet die verwachsenen Formen der Zwergbirke wie auch ihr hartes Holz; doch Niemand kann daran zweifeln, es sei dieselbe Noth, die hier das Leben verwüstet wie überall, dasselbe Leid, das seine Schwermuth darüber ausbreitet, und dieselbe sonnige Hoffnung, die das Leben hier grünen und gedeihen läßt.

Und vernehmen wir von den großen Kampfplätzen Erzählungen voll Wildheit und Blutdurst, so finden wir dieselben wilden Regungen auch hier; und wird draußen von dem großen Weltlager eine Heldenthat mit tausend Zungen ausgerufen: so finden wir auch hier denselben Heldenmuth, ob auch seine einzige That nur ein stiller Gang unter der Last des Kreuzes sei, wovon Niemand spricht.

Eine solche prunklose Geschichte aus dem einsamen Hochgebirg ist es, die ich nun erzählen will.

Auf den Bergabhängen des Rythals zwischen zwei angrenzenden Thalstrichen liegt der Gebirgshof Sklet. Vor vielen Jahren zogen zwei junge Eheleute aus dem Thal hier herauf. Der Mann, Geist Tviskaven, war in seiner Jugend der wildeste Bursche gewesen, von dem die Leute ringsum zu erzählen wußten.

Jede Gegend pflegt eine Kunstfertigkeit zu haben, worin ihre Bewohner sich vor anderen auszeichnen. In dem einen Bezirk versteht man Boote zu bauen, die weit berühmt sind; ein anderer ist bekannt durch seine trefflichen Schützen; in einem dritten werden die jungen Leute in den verschiedenen Kniffen des Pferdehandels unterwiesen. Oft sind es die Ortsverhältnisse, denen ein gewisser Erwerbszweig sein Entstehen verdankt; oft aber liegen auch rein zufällige Umstände zu Grunde, wie z. B. daß Einer von dem Sprengel einmal in die Fremde kam und dies oder jenes Gewerbe erlernte, das seine Mitbürger nun wieder ihm absahen; oder es geht wie bei Jenem aus Varthal, der Holzschuhe machte, Anfangs nur als kleinen Behelf für sich und seine Familie, und es so weit brachte, ein Geschäft zu gründen, das nun die Varthaler Holzschuhe über das ganze Land, ja bis nach Schweden und Dänemark sendet.

In dem Bezirk, zu dem Geists Gut gehörte, war fast Jeder Pferdehändler, und Geist begann frühzeitig, dieselbe Beschäftigung zu treiben, und zog auf seinen Handelsreisen hinunter bis an die Ostmark.

Von seinen Streifzügen brachte er Erzählungen in Hülle und Fülle mit von fremden Leuten und fremden Sitten, Geschichten, Lieder und Sprüche, hinreichend, um das ganze Dorf damit zu versorgen, neue Tänze und neue Kleider, aber auch neue Handelskniffe, eine lose Hand und eine lose Zunge, Lust am Trinken und an wilden Gelagen, und viel Geld, seine Lust zu befriedigen.

Doch als Geist in die zweite Hälfte der Zwanzig kam und die wildeste

Digitized by Google

Hitze weggetanzt und sich durch Handel und Händel einen genügenden Ruf erworben hatte, ward er friedlichern Sinns und bekam Lust, sich häuslich niederzulassen. Er sah sich nach einer Frau um, und eine alte Erinnerung tauchte in ihm auf und winkte von dem Nachbarsgehöfte seines Vaters.

Dort wohnte ein Mädchen, Namens Salborg, mit der Gest manches Kinderspiel auf den grünen Hügeln vor ihren Elternhöfen gespielt hatte. Doch währte das Zusammenleben der Beiden nicht lange: eines schönen Tages sagte Gest dem Heimathsort Lebewohl, und seitdem sah Salborg ihn nur noch zu Pferde vorüberstreifen. Doch sie vergaß ihn nicht, wie er in jener Abschiedsstunde in die Stube ihres Vaters getreten war, zwanzig Jahre alt, schlank wie eine Kerze, gebräunt und blauäugig, voll Muth, voll Fröhlichkeit und voll stolzen Selbstbewußtseins. Sie saß still und schweigsam, als unheimliche Gerüchte von seinem Lebenswandel nach dem Gehöft drangen; doch niemals erlöschte das kleine Licht, das sie in ihrem Innern für seine Heimkunft angesteckt; und als Gest endlich auf den Spielplatz seiner Kindheit zurückkam, fand er jede Erinnerung bewahrt und gehütet.

Da verstand er, daß sein ganzes Leben ein Ritt hinweg von ihr von ihrer Liebe gewesen, und daß all' das Verscherzte Schritt für S wieder erworben werden müsse. Lange Probejahre kamen für seine Gel und als die Wartezeit um war, setzte Salborg noch die Bedingung, daß er den Gebirgshof Stlet, der gerade feil war, kaufen sollte. Viele wunderten sich wohl darüber, daß Salborg die milden Laubhügel ihrer Heimath mit diesem unbewaldeten Windstrich vertauschen wollte; doch Gest merkte, daß sie beabsichtigte, ihn von der verführerischen Macht des Verkehrslebens fernzuhalten, und ohne Bedenken willigte er ein.

So zogen sie denn nach den Bergabhängen des Rythals und lebten viele Jahre in Ruh' und Frieden. Wenn der Frühling anbrach, kam wohl zuweilen die alte Wanderlust über Gest, doch mit den Jahren schien er gesetzteren Sinnes zu werden, und bald zog er nur noch über das Frühlingseis, wenn ein bestimmtes Anliegen ihn dazu veranlaßte.

Sie hatten ein einziges Kind, einen Knaben, der nach dem Willen der Mutter Jon (Johannes) getauft wurde; „denn," sagte sie, „wer in einer Einöde wohnt, wie wir, kann sich nicht fest genug an Gottes Wort halten."

Jon wurde groß und stark, aber er erschien schwerfällig und schläfrig, und jeder bestimmte Ausdruck verschwand hinter den groben Zügen. Doch tief unter der breiten Stirn lagen ein Paar katzengraue Augen, die gewöhnlich schliefen wie der ganze Mensch, die aber zuweilen in rastlosem Umherirren nichts Gutes von den Thaten kündeten, die in diesem lauerten.

Des Sommers hütete er Ziegen, Jahr aus Jahr ein, auf demselben Flecke, mit derselben öden Aussicht. Wenn Jon draußen saß, war über ihm dieselbe leblose Ruhe wie über der Natur; er lag mit geschlossenen Augen im Haidekraut und sandte nur hie und da einen stumpfen Blick nach

Digitized by Google

den Kühen und Ziegen. Doch wenn er Abends heimkam und sich am Herdfeuer getrocknet und gewärmt hatte, erwachten die Lebensgeister in ihm. Dann setzte sich der Vater zu ihm hin, und die Beiden konnten den ganzen Abend beisammen sitzen und mit einander flüstern; sie machten sich etwas zu schaffen, oder sie saßen auch müßig und sorgten nur dafür, daß das Feuer nicht ausging.

Der Vater erzählte von seinen Streifzügen in alten Tagen, und er flüsterte, damit Salborg es nicht hören solle.

Doch sie wußte gut, wovon sie sprachen; und mit Entsetzen gewahrte sie, wie alte Erinnerungen und alte Lüste wieder in Gest erwachten, während er erzählte. Sie bat ihn, es zu unterlassen; er versprach es auch; aber wenn Jon hereinkam und ihn in Versuchung führte, indem er nach Dem und Jenem fragte oder that, als hab' er etwas nicht genau behalten oder falsch verstanden — dann konnte der Vater nicht widerstehen und vergaß Salborg und sein Versprechen. Und Jon lauschte und zwinkerte unablässig mit den Augen; es war, als ob er jene häßlichen Bilder nicht durch's Gehör in sich aufnehme, sondern sie in sich hineinblinzle mit unersättlichem Durst nach mehr. Und während der Vater erzählte, sah Jon die weite, unbekannte Welt vor sich wie einen einzigen großen Handelsplatz mit einem grenzenlosen Tumult von Pferden und einem unheimlichen, aber verlockenden Schwirren von Stimmen drinnen in halbdunkeln Schänkstuben, wo betrunkene Männer mit gezogenen Messern sich zwischen bangen, doch neugierigen Weibern umhertummelten.

Und wenn der Vater die Geige von der Wand nahm und ein paar Striche that, kam Alles, was der Knabe dort drunten sah, in rasender Jagd vom Thal herauf in's Gebirge gezogen: da setzten Pferde, riesig wie die fernen Berggipfel, in Blitzesschnelle, mit fliegender Mähne über den Abhang; und Volkshaufen, undeutlich verschwommen wie die Nebelbänke, die sich manchmal am Berge lagerten, wälzten sich ihnen nach.

Aus den Erzählungen lernte er, daß das größte Heldenstück im Leben sei, beim Pferdehandel zu betrügen, in jedem Dorf ein Mädchen zu haben und bei jedem Jahrmarkt ein Merkzeichen seines Messers auf der breitesten Brust und in den härtesten Schädeln zu hinterlassen.

Der Vater besaß eine Peitsche mit schwerem Stiel, ein Messer mit Messinggriff, und eine Brieftasche mit Bleistift an silberner Kette. Auf diese Dinge blickte Jon mit Ehrfurcht und mit erwachender Lust nach dem Leben, an das sie gemahnten.

Doch der Weg zu all' diesen Herrlichkeiten war Geld; und darum war Geld frühzeitig Jons ständiger Gedanke.

Salborg bemerkte, daß ihr Sohn, selbst nachdem er erwachsen war, eine eigenthümliche Freude an allem Schimmernden und Flimmernden hatte: an blanken Geldstücken, farbigen Kleidern und Tüchern, Metallknöpfen und Messern, aber auch in besonderem Grade an Geldscheinen, Sätteln und Peitschen.

Digitized by Google

Wenn Leute über's Gebirge kamen, war Jon immer bei der Hand, zupfte an ihren Kleidern und zwinkerte mit den Augen. Anfangs glaubte Salborg, es sei nur das Fremde und Seltene, was seine Bewunderung errege; aber als es hie und da vorkam, daß fremde Leute Dies oder Jenes vermißten — und immer Sachen von Werth — und als sie die Gegenstände später in Jons Besitz fand, da bangte der Mutter vor der Natur, die sich in diesen Zügen offenbarte. Manchmal hatte er das fremde Gut geradezu entwendet, manchmal aber hatte er es auch eingetauscht. Wenn er gestohlen hatte, züchtigte der Vater ihn; wenn er aber gehandelt hatte, und besonders wenn er einen guten Handel gemacht, das heißt, die Leute geprellt hatte, dann lächelte Gest blos. Doch kamen die Eigenthümer und beschuldigten Jon, das Vermißte zu haben, so leugnete er nie, sondern gab die Sachen augenblicklich zurück, um das nächste Mal klüger zu Werke zu gehen.

So wuchs Jon auf unter der wachsamen Sorge der Mutter und unter der Zucht, aber auch dem heimlichen Beifall des Vaters. Als er confirmirt werden sollte, erkundigte die Mutter sich nach ihm beim Pfarrer und erhielt den Bescheid: einfältig sei Jon nicht, aber er habe kein ausgeprägt Gefühl für Recht und Unrecht.

Die Eltern hörten übrigens nichts Böses von ihm in dieser Zeit; da nannte man ihn „den Halbverrückten", weil er die Gewohnheit hatte, Jedermann anzuglotzen, und weil er, wenn er Pferde, schöne Zäume und Sättel oder Geldscheine sah, sich in deren Anblick so vertiefen konnte, daß er weder Auge noch Ohr für andere Dinge hatte.

Nach der Confirmation begann Jon davon zu sprechen, daß er sich auf den Pferdehandel verlegen wolle, wie einst sein Vater. Salborg hatte erwartet, daß diese Stunde einmal kommen würde; aber nun blieb sie felsenfest gegenüber den Bitten des Sohnes und dem Wunsche des Vaters. Eh' ihr Sohn sich auf das ruchlose Treiben der Pferdehändler einlasse, eher sollte er sein Leben unthätig hier oben verbringen. Und Jon kannte seine Mutter gut genug, um zu wissen, daß, wollte er jetzt hinaus in die Welt, er auf sich allein angewiesen sei.

Einige Zeit verging, ohne daß weiter über die Sache gesprochen wurde, und Salborg gab sich schon der Hoffnung hin, daß sie diesen Brand im Keime erstickt habe. Da begab es sich eines Frühlings, daß ein fremder Handelsmann über die Rythaler Berge kam, um drüben auf der andern Seite Pferde zu kaufen und zu verkaufen. Dies war der Mann von der rechten Sorte. Er hatte, schon seit er ein halbwüchsiger Knabe war, dies herumstreichende Leben geführt; er trug gelbe Lederhosen und einen blauen Kittel mit Achtschillingstücken als Knöpfen, klimperte mit seinem Gelde und schnitt fürchterlich auf; und an dem Tage, als er in Sklet einkehrte, saßen die beiden Männer des Hauses lang' über Mitternacht mit ihm beisammen.

Von dieser Zeit an war Jon auffallend still und saß häufig in tiefem Nachdenken. Oft traf ihn die Mutter, wie er mit der Peitsche des Vaters

Digitized by Google

dastand und sie in der Hand wog. Sie hörte ihn auch häufig den Vater fragen, ob er nicht glaube, daß der fremde Handelsmann bald zurückkomme; und die Mutter fürchtete, daß Jon beabsichtige, sich ihm anzuschließen. Als es gegen den Sommer zuging, hatte Gest eine Besorgung drunten in der nächsten Ortschaft, und just an demselben Tage kam der Pferdehändler zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, zeigte sein Geld vor und schänkte Jon aus einer kleinen Reiseflasche ein. Als er am nächsten Morgen seines Weges zog, begleitete ihn Jon; aber da dieser keine besondern Reisevorbereitungen getroffen, war Salborg seinetwegen unbesorgt.

Jon kam spät Abends zurück und beantwortete die Fragen seiner Mutter mürrisch und wortkarg. Er schien sehr unruhig, ging unablässig aus und ein, zwinkerte mit den Augen und wollte sich nicht zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen sah die Mutter ihn das Boot hinausrudern, obgleich Gest gesagt hatte, daß man es nicht anrühren solle, bis er heim komme.

„Das Holzwerk müsse quellen," sagte Jon, als die Mutter ihn fragte, warum er es losgelöst habe.

Als Gest bald darauf zurückkehrte, begann wieder das alte Geflüster zwischen Vater und Sohn; und bald war es offenkundig vor Salborg, was im Werke sei. Eines Tages äußerte nämlich Gest, er glaube, nun könne es nichts mehr nützen, Jon länger vom Fortgehen abzuhalten. Salborg fragte: „Giebst Du ihm Geld dazu?"

„Er sagt, er könne sich selbst fortbringen," antwortete Gest.

„Woher sollte er die Mittel haben?"

„Das kümmert mich nicht." versetzte Gest und ging.

Doch in Salborg begannen schwere Gedanken aufzusteigen wie Seevögel vor einem Unwetter; und mit Sorge sah sie die beiden Männer sich gegen ihren Willen verbinden. Da tauchte plötzlich im Sommer ein häßliches, unheimliches Gerücht auf, daß ein Mann im Gebirge verschwunden sei — derselbe Mann, der zweimal im Frühling hier oben auf dem Hofe übernachtet hatte. Später kamen Leute aus dem Thal, um nach ihm zu forschen, und sie kamen auch nach Sklet. Sowohl Vater wie Sohn begleiteten sie, um ihnen suchen zu helfen; doch keine Spur von dem Vermißten war zu finden. Die Leute meinten, er müsse sich hinaus auf das lockere Frühlingseis gewagt haben und hinuntergestürzt sein.

Es war nicht zum ersten Mal, daß Salborg von Jemand hörte, der im Gebirge verunglückt war; aber diesmal erfüllte die Nachricht sie mit einem Entsetzen, dem auf den Grund zu kommen ihr graute. So lange wie möglich versuchte sie sich des Gedankens zu erwehren; aber immer wieder stiegen in ihrer Erinnerung Anklagen auf gegen Einen, den Niemand im Verdacht hatte. Abend für Abend legte sie sich voll Angst nieder, und keine Nacht schlief sie mehr ruhig: so oft sie einschlummerte, hatte sie schreckliche Träume, und sie erwachte, in kalten Schweiß gebadet. Sie war bange bei jedem Worte, das gesprochen wurde; sie versteckte sich, wenn Leute kamen;

Digitized by Google

ſie zitterte, wenn ſie ein fremdes Kleid erblickte, und jedes Geldſtück, das ſie anfaßte, erſchien ihr wie glühend.

Indeſſen ging der Sommer zu Ende, ohne daß man weiter von dem Pferdehändler hörte. — Eines Tages hatte Salborg im Feld zu thun, und ihr Weg führte ſie an einer tiefen Schlucht unweit des Hofes vorbei. Da hatte ſie plötzlich einen Anblick, der ſeitdem nie mehr aus ihrem Gedächtniß wich.

Drunten in der Tiefe kauerte ein Mann und beugte ſich über Etwas, das vor ihm auf der Erde lag. Ihr eigner Sohn war's, den ſie dort ſitzen ſah. Er wühlte in einem Beutel, zählte gierig das Geld und zwinkerte mit den Augen. Sie hörte ihn murmeln:

„So, nun muß der Beutel denſelben Weg!"

Sie kannte ſowohl den Beutel wie die Brieftaſchen daneben, und der Anblick all' deſſen, ſowie der ſteilen Felswand, die über den Burſchen und ſeinen Raub ſich hinüberneigte, war für ſie wie der Anblick des Böſen ſelbſt, der mit tiefen, kalten Augen auf ihren Sohn lauerte. Der Schrecken machte ſie ſtarr. Sie wollte fliehen, doch die Füße trugen ſie nicht; ſie wollte ſchreien, doch die Stimme verſagte ihr. Sie mußte ſtille ſtehen und den Sohn zählen und zählen ſehen; und als er fertig war und die Höhe wieder erklommen hatte, ſah ſie ihn einen langen Umweg nach dem Fjord machen und dann hinausrudern und Etwas ins Waſſer verſenken — nun wußte ſie, warum er damals das Boot losgelöſt!

Noch lange ſtand ſie, es durchſchauerte ſie kalt; doch in ihrer Seele brannte es deſto wilder. Und als ſie endlich wieder Macht über ſich gewonnen hatte, ſtreifte ſie lange raſtlos umher, als vermöchte ſie Dem, was ſie geſehen, zu entfliehen. Doch worauf ſie auch ihre Gedanken und Blicke richtete — immer ſah ſie denſelben Felsvorſprung vor ſich und dieſelbe Geſtalt darunter kauern, und die ganze Strecke war mit gelben und blauen Geldſcheinen überſtreut.

Als ſie nach Hauſe kam, erzählte Geſt ihr, daß der Sohn ihm ſoeben mitgetheilt habe, er wolle nun in die Welt hinausziehen. Sie ſah ihn an, als wollte ſie in den innerſten Falten ſeiner Seele leſen; und ſoviel ſah ſie, daß er eine Ahnung davon haben mußte, hier liege ein Unrecht vor. Sie bat, ſie weinte, ſie rief ihm all' das ins Gedächtniß zurück, was er und ſie durch ſeine eigne wilde Jugend gelitten hatten. All' ſeine Betheuerungen beſchwor ſie herauf, damit ſie gegen ihn zeugten: alle Mächte rief ſie zu Hilfe, von denen ſie glaubte, er würde ſich ihnen beugen; und als er noch immer ſtumm, unerſchütterlich vor ihr ſtand, brach ſie in die Worte aus: „Lieber ſäh' ich ihn als Leiche vor mir liegen, als daß er jetzt von uns zieht! Um unſeres Erlöſers Willen, laſſ' ihn jetzt nicht reiſen, Geſt!"

Doch Geſt antwortete kalt, daß der Sohn ſelbſt über ſich zu beſtimmen habe.

Digitized by Google

Da ging sie zu Jon. Zuerst erinnerte sie ihn mild an die Lehren, die sie ihm in seiner Kindheit gegeben; und als dies keinen Eindruck auf ihn machte, drohte sie ihm mit der Strafe Gottes, und endlich sagte sie, daß sie seine Sünde kenne.

Da hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob er schwanke, und sie glaubte schon, gewonnen zu haben.

„Ja," fügte sie hinzu, „niemals sollst Du vor mir sicher sein, wenn Du mir nicht gehorchst!"

Da aber zerriß er das letzte Band und rief:

„Nun ist ja doch kein Frieden mehr im Hause; nun reis' ich erst recht, und sollt' ich unsern Hof und Euch nie wiedersehen!"

Es war eine sorgenvolle Nacht, die diesem Tage folgte. Draußen stürmte es, und das erste Schneegestöber sauste um's Haus. Salborg vernahm Stimmen, die sie riefen; sie lag auf den Knieen und sandte brünstige Gebete um Hilfe zu Gott. Endlich schlummerte sie vor Müdigkeit ein und träumte, Alles sei nur ein böser Traum — sie erwachte und wußte, daß es wirklich geschehen war und betete von Neuem; doch all' ihre Bitten und all' ihre Thränen fielen als fruchtbarer Regen auf einen einzigen Gedankenkeim in ihrem Innern — und dieser wachsende Gedanke war selbst kalt wie Eis.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Sie bat die Männer, mit ihr zur Kirche zu gehen, aber sie wollten nicht. So ging sie allein.

Auf dem Weg und vor der Kirche begegneten ihr viele Bekannte, die sich alle darüber wunderten, wie bleich und hohlwangig sie war. Das mußte das Hochgebirgsleben mit sich bringen.

Das sei möglich, sagte sie. Es begebe sich da droben so Mancherlei, was Einem schwere Gedanken mache. Dann lenkte sie das Gespräch vorsichtig auf den Vermißten, und bald merkte sie, daß keine Seele Jemand von den Ihrigen im Verdacht hatte. Die Sache konnte also in ewiges Dunkel begraben werden.

Sie trat in die Kirche, bebend wie ein Sünder, der die Stätte mit seinen unreinen Gedanken entweiht. Der Prediger sprach von der Pflicht des Menschen, die verirrten Seelen auf den rechten Weg zu leiten. Nicht Jeder sei dazu berufen, sagte er, als Priester und Verkünder des Wortes vorzutreten; aber sei ein Mann oder ein Weib in der Gemeinde sich deutlich bewußt, daß es ihm geboten sei, das Wort zu sprechen oder die That zu üben, die einen Sünder zur Bekehrung führen könnten — dann weh ihm, oder ihr, wenn sie dem schweren Gebot nicht gehorchen!

Salborg war es, als ob diese Worte allein für sie gesprochen seien und als ob der Priester sie vor der ganzen Gemeinde bezeichnet habe. Denn sie war ja diejenige, an die ein solches Gebot ergangen, und die nicht gehorchen wollte. Ihr war, als müßten Alle es ihr ansehen, und sie wagte weder sich zu rühren, noch die Augen aufzuschlagen. Doch als der Gottes-

Digitized by Google

dienst zu Ende war, fand sie Alle unverändert; und war ihnen ja etwas aufgefallen, so war es ihre tiefe Andacht.

Sie legte den Weg durch's Thal wieder zurück, doch lief sie wie verfolgt. Denn nun hatte sie ja ein Zeichen bekommen; und sie unterhandelte mit sich selbst, ob nicht das Wort des Priesters anders gelautet haben könne, als wie sie es gehört. Als sie auf die Höhe kam, fiel das bleiche Nachtlicht des Mondes über die todtenstille Fläche.

In solchen Nächten gehen die Verstorbenen um, dachte sie, indem sie weiterschritt. Doch wer ein gutes Gewissen hat, sieht nichts von bösem Spuk, tröstete sie sich. Dann aber ward ihr wirklich bange; denn wenn sich nun doch etwas begeben sollte, so wäre dies abermals ein Zeichen. Sie war gerade auf der ödesten Stelle im ganzen Umkreis; der einzige Laut war das Knirschen des Schnees unter ihren Füßen und das Einzige, was sich von der Einförmigkeit der weißen Fläche abhob, war ihr Schatten, der mit ihr über den Berg eilte.

Horch! — Erscholl nicht ein Laut hinter ihr? Nein! es mußten ihre eignen Gedanken gewesen sein. Aber konnten sie so laut rufen? Konnten sie wie Pferdegestampf, wie sausende Peitschenschläge schallen? — Näher und näher kam es heran; sie hörte nicht nur, sie sah leibhaft vor sich einen Zug Pferde, die, halb verborgen vom Schneedunst, blau gefärbt vom Mondlicht, wild dahinsausten, ohne daß sie einen einzigen Hufschlag vernahm. Sie sprengten vorüber, und während sie vorbeijagten, sah Salborg den ermordeten Pferdehändler. Er ritt rückwärts auf einem Rappen, sein Haar und seine Kleider hingen voll klappernder Eiszapfen; er sah sie mit gebrochenen Augen an und deutete mit seiner Gerte nach dem Wasser. Da warf sie sich nieder in den Schnee bei dem entsetzlichen Anblick und rief: „Ich will! ich will!"

Als sie sich wieder erhob, war Alles bleich und stille wie zuvor; sie aber ging nicht länger wie gejagt; denn nun wußte sie, was sie wollte. —

Jon rüstete sich eilig zur Reise — er wollte den Winter benutzen, um „zu einem bekannten Pferdehändler in die Lehre zu gehen". Der Vater half ihm, doch heimlich; denn sowohl er wie der Sohn waren bange, Salborg unter die Augen zu treten. Sie verlor kein Wort mehr an Beide; doch im Ausdruck ihres Gesichtes lag eine schreiende Anklage, die schwerer zu ertragen war, als die härteste Rede. Gest fühlte, daß ihre stummen Bitten niemals aufhörten, ihn zu verfolgen, und Jon hatte keinen Augenblick Frieden vor den bleichen Spukgestalten seiner eigenen Unthat.

Salborg wurde nimmer müde, zwischen ihnen umherzugehen, immer auf dieselbe stumme Weise mahnend und beschwörend, bittend und drohend, und immer hoffend, daß die letzte Frist, welche sie sich gestellt, nicht vorübergehen werde, ohne daß sie den Sieg gewinne. Doch Tag für Tag wurde ihre Macht geringer, und von Tag zu Tag trafen die Männer ihre Anstalten offenkundiger, weil sie allmählich die stumme Mahnerin gewohnt waren — und Salborg fühlte, daß die Stunde der Entscheidung nun gekommen sei.

Digitized by Google

An einem Mondscheinabend, still und klar wie damals, als Salborg jene Erscheinung gehabt, sah Jon, der in dem offenen Schuppen arbeitete, seine Mutter plötzlich vor sich stehen. Er hieb drauf los, daß die Späne um ihn stoben, um einer Unterredung mit ihr zu entgehen; doch mußte er wider Willen die Axt fallen lassen, da sie die Hand auf seine Schulter legte und fragte: „Jon, getraust Du Dich heut' Abend mit mir aufs Eis zu gehen?"

„Was wollt Ihr auf dem Eise?"

„Es ist spiegelglatt über dem Wasser gefroren; heut' Abend kann man Alles sehen, was darunter liegt."

„Ihr redet irre."

„Getraust Du Dich mit mir zu gehen und nachzuschauen, ob nicht vielleicht ein Mann hinuntergeworfen ist?"

Er hieb die Axt in den Holzpflock, richtete sich auf und rief: „Nein, das halt' ich nicht aus! Ist kein Frieden mehr im Hause zu haben, so soll [illegible]s, so wahr ich lebe, die letzte Nacht sein, daß ich hier Ruhe suche!"

„Wann aber wird die letzte Nacht sein, daß Du Ruhe suchst vor dem [illegible]n Gewissen?"

Er riß die Axt wieder heraus und stand wild der Mutter gegenüber. „Schweigt, Mutter, oder — Gott straf' mich! — ich thue Euch und mir ein Unglück an!"

„Dann wär' es eine Erlösung für mich, Jon! Wüßt' ich nur, daß Du bereust, so — Gott ist mein Zeuge! — würd' ich froh sein, wenn diese Stunde meine letzte wäre. Kein Gang soll mir zu schwer werden, wenn Du Dich nur bekehren willst."

„Ihr seid von Sinnen."

„Jon, die Frist ist kurz; bald ist die Stunde der Gnade vorüber. Nicht ich bin's, die Dir jetzt räth — ein Stärkerer waltet über uns. Zum letzten Mal ist's, daß Dich Jemand so mild ermahnt, zum letzten Mal, daß die Thür der Erlösung sich vor Dir aufthut — gehorchst Du diesmal nicht, dann fällt Gottes Hand schwer auf Dich, wenn er Dich das nächste Mal ruft."

„Aus dem Wege, Mutter! Hier steht die Jugend, und die will vorwärts; die Alten mögen daheim sitzen und plärren!"

Damit schob er sie beiseite und war draußen. Doch Salborg saß einsam drinnen im Schuppen und weinte über den Gang, der ihr nun bevorstand. —

Tags darauf war sie wieder auf dem Wege nach dem Kirchdorfe. Der Schnee fiel dicht in schweren Flocken, die in der windstillen Luft langsam niederwehten und hohe, flaumige Schichten über Bäume, Zäune, Häuser und Wiesen legten. Wenn sie durch einen Wald ging, war es, als ob sie in ein Schneehaus trete, das hie und da einen Ausblick in die freie Luft habe. An allen Häusern hing der Schnee von den Dächern über die Fenster herab;

Digitized by Google

Wände und Gesimse waren weiß überstreut; Alles lag schlummernd in dem weichen Schneebette.

Als Salborg hinunter in's ebne Dorf kam, war Alles dunkel, nur einzelne Lichter blinkten. Sie schlug den Weg nach dem Pfarrhofe ein, und da das Gesinde eben hineingerufen wurde, stand sie allein in der Vorflur. Der Pfarrer war zu Hause; man wies sie eine hohe Treppe hinauf. Als sie durch den Gang schritt, öffnete sich die Thür zur Wohnstube, worin die Frauen des Hauses um einen Tisch saßen. Salborg konnte kaum einen Blick hineinwerfen, so schloß die Thür sich wieder; aber da war ihr Fuß schon beim Treppenabsatz angelangt, und ihre Hand ruhte auf dem Geländer.

Dieser schmale Lichtstreif aus einem warmen, friedlichen Heim, der auf ihren kalten Winterweg fiel, machte ihren Vorsatz wanken. Was sie zu thun im Begriffe stand, war ja nicht mehr noch minder, als — vielleicht für ewig — den Riegel vorzuschieben vor ihr eignes Heim, so daß sie niemals mehr seine Wärme in ihren Gedanken oder in ihrem Herzen fühlen konnte. Sollte sie hier umkehren, so dicht am Ziele, sich hinwegschleichen, wieder durch's Thal zurückwandern, daß der Winter seine hohen Schneehügel über sie und ihr Geheimniß lege?

Eine Treppe war zu ersteigen — durch eine Thür zu fliehen, um zum einen oder zum andern Ziel zu gelangen. Nur diese wenigen Schritte zwischen zwei Leben? — — Sie ging schon in Gedanken hinaus durch die Vorflur, hinaus zur Thür und trat den Rückweg an; die Lichter im Thal erloschen hinter ihr, Flur und Wald verloren sich mehr und mehr in der Tiefe: vor ihren Füßen lag die freie Höhe, und mitten darauf stand ihr Heim!

Aber was erwartete sie dort? Erinnerungen, die sich nie mehr auslöschen ließen. Rufe von Verstorbenen jede stürmische Nacht; vielleicht noch neue Gräuelthaten — ja, barmherz'ger Himmel, das war das Schlimmste — vielleicht noch neue! Denn sie hatte ja die bösen Triebe in Vater und Sohn aufsteigen sehen wie eine Fluth, und sie wußte, lief es diesmal gut ab, dann gab es für die Beiden kein Band mehr, das sie hemmen konnte. Und inmitten all' dieser Qualen sollte sie leben mit einem friedlosen Gewissen? Nein! war sie so manchen schweren Gang gegangen, hatte sie so manche einsamen Stunden durchwacht, so manche lichte Hoffnung von sich geschleudert, um ihren Mann von den bösen Mächten, die in ihm schlummerten, befreit zu sehen — so mußte sie auch noch diesen letzten Kreuzgang versuchen! Und — da stand sie in der Stube des Priesters.

An einem Tisch vor einer Lampe saß der Priester und las. Es war ein kurzes, rundes, hitziges Männchen, das Alle, die ihm zu ungelegener Zeit kamen, mit einem Schwall von heftigen Worten überschüttete. Aber wenn er nach Herzenslust gescholten, die ärgste Hitze ausgepustet und ausgeschwitzt und sich in seiner vielgeplagten Stellung gehörig selber bemitleidet hatte, und wenn selbst der letzte Nachhall des Unwetters sich in ein endloses, leises

Digitized by Google

Knurren aufgelöst: dann war er ein ernster und auch hilfreicher Mann, der sich seiner Berufspflicht nie entzog.

Als er diese Frau aus dem Hochgebirg bleich und durchschneit in seiner warmen Stube stehen sah, begriff er sofort, daß er in seiner gemüthlichen Stimmung gründlich gestört werden würde. Er sprang auf und fragte barsch: „Was wollt Ihr? Habt Ihr ein Anliegen an mich?"

„Ja."

„Wer schickt noch so spät zu mir? Von wem habt Ihr Auftrag?"

„Von mir selbst."

„So!" Nun konnte nicht einmal die Rede davon sein, die Sache hinauszuschieben. — Der Priester ging auf und ab und fuhr sich durch die Haare.

„Wie kann Sie einen Auftrag von sich selbst haben?"

„Ich wollte den Priester um einen Rath bitten."

„Da haben wir's!" platzte er los. „Rath will Sie? Ich glaube — Gott verzeih' mir den sündigen Gedanken! — diese Leute bilden sich ein, der Priester sei ein Mann, der einen Kramladen hat — oder besser eine Apotheke voll Seelenpflaster in Büchsen und Schubladen; und daß er Nummer so und so viel herunterhole, je nach Bedarf davon abwäge und billig verkaufe. — Rath? Ist Sie bei Trost? Was für einen Rath soll ich armer Mann geben, der kein einziges Stündchen Ruhe hat? Tag und Nacht soll die Apotheke offen stehen, selbst mitten im Winter, wenn der Schnee haushoch liegt und die Leute sich Gott befehlen, ihre Thüre schließen und zu Hause bleiben sollten. — Rath? — Was wird's denn sein? Hat der Bräutigam Eurer Tochter die Verlobung gelöst und verlangt die Brautgeschenke zurück? Sie hätt' es bleiben lassen können, Gaben anzunehmen, das ist mein Rath, das ist einer von den billigen; oder jene hätt' es bleiben lassen können, sich zu verloben; das ist einer von den theuern, aber sicheren".

Er hielt plötzlich inne.

„Also! Ihr habt ja keine Tochter."

„Nein."

„Nein, ganz richtig, Ihr habt keine Tochter — und doch braucht Ihr Rath? Was für eine Art Noth ist's denn, die Euch betroffen?"

„Die schwerste, in die ein Mensch gerathen kann."

Der Zorn des Priesters begann sich zu legen; denn es lag Etwas über der Frau, die hier in der Ecke stand und so kurz und bestimmt sprach — ein Etwas, das die Luft in der Stube kalt machte. Der Pfarrer schritt zum Ofen, setzte sich davor und schürte nach.

„Hm, es giebt mancherlei Noth, und Wenige können sagen, daß sie die schwerste erprobt haben. — Erzählt!"

Salborg bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „Jemand hat eine große Missethat begangen, und ich bin die Einzige, die darum weiß."

Nun brach der Priester wieder los: „Du mein Schöpfer! Ihr kommt

Digitized by Google

doch nicht, um mir das zu erzählen? Was soll ich mit Eurer Missethat? Sie in mein Archiv niederlegen und dann in meiner eigenen Stube nicht mehr schlafen können vor lauter Thaten der Finsterniß in meinen Schränken?"

Und nun ergoß er sich in die ungereimtesten Klagen über die Frau und die ganze Welt, die nur daran dächte, alles Böse von sich abzuwälzen und es in der Stube des Priesters zu verbergen, damit sie selber es gut habe. Doch Salborg kannte ihn und wußte, daß man ihm Zeit lassen mußte, sich auszutoben. Sie schwieg, bis wieder Windstille eintrat und der Priester ihr das Zeichen gab, daß sie nun fortfahren könne.

„Ich weiß nicht, ob ich es verheimlichen darf," sagte sie.

„Aber das wißt Ihr, daß ich es wissen soll — he? Doch ich will es nicht wissen, ich will es nicht wissen!" — Er ging wieder auf und ab. „Verheimlichen — hm — verheimlichen? Habt Ihr irgend eine Verpflichtung, es zu sagen?"

„Ich fürchte, zweier Seelen Seligkeit geht verloren, wenn ich schweige."

Im Nu war der Priester verwandelt. Er hielt in seinem ungeduldigen Hin- und Herrennen inne, faltete die Hände vor sich und sagte: „Frau, nun wird es ja ernsthaft. Herr, Du mein Gott, welche Noth seufzt nicht zu Dir empor von dieser jämmerlichen Erde! — Setzt Euch, Ihr werdet müde sein."

„Ich bin nicht müde."

„O nein, ist die Noth so groß wie Ihr sagt, so habt Ihr wohl keine Zeit, müde zu sein. — — Es wird Euch schwer fallen, die Sache zu offenbaren?"

„Schwerer als ich sagen kann."

„Der Thäter steht Euch vielleicht nahe?"

„Es ist mein eigner Sohn!"

„Gott stärk' Euch! — Ist die Strafe so groß, falls die That bekannt wird?"

„Es gilt gewiß das Leben."

Der Priester fuhr zurück: „Weib, Weib, wollt Ihr Euern eignen Sohn vom Leben scheiden?"

Zum ersten Mal während des ganzen Gespräches regte Salborg sich, zum ersten Mal brach all' der Jammer, der sie beschwerte, hervor durch die Verschlossenheit, die feste, fast strenge Art, die sie bisher in ihrem Gebahren und ihrer Rede an den Tag gelegt. Denn all' die Schneehügel, die dieses Unglück in ihrem Sinn aufgehäuft, begannen nun in lebendigen Frühlingsquellen hinzuschmelzen, welche die Sorge mit sich nehmen wollten; und unter der gefrorenen Schicht duftete das grüne Gras, und die sonnige warme Luft legte sich mit tausend tröstlichen Gedanken über die neuaufgeschossenen Keime in ihrem Innern. Ihre Stimme bebte sanft und flehend, und ihre Augen schienen sich in die geheimsten Gedanken des Priesters einzubohren, als sie fragte: „Meint Ihr, ich darf es verheimlichen?"

Digitized by Google

Der Priester kam wieder zur Besinnung. „Ihr sagtet, es gelte Zweier Seelenheil?“

„Ja.“

„Wer ist der Zweite?“

„Der Vater.“

„So übten sie Beide das Verbrechen?“

„Nein; aber er muß merken, daß Unrath im Wege ist, und doch will er mir nicht helfen.“

„Hm, er ist seinerzeit ein wilder Geselle gewesen — nun fürchtet Ihr, die alten Laster könnten schlimmer wiederkommen, wenn dies ungestraft abläuft?“

„Ja.“

„Habt Ihr ihnen in's Gewissen geredet?“

„Ich ließ nichts unversucht, wovon ich mir Hilfe versprach.“

„Doch es nützte nichts?“

„Nein.“

„Ja, hier gilt es das Leben, wie Ihr sagt — in doppeltem Sinne das Leben. Nun wißt Ihr nicht, was Ihr wählen sollt. Ja, ja, das ist der Menschen Loos von Tag zu Tag; soll ich das Leben wählen, das der Tod ist, oder den Tod, der das Leben ist? — Erzählt mir Alles!“

Salborg erzählte kurz und wahrheitsgetreu, und als sie zu Ende war, saß der Priester still und nachdenklich da. Nun war das Gehörte in sein Inneres eingedrungen und wurde von seinem Gewissen gewogen. Nach langem Schweigen fragte er: „Glaubt Ihr selbst, daß Gott von Euch begehrt, Ihr sollt es anzeigen?“

„Das zu fragen, kam ich zu Euch,“ versetzte Salborg fast unhörbar. „Aber glaubt Ihr es selbst?“

Ein leises, aber festes „Ja“ kam von den Lippen der bleichen Frau.

Der Priester ging auf und ab, offenbar in schwerem Streite mit sich selbst. Salborg stand und wartete auf seinen Schiedsspruch. Mehrmals that er einen Schritt auf sie zu, aber immer wieder kehrte er sich ab.

Doch plötzlich trat er dicht vor sie hin, sah ihr fest in die Augen und sagte fast barsch: „Betet um Gottes Beistand und geht den Weg, den er Euch gehen heißt!“

Dies war der Axtstreich, der Salborgs letzte Hoffnung niederschmetterte. Das Entscheidungswort war gesprochen, Das, was noch übrig blieb, war: nur blind gehorchen.

Kein ferner Sonnenstrahl erglänzte mehr, der ihr Auge aufleuchten ließ; kein milder Frühlingsregen fiel, der Das erweichen konnte, was erstarrt und begraben war, und keinen Scheideweg gab's mehr, der ihren Fuß zaudern machen konnte. Sie stand wieder da, ganz auf sich selbst angewiesen; sie hatte ihr Haus geschlossen und war reisefertig.

Der Priester aber sah sie fast flehend an, als hab' er ihr ein großes Unrecht abzubitten. Er nahm sie bei der Hand und redete ihr zu, dazubleiben;

Digitized by Google

sie solle sich erwärmen und trocknen und etwas genießen. Doch da sie nicht warten wollte, erbot er sich, an ihrer Stelle zu gehen; und da sie auch dies Anerbieten ablehnte, wollte er sie wenigstens begleiten. Er stand vor ihr, bemüht, seine thränenerstickte Stimme für überströmende Barschheit und kalte Herzlosigkeit auszugeben. Doch Salborg bedurfte nicht der Fürsorge eines Andern in dieser Stunde und antwortete, nun könne sie sich selbst helfen. Aber als sie Abschied nahm, flüsterte der Priester ihr zu: „Weib, diese Stunde wird Gott Euch nicht vergessen am Tage des Gerichts!"

Als der Priester wieder allein in seiner Stube saß, dachte er, dies sei eine Mahnung für ihn gewesen, weil er gerne behaglich zu Hause sitzen wollte und nicht an die Tausende dachte, die draußen unter der schweren Last des Kreuzes einherwandeln.

Salborg war im Innern ihrer Sache gewiß; doch als sie in die dunkle Nacht hinaustrat und im Schneegestöber weiter wanderte, konnte sie doch an keinem Hause, aus dem es ihr friedlich und hell entgegenblickte, vorbeigehen, noch Jemand begegnen, den keine Sorge zu drücken schien, ohne daß es in ihr flüsterte: „Noch könntest Du zurücktreten, noch könntest Du Dich und die Deinen schonen!" Doch sie watete weiter, immerzu, bis sie den Hof des Schulzen erreicht hatte.

Als sie die Thür desselben hinter sich geschlossen, war sie fertig.

Sie trat in's Amtszimmer — der Schulze war nicht zu Hause. Dies war eine neue Prüfung. Noch eine Nacht der Versuchung! dachte sie, als sie hinausging, und doch war es, als ob diese Frist Erlösung bringen könne. Sie ging in die andere Stube, um sich ein Nachtlager anweisen zu lassen; aber sie fühlte, daß Jemand, der die Sorge im Geleite bringt, Keinem ein willkommener Gast ist.

Hunderte von Fragen las sie in den Gesichtern, die sie umgaben, obwohl Niemand weiter nachforschte, was eine so ferne Wohnende zu dieser Zeit hinunter in's Thal getrieben haben konnte. Die Kinder verkrochen sich hinter die Erwachsenen und stierten mit ängstlichen Mienen auf die fremde Frau mit dem bleichen Gesicht und den scharfen, kohlschwarzen Brauen; und sie merkte, daß selbst die Erwachsenen scheu waren, weil sie nicht wußten, wen sie beherbergten, und doch fühlten, daß etwas Unheimliches an der Fremden hafte. Was würden sie erst sagen, wenn sie wüßten, um was es sich handelt, dachte Salborg; und schon sah sie die Ihren und sich als die Gebrandmarkten, die Jeder scheute.

Man bettete sie allein in eine kleine Kammer; doch hörten die Frauen, die im Nebenzimmer schliefen, sie stöhnen und leise beten. Als sie beim ersten Morgengrauen aufstanden, war die Fremde schon verschwunden. Nach einer Weile sah man sie aus dem Schulzenhof gehen und wieder thalaufwärts schreiten. Doch eh' es noch lichter Tag geworden, wußte man, was ihr Anliegen gewesen: den Sohn des Mordes anzuklagen.

Als Salborg heimkehrte, folgten ihr zwei Männer, um Jon zu holen. Vater und Sohn waren bei ihrer Ankunft zu Hause. Gest saß auf der

Digitized by Google

Bank. Sobald er ihr Begehren hörte, fühlte er, daß er noch der Mann sei, dessen Faust einst gefürchtet war; und als er lautlos, wie wenn er den Boden nicht berührte, mit einem einzigen Sprung vor den Männern stand und sie anschrie: „Wer hat ihm das nachgesagt?“ dachte Jeder dasselbe, denn Keiner antwortete.

Als er aber zum zweiten Male, heftiger begann: „Ich frage, wer ihm das nachgesagt hat?“ blickten die Männer auf Salborg; Gest folgte ihren Augen — und als er der vollen Wahrheit von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, da verließ ihn seine Kraft, sowohl in den Füßen als auch im Sinne, er stürzte sprachlos zu Boden.

Jon raste wie ein wildes Thier. Er schlug um sich, bat und fluchte: so lang' er konnte; doch als er sah, Alles sei vergeblich, schwieg er trotzig und sprach nicht ein Wort mehr, bis er vor Gericht verhört wurde und gestand.

Bei allen Verhandlungen war Salborg als Zeuge zugegen. Man sah sie kein einziges Mal fehlen, so lange das Verhör dauerte, und auch nicht, als das Urtheil gefällt wurde, das über ihren Sohn lebenslängliches Gefängniß verhängte, aber ihren Mann freisprach, weil man ihm keine Schuld nachweisen konnte.

Jedesmal ging sie die weite Strecke hin und zurück — und sie ging auch heim nach der letzten Sitzung.

Sie schritt vorbei an ihrem alten Vaterhaus, wo sie ihren Frühlingstraum unter den hellbelaubten Birken geträumt hatte, ohne nun einen Seufzer auszustoßen, daß der wilde Herbststurm all' die Blätter abgestreift. Aber als sie hinauf zu dem Bergabhang kam und ihre Heimstatt sah und daran dachte, daß jetzt der Schnee nicht nur hoch um dies Haus lagere, sondern auch um ihr Leben: da sank sie todmüde am Wege nieder — da sah sie mit einem einzigen Blick die ganze Oede, die vor ihr lag, und da fühlte sie bis in ihr Innerstes die Eiskälte des Lebens, das ihr nun bevorstand. Sie hatte ihre eigene Lebenshoffnung zu Grabe geleitet; jetzt blieb ihr Zeit, den Verlust zu beweinen.

Dies ist meine Geschichte aus dem einsamen Hochgebirg. Sie erzählt von jener Art Heldenthat, die keine glänzenden Bilder in unseren Gedanken weckt, und die nicht zur Sage im Volksmunde wird. Man senkt eine solche Sage still in die Erde.

Doch dieser Muth und diese Bereitwilligkeit, sein Kreuz zu tragen, wenn es gilt, ist die einzige erlösende Macht in der Stunde der Noth. — Jene Gluth, die oft Tausende anfeuert, sich selbst zu vergessen in einer großen Stunde, kann verdunsten wie Morgennebel; aber dieser siegesstarke Wille hält aus.

Bei jeder Sage, die zur Schmach oder Ehre eines Volkes entsteht, ist's diese Kraft, die schläft oder kämpft; wenn Gott großes Unglück sendet, so ist's diese Kraft, die er wecken will; und diese Kraft ist es auch, von der

Digitized by Google

wir Alle hoffen müssen, daß in der Stunde der Gefahr, wenn das Nordlands-Volk den Kampf aufnehmen soll für Land und Heimath, dieses seinen alten Heldenruhm bewähren werde.

Doch Gott tröste den, der einsam mit seiner Sorge auf der kalten Bergeinöde wohnt!

Christian Elster ist am 4. März 1841 in Namdalen in Norwegen geboren, wo sein Vater damals Vogt war. Später siedelte die Familie nach dem Söndfjord über, und hier wuchs er auf, bis er in seinem 15. Jahre nach Christiania kam, um daselbst die Schule zu besuchen. Indeß wollte es mit dem Latein nicht gehen. Er fühlte selbst, daß er zu spät begonnen hatte. Dazu kam, daß Elster, unter einer starken innern Gährung, die verschiedenartigsten Werke las und binnen Kurzem Bekanntschaft mit der ganzen neueren vaterländischen, wie auch mit einem guten Theil der ausländischen Literatur machte. In seinem neunzehnten Jahre schrieb er ein Schauspiel; gleich danach bebütirte er auf dem Theater in Christiania. Sein Stück wurde von verständigen Männern gelobt; und das einstimmige Urtheil über sein Spiel war, daß er großes mimisches Talent habe. Dessenungeachtet zog er, als die Saison begann, wo er auftreten sollte, sich zurück — nicht weil er an seinem Talente zweifelte, sondern weil die Gährung, unter welcher er sich entwickelte, ihn unklar über sich selbst und seine Aufgabe machte. Beim examen artium fiel er durch. Elster lebte nun in Christiania als Correspondent und Mitarbeiter für verschiedene Blätter. In dieser Zeit schrieb er auch mehrere Erzählungen, die, trotz mancher Mängel, großes Talent verriethen und dem jungen Autor Lob und Aufmunterung von Denen einbrachten, welche sich für die nationale Dichtung interessirten. Denn Christian Elster war und blieb norwegisch. Da er jedoch die Studien nun aufgegeben hatte, reiste er 1858 nach Deutschland, um sich als Forstmann auszubilden. 1868 kehrte er zurück und machte sein Examen, wonach er wieder mit seinen literarischen Arbeiten begann. Den Winter 1872—73 brachte er in Kopenhagen zu; dies war (außer seinem Aufenthalt in Deutschland) die einzige Reise in's Ausland, welche er unternahm. Im Herbst 1873 erhielt er die Anstellung, die er bis zu seinem Tode behielt: die Stelle eines Forstassistenten im Drontheimischen mit einem jährlichen Gehalt von 1200 Kronen, der in den sieben Jahren, welche er diente, bis zu 1600 stieg. Im Frühling 1881, gerade während sein letztes Buch „Gefährliche Leute" in Kopenhagen gedruckt wurde, erkrankte Elster; und am 11. April starb er an einer Lungenentzündung nach dreitägigem Krankenlager. Er hinterläßt eine Wittwe und drei Knaben. Es war eigentlich erst sein letztes Buch, das völlig zeigte, welch' großes und ungewöhnliches Talent Elster besaß. Wie etwas Unklares über seiner ganzen Entwickelung liegt, so daß er den einen Lebensplan nach dem andern aufgab, bis ihm endlich die bescheidene Stellung eines Forstassistenten zu Theil wurde, so geht ein gleicher Zug durch die hervorragendsten Figuren in seinen Erzählungen. Sie sehnen sich nach etwas Großem, Hohem und Fernem. Aber das Leben umgiebt sie mit engen, kleinlichen Verhältnissen; und vornehmlich in diesem Gegensatz läßt Elster seine lebendigen Gestalten sich bewegen, läßt sie zu Grunde gehen oder sich hindurchkämpfen. Er selbst sehnte sich ja nach größern, freieren Verhältnissen; er hatte sicher selbst die Empfindung, daß sein Talent der Aufmunterung und Befruchtung bedürfe, welche ein Aufenthalt in der Fremde verleiht. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er nicht verbittert wurde, daß er seinen frischen Humor und die Liebe zu seinem Land und Volk bewahrte; daß sein dichterisches Talent im Kampfe mit der knappen Lebenslage nicht verkümmerte, sondern im Gegentheil sich stets reicher entfaltete. Und um so tiefer ist es zu beklagen, daß er sterben mußte, gerade als die Anerkennung ihm endlich in vollem Maße zu Theil wurde.

Digitized by Google

Die Kataſtrophe Wallenſteins.

Nach der neueſten archivaliſchen Publikation.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Es giebt Erſcheinungen in der Weltgeſchichte, welche dem belebenden Lichte der Sonne vergleichbar ein ganzes Zeitalter erleuchten und erwärmen, deren Schöpfungen gleich denen des Weltenraums unvergänglich zu ſein und das Leben der Menſchheit in neue Bahnen zu lenken ſcheinen. Solche Erſcheinungen bewundern wir vor Allem in dem Schöpfer der chriſtlichen Religion, dann in Männern wie Luther, Newton, Kepler, Karl dem Großen. Neben ihnen aber zeitigt das vielgeſtaltige, proteusartige Leben der Völker andere Geſtalten, welche meteorartig plötzlich aus dem Nichts erſtehen, die Welt mit ihrem übernatürlichen und doch nicht wohlthätigen Glanze erfüllen, um dann eben ſo ſchnell wieder in dem Nichts zu verſchwinden, aus dem ſie hervorgegangen. Es ſind Perſönlichkeiten, wie Attila und vor Allem Napoleon I., an die wir denken.

Wallenſtein nimmt zwiſchen ihnen gleichſam die Mitte ein; auch er tauchte aus dem Dunkel der Unbedeutendheit plötzlich hervor und wurde bald glänzend in ſeiner Erſcheinung, bedeutend in ſeinen Schöpfungen, ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung: auch ihm iſt es begegnet, daß er von der ſchwindelerregenden Höhe, welche er erſtiegen, jäh herabſtürzte in den Abgrund, der ſich unſichtbar und unbemerkt vor ihm eröffnet hatte. Iſt aber dieſe furchtbare Kataſtrophe wirklich von ihm verſchuldet geweſen? Iſt er, dem Meteor ähnlich, an ſeinem eigenen verzehrenden Glanze zu Grunde gegangen? Das ſind Fragen, welche die hiſtoriſche Forſchung von dem Augenblicke an, wo die unerwartete Kataſtrophe eintrat, immer und immer wieder aufwarf, ohne doch eine definitive Antwort zu finden, bis dann in

Digitized by Google

unseren Tagen der Altmeister deutscher Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, dem erstaunten Geiste der Nachwelt mit genialer Klarheit zum Bewußtsein brachte, daß es bei der Lösung dieses historischen Problems nicht so sehr auf die Frage ankomme, ob Wallenstein nach den Gesetzen der Moral und des Rechtes schuldig gewesen sei, daß es vielmehr Aufgabe der Geschichtsschreibung sein müsse, die eigenthümliche Combination historischer und politischer Thatsachen und Beziehungen klarzulegen, denen der wunderbare Mann erlegen ist. Denn so sehr auch der berühmte Satz, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei, bis zu einer gewissen Grenze eine unbestreitbare Wahrheit in sich schließt, so grundverschieden ist doch das Verfahren und die Methode des Historikers von der des Richters. Während dem letzteren die unmittelbare Wahrnehmung, der persönliche Verkehr und die persönliche Unterredung mit den Betheiligten als Quelle seiner Erkenntniß dienen, während er es mit der unmittelbaren, gleichsam noch fortlebenden Gegenwart zu thun hat, in der und mit der er selbst lebt und webt, muß der Historiker die objective Wahrheit aus den Zeugnissen längst vergangener Zeiten zu gewinnen suchen: ihm fehlt die persönliche Berührung mit dem Gegenstande seiner Forschung: er muß daher nachzuweisen suchen, welche Stellung eine Persönlichkeit oder ein Ereigniß in der fortschreitenden Bewegung der Geschichte der gesammten Menschheit eingenommen, welchen Werth sie für die Entwicklung derselben gehabt haben.

Und in diesem Sinne kann das Urtheil über Wallenstein nur günstig lauten. Nicht seinen eigenen Ideen und Plänen ist er erlegen, sondern vielmehr der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, der Sinnes- und Anschauungsweise seiner Zeit und vor Allem dessen, der ihn auf seinen hohen Platz gestellt hatte. Es liegt eine furchtbare und doch tief in dem Wesen der Menschennatur begründete Wahrheit in dem Satze, welchen der Dichter unserm Helden in den Mund legt:

> Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
> Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
> Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
> Was immer war und immer wiederkehrt.
> Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten.

Eben an dem Kampfe gegen dieses „ewig Gestrige", in welches sich seine gewaltige Natur nicht hineinfinden konnte, ist Wallenstein zu Grunde gegangen.

Suchen wir uns die historische Lage zu vergegenwärtigen, welche Wallenstein vorfand, als er im Frühjahr 1632 zum zweiten Male das Generalat übernahm.

Schon einmal hatte er im Jahre 1625 den Kaiser aus drohender Gefahr errettet: damals hatte der Dänenkönig Christian sich an die Spitze der deutschen Protestanten gestellt und ein mächtiges Heer aufgebracht, mit welchem er den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte zwingen wollen. Der Kaiser selbst war nicht in der Lage gewesen, ihm ein seinem unmittel-

Digitized by Google

baren Befehle untergebenes Heer entgegenzustellen; denn Tilly stand im Solde der Liga, deren Interessen mit denen des Kaisers doch keineswegs überall zusammenfielen. Da war Wallenstein mit dem merkwürdigen Anerbieten an Kaiser Ferdinand herangetreten, ihm auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann anzuwerben, welches nur dem Kaiser selbst zur Disposition stehen, dessen Oberbefehl aber dem Feldherrn allein vorbehalten bleiben solle.

Der Kaiser hatte anfangs geschwankt, ob er das Anerbieten, dessen bedenkliche Seite ihm nicht verborgen bleiben konnte, annehmen sollte. Die Noth aber überwog diese Bedenken. Wallenstein erhielt in der That die verlangte weitgehende Vollmacht und — löste das gegebene Versprechen, dessen Ausführung man fast für unmöglich gehalten hatte, ein. Die Welt war voll von Bewunderung über die beispiellos kühnen Kriegsthaten, die er dann an der Sitze dieses selbstgeworbenen Heeres vollbrachte. Aber als er seine Aufgabe gelöst hatte, als der Dänenkönig und die deutschen Führer der Protestanten geschlagen, ja fast vernichtet waren, als durch den Frieden von Lübeck die von Dänemark drohende Gefahr beseitigt war, da erhob sich von allen Seiten ein dichtes Gewebe von Intrigen und Verdächtigungen gegen den großen Feldherrn, dessen Glanz und Macht naturgemäß den Neid und die Eifersucht der deutschen Kurfürsten geweckt hatte. Der Kaiser war schwach genug, seinen Retter den Machinationen seiner offenen und heimlichen Gegner preiszugeben. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan; er konnte gehen. Auf dem Kurfürstentage von Regensburg ward Wallenstein seiner Würde entsetzt: er nahm die Nachricht hiervon, so sehr sie ihn auch verletzen mußte, ruhig entgegen und entließ die Abgesandten, welche sie ihm überbracht hatten, mit fürstlichen Geschenken. Scheinbar ruhig zog er sich von der bewegten Bühne des politischen Lebens zurück und schien sich in dem ruhigen friedlichen Glanze seiner reichsfürstlichen Stellung zu gefallen.

Aber schon war der Schwedenkönig in Deutschland erschienen und fegte, gleichsam wie eine Windsbraut über die nördlichen Gegenden unseres Vaterlandes dahinbrausend, Alles, was dem Kaiser anhing, hinweg. Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs durch Tilly war nur ein vorübergehender Erfolg der kaiserlichen Waffen. Wenige Monate später erlitt Tilly die furchtbare Niederlage bei Leipzig und Breitenfeld, die Gustav Adolph den Weg nach dem Rhein und Süddeutschland eröffnete. Während die nunmehr mit Gustav Adolph verbündeten Sachsen unter einem Schüler Wallensteins, Arnim, in Böhmen eindrangen und Prag besetzten, rückte der Schwedenkönig in unaufhaltsamem, glänzenden Zuge durch Thüringen und Franken nach dem Rheine, nahm Würzburg ein, besetzte Mainz und rückte in Bayern ein. In diesem Momente stand für den Kaiser Alles auf dem Spiele: er war verloren, wenn es ihm nicht gelang, ein mächtiges, von einem tüchtigen Führer geleitetes Heer dem Schwedenkönige entgegenzustellen. In dieser höchsten Noth wandte er sich wiederum an den Mann, der ihn schon einmal aus schwerster Bedrängniß gerettet hatte, an Wallenstein.

Digitized by Google

An diesen trat nun die schwerwiegende Erwägung heran, ob er seine Kräfte noch einmal dem Kaiser zur Verfügung stellen solle, der ihn trotz der großen Verdienste, welche er sich um ihn erworben, der Eifersucht der Kurfürsten aufgeopfert hatte. Mußte Wallenstein nicht eine Wiederholung dieser Entwickelung fürchten, zumal seine politischen Pläne, wie wir sehen werden, in geradem Gegensatz zu den Anschauungen der Kurfürsten standen? Konnte es für ihn nicht zweckmäßiger erscheinen, sich dem neuaufgehenden Gestirn des Schwedenkönigs anzuschließen? Es ist bekannt, daß religiöse Motive bei Wallenstein nie in hervorragender Weise mitgewirkt haben: er hat immer in seinem Heere, ja in den Reihen seiner höheren Offiziere eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Protestanten gehabt. Ja, die ganze Richtung seiner Politik, seine ureigenste Anschauung war immer auf eine Aussöhnung mit den Protestanten gerichtet. Er hat dem Kaiser schon während seines ersten Generalats einmal geäußert: und wenn er zehn Schlachten gewinne, so sei dieser Krieg damit doch noch nicht beendigt. Aus diesem Grunde hatte er im Jahre 1629 energisch gegen das Restitutionsedict, welches die Protestanten in ihren eigensten Interessen tödtlich verletzen mußte, protestirt.

Und daß die Wahl der Politik nach seiner Absetzung völlig in seiner Hand lag, ebenso wie das bei den übrigen deutschen Fürsten der Fall war, kann keinem Zweifel unterliegen. Nicht nur in seiner Eigenschaft als Herzog von Friedland war er souveräner Fürst des Reiches, er war von dem Kaiser auch mit den mecklenburgischen Landen, deren Herzöge man geächtet hatte, belehnt worden. Er stand den souveränen Fürsten Deutschlands, deren einige bereits in ein Bündniß mit Gustav Adolph getreten waren, ebenbürtig zur Seite.

In der That hat denn auch Wallenstein, bevor ihm von Seiten des Kaisers der Antrag zur Wiederübernahme der obersten Feldherrnwürde gemacht wurde, in Verbindung mit dem Schwedenkönige gestanden. Wir besitzen über den Gang und den Inhalt der Verhandlungen ein wichtiges und in der Hauptsache authentisches Zeugniß in den Aufzeichnungen des schwedischen Unterhändlers, der den Verkehr der beiden großen Feldherren vermittelte. Zwischen diesem, Adam Terzka und Wallenstein hat dann eine Unterredung in einem Gartenhause des Grafen Maximilian Wallenstein stattgefunden, in welcher Wallenstein seine Anträge näher formulirte: aber eben die Grundforderung des Friedländers, der Schwedenkönig solle ihm 12,000 Mann seiner Truppen überlassen, wollte und konnte dieser, der seine Kräfte nothwendig zusammenhalten mußte, nicht eingehen.

Und eben als sich die Verhandlungen mit dem Schwedenkönige auf diese Weise zerschlugen, erschien der Abgesandte des Kaisers, Fürst Eggenberg, in Znaim, um Wallenstein zu der Annahme des Generalats zu bewegen. Es war vorauszusehen, daß Wallenstein auf diesen Antrag nur eingehen würde, wenn ihm für die Gedanken, mit denen er sich trug und die eben auf eine Versöhnung der sich widerstreitenden Gegensätze gerichtet waren,

Digitized by Google

völlig freie Hand gelassen wurde. Wenn der Kaiser darauf, wie wir sehen werden, einging, so leitete ihn hierbei vor Allem der Gesichtspunkt, daß er selbst sich in Bezug auf Sachsen mit Gedanken trug, welche mit denen Friedlands zusammenfielen. Er hoffte zu erreichen, daß Sachsen, mit dem er so lange eng verbunden gewesen war und das sich nur nothgedrungen und fast wider Willen dem schwedischen Bündnisse angeschlossen hatte, wieder auf seine Seite trete. Und eben hierzu erschien Wallenstein, der mit dem sächsischen Feldherrn Arnim früher in einem engen persönlichen Verhältnisse gestanden hatte, als der geeignete Mann. Der Kaiser hat sich, eben um Sachsen und auch Brandenburg wieder auf seine Seite herüberzuziehen, sogar Wallenstein gegenüber zu dem Versprechen einer Aufhebung des Restitutionsedictes verstanden. Und eben in diesem Sinne hatte Wallenstein dann weiter operirt.

War so in Bezug auf die vornehmste Frage ein Einverständniß erzielt, so konnte Wallenstein nunmehr ernstlich daran denken, auf den Antrag des Kaisers einzugehen. Er that es, aber nicht bedingungslos. Er wußte sehr wohl, was er dem Kaiser war oder werden konnte. Und wenn er sich als souveräner Fürst des Reiches dazu verstand, noch einmal in ein directes Dienstverhältniß zum Kaiser zu treten, wer wollte es ihm verargen, wenn er sich die Unabhängigkeit seiner Entschließungen, die ihm, wenn er den Antrag des Kaisers nicht annahm, beiwohnte, auch bei der Uebernahme des Obercommandos zu sichern bestrebt war?

Aber so natürlich dies Bestreben an sich auch war, so liegt doch eben darin der Knoten der dann folgenden tragischen Verwickelung. Eben dies mit voller Unabhängigkeit verbundene Dienstverhältniß trug die Keime eines späteren Conflictes mit der souveränen Gewalt des Kaisers schon in sich.

Die Capitulation, auf Grund deren Wallenstein den Oberbefehl wieder übernahm, ist niemals in völlig authentischer Form bekannt geworden: zum Theil sind die Bedingungen nur mündlich vereinbart worden. So viel aber steht doch fest, daß dem Oberfeldherrn nicht nur das volle und völlig unabhängige Commando über das neuzuschaffende Heer übertragen, des Kaisers eigener Sohn ausdrücklich von jeder Theilnahme am Oberbefehl ausgeschlossen wurde, sondern daß dem Feldherrn auch die Leitung der Politik, die Einleitung und Führung der Friedensverhandlungen überlassen wurde. Und lag hierin nicht in der That ein innerer unlösbarer Widerspruch? Konnte eine solche absolute Feldherrngewalt mit der Souveränität des Staatsoberhauptes vereinbart werden? War es schon bedenklich für einen souveränen Fürsten, sich der obersten Heeresleitung zu entäußern, so muß die monarchische Gewalt in der That illusorisch werden, wenn sie auch auf das Recht der Verhandlung mit fremden Mächten verzichtet. In dem Augenblicke, in welchem der Feldherr von dieser ihm verliehenen Gewalt thatsächlich Gebrauch gemacht hätte, wäre ein unheilbares Zerwürfniß mit dem Kaiser eingetreten. Es ist eingetreten, noch bevor der Feldherr bis an die äußerste Grenze des nach dieser Capitulation Erlaubten vorging.

Digitized by Google

Daneben erscheinen dann die Bedingungen, welche Wallenstein für seine spätere Stellung im Reiche forderte, so wichtig sie an sich sein mögen, fast unbedeutend. Wir wissen schon, daß der Kaiser ihn mit dem Herzogthum Mecklenburg belehnt hatte. Dies aber war gegenwärtig von den Feinden besetzt: der Kaiser verlieh ihm in Folge dessen das Fürstenthum Glogau und versprach ihm, falls Mecklenburg nicht wiedergewonnen werden sollte, ein vollständiges Aequivalent für diesen Verlust. Seine Stellung als deutscher Reichsfürst wollte sich Wallenstein auf keinen Fall entreißen lassen: denn erst durch diese gewann er auch nach der eventuellen Beendigung des Krieges eine Stellung, in welcher er seine unabhängigen und selbständigen politischen Pläne weiter führen konnte: denn in den politischen Fragen, welche die Welt bewegen, vermag das Recht nicht immer oder nur sehr selten allein zu entscheiden. Es muß mit der erforderlichen Macht gepaart sein, welche ihm seine Durchführung erst ermöglicht.

Von dem Momente an, in welchem Wallenstein die Führung des kaiserlichen Heeres wieder übernahm, suchte er nun, wie ihm dies seine Capitulation gestattete, auch die Fäden der europäischen Politik in seiner Hand zu concentriren. Sein vornehmster Gedanke war dahin gerichtet — und damit befand er sich zunächst in voller Uebereinstimmung mit dem Kaiser — das zwischen Schweden und Sachsen bestehende Bündniß zu lösen, die Sachsen auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen.

Viel nützte Deutschland meine Mäßigung,
Wär mir's geglückt, das Bündniß zwischen Sachsen
Und Schweden, das verderbliche, zu lösen,

läßt Schiller Wallenstein dem kaiserlichen Abgesandten Questenberg entgegnen.

Man hat Wallenstein in neuerer Zeit wohl den modernen Fabius Cunctator genannt, der durch zögernde und vorsichtige Kriegführung den Staat gerettet habe. Nicht ganz mit Unrecht. Zunächst aber war doch das gewünschte Ziel auf gütlichem Wege allein nicht zu erreichen, der Gewalt der Waffen mußte die Entscheidung anvertraut werden.

Wallenstein wandte sich zunächst eben gegen den Feind, den er zu sich herüberzuziehen beabsichtigte. Indem er die Sachsen aus Böhmen vertrieb, Prag eroberte und in Sachsen einzudringen sich anschickte, hoffte er entweder den Schwedenkönig, der bereits in das Herz des Bayernlandes vorgedrungen war, von dort wegzuziehen oder den Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu vermögen.

Das konnte doch eben wieder nur geschehen, wenn man den Sachsen in den religiösen Fragen Zugeständnisse machte. Und darauf liefen die Anerbietungen, welche Wallenstein dem sächsischen Feldherrn Arnim, noch während er ihn bekriegte, gemacht hat, hinaus. Freiheit der Religion und voller Besitz der geistlichen Güter sollte gewährleistet, Brandenburg zum Beitritt aufgefordert werden.

Digitized by Google

Aber so ohne weiteres wollte sich doch der Kurfürst von Sachsen von Gustav Adolf, der ihn eben noch vor Tilly's Schaaren gerettet hatte, nicht trennen. Dessen Gedanken aber waren neben einer Ausgleichung der religiösen und ständischen Gegensätze, wie sie Wallenstein in Vorschlag brachte, noch auf eine territoriale Entschädigung Schwedens in Pommern gerichtet. Brandenburg, welches durch seine alten Erbverträge Anspruch auf die Nachfolge in diesem Lande hatte, meinte er durch Säcularisationen geistlicher Güter zu entschädigen. Sehr bezeichnend für Wallensteins Gesinnung ist es doch, daß er auf diese Prätentionen der Schweden auch in späteren Tagen nicht einzugehen gewillt war. Nachdem sich einmal seine Verhandlungen mit Schweden zerschlagen hatten, stand er diesen immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Die Schweden für seine Zwecke zu gebrauchen hätte er wohl kein Bedenken getragen, aber ihnen deutsche Länder zu überlassen, dagegen sträubte sich sein Nationalgefühl. In seinem ersten Generalat hat er wohl daran gedacht, dem Kaiser der kurfürstlichen und ständischen Macht gegenüber eine absolute Gewalt zu verschaffen: die Intactheit des deutschen Reiches hat er nie aus den Augen verloren. Im Grunde ist es in der That ein Ausdruck seiner wahren Ueberzeugung, wenn der Dichter ihn ausrufen läßt:

> Was geht der Schwed' mich an? Ich haff' ihn, wie
> Den Pfuhl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich ihn
> Bald über seine Ostsee heimzujagen.

Doch irrte Schiller, wenn er annahm, daß Wallenstein in der That mit den Schweden schon lange vor seiner Katastrophe heimlich verhandelt habe. An eine Verbindung mit den Schweden hat er erst gedacht, als er bereits die Nachricht von seiner zweiten Absetzung erhalten hatte: bis dahin hat er mit ihnen, wenn überhaupt, nur vorübergehend und nie heimlich, unterhandelt: wir werden sehen, daß er den Kaiser über seine sämmtlichen Verhandlungen mit fremden Mächten stets auf das Genaueste informirt hatte. An Verhandlungen ohne Vorwissen des Kaisers hat er bis in den December des Jahres 1633 nie gedacht. Die Gründe seiner Absetzung und seiner Ungnade beim Kaiser sind ganz andere gewesen. Wenn die Anhänger des Kaisers solche heimliche und „hochverrätherische" Verhandlungen als den Grund seines Sturzes angeben, so haben sie, und das ist das epochemachende Resultat der jüngsten unparteiischen Publicationen, wissentlich oder unwissentlich eine Unwahrheit ausgesprochen.

Da nun der Kurfürst von Sachsen auf eine Verhandlung, welche in einem bewußten Gegensatz zu den Intentionen Gustav Adolphs gestanden hätte, nicht eingehen wollte, so mußte zunächst mit den Waffen weiter gekämpft werden.

Es ist bekannt, wie Wallenstein dann mit seinem und dem von Maximilian von Bayern geführten ligistischen Heere Gustav Adolph gegenüber bei Nürnberg ein befestigtes Lager aufschlug, wie Gustav Adolph den Versuch

Digitized by Google

machte, dasselbe zu erstürmen, aber von Wallenstein zurückgeschlagen wurde. Die Welt wurde inne, daß sich hier zwei Kräfte mit einander maßen, die einander völlig gewachsen waren.

Eine große Versuchung muß es doch für Wallenstein gewesen sein, als ihm nun der Schwedenkönig eine persönliche Unterredung behufs eventueller Friedensunterhandlung anbot. Ging Wallenstein auf das Anerbieten ein, und verständigte sich mit Gustav Adolph, so hätten beide vereint das Schicksal Europa's entscheiden können. Er widerstand der Versuchung und theilte den schwedischen Antrag Maximilian von Bayern mit, der dann dafür war, daß man den Kaiser hierüber entscheiden lassen müsse. Und in der That war der kaiserliche Hof geneigt, auf Verhandlungen mit den Schweden einzugehen. Aber die Grundlage für dieselben, die er in Vorschlag brachte, Aufhebung des Restitutionsedictes für Sachsen, Brandenburg und Dänemark einerseits, Integrität der kaiserlichen Erblande andererseits, hätte doch nur die deutschen Protestanten, nicht aber den Schwedenkönig zufriedenstellen können. Die Verhandlungen zerschlugen sich, ehe sie noch recht in Gang gekommen waren.

Währenddem waren die Sachsen, die durch den Zug Wallensteins nach Bayern freie Hand bekommen hatten, in Schlesien eingefallen, Gustav Adolph selbst in das südliche Bayern vorgedrungen in der Hoffnung, daß Wallenstein ihm folgen werde. Dieser wendete sich aber vielmehr gegen Sachsen und drang siegreich bis in das Herz dieses Landes vor. Er berechnete, daß der Schwedenkönig seinem Bundesgenossen zu Hilfe eilen werde und daß es in Sachsen zu einer definitven Entscheidung kommen müsse: darum hatte er den Kurfürsten Maximilian von Bayern aufgefordert, mit nach Sachsen zu ziehen: ohne Erfolg: Maximilian wollte sein Erbland nicht schutzlos den Waffen des Feindes preisgeben und blieb in Bayern. Wallenstein aber hatte richtig gerechnet: Gustav Adolph folgte ihm in der That nach Sachsen: bei Lützen kam es am 16. November zu einer der fürchterlichsten Schlachten jenes traurigen und Deutschland zerrüttenden Krieges. Die Schweden waren Anfangs im Nachtheil: als der König nach dem rechten Flügel eilte, um die schwankende Schlachtordnung wiederherzustellen, wurde er von mehreren feindlichen Kugeln erreicht und brach zusammen. Erst über seiner Leiche entbrannte dann der fürchterlichste Kampf, der auf beiden Seiten mit beispielloser Wuth und Tapferkeit geführt wurde: nicht eigentlich geschlagen, mußte sich doch Wallenstein entschließen, den Befehl zum Rückzuge zu geben. Zum Theil war auch die Stimmung der Landeseinwohner Veranlassung zu diesem Entschlusse. Schon hatten die Fuhrleute, welche die Bespannung der Geschütze gestellt hatten, ihre Pferde fortgeführt: man mußte eine allgemeine Empörung des Landvolkes befürchten.

Gleichwohl wurde der Tag von Lützen von dem Kaiser und seinen Anhängern als ein großer Sieg gefeiert: man wußte wohl, — und Wallenstein war der Letzte, sich dieser Einsicht zu verschließen, — was es zu bedeuten hatte, daß dieser eine Mann nicht mehr war.

Digitized by Google

Und vielleicht ist es für den weltgeschichtlichen Ruhm Gustav Adolphs selbst ein Glück gewesen, daß er eben jetzt einen ehrenvollen Tod fand. Noch stand und steht sein Bild rein und ungetrübt vor den Augen der Mit- und Nachwelt. Wohl ist es wahr, daß sein Eifer für die protestantische Sache nicht der einzige Beweggrund seiner Landung in Deutschland war, daß auch dynastische Interessen, namentlich der Unwille über die Absetzung der ihm verwandten mecklenburgischen Herzoge, mit im Spiele waren. Noch gingen aber seine Anforderungen, wie wir gesehen haben, über eine billige Entschädigung für seine Gefahren und Anstrengungen nicht hinaus: noch konnte man ihn als den edlen und ritterlichen Retter der protestantischen und antiösterreichischen Ideen in Deutschland bewundern und verehren. Wenn man behauptet hat, er habe sich zum Kaiser von Deutschland machen und somit seine eigenen dynastischen Interessen zu seinem leitenden Gesichtspunkte machen wollen, so läßt sich hierfür ein irgend stringenter Beweis nicht erbringen. Aber hätte er der Versuchung auch bei ferneren Erfolgen der schwedischen Waffen widerstanden? Hätte ihm nicht bei der großen Verehrung, die ihm von Seiten der deutschen Protestanten immer allgemeiner entgegengebracht wurde, der Gedanke aufsteigen sollen, diese für seine persönlichen Zwecke zu benutzen? Aus einem Retter der protestantischen Religion wäre er dann ein nationaler Feind Deutschlands geworden. Auch in dieser Beziehung ist die Schlacht bei Lützen von unermeßlicher historischer Bedeutung gewesen.

Zunächst aber war für Wallenstein, dessen Heer durch die furchtbaren Anstrengungen und die beiden blutigen Schlachten schwer gelitten hatte, die Nothwendigkeit gegeben, aus Feindesland zu weichen und seine Winterquartiere in dem durch den Krieg schon völlig ausgesogenen Böhmerlande zu nehmen. Daß ihm hieraus ein begründeter Vorwurf nicht zu machen ist, ersieht man aus dem Bericht, den der kaiserliche Abgesandte Questenberg am 20. December 1632 aus Prag nach Wien erstattete. Hier heißt es: „Die campagna hat dies Jahr lang gewährt, die Soldateska ist mit der Profiant über die Maßen schlecht gehalten und bei der zweien fürgegangenen Treffen übel zugerichtet, da in dem letzten in wehrender Schlacht von Fremd und Feinden der bagaglio, darin des Soldaten ganze Substanz consistirt, spolirt worden." Deshalb habe der General beschlossen, den Winter über den Krieg mit Praktiken zu führen, d. h. von Neuem Unterhandlungen mit dem Feinde, namentlich mit Sachsen, das er nach Gustav Adolphs Tode auf seine Seite zu bringen hoffe, anzuknüpfen, und erst im Sommer wieder die kriegerische Operation mit voller Kraft zu eröffnen. In demselben Sinne berichtete Wallenstein selbst an den Wiener Hof: so äußerte er sich auch zu dem Grafen von Wartensleben, der von dem Dänenkönig als Friedensvermittler nach Wien geschickt war und auf dem Rückwege von dort Wallensteins Lager in Prag berührte: „er fühle jetzt, daß er alt werde; er sei von Krankheiten geplagt, der Ruhe bedürftig. Niemals habe er größere Vor-

Digitized by Google

bereitungen zum Kriege gemacht, aber doch niemals heißere Begierde gehabt Frieden zu machen." *)

In der That begannen Friedensverhandlungen eingehendster Art schon im März 1633 unter Vermittelung des Landgrafen Georg von Hessen, der mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers in Leitmeritz erschien und dort mit den kaiserlichen Abgesandten, an deren Spitze der Bischof Anton von Wien stand, verhandelte. Die kaiserlichen Abgesandten erwiesen sich noch nachgiebiger als früher: nicht nur die Aufhebung des Restitutionsedictes, sondern selbst die völlige Gleichberechtigung der Confessionen in den Territorien, eine paritätische Besetzung des Reichskammergerichtes, selbst die Herstellung der Pfalz zu concediren waren sie nicht abgeneigt. Unerbittlich aber zeigten sie sich den Anforderungen gegenüber, welche an den Kaiser persönlich gestellt wurden. Die Herstellung der früheren Zustände in Böhmen wollten sie nimmermehr concediren: mit einer gewissen Berechtigung führten sie auf, daß dem Kaiser in Bezug auf das Verhältniß der beiden Confessionen in seinen Erblanden dasselbe Recht zustehe wie den Fürsten in ihren Territorien. Ebenso wenig wollten sie auf die paritätische Besetzung des geheimen Raths des Kaisers eingehen. Noch aber schien eine Vereinbarung möglich. Indem man ohne definitive Abmachungen von einander schied, nahm man doch für den Sommer einen gemeinsamen Friedenscongreß in Breslau oder Prag in Aussicht.

Vorerst aber mußte die Armee wieder in Stand gesetzt, die Lücken, die der Krieg in ihre Reihen gerissen hatte, wieder ausgefüllt werden. Von Neuem wurden die Werbetrommeln des Friedländers gerührt, und von Neuem strömten Schaaren Kriegslustiger zu den wohlbekannten Fahnen. Wie ein Fürst erschien der Friedländer in seinem Heerlager. Trotz der strengsten Disciplin, welche er im Heere zu halten wußte, war er ein Abgott der Soldaten: denn nie ging wahres Verdienst und wahre Tapferkeit ohne Belohnung aus, und so Manchem war es gelungen, aus der niedrigsten Stellung zu den höchsten Ehren emporzusteigen.

Zugleich aber lag doch in der Stellung des Kaisers zu seinem Feldherrn ein innerer Widersinn. Nicht der Hof in Wien, sondern das Feldlager des Generals war der Mittelpunkt, in welchen die Fäden der europäischen Politik zusammenliefen. In seinem mit großartiger Pracht ausgestatteten „Friedländer Hause" in Prag empfing Wallenstein die Abgesandten von aller Herren Länder. Das aber war das Verhängnißvolle in der Stellung des Feldherrn, daß er laut kaiserlicher Vollmacht auch das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden in seiner Hand hatte. Daß der Kaiser nicht berechtigt war, seine Handlungsweise zu durchkreuzen, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Noch wollte er es aber auch nicht, da sich die Politik

*) Brandenburgische Schrift über den Verlauf in Dresden an den Kanzler Oxenstierna. Bei Ranke, Geschichte Wallensteins, S. 276.

Digitized by Google

des Friedländers in Bahnen bewegte, welche den kaiserlichen Intentionen entsprachen.

Die jüngst von Hallwich veröffentlichte Correspondenz Wallensteins aus seinem letzten Lebensjahre eröffnet uns einen Ausblick in die Seele dieses eigenthümlich genialen Mannes, wie er großartiger und umfassender nicht gedacht werden kann. Konnte über das Feldherrntalent Wallensteins niemals ein berechtigter Zweifel obwalten, so erscheint er uns hier fast noch größer als Organisator und Staatsmann. Mitten in den Wirren des Krieges und den mancherlei heranstürmenden Gefahren des Augenblicks hat er noch Zeit und Muße zu einer detaillirten Obsorge für sein Fürstenthum Friedland; denn nicht nur als Feldherr, sondern vor Allem als souveräner Landesfürst, dessen Dienstverhältniß zu dem Kaiser nur ein vorübergehendes sei, hat er sich stets gefühlt. Fortwährend dachte er an die Hebung seiner Hauptstadt Gitschin, an die wirthschaftliche und geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen. Er dachte das Herzogthum Friedland in jeder Beziehung von Böhmen unabhängig zu machen: selbst an die Begründung einer Universität in demselben hat er gedacht. Ist man alle dem, was aus seinem Briefwechsel mit evidenter Klarheit hervorgeht, gegenüber berechtigt anzunehmen, daß er dauernd und ernsthaft daran dachte, wie man wohl behauptet hat, sich zum Könige von Böhmen zu machen? Wozu dann alle die Anstrengungen, um sein Herzogthum von diesem Königreich gänzlich abzutrennen? Daß sein Vertrauter Kinsky mit dem französischen Abgesandten Feuquières darüber verhandelt hat, geht allerdings aus den Aufzeichnungen des Letzteren hervor. Aber derselbe Gewährsmann giebt doch auch an, daß Wallenstein eine an ihn selbst gerichtete dahin gehende Anfrage nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat. Wie so oft, so ist es auch in diesem Falle Wallenstein begegnet, daß seine Freunde in ihren Verhandlungen und Anerbietungen weit über seine eigenen Absichten hinausgingen.

O grausam spielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Und in welchem inneren Widerspruch bewegen sich doch diejenigen, welche von einer Absicht Wallensteins, die polnisch-böhmische Königskrone anzunehmen, sprechen und ihm dennoch einen Vorwurf daraus machen, daß er seine Winterquartiere in dem so schon schwer bedrängten Böhmen nahm? Mußte es nicht vielmehr sein Bestreben sein, sein zukünftiges Königreich möglichst zu schonen und sich dadurch dessen Einwohner geneigt zu machen?

Wie wenig er eben damals geneigt war, sich in irgend einer Hinsicht in bewußten Gegensatz zum Kaiser zu bringen, beweist am besten die große Fülle von Ordonnanzen aus jener Zeit, in denen er immer und immer wieder seinen Commandeuren vor Allem die Conservation der kaiserlichen Länder an's Herz legte. Der ganze Feldzug in Schlesien im Jahre 1633

Digitized by Google

hatte keinen andern Zweck als eben diesen. Und wenn Wallenstein auch während dieses Feldzuges in fortwährenden Verhandlungen mit den Sachsen stand, so geschah doch auch dies nicht nur mit Vorwissen, sondern mit ausdrücklicher Billigung des Kaisers. Wir müssen hierbei noch einen Augenblick verweilen.

Mit unglaublicher Geschicklichkeit und größter Mühe hatte Wallenstein die Armee während des Winters wieder auf 120,000 Mann gebracht, obwohl ihm von dem kaiserlichen Hofe nur fast lächerlich geringe baare Mittel zur Verfügung gestellt werden konnten. Wiederholt sandte er im Frühjahr 1633 Succurs nach Bayern und Schwaben, den Hauptnachdruck des Krieges aber beschloß er nach seiner alten, bewährten Manier gegen den Feind zu wenden, welchen zu sich herüberzuziehen ihm am meisten am Herzen lag. Man hat ihm auch daraus einen Vorwurf gemacht. Aber abgesehen davon, daß er sich die unbeschränkte Verfügung über sein Kriegsheer vorbehalten hatte, war im Augenblicke die dem Kaiser drohende Gefahr eben in Schlesien am größten. Der sächsische Feldherr Arnim hatte dort im Verein mit den Schweden und Brandenburgern mit Glück gegen die von Gallas befehligten kaiserlichen Truppen gefochten: Wallenstein wollte und mußte zunächst hier das Gleichgewicht der Kräfte oder vielmehr das Uebergewicht des Kaisers wiederherstellen. Am 3. Mai verließ er das Friedländer Haus, um sich zu seiner Armee zu begeben.

Ueber die Maßen prächtig war nach zeitgenössischer Schilderung sein Auszug aus Prag. „Er hatte 14 Kutschen bei sich, jede von 6 Pferden; 40 Cavaliere und vornehme Hofoffiziere warteten ihm auf, neben 10 Trompetern mit silbernen und vergüldeten Trompeten und 12 Lakaien, welche allesammt sammt dem ganzen Hofgesind in Roth und Blau von Neuem bekleidet waren. Die Bagagewagen waren auch alle mit rothem Leder bedeckt und auf das allerstattlichst und köstlichst gerüstet. Er, Herr Generalissimus, selbst in einem ledernen Koller und rothen Mantel aufgezogen und führet in seiner Armada mit sich 90 Compagnien zu Pferd und 70 Compagnien zu Fuß."

Es war das letzte Mal, daß die Hauptstadt Böhmens den Feldherrn in aller seiner Pracht schaute: er hat sie nie wieder betreten.

Ende Mai langte Wallenstein in Schlesien an und erschien in den ersten Tagen des Juni in der Nähe von Münsterberg dem von Arnim geführten feindlichen Heere gegenüber. Während Illow Nimptsch einnahm, sandte Wallenstein schon am Abend des 3. Juni einen Vermittler zu Arnim, welcher ihn zu einer Zusammenkunft einladen sollte. Eine solche kam in der That am 5. Juni bei Heidersdorf nördlich von Nimptsch zu Stande: es wurde ein Waffenstillstand auf 14 Tage verabredet, während dessen Arnim nach Dresden gehen, Wallenstein die Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten erwirken wollte. Es handelte sich um nichts Geringeres als um ein wirkliches Bündniß Sachsens mit dem Kaiser auf der schon in Prag

Digitized by Google

festgestellten Grundlage völliger Religionsfreiheit. Nur darüber war man noch zweifelhaft, ob man als Normaljahr für die Zustände im Reiche 1618 oder 1622 wählen sollte. Arnim erklärte sich in einem Schreiben an Wallenstein für das Erstere, da er vor Allem auch die Wiederherstellung der Zustände in Böhmen, wie sie beim Beginn des Krieges gewesen waren, wünschte. In der That ist Wallenstein auf diese Auffassung der Sache eingegangen. Man wollte dann mit vereinten Kräften gegen diejenigen, „so sich unterfangen sollten, den statum Imperii noch weiter zu turbiren und die Freiheit der Religion zu hemmen", vorgehen. Man sieht, es war auf definitive Beilegung des unseligen Religionskrieges abgesehen. Aber nicht auf einen Druck, den man gegen den Kaiser ausüben wollte, ging die Absicht Wallensteins. Im Gegentheil; er theilte den Gang und Inhalt der Verhandlungen getreulich nach Wien und an Maximilian von Bayern mit und bat den vorläufigen Bestimmungen des Vertrages von Heidersdorf gemäß, um Absendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten. Als nach Ablauf des Waffenstillstandes weder dieser angekommen noch Arnim aus Dresden zurückgekehrt war, wurde zwischen Piccolomini und Terzka einer-, dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg andererseits eine Verlängerung des Waffenstillstandes um 4 Tage verabredet. Aber auch dieser Termin verstrich; mit gleicher Nachlässigkeit und Langsamkeit behandelte der Wiener und der Dresdener Hof die so hochwichtige Sache; als endlich Anfangs Juli Questenberg mit einer, wie es scheint, nicht zustimmenden Antwort des Kaisers eintraf, hatte Wallenstein, dem die Stimmung in Wien nicht unbekannt war, schon aus eigener Initiative die Verhandlungen abgebrochen.

Und wirklich schien es zunächst zu einer Erneuerung der Feindseligkeiten schon jetzt kommen zu sollen. Wallenstein machte mit seinem Heere eine Diversion gegen Schweidnitz, welches er durch einen Handstreich zu nehmen gedachte. Dies Unternehmen scheiterte an der tapfern Vertheidigung der Einwohner, denen ein Regen, welcher das Pulver der Kaiserlichen durchnäßte, zu Hilfe kam. Dann lagerten sich die Heere in der Nähe von Schweidnitz einander gegenüber. Hier ist es dann noch einmal zu Unterhandlungen gekommen. Und wenn Arnim Anfangs wenig zur Nachgiebigkeit geneigt erschien, so änderte sich diese seine Stimmung, als der kaiserliche General Holk in Folge eines Befehls, den ihm Wallenstein hatte zukommen lassen, von Eger aus in Sachsen einfiel und die Länder des Kurfürsten verwüstete. Arnim hat dann auch mit diesem verhandelt, dem Wallenstein Vollmacht dazu gegeben hatte: während der Verhandlung starb Holk am 9. September, wie er selbst annahm, an Gift, welches ihm Arnim hatte reichen lassen.

„Aus dem Frieden wird nichts," schreibt Wallenstein am 14. September an Terzka; er hatte nunmehr beschlossen, den Krieg mit Eifer wieder in die Hand zu nehmen. Neben den Zögerungen des sächsischen Hofes bestimmte

Digitized by Google

ihn hierzu auch die Lauheit, mit welcher man in Wien die Verhandlungen betrieb. Denn schon hatte dort wieder die Partei, welche die Politik Wallensteins bekämpfte und auf eine eifrige Fortführung des Krieges bedacht war, die Oberhand gewonnen. Den Abmachungen mit dem Feldherrn entgegen gestattete der Kaiser sogar dem Todfeinde Wallensteins, dem Beichtvater Lamormain, eine Einmischung in die politischen Geschäfte. Wie sehr die Mißstimmung, welche sich in Folge dessen Wallensteins bemächtigte, berechtigt war, sieht man aus einem Schreiben, welches Questenberg am 1. August an Wallenstein richtete. Er schreibt: „Ich trinke den Sauerbrunnen und schlägt darzu alle Unlust, daß man so hart negociiren muß und dennoch nicht fortkommen kann." Niemand wolle recht Hand anlegen; alles werde nur oberflächlich, nichts mit Nachdruck betrieben. Er sei die Stimme eines Rufenden, aber in der Wüste: Niemand wolle ihn hören.

Deutlicher kann sich wohl ein kaiserlicher Rath nicht ausdrücken. Es war eben klar, daß von Neuem, wie im Jahre 1630, dem Feldherrn von einer einflußreichen Partei am Hofe entgegengearbeitet wurde.

Zu dieser gehörte neben dem Pater Lamormain vor Allem auch der spanische Gesandte Castañeda, der darüber ungehalten war, daß Wallenstein den Durchmarsch eines spanischen Truppencorps, welches unter der Führung des Herzogs von Feria nach den Niederlanden durch Deutschland gehen sollte, nicht zugeben wollte. Man weiß, welche Bedeutung Schiller diesem Umstande für den Untergang Wallensteins beimaß; und nicht mit Unrecht: es trat eben in dieser Angelegenheit zum ersten Male ein Zwiespalt zwischen der kaiserlichen Souveränität und der dem Feldherrn anvertrauten Machtvollkommenheit hervor. Wir werden auf diese Verhältnisse, die in den letzten Lebensmonaten Wallensteins eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben, noch einmal zurückkommen.

Diese feindselig gestimmte Partei am kaiserlichen Hofe zum Schweigen zu bringen, mußte Wallenstein noch einmal eine Probe seines Feldherrntalentes zu geben suchen. Sie gelang in glänzendster Weise. Mit genialem Blick hatte Wallenstein den Moment erspäht, in welchem Arnim, von Isolani's Reiterschaaren beschäftigt, westwärts abgezogen war, um die unter Duval und Thurn in einer isolirten Position bei Steinau a/O. stehenden Schweden anzugreifen. Nach einem von Schaffgotsch geleiteten glücklichen Reitergefecht mußte das ganze schwedische Corps, welches an 6000 Mann stark war, capituliren. Die gemeinen Soldaten wurden in das kaiserliche Heer eingereiht, den Offizieren aber, also auch Duval und Thurn, abzuziehen gestattet, jedoch mit der Bedingung, daß alle noch von ihnen besetzten schlesischen Plätze an die Kaiserlichen ausgeliefert werden sollten. Um diesen Preis glaubte Wallenstein die Führer freigeben zu dürfen; er hoffte hierfür auf die Billigung des kaiserlichen Hoflagers: er hatte sich getäuscht, eben hieraus schmiedeten später seine Gegner eine der schwerwiegendsten Anklagen gegen ihn: sie hatten eben kaum je den Fuß in ein Heerlager gesetzt und vermochten die Bedeutung der für die Freilassung der Führer errungenen Bedingung nicht zu ermessen.

Digitized by Google

Daß man übrigens unter dem Eindrucke des Sieges selbst zunächst nicht daran dachte, dem Feldherrn hierüber Vorwürfe zu machen, ergiebt sich aus den in den überschwänglichsten Ausdrücken der Freude und des Dankes abgefaßten Briefen, welche an Wallenstein von Wien aus nach diesem Siege gerichtet wurden. Selbst der spanische Resident im Lager Wallensteins ergeht sich in unbegrenzten Lobeserhebungen. „Nun wird", so schreibt er dem Kaiser, „sich der Feind zum Frieden genöthigt sehen und die Angelegenheiten der Religion, Eurer kaiserlichen Majestät und des Hauses Oesterreich werden zu einer Höhe emporgehoben werden, welche sie bisher noch nie erreicht."

Der Reihe nach öffneten ihm nun die schlesischen Städte, zuletzt auch Breslau, die Thore. Seine Truppen drangen bis Frankfurt a/O. vor, welches sich ohne Schwertstreich ergab. Wallenstein dachte an einen Einfall in Sachsen, und auch Arnim hatte Furcht vor einem solchen. Der kaiserliche Generalissimus nahm noch einmal eine grandiose Stellung ein, er schien die Geschicke der Welt in seiner Hand zu halten: nur drei kurze Monate, und er lag ermordet im Palaste von Eger.

Der Historiker geräth in Verlegenheit, wenn er angeben soll, in welchem Momente dann der tödtliche Conflict zwischen dem Kaiser und seinem Heerführer ausgebrochen ist. Daß die Friedensverhandlungen, welche Wallenstein unausgesetzt mit Sachsen und Brandenburg pflog, das Einvernehmen zwischen beiden nicht gestört haben, daß sie vielmehr im vollsten Einverständniß mit dem Kaiser gepflogen wurden, glauben wir nachgewiesen zu haben. Jeder Zweifel, der hierüber noch obwalten könnte, wird durch einen Brief aufgehoben, den der Kaiser am 18. September 1633 an Trautmannsdorf richtete, in welchem er diesem mittheilt, Wallenstein habe bei ihm angefragt, wie er sich Arnim gegenüber zu verhalten habe. Darauf habe er, der Kaiser, nach reiflicher Ueberlegung befunden, daß Alles davon abhängig sei, ob in der That mit Sachsen und Brandenburg zu einem beständigen Frieden zu gelangen sei: *das aber müsse Niemandem besser bekannt sein als dem Herzog von Friedland.*

Der Grund zu dem Conflict muß also an anderer Stelle gesucht werden: er lag einmal in der eigenthümlichen Constellation der politischen Verhältnisse, namentlich der Beziehungen zu Spanien, in denen die dem Feldherrn übertragene unbedingte Machtvollkommenheit dem Kaiser lästig zu werden begann, dann aber in den Ereignissen auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze, welche zu dem Falle Regensburgs führten.

Bei beiden Punkten müssen wir, um die ganze Bedeutung des tragischen Ereignisses zu ermessen, noch einen Augenblick verweilen.

Unleugbar ist es, daß die Schweden im Frühjahr 1633 einen Einfall in Böhmen zu machen beabsichtigten. Sowohl Gustav Horn als Bernhard von Weimar haben derartige Versuche gemacht. Als nun Wallenstein selber sich veranlaßt sah, die Operationen in Schlesien zu eröffnen, hinterließ er in

Digitized by Google

Folge dessen Aldringen, der sich im bayerischen Gebiete aufhielt, den Befehl „nichts zu hazardiren", sondern vielmehr sein Hauptaugenmerk auf Böhmen zu richten. In ähnlichem Sinne war ein Befehl an Holk ergangen. Maximilian von Bayern aber glaubte annehmen zu müssen, daß die vornehmste Absicht des Feindes auf Bayern gerichtet sei, und daß Wallenstein jenen Befehl an Aldringen nur erlassen habe, um ihm, dem er wegen seines feindseligen Auftretens auf dem Regensburger Tage zürne, zu schaden. Unaufhörlich trug der bayerische Kurfürst dem Kaiser an, er solle Wallenstein veranlassen, daß Aldringen an ihn gewiesen, seinem Oberbefehl unterstellt werde. Natürlich konnte Wallenstein hierauf nicht eingehen: denn eben auf seinem einheitlichen Oberbefehl beruhte die ganze Stärke seiner Stellung. Auch der Kaiser selbst war damals noch nicht geneigt, dem Drängen Maximilians nachzugeben. Er erklärte Questenberg ausdrücklich, daß er Wallenstein hierüber keine Vorschriften machen wollte, von dem er auf alle Weise versichert, daß er's mit ihm nicht anders denn gut und wohl vermeine. Um völlige Klarheit zu erlangen, wandte sich Ferdinand an den zunächst betheiligten Aldringen selbst. Und dieser erklärte sein volles Einverständniß mit den nur auf die Defensive abzielenden Anordnungen des Generalissimus. Denn wie zweifelhaft erscheine es, ob man bei einem Angriff auf den Feind den Sieg davontragen werde; und doch könne eine Niederlage alle Berechnungen des Oberfeldherrn vernichten.

Dadurch war das Ansehen Wallensteins zunächst vollkommen rehabilitirt, der Kurfürst Maximilian aber von Neuem sein unversöhnlicher Gegner geworden, der immer und immer wieder Eingriffe gegen die Anordnungen Wallensteins versuchte, die dieser nothwendig zurückweisen mußte, wollte er anders sein Ansehen als alleiniger Oberfeldherr des Kaisers aufrecht erhalten. Auch mußte ihm mehr an dem günstigen Fortgang der kaiserlichen Sache überhaupt als an den Prätentionen des bayerischen Kurfürsten gelegen sein. Maximilian aber fand einen mächtigen Bundesgenossen am Wiener Hofe in der Person des spanischen Legaten Castañeda.

Wir haben schon erwähnt, daß sich Wallenstein, als im Juni die spanische Absicht, ein Heer unter dem Herzog von Feria im Elsaß aufzustellen, kund wurde, energisch gegen diese Maßregel aussprach. Er betonte, daß dadurch die protestantischen und selbst die katholischen Stände gereizt, vor Allem aber, daß durch das Erscheinen einer neuen, fremden Heeresmacht die schon begonnenen Friedensverhandlungen unmöglich gemacht werden würden. Er sprach es in einem Schreiben an den Kaiser offen aus, „daß die, die ein solches gerathen, entweder das Werk nicht verstehen, oder die Beförderung Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst in keine Consideration ziehen". Keinenfalls aber könne er dem Herzoge von Feria auch noch Truppen zu Hilfe schicken, da er deren zur Deckung Böhmens dringend bedürfe.

Möglich, ja wahrscheinlich, daß hierbei auch ein persönliches Motiv mitwirkte: Wallenstein konnte in der That nicht wünschen, daß durch das Er-

Digitized by Google

scheinen eines spanischen Heeres in Deutschland die Concession, die man ihm gemacht hatte, daß er der einzige kaiserliche Feldherr sein sollte, illusorisch gemacht wurde. Daß man aber mit der Forderung eines Hilfscorps an Spanien nur eine Schwächung seiner militärischen Mittel bezweckte, konnte ihm keinen Augenblick zweifelhaft erscheinen. In der That verschloß sich anfangs auch der Kaiser den Erwägungen Wallensteins nicht; er erklärte wiederholt, daß der Einmarsch spanischer Truppen nach Deutschland unthunlich sei. Endlich aber gab er doch dem fortwährenden Drängen Castañedas und seiner Bundesgenossen am kaiserlichen Hofe nach und ertheilte dem Cardinal-Infanten Don Fernando, dem Herzog von Feria und dessen spanischen und italienischen Truppen den gewünschten Paß zum Einmarsch und verlangte von Wallenstein, daß er ihnen Zuzug leiste. In der That hatte damit der Kaiser den mit Wallenstein geschlossenen Vertrag verletzt; er hatte dem ausdrücklichen Wunsche des Generalissimus entgegen die Aufstellung einer zweiten Armee in Deutschland gestattet und mit jener Forderung an Wallenstein den ersten Versuch gemacht, diesem die unbeschränkte Disposition über sein Heer zu entreißen.

Man ging noch weiter. Maximilian brachte nunmehr, nachdem so der erste Schlag gegen Wallenstein gelungen war, seinen alten Wunsch, daß Aldringen mit seinen Truppen, die noch durch 4000 Mann von Holks Corps verstärkt werden sollten, direct an ihn gewiesen werden sollte, wieder in Erinnerung. Der Kaiser aber war jetzt nicht abgeneigt, die Forderung Maximilians zu unterstützen und sandte den mit Wallenstein auf sehr gespanntem Fuße stehenden Hofrath Grafen Schlick nach Schlesien, um Wallenstein dazu zu vermögen. Nach dem Bericht, welchen dieser nach Wien erstattete, hat Wallenstein in der That, wenigstens bedingt nachgegeben und Aldringen den Befehl ertheilt, „sich Ihrer kurfürstl. Durchlaucht Ordinanzen begehrtermaßen in Allem zu accomodiren und zu bequemen, allein mit diesem Vorbehalt, daß er sich in keine Hauptbelagerung einiges Ortes einlassen oder impugniren sollte". Man sieht, ein unbedingtes Aufgehen des Aldringen'schen Corps in dem spanischen wollte und konnte Wallenstein nicht bewilligen: so weit er nachgeben konnte, gab er nach.

Maximilian aber forderte mehr: Der Kaiser solle Aldringen von Wien aus direct anweisen, sich unbedingt den Befehlen des Kurfürsten zu fügen und den Ordonnanzen Wallensteins nicht zu gehorchen. In der That ließ der Kaiser mit einem derartigen Befehl Walmerode, ebenfalls einen erklärten Gegner Wallensteins, an Aldringen abgehen, ohne Wallenstein Mittheilung hiervon zu machen. Gleichzeitig wurde Gallas zum General-Lieutenant, d. h. zum Stellvertreter des Höchstcommandirenden, ernannt. Wallenstein hatte damit thatsächlich aufgehört, alleiniger Oberbefehlshaber des Kaisers zu sein; er befand sich diesen Anordnungen des Kaisers gegenüber, die in directem Widerspruch mit seiner Capitulation standen, im Falle der Nothwehr.

So war aber nun einmal die Lage der Dinge. In einem Momente

Digitized by Google

der höchsten Gefahr hatte der Kaiser den Einzigen, der ihn erretten konnte, mit einer fast souveränen Gewalt ausgestattet, die ihn eigentlich seiner eigenen Verfügung entzog. Er hatte es gethan in der Hoffnung, daß sich der Feldherr gleichwohl stets seinen Intentionen und Ansichten unterordnen werde. In dem Augenblicke aber, in welchem sich zwischen seinen Zielen und denen des Feldherrn eine wenn auch nur vorübergehende Differenz zeigte, mußte dem Kaiser die Macht, welche er seinem Unterthanen anvertraut hatte, gefährlich und unheimlich erscheinen.

Noch aber hatte man keinen Grund, gegen den Mächtigen mit Gesetzesmacht einzuschreiten; er hatte weiter Nichts gethan, als von der ihm anvertrauten Vollmacht in loyalster Weise Gebrauch gemacht. Möglich, daß ihm auf seiner einsamen Höhe zuweilen ein kühner und unerlaubter Gedanke aufgestiegen ist, möglich sogar, daß er vorübergehend daran gedacht hat, den Frieden, dessen Abschluß er sich nun einmal als das vornehmste Ziel seines Lebens vorgesteckt hatte, auch im Gegensatz zu dem Kaiser durchzuführen. Psychologisch erklärlich wäre das bei dem vulkanischen Ehrgeiz, der in seinem Inneren glühte. Fest steht nur, daß wir hierfür keinen bestimmten Beweis vor uns haben, wohl aber mit Sicherheit wissen, daß er, wenn er solche Gedanken vorübergehend gehegt haben sollte, immer sofort wieder in die Grenzen der Loyalität gegen seinen Kaiser zurückgekehrt ist und diesem den Gang der von ihm gepflogenen Unterhandlungen mitgetheilt, seine Genehmigung zu deren Fortsetzung eingeholt hat. Wer wollte überhaupt die politische Stellung eines Mannes von der großartigen Bedeutung Wallensteins nach den Grundsätzen hausbackener Moral allein beurtheilen? Der Genius bedarf seines eigenen Maßstabes.

Immer mehr näherten sich inzwischen die Bestrebungen der Gegner Wallensteins ihrem eigentlichen Ziele. Das Corps Aldringens, welches Wallenstein doch nur bedingt dem Oberbefehl Maximilians von Bayern unterstellt hatte, erhielt von diesem die Weisung, sich mit dem Herzog von Feria zu conjungiren. Aber auch die Verfügung über die ihm unterstehenden kaiserlichen Truppen sollte Wallenstein entzogen werden. Gallas erhielt von Wien direct den Befehl, mit 1000 Pferden und allen Dragonern von Böhmen aus nach Nürnberg zu marschiren, während Wallenstein ihm ausdrücklich geboten hatte mit seinen Truppen Böhmen, auf das das Hauptaugenmerk des Feindes gerichtet sei, zu decken. Die Unterfeldherren des Generalissimus kamen in eine immer bedenklichere Lage. Sollten sie dem Befehl ihres Oberfeldherrn oder dem des Staatsoberhauptes gehorchen? Gallas that mit schwerem Herzen das Letztere; er wußte, daß der kaiserliche Befehl eben von Wien aus, d. h. ohne eigentliche Kenntniß der Lage des Heeres, gegeben war. Er trug kein Bedenken, seine Ansicht dem Kaiser mitzutheilen; er schrieb ihm, daß durch seinen Abmarsch nach Nürnberg des Kaisers Länder dem Feinde offen stehen würden.

„Ich will meinen Kopf zu Pfande setzen, daß der von Weimar nach

Digitized by Google

Eger wird gehen," erklärte Wallenstein noch im November, als auf Veranlassung des Kurfürsten von Bayern ein reitender Bote nach dem andern von dem Kaiser an ihn geschickt wurde, um ihm das Begehren Maximilians, einen Succurs von Wallenstein zu erhalten, kundzuthun. Es war ein verhängnißvoller Irrthum, den der Feldherr Wallenstein beging und den man ihm in Wien weit schwerer verzeihen konnte, als selbst eine wirkliche Auflehnung gegen die Autorität des Kaisers. Die Folgen dieses Irrthums haben recht eigentlich dem Fasse den Boden ausgeschlagen. Die Absicht, den Feldherrn zu schwächen und allmählich entbehrlich zu machen, bestand, wie wir sahen, schon vorher. Zur tragischen Ausführung gelangte der Plan erst, als man in Wien die Ueberzeugung erlangt zu haben meinte, daß der Feldherr Wallenstein keineswegs unfehlbar sei.

Allerdings hatten noch im October die Schweden, wie Wallenstein sehr wohl wußte, die bestimmte Absicht, eine energische Diversion gegen Böhmen zu unternehmen. Bernhard von Weimar hat dies direct als die Hauptaufgabe des Feldzugs bezeichnet. Wallenstein glaubte an diese Absicht so fest, daß er an eine Gefahr für die Donaulinie überhaupt nicht zu glauben vermochte.

Aber das Unerwartete geschah: am 14. November fiel Regensburg, der außerordentlich wichtige Donaupaß, in die Hände des Feindes. Bernhard von Weimar hatte erfahren, daß die Stadt nur mit 1500 Mann besetzt war; er unternahm einen Handstreich gegen sie, welcher gelang. Und damit war allerdings die Gefahr unmittelbar an die kaiserlichen Erblande herangetreten.

Wallenstein aber hatte an demselben 14. November nochmals an den Kaiser berichtet: „Daß der Herzog von Weimar seine Intention gegen Regensburg gerichtet, hat auf der Welt keine Apparenz." Gleichzeitig mit diesem Briefe traf in Wien die Nachricht von dem Falle Regensburgs ein. Maximilian von Bayern hatte Recht behalten, Wallenstein aber geirrt.

Wallenstein erhielt die niederschmetternde Nachricht am 18. November. Sofort, schon am darauf folgenden Tage, machte er sich auf, um dem Herzog von Weimar entgegenzugehen und ihn am weiteren Vordringen zu hindern. Und wahrlich, sehr unberechtigt ist der Vorwurf, den Questenberg bei Schiller dem Feldherrn macht:

. . . . . gemächlich
Durchzieht er Böhmen auf dem längsten Wege.

Im Gegentheil, in unglaublich kurzer Zeit, in 10 Tagen, legte er den Weg von Enzowar in der Nähe von Leitmeritz, also an der Nordgrenze Böhmens, wo er sich aufhielt, nach Neumark an der Südwestgrenze zurück; am 30. November stand er bereits bei Fürth in Niederbayern.

Aber inzwischen hatte er bereits die Nachricht von der völligen Umwandlung der Stimmung gegen ihn am Wiener Hofe erhalten. Er erfuhr, daß man damit umginge, sich seiner durch eine zweite Absetzung zu entledigen.

Digitized by Google

Das wollte er nicht über sich ergehen lassen. Mißmuthig erklärte er dem Grafen Trautmannsdorf, er wolle resigniren.

Inzwischen war auch in den böhmischen Grenzgebirgen der Winter eingetreten; es erschien unmöglich, mit der Armee weiter vorzudringen; Wallenstein kehrte nach Böhmen zurück, nachdem er den Kaiser von seiner Lage kurz verständigt hatte. Der Kaiser antwortete in ziemlich ungnädigem Tone — zum ersten Male in seiner ganzen Correspondenz mit Wallenstein —: er habe ungern vernommen, daß er den Beschluß gefaßt habe, nach Böhmen zurückzugehen, während es doch jetzt seine Hauptaufgabe sein müsse, die kaiserlichen Erblande zu vertheidigen. Daß aber Wallenstein mit seiner Ansicht über die Unmöglichkeit eines Winterfeldzuges nicht allein stand, sieht man am besten aus dem Urtheil seines Gegners, des Herzogs Bernhard von Weimar, der ebenfalls der Ansicht war, daß „Wallenstein wegen des eingefallenen Frostwetters in dem böhmischen Gebirge nicht so wohl fortkommen können."

Da der Kaiser mehrfach den Befehl an Wallenstein wiederholte, noch in diesem Winter den Feldzug gegen Bernhard zu eröffnen, was Wallenstein aber für unmöglich hielt, bat er, ihm Questenberg ins Lager zu senden, da er „wegen vieler Ihrer Mäjestät Dienst und das bonum publicum betreffenden Sachen nothwendig mit dem Herrn zu reden habe". In der That traf dieser im Verein mit Trautmannsdorf in Pilsen ein, wohin sich Wallenstein von Fürth aus begeben hatte. Der Letztere wollte die kaiserlichen Abgesandten durch eigenen Augenschein von der Unmöglichkeit, den Feldzug in diesem Winter noch zu eröffnen, überzeugen; deshalb legte er deren Instruction den Obersten seines Heeres zur Begutachtung vor. Es war ein außergewöhnlicher Schritt, den er damit unternahm; aber er hielt ihn durch die Lage der Dinge für geboten. Die Heerführer sprachen sich einstimmig dahin aus, „daß jetziger Zeit die Execution höchstgedachter kaiserlichen Ordonnanzen eine pur — lautere Unmöglichkeit sei". In diesem Sinne berichtete Trautmannsdorf auch an den Wiener Hof. Questenberg, von dem man sich nach Schillers meisterhafter Darstellung dieser Vorgänge doch ein richtiges Bild nicht macht, war ohnehin einer der eifrigsten Verfechter der Wallenstein'schen Politik am kaiserlichen Hofe. Er schrieb dem Kaiser noch von Pilsen aus, obwohl ihm die veränderte Stimmung, die am Wiener Hofe herrschte, nicht unbekannt war: „Eure kaiserl. Majestät sollten allerdings versichert seyn, da Etwas daran wäre oder seyn könnte (nämlich an den Gerüchten, daß der Feind in die kaiserlichen Erblande vordringen wolle), daß der Generalissimus Eurer Majestäts Dienst in Acht zu nehmen, eher zu Fuß selbst hinlaufen und die Nothdurft in Acht nehmen würde." Das schrieb zwei Monate vor der vom Kaiser direct oder indirect befohlenen Ermordung Wallensteins ein Mann, an dessen loyaler Treue gegen seinen Kaiser niemals auch nur der mindeste Zweifel obgewaltet hat.

Ein sehr charakteristisches Urtheil über Wallenstein hat in jenen Tagen

Digitized by Google

ein anderer kaiserlicher Rath, Fürst Eggenberg, derselbe, der ihn zur Uebernahme des zweiten Generalats bewogen hatte, abgegeben. Er äußerte in einem Gespräch mit dem bayerischen Residenten: „Dem Herzog von Friedland mangle es an dem ingenio nicht, aber an der Patienz sehr viel, indem er Niemanden hören und zu Rath ziehen möge, sondern allein seinen Kopf folge und daher auch öfters fehle."

Schon war aber am Hofe der Beschluß gefaßt, „dem Herzoge von Friedland die Kriegsdirection und das Generalat zu entnehmen". Der bayerische Resident wußte das schon in den letzten Tage des December, und auch Wallenstein hatte Kunde davon.

Wir sahen, daß Wallenstein anfangs die Absicht äußerte, seine Würde freiwillig niederzulegen. Als er aber die bestimmte Nachricht erhielt, daß man am kaiserlichen Hofe mit seiner Absetzung umgehe, ist er doch andern Sinnes geworden. Eine Wiederholung der Schmach von Regensburg wollte er unter keinen Umstän den über sich ergehen lassen. Er wollte wenigstens, bevor er von dem politischen Schauplatze abtrat, noch sein Hauptwerk, den Abschluß des Friedens, vollenden. Und zwar scheint er jetzt in der That daran gedacht zu haben, das, wenn es sein müsse, auch gegen den Willen des Kaisers zu vollbringen.

In dem Momente der äußersten Erregung über das Verfahren des kaiserlichen Hofes mag er Aeußerungen verwegener Art gethan haben. Wenigstens schrieb Terzka am 26. December an Kinsky, der Generalissimus sei nicht allein entschlossen, mit beiden Kurfürsten, Sachsen und Brandenburg, sich zu veraccordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich. Doch läßt sich nicht feststellen, inwieweit das auf Aeußerungen Wallensteins selbst, der eben in jenen Tagen wieder unter einem heftigen Anfalle von Podagra litt, zurückzuführen ist. Jedenfalls finden sich auch aus den späteren Tagen noch Zeugnisse genug dafür, daß er noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, den Kaiser zur Annahme der von ihm gepflogenen Unterhandlungen zu bewegen.

Vor Allem aber kam es nun darauf an, welche Haltung die Armee, deren vergötterter Führer Wallenstein war, in diesem seinem Conflicte mit dem Kaiser beobachten werde. Dies zu erproben beschied Wallenstein ihre Führer nach Pilsen, wo sie am 12. Januar 1634 in der That zusammenkamen. Sie alle waren überzeugt, daß ihnen der Abgang des Generalissimus zu äußerstem Schaden gereichen würde: nicht allein weil sich der Oberfeldherr persönlich für die Zahlung des schon seit lange rückständigen Soldes verbürgt hatte: vielmehr mußten vor Allem die protestantischen Elemente der Armee bei einer Aenderung des Obercommandos in eine sehr bedenkliche Lage gerathen.

Wallenstein erklärte nun in der That, er sei entschlossen abzudanken. Dem aber setzten sich die Obersten mit aller Entschiedenheit entgegen. Fast schien es, als wollten sie ihm das Recht hierzu bestreiten. Eine Deputation

Digitized by Google

wurde an den Feldherrn abgeordnet, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen. Er erklärte sich bereit auszuharren, aber nur unter der Bedingung, daß auch sie ihm ihre Hilfe zusagten, falls ihm von Wien aus eine Schmach zugedacht sei. In der Erregung des Momentes gingen die Heerführer in der That darauf ein. Bei einem Bankett, welches Illow gab, wurde ein Revers unterschrieben, durch welchen sie sich verbindlich machten, an dem Generalissimus „ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weise von demselben sich zu separiren, zu trennen noch trennen zu lassen". Die Tradition, nach welcher vor dem Bankett ein Revers verlesen worden sei, in welchem durch eine Clausel der Dienst des Kaisers vorbehalten worden sei, und daß dieser Revers dann nach dem Bankett mit einem andern vertauscht worden sei, ist durch die neuere Forschung als unrichtig erwiesen. Jene Clausel ist in dem Concepte des Reverses, welches Wallenstein vorgelegt wurde, von diesem selbst gestrichen worden, noch bevor der Revers den Offizieren vorgelegt wurde.

Doch erklärte Wallenstein in einer zweiten Berathung mit den Obersten ausdrücklich, Niemand dürfe besorgen, daß er etwas wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion im Sinne habe.

Und wirklich hat Wallenstein auch jetzt noch, in der äußerst bedrohten Stellung, in der er sich dem Kaiser gegenüber befand, diesem dennoch Mittheilung von den Unterhandlungen, die er eben jetzt wieder mit den Sachsen angeknüpft hatte, gemacht und um Absendung des kaiserlichen Rathes Dr. Gebhard gebeten, der dann auch am 4. Februar an den Generalissimus abgeordnet wurde. Ungestört correspondirten Wallenstein und Ferdinand II. bis zum 17. Februar, als der Befehl zur Execution gegen den Ersteren bereits gegeben war.

Und auch diese Verhandlungen mit Sachsen sind inhaltlich nicht über das hinausgegangen, was Wallenstein schon in Vorschlag gebracht hatte, als er noch im besten Einvernehmen mit seinem Kaiser stand: Freiheit der Religion und der Annahme des Jahres 1618 als Normaljahres, Aufhebung des Restitutionsedictes und — bezeichnend genug — Ausschließung aller fremden Mächte vom deutschen Boden. Das waren die Gedanken, welche Wallenstein dem sächsischen Unterhändler äußerte. Es kann kein Zweifel sein, wäre Wallenstein am Leben geblieben, so wäre der unselige Krieg in wenigen Monaten auf gesunder Grundlage mit einem Vergleich beendigt worden. Vierzehn lange Jahre nach seinem Tod mußte die Kriegesfurie noch durch die Gaue unseres deutschen Vaterlandes rasen, bis im Westphälischen Frieden schließlich den Protestanten genau dieselben Concessionen gemacht wurden, welche Wallenstein schon in der Unterredung von Heidersdorf in Vorschlag gebracht hatte.

Eines aber scheint sich aus den Briefschaften Arnims aus dem Januar 1634 doch zu ergeben, was von dem bisherigen Verfahren Wallensteins abweicht, aber bei der Lage, in der er sich jetzt befand, sehr erklärlich er-

Digitized by Google

scheint: er wollte den Frieden mit Sachsen und eventuell auch mit Brandenburg zum Abschluß bringen, auch wenn der Kaiser seine Genehmigung versagte. Daß Wallenstein den Gedanken gehabt habe, den Kaiser dann mit Gewalt der Waffen zur Annahme des Friedens zu zwingen, dafür finde ich doch in den Aeußerungen des Generals selbst keinen Anhalt. Genug, daß seine nahestehenden Freunde, namentlich Illow und Terzka, sich in diesem Sinne äußerten, und daß der Feldherr doch auch in seinen Intentionen jetzt in Gegensatz zu dem Kaiser trat und seine Autorität der des Kaisers ebenbürtig an die Seite stellen wollte. Hatte man in Wien bisher nur seine Absetzung beschlossen, so war jetzt die Umgebung des Kaisers entschlossen, den Feldherrn auf jede Weise, lebend oder todt, in die Gewalt des Kaisers zu bringen. Und keinem Zweifel kann es doch unterliegen, daß der Kaiser hierzu seine Genehmigung ertheilt hat. In der Vertheidigungsschrift, welche der Wiener Hof über sein Verfahren gegen Wallenstein nach dessen Tode in die Welt schickte, ist die Ermordung des Fürsten ausdrücklich als eine Execution des kaiserlichen Befehls aufgefaßt.

Die Frage war jetzt nur noch, ob es möglich sein werde, dem Mächtigen in seinem Heerlager beizukommen. In dieser Beziehung waren die Befürchtungen des Wiener Hofes durch den erwähnten Pilsener Schluß aufs Höchste gestiegen. Aber auch der Wiener Hof hatte sich einiger einflußreicher Führer der Armee zu versichern gewußt: wir haben schon gesehen, daß Gallas zum General-Lieutenant ernannt worden und dadurch für den Kaiser gewonnen war. Von Bedeutung war es vor Allem auch, daß man sich eines der vertrautesten Freunde Wallensteins, den dieser durch ewige Dankbarkeit an sich gefesselt zu haben glaubte, des Generals Piccolomini, versichert hatte. Und fürwahr, die rein menschliche Theilnahme für Wallenstein, der so der Politik der Spanier und Maximilian von Bayern aufgeopfert wurde, muß wachsen, wenn man sieht, wie der Kaiser noch bis zum letzten Augenblick in vertraulicher Correspondenz mit dem Feldherrn stand, den zu vernichten er beschlossen hatte; er wollte den Mächtigen sicher machen, um ihn desto sicherer zu treffen. Daß es für den Kaiser ein schwerer Entschluß war, zum Aeußersten zu schreiten, ist kein Zweifel. Er hat gesagt, diese Sache lege sich mit ihm schlafen und stehe mit ihm auf. Aber immer dringender wurde seine Umgebung, die in dem Reverse der Offiziere eine drohende Gefahr für die Autorität des Kaisers sah. Noch im Januar sah sich der Kaiser veranlaßt, in einem Patente, das man geheim hielt, den Oberfeldherrn für abgesetzt zu erklären: des Kaisers Sohn ward als bestelltes Generalhaupt erklärt, die Heerführer von dem Gehorsam gegen Wallenstein los und ledig gesprochen, Piccolomini und Coloredo wurden zu Feldmarschällen, Gallas und Aldringen zu selbstständigen Heerführern ernannt.

Eine Kunde von diesen Vorgängen muß auch zu Wallenstein, der noch immer eifrige Freunde, auch in Wien, hatte, gedrungen sein. Er kannte

Digitized by Google

sehr wohl die Machinationen, die namentlich der spanische Gesandte Oñati am Wiener Hofe gegen ihn in's Werk setzte. Wenn man dem Briefe, welchen Kinsky — der Generalissimus selbst lag, wie erwähnt, krank darnieder — an dem französischen Gesandten Feuquières schrieb, Glauben schenken darf, so hat Wallenstein in dieser verzweifelten Lage in der That die früher von Kinsky allein gehegten Pläne einer Annahme der böhmischen Königskrone im Momente höchster Erregung aufgenommen.

Noch immer aber wollte sich Wallenstein die Möglichkeit einer Versöhnung mit dem Kaiser offen halten. Am 19. und 20. Februar hielt er noch einmal eine Berathung mit seinen Oberoffizieren, von denen diesmal nur 30 — Piccolomini, Suys, Isolano, Butler u. a. fehlten — erschienen waren. Eine Erklärung ward von Allen, Wallenstein an der Spitze, unterzeichnet, in welcher ausdrücklich gegen die Auffassung, als wäre jener Revers gegen den Kaiser oder die katholische Religion gerichtet gewesen, protestirt wurde. Man habe sich nur gegen die Machinationen des Feindes der Armee sichern wollen. Ausdrücklich sprach man für den Fall, daß „das Geringste wider Ihre Kaiserliche Majestät und dero Hoheit" oder gegen die Religion unternommen werden sollte, Jedweden von der in jenem Reverse eingegangenen Verpflichtung los. In Prag, so wurde beschlossen, sollten sich nunmehr die Regimenter sammeln.

Aber schon war in Wien der Würfel gefallen. Ich finde, daß der spanische Gesandte doch zuerst den Gedanken an eine Ermordung Wallensteins ausgesprochen hat. Am 18. Februar erschien ein neues Patent, in welchem Wallenstein geradezu meineidiger Treulosigkeit und barbarischer Tyrannei beschuldigt, die Absetzung von Neuem über ihn verhängt wurde. Und schon zwei Tage darauf ward ein Commissarius ernannt, um die Besitzungen Friedlands, Illows und Terzkas zu confisciren. Die völlige Vernichtung des Feldherrn war beschlossene Sache.

Dieser aber wollte, bevor er zu dem Aeußersten schritt, noch einmal den Weg einer Aussöhnung mit dem Kaiser zu betreten versuchen. Noch am 18. Februar sandte er seinen Vetter Max, am 20. den Obersten Mohr von Wald nach Wien: denn noch hielt er eine Versöhnung nicht für unmöglich: daran, daß man beabsichtige, ihm selbst das Leben zu rauben, scheint er auch nicht einen Augenblick gedacht zu haben.

Am 21. Februar brach Wallenstein von Pilsen nach Eger auf, wohin er die Obersten der Regimenter nochmals beschieden hatte, wiederum mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er „nichts als Ihrer kaiserlichen Majestät Dienst und dero Erbkönigreich und Lande Conservation" suche. Ihm selbst war eine Notification seiner Absetzung noch nicht zugegangen: noch betrachtete er sich in Folge dessen als kaiserlicher Generalissimus.

Zugleich aber gedachte er sich doch gegen die Machinationen, die am kaiserlichen Hofe gegen ihn in's Werk gesetzt worden waren, zu schützen. Jetzt zum ersten Male hat er ernstlich an eine Verbindung mit den Schweden

Digitized by Google

gedacht. Daß früher von einer solchen nie ernstlich die Rede gewesen war, sieht man am besten aus dem Verhalten der Gegner, mit denen er sich jetzt in der That verbinden wollte, selbst. Sie trauten seinen Anerbietungen nicht und erklärten, sie würden sich erst dann mit ihm conjungiren, wenn das ungeheure Wagniß, der Abfall vom Kaiser, gelungen sei. Sie fürchteten eine Wiederkehr des Ereignisses von Steinau. Gleichwohl setzte sich Bernhard von Weimar gegen Eger in Bewegung, um sich, wenn der General-Herzog wirklich Ernst mache, mit ihm zu vereinigen. Und da nun auch Arnim sich bereits auf dem Wege nach Eger befand, mit dem Wallenstein einen definitiven Frieden vereinbaren wollte, in der erklärten Absicht, den Kaiser zur Annahme desselben zu zwingen, so schien noch einmal Alles möglich: denn noch immer hatte Wallenstein eine Anzahl gut befestigter Plätze in den Händen. Und daß er jetzt in der That an eine autonome Erhebung dachte, zeigt die Aeußerung, die er in jenen Tagen nach glaubwürdigen zeitgenössischen Berichten gethan hat: „Wolle der Kaiser ihn nicht mehr als seinen General erkennen, so wolle er auch ihn nicht mehr zu seinem Herrn haben: er würde leicht einen andern Fürsten finden, dem er sich anschließen könnte, aber er wolle überhaupt keinen Herrn mehr über sich haben; er wolle selbst Herr sein und habe Mittel genug, um sich als solcher zu behaupten." *)

Sehr richtig sagt Ranke: „So gerieth er, fast mehr durch den Drang der Umstände als nach eigenem vorgefaßtem Plane auf den Gedanken, sich von der Gewalt des Hauses Oesterreich überhaupt loszureißen."

Am Nachmittage des 24. Februar zog Wallenstein in Eger ein: er meinte hier ganz sicher zu sein, da die Besatzung unter dem Befehl zweier protestantischen Schotten, Gordon und Leßley, stand, deren ersteren er erst vor drei Tagen zum Obersten ernannt hatte: außer seinen nächsten Vertrauten befand sich in seiner Umgebung der Oberst Walter Butler, den er eben auf dem Wege nach Eger getroffen und aufgefordert hatte, ihn dorthin zu begleiten. Er hatte seinen Mörder selbst zu seiner Begleitung aufgefordert.

Am 25. Februar haben dann Illow und Terzka Gordon und Leßley zu sich entboten und ihnen, recht eigentlich im Gegensatz gegen die kaiserlichen Patente, angemuthet, nur den Befehlen des Friedländers zu gehorchen. Aber in beiden lebte ein tiefes Gefühl ihrer Pflicht gegen den Kaiser: sie trugen kein Bedenken, dieses den beiden Wallenstein'schen Generalen zu äußern. Ohne Vereinbarung, aber auch ohne eigentlichen Haß schied man von einander.

Wenn nun aber an die beiden Schotten die entscheidende Frage herantrat, ob sie sich in offenen Gegensatz zu dem Kaiser stellen sollten — denn Wallenstein hatte Leßley von seiner beabsichtigten Verbindung mit Bernhard von Weimar gesprochen — so waren sie doch dazu nicht gemeint. Sie näherten sich dem Iren Butler, von dem sie wußten, daß er an der Sache des Kaisers unbedingt festhalte. Anfangs haben sie wohl daran gedacht,

*) Ranke a. a. O. S. 433.

Digitized by Google

Wallenstein nur gefangen zu nehmen; als sie aber zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß das Gelingen dieser Unternehmung doch sehr zweifelhaft sei, einigten sie sich dahin, nicht nur den General selbst, sondern auch dessen vertraute Anhänger, Illow und Terzka, zu ermorden. Gordon gewann es über sich, seine Einwilligung dazu zu geben, daß die Ermordung der letzteren bei einem Gastmahle in seinem eigenen Hause vollzogen werde.

Die Gäste fanden sich in der That ein. Fröhlich und munter wurde gezecht und wiederholt die Gesundheit des Generalissimus, der nun Selbstherr werden würde, ausgebracht. Man war beim Nachtisch: da brachen auf einen heimlichen Befehl Leßley's sechs handfeste Iren unter Anführung eines Oberwachtmeisters in den Saal ein; mit dem Rufe: „Es lebe Kaiser Ferdinand" stürzten sie sich auf die bestürzten und sprachlosen Generale. Der einzige, der einen Widerstand versuchte, war Illow, in wenigen gräßlichen Minuten war Alles vollbracht.

Es wäre jetzt möglich gewesen das Leben des Generalissimus selbst zu schonen, ihn, nachdem man sich seiner vornehmsten Anhänger entledigt hatte, nur gefangen zu nehmen. Aber schon standen die Schweden in der Nähe, man fürchtete, daß im letzten Moment noch Alles scheitern könne, und beharrte bei dem einmal gefaßten Beschlusse. Der irische Capitän Devereux stieg mit einigen irländischen Soldaten die Wendeltreppe, welche von der Straße aus zu den Zimmern, welche Wallenstein bewohnte, hinaufführte, empor. Wallenstein hatte eben ein Bad genommen; von dem Lärm aufgeschreckt, trat er an das Fenster. Aber schon hatte Devereux das Zimmer aufgestoßen und schrie ihm die Worte „Schelm und Verräther" entgegen. Wallenstein war keines Wortes mächtig; an einem Tisch angelehnt, bewegte er die Lippen, ohne jedoch sprechen zu können. Mit ausgebreiteten Armen empfing er den Todesstoß.

„Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat," rief der spanische Gesandte Oñeda aus, als die Nachricht von der Ermordung Wallensteins nach Wien gelangte.

Aber wenn es in der That dahin gekommen war, daß die Existenz Wallensteins eine Gefahr für das Haus Oesterreich in sich schloß, wer hatte diese Gefahr heraufbeschworen? Waren es nicht eben die gewesen, welche durch ihr fortwährendes Arbeiten gegen die Pläne des Feldherrn diesen so weit gebracht hatten, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als seinen eigenen Gedanken, auch im Gegensatz zu seinem Kaiser, nachzugehen? Daß der Kaiser dieser Partei der Action freie Hand ließ, war allerdings eine Verletzung des mit Wallenstein geschlossenen Vertrages. Aber doch dürfte man ihn allein nicht verantwortlich machen. Es mußte früher oder später einmal ein Moment eintreten, in welchem dem Kaiser die ebenbürtige, ja fast überlegene Gewalt seines Feldherrn unerträglich wurde.

Noch weniger kann man behaupten, daß Wallenstein seine Absetzung oder seine Ermordung selbst verschuldet hat. Denn erst in dem Momente,

Digitized by Google

als er bereits sichere Nachricht von der geschehenen Thatsache seiner Absetzung erhielt, hat er an eine autonome Erhebung gegen den Kaiser gedacht. Noch im December, als seine Absetzung am Wiener Hofe schon so gut wie beschlossene Sache war, hat er dem Kaiser getreulich Mittheilung von seinen Unterhandlungen mit Sachsen gemacht; ja selbst von dem Anerbieten der Franzosen, ihm die böhmische Königskrone zu verschaffen, hat er Kunde nach Wien gelangen lassen.

Der Knoten zu dem unseligen Ereigniß liegt vielmehr in dem Gange der politischen Ereignisse selbst und in der unnatürlichen Stellung, welche der Feldherr von vornherein seinem Staatsoberhaupte gegenüber einnahm, als in den persönlichen Intentionen der Betheiligten. Die Katastrophe mußte eintreten, sobald durch den Gang der Dinge die Situation eintrat, die eine durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kaiser und seinen Feldherrn veranlaßte. Denn da sich der Kaiser der selbständigen Entscheidung in den Fragen der großen Politik zu Gunsten seines Generalissimus begeben hatte, so mußte ihm die Abhängigkeit von seinem Unterthanen in dem Momente unerträglich werden, wo dieser sich anschickte, eine andere politische Richtung zu verfolgen. Schon von dem Augenblicke an, da Wallenstein sich weigerte, auf die spanischen Projecte des Kaisers einzugehen, war ein Conflict zwischen den beiden Gewalten unvermeidlich. Beschleunigt wurde die Katastrophe durch die durch einen strategischen Irrthum Wallensteins herbeigeführte Einnahme Regensburgs und die Differenz in den militairischen Dispositionen, welche sich in deren Folge zwischen dem Kaiser und Wallenstein herausstellte. Daß Wallenstein auch im Gegensatze zu dem Kaiser an seinen einmal gefaßten Plänen festhielt, war nur die Bestätigung, nicht die Ursache seiner schon vorlängst beschlossenen Beseitigung. Als er aber einmal den Entschluß gefaßt hatte, das, was er im Einverständniß mit dem Kaiser begonnen, auch ohne oder gegen dessen Willen durchzuführen, da zeigte sich doch, daß seine Macht, so groß sie auch war, einem Kampfe gegen die durch die Jahrhunderte geheiligte Autorität nicht gewachsen war. Den „ewig Gestrigen", welchen er im Momente höchster Erregung über die neue schimpfliche Absetzung offenen Kampf bieten zu können meinte, ist er erlegen, ebenso wie ihm auf anderem Schauplatze ein Menschenalter früher der ritterliche Essex in England erlegen war. Seine Absetzung erfolgte, ohne daß er sie durch irgend eine nachweisbare That verschuldet hätte. Daß er sie nicht hinnahm, sondern auf die Kunde hiervon in offenen Kampf mit dem Kaiser zu treten gewillt war, darin liegt seine historische Schuld.

Seine historische Schuld, — aber nicht die Ursache seiner Ermordung. Auch diese war schon beschlossene Sache, noch bevor er an eine Verbindung mit den Schweden ernstlich gedacht hatte. Die Höhe selbst, die er mit himmelstürmendem Ehrgeiz erklommen hatte, war die Ursache seines jähen Sturzes.

Digitized by Google

Ueber die Unterſcheidung ſinnverwandter Wörter.

Von

Carl Abel.

— Berlin. —

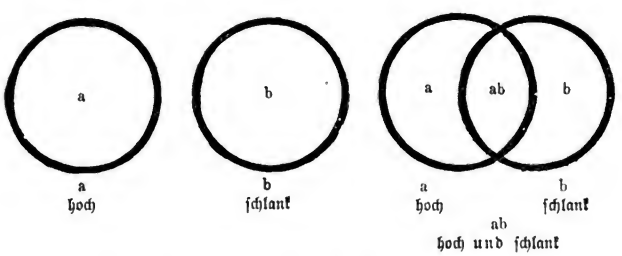
Beim Leſen ſynonymiſcher Wörterbücher wird man gelegentlich von einem häßlichen Gedanken beſchlichen. Je feinere Unterſcheidungen gemacht werden, je geiſtiger und überraſchender die aufgedeckten Bedeutungen ſich darſtellen, deſto unwahrſcheinlicher wird die ganze Sache. Die Sprache lebt ſchließlich doch in den Menſchen, die ſie ſprechen. Iſt aber die Menge, iſt auch nur die Mehrheit eines Volkes einſichtig und feinfühlig genug, ſo genaue Begriffe zu haben, und ſie ſo ſcharf von einander zu ſcheiden? Iſt nicht Synonymik vielleicht ein geiſtreiches Spiel einiger weniger tiftelnder Schriftſteller? Oder iſt ſie etwa nur von grübelnden Grammatikern erfunden, die, um ihren Witz zu üben und ihre Studien werthvoller erſcheinen zu laſſen, als ſie ſind, mehr in die Worte hineinlegten, als darin liegt?

Synonymen, oder um den ſeit Ende vorigen Jahrhunderts eingebürgerten deutſchen Ausdruck zu gebrauchen, ſinnverwandte Worte, ſind Worte derſelben Sprache, welche in einem Theile ihres Begriffes gleich, in einem anderen aber verſchieden ſind. Nehmen wir z. B. die beiden Worte hoch und ſchlank. Beide beziehen ſich auf die Höhe; aber hoch iſt die allgemeinere Bezeichnung, welche jede Ausdehnung faſt jeden Dinges nach oben beſagt, ſei ſie nun gering oder groß; ſchlank dagegen bezeichnet eine verhältnißmäßig beträchtliche Höhe und Dünne gewiſſer Arten von Dinge. Beide Worte gehen von verſchiedenen Geſichtspunkten in der Betrachtung deſſelben Begriffes aus: das eine ſieht nur auf die Höhe; das andere bezieht ſich ſowohl auf Höhe als auf

Digitized by Google

Dünne, stellt beide als ziemlich merklich dar und vergleicht sie mit den Dimensionen anderer, ähnlicher Dinge, die als weniger hoch und dünn gekennzeichnet werden.

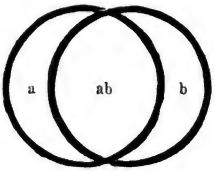
Daraus folgt, daß es Fälle giebt, in welchen man die Höhe entweder nur mit hoch, oder nur mit schlank bezeichnen kann, je nachdem die bezeichneten Dinge demjenigen Begriffstheil von hoch und schlank, welcher jedem von ihnen ausschließlich zukommt, entsprechen; während in anderen Fällen, in denen der beiden Worten gemeinsame Begriffstheil zur Anwendung gelangt, je nachdem die bezeichneten Dinge dem Begriff hoch oder schlank allein entsprechen, sowohl das eine als auch das andere gebraucht werden kann. Ein Berg ist hoch, aber nicht schlank; eine Maus ist einige Zoll hoch und durch diese geringe Höhe von Schlankheit ein für allemal ausgeschlossen; ein Mann dagegen ist schlank, aber nicht hoch; eine Kiefer schließlich kann sowohl hoch als schlank genannt werden. Bezeichnen wir die Bedeutung des hoch durch den Kreis a, die Bedeutung des schlank durch den Kreis b, so erhalten wir für ihre Bezeichnungen folgende Bilder:



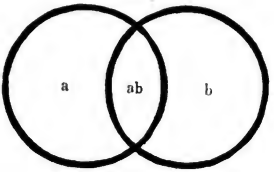
Die beiden ersten Bilder geben jede Bedeutung einzeln. Das dritte Bild, in welchem die beiden Kreise sich mit einem Theil ihres Umfangs schneiden, einen anderen Theil aber separat behalten, stellt dar, worin ihre Bedeutungen getrennt, und worin sie gemeinschaftlich sind. Was von a und b in diesem Bilde außerhalb a b liegt, repräsentirt die Fälle, in denen man nur hoch oder nur schlank sagen kann; a b dagegen enthält das Gemeinsame in den Bedeutungen beider Worte und vertritt demnach die Fälle, in denen sowohl das eine wie das andere Wort stehen kann. Je größer der Umfang dieses a b, desto mehr sind sich die Worte gleich, desto häufiger werden sie verwechselt werden können; je kleiner, desto ferner stehen sie sich, und desto seltener wird das eine für das andere zu verwenden sein. In den beiden folgenden Bildern entspricht das große a b einem Abschnitt, der von den Worten Knechtschaft und Sclaverei gebildet worden, die so ziemlich auf dasselbe hinauslaufen; das kleinere a b dagegen zeigt das Zusammentreffen etwa

Digitized by Google

von Knechtschaft und Unterordnung, die nur wenig miteinander gemein haben, da Unterordnung auch mit Freiheit verträglich ist.

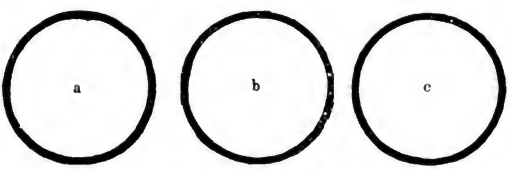


a
Knechtschaft
b
Sclaverei
ab
Knechtschaft und Sclaverei



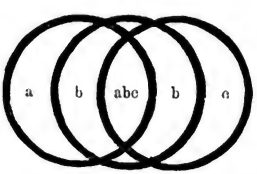
a
Knechtschaft
b
Unterordnung
ab
Knechtschaft und Unterordnung

Ebenso kann sich nun auch eine größere Anzahl von Worten zu einander verhalten. Fliehen (a), entrinnen (b), entwischen (c) können



a
fliehen
b
entrinnen
c
entwischen

oder



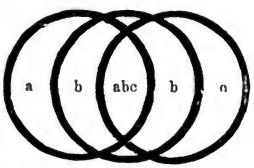
a
fliehen
b
entrinnen
b
entrinnen
c
entwischen
abc
fliehen, entrinnen und entwischen.

dargestellt werden, wo dann abc denjenigen Theil ihrer Bedeutungen darstellt, in dem sie übereinstimmen. Fliehen heißt sich von irgend etwas, das zu meiden ist, entfernen; entrinnen und entwischen fügen zu diesem allgemeineren Begriff, das eine die Nebenbedeutung des raschen und gefahrvollen Entlaufens, das andere die Färbung des listigen, verschlagenen Entschlüpfens im letzten Augenblick. a fliehen ist der weiteste Begriff; b entrinnen und c

Digitized by Google

entwischen sind je ein engerer Begriff; a bc dasjenige, was die beiden engeren unter sich und mit dem weiteren gemeinsam haben. Man entflieht oder entrinnt oder entwischt der Gefahr (a und abc.) Man entrinnt dem sicheren Tode (b). Der Dieb entwischt listig den aufgestellten Häschern (c).

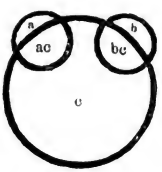
Es ist durchaus nicht nöthig, daß Synonyma zu einander im Verhältniß von weiterem und engerem Begriff stehen; sie können jedes von etwa gleichem Umfang sein, und dennoch theilweis übereinstimmen und theilweis abweichen. Ein Mensch sinkt unter der Bürde, oder unter der Last zusammen; aber die Bürde ist gewöhnlich eine sittliche Obliegenheit, die wir freiwillig auf uns nehmen, die Last meistens ein Gewicht, das uns Andere aufladen. Beide bedrücken, beide werden gefühlt; aber das eine hat viel mehr Tendenz als das andere, aus Gründen innerer Selbstbeherrschung willig hingenommen zu werden. Beides sind Synonyma, die neben einander stehen und von denen keines der untergeordnete Begriff des anderen ist; beide treffen sich allerdings in einem dritten Begriff, Gewicht, welcher aber gleichmäßig über beiden steht, und dessen Verhältniß zu ihnen entweder dargestellt werden kann, wie oben



a Bürde — b Last — c Gewicht

abc der allen dreien gemeinsame Bedeutungstheil.

oder mit Rücksicht auf die gemeinsame Unterordnung zweier Begriffe unter einen dritten:



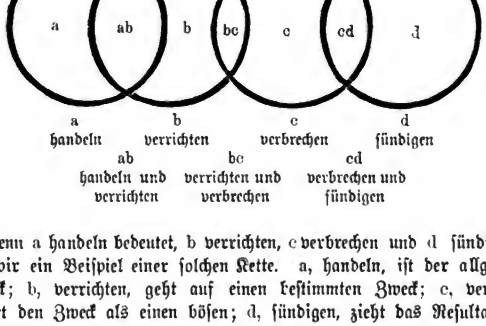
a Bürde — ac Bürde und Gewicht — bc Last und Gewicht — b Last

c Gewicht

Digitized by Google

Im ersten Bild ist a Bürde, b Last, c Gewicht, und a b c der allen dreien gemeinsame Bedeutungstheil; im zweiten Bild ist a Bürde, b Last, c Gewicht, während a c und b c dasjenige repräsentiren, dessen Darstellung im ersten Bilde a b c zufällt.

Desgleichen können drei oder mehrere Worte so miteinander verwandt sein, daß jedes von ihnen mit einem in näherer Beziehung steht, als mit den anderen, also durch dieses Mittelglied sich an ein drittes schließt, welches sich seinerseits ebenso an ein viertes knüpft, das wiederum ein fünftes vorzieht u. s. w:



Wenn a handeln bedeutet, b verrichten, c verbrechen und d sündigen, so haben wir ein Beispiel einer solchen Kette. a, handeln, ist der allgemeinste Ausdruck; b, verrichten, geht auf einen bestimmten Zweck; c, verbrechen, specificirt den Zweck als einen bösen; d, sündigen, zieht das Resultat. Die Punkte, in denen je zwei dieser Worte sich begegnen, sind a b, b c, c d. Während a, handeln, mit c, verbrechen, und d, sündigen, keine directe Verbindung hat, erhält es doch eine indirecte mit ihnen durch b, verrichten. b, verrichten, ist seinerseits ebenso indirect mit d, sündigen, verwandt, obschon es directe Beziehungen nur zu a, handeln, und c, verbrechen, hat; d, sündigen, wiederum knüpft sich an c, verbrechen, durch welche es mit b verrichten, und a, handeln, in Zusammenhang gelangt.

Wie man aus diesem letzten Beispiel sieht, können alle Worte einer Sprache als synonym behandelt werden, wenn man die Kette nur lang genug macht, und die dazwischen liegenden Intervalle durch die geeigneten Bindeglieder ausfüllt. Es giebt keine zwei Begriffe, die sich nicht an einander ketten lassen, wenn man die ganze dazwischen liegende Reihe ihrer Verbindungsglieder aufsucht. Geist kann als ein Synonym von Katze angesehen werden, wenn man sie durch Instinct verbindet; das Weltall als ein Synonym von Schwefelholz, wenn in Betracht gezogen wird, daß beide der großen Kategorie der Materie, zugehören; während sogar weiß und schwarz, schön und häßlich, hoch und niedrig ebenfalls sinnverwandt sind, sofern man

Digitized by Google

ihre gemeinsame Qualität als Eigenschaft gewisser Dinge ins Auge faßt. Natürlich wird dem Worte synonym diese mehr systematische als praktische und brauchbare Ausdehnung gewöhnlich nicht gegeben. Man gebraucht es vielmehr nur zur Bezeichnung der sich am nächsten stehenden Begriffe, und auch hier nur für diejenigen, welche geistige Thätigkeiten, oder geistige, abstracte Auffassungen sinnlicher Dinge, aber nicht sinnfällige Dinge selbst ausdrücken. Denken, sinnen, erwägen sind verwandte geistige Thätigkeiten, welche nur durch einige Ueberlegung definirend geschieden werden können; schlank, hehr, erhaben sind geistige Anschauungen sinnlicher Dinge, weil sie über den bloßen Augenschein hinaus die Art und die Ursache der Höhe und ihre Beziehung zur umgebenden Welt bezeichnen; aber Schuh und Stiefel, obschon genau genommen ebenfalls synonym, da sie verschiedenartige Fußbedeckungen sind, werden, da das Auge zu ihrer ledernen Unterscheidung genügt, nicht als solche behandelt.

Eine Prüfung der genannten Wörter ergiebt den Ursprung der Synonymen. Neben allen Dingen, Eigenschaften und Thätigkeiten stehen andere, die ihnen ähnlich und dennoch von ihnen verschieden sind; und was in der Welt der Dinge und Begriffe eine Spielart ist, wird in der Welt der Sprache ein Synonym. Neben der Schippe steht der Spaten; neben dem Bach der Fluß und Strom; neben dem Lande die Gegend, der Gau, die Provinz; neben dem Geist der Verstand, die Vernunft, die Seele; neben schön — hübsch, nett, anmuthig; neben begreifen — auffassen, verstehen; neben folgern — schließen, erweisen. Bei sinnlichen Dingen belehrt der Augenschein über dieses gegenseitige Verhältniß der betreffenden Vergleichsobjecte; wo wir aber die Eigenschaften und Thätigkeiten der Dinge, oder die innere Welt des menschlichen Geistes besprechen, werden die Unterscheidungen so fein, die Beziehungen so vielfach, daß ihr Verständniß nur nach dem Maße der ganzen geistigen Cultur des Einzelnen erlangt werden kann. Die intellectuelle Sphäre, in welcher ein Mensch lebt, bestimmt ebenso seine ganze Auffassung der Welt, wie auch seine Kenntniß der eigenen Sprache. Es liegt auf der Hand, daß eine Näherin gewöhnlich nichts von der Hegel'schen Terminologie, oder um Berlinisch zu reden, der Bauer nichts von dem Gurkensalat versteht.

Es ist ein gewöhnlicher, aber nichts destoweniger ein großer Irrthum, daß alle Deutschen Deutsch, alle Engländer Englisch, alle Franzosen Französisch sprechen können. In Wahrheit spricht Jeder nur denjenigen Theil seiner Sprache, mit dem er vertraut ist. Jeder Ackerknecht kennt, nennt und unterscheidet Schippe und Spaten, jeder Zimmermann Axt und Beil, weil er sie täglich benützt, und zwar zu Zwecken benützt, welche ihr Wesen erklären, ihre Unterschiede darlegen und keinerlei Zweifel über Berührung und Abweichung lassen. Beide kennen und sondern auch ebenso leicht die Worte „hacken" und „schlagen", weil sie beide Handlungen häufig vollziehen, und die Resultate derselben von einander stark abzuweichen pflegen. Sie verwechseln auch nicht leicht Worte wie eben und glatt, weil die Sinne sie lehren, daß das erste ohne das

Digitized by Google

zweite, das zweite aber nicht ohne das erste sein kann. Ebenso werden sie sich auch nicht leicht in der Bedeutung von Wünschen und Befehlen irren, weil das letztere nur von ihrem Brodherrn, der für das Privileg bezahlen muß, das erstere aber von jedem andern, nichtbezahlenden Menschen zum Ausdruck eines an sie gestellten Verlangens gebraucht wird. Aber, wie wenige Begriffsunterscheidungen werden sie überhaupt in der Lage sein zu machen, und wie noch viel weniger können sich auf Bezeichnungen geistiger Thätigkeit beziehen, wenn es in einem so hochgebildeten Volk, wie dem englischen, ganze Dörfer giebt, in denen, nach genau angestellten Beobachtungen, die Tagelöhner überhaupt nur etwa 300 Worte gebrauchen und aussprechen? In Deutschland, wo der Schulunterricht obligat ist, wo demnach eine große Anzahl von Worten, die über die unmittelbaren ländlichen Beschäftigungen hinausgehen, jedem Kinde mitgetheilt und eingeprägt werden, können die Leute so einsylbig nicht werden; auch sind sie schon von Natur mehr geneigt, als die Engländer, über ihren eigenen Beruf hinaus sich umzuschauen, zu denken, oder wenigstens zu plaudern. Aber einen wie kleinen Schritt in das große Wörterbuch ihrer Sprache hinein werden auch sie schließlich thun! Wie oft spricht wohl der norddeutsche Landmann die Worte Vernunft, Geist, Seele, Gemüth, die in der Literatursprache seiner Nation ständig wiederhallen, überhaupt aus? Und wissen wir nicht, daß der französische Landmann ganze Reihen von Zeitwörtern gewohnheitsgemäß durch das vage faire und dire — machen und sagen — ersetzt? Wo aber so wenig Begriffe vorhanden sind, können die vorhandenen nur die genau gekannten Dinge des eigenen täglichen Lebens oder ein paar zerstreute Bruchstücke aus dem Leben und Denken Gebildeter betreffen. Eine besonders glänzende Fähigkeit zur genauen Auffassung sachlicher und geistiger Details oder was dasselbe ist, zur Unterscheidung sinnverwandter Worte, kann also für ihr Denken und Sprechen nicht erforderlich sein.

Diese Wortarmut der ungebildeteren Stände in den höchstcivilisirten Ländern ist um so erstaunlicher, als sie einem weniger civilisirten, aber dennoch wortreicheren Zustande gefolgt ist. Wie aus alten Sprachen, und noch besser aus den heute gesprochenen Idiomen primitiver Völker erhellt, ist der Mensch, ehe er zur modernen europäischen Denkkraft gelangte, lange unfähig gewesen, das Allgemeine in den Erscheinungen zu sehen und zu benennen. So befremdend es für unsere eigene Auffassung klingen mag, so giebt es noch heute ganze Welttheile, deren Urbewohner weder Baum, noch Busch, noch Thier, noch Fisch noch Vogel sagen können. Für alle diese, scheinbar allergewöhnlichsten Dinge haben sie gar keine Worte. Was sie können, ist jede Baumart, jede Thierart für sich benennen; was sie nicht vermögen, ist die gemeinsamen Eigenschaften jeder Art erkennen, sie von der Besonderheit der einzelnen Erscheinung loslösen und die so gewonnenen Abstractionen in Klassennamen niederlegen. Sie unterscheiden Karpfen, Aal, Hecht, Forelle u. s. w., können sich aber nicht zu dem, das Gemeinsame in ihnen

Digitized by Google

ausdrückenden Gedanken und Wort des Fisches erheben. Sie bemerken und benennen Adler, Eule, Falke, Strauß und Papagei, sind aber außer Stande, sich zu dem Gesammtbegriff und Wort des Vogels aufzuschwingen. Auch die Palme ist ihnen nur Palme, und die Ceder nur Ceder, und die Banane nur Banane, ohne daß eine davon jemals als Baum erkannt, und unter diesem Gattungsnamen begriffen werden könnte. Noch viel weniger sind sie im Stande, menschliche Thätigkeiten in abstracter Weise zu bezeichnen. Es giebt in Asien Nationen, welche keine Worte für Gehen oder Kommen haben, wohl aber einige 40 Worte für die verschiedenen Arten des Gehens, und einige 30 für verschiedene Arten des Kommens. Gerade gehen, krumm gehen, langsam gehen, rüstig zuschreiten u. s. w. u. s. w. — jedes tritt ihnen als eine so selbstständige, so besondere Art des Gehens entgegen, daß es mit den andern Arten nichts Gemeinsames zu haben scheint, und deshalb auch nicht gemeinsam benannt werden kann; der augenblickliche Sinneneindruck überwiegt, die Abstractionsfähigkeit ist nicht vorhanden. Ja, in Afrika hört man von Völkern, welche dieselben Thätigkeiten mit verschiedenen Worten benennen, je nachdem sie von Männern oder Frauen verrichtet werden, weil die Eingeborenen, ich weiß nicht ob aus Höflichkeit oder Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht, der Ansicht zu sein scheinen, daß ein radicaler Unterschied zwischen Männer- und Frauen-Arbeit bestehe. Am unfähigsten in gewisser Beziehung, jedes Wesen in seine einzelnen Theile zu zerlegen und nach seinen verschiedenen Beziehungen zu unterscheiden, sind die amerikanischen Indianer. Diese Aermsten vermögen sich nicht einmal vorzustellen, wie ein Mensch „Hand" sagen kann; oder Kopf, Fuß, Kleid, Schuh sagen kann. Alle diese schönen Dinge immer nur im Besitz bestimmter Menschen sehend, ist es ihnen unerfaßlich, wie man sie von ihrem Besitzer zu trennen vermag. Sie können deshalb immer nur sprechen: „mein Kopf, dein Kopf, sein Kopf, unsere Köpfe, eure Köpfe, ihre Köpfe", aber niemals Kopf allein. Desgleichen mein Fuß, dein Fuß, sein Fuß, aber nicht Fuß ohne pronomen possessivum.

Die Bewohner eines ganzen Continents, welche Hand, Fuß, Kopf nicht einmal so weit vom Körper zu trennen verstehen, daß sie dieselben ohne Eigenthümer auch nur auszusprechen fertig bekommen — welch ein Bild! Man erhält eine Idee davon, was es heißt ein Mensch zu sein, wenn man erfährt, wie schwierig es war, einer zu werden! Alle diese unentwickelten Rassen haben demnach reichhaltige Vocabularien, weil sie scharf beobachten, aber matt denken; viel sehen, aber wenig überlegen; rasch das Phänomen auffassen, aber nur langsam die wesentlichen Züge desselben loslösen, und in anderen, ähnlichen aber nicht identischen Phänomenen wiedererkennen. Im modernen Europa ist es anders.

Eine gewisse Abstractionsfähigkeit ist hier das Gemeingut aller Klassen der Gesellschaft. Auch der Unwissendste und Beschränkteste hat die Vorstellung und den Namen solch' einfacher Klassenbegriffe, wie Thier, Vogel, Fisch, Pflanze, Blume, Kleid, Waffe u. s. w. Aber dafür ist, nachdem diese

Digitized by Google

Gemeinbegriffe einmal errungen worden sind, die Detailauffassung ihrerseits erlahmt. Die Ungebildeten zumal, die durch den geistigen Fortschritt ihrer Nation zu so handlichen Gemeinbegriffen wie thun, sagen, gehen, kommen, wollen u. s. w. hinaufgestiegen sind, finden es nunmehr bequem, die paar errungenen allgemeinen Ausdrücke anstatt aller Einzelangaben und Einzelnuancen immerwährend im Munde zu führen. Die Erreichung der Abstraction hat ihr Auge für das Concrete um so mehr geschwächt, als das Concrete in den Ländern der Arbeits- und Standestheilung zumeist das Einförmige zu sein pflegt. Die Routine ihres gewöhnlichen Lebens, wie es sich täglich in demselben Geleise abzuspielen hat, verlangt keine sehr genaue Beschreibung, um verständlich zu sein. Wozu sollten sie noch 30 Arten von Gehen unterscheiden, da es sich fast immer um dasselbe Gehen von und zu der gewohnten Arbeit handelt?

Und die Gebildeten? Gebrauchen sie etwa die 100,000 Worte, welche das Englische, die 200,000, welche das Russische, und die noch mehreren, welche das Deutsche Wörterbuch ihnen zur Verfügung stellt? Um der Beantwortung dieser bedeutsamen Frage näher zu treten, suchen wir uns zunächst die Entstehung jener großen Wörterfülle zu erklären. Nach dem Zeugniß der ältesten, untersuchbaren Sprache, der ägyptischen, welches wir, weil es die Sprachschöpfung allein rationell erklärt, verallgemeinern dürfen, sind zuerst eine große Anzahl von Worten für jeden Begriff, und zwar, mit ziemlich unbestimmten Inhalt geschaffen worden. Es gab also eine Menge Worte für gehen, geben, schlagen u. s. w., die jedes mancherlei Arten des Gehens, Gebens, Schlagens bedeuten konnten, und ungeschieden und mehr oder weniger gleichbedeutend nebeneinander standen. Nachmals, als der sprachschöpfende Sinn genügend entwickelt war, um sich für gewisse Worte aus der großen, zuerst versuchsweise gebildeten Zahl zu entscheiden, wählte man einige für jeden Begriff und ließ die übrigen fallen. Und nun trat, wie aus der Vergleichung erhaltener, primitiver Sprachen erhellt, der durchgreifende Unterschied ein, daß die begabteren Völker sowohl Klassenbegriffe bildeten, als auch die einzelnen Erscheinungen in jeder Klasse besonders benannten, während die unbegabteren nur das Letztere vermochten. Die begabteren hatten also den Gesammtbegriff Gehen, und darunter die Unterbegriffe eilen, zögern, hasten, laufen, rennen u. s. w.; die unbegabteren besaßen nur diese letzteren Worte, ohne das Gesammtwort gehen. Ebenso gelangten die besser angelegten Nationen zu der geistigen Errungenschaft, Fisch zu sagen und gleichzeitig Aal, Hecht, Karpfen u. s. w., zu unterscheiden; die weniger geistig ausstatteten kamen über Einzelnamen, wie Aal, Hecht, Karpfen nicht hinaus, und konnten sich zu dem schwierigen Gesammtgedanken des Fisches nicht vernünftigen. Die Unterscheidung sinnverwandter Worte gestaltete sich bei diesen beiden Völkerklassen nun so, daß die unbegabteren die ersten Sinneseindrücke, auf deren Bezeichnung sich ihre Sprache fast ausschließlich beschränkte, außerordentlich genau ausbildeten, so daß ihre

Digitized by Google

Gedanken sich zwar nur in einer engen Sphäre bewegten, innerhalb dieser aber sehr mannigfaltig und sehr scharf gefaßt waren. Da es keine Gebildeten und Ungebildeten bei diesen geistesarmen Nationen giebt, so blieb der Sprachschatz arm an Gedanken, während andererseits alle Gedanken, die er hatte, und die ganze Feinheit ihrer synonymischen Unterscheidung allen Volksangehörigen mehr oder minder gemeinsam waren und sind. Sie erhielten sich auch in hohem Grade die Fähigkeit des Urmenschen, neue bedeutsame Lautverbindungen, d. h. neue Wurzelworte zu schaffen, und sie von ihrem ganzen Stamm verstanden und angenommen zu sehen, wie denn beispielsweise die Hottentotten und andere afrikanische Menschen die europäischen Ansiedler in ihrer Nähe noch heutigen Tages alle Augenblicke durch plötzliche, unerhörte Supplemente zu ihrem Nationaldictionnaire in Erstaunen setzen. Aber, wie fruchtbar sie auch in der Lautschöpfung blieben, sie kommen über concrete Sinnesausdrücke nicht heraus, kommen an Abstractionen nicht heran, und sind somit in ihrer Denkfähigkeit wesentlich auf dem alten Standpunkt festgehalten. Das Umgekehrte von alle dem fand bei den geistiger angelegten Völkern statt. Als diese aus dem Zustand, wie er sich mehr oder minder noch heute bei manchen Wilden und Halbwilden findet, zur Abstractionsfähigkeit übergingen, warfen sie eine viel größere Zahl concreter Bezeichnungen für Sinneserscheinungen über Bord, als die Wilden, hielten sich aber dafür durch die neuen Gesammtbegriffe schadlos, welche die gemeinsamen Züge der Dinge mit den oberwähnten Klassennamen (wie Thier, Fisch, Baum, geben, nehmen u. s. w.) belegten. Weiter vorschreitend schufen sie später jene reiche Nomenclatur für all' das mannigfaltige Empfinden, Denken, Urtheilen und Wollen der menschlichen Seele, welche, von den niedrigen Rassen fast gar nicht besessen, von den höheren so tief erkannt und so stätig ausgebildet wurde, daß sie nunmehr den größeren Theil des großen Umfanges ihrer Wörterbücher ausmacht. Alles auch, was das gemeinsame Leben einer entwickelten Gesellschaft und die in den gebildeteren Ständen eines civilisirten Volkes so zahlreichen und verwickelten Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Mensch, und Klasse und Klasse mit sich bringt, führte zu einer neuen Steigerung der Anschauungen und Ausdrücke. Obenein wurden die Klassennamen außerordentlich vermehrt, indem nicht nur jede Klasse von Erscheinungen unter ihre allgemeinen Gesichtspunkte gebracht, sondern die allgemeinen Bezüge aller Erscheinungen erkannt und benannt wurden. Man entdeckte nicht nur die Namen Mensch, Thier, Kind, Vogel, Fisch u. s. w.; man fand auch die Begriffe von Zeit, Zahl, Raum, Ursache, Zweck, Existenz, Beziehung, Bewegung, Werden, Geschehen, und mit ihnen die Quelle für einen gewaltigen Strom und Niederschlag weiterer grundlegender Worte. Diese ganze ungeheure Vermehrung des Wörterschatzes durch Abstraction wurde ohne Schaffung neuer Wurzeln, theils durch Ableitungen, Zusammensetzungen und bildliche Anwendungen vorhandener Worte, theils durch die Aufnahme dialektischer Worte in die Literatursprache, oder durch Einführung von Fremdworten vollzogen. Mit

Digitized by Google

anderen Worten, die verhältnißmäßig wenigen Wurzeln, welche die begabteren Völker nach Erlangung der ersten und primitivsten Abstractionsfähigkeit übrig behielten, hatten, als Einsicht und Gesittung unter ihnen zunahm, den Grundstoff für die ganzen großen Thesauren zu liefern, zu welchen ihre Vocabularien nachmals anwuchsen. Durch Eintritt der Abstractionsfähigkeit in einem unwissenden Zeitalter verarmte die Sprache; durch die Erhöhung derselben mit steigender Kenntniß und Gesittung brachen aus den wenigen erhaltenen Wurzeln unzählige Stämme, Aeste und Zweige hervor.

Aber dieses großartige Wachsthum hatte seine Schattenseiten. Naturgemäß konnte sich an der Entwickelung des Gedanken- und Wörterschatzes der begabteren Völker nicht die ganze Nation, wie bei den unbegabteren und stationären, gleichmäßig mitbetheiligen. Wo nach eingetretener Arbeitstheilung die Mehrheit der Menschen mit Hand- oder Routine-Arbeit und nur die Minderheit mit mehr oder minder geistigen Dingen beschäftigt ist, muß die letztere schneller vorschreiten, als die erstere. Zumal seitdem durch Erfindung der Buchdruckerkunst die Gedanken- und Wortbildungen der Schriftsteller, den lesenden Klassen allgemein zugänglich gemacht wurden, ist der Sprachunterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten immer größer geworden. Denn die Schriftsteller sind, seitdem sie zuerst aufgetreten, bei vorschreitenden Völkern von jeher die berufensten und fruchtbarsten Sprachmehrer gewesen. Mit der eingehenden Erörterung sachlicher Gegenstände befaßt, oder in das Meer der Phantasie und der Empfindungen tauchend, haben sie als Forscher ebenso sehr das Bedürfniß empfunden, genau und treffend zu sprechen, wie sie als Dichter die reichen Farben der Natur und die reicheren des menschlichen Gemüthes wiederzugeben sich getrieben fühlten. Dadurch ist ihnen in einer Aufgabe, in der es sich um die schärfere und zartere Ausbildung gegebener Grundbegriffe handelt, die Führung von selbst zugefallen. Um nur einige Beispiele aus der deutschen Geschichte zu erwähnen, wie ungelenk, plump und hart hat Luther die deutsche Prosa angetroffen, und welch' edle Klarheit, Wärme und Stärke hat er ihr, vielfach nach religiösen hebräischen und lateinischen Mustern, gegeben! Und mit wie blanker Schneide hat Lessing den kalten Schwulst entfernt, welcher nach der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges eingerissen war! Und wie ist im ersten Theile des Faust die somit vernünftigte Sprache unter Goethes Händen zu jener Verbindung von Tiefsinn, Zartsinn und lauschendem Feingefühl aufgewachsen, welches ewig zu den höchsten Schöpfungen der menschlichen Rede gezählt werden wird. Aber nicht alle Schriftsteller sind mit den neuen Worten, die sie schufen, und mit den neuen Bedeutungen, die sie alten gaben, so erfolgreich gewesen wie Luther, Lessing und Goethe. Tausende von Worten sind von Tausenden von Schriftstellern erfunden und gebraucht worden, ohne sich die Anerkennung der Zeitgenossen zu erwerben und in die Literatur oder den Volksmund überzugehen. Nur was der Sinnesweise der Nation, oder was neuerdings dem gebildeten, lesenden und schreibenden Theile derselben entspricht, wird in die Sprache aufgenommen. Jede alte

Digitized by Google

Wurzel, jede neue Ableitung, Zusammensetzung und bildliche Anwendung ist von Einzelnen geschaffen und vorgeschlagen, aber nur dann zur Sprache der Gesammtheit, oder eines Theiles derselben geworden, wenn sie von den Hörern und Lesern gebilligt ward. Wie die Sprachen der Bildungsvölker jetzt vor uns liegen, sind sie das Resultat einer Arbeit von Jahrtausenden, an welcher sich die besten Geister der Nation erfindend betheiligten, und an welcher jeder einzelne Bestandtheil von anderen Gleichbegabten accipirt und von großen Kreisen der Einsichtigeren ratificirt sein mußte, um lebensfähig zu werden.

Indem wir nunmehr zur Beantwortung der anfänglich gestellten Frage zurückkehren, müssen wir nach erlangtem geschichtlichen Ueberblick allerdings zugestehen, daß die meisten feiner nuancirten Worte der Synonymik von feineren Köpfen in literarischen Werken geschaffen und auch theilweis auf dies Gebiet beschränkt geblieben sind. Aber obschon ebenfalls von bevorzugten Denkern ersonnen, ist ein immerhin sehr großer Theil derartiger Worte in die gewöhnliche Rede und noch mehr in die Schreibweise der Unterrichteten übergegangen, und wir haben uns demnach mit der Thatsache abzufinden, daß wenigstens die gebildete Minderheit der Nationen eine Fülle von klug, delicat und geistreich schattirten Ausdrücken gebraucht, die der Einzelne, wie er sie zu erfinden unfähig war, ebenso zu definiren nicht selten recht schwierig finden würde. Es ist wahr, die verschiedenen Nationen sind je nach Anlage und Entwicklung sehr verschieden in der Klarheit, Bestimmtheit, Gescheidtheit und Empfindsamkeit des Sinnes, den sie ihren Worten beilegen; aber da selbst die einfachsten Synonymen sicher zu scheiden die Kräfte Vieler, die sie sicher verstehen, übersteigt, so kommen wir noch immer über denselben scheinbaren Widerspruch nicht hinaus, daß etwas verstanden und verständig gebraucht wird, was man nicht erklären kann, und daß dieses Etwas sogar ein Theil des allergewöhnlichsten Ideen- und Wörterbedarfs ist, aus dem sich unser tägliches Denken und Reden zusammensetzt. Jeder Deutsche weiß, was thun heißt; jeder gebildete Deutsche glaubt sich ebenso klar zu sein, was verrichten und vollbringen besagt; aber wie groß ist wohl die Zahl derer im Verhältniß zur Gesammtheit, welche die Bedeutungen dieser drei einfachen Worte ebenso rasch bestimmen und von einander scheiden können, als sie dieselben ohne Besinnen und dennoch richtig gebrauchen? Und um wie viel größer wird diese Schwierigkeit, wenn wir die Definition abstracter Worte, wie Geist, Seele, Gemüth, oder klug, weise, verständig, vernünftig, gescheut, verlangten?

Die Lösung der Schwierigkeit liegt in dem Unterschied zwischen Sprachgefühl und Spracherkenntniß. Die Bedeutungen der Worte werden uns durch den Zusammenhang, in welchem wir sie hören und lesen, angewöhnt, sodaß wir sie dadurch verstehen und in ähnlichen Zusammenhängen mit mehr oder weniger Sicherheit, je nach unserer individuellen Begabung und Bildung, gebrauchen lernen. Wir lernen, was Kopf, Hals und Rumpf sind, d. h. wir lernen Kopf und Hals vom Rumpf trennen, und jedes von den Dreien als

Digitized by Google

etwas Besonderes auffassen, das der selbstständigen Bezeichnung bedarf, wenn wir andere Menschen von ihnen demgemäß sprechen hören, und die dergestalt uns überlieferten drei Worte mit den gesehenen Thatsachen vergleichen. Wir bekommen ebenso die Anschauung und das Wort des Werfens, weil uns beide gleichzeitig oder in genügender Verbindung beigebracht werden. Wir sehen das Werfen und hören das Wort. Wir erfahren desgleichen, was ein Thier ist, weil der Name von denen, die den Begriff bereits früher auf dieselbe Weise erworben haben, so oft auf gewisse leicht erkennbare Objecte angewandt wurde, daß wir über die bestimmenden Kennzeichen nicht lange im Unklaren bleiben konnten. Ebenso verhält es sich mit den intellectuellen Worten der höheren, abstracten Gedankenkreise. Auch hier schließen wir durch den Gebrauch, den Andere von solchen Worten, wie weise, vernünftig, klug, gescheut u. s. w., machen, was jeder einzelne Ausdruck besagt, und werden uns nicht leicht in seiner Wahl vergreifen. Wer von Kindheit auf gewisse Handlungen als weise, gewisse andere als klug oder gescheut hat bezeichnen hören, erlangt aus dem häufigen Vorkommen derselben ein mehr oder minder sicheres Gefühl für den Werth jedes einzelnen, und damit gleichzeitig für die Unterscheidung aller. Und so ist es allen Generationen seit den eigentlich wurzelbildenden gegangen, welche ihrerseits unbestimmte Begriffe mit schwankenden Lauten verbanden, und nur sehr allmählich beide bestimmt fassen und verknüpfen lernten. Sprechen und Verstehen würde demnach in der Vorzeit schwieriger gewesen sein, als jetzt, wenn nicht die Angelegenheiten, über die man damals sprach, sehr wenige und sehr leicht begriffene gewesen wären. Auch heute noch würde Sprechen und zumal Sprechenlernen viel mühevoller sein, als es in Wahrheit ist, erklärte nicht ein Wort im Satze immer das andere, erklärte nicht der Absatz den Satz, erklärte nicht die Situation die ganze Rede. Wissen wir nicht, wie leicht wir Sätze einer halberlernten Sprache aus dem Context des Ganzen verstehen? Und wie gut wir uns mit einigen Brocken in einem fremden Lande zu verständigen pflegen, vorausgesetzt daß der Gegenstand der Unterhaltung uns und der anderen Partei klar ist? Und sehen wir nicht, wie selbst unbegabte Kinder rasch ziemlich abstracte Worte annähernd begreifen, und in der ungefähren Auffassung gebrauchen lernen, über welche sie vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht hinaus gelangen?

Sollen wir aber, die wir uns ein ganzes Lexicon somit gesprächsweise angeeignet haben, die einzelnen, uns durch dasselbe angeübten Worte ihrem Inhalt nach separat erklären, so finden wir uns vor eine ganz neue Aufgabe gestellt. Wir haben nun das Wort nicht mehr im Zusammenhang mit anderen Worten vor uns, in welchen ein Wort das andere erklärt, und jeder Theil durch den Sinn des Ganzen verstanden wird. Wir haben es nun nicht mehr mit einem Satz zu thun, dessen einzelne Bestandtheile uns durch den Inhalt der Gesammtaussage zum Bewußtsein gelangen und dessen nuancirte Worte bis in ihre feinsten Schattirungen hinein von dem ganzen Zusammen-

Digitized by Google

hange beleuchtet und erhellt werden. Vor uns steht vielmehr das einzelne Wort, der einzelne Begriff, losgelöst von jedem erläuternden Zusammenhang, und zu verstehen nur durch Vergleichung mit ähnlichen Dingen, und durch Sonderung von ihnen. Aber die Dinge, Eigenschaften, Thätigkeiten, Abstractionen u. s. w., wie sie von den Worten der Sprache ausgedrückt werden, sind mit so vielen anderen, mehr oder weniger ähnlichen Dingen so nahe verwandt, daß um sie in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, sie von zahlreichen näheren und ferneren Bezügen begrifflich gar genau geschieden und ein jedes in seiner vollen Besonderheit dargestellt werden müssen. Zu diesem Zweck sind die mannigfachen Eigenschaften eines jeden durch die Erinnerung in unser Gedächtniß zurückzurufen, folgerichtig zu ordnen und mit den theils gleichen, theils ungleichen Eigenschaften verwandter Dinge zu vergleichen und von ihnen zu scheiden. Die dabei bemerkten Unterschiede leiten zu dem Begriff eines jeden einzelnen. So leicht er aussieht, ist dieser Proceß ein einigermaßen verwickelter, selbst bei den einfachsten Worten. Was kennen wir besser als Katze und Hund? Welche zwei Worte begreifen und unterscheiden wir leichter im Sprechen als diese? Wollen wir eins oder das andere aber definiren, so werden wir sie in so vielen Dingen mit vielen anderen ähnlich finden, daß wir ihre gleichzeitigen Verschiedenheiten sehr genau zu beachten haben, wenn wir ein getroffenes Bild eines jeden von ihnen zu zeichnen wünschen. Was ein Thier ist, ist leicht gesagt; was ein Vierfüßler ist, ebenfalls; aber so wie wir nun auf die feineren Differenzen zwischen den verschiedenen Arten von Vierfüßlern kommen, zumal zwischen den einander nahestehenden Arten, so heißt es exact sein, wenn wir Verwechslungen ausschließen, oder gar Jemandem, der die Thiere noch nicht gesehen, ein wirkliches gesprochenes Portrait derselben übermitteln wollen. Alle Wortmalerei oder vielmehr alle Begriffsmalerei mit Worten ist schwer, weil gar zu viele Einzelheiten in Betracht gezogen, und in ihrer markanten Besonderheit geschildert werden müssen, wenn das Bildniß nicht für ein halbes Dutzend verwandter Begriffe ebenfalls passend sein soll.

Erfordert aber dieses begriffliche Auseinanderhalten einige geistige Anstrengung, wo wir es mit unseren oft gesehenen, und in ihren wesentlichen Zügen so wohlbekannten Hausthieren zu thun haben, wie viel mehr wird das der Fall sein, wenn wir zur Erläuterung geistiger Worte, wie Vernunft, Verstand, Gemüth schreiten? Oder sittlicher, wie ehrlich, redlich, bieder? Hier handelt es sich um seelische Aeußerungen, die schwerer beobachtet, schwerer verstanden und gesondert sind, als die körperlichen Dinge der Sinnenwelt. Hier ist das Verhältniß des Individuums sowohl zum Ganzen zu Gott, Menschheit, Gesellschaft und Universum, wie zu einzelnen Nebenmenschen — zu begreifen, ehe die Worte, welche die einzelnen Theile dieses Verhältnisses wiedergeben sollen, präcis gefaßt und erläutert werden können. Hier sind sodann nicht gesehene Körper, sondern geschaute Handlungen, gehörte Worte und daraus gezogene Schlüsse in das Gedächtniß zurückzu-

Digitized by Google

rufen, ehe die Grundkräfte unseres Innern, von denen sie veranlaßt wurden, in der durch unsere Muttersprache beliebten Auffassung gewürdigt werden können.

Und ist nicht das Gleiche in Bezug auf den größten Theil des Wörterbuches der Fall? Sind nicht die meisten Worte abgezogene Begriffe, welche vielen Dingen und Personen gemeinsam zukommen, und deren Inhalt erst umrissen werden kann, wenn man sich ihre Wirkung in jedem einzelnen Falle vergegenwärtigt? Was z. B. ist nicht alles gut oder schlecht? Ein Käse, ein Verstand und ein Hausarzt; die Begriffe gut und schlecht müssen also definirt werden, daß sie allen drei Dingen entsprechen, und noch vielen anderen ebenso heterogenen dazu. Das ist ein nachdenklich Stück Arbeit und nicht Jedermanns Sache.

Bei weitem die meisten Worte bezeichnen allgemeine Begriffe, welche durch die Beobachtung vieler einzelner, in gewissen Punkten ähnlicher Dinge gebildet worden sind. Jeder erkennt die Schönheit, wenn er sie sieht; Jeder benennt sie so; aber nur Wenige vermögen es, ihr Wesen ohne einiges Nachdenken zu erklären. So rasch ihre concrete Erscheinung erfaßt wird, so bedarf es doch einiger Anstrengung, um ihre allgemeinen Züge aus der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Substrate, an denen sie auftreten, abzusondern und als gleichartig zu erweisen. Die Schönheit des Weibes ist verschieden von der Schönheit einer Landschaft; dennoch giebt es zwischen beiden Berührungspunkte, welche aufgefaßt und erkannt zu werden hatten, ehe der umfassende Begriff „Schönheit" gefunden und auf beide gemeinsam angewendet werden konnte. Allerdings, sobald die werthvolle Entdeckung einmal von einem logischen Genie der Urzeit gemacht, und von der geistigen Aristokratie jener frühen Tage beifällig aufgenommen worden war, ging sie mühelos auf alle späteren Geschlechter über, welche die Gesammtschönheit der Dinge somit geschenkt bekamen, ohne sie selbst aus den einzelnen Erscheinungen extrahiren zu müssen. Um den Begriff der Schönheit auf Weib und Natur gemeinsam anzuwenden, war es nunmehr nur nöthig, ihre Aehnlichkeit zu empfinden, auch wenn man sie nicht durch bestimmte Zusammenstellungen und Sonderungen zu analysiren vermochte.

Forschen, Urtheilen und Schließen sind durchaus nicht die einzigen Processe, durch welche Wissen erlangt wird, und unsere Begriffe verlieren keineswegs dadurch an Sicherheit, daß sie gewöhnlich das Ergebniß unvollkommener Auffassung, lebhafter Einbildungskraft und eines regen Nachahmungssinnes sind. Im Gegentheil werden sie gerade durch den halbverschleierten Zustand, in welchem sie in den nationalen Gedankenvorrath übergehen, um so selbstverständlicher und unwiderleglicher. Die herrschende Unfähigkeit, Wortbedeutungen zu seciren, hindert uns demnach keineswegs, diejenigen, die überhaupt in unseren Gedankenkreis fallen, angemessen und geschickt zu handhaben; und wo der Sinn zweier verwandter Worte einmal in solcher Weise erfühlt und gebrauchsweise erprobt worden ist, folgt bewußte, wenn auch undefinirte synonymische Unterscheidung von selbst. Und zwar in desto höherem

Digitized by Google

Grade, je schneidiger — eine Eigenschaft, die nicht immer Tiefe und Weite einzuschließen braucht — eine Nation sich zu denken gewöhnt hat. Louis XVIII. verrieth keinen geringen politischen und linguistischen Scharfsinn, als er in Bezug auf seine Franzosen diese denkwürdigen Worte äußerte: „Que de choses dans une epithète! J'ai toujours été de l'avis de Bossuet, qui a dit quelque part que lorsqu'on n'est pas scrupuleux dans le choix des mots, on donne à penser, qu'on e l'est pas davantage sur les choses. Mon peuple est bien persuadé de cette vérité, et les sifflets ne manquent jamais à ceux, qui négligent la propriété des termes. It faut savoir la grammaire et connaître les synonymes lorsqu'on veut être Roi de France."

Andererseits ist es allerdings nur zu wahr, daß das Durchschnittsgespräch jeder gesellschaftlichen Periode und Klasse sich in ausgefahrenen Geleisen bewegt, und in der Regel keine genaue Sprechweise bedarf, um allen wesentlichen Zwecken der Mittheilung zu genügen. Ob man sich über persönliche oder allgemeine Dinge, über Geschäft oder Politik unterhalte, die Summe der verfügbaren Ideen ist gemeinhin weder sehr groß, noch sehr originell. Wozu sollte man es da der Mühe werth halten, ausführlich zu beschreiben, was in ein paar Gemeinplätzen völlig verständlich gemacht werden kann? Warum sollte man sich mehr als verständlich machen wollen, da doch Verständlichkeit innerhalb der gemeinsamen gesellschaftlichen Gedankensphäre so leicht, so allusiv zu erreichen ist? Warum in gewählter Sprache wiedergeben, was dem Hörer doch von vornherein gang und gebe zu sein pflegte? In der Erörterung alltäglicher Dinge schwingt man sich demnach nicht oft zur Region der specialisirten Worte auf. Man sagt, man sehe, wenn man meint, man bemerkt. Man spricht vom Gehen, wenn man in der Abreise begriffen ist. Man deutet an, daß man etwas haben möchte, wenn man alle seine Kräfte anstrengt, um zu erwerben, zu erlangen, zu ergattern. Man will sich mit der Präcision nicht selber quälen, und andern nicht obenein pedantisch erscheinen. So zahlreiche Synonymen demnach für feinere Auffassung erfunden, und seit der Verallgemeinerung der Bildung weiten Kreisen zugänglich gemacht worden sind, so ist doch nur ein verhältnißmäßig geringer Theil in das Unterhaltungswörterbuch der Nation übergegangen. So reich, so bestimmt und so zart die Bücherſprache seit dem Ausgang des Mittelalters sich entfaltet hat, das Tagesgespräch hat nur in begrenztem Maaße den ungeheueren Erwerb in Mitbesitz genommen. Das Niveau der üblichen Redeweise ist unzweifelhaft mit dem Wachsthum der Einsichten und Gefühle gestiegen; da aber die literarische Composition in Kraft, Klarheit und Schmuck noch gewaltiger zugenommen, so ist der Unterschied zwischen ihrer, an das Publicum gerichteten öffentlichen Rede, und dem Privataustausch der Meinungen größer geworden, als er in weniger vorgeschrittenen Zeitaltern war. Von Nichtschriftstellern und Nichtrednern werden die meisten Synonymen-Nuancen, wenn auch wohl verstanden, so doch thatsächlich wenig angewendet. Vielleicht besteht der Reiz des Brief-

Digitized by Google

schreibens für Manchen darin, daß er ihn zu einer entwickelteren Ausdrucksweise veranlaßt, und, während die Feder über das Papier fliegt, den Gedankenschatz seiner Nation selbstthätiger mitgenießen läßt, als im Berufsgespräch oder in der Plauderei sonst wohl geschehen mag.

Für die logische Definition der Synonymen tritt eine weitere Erschwerung hinzu. Indem wir unsere Muttersprache lernen, empfangen wir nicht etwa Worte, sondern noch vielmehr den Sinn, welchen sie ausdrücken, und machen die Anschauungen, welche sie enthalten, zu unseren eigenen. Wer etwa glaubt, daß Jeder von uns Begriffe selber bildet und nur die Worte dafür von seinen Eltern und Volksgenossen erfährt, giebt sich einer äußerst schmeichelhaften, aber nicht weniger gigantischen Täuschung über seine eigene jugendliche Geistesthätigkeit hin.

Nur ein Wunderkind, wie es die Menschheit nie hervorgebracht, würde die tausendjährige Denkarbeit der Nation in seinem eigenen winzigen Gehirn noch einmal vollziehen können. Daß wir beim Sprechenlernen annehmen aber nicht schaffen, läßt sich — um von metaphysischen Erörterungen abzusehen — am leichtesten aus der Vergleichung mit anderen Sprachen zeigen.

Um bei dem einfachsten der oberwähnten Beispiele zu bleiben, so unterscheidet der Engländer nicht blos Kopf, Hals, Rumpf, sondern hat noch ein besonderes Wort für den Hinterhals, das er ganz gewöhnlich im Munde führt, während es dem Polen, wenn er nicht etwa Anatomie studirt hat, nie in den Sinn kommt, diese Partie separat zu bezeichnen. Was sodann das Werfen — unser zweites Beispiel — betrifft, so haben die Engländer nicht weniger als zehn Worte für verschiedene Arten des Werfens, die sie regelmäßig gebrauchen (throw, cast, fling, jerk, chuck, toss, pitch, shy, hurl, heave, propel, project) wo die Deutschen gemeinhin nur Werfen und Schleudern sagen.

Der Berliner hat allerdings außerdem noch sein „Schmeißen"; aber dies hat schon eine speciell Berlinische, auf die Offensive gerichtete Nebenbedeutung, ist demnach nicht mehr allein mechanisch, sondern moralisch, oder manchmal sogar unmoralisch. Und wie viel stärker noch werden die Auffassungsunterschiede der verschiedenen Völker und Sprachen bei Bezeichnung von Geistesthätigkeiten. Lernten wir nun nur Worte, indem wir Sprache lernen, bildeten uns aber jeder seine eigenen Begriffe unabhängig von den gelernten Worten, warum würde es dann nicht jedem Deutschen einfallen, die englischen Unterscheidungen aus persönlicher Einsicht ebenfalls zu machen, und durch mehrere Worte, wie scharf werfen, kurz werfen, mit einem Ruck werfen und dgl. wiederzugeben, da sie sie mit einem Worte in ihrer Sprache nicht zu benennen vermögen? Oder warum schufen sich begabte Engländer im Sprechen über seelische Thätigkeiten nicht ein Aequivalent für unser deutsches Wort „Gemüth", welches ihnen wiederum ihre Sprache nicht bietet? Warum fällt es keinem Franzosen bei, Liebe und Huld in einem Worte unterzubringen, wie der Russe es thut, und keinem Russen, viel und

Digitized by Google

gut für gleichbedeutende Begriffe zu halten, wie der alte Aegypter pflegte? All' dergleichen geschieht bekanntlich verhältnißmäßig sehr selten.

Im Erlernen unserer Muttersprache nehmen wir also nicht allein Worte an, sondern empfangen vielmehr ein vollständiges Register fertiger Begriffe für alle hauptsächlichen Erscheinungen der Welt. Besser gesagt, alle hauptsächlichen Erscheinungen der Welt, wie sie die Sprache in ihren fertigen Worten verzeichnet, werden von uns vermittelst dieser Worte und in dem Sinne, den die Bedeutungen dieser Worte ihnen geben, aufgefaßt. Die Deutschen lernen also überhaupt keine andern Arten des Werfens kennen, als die des Werfens und Schleuderns, während der Engländer acht andere Arten dazu kennen lernt. Ebenso machen sich die Polen nicht klar, daß es einen als selbstständig aufzufassenden Hinterhals giebt, bei dem man Jemanden bequem packen und hinauswerfen kann, wie der Engländer unter Umständen mit Vorliebe zu thun pflegt. Umgekehrt, faßt der Engländer das geistige Wesen des Menschen als Seele, Geist, Vernunft, Verstand und Gefühl auf, lernt aber den gemischten Niederschlag von Vernunft und Gefühl, welchen der Deutsche Gemüth nennt, aus seiner Sprache, und somit ohne besondere psychologische Studien überhaupt nicht kennen. Kurz, das Wörterbuch unserer Sprache ist das Bild, welches uns von den Dingen und Kräften der Welt überliefert wird, ist die Gestalt, in der wir demgemäß die wesentlichen und dauernden Eigenschaften und Vorkommnisse der Welt selbst erkennen.

Deutsche Worte definiren heißt demnach für den Deutschen, die eigensten Grundanschauungen seines Verstandes nach ihrem Wesen prüfen und beschreiben. Unser Ich selbst sollen wir in dieser Definition zergliedern, erläutern, erweisen. Auf den ersten Blick scheint das ebenso unnöthig, (da wir ja Alle zu wissen glauben, was unsere eigenen Gedanken und Worte bedeuten), als es auf den zweiten Blick (sobald wir einmal ans Definiren gehen) schwierig wird.

Diesem inneren, scheinbar nicht zu vereinenden Widerspruch entspringt die Beantwortung der Frage, deren Untersuchung uns beschäftigte. Jedem von uns ist der innerhalb seines Bildungsgrades gelegene Theil seiner Muttersprache verständlich, weil er ihm selbstverständlich ist, weil er seine eigene Vernunft und seinen eigenen Verstand ausmacht. Wir brauchen den Sinn unserer Worte uns nicht durch Erklärungen klar zu machen, weil wir, wenn unser Blick nicht durch besondere Studien erweitert wird, überhaupt nichts anderes wissen von den Kräften der Welt, als *ihn*, als diesen Sinn. Und wir können ihn uns schwer klar machen, weil er, obschon beim Gebrauch in allen seinen wesentlichen Punkten auf einmal gekannt und empfunden, nur aus einer längern und aufmerksam zergliedernden Ueberlegung seines vielfachen und verschiedenartigen Vorkommens gegenständlich festgestellt werden kann. Wo wir selber so sehr Subject sind, wie beim Sprechen unserer Sprache, brauchen wir uns nicht Object zu werden, um zu wissen, was wir wollen.

Digitized by Google

Gedichte.

Von

Heinrich Seidel.

— Berlin. —

Was bleibt?

Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Drüber mit dem leichten Flügel
Froh ein Sommerfalter fliegt,
Und das Gras im Wind ſich wiegt!
Eine Weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer ſchenken —
Bald weiß Niemand, wer da liegt!

Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben,
Oder ein Jahrtauſend lang,
Bis auch ſie die Zeit verſchlang.
Die zum Höchſten einſt erkoren —
Ihr Gedächtniß ging verloren,
Wie ein Lied im Wind verklang.

Fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menſchheit ſtolze Wipfel
Leuchtend aus dem Nebelmeer:
Alexander und Homer!
Aber jene Zeit wird kommen,
Da auch ſie im Duft verſchwommen,
Und es nennt ſie Keiner mehr.

Digitized by Google

Unterdeß in ew'gen Kreiſen
Und in altgewohnten Gleiſen
Ihre Bahn die Erde geht,
Achtlos, was auf ihr beſteht.
Achtlos auf der Menſchheit Träume
Wandelt ſie durch Weltenräume,
Bis auch ſie in Staub verweht.

Vom Baume der Erkenntniß.

Das war ſo ſchön, als ich ein Kind noch war!
In einer Welt voll Glück und Wunder lebt' ich,
Und hoch im Himmel ſaß der liebe Gott
Im Purpurmantel; ſilbern fluthete
Sein Bart hernieder, und ſein blaues Auge
Sah freundlich und voll Güte auf mich hin.
So ſicher fühlt' ich mich in ſeiner Hut,
Und wenn nach Spiel und Scherz der Abend kam,
Sprach ich zu ihm in kindlichem Gebet
Und ſtreckte froh mich in die weichen Kiſſen.
Ich wußte ja, ich lag in ſeinem Schooß —
Sein treues Auge wachte über mir.

Das war wohl ſchön und gut — doch anders ward's,
Viel anders ward es nun. Der liebe Gott
Iſt todt geblieben. Leer iſt jene Stelle,
Und ſchwarze Finſterniß iſt dort gebreitet.
Nun muß ich meinen Weg alleine geh'n,
Ob auch die Pfade rauh ſind und voll Dornen —
Vor mir die Nacht und hinter mir, und ach,
Kein Licht dort, wo ich wandle — Beſſer war's,
Viel beſſer war's, als ich ein Kind noch war!
Und denk' ich dran, ſo wünſch' ich manchmal ſtill:
Der gute liebe Gott, er lebte noch.

Maitrank.

Es rankt die Rebe am rauſchenden Rheine,
Die Kräfte der Erde ſaugt ſie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechſel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüſſigem Feuer,
Der Sonne Gleißen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fäſſer mit feurigen Fluthen
Der ſinkenden Sonne Abſchiedsgeſchenk.

Digitized by Google

Im dämmernden Walde mit ſüßem Düften
Wächſt in der Wildniß ein zierliches Würzkraut,
Ein feines Pflänzchen, Waldmeiſter genannt.
Frühzeitige Düfte des friſchen Frühlings,
Ein Waldes-Würzhauch entſtrömte wohlig
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.

Es miſcht nun der Meiſter mit weiſem Maße
Das Gold des Herbſtes zur Gabe des Frühlings,
Der Sonne Feuer zur Waldeswürze,
Daß lieblich vereint ſich Anfang und Ende,
Das Sonnenentſproſſ'ne dem Schattenenttauchten,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht.

O füllt mir den Becher mit funkelndem Feuer,
Füllt ihn zum Rande mit goldener Gluth!
Bei ſeinem Duften gedenk' ich der Jugend,
Der längſt entſchwundenen lieblichen Zeit.
Der güten Genoſſen, der goldenen Tage,
Denk ich an Frühling und Frohſinn und Freiheit,
An lieblichen Mondſchein und lächelnde Mädchen
Mit rothen Roſen im goldnen Gelock!

O füllt mir noch einmal den funkelnden Becher;
Ihn bring' ich der Jugend, ihn bring' ich der Liebe,
Dem Schönen, dem Guten, dem heilig Hohen,
Das hold die Herzen der Edlen erhebt,
Ihn bring' ich Dir, das Du Alles umſchließeſt,
Dir, Du mein deutſches Vaterland! —

Dir trink' ich den Trank vom rauſchenden Rheine
Mit Deines Waldes Düften gewürzt!

Digitized by Google

Robert Schumann.

Von

Otto Gumprecht.

— Berlin. —

II.

Die Cantate, oder ſagen wir lieber das weltliche Oratorium, „das Paradies und die Peri“, iſt das erſte Werk, mit welchem Schumann von den großen Formen der Vokalmuſik Beſitz ergriffen. Seinen Text hat er Thomas Moores phantaſtiſcher Dichtung Lalla Rookh entlehnt. Die für die Aufgabe des Componiſten nothwendigen Kürzungen und Zuſätze rühren von dieſem ſelbſt her. Gewiß fehlt es den Gebilden des britiſchen Dichters weder an poetiſchem Duft und Schmelz noch, was immer die Hauptſache iſt, an mancherlei dem Ausdrucksvermögen der Muſik höchſt günſtigen Motiven. Die überſchwängliche Weichheit der Empfindung, die weltmüde Reſignation, das ſpröde Zurückziehen in die ſubjectivſte Innerlichkeit, alles das läßt jedoch keine reine Stimmung in uns aufkommen. Von Uebel iſt namentlich der Umſtand, daß die aus dem Paradies verſtoßene Peri nicht durch eigene Kraft, ſondern durch die von ihr dargebrachte Thräne des reuigen Sünders, alſo durch einen bloßen Glücksfund, einen rein äußerlichen Zufall, die verlorene Seligkeit zurückgewinnt. Keine andere Schumann'ſche Vocal-Compoſition ſpiegelt treuer, ſinnfälliger, erſchöpfender das eigenſte Weſen ihres Autors und zugleich den innerſten Stimmungsgehalt unſerer ganzen modernen Tonromantik wieder, als deren Alles beherrſchender Grundzug die nie geſtillte Sehnſucht nach dem Ewigweiblichen bezeichnet werden kann. Durchaus wahr iſt es, was ſchon Otto Jahn hervorgehoben, daß dieſe Muſik ſich an einen Sinn wendet, der die Fähigkeit hat, unausgeſetzt und mit Anſtrengung auf ein im Einzelnen feines und zartes Detail aufmerkſam einzugehen und ſich aus ſchönen Einzelheiten den Geſammteindruck ſelbſt zu bilden, daß uns dieſer nirgends in

Digitized by Google

mächtiger, die Seele des Empfangenden unwiderstehlich mit sich fortreißender Fülle entgegengebracht wird. Versagt bleibt dem Werke trotz aller in ihm waltenden Genialität jene befreiende und erlösende Wirkung, durch welche die Kunst ihre höchste Macht bethätigt. So viel des Berückenden und Bestrickenden es auch enthält, stets scheiden wir von ihm mit einem gewissen Gefühl der Abspannung und Betäubung. Die Ursache liegt theils in dem gleichmäßig festgehaltenen sentimentalen Grundton, in der süßen, narkotischen Wehmuth, die von Anfang bis zu Ende das vorherrschende Stimmungscolorit bildet, theils in dem Mangel aller strafferen formellen Gliederung und Geschlossenheit, in einer Behandlung des Gesanges, welche, die Grenzen zwischen Melodie und Recitativ verwischend, beide zu einem schwankenden Mittelding verschwimmen läßt.

Besondere Anziehungskraft mußte auf Schumann, wie er nun einmal geartet war, die Moore'sche Dichtung üben. Ihre überzuckerte und parfümirte Empfindsamkeit, ihre herzkranke Lyrik, die wuchernde Fülle schildernder und malender Einzelheiten, dies und ähnliche Dinge, welche den meisten Componisten wohl schwere Bedenken eingeflößt hätten, ihn konnten sie nicht abhalten, seine Hand nach ihr auszustrecken. Daß nicht die Zeichnung, sondern die Farbe den Hauptfactor des musikalischen Ausdrucks bildet, war durch die Beschaffenheit des Textes mit Nothwendigkeit bedingt. Die Umrisse zerfließen in's Unbestimmte, eine bunte Mannigfaltigkeit instrumentaler Klänge überfluthet den Gesang. Nur ein einziges Mal am Schluß der ersten Abtheilung begegnet uns ein wirklich polyphoner Satz, aber dies Fugato bei den Worten: „Denn heilig ist das Blut" gehört keineswegs zu den Zierden der Partitur. Die Tonsprache verzichtet auf den immer und überall sich wirksam erweisenden Reiz der Steigerung wie auf alle schlagkräftigeren Contraste. Von Anfang bis zu Ende bleiben wir in den engen Kreis der nämlichen müde und träumerisch in sich gekehrten Stimmung gebannt. Zwar wechselt die äußere Scenerie, aber die Musik hat weder die Macht noch den Willen, dem Alles beherrschenden und erfüllenden elegischen Element sich zu entziehen. Jedes freudigeren Aufschwungs unfähig, schwelgt sie bis zur Unersättlichkeit in Seufzern und Thränen, bringt sie fast lauter Bilder der Trauer und Vergänglichkeit vor die Seele. Nicht der sonnige Glanz des Tages umfängt uns hier, sondern die märchenhafte Mondscheinnacht der Romantik. Der Gesammtwirkung verhängnißvoll ist vor Allem die absolute Herrschaft der unendlichen Melodie, auf deren uferlosem Meere selbst die abwechselnd dem Alt-, Tenor- und Baßsolo in den Mund gelegten blos erzählenden und beschreibenden Abschnitte der Dichtung sich schaukeln. Nicht jeder poetische Stoff ist, um mit den Chemikern zu reden, musikalisch löslich, nur der reinen Lyrik ewiges Ach und Oh besitzt in vollem Maße diese Eigenschaft. Wenn nun die Tonsprache den Versuch macht, auch einen anders gearteten Inhalt ohne jeden Rest in Sang und Klang umzusetzen, so ist die unausbleibliche Folge sowohl die Zerstörung der gegliederten Form wie

Digitized by Google

namentlich auch die Zuflucht zu phrasenhaften, dem äußeren Gebahren nach melodischen, in ihrem innersten Wesen jedoch zu allgemeinen und deshalb bedeutungslosen Wendungen. Das Bestreben des gewissenhaften, auf seine Kunst eifersüchtigen Musikers, der ihr keinen Schritt breit Raumes vergeben möchte, schlägt also thatsächlich in das grade Gegentheil um. Guten Grund hat der im Oratorium hergebrachte Wechsel zwischen Recitativen und Arien.

Doch ein alter Spruch lautet: der Werth eines Werkes liegt nicht in seiner Fehlerlosigkeit, sondern in der Menge und Größe seiner Schönheiten, und diese sind hier wahrlich voll genug gewogen. Wie viel Anmuthiges und Sinniges, mit dem wärmsten Herzblut der Empfindung Getränktes enthält nicht die Partitur! Welcher Reichthum genialer Bilder, die bald durch ihre glühende Farbenpracht, bald durch die anmuthigste Klein- und Feinmalerei mit immer neuem Zauber uns umfangen! Die weibliche Hauptgestalt hat zum eigentlichen, von orientalischem Localcolorit nur leicht überschleierten Kern ihres Wesens die süßen Heimathsklänge deutscher Lyrik, und traulich grüßt uns allenthalben dasselbe Element, wo der Ausdruck, von seinem emsigen Geschäft des Schilderns und Beschreibens ablassend, zum vollen Gefühlserguß sich sammelt und verdichtet. Was wir da auch vernehmen, hat sich aus den verborgensten Tiefen des Gemüths emporgerungen und wie milden, würzigen Blüthenduft empfinden wir den Segen dieses Ursprungs. Während die Peri erst auf dem dritten Fluge den Schatz gewinnt, der ihr die Pforten des Paradieses erschließt, ist für uns ihre zweite Wanderung die weitaus ergiebigste. Das Leben und Weben der Nilgeister, die Schilderung der Pest, das Quartett, die Sterbescenen der Liebenden, der Schlußgesang, alles das ist von Meisterhand entworfen und ausgeführt. Der pathologische Grundzug des Werks, dem es vielleicht vorzugsweise seine Wirkung auf das heutige, nach Nervenreiz lechzende Geschlecht verdankt, tritt hier freilich am stärksten zu Tage. In der klassischen Periode hätte die Kunst nimmermehr nach einem solchen Stoff gegriffen. Hervorzuheben sind noch in der ersten Abtheilung die rührenden Klagen der Peri: „Wie glücklich sie wandeln“ und „Wo sind' ich sie?“ ferner das farben- und gestaltenreiche indische Landschaftsbild, in der dritten der so liebliche unschuldsvolle, auf Weber'sche Sätze der Art deutende Frauenchor: „Schmücket die Stufen.“

„Es ist ein Märchen (schrieb Schumann den 9. August 1851) ‚Der Rose Pilgerfahrt‘, eines jungen Chemnitzer Poeten, Namens Horn, das ich für Solostimmen, Chor und Pianoforte componirt, in Form und Ausdruck etwas der Peri verwandt, das Ganze nur mehr in's dörfliche Deutsche gezogen.“ Nachträglich schien dem Componisten gerathen, an die Stelle des begleitenden Claviers das Orchester treten zu lassen. Der anspruchslosen Idylle hat es jedoch schwerlich gefrommt, daß sie das ihr ursprünglich zugedachte graue bescheidene Hauskleid mit dem bunten, bauschigen Festgewande vertauscht. Wie tropische Blüthenpracht zu nordischer Haide, so etwa ver-

Digitized by Google

hält sich Paradies und Peri zur Pilgerfahrt der Rose. Es ist als ob ein trüber Schleier das Antlitz der Schumann'schen Tonsprache umflorte. Im Einzelnen begegnen uns mancherlei zarte, freundliche Gestalten, aber gleich kleinen Blümchen aus welkem Gras und Laub lauschen sie aus ihrer Umgebung hervor. Keine Concentration des künstlerischen Willens, keine wachsame Selbstkritik hat der Freude am Musiciren Weg und Ziel gewiesen. Dazu kommt die süßliche Geziertheit, die gefühlsselige Verschwommenheit der Dichtung, die den Ausdruck bis in's Herz angekränkelt.

Von den übrigen in die Düsseldorfer Periode fallenden umfangreicheren Vocalwerken habe ich blos das Requiem für Mignon und den Uhland'schen Königssohn näher kennen gelernt, aber weder an dem einen noch an dem anderen mich zu erbauen vermocht. Der letztere gehört einer Gattung an, die erst durch Schumann in die Kunst eingeführt worden. Man kann nicht behaupten, daß er mit den vier Balladen im großen Stil, die wir von ihm besitzen, einen glücklichen Griff gethan. Das vereinigte Aufgebot von Orchester, Chor und verschiedenen Solostimmen häuft auf die Worte eine ihren Inhalt gradezu erdrückende Wucht der Klänge. Der Componist sah sich genöthigt, die in der Ballade, einer der schlichtesten, naivsten, knospenartigsten poetischen Darstellungsformen, verbundenen epischen, lyrischen und dramatischen Elemente scharf von einander zu trennen und solchergestalt das einheitliche geistige Gefüge der Dichtung gänzlich zu vernichten. Auf Schritt und Tritt gab es feindselige Reibungen zwischen Text und Musik. Bald mußte diese zu einer ihrem eigensten Wesen widerstrebenden Eilfertigkeit sich bequemen, bald jener seinen Lauf hemmen, um nur der säumigen Genossin einige Ruhe und Sammlung zu gönnen. Immerhin hätte, wie so oft in ähnlichen Fällen, eine reiche Phantasie mit der Fülle ihrer Tonblüthen die ästhetischen Blößen der Aufgabe bedecken und beschönigen gekonnt; aber die Hand, die sonst den innersten musikalischen Lebensnerv der zu deutenden Worte zu erfassen pflegte, gleitet hier fast überall nur über deren äußerste Oberfläche hin. Mit wenigen Ausnahmen bieten sich dem Ohre blos fahle, verschwimmende Schatten dar.

Keine zweite poetische Schöpfung giebt es, die auf die Phantasie unserer Componisten gleich anregend und befruchtend gewirkt, wie Goethes Faust. Immer von Neuem hat sich ihm die Schwesterkunst mit heißem Liebesgruße genaht. Man darf wohl sagen, daß der Faststoff das Thema gewesen, welches ihr seit einem halben Jahrhundert fast unablässig bewußt oder unbewußt im Sinne gelegen. Auch Beethoven trug sich bekanntlich eine Zeit lang mit dem Gedanken, von der Goethe'schen Dichtung Besitz zu ergreifen. Für ihn konnte es sich natürlich blos um deren erste Hälfte handeln, denn die zweite erschien sechs Jahre nach seinem Tode. Wer hätte aber mehr Beruf zu solcher Aufgabe gehabt, als der gewaltige Meister, dessen Werke — man denke an die große Messe, die neunte Sinfonie, an so manche unter den letzten Sonaten und Quartetten — bereits echteste Faustmusik enthalten.

Digitized by Google

„Die Faustsage (bemerkt treffend W. H. Riehl im zweiten Band seiner musikalischen Charakterköpfe) ist nun einmal von der modernen Poesie zu einer wahren Welttragödie des zweifelnden, strebenden, irrenden Menschengeistes erweitert worden, und in dieser Welt haben alle Künste ein redlich Stücklein Raums, je nach ihrer Art, sogar die Musik. Goethes Faust und Mozarts Don Juan erschienen wie die zwei größesten Weissagungen der Romantik im Sehergeiste zweier klassischen Großmeister. Was Wunder, daß sich alsbald über's Kreuz die romantischen Musiker des Faust bemächtigten und die romantischen Dichter des Don Juan." Goethe selbst war sicherlich der Letzte, welcher der Tonkunst den Weg zur höchsten Offenbarung seines Genius gewehrt. Nicht nur fordert er an einigen Stellen die Mitwirkung der Musik ausdrücklich, auch gegen Eckermann äußerte er: „Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen, und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat; dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen, wie es ja auch bei der Zauberflöte und andern Dingen der Fall ist . . . Wenn nur ein rechter Componist sich dran machte. Es müßte einer sein, der wie Meyerbeer lange in Italien gelebt hat, so daß er seine deutsche Natur mit der italienischen Art und Weise verbände. Doch das wird sich schon finden und ich habe keinen Zweifel."

Wie tief es Schumann hinein gelockt in die von dem Meisterwerk unserer nationalen Poesie umschriebenen Gedanken- und Gefühlskreise, kündeten es seine Töne nicht schon laut genug, wir hätten dafür als Beweis auch den äußeren Umstand, daß seine Faustcomposition durch einen Zeitraum von zehn Jahren sich erstreckt. Ihr hat er sich immer von Neuem zugewandt mit der nämlichen Lust, obschon keineswegs mit demselben Maße schöpferischen Vermögens. Nur lose konnte das Band zwischen den verschiedenen Theilen einer so entstandenen Partitur sein. Sie enthält eine Reihe einzelner Scenen, bei deren Auswahl das freieste Ermessen waltete. Den geistigen Zusammenhang zwischen allen diesen Bruchstücken muß der Hörer aus der Kenntniß der Dichtung ergänzen. Da er es willig thut, wäre er immer noch in der Lage, das Gefühl der Einheit bis zu einem gewissen Grade sich lebendig zu erhalten, stände dem nicht die sinnfällige Ungleichwerthigkeit der Tonsprache im Wege. Lediglich die dritte Abtheilung, nach der Zeit ihrer Entstehung die erste, zeigt uns den Componisten in der unversehrten Fülle seiner Kraft. Diese reicht freilich auch hier nicht ganz empor zur transcendenten Erhabenheit des Gegenstands; war es doch auf nichts Geringeres abgesehen als auf eine Divina Commedia in Sang und Klang. Den Grund des Mangels haben wir nicht etwa in der Natur der Dichtung zu suchen, er liegt vielmehr auf der subjectiven Seite, in dem eigensten Wesen Schumanns. Jene, wenn auch manches nur der philosophischen Speculation Zugehörige und darum dem Darstellungsvermögen der Tonkunst gänzlich Fremde enthaltend, bewegt sich doch vorwiegend auf einem Gebiet, über welches die

Digitized by Google

letztere schon seit Jahrhunderten Herrschaftsrecht geübt. Denn unter sämmtlichen Künsten hat sie allein die Fähigkeit, Besitz zu ergreifen vom gestaltlosen Jenseits, auf den andachtschauernden Schwingen ihrer Harmonien seine Geheimnisse vor das innere Auge zu tragen. Von ihr darf man sagen: „Das Unbeschreibliche hier ist es gethan. Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan." Die mystischen Visionen, welche der Dichter in den tiefsinnigsten Worten und Bildern zu schildern versucht, sie sind den Anschauungen verwandt, von denen die Kirche auf ihre Weise im alten Requiemtext Zeugniß ablegt, also seit jeher der Musik geläufig gewesen. Keineswegs unausführbar war demnach die dem Tondichter zugefallene Aufgabe, wohl forderte sie ihm aber eine Macht des Ausdrucks, eine Plastik der Formen ab, wie solche nur der höchsten, schöpferischen Genialität zu Gebote stehen. Was vor Allem Schumann abging — schon Spitta hat darauf hingewiesen — das ist die Herrschaft — über den polyphonen Stil. Er besaß und bethätigte sie zwar auf dem instrumentalen aber nicht auf dem vocalen Gebiet. Seine Chöre sind immer mehr oder minder genrehaft, nie im großen Stil gehalten. Wer es unternimmt, aus dem Munde und dem Herzen der Massen zu sprechen, der muß etwas von dem Wesen eines Volksredners haben. Diese Eigenschaft ist denn auch den beiden gewaltigsten Chorführern, die wir kennen, Bach und Händel, im vollsten Maße verliehen gewesen. Der eine hat sie nur im Dienste des göttlichen Worts, als dessen Zeuge und Priester geübt, der andere als größter Epiker im gesammten Tonreich.

Allein schon bei der Betrachtung von Paradies und Peri wurde hervorgehoben und hier muß es wiederholt werden: zuerst und zuletzt entscheiden über den Werth eines Werkes nicht seine Fehler, sondern seine Vorzüge. Seelenvollste Milde, Anmuth und Lieblichkeit ist über die Tongestalten ausgebreitet, die in der dritten Abtheilung der Faustmusik ihren magischen Reigen um uns schlingen. Das schwebt und schwärmt, quillt und blüht aus reichster, frischester Fülle und Unmittelbarkeit. Bei den Gesängen des Pater Seraphicus und seiner Knaben ist es, als ob die kindlich lächelnden Engelsgesichter auf den Bildern der italienischen Maler von der Leinwand sich gelöst und in Strömen des Wohllauts vorüber wogten. Wie nach Weihrauch duftet die später auch vom Chor aufgenommene Weise des Doctor Marianus: „Dir, der Unberührbaren". Wohin wir blicken, überall vereinigt sich mit üppigem Segen der Phantasie quellender Fluß der zwar weich hingegossenen, aber nirgend in's Unbestimmte verschwimmenden Formen. Für den Stilcharakter ist offenbar das Finale der neunten Sinfonie das Muster gewesen. So wenig kann aber von kleinlich befliss'ner Nachahmung die Rede sein, daß selbst ein gewisser Gegensatz deutlich erkennbar zu Tage tritt. Durch die Schumann'sche Tonsprache geht ein specifisch weiblicher, man möchte sagen marienhafter Zug. Alles empfängt seine Beleuchtung von der milden Strahlenglorie um das Haupt der Madonna.

Während die dritte Abtheilung „Fausts Verklärung" zum Gegenstand

Digitized by Google

hat, also schon durch die Textunterlage als einheitlich geschlossenes Ganzes sich darstellt, besteht die erste wie die zweite aus einzelnen, rein äußerlich aneinander gereihten Abschnitten. Auf die Ouvertüre, die weder eigenartige Motive noch geistvolle thematische Gestaltung dem Ohre darbietet, folgt gleich die Gartenscene, eine freundlich kosende Zwiesprache liebender Herzen, die jedoch tieferen Widerhall in der Seele des Hörers nicht zu wecken vermag. Rein rhetorisch ist „Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa gehalten, ebenso die „Scene im Dom". Auch der zweite Theil hinterläßt einen gemischten Eindruck, aber er zeigt sich doch freigebiger als der erste. In den ihn eröffnenden Satz: „Fausts Erwachen und Sonnenaufgang" stellen sich auf den Ruf Ariels und der ihm unterthänigen Elfen allerlei reizvolle melodische Gebilde ein. Wir sind hier mitten im alten romantischen Lande, also in der Heimath unseres Tondichters. Dem großen Arioso des Faust mußte dagegen schon der überwiegend didaktische Charakter des Textes jeden wärmeren Ausdruck versagen. Wirkungsvoll im rein musikalischen Betracht sind „die vier grauen Weiber" eingeführt, aber sie gleichen doch weit mehr neckischen Kobolden als finster drohenden Schatten. Die zweite Abtheilung gipfelt in dem Gesang des Mephistopheles und seiner schlotternden Lemuren. Dem phantastischen Humor, den sie auf den Lippen tragen, vermag indessen keineswegs der matte Schluß das Gleichgewicht zu halten, Fausts Tod hätte gewiß ungleich bedeutsamere, schwerer gewogene Töne gefordert. Als bleibende Bereicherung unserer künstlerischen Habe kann nach alle dem blos der Epilog gelten. Lediglich in diesem kommt Schumanns eigenster Genius voll zu Worte, in den übrigen Scenen läßt er sich nur ganz leise und gelegentlich vernehmen. Nicht ungestraft hatte der Componist die grauen Weiber gerufen, sie standen neben ihm, beugten sich über seine Partitur, schlangen manchen wirren, unholden Faden in das Tongespinnst. Der Gegensatz zwischen der dritten Abtheilung und den beiden andern tritt schon im formellen Gefüge deutlich zu Tage: dort organische Gestaltung einheitliche Gliederung, hier in's Nebelhafte zerfließende Gebilde, die unendliche Melodie neuesten Datums, wenn auch noch „im Puppenstande".

Sollte Byrons „Manfred" sich wirklich auf die Bretter wagen, für die er als bloßes Lesedrama nimmermehr bestimmt gewesen, so war er wie sein Vorbild „Faust" mit Nothwendigkeit an die Geleitschaft der Musik gewiesen. Diese allein konnte die mystisch-phantastische Welt, die sich hier vor uns aufthut, sinnlich beglaubigen. Während jedoch das Goethe'sche Werk lediglich vermöge des ihm innewohnenden poetischen Werthes sich endlich auch das Theater erobert, hätte das letztere schwerlich je nach der Schöpfung des englischen Dichters ohne den ihr zu Theil gewordenen Schmuck der Töne Verlangen getragen. Wir haben gesehen, daß Schumann schon als Knabe für Byron geschwärmt. Er hegte eine Zeit lang die Absicht, dessen Corsar als Stoff zu einer Oper zu benutzen, für die er 1844 eine Arie und einen Chor geschrieben. Die Musik zu Manfred entstand vier Jahre später

Digitized by Google

binnen weniger Wochen. Sie bleibt, da die wiederholten Aufführungen des Byron'schen Dramas seine gänzliche Bühnenunfähigkeit dargethan, gemeinhin auf den Concertsaal angewiesen, wo jedoch ihr Verhältniß zur Dichtung in sein gerades Gegentheil sich verkehrt. Statt dieser nach dem Willen des Componisten dienende Hand zu leisten, tritt sie aus ihrem Rahmen und wird zur Hauptsache. Ein verbindender Text füllt die Lücken zwischen den einzelnen Tonstücken, für ihr Verständniß nothdürftig sorgend. Was wir auf solche Weise empfangen, erscheint seiner ursprünglichen Bestimmung zuwider als Programmmusik der bedenklichsten Art. Mit Ausnahme der Ouvertüre sind sämmtliche Sätze dem Umfang wie dem Gehalt nach viel zu knapp gemessen, um für sich allein unsere Theilnahme sättigen zu können. Man hat ihnen gegenüber ein ähnliches Gefühl der Entbehrung, der Zusammenhangslosigkeit, des Fragmentarischen, wie wenn allerlei von einem Gebäude losgetrennte Ornamente den Anspruch auf die Bedeutung eines selbständigen Kunstwerks erheben wollten. Am übelsten fahren im Concertsaal die melodramatisch behandelten Abschnitte. Die ganze Kunst- und Naturwidrigkeit dieser Zwittergattung tritt da unverhüllt zu Tage. Außerhalb des Gesanges giebt es keine legitime Ehe zwischen Wort und Ton. In jeder anders gearteten Gemeinschaft verbinden sich die beiden ebenso wenig wie Wasserstoff und Sauerstoff ohne den elektrischen Funken. Schon der äußere Sinn wird auf's peinlichste berührt durch den unaufgehobenen Gegensatz zwischen der gesprochenen Rede und der sie begleitenden Musik. Zunächst spielt dabei der Declamator die übelste Rolle, weil sein Organ mit den ihm an Wohllaut und Klangfülle unendlich überlegenen Mächten des Orchesters sich messen soll. Er gemahnt an einen des Schwimmens unkundigen Menschen, der sich gegen die ihn umwogende Fluth zu wehren sucht, bald mühselig den Arm oder das Haupt emporhebt, bald gänzlich in den Wellen verschwindet. Ueber die Klang- und Tongeister ward nur einem ihresgleichen Macht gegeben, dem Gesang. Aber auch die Musik wird mißhandelt, ihres besten Vermögens beraubt durch den ihr aufgedrängten Genossen. Plaudernde, flüsternde Nachbaren sind gewiß die ärgsten Störenfriede, während wir einer Tonschöpfung lauschen. Im Melodrama wird nun in der Person des Declamators ein officieller Spielverderber herbeigerufen, dessen Worte als trübendes, entstellendes Geräusch den Klängen sich beimischen. Und zu diesem die Harmonie des Gesammteindrucks auf's schwerste schädigenden Mißstand, gesellt sich noch der andere, daß der Componist, der mit der geflügelten Rede Schritt zu halten trachtet, seiner Kunst eine ihrem innersten Wesen gänzlich widerstrebende epigrammatische Kürze und Schlagfertigkeit abfordern muß. Es bleibt ihm dabei nur Eins von Beiden übrig, entweder sich als todtes Gewicht an die Worte zu hängen, oder ihnen allerhand Vignetten und Illustrationen im kindlichsten Miniaturstil aufzukleben. Wollte man in der Richtung des Melodramas noch weiter gehen, so hätten wir die höchste Steigerung ästhetischer Genüsse zu gewärtigen, wenn in einer Bildergallerie Goethes Wahlverwandtschaften

Digitized by Google

oder Wilhelm Meister vorgelesen und dazu Beethoven'sche Sinfonien oder Sonaten gespielt würden, was Richard Wagner bei seiner Polemik gegen unnatürliche Vereinigungen verschiedener Künste mit zutreffender Ironie vorgeschlagen. Lediglich der Bühne kann die gelegentliche Verbindung von Musik und gesprochener Rede einigermaßen frommen, nur darf in solchen Fällen der Componist über den Umfang und Gehalt seiner Thätigkeit sich keine Illusionen machen. Er verwendet hier seine Kunst, der mit dem freien Raum der Bewegung das eigentliche Lebenselement fehlt, einzig als dienendes Mittel. Die Sprache der Töne spielt dabei eine ebenso äußerliche und untergeordnete Rolle wie etwa die Coulissen und Costüme, sie läuft eben nur nebenher, fügt ihr Scherflein zum Gesammteindruck. Die Vorgänge auf der Bühne bleiben immer die Hauptsache. Den geist- und phantasievollsten Gebrauch von solchem Decorationsmittel hat Beethoven im Egmont und namentlich im Fidelio gemacht. Der aus dem Orchester emporquellende Leonorens Erscheinung geleitende Wohllaut breitet sich wie ein milder, die glückliche Lösung voraus verkündender Reflex über die tragische Gewalt der Kerkerscene. Aus dem Theater in den Concertsaal getragen, verliert das Melodrama seinen letzten Halt. Auf's Unbehaglichste wird der Hörer herüber und hinüber gezerrt zwischen dem Realismus der Töne und der rein idealen Sphäre, aus welcher der Dichter zu ihm redet. Weil die beiden Künste kein wahrhaft innerliches Band verknüpft, ist die eine der anderen im Wege; bei dem leisesten Stichwort des Textes stellt sich die Musik eilfertig ein, um in das Schattenreich der Gedanken ein Stückchen Sinnlichkeit zu bringen. Wenn z. B., wo im Manfred von den schweizer Hirten die Rede ist, plötzlich im Hintergrund die Schalmei erklingt, so nimmt sich das noch weit seltsamer aus, als ein vereinzelter Farbenstrich in einer Bleistiftzeichnung. Von der ganzen Schumann'schen Musik bleibt uns deshalb als Reingewinn blos die herrliche, in jedem Ton von Beethoven'schem Einfluß erfüllte Ouvertüre übrig. Dank der Macht und Größe der Conception, dem organischen Zuge der Entwickelung, dem Adel des Ausdrucks, zählt sie längst zum festen Bestand unserer Concerte. Ihr Muster war offenbar die Coriolan-Ouvertüre, deren Held den unbeugsamen Stolz, den weltverachtenden Trotz mit dem Träger der Byron'schen Dichtung gemein hat. Alle übrigen Sätze bedürfen des unmittelbaren Anschlusses an das Drama, dem sie lediglich ein Ausdruckselement hinzufügen wollen. Hervorzuheben sind unter ihnen der Chor der Höllengeister mit seinem phantastischen Colorit und das Requiem. Ein eben so edler wie inniger Ton wird in dem letzteren angeschlagen, er vermag aber wegen der Kürze des Stücks nicht auszuklingen.

In der Poesie wie in der Musik, ja man darf wohl behaupten in jeder Kunst ist gewiß das Lyrische das Alles befruchtende Urelement. Ohne seinen Segen gedeihen weder Epos und Drama noch Oratorium und Oper. Dennoch sind fast insgesammt gerade die hervorragendsten unter unseren modernen Lyrikern Fremdlinge im Reiche der Lampen und Coulissen gewesen.

Digitized by Google

Es gilt das von Uhland, Heine, Geibel nicht weniger als von Schubert, Mendelssohn, Schumann. Was die letzten Beiden anlangt, so zeugt gegen ihren dramatischen Beruf schon die zaghafte, überbedenkliche Vorsicht, mit der sie von den heißersehnten Brettern Besitz zu ergreifen getrachtet. Geborene Bühnencomponisten pflegen ihr Tagewerk sehr früh zu beginnen, nach jedem ihrer Productionslust irgend welche Bethätigung verheißenden Libretto die Hand auszustrecken. Händel begann die Theaterlaufbahn im einundzwanzigsten, Gluck im sechsundzwanzigsten Jahre. Mozart und Weber haben ihre ersten Opern, als Knaben geschrieben und dann bis zum letzten Athemzuge den besten Theil ihrer Zeit und Kraft dem gesungenen Drama gewidmet. Wie sehr sticht gegen dies frische, fröhliche Zugreifen die um einen geeigneten Stoff verlegene, immer von Neuem wählende und wägende Unschlüssigkeit Mendelssohns und Schumanns ab. Beide standen bereits an der Schwelle des Schwabenalters, als der eine — die gänzlich unbedeutenden dramatischen Jugendarbeiten können nicht in Betracht kommen — für die Loreley, der andere für die Genoveva endlich sich entschieden. Von böser Vorbedeutung für das Schumann'sche Werk war schon die Entstehungsgeschichte des Textbuches.

Oft ist der Versuch gemacht worden, die Legende von der heiligen Genoveva, trotz ihrer durchaus epischen Natur für die Bühne zu verwerthen, unter allen diesen Dichtungen kann indessen keine den Charakter des bloßen Lesedramas verleugnen. Gleich dem Maler Müller hat auch Tieck aufs mühseligste mit der spröden, an Handlung ungemein armen Fabel gerungen. Beide statteten sie mit einer Mannigfaltigkeit bunt durcheinander rankender Episoden aus, die nicht selten den Hauptpersonen gänzlich über den Kopf gewachsen. Jener ist der Naivere, ein frischer, volksthümlicher Hauch weht durch sein Werk, aus dem einzelne Züge in sämmtliche spätere Bearbeitungen übergegangen sind. Tieck hat dagegen eine wesentliche Seite des Stoffs, das specifisch katholische Element, den Heiligenschein, der das Haupt der gottergebenen Dulderin umfließt, weit prägnanter hervorgehoben. Die Raupach'sche Genoveva liegt außerhalb unserer Betrachtung, nur bei der Hebbel'schen müssen wir noch einen Augenblick verweilen. Der räthselhafte Zauber, den diese auf Schumann geübt, hat in einem Brief vom 14. Mai 1847 überschwänglichen Ausdruck gefunden. Da heißt es u. A. „So steht es doch noch nicht so schlimm um die Welt. Wo solche Genoveva- und Judith-Dichter noch leben, da sind wir noch lange nicht am Ende." Ueber den Werth der Hebbel'schen Dramen hat seitdem die Geschichte endgiltig entschieden. Wer möchte in ihnen die glänzenden Gedankenblitze, die sich durchweg bethätigende Schärfe und Schneidigkeit eines nicht alltäglich gearteten Geistes verkennen! Im Einzelnen fehlt es selbst nicht an wirklich poetischen Zügen, alles das ändert aber nichts an dem peinlichen Gesammteindruck, den uns stets Unnatur und Uebertreibung hinterlassen. Die Charakteristik berauscht sich in der grausamen Wollust der Vivisection, und um so größeres Behagen

Digitized by Google

empfindet sie, je schmerzlicher die Herzen zusammenzucken, deren Geheimnisse es zu künden gilt, je fratzenhafter die Mienen der psychologischen Schlachtopfer sich verzerren. Ueber dem unausgesetzten Hinstarren auf die Nachtseiten des menschlichen Wesens ist dem Dichter alle Unbefangenheit und gesunde Heiterkeit abhanden gekommen. Unersättlich schwelgt er in der Freude am Absonderlichen, in der Dissonanz, mit einem Wort in der Romantik des Häßlichen. Weil ihn das Einfache, Natürliche, Gemeingiltige schaal und platt dünkt, haftet seinen Personen stets etwas Pathologisches an. Unter ihnen ist keine, der nicht wenigstens ein Tropfen Wahnsinn als beizende Würze beigemischt wäre. Immer nach fieberhafter Aufregung begierig, statt in der Befreiung und Erlösung nur in dem gewaltsamsten Nervenreiz ihr letztes Ziel erblickend, verhält sich diese Poesie zur echten und wahren wie gebranntes Wasser zu Wein!

Schumanns Wunsche Folge leistend, hatte Robert Reinick auf der Grundlage der Tieck'schen und der Hebbel'schen Genoveva ein Libretto entworfen. Dasselbe erfuhr jedoch nachträglich so tief einschneidende Veränderungen, daß sein Autor vorzog, auf die Vaterschaft zu verzichten. Hebbel war vergeblich gebeten worden, mit Hand anzulegen, und dem Componisten nur übrig geblieben, sich selbst zu helfen, so gut er es vermochte. Auf dem Titelblatt der Oper heißt es deshalb auch ganz lakonisch „nach Tieck und Hebbel," was sie aber dem Ersteren entlehnt, ist von äußerst geringem Belang. Gerade daß vorzugsweise an ihn die Reinick'sche Arbeit sich gehalten, erregte Schumanns Unzufriedenheit. Trotz des Verzichts auf jedes festere dramatische Knochengerüst, trotz der süßlichen, redselig in die Breite wuchernden Sentimentalität wäre die Tieck'sche Dichtung, Dank dem in der Empfindung wie in der Sprache waltenden musikalischen Element, weit hülfreicher den Bedürfnissen der Tonsprache entgegen gekommen. Gewiß ist bei Hebbel die Handlung ungleich straffer und stilgemäßer gegliedert, die psychologische Zeichnung viel bedeutsamer. Aber weder aus dem einen noch aus dem andern hat unser Operntext Vortheile gezogen. Was zunächst die Charakteristik anlangt, so mußten die ihr verschwenderisch eingeflößten, das Ausdrucksvermögen der Töne auf's Feindseligste abwehrenden Giftstoffe gründlich ausgeschieden werden. Durch die dämonische Macht der Liebe verwandelt sich Golo, ein kaum herangewachsener, bisher nur der Uebung aller ritterlichen Künste zugethaner Jüngling sehr schnell in einen vollendeten Schurken. Er muß, um uns nirgends im Zweifel über die eigentlichen Absichten des Dichters zu lassen, jeder Phase dieses seelischen Vorgangs mit der Reflexion zur Seite bleiben, die ihn treibenden Beweggründe unausgesetzt belauern und zergliedern. Gar nicht trennen kann er sich von dem Anblick der Mißgestalt, die ihm der Spiegel seines Gewissens zeigt. Den prahlerischsten Wortschwall ruft ihm die Größe seiner Schuld auf die Lippen. Bei jeder neuen Unthat wird er sich selbst nur um so interessanter. Mit den seltsamen Sprüngen und Grimassen des Helden war natürlich dem Libretto nicht gedient. Um von ihm Besitz zu

Digitized by Google

ergreifen, mußte es den verwickelten psychischen Mechanismus, durch den er in Bewegung gesetzt wird, zerstören, das prunkende rhetorische Prachtgewand von seinen Schultern reißen, kurz einen gemeinen Theaterbösewicht aus ihm machen. Noch schlimmer ist Genoveva gefahren, bei welchen es Hebbel auf eine Art weiblichen Heilands abgesehen. Durch ihren sündlosen Wandel, ihr durch keine Heimsuchung erschüttertes Gottvertrauen sollte die schuldbeladene Menschheit der himmlischen Gnade theilhaftig, der bereits drohende Anbruch des jüngsten Tages auf weitere tausend Jahre hinausgeschoben werden. Die Oper hat wohl daran gethan, auf diesen mystisch-phantastischen Hintergrund zu verzichten. Sie weicht jedoch zu ihrem großen Nachtheil von der Legende wie von allen Bearbeitungen derselben in einem für das Ganze entscheidenden Punkte ab. Reinick war einem durchaus richtigen Gefühle gefolgt, wenn er erklärte, daß er sich Genoveva ohne ihren Schmerzenreich und die Rehkuh gar nicht denken könne. Erst indem Siegfrieds Gattin zugleich als Mutter vor uns erscheint, vollendet sich ihr Martyrium. Mit dem in der Nacht des Kerkers geborenen Kinde, dem sie außer dem eigenen Seelenheil Alles zu opfern bereit ist, fehlt in ihrer Leidensgeschichte nicht allein der rührendste Zug, sondern zugleich das einzige Motiv, welches den bis dahin rein passiven Charakter aus der epischen Ruhe und Gebundenheit aufzurütteln, ihm wenigstens ein paar Pulsschläge dramatischen Lebens abzugewinnen vermag. Der Pfalzgraf spielt schon im Hebbel'schen Original eine gar traurige Rolle. Die Hexe Margarethe vertritt bei Schumann zugleich ihre in das Personenverzeichniß nicht mit aufgenommene Schwester Gertrud. Alle Uebrigen thun nur Statistendienste. Unser Textbuch hat sich von Hebbel nicht blos den damatischen Rohstoff, sondern auch manche Stelle wortgetreu angeeignet. Trotzdem macht es den Eindruck einer kahlen, farblosen Skizze. Wir glauben nicht an die Vorgänge, die sich unter unseren Augen zutragen, können für die an ihnen Betheiligten uns nicht erwärmen. Das Vorgeben, daß die schöne, tugendsame Genoveva mit dem alten Dragö sich vergangen, ist viel zu abgeschmackt, um als Leitmotiv seine Schuldigkeit zu thun. Die Scene, in welcher das betrunkene Schloßgesindel in das Schlafgemach der Herrin eindringt und dort den zitternden Haushofmeister ermordet, verfehlt durchaus ihren Zweck, dem abenteuerlichen Argwohn einen gewissen Anschein zu leihen und verletzt zudem gröblich das ästhetische Gefühl. Am übelsten ist die Entwickelung gerathen. Daß Genoveva nicht durch die siegreiche Macht ihrer Unschuld, sondern durch die Jäger des Pfalzgrafen aus den Händen der Mörder gerettet wird, daß sie ohne Weiteres in das Schloß und in die Arme ihres reuigen Gemahls zurückkehrt, diese vom Zaun gebrochene und dabei ungemein hausbackene Lösung vernichtet den letzten Rest der poetischen Glorie, welche die Sage um die Gestalt gewoben.

Als Schumann seine Oper bei der Berliner Generalintendanz einzureichen gedachte, schrieb er den 6. November 1849 seinem ehemaligen Lehrer

Digitized by Google

Heinrich Dorn, der eben die Capellmeisterstelle bei der Hofbühne angetreten und ihm in der Sache behilflich sein sollte: „Genoveva! Dabei denken Sie aber nicht an die alte sentimentale. Ich glaube, es ist eben ein Stück Lebensgeschichte, wie es jede dramatische Dichtung sein soll." Die Partitur trägt gewiß durchweg den Stempel einer keuschen, edlen Künstlernatur. Sie enthält eine Fülle zarter, lieblicher Gebilde, aber diese blühen in lichtscheuer Verborgenheit wie Veilchen im Grase, nur solchen, die zu suchen verstehen, sich darbietend. Vom ersten bis zum letzten Takt fehlt es schlechthin an jenen großen entscheidenden Zügen, die wie mit einem raschen, siegreichen Schlage das ganze Herz des Hörers treffen und gefangen nehmen. Schon die zwischen Recitativ und gegliederter Melodie meist in der Mitte schwebende Gestaltung läßt das Ohr zu keiner Sättigung, die Theilnahme zu keiner Sammlung gelangen. Wo uns geschlossenere Formen begegnen, sind sie im knappen, liederartigen Rahmen gehalten. Da giebt es keine breit sich entfaltenden, durch polyphonen Reichthum belebten Ensemblesätze, keine wuchtigen Finales. Der Ausdruck hat etwas Weltfremdes, Beschauliches, Insichzurückgezogenes, nirgends steigert er sich zur tragischen Gewalt des thatkräftig nach Außen gewandten Pathos. Gerade die leidenschaftlichsten Scenen sind es, die der Musik den schwächsten Widerhall abgewinnen. Sie hat keine Töne für den schwülen Hauch lüsterner Sinnlichkeit, für die Rachgier der um ihre Beute betrogenen Bosheit. Auf den oft gehörten Ausspruch, Genoveva stecke zu tief im Lyrischen, um dramatisch zu sein, erwidert Eduard Hanslick (Die moderne Oper) sehr richtig: „Mehr lyrisch als dramatisch ist sie jedenfalls, aber für meine Empfindung nicht einmal lyrisch genug, d. h. nicht hinreichend volles und starkes Aussprechen des subjectiven Gefühls. Sie hat vielmehr einen stark epischen Charakter und klingt nicht wie das unmittelbare Erlebniß und Geständniß Golos, Siegfrieds, Genovevas, sondern ungefähr, als wenn ein Erzähler diese Vorgänge schildern würde. Dieser am unrechten Ort eingenistete epische Ton ist die Ursache, warum wir in Schumanns Genoveva fast nirgends die volle Anschaulichkeit eines Vorgangs, nirgends die niederzwingende Kraft der Leidenschaft erleben. Die Personen dieser Oper haben alle etwas eigenthümlich Gebundenes, Verhaltenes; ihr Gesang überzeugt uns nicht, es ist, als suchten sie ihre Freude und ihren Schmerz sich erst einzureden und anzusingen." Wie ein Schleier legt sich die Tonsprache zwischen uns und das Stück Leben, das sie schildern und deuten will. Sie macht keinen Versuch, die verschiedenen Charaktere in ihrer Eigenart zur Anschauung zu bringen, ihnen allen hängt sie das nämliche graue Kleid um. Blos musikalische Factoren aber nicht concrete Persönlichkeiten sind ihr die Singstimmen. Selbst die zwiespältigste Situation kann diese zu keiner individuelleren Bethätigung aufrütteln. Wo es ihnen obgelegen hätte, die schärfsten seelischen Gegensätze zu verkörpern, verrichten sie Hand in Hand friedfertige thematische Arbeit. An einer Menge bedeutsamer Motive fehlt es keineswegs in der Behandlung des Orchesters, ja

Digitized by Google

vielleicht zu verschwenderisch ist dasselbe damit bedacht. Allein es verwendet fast immer für seine Schilderein abgetönte Farben, scheut jede kräftigere Massenwirkung, und zu dieser Glanzlosigkeit des Colorits gesellt sich die leidige Bevorzugung der langsamen Zeitmaße. Im Stilcharakter unterscheidet sich Genoveva kaum von der Peri und der Rose Pilgerfahrt, an Frische und Reichthum der Erfindung steht sie wenigstens hinter der ersteren beträchtlich zurück. Blos nach rein musikalischem Maßstab gemessen, nimmt sie deshalb unter den Werken unseres Meisters eine mittlere Stellung ein. Wenn sie lediglich des kräftigeren dramatischen Pulsschlags entbehrte, und doch, wie z. B. Spohrs Jessonda, ächte Gesangsmelodie in Hülle und Fülle spendete, so könnte man sich immerhin für den anderweitigen Mangel schadlos halten. Aber von der productionsfreudigen Ursprünglichkeit, der so viele Schumann'sche Lieder ihren seelischen Zauber verdanken, von dem aus warmen, vollen Herzen hervorbrechenden Mittheilungsdrang ist hier gar wenig zu gewahren.

Den klassischen Mustern der Gattung sich liebevoll anschließend, hat die Ouvertüre, Dank der Reinheit des Stils, dem durchsichtigen Fluß der Entwickelung längst das Heimathsrecht in unsern Concertsälen gewonnen. Kirchliches und mittelalterliches Wesen, banges Ringen, deutsche Waldesromantik und zuletzt mild verklärte Freude, alle diese Elemente des Stimmungsgehaltes geben sich deutlich kund. Am wenigsten ist der erste Act seiner Aufgabe gewachsen, bedeutsamer treten in ihm nur hervor: der die Handlung in würdiger Weise eröffnende Choral, der trotzige Kriegsgesang der zum Heere Karl Martells aufbrechenden Mannen, in welchen die Segenswünsche der zurückbleibenden sich mischen, endlich der von einer sehr charakteristischen Geberde des Orchesters geleitete Auftritt der Hexe. Golos Monolog gleitet spurlos am Ohre vorüber, desgleichen das Abschiedsduett der Gatten, ja selbst die Scene, in welcher der lüsterne Knappe der bewußtlosen Gebieterin den Kuß raubt. Ein Componist von dramatischem Geblüt hätte bei dem Anlaß das ganze Pandämonium glühendster Sinnlichkeit entfesselt. Der Zwiegesang zwischen Margaretha und ihrem Schützling ist ein wohlgerundetes gefälliges Tonstück, aber Alles eher als dem Vorgang gemäß, von dem es Zeugniß ablegen soll. Während seine beiden Träger von sehr verschiedenen Empfindungen beherrscht werden, geht dasselbe Motiv behaglich von der einen zur anderen Stimme hinüber und herüber. Auch noch im weiteren Verlauf der Oper fehlt es nicht an Beispielen solcher der Natur des gesungenen Dramas schnurstracks widerstreitenden Gütergemeinschaft. Die erste Scene des zweiten Acts ist fast die einzige, in der von dem Reiz des Contrastes Gebrauch gemacht worden. Sehnsüchtig gedenkt Genoveva des fernen Gatten, da plötzlich klingt in ihre süße Klage der wilde Jubel des trunkenen Schloßgesindes von draußen hinein. Golo erscheint, sie bittet ihn, mit der Zither und mit seinem Gesang ihre Lieblingsweise zu begleiten. Das Duett, zu dem es nun kommt, ist aber das bekannte, anderweitig vom Componisten auch zwei Frauenstimmen zugeeignete „Wenn ich ein Vöglein wär'." Die

Digitized by Google

keusche, thaufrische, von leiser Wehmuth angehauchte Melodie paßt auf's glücklichste zur treuherzigen Einfalt des Textes. Man hat das Gefühl, als ob sie nicht gemacht, sondern in der Seele und in dem Munde des Volkes gewachsen wäre. An das diesem geläufige Liedchen durch ihren Rhythmus gemahnend, ist sie doch von weit tieferem sinnigeren Ausdruck. Während Genoveva die zweite Strophe nicht minder ruhig und gelassen singt, als die erste, geräth der Andere in immer heftigere Verwirrung. Bald stockt die Weise auf seinen Lippen, bald legt er ihr statt der ursprünglichen Worte die heiße Sprache seiner wilden Leidenschaft zu Grunde. Sobald aber Golo die Zither wegwirft und der Herrin zu Füßen sinkt, wird die Musik matt und unbedeutend. Genau wie in der Kußscene thut sie scheu und verlegen, als ob sie am liebsten gar nicht dabei wäre. Also gerade mit den beiden höchsten dramatischen Gipfeln der Handlung weiß die Oper gar nichts anzufangen, und das ist vernichtend für den Gesammteindruck. Das zweite Finale gewinnt namentlich durch das Eingreifen des Chors Leben und Bewegung. zur überzeugenden Wiedergabe des wüsten Vorgangs hätte es indessen ungleich kräftigerer Striche und grellerer Farben bedurft. Auch hier ist es nicht anders, als ob von der Ermordung des Drago, von der durch das Gesinde der Pfalzgräfin angethanen Schmach uns nur berichtet würde. Am reichlichsten quillt die Erfindung im dritten Act. Siegfrieds frischer, ritterlicher Gesang „Bald blick' ich Dich wieder, mein Heimathschloß" mit der immer von Neuem als Instrumentalrefrain hineinschmetternden Fanfare des Thurmwarts entspricht trefflich dem innersten Gehalt der Situation. Die Hexenküche und ihre unheimliche Bewohnerin gewinnen für das Ohr vollste Realität. Von bestrickendem, phantastischem Reiz sind die zu den drei Bildern hinter der Scene erklingenden Gesänge, ein Duett, ein Terzett und ein kleiner Chor, die sämmtlich ihren melodischen Grundstoff dem eben erwähnten Liede des Pfalzgrafen entlehnen. Dragos Geist borgt sich dagegen seine Beglaubigung vom steinernen Gast. Der vierte Act beginnt stimmungsvoll, bringt es aber zu keiner Steigerung.

Man kann in dem Verhältniß der meisten hervorragenden Künstler zum Publikum drei Perioden unterscheiden. Wer wirklich der Welt etwas zu sagen hat, sei es in Worten, sei es in Tönen, wird fast immer nur eine kleine Gemeinde um sich zunächst versammeln. Wenn er aber einmal den Weg zum Ohr und zum Herzen der Menge gefunden, so ist er auch gleich ihr Abgott. Endlich kommt dann die Zeit der unbefangenen Betrachtung, des reifen Urtheils, und sie ist jetzt gegenüber Schumann angebrochen. Vorbei sind die Tage der Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, aber auch die jenes ausschweifenden Cultus, der namentlich auf Kosten Mendelssohns mit ihm getrieben worden. Weil hier nicht meine Absicht sein konnte, an jedem einzelnen seiner Werke umständliche Kritik zu üben, sondern es nur darauf ankam, aus ihnen ein Gesammtbild des Tondichters zu gewinnen, waren lediglich die für diesen Zweck vorzugsweise geeigneten näher ins Auge zu

Digitized by Google

faſſen. Vielleicht läßt aber kein anderes die Grenzen von Schumanns Begabung ſchärfer zu Tage treten als Genoveva, bei ihr glaubte ich deshalb etwas länger verweilen zu ſollen. Und nicht blos in hohem Grade lehrreich iſt dieſe Oper für die Würdigung ihres Autors, ſie bezeugt auch auf's Nachdrücklichſte die gerade von unſeren deutſchen Componiſten gar nicht genug zu beherzigende Thatſache, daß ſelbſt das genialſte muſikaliſche Vermögen für ſich allein im geſungenen Drama gar wenig ausrichtet, daß eine weite Kluft den Concertſaal von der Bühne trennt.

Digitized by Google

Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.

Von

J. Hermann Baas.

— Worms. —

Bangen und Furcht vor dem nahenden Tode empfindet jedes Geschöpf; vor allen aber besitzt der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung, obgleich er nicht einmal seines eigenen Leibes völlig Herr ist, so selbstgefällig nennt, ganz allein auch noch den zweifelhaften Vorzug des unausweichlichen Todesverhängnisses, der endlichen Vernichtung zum Voraus, also lange vor dem Eintritt desselben, sich klar bewußt zu sein. Gar Vieles im Leben des Einzelnen, wie in dem der Völker, ja der Menschheit hat seinen tiefsten Entstehungsgrund in diesem beklemmenden Bewußtsein der eigenen Vergänglichkeit. Vor Allem die Religion: in ihren verschiedensten Erscheinungsformen. Dann aber auch die mit jener näher, als man gewöhnlich glaubt, verwandte, ursprünglich ja auch aus ihr hervorgegangene Medicin.

Durch jene wollte er und will er mit Hilfe des Uebernatürlichen sich Stütze und Halt in geistiger und körperlicher Noth erringen, durch diese mittelst der Natur eben solche aus eigner Kraft. Und wie oft hält er sich nicht an beide zugleich und wie gar oft bleibt er dennoch ohne Hilfe?

Er versucht aber und kämpft den Riesen- oder, wenn man ihn nach dem Können, nicht nach dem Wollen bezeichnet, den Zwergenkampf gegen das ewige Naturgesetz der Vernichtung und dessen nimmerrastende Vor- und Hilfstruppen, die Krankheiten; er nicht minder hierin auf Erden einzig unter allen Geschöpfen, wie in jenem Bewußtsein!

In dem Hauptpunkte freilich vergebens! — Er will sich aber nun einmal selbst dem Naturgesetze ohne Gegenwehr nicht ergeben, er will kämpfen — denn Kämpfen ist Leben. Kann er ihre Endwirkung nicht ver-

Digitized by Google

hindern, so gelingt es ihm vielleicht sie hinauszuschieben, vor allem dadurch, daß er einzelne Angriffe der Krankheiten abweist oder doch abschwächt, ihre Wirkungen lindert.

Kein anderes Lebewesen leistet den Krankheiten bewußt activen Widerstand, und keines kann sich vor allem ihrer durch andre Mittel erwehren, als durch die in ihm als erhaltende liegenden Lebenskräfte. Außer ihm liegende, seien es von der Natur gegebene oder durch eigene Kunst hervorgebrachte, schuf und machte der Mensch allein sich dienstbar. Auch darin also, daß er sich durch bewußte, erdachte Kunst die Abwehrmittel des Todes schafft und vermehrt, liegt eine trennende, tiefe Kluft zwischen ihm und den übrigen Lebewesen; darum vergißt auch Sophokles nicht in jenem großartigsten Hymnus auf den Menschen zu singen: „Hoffnungsloser Krankheit Flucht schon ersann er!"

Den Kampf mit solcher hat er nicht etwa erst auf hoher Culturstufe begonnen, sondern er versuchte ihn schon in seinen frühesten Entwicklungszeiten, aus welchen nur die Sage Kunde bringt. Anfangs betete er darnach blos und opferte seinen Göttern, in denen seine Phantasie ebenso Verderber wie Helfer zugleich sich schuf; denn die frühesten Götzen und Götter aller Völker galten zugleich als Krankheits- und Todes-, wie als Heilgottheiten. Sie waren im Anfange auch seine Aerzte. „Ich, Jehovah, bin dein Arzt", heißt es in dieser Beziehung in der Bibel. Darauf wurden Zauberer und deren Blutsverwandte, die Priester sozusagen zu Apothekern für göttliche Gnadenmittel, natürlich nicht ohne die üblichen Gewinnantheile für ihre Bemühungen. Allmählich kamen zu Gebet und theurgischen Handlungen der letzteren dann wirkliche Arzneimittel, da der schlichte Mensch damals offenbar, so gut wie heute, „etwas haben" wollte, woran er sich mit seiner Hoffnung klammern konnte. Daraus entstand durch gesammelte Beobachtungen über günstige Mithilfe angewandter Mittel die Priester-Arzneikunde. Nach langem Bestande dieser erwuchsen erst aus ihr profane Arzneikünstler und Arzneikünstler-Innungen. Zuletzt, als die sociale Gliederung im weiter entwickelten Völker- und Staatsleben immer mehr fortgeschritten war, bildete sich ein eigner ärztlicher Stand. Aus jenen profanen Aerzte-Innungen ging die heutige Heilkunde hervor, speciell unter den für die abendländische Cultur maßgebenden Griechen aus den Asklepiaden-Innungen und Familien. Ein Sprößling dieser, Hippokrates, erhob sie zuerst zur Wissenschaft und Kunst zugleich.

Seitdem ist die Medicin Beobachtungswissenschaft und Erfahrungskunst geblieben.

Daß sie das erstere sei, bezweifelt Niemand. Ist sie aber auch das letztere? nicht blos kunstartig sich gebende, reine Empirie?

Die alten Völker wenigstens hielten die Krankenbehandlung für eine Kunst, und, ihnen folgend, erklärten die besten Aerzte aller Zeiten bis heute sie gleichfalls für eine solche, die wohl, wie jede Kunst, ihre Empirie und

Digitized by Google

ihr Handwerk habe, aber beides nicht ist, dem sie nach zwar überkommenen Regeln, aber nicht sklavisch und nicht ausschließlich, folgt, sondern, in sich selber frei, davon bei Seite setzt, was ihr ersprießlich dünkt, und neue schafft, wenn nöthig. Es genügt in der Medicin also durchaus nicht, die Mittel in bestimmten Krankheiten nach erlernten Regeln einzeln und nacheinander zu verwenden, im Gegentheil, sie müssen jedesmal der Individualität und Lage des Kranken und der Entwicklungsweise des Krankheitsfalls angepaßt, oft auf besondere Weise gehandhabt werden. Unter nicht zum Voraus zu bestimmenden Verhältnissen muß der Arzt eigenartige Verfahren erfinden, und das im Drange des Augenblicks, der Nothlage, so daß dies nur infolge einer gewissen künstlerischen Intuition und Inspiration geschehen kann. Aber auch derart muß derselbe sich als Künstler erweisen, daß er nicht blos materielle und eigne Mittel anwendet, sondern auch alle seelischen Kräfte des Kranken zu Hilfe nimmt und in seine Hand zwingt, sie leitet und mit jenen verbindet, um zum Ziele zu kommen. Und gerade darin, daß sie, und zugleich in der Art, wie sie beide Hilfsmittel der Kunst zusammen verwerthen, beruhte die Eigenheit, erfolgreichere Wirksamkeit und der Ruhm besonders begabter Aerzte.

Es handelt sich dabei aber so wenig, wie in der ganzen Krankenbehandlung überhaupt, um etwas Geheimnißvolles, sondern nur um ganz natürliche, blos hervorragend ausgeprägte Begabung. Es soll dies der selbst unter den heutigen Gebildeten nicht gerade sehr seltenen Gläubigen wegen hier betont werden, da von diesen eine Art mysteriöse Kraft bei solchen Bevorzugten vielfach, und auch überhaupt in Bezug auf ärztliches Thun, vermuthet wird, eine Art Zauberkunst, vermöge welcher dieselben so zu sagen nur mit dem Arme zu winken nöthig hätten, um das gewünschte Wundermittel in die Feder fließen zu lassen: erscheinen doch auch noch vielfach freilich die unleserlichen, lateinischen Receptkritzeleien*) wie Schriftzüge der Spirits!

Bezieht sich das vorher Gesagte auf das Werden und das Wie des ärztlichen Könnens, so schließt sich die Frage an: Was kann der Arzt denn nun, was wirkt er mit seiner Kunst?

*) So untergeordnet die Sache auch scheint, hat doch die Ansicht ihre Berechtigung, daß, so lange die Recepte noch lateinisch geschrieben werden, also für den bei weitem größten Theil der Menschen, wie etwa ein Stück einer Messe, geheimnißvoll aussehen, der Nimbus, welcher aus der Zauber- und Zunftzeit auch der heutigen Praxis noch anhaftet, nicht leicht vom ärztlichen Thun genommen werden wird. Sucht doch ein nicht unbeträchtlicher Theil der Patienten noch hinter den lateinischen Buchstaben Verordnungen wie Mumien, Menschenfett, präparirte Spinnenfüße ꝛc., Zeug, das allerdings früher, selbst noch vor 100 Jahren, in den Apotheken geführt und von Aerzten verordnet wurde. Die Franzosen schreiben ihre Recepte französisch. Und auch der allem Aberglauben feindlich gesinnte Joseph II. wußte, warum er die Recepte deutsch geschrieben haben wollte! Wir aber reinigen unsere Orthographie und schreiben unsere Recepte lateinisch weiter.

Digitized by Google

In kürzester und allgemeinster Fassung lautet die Antwort: Wenig und — viel!

Wenig in Bezug auf das Hauptsächlichste. Das Gesetz der Vernichtung des Individuums kann er natürlich nicht ändern, nicht einmal beeinflussen kann er es hinsichtlich der Zahl, mit der es regelmäßig wirkt. Viel in Bezug auf Einzelnes. In der Hauptsache gilt, daß man zwar zu allen Zeiten die große und kleine Welt durchstudirt hat und sie noch durchstudirt, am Ende es aber dennoch gehen lassen muß, wie's Gott gefällt. Damit aber ist der „Geist der Medicin" oder wie es wohl in's Praktische übersetzt heißen muß, die Wirksamkeit der Medicin nicht erschöpft; denn im Einzelnen kann sie zur Heilung mithelfen, Linderung bringen oder doch Trost verschaffen. Jenen erstgemeinten „Geist" theilt dieselbe zudem mit allem menschlichen Wirken und Wissen. Die Gesetze des Menschendaseins kann sie in physischer Richtung so wenig ändern, wie dies auf moralischem Gebiete durch andere Wissenszweige radical geschehen kann. Ein thörichtes Streben wäre es ja, das Gesetz des Sterbens umstoßen zu wollen, wenn auch nur im einzelnen Falle, wie dies im Mittelalter die, welche nach dem Stein der Weisen suchten, wirklich wollten. Wohl aber liegt es in der Macht des Arztes, den Schmerz, die Noth und das Elend, so wie die Häufigkeit des Krankseins zu beeinflussen, sie zu mindern und herabzusetzen. Den Inhalt jener Dichterverse:

Nur vor dem Tod
Wird er finden kein Entflieh'n!

beweist der moderne Statistiker sogar mit Zahlen. Wenn ein solcher, Quetelet, damit klar vor Augen führt, daß die Heilkunst resp. die Zahl der Aerzte — diesen vindicirt er sogar eher einen verschlimmernden Einfluß — wenig oder gar keinen Einfluß auf die Sterblichkeit habe, so stimmen hier zwar der Dichter und der Zahlenmensch in der Verurtheilung der Medicin überein. Damit ist aber nicht ausgedrückt, das kann man in Zahlen gar nicht, wie viel die Kunst des Arztes den Kranken nützt.

Und die rechte Kunst thut das letztere selbst dann, wenn sie, wie der griechische Arzt Aretaios sich ausdrückt, mit den ganz Unheilbaren einfach nur noch menschlich trauern kann. Die Medicin hat keine die Weltgesetze umstoßende Macht, das verlangen nur Thoren und Kinder von ihr, daß sie eine solche habe, sie ist aber eine menschenfreundliche Helferin und eine Trostspenderin, mit einem Worte, eine humane Kunst, besser vielleicht, die Kunst der Humanität oder wie Hippokrates das concret ausdrückt: „Wo ärztliche Kunst ist, da ist Liebe zu den Menschen." —

Da kann ja wohl, so höre ich den Leser im Stillen sich selbst apostrophiren, der Arzt überhaupt nicht heilen? Und ach! die Antwort darauf lautet wenig tröstlich! Heilen im strengen Wortverstande, d. h. durch seine Mittel und Machtvollkommenheit Krankheiten beseitigen, ohne Dazwischenkunft eines andern Etwas die durch solche bewirkten Störungen und Gefahren zur Norm zurückführen, das liegt nicht in seinem Vermögen. Nicht der Arzt heilt, nicht er

Digitized by Google

beseitigt die Krankheit und deren Folgen mit seinen Mitteln, sondern das thun die im Körper vorhandenen wiederherstellenden Kräfte, die Natur. Ohne Mitwirkung dieser ist er völlig machtlos in Rücksicht auf Heilung. Selbst in den Krankheiten, die man als heilbar allgemein bezeichnet, auf deren Verlauf der Arzt also fast mit Gewißheit günstig wirken kann. Nehmen wir, um das klar zu legen, ein alltägliches Beispiel! Mittelst Chinin „heilt" der Arzt das Wechselfieber, wie bekannt. Aber ebenso bekannt dürfte es sein, daß dasselbe nicht ausschließlich jenem weicht, sondern daß es auch von selbst heilt, wenn auch selten, auch daß das Chinin nicht in allen Fällen Heilung bringt. Trotz seiner im Allgemeinen giltigen unfehlbaren Wirkung gebraucht das Chinin also noch einen ihm sogar überlegenen Mithelfer und zwar die sogenannte Naturheilkraft, d. h. die auf Wiederherstellung hinwirkenden Kräfte des Körpers, welche auf den Anstoß hin, die das Arzneimittel ihnen giebt, heilend eingreifen. Thun sie das nicht, so „heilt" eben das Chinin auch nicht. „Die Naturen sind der Arzt der Krankheiten, der Arzt ist Diener der Natur," das wußte und betonte auf's Nachdrücklichste schon der erste Schriftsteller über Medicin unter den Griechen 500 Jahre vor Chr., und über diesen Satz des Hippokrates sind die heutigen Aerzte noch nicht hinausgekommen. Der Arzt kann das Wirken der Natur zwar vor willkürlichen Störungen, wie Unkenntniß und Unverstand sie häufig verursachen, bewahren, aber nur im günstigsten Falle das stockende Heilbestreben derselben wecken und zur Thätigkeit anregen, wie durch Chinin beim Wechselfieber; heilen im strengen Sinne kann er nicht. Das ist keine theoretische Distinction, sondern entspricht den Erfahrungen der Praxis. Noch weitere Beispiele mögen hier den dem Laien so wenig zusagenden, ja vielleicht nicht einmal recht faßbaren Sachverhalt erläutern.

Ein jugendlicher Kranker mit Lungenentzündung, einer Krankheit, die hie und da auch von Laien als Muster der Leistungsfähigkeit der ärztlichen Kunst angeführt zu werden pflegt, wird während des Gebrauches arzneilicher Mittel in kurzer Zeit gesund. Der Laie nun schließt, wie die meisten früheren Aerzte und jetzt noch manche, er müsse dies denn doch wohl auch durch dieselben geworden sein, nach dem Satze post hoc ergo propter hoc, d. h. weil er darnach gesundete, ist er auch durch ihre Wirkung genesen. Aber wie nun? Bei einem andern Patienten heilt zur selben Zeit dieselbe Krankheit ohne jedes Mittel, sei es, daß er einzunehmen sich weigerte, sei es, daß der Arzt absichtlich nichts gab, um Gewißheit zu erlangen, wodurch Heilung herbeigeführt worden; bei einem dritten dagegen endet sie tödtlich trotz der Arzeneien, die beim ersten gegeben wurden. Im zweiten Falle heilte ohne Zweifel die Natur allein. Und im ersten? Höchst wahrscheinlich bewirkte sie auch in diesem das günstige Resultat, da die gleichen Arzneimittel im dritten das tödtliche Ende nicht verhinderten. Man hatte die drei Fälle derart ausgewählt, daß alle Bedingungen: Alter, constitutionelle und ökonomische Verhältnisse, Geschlecht ꝛc. der Kranken, so

Digitized by Google

gleichartig wie möglich waren. Die Veränderungen, welche die Entzündung verursacht hatte, nahm der Körper in den ersten Fällen wieder zurück, er beseitigte sie wieder, so daß die Lunge wieder normal functioniren konnte, im letzten aber that er es nicht, es fehlte ihm die Kraft und kein Mittel der Kunst vermochte ihn — und vermag ihn in tausend ähnlichen Fällen nicht — zu zwingen oder zur Heilung anzuregen. „Die Natur ist der Hauptwerkmeister, wodurch den Kranken Gesundheit verschafft wird. Die Natur entscheidet und heilt die Krankheit" noch allein und trotz aller Systeme, welche die Heilkunde erfindet. „Niemand kann erhalten werden, wenn nicht die Natur die Krankheit besiegt, und Niemand stirbt, wenn nicht die Natur unterliegt." So lautete das Urtheil des Galenos, fast gleich dem oben angeführten des älteren Hippokrates, und die vielgepriesene Neuzeit hat daran nichts zu ändern vermocht! — Dasselbe gilt, wie in der inneren Medicin, ganz ebenso in der Chirurgie, trotzdem diese günstiger gestellt ist, weil sie vielfach solche Leiden bekämpft, die so zu sagen nicht im vorausbestimmten Vernichtungsplane der Natur ihre Ursachen haben, die also mehr oder weniger zufällig zu Stande kommen. Es gilt dasselbe also auch dann, wenn das Instrument des Wundarztes in Wirksamkeit gewesen: auch dieser ebnet den Weg der Heilung höchstens, entfernt das Krankhafte, wenn er operirt, das Heilen der Wunde jedoch besorgt die Natur, wenn sie will, oder vielmehr, wenn sie die Kräfte dazu bereit hat.

Im Nichtheilenkönnen liegt die unübersteigliche Grenze des ärztlichen Könnens! Wäre dasselbe im Stande unter allen Umständen die Krankheiten oder auch nur eine einzige mit Sicherheit zu heilen *), so könnte es das Gesetz des Sterbens ändern. Daß der Arzt dies nicht kann, damit wollen freilich sich die Kranken nicht zufrieden geben, jener aber muß es, und muß sich vor Allem über diese Grenze seiner Kunst klar sein. Und wären auch die Laien immer darüber klar, so würde die Krankenbehandlung ihren vielfach noch mittelalterlichen Charakter verlieren. Man würde in dem Arzte nicht mehr so allgemein, wie es der Fall, einen deus ex machina suchen, der, mit einer Art Wunderkraft begabt, Krankheiten beseitigen soll.

Dadurch würde, wenn auch die Laien jene Grenze hinnehmen würden, die Stellung beider zu einander eine bessere, weil klarere, werden. Denn, wie die Dinge heute noch liegen, müssen die Aerzte fast in allen Schichten

*) Es können selbstverständlich nicht die landläufigen statistischen Angaben dagegen angeführt werden, daß von den Aerzten doch z. B. 999/00 Wechselfieber, daß von Lungenentzündung bei jüngeren Leuten 95% der Fälle geheilt werden. Es handelt sich, wie wir bereits betont haben, dabei um Naturheilungen, die höchstens durch bestimmte Mittel und Verhaltungsmaßregeln erleichert, angeregt, befördert oder beschleunigt werden. Wie wenig jene „Heilungen" in die ärztliche Machtsphäre fallen, geht u. A. daraus hervor, daß sie mit zunehmendem Alter der Patienten bei Lungenentzündung in nahezu regelmäßiger Progression seltener gelingen, daß in bestimmten Gegenden, z. B. unter den Tropen, die Heilungen der Wechselfieber sehr an Zahl abnehmen, oft genug ganz ausbleiben trotz des Chinins u. s. w.

Digitized by Google

immer noch mit dem urälteſten Wunderglauben, wie mit modernſtem Aberglauben rechnen. Wo und wann ſie das nicht thun, laſſen ſie die Schwachen gar zu leicht in die Hände approbirter und unapprobirter Charlatane fallen, deren große Gewalt über die ungeheure Schaar ihrer Clienten darin ruht, daß ſie das mundus vult decipi kennen und üben, indem ſie die Wunderkunſt des Heilenkönnens zu beſitzen vorgeben, deren Erfolge aber darauf beruhen, daß die Natur, wo die Heilung gelingt, auch ihnen dieſelbe beſorgte.

Was aber können denn die Aerzte, fragt der Leſer gewiß, wenn ſie nicht ſollen heilen können? Und weiter: Wozu ſind ſie dann da? Das beantwortet ſich einfach: ſie ſind nothwendig zur Sicherung und Wahrung der durch Erfahrung und Beobachtung erkannten Bedingungen der Naturheilung, dann zur Erleichterung des Ausgleiches der durch Krankheiten bewirkten Störungen der Functionen, alſo mit einem Worte: Zum Helfen.

Dadurch nähert ſich freilich die Kunſt des Arztes oft dem Heilen, aber ſie nähert ſich dieſem auch nur! Die Erfahrung lehrt z. B., daß, wenn man ein aus der Gelenkpfanne ausgerenktes Glied wieder in jene durch ganz beſtimmte Kunſt- und Handgriffe mechaniſch zurückbringt, die Hilfe ſo vollſtändig iſt, daß Heilung nun erſt eintreten kann, ſo zwar, daß der vorausgegangene Riß der Gelenkkapſel ſich wieder ſchließt und der Gebrauch des Gliedes dadurch normal wird. Ebenſo, daß, wenn man die Enden eines gebrochenen Knochens in die richtige Stellung bringt und ſie hierin längere Zeit feſthält, die Heilung eintritt. Die Hilfe kommt alſo hier einer Heilung ſehr nahe. Würde man in beiden Fällen nichts thun, ſo blieben die hauptſächlichen Bedingungen der möglichen Heilung unerfüllt. Es könnte trotzdem, daß man erſtere verſäumt, zwar die Gebrauchsfähigkeit des betreffenden Gliedes wiederkehren, nimmermehr aber eine völlig ungeſtörte, alſo wieder normale Function, zu der nur die Hilfe des Arztes führt. Nehmen wir noch mehr Beiſpiele! Die operative Entfernung der getrübten Kryſtalllinſe beim grauen Staar giebt vielleicht eines der ſchlagendſten! Es beſeitigt der Operateur dabei das Hinderniß des Sehens, ſchafft dem Lichte wieder eine Bahn in's innere Auge und dieſe Hilfe vervollſtändigt er ſpäter, nachdem die Wunde durch die erhaltenden Kräfte des Körpers geheilt iſt, durch eine vor das Auge gebrachte Glaslinſe, wodurch das Geſicht wieder hergeſtellt wird. Hier hilft der Arzt alſo auf doppelte Weiſe, zu Anfang und zu Ende, aber die Heilung der von ihm zur Ermöglichung des Reſultates gemachten Wunde beſorgte die Natur. Bei inneren Krankheiten verhält ſich die Sache ebenſo, wenn auch die Dinge dabei nicht ſo einfach zu Tage liegen. Die Erfahrung lehrt, daß eine größere Zahl Typhuskranker geſund werden, wenn man die Fieberhitze herabſetzt, eine beſtimmte Diät einhalten läßt und Alles ſo regelt, daß gewiſſe Gefahren, wie Aufliegen, Schleimſenkung in den Lungen, Darmerkrankung ꝛc. verhütet oder in Schranken gehalten werden. Die Heilung erfolgt aber nur dann, wenn die Kräfte der Körpers, das weiß

Digitized by Google

auch der Laie, aushalten, was herbeizuführen nicht in der Macht des Arztes liegt.

Man könnte freilich behaupten, es handle sich in allen diesen Fällen um theoretisches Haarspalten; denn es sei dasselbe, ob man sage, der Arzt helfe zur Heilung, oder er heile. Dem ist aber nur scheinbar so; doch hat auch diese Auffassung ihre Anhänger, ja es gab Aerzte, welche noch weiter gingen und den Satz aufstellten, die Natur schaffe blos die Gelegenheiten, aber der Arzt heile. Das Entgegengesetzte, daß der Arzt blos die Gelegenheiten schafft, so nahe immer seine Hilfe auch dem Heilen kommen mag, daß dieses jedoch die Natur allein besorgt, haben aber, so hoffen wir, die angeführten Beispiele klargelegt, die man noch um viele vermehren könnte.

Doch auch selbst bezüglich des Helfenkönnens müssen wir leider noch Einschränkungen machen: auch dieses hat verhältnißmäßig eng bemessene Grenzen.

Nicht nur in der Richtung, daß der Arzt in vielen Fällen zur Wiedererlangung der ganzen oder auch nur der relativen Gesundheit, mit welch' letzterer ja eine große Zahl von Menschen überhaupt, besonders aber schwer krank gewesene, für die Folge oft sich begnügen müssen, nichts Maßgebendes beitragen kann, sondern auch in der Beziehung, daß er nicht einmal die Hauptbeschwerden des Krankseins beseitigen, ja manchmal selbst nicht zu lindern im Stande ist. In der ersten Richtung gilt diese Einschränkung bei allen sogenannten organischen Erkrankungen resp. Veränderungen, in denen die Krankheit unaufhaltsam die körperliche Existenz unterminirte, deren ziemlich umfangreiche Liste wir aber hier nicht aufführen wollen. Dann bei gar manchen, bei denen jenes zwar nicht der Fall, die aber durch einzelne Erscheinungen, wie überheftige Schmerzen u. dgl., das Leben schwer, ja unerträglich machen können.

Weiter muß gesagt werden, daß, wo die Möglichkeit derselben an sich auch gegeben, sehr häufig die Hilfe des Arztes unsicher und ungewiß ist, sei es, weil die Mittel gewisse Voraussetzungen haben, die nicht erfüllt worden oder werden können, sei es, weil man sie ohne Gefährdung des Lebens nicht mehr fortsetzen oder steigern kann. Doch wollen wir andererseits gleich hier nicht zu bemerken unterlassen (und später erst näher darlegen), ohne daß wir in die Gefahr alltäglicher Lobpreisungen unsres Jahrhunderts irgend gerathen, daß in diesem nicht allein die Wege des ärztlichen Helfens viel mannigfaltiger geworden sind, sondern daß die Mittel auch in gar mancher Beziehung zuverlässiger zum Ziele führen, als dies vorher der Fall gewesen.

An die seitherigen kurzen Bemerkungen mögen sich noch solche über die Mittel anschließen, mit denen die Medicin wirkt. Betrifft dies doch einen, wenn nicht den Cardinalpunkt, über welchen in Laienkreisen fast durchgängig noch die größte Unklarheit herrscht! Auf irgend erschöpfende Darlegung freilich können auch diese übrigens keinen Anspruch erheben.

Dahin bezüglich muß vor Allem betont werden, daß das wirksamste

Digitized by Google

oder gar einzige Rüstzeug des Arztes nicht in den Arzneien zu suchen ist, ja, daß diese oft als solches nicht einmal in erster Linie stehen. Mindestens eben so sehr, wenn nicht noch wirksamer sind die Anordnungen zweckmäßigen Verhaltens im weiteren Sinne. Es ist das zwar eine alte, doch zeitweise vergessene, selbst oft auf lange wenig beachtete Wahrheit, durch deren allgemeine Hinnahme, besonders Seitens des Publikums, das ärztliche Wirken noch viel mehr auch heutzutage gefördert werden könnte, als es thatsächlich der Fall ist. Ist es doch immer noch nicht möglich, Kranke ohne alle und jede Arznei zu behandeln, wie es, wenigstens öfter geschehen könnte und sollte. Die Kranken wollen immer noch eßlöffel- und tropfenweise aus der Apotheke gesund gemacht werden. Aber es ist doch so viel wenigstens gewonnen, daß die Zahl der ausschließlichen Arzneigläubigen im Abnehmen begriffen ist, und daß eine Anzahl Kranker doch nicht mehr ihr Heil von Wundermitteln erwarten. Ein großer Theil der Laien — und zwar nicht blos die Ungebildeten, Unbemittelten und Armen! — ist freilich noch dem Aberglauben in Hinsicht auf letztere verfallen, zwar etwas anders geartet, aber wesentlich gerade so wie im Mittelalter, und läßt sich ihn nicht nehmen: verkohlt man doch in der Küche großer Staatsmänner heute noch Elstern, um Nervenkrankheiten, speciell Epilepsie, damit zu „heilen"! —

Sehen wir jetzt zu, so weit dies Ort und Raum gestatten, wie weit die Grenzen der ärztlichen Hilfe im Speciellen reichen und besonders in wiefern sie in unserem Jahrhundert vorgerückt worden sind. Bemerken müssen wir übrigens zum Voraus, daß es dabei sich nicht immer um völlig Neues handelt, sondern oft blos um neue Modificationen oder Weiterbildung alter Verfahrungsarten. Es kann hier aus Vielem nur Einzelnes ausgewählt werden.

Als einen der lobenswerthesten, wenn auch nicht gerade als einen der tiefgehendsten und tiefgreifendsten Fortschritte der Krankenbehandlung unseres Jahrhunderts wollen wir zuerst die Verringerung des sog. Arzneischatzes namhaft machen. Mit jedem neuen Jahrzehnte, um nicht zu sagen, mit jedem Jahre wurde und wird eine Anzahl der altüberkommenen Mittel verlassen, so zwar, daß (man kann das als äußerlichen Maßstab dieses Ausmerzungsprocesses betrachten) jede neue Auflage des officiellen Arzneibuches, der sog. Pharmakopöe, dünner wird, weniger enthält. Man kann sagen, daß die heutigen nicht mehr den dritten Theil der vor hundert Jahren, ja der noch im Anfange unseres Jahrhunderts allgemein giltigen enthalten. Ist aber denn das ein Fortschritt? Ganz gewiß! wenigstens insofern, als nahezu jedes Fallenlassen eines Arzneimittels ein Vorwärtsschreiten vom Arzneiglauben zum Wissen genannt werden kann, was, wie klein derselbe auch im Einzelnen jedes Mal sein mag, in seiner Gesammtheit doch nennenswerth ist. Diese Verminderung der Zahl veralteter Arzneimittel könnte freilich noch weiter gegriffen werden, ohne daß der Praxis ein Schaden erwüchse; reicht doch fast jeder Arzt in dieser thatsächlich mit einem Viertelhundert von Mitteln aus! Und

Digitized by Google

vor Allem sollte an die Stelle glücklicher Weise verlassener, alter, nicht eine Anzahl neuer und neuester treten, deren Unentbehrlichkeit nicht erprobt genug ist. Und wir sehen bei dieser Forderung noch ganz ab von einzelnen der zahlreichen Modemittel, die gewöhnlich einer der rasch aufeinanderfolgenden Entdeckungen der Chemie ihren Ursprung und dem an und für sich löblichen Streben, solche sofort für die Krankenbehandlung nützlich zu machen, ihre Verwendung verdanken, sondern wir haben vor Allem einige der gefährlichsten Alkaloide im Auge, die nicht in den ungeübten Händen der Anfänger allein viel Unheil im Leben anstiften, ohne irgend ihrer Gefährlichkeit entsprechenden wahren Nutzen zu schaffen. — Mit jener Verringerung der Zahl ging und geht zugleich eine vielleicht noch größere und gewiß gleich anerkennenswerthe Vereinfachung der Arzneiverordnungen parallel. Die aus zahlreichen Stoffen zusammengesetzten und dadurch oft genug nicht allein widerlichen, sondern auch in ihren Wirkungen gar nicht zu übersehenden „Heilmittel" früherer Zeiten sind fast ganz verschwunden. Man gebraucht fast ausschließlich einfache, und zwar chemisch einfache Stoffe und Verbindungen und giebt, wo man verschiedene nöthig zu haben glaubt, lieber das einzelne Mittel zeitlich getrennt, als in Mischung mit einander. In dieser Richtung hat die in anderer Beziehung freilich schädliche und in ihren therapeutischen Principien vor Allem geradezu widersinnige Homöopathie vielfach vorgearbeitet, indem sie zu ausgedehnter Prüfung der einzelnen Arzneimittelwirkungen anregte. Man muß das anerkennen, wenn man auch den durch dieselbe von Neuem in Laienkreisen wachgerufenen Aber- und Wunderglauben beklagt und verurtheilt. Noch ungleich mehr freilich nützten sowohl in der zuerst besprochenen, als in der zuletzt genannten Weise die sog. naturwissenschaftliche, d. h. experimentelle französische resp. Pariser und die aus dieser hervorgegangene berühmte Neue Wiener Schule, die in Bezug auf Arzneiwirkung geradezu revolutionären Anschauungen huldigte.

In dem Maße, als die frühere Gläubigkeit in Bezug auf die Behandlung mit Hilfe von Arzneimitteln aber abnahm, entwickelte sich diejenige Richtung, welche man als die hygieinische zu bezeichnen pflegt. An die Stelle der vielfach als unwirksam erkannten Einzelbehandlung trat innerhalb derselben die sociale Krankheitsbehandlung, deren Inslebentreten vor Allem das Auftreten einer neuen Weltseuche, die aller seither geübten Therapie spottete, wenn auch nicht bewirkte, so doch mächtig beschleunigte; doch die Anfänge der neueren Hygieine sind von den in so vielen Beziehungen fruchtbaren Ideen der bahnbrechenden Männer der ersten französischen Revolution zu datiren, während den Engländern blos die allgemeinere und energische Activirung derselben nach der Invasion der Cholera, also seit den dreißiger Jahren, zuzuschreiben ist. Von Letzteren aber wurden die Deutschen angeregt, so daß die neuere deutsche Hygieine ein Ableger der englischen ist. Dieselbe ist diejenige Krankenbehandlungsmethode, welche dem Erkranken überhaupt vorbeugen will, sie ist also wesentlich eine prophylaktische, aber eine auf die

Digitized by Google

Gesammtheit gerichtete. Sie will, wie der berühmte Peter Frank, der Schöpfer dieser Disciplin in wissenschaftlicher Beziehung, sich ausdrückte, dem Ausbruche des Feuers vorbeugen, nicht erst die Feuerspritze in Form von Arzneimitteln hervorsuchen, wenn schon das halbe Dorf zerstört ist, wobei sich oft nach der Hervorholung jener aus dem Spritzenhause auch herausstellt, daß sie unbrauchbar geworden oder doch den an sie gestellten Anforderungen nicht genüge. Und was der Verfasser schon vor Jahren über diesen Zweig der Medicin schrieb, möge hier nochmals Platz finden. „Unstreitig das in jeder Beziehung am meisten versprechende und gewaltigste Ringen unserer Zeit zur Erhaltung der körperlichen und damit zugleich der geistigen Gesundheit der Menschen aber offenbart sich uns in der Inangriffnahme der öffentlichen und der privaten Hygieine. Und hat die Wissenschaft auch darin noch nicht viel errungen, so bietet sie doch ein würdiges Feld vielverheißender, unbeschränkter Forscheraufgaben. Erstreckt sich dies Gebiet doch von der Hütte der Armen, über die sie mit Vorsorge am meisten wacht, bis zum Palast der Großen, von der Werkstätte des Arbeiters bis in das Cabinet des die Weltgeschicke lenkenden Staatsmannes, von dem kärglichen Imbiß desjenigen, welcher den härtesten Kampf ums Dasein führt, bis zum üppigen Gelage des Schlemmers, von den Thälern der Erde bis zu den Höhen der Gebirge, von dem Wasser der Tiefe zu der uns umgebenden Luft, von den mikroskopischen Feinden unseres Daseins bis zu den gewaltigsten Geißeln des Menschengeschlechts. Wem diese Grenzbestimmung unglaubhaft klingt, dem rathen wir, sich in den leicht zugänglichen Werken des ebenso gründlich forschenden, wie als Schriftsteller begabten Pettenkofer umzusehen, damit er nicht für Phrase hält, was der Wirklichkeit entspricht. Und ist auch nicht zu hoffen, daß alle Ursachen der Erkrankungen erforscht werden und noch weniger, daß man die Gesetze des Sterbens wesentlich ändern wird, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß die Minderung der dem Menschenleben nachstellenden Feinde gelingen wird. So wird das Hauptziel, so Schönes auch erreicht ist, auch der kommenden Zeiten sein, neben, ja über das Stück- und Flickwerk der Einzelbehandlung die Krankenbehandlung des Ganzen und der Gesammtheit zu setzen“ . . . Welche Erfolge die doch vor Kurzem erst in größerem Maßstabe in's Leben getretene neue Praxis aufzuweisen hat, bewies vielleicht am schlagendsten der verhältnißmäßig geringe Verlust durch Krankheiten bei dem deutschen Heere im Jahre 1870/71, während die verhängnißvolle Wirkung der Vernachlässigung ihrer Vorschriften sich auf entgegengesetzte Weise im russisch-türkischen Kriege zeigte. — Uebrigens beweist die lebhafte Inangriffnahme der Hygieine in unserer Zeit auch wieder, wie das Leben die Wissenschaften wachruft und fördert. Ist doch jene nur die nothwendige Folge und Gegenwehr gegen die Schädlichkeiten des modernen Städtelebens, vielmehr des natur- und gesundheitswidrigen Zusammengepferchtseins vieler Menschen auf engem Raume. Sie ist heute ebenso, wie sie es, wenn auch in unvollkommenerem Grade, schon im Alterthum und Mittelalter war, eine

Digitized by Google

Vertheidigung der Städtebewohner gegen sich selbst, vielmehr eine Nothwehr gegen die Gefahren, die ihre Lebens- und Leibesnothwendigkeiten ihnen selber täglich und stündlich schaffen. Sie ist im Grunde ein Theil der Volkswirthschaft, für den Medicin und Naturwissenschaften nur die wissenschaftlichen Fundamente und Unterlagen liefern. —

Kehren wir wieder zur Betrachtung der speciellen Aufgaben der Krankenbehandlung zurück, so treten uns vor Allem drei Errungenschaften unseres Jahrhunderts entgegen, welche, wie keine andern, geeignet sind, auf schlagende Weise darzulegen, daß es unsrer Zeit vorbehalten war, auf geradezu staunenswerthe Weise die Grenzen des ärztlichen Helfens vorwärts zu treiben. Wurden doch neuerdings Aufgaben aus dem Gebiete des letzteren gelöst, deren Erreichung allezeit vorher zwar von Angehörigen verschiedenster Epochen und Völker angestrebt, aber bis dahin nie ausgeführt werden konnte! Schien es noch im Anfange unseres Jahrhunderts, ja noch bis in die dreißiger Jahre dieses den bedeutendsten Aerzten ein unerfüllbarer Wunsch, selbst kürzer dauernde kleinere Operationen schmerzlos zu vollziehen, und strebten deshalb die Wundärzte vor Allem darnach, durch größtmögliche Schnelligkeit in der Ausführung den schmerzhaften Eingriff abzukürzen, so ist es durch die Entdeckung und allseitige Verwendung der anästhesirenden Wirkung des Aethers und des Chloroforms bekanntlich heutzutage möglich, selbst die längstdauernden und schwierigsten Operationen schmerzlos zu vollbringen. Viel weniger dürfte bis jetzt aber in weiteren Kreisen bekannt geworden sein, daß es auch gelungen ist, sehr viele unter den letzteren zugleich ohne nennenswerthen Blutverlust zu Ende zu führen. Das geschieht mit Hilfe der von dem großen Kieler Chirurgen Esmarch, dessen Namen in Laienkreisen durch die von ihm in letzter Zeit unter uns ins Leben gerufene Samariterschulen geläufig geworden ist, vor einigen Jahren erfundene Methode der Blutsparung. Dieselbe erhält den Kranken eine früher mit den ab- oder ausgeschnittenen Körpertheilen zugleich, in sehr vielen Fällen unnöthigerweise, entzogene Blutmenge oder, was nahezu dasselbe sagt, einen jetzt auf die einfachste Weise für die Zwecke der Wundheilung aufzusparenden Kräftevorrath. Soll heutzutage z. B. ein großes Glied, ein Arm oder ein Bein, amputirt werden, so wird dasselbe vor Beginn der Operation von den Fuß- resp. Fingerspitzen an mit einer elastischen Gummibinde fest umwickelt bis zur Stelle, unterhalb deren die Wegnahme stattfinden soll. Dadurch wird ziemlich alles in der durch die Binde zusammengedrückten Gliedstrecke enthaltene Blut in das Innere des Körpers getrieben und somit erhalten. Schnürt man nämlich zuletzt oberhalb der Binde durch einen starken Gummischlauch noch den Theil gegen das vom Herzen andringende Blut völlig ab, so kann man nach Wegnahme der ersteren nunmehr fast ohne jeden Blutverlust operiren. Welch' großen Fortschritt die Kunst des Helfens durch beide Erfindungen gemacht hat, braucht nicht erst auseinander gesetzt zu werden! Einen weiteren, dem genannten an Tragweite mindestens ebenbürtigen, wenn nicht sogar

Digitized by Google

überlegenen Gewinn zieht jene heutzutage aus der sogenannten antiseptischen Wundbehandlung. Werden durch diese doch die früher so zahlreiche Opfer fordernden Wundkrankheiten mit Eiter- und Jauchenvergiftung so bedeutend verringert, daß die Resultate selbst der eingreifendsten Operationen jetzt denen der kleineren und kleinsten der früheren Zeit gleichkommen! Man schneidet, in durch die Erfahrung gerechtfertigtem Vertrauen auf dieselben heute Theile und „Gewächse", z. B. aus dem Innern des Unterleibes, und zwar mit günstigsten Erfolgen aus, deren Entfernung noch vor dreißig, ja zwanzig Jahren den Chirurgen von zahlreichen Aerzten als eine Art Kunstmorde angerechnet wurde. Das Wesen dieser folgenreichen Neuerung besteht in der Fernhaltung des zersetzenden Einflusses der Luft und ihrer Verunreinigungen mit Hilfe von Verbandstoffen, welche nach eigenthümlicher Methode mit fäulnißwidrigen" Lösungen von Carbolsäure, Salicylsäure, mit Thymollösungen ꝛc. getränkt und zum Wundverschluß und Wundabschluß verwandt werden. Auf die nähere Beschreibung der Ausführung der Methode einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur soll noch erwähnt werden, daß selbst der für die ärztliche Kunst sonst nicht gerade sehr eingenommene Reichskanzler die Fortschritte der Chirurgie wenigstens nicht bestritten hat.

Ebenso wenig dürften auch die Fortschritte der Augenheilkunde in Zweifel gezogen werden können. Wir wollen als Beweis voran nur die Thatsache anführen, daß die Anzahl der Erblindeten in der neueren Zeit, der früheren verglichen, sehr abgenommen hat. Eine ganze große Klasse von Augenkrankheiten z. B., welche vordem mit Sicherheit zum Verluste des Sehvermögens führte, ist, wenn auch nicht in allen, so doch in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle, heilbar geworden, die des sogenannten grünen Staars, durch die Entdeckung Gräfes, daß Ausschneidung eines Stückchens der Regenbogenhaut den verhängnißvollen Gang dieser früher mit Recht gefürchtetsten Staarform aufzuhalten im Stande ist. In anderen Fällen ist die Hilfe gegen früher eine viel sicherere geworden, so beim grauen Staar, dann bei den Leiden der Regenbogenhaut durch die Anwendung des Atropins, bei denen der Hornhaut ꝛc. infolge des neueren Princips der vorzugsweise localen Behandlung dieser und ähnlicher Uebel. Die Grenzen des ärztlichen Könnens sind hier bei weitem nicht mehr so eng gezogen, wie sie noch vor vierzig Jahren waren. Zu diesen Fortschritten aber gab, daß muß hier erwähnt werden, die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz den Anstoß.

Wir erwähnten des Princips der localen Behandlung. Diese nun hat auch bei vielen andern, außer den Augenkrankheiten, neuerdings die Erfolge des ärztlichen Könnens vermehrt, vor Allem bei den Leiden der mit Schleimhaut überzogenen Hohlorgane des menschlichen Körpers. Als einfachstes Beispiel kann man die Nasenhöhlen und den Gehörgang namhaft machen, bei deren Erkrankungen man schon länger durch Ausspülung, sowohl durch einfache, als durch solche mit medicamentösen Lösungen,

Digitized by Google

direct auf den erkrankten Theil heilend einwirkt. Dazu kommt dann die örtliche Behandlung des inneren Ohres vom Rachen resp. von der sogenannten Eustacchischen Röhre aus, die des Kehlkopfes, der Magenhöhle mittelst der Magenausspülungen, des Darmrohres, wenigstens des unterstenTheiles desselben, mittelst der Irrigationen, der Blase und der Generationsorgane, zumal des Weibes, Hilfe mit eben derselben Methode. Dadurch ist in der That gar manche früher gar nicht oder doch nicht so leicht mögliche Gesundung erreicht worden, ja es konnten durch die bezüglich der letztgenannten Organe erreichten Heil-Resultate selbst vorher erfolglose loves labours lost zum erwünschten Ziele geführt werden. Zu den durch örtliche Medication jetzt, wie man zu sagen pflegt, heilbaren Krankheiten, muß man auch diejenigen rechnen, bei denen erst durch eine vorausgeschickte chirurgische Operation der Weg zum erkrankten Theile gebahnt werden muß, wie dies u. A. bei den heutzutage sicherer, wie ehedem, beseitigbaren eitrigen Entzündungen der Brust- und Unterleibshöhle der Fall ist. Auch die Inhalationen zerstäubter Arzneilösungen gehören zu den neuerdings in manchen Fällen erfolgreichen localen Behandlungsmethoden. Ebenso, in gewissem Sinne wenigstens, die örtlichen Anwendungen von anästhesirenden Flüssigkeiten und die Injection schmerzstillender Lösungen unter die Haut schmerzhafter Theile. Ein Fortschritt ist dies besonders dann, wenn aus irgend einem Grunde Mittel innerlich nicht rasch und hinreichend wirken oder nicht gereicht werden können, oder nicht angenommen werden. In letzteren Fällen kann man übrigens mittelst der Injectionen selbst allgemeine Wirkungen, d. h. auf den gesammten Organismus sich übertragende, erzielen, ja man zieht diesen Weg neuerdings in gewissen Krankheiten gar nicht selten vor, weil man dabei mit geringeren Mengen differentester Arzneien, z. B. Quecksilber, ausreicht, als bei der Einführung derselben durch den Mund dies früher der Fall war.

Unter die Rubrik der localen Behandlungsmethoden kann man auch die mittelst der sogenannten pneumatischen Apparate, resp. mit Einathmung von verdichteter oder verdünnter Luft in gewissen Lungenkrankheiten rechnen, die wenigstens in einzelnen Fällen, in denen die frühere Therapie machtlos war, wirkliche dauernde oder doch längere Zeit hindurch anhaltende Besserung bewirkt. Damit soll aber dem Laien durchaus nichts Verkleinerndes über dieses, leider im anfänglichen Enthusiasmus, wie das auch sonst zum Schaden der praktischen Medicin geschehen ist und geschieht, allzu laut gepriesene Verfahren gesagt sein: sind doch nahezu alle therapeutischen Methoden immer blos in einzelnen Fällen ein und derselben Krankheit wirksam! Gerade im Gegentheil möchten wir trotz obiger Einschränkung damit etwas Lobendes sagen, da doch nicht von allen neueren Behandlungsweisen nachträglich mit gutem Gewissen Aehnliches behauptet werden kann, z. B. nicht von der seiner Zeit so laut ausposaunten Einathmung von benzoësaurem Natron bei Lungenschwindsucht. Gegenüber diesen Mißgriffen in der Therapie ist die Zeit meist

Digitized by Google

der beste Kritiker und wirkt oft schon nach sehr kurzem Bestande jenes Enthusiasmus durchaus ernüchternd, leider aber nicht ohne daß das Publikum, die Fehler und Irrthümer Einzelner generalisirend, daraufhin leicht die ganze praktische Medicin verunglimpfen möchte. —

Hat sich, wie wir früher andeuteten, die heutige Medicin die neuere, besonders die organische Chemie für die Krankenbehandlung in hervorragenderem Maße dienstbar gemacht, so entgingen auch andere in unsrer Epoche gerade besonders ausgebildete Wissens- und Könnenszweige dieser Dienstbarmachung nicht, wie denn schon das vorher besprochene Verfahren beispielsweise nur durch Fortschritte der Physik, der Mathematik und der Technik zugleich möglich ward. Diese drei concurriren nun auch bei der Behandlung mittelst der Faraday'schen und Galvani'schen Elektricität. Beide letzteren Kräfte ermöglichen heutzutage eine Anzahl von Hilfen in Krankheiten des Nerven- und Muskelsystems, welche noch vor vierzig Jahren höchstens fromme Wünsche waren. Zu jenem zählen wir Lähmungen, Krampfformen, Neuralgieen u. dgl. Leiden, in deren früher trostlose Therapie durch die Verwendung der Elektricitätswirkungen doch wenigstens einiges Licht gekommen ist, wenn freilich auch hier wieder die anfänglichen Erwartungen nicht überall erfüllt werden konnten.

In den gleichen Krankheiten erwies sich ein anderes Mittel, dessen erste Verwendung zwar nicht unserer Zeit angehört, das aber doch in dieser, wissenschaftlich und praktisch sehr vervollkommnet, theils selbständig, theils als Hilfsverfahren neben dem soeben genannten als ein oft wirkungstüchtiges, häufiger wie früher, gebraucht wird. Vor jenem hat es übrigens noch den Vorzug voraus, daß es selbst in Krankheiten des Gesammtkörpers, z. B. bei beginnender Lungenschwindsucht und andern chronischen Leiden, sich heilsam zeigt. Welche segensreiche Hilfe die Kaltwasserbehandlung in acut entzündlichen oder infectiösen Erkrankungen, die mit heftigem, entweder durch seine Höhe, oder durch seine lange Dauer sonst lebensgefährlich sich gestaltendem Fieber verbunden sind, gewährt, weiß in unserer Zeit nachgerade auch der Laie zu beurtheilen, da vielfach statistische Veröffentlichungen darüber in die Presse Aufnahme finden. Wir erinnern nur an die guten Erfolge mittelst derselben bei Typhus, Scharlach u. s. w. Geschieht die Behandlung mit kaltem Wasser in eigenen Anstalten, so ist in der Regel damit auch die in unsern Tagen durch die erleichternden Verkehrsmittel überhaupt mehr als je in Aufschwung gekommene sogenannte klimatische Cur verbunden, deren restaurirende und helfende Kräfte bei durch die Aufregung und Ueberreizung des heutigen Lebens, sowie durch Störungen des Stoffwechsels Erkrankten ebenfalls allbekannt sind. In denselben Fällen werden auch die Seebäder vielfach mit Nutzen verwandt und als eine der segenreichsten Neuerungen ist die zu bezeichnen, welche die unentgeltliche Benutzung der letzteren jenen armen und unglücklichen scrophulösen und rhachitischen Kindern zu ermöglichen strebt, denen seither solche Hilfsmittel nicht zu Gebote standen. Auch hat man dieser zahlreichen Klasse von

Digitized by Google

Kranken mit zum Theil, der früher so ziemlich allein geübten medicamentösen Behandlung verglichen, glänzenden Resultaten den Gebrauch der Soolbäder zugänglich gemacht. Bezüglich der beiden zuletzt genannten Veranstaltungen ist übrigens Deutschland bis heute hinter Frankreich, Italien und besonders England zurückgeblieben.

Dagegen kann man von den letztgenannten Ländern sagen, daß sie derselbe Vorwurf trifft bezüglich einer Behandlungsmethode, deren Erfolge zwar von Manchen neuerdings angegriffen worden sind, ohne daß aber dadurch die Thatsache entkräftet werden konnte, daß die Krankheit, gegen welche sie angewendet wird, in unserem Jahrhundert, und zwar gleichzeitig mit ihrer Verwendung, bedeutend in ihrer Häufigkeit und Gefährlichkeit verringert worden ist, wir meinen die Schutzimpfung. Und einen neuen Erfolg verspricht das gleiche von dem französischen Forscher Pasteur eingeführte Verfahren neuerdings wieder gegen eine andere, wenn auch den Menschen nur selten treffende, dann aber fast ausnahmslos tödtliche Krankheit, den Milzbrand.

Nicht blos nach Seiten des Helfens, sondern auch bezüglich der dadurch herbeigeführten Heilungen liefert eines der hervorragendsten Beispiele von Fortschritten des ärztlichen Könnens in unseren Tagen auch noch die Behandlung der Geisteskranken, die, anstatt in Irrenthürmen an Ketten im eignen Schmutz und an der Rohheit der Wärter zu Grunde zu gehen, wie das noch fast überall selbst zu Anfang unseres Jahrhunderts der Fall war, heutzutage unter allen Krankenklassen am luxuriösesten, man kann das sagen, ohne irgend Jemanden zu nahe zu treten, mit Aufwand des größten Scharfsinns und der vollkommensten Einrichtungen behandelt werden.

Um jedoch nicht allzu weit in das Specielle einzutreten und dadurch Gefahr zu laufen, den Leser zu ermüden, wollen wir nur noch kurz anführen, daß auch auf anderen Gebieten, z. B. in Bezug auf Behandlung der Kinder- und Frauenkrankheiten, der Geburtshilfe u. s. w., die heutige Medicin zahlreiche Errungenschaften durch Vermehrung der Wege des Helfens aufzuweisen hat. Läuft doch durch Anwendung des Chloroforms selbst der alte Fluch vom Paradiese her: „In Schmerzen sollst Du Dein Kind gebären!“ — der übrigens, nebenbei gesagt, für gewisse wilde Völkerschaften nie Geltung gehabt zu haben scheint — Gefahr, auch unter den civilisirten antiquirt zu werden: eine Gottlosigkeit, die merkwürdigerweise von dem frommen England ausging und dort in höchsten Kreisen häufigste Verehrerinnen fand!

Sind trotz alledem die Fortschritte des ärztlichen Könnens nicht so großartig, wie wir sie in unserem ersten Aufsatze*) für das ärztliche Erkennen unserer Zeit beanspruchen mußten, so liegt das eben in der Sache, vielmehr in der geringen Macht des Menschen über die Natur begründet. Jedenfalls sind sie aber, selbst in der inneren Medicin, nicht so geringfügig, daß der verkleinernde Ausspruch Bismarcks: „So weit das Auge hinreicht, so

*) S. Jahrg. 1881, September. Bd. 18, Heft 54.

Digitized by Google

weit die Chirurgie thätig ist, haben wir ganz außerordentliche Leistungen, in der Behandlung innerer Krankheiten aber sind zu unserem und der Aerzte Bedauern die Fortschritte der Wissenschaft seit der Zeit, die uns die Geschichte zugänglich gemacht hat, nur gering gewesen", nicht einfach als pessimistisch gefärbt infolge rein individueller schlimmer Erfahrungen betrachtet werden müßte! — Im Gegentheil scheint das tief durchdachte Wort des Sophokles über die Macht des Menschen:

„Hoffnungsloser Krankheit Flucht
Schon ersann er"

gerade auf unsere Zeit, sogar in hohem Maße, Anwendung finden zu dürfen, wenn freilich auch sie selbstverständlich in tief erschütterter Geltung lassen mußte:

„Nur vor dem Tod
Wird er finden kein Entflieh'n!"

Digitized by Google

Gabriel May.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Die Geschichte der Kunst weiß kaum zum zweiten Mal von einem so plötzlichen und vollständigen Sturz herrschend gewesener Kunstprincipien und Dogmen durch die ihnen direct entgegengesetzten zu erzählen, wie der, welcher sich in der modernen Münchner Malerschule seit etwa dreißig Jahren vollzogen hat. Sie bietet dabei nicht einmal, wie z. B. die Entwicklungsgeschichte der modernen französischen Malerei, das Bild besonders leidenschaftlicher und erbitterter Kämpfe der Neuen gegen die Alten, wie sie die Pariser Romantiker gegen die Klassiker der David'schen Schule bestanden. Die Alt-Münchner Schule stirbt nach kurzer Herrschaft eben nur friedlich aus. Die Kräfte und der Nachwuchs fehlten ihr. Die idealistischen Cartonzeichner und Monumentalmaler aus der Zucht des Cornelius wurden sogar noch von ihrem Meister selbst überlebt. Seinen einzigen, groß begabten Schüler, Wilhelm Kaulbach, sah er bereits sehr abliegende Wege einschlagen. Auch dieser geht dahin und das Terrain bleibt frei und unbestritten dem neuen Geschlecht, welches durch kein Band der Pietät oder der Tradition mit dem vom Schauplatz abgetretenen verknüpft ist. Es hat mit diesem wenig Aehnlichkeit und Verwandtschaft in seinen Kunstanschauungen und seiner Art, die Kunst auszuüben, wie etwa die Architektur der Münchner Ludwigstraße und des neuen Königsbaues mit der des Hauses der Galerie Schack. Ein besonders charakteristischer Unterschied zwischen den Neu-Münchnern und den Alt-Münchnern aber besteht, außer der Gegensätzlichkeit in den beiderseitigen Kunstprincipien und -Idealen auch darin, daß die ältere Schule oder Künstlergruppe in all' ihrem Schaffen und Bilden ein scharf ausgesprochenes einheitliches Gepräge zeigt, welches sie der Alles dominirenden, mächtigen geistigen Persönlichkeit des Cornelius

Digitized by Google

dankt, während die Neue eine Gesammtheit von künstlerischen Individualitäten der mannigfachsten Art bildet, denen kaum etwas Anderes gemeinsam ist, als die Abwendung von den Lehren, welche bis vor dreißig Jahren dort noch so ziemlich als die alleinseligmachenden galten. Gewiß nicht mit Unrecht sucht man die Wurzel dieses, jeder einheitlichen Physiognomie entbehrenden Charakters der Neu-Münchner Malerschule in der Veranlagung und künstlerischen Sinnesart des Meisters, in welchem man ihren Begründer zu sehen gewöhnt ist: Karl Piloty. Im Gegensatz zu Cornelius zeichnete ihn jederzeit eine seltene Freiheit von Einseitigkeit und Ausschließlichkeit in seinen künstlerischen Ueberzeugungen aus. Er ist sich immer bewußt gewesen, daß man, wie in der Religion, auch in der Kunst auf sehr verschiedene Façons selig werden kann. Als sich zu Ende der fünfziger und Anfangs der sechsziger Jahre jener große, stattliche Kreis von Schülern um ihn bildete, aus welchem fast alle hervorragenden Malergrößen des neuen München erwachsen sollten, suchte dieser verständige Meister niemals seinen Ehrgeiz und seine Befriedigung darin, sie alle gleichsam unter einen Hut zu bringen, den nach Naturell, Anlage, Bildung, Sinnesart, so grundverschiedenen jungen Talenten etwa ein „ehernes Gesetz" der Kunst zu octroyiren, sie zum Glauben an einen Canon des einzig Schönen und Wahren zu bekehren. Was ein Meister der Malerei seinen Schülern lehren und geben kann, vor Allem die tüchtige handwerkliche Grundlage, welche den Maler in den Besitz der Mittel setzt, das, was er anschaut, denkt, empfindet, will, auch wirklich zum vollen sinnlichen Ausdruck im Bilde zu bringen, — das empfingen sie von Piloty. Im Uebrigen war er mehr bemüht, jedes Talent auf den demselben eigenthümlichen, natürlichen Weg hinzuleiten und die in ihm ruhenden besonderen Gaben zur Entwickelung zu bringen, als daß er ihnen etwa einen vermeintlich ausschließlich zum Heil führenden, Pfad vorgezeichnet hätte.

Die Folge ist gewesen, daß München heute besonders reich an Malern ist, die ihr „Handwerk" aus dem Grunde verstehen, während ehedem seine gepriesensten Meister sogar einen gewissen Stolz darin suchten, nicht malen zu können, und von der Höhe des idealen Cartonzeichners und Componirers herab mit unverhehlter Geringschätzung auf die „Colorirer" blicken zu dürfen meinten; und eine zweite Folge: daß eine unendliche Mannigfaltigkeit der Richtungen dort friedlich neben einander hergeht, eine große Zahl von scharf unterschiedenen, ganz eigenartigen Maler-Individualitäten, sich voll und ungehemmt entwickeln konnte in der jeder gemäßen Weise.

Aus dieser reichen Galerie moderner künstlerischer Charakterköpfe im heutigen München leuchtet als einer der fesselndsten, feinsten und seltsamsten Gabriel Max hervor. Er theilt darin das Schicksal seines um acht Jahre älteren Zeitgenossen Böcklin, daß jede seiner Schöpfungen bei ihrem Erscheinen ebenso lebhafte Bewunderung und Enthusiasmus, als heftigen Widerspruch, Verkleinerung und Herabsetzung erfährt. Die am schärfsten ausgeprägten Charaktere in jeder Kunst haben stets diese Erfahrung zu

Digitized by Google

machen gehabt und damit ein kräftigeres Zeugniß für ihre ungewöhnliche Bedeutung empfangen, als es das fragwürdige Glück des Allen Gefallens ausstellt.

Gabriel Max ist eine Böhme; in Prag am 23. August 1843 geboren. Der musikalische Zug, welcher in der böhmischen Nation von jeher mächtig war, ist auch von Hause aus in seinem Wesen lebendig. Er hat immer unter der Herrschaft musikalischer Stimmungen gestanden, wie das seiner hochsensitiven, nervösen Natur gemäß ist. Sein Vater war ein geschickter Bildhauer. Als Knabe wurde der Sohn sein Schüler, der in der väterlichen Werkstatt das Zeichnen lernte und mit früh erwachtem leidenschaftlichem Eifer übte. Auf der Prager Akademie unter Engerth hat er seine Studien fortgesetzt, und ist, etwa zwanzigjährig, von dort nach des Vaters Tode nach Wien übersiedelt. Die ersten selbständigen Schöpfungen, mit denen er dort hervortrat, offenbarten bereits die originelle Seltsamkeit dieses jugendlichen Künstlergeistes. Es sind mit Bleistift resp. Feder und Tusche hingezeichnete Träume seiner von der Macht der Musik ergriffenen und beherrschten, bald aufgestürmten, bald weich gesänftigten und hold beglückten Phantasie.

Beethovens Sonaten, Mendelssohns Lieder ohne Worte, aber auch manche Liedercompositionen Schuberts und Schumanns haben ihm die Motive oder doch die Anregung dazu gegeben. Er commentirt nichts in die wortlosen Compositionen der ersten Beiden hinein, prätendirt nicht, den poetischen Gehalt in seinen Darstellungen sichtlich zu verkörpern, welcher sich in deren Tönen offenbart. Er giebt nur die Bilder, die letztere in ihm selbst erweckten. Die Formenanschauung des Zeichners ist noch schwankend und einseitig, der zeichnerische Ausdruck oft noch ungelenk. Das, was *ihm* jene Musikwerke gesagt und erschlossen haben, sagten dieselbe schwerlich der Menge der andern Hörer. Gewiß ist noch Keinem vor Gabriel Max aus den düstern Tonwogen der F-moll-Sonate das — Kreuz auf Golgatha mit dem Leichnam des daran gehefteten Erlösers, einsam im Abendunkel in öder Landschaft ragend, aufgestiegen. Jeder hört aus textlosen Compositionen etwas Anderes heraus als jeder Andere. Niemand kann den Künstler, welcher *dem* Gestalt zu geben versuchte, was er dabei in innerster Seele zu vernehmen und zu verstehen meinte, sagen: er habe den Sinn der betreffenden Musik getroffen oder nicht getroffen, was man den Illustrationen zu *Dichter*werken gegenüber sehr wohl berechtigt ist. Doch welches das Urtheil über diese Zeichnungen von Max in Beziehung auf ihren absoluten künstlerischen Werth auch sein möge, sie ließen jedenfalls keinen Zweifel darüber, daß Der, welcher sie einzig aus dem innern Drange, sich die Seele zu entlasten, hingeworfen hatte, ein mit reicher poetisch-schöpferischer Phantasie begabtes Talent sei.

Für Künstler, deren Wege seitab von der großen Heerstraße liegen, für die „sonderbaren Gesellen", die Phantasten und Romantiker, war damals

Digitized by Google

und ist heute noch unter allen deutschen Kunststädten München der gastlichste, behaglichste und ihrer ungehemmten Entwicklung förderlichste Aufenthaltsort in Deutschland. Der große Zug des modernen Lebens stört ihnen hier ihre Cirkel viel weniger als z. B. in dem nüchterneren, kritischeren, spöttischeren Berlin; das reiche, üppige, sinnenfrohe Weltleben sie nicht wie in Wien. Gabriel Max mochte das fühlen. Er wandte sich im Jahre 1863 dorthin nach München und ist der Stadt an der Isar bis diesen Tag treu geblieben. Er trat in Pilotys Atelier ein, in welchem um dieselbe Zeit eben ein in seiner Art nicht weniger seltsamer und außergewöhnlicher Kunstjünger, Hans Makart, studirte.

Nicht immer ist die frühe Bethätigung der erfinderischen Kraft der Phantasie in gezeichneten Compositionen der Beweis einer wirklichen vollen und ganzen malerischen Veranlagung. Wer viele derartige beginnende Talente kennen gelernt und ihren späteren Entwicklungsgang beobachtet hat, gelangt dazu, gegen dieselben mißtrauisch zu werden und an ihrem wahren Malerberuf eher zu zweifeln. Bei Max zeigte sich indeß sehr bald, daß seine Compositionslust und -fähigkeit keineswegs das eigentliche Malertalent, den feinen Natursinn, die Freude am Handwerk seiner Kunst und das Geschick dafür ausschlossen. Piloty wird sehr geringe Mühe mit diesem Schüler gehabt haben. Es heißt, er sei sogar fast ohne allen Einfluß auf ihn gewesen. Max erlernte das Malen aus dem Grunde und verhältnißmäßig rasch. Weniger als vier Jahre hatte er in München zugebracht, als er eines schönen Tages, es war im Mai des Jahres 1867, das Publikum und die Künstlerschaft durch ein von ihm ausgestelltes Gemälde in Aufregung versetzte, in welchem sich der junge böhmische Pilotyschüler plötzlich als fertiger Meister, und zwar als einer der originellsten entpuppte. Das Werk, das seinen Ruhm begründete und den Grundton seines gesammten späteren Schaffens markirte, ist das in Copieen und Nachbildungen tausendfach reproducirte Bild: die christliche Märtyrerin (Sta. Julia) am Kreuze, deren grausig-rührender Anblick die Seele eines in der Morgendämmerung nach durchschwärmter Nacht des Weges kommenden jungen römischen Wüstlings im Tiefsten trifft und erschüttert, so daß er bekehrt wird zu dem Glauben, für welchen Jene dort duldete und starb.

Das war ein Wallfahrten zu dem Bilde, wie man es in München lange nicht mehr erlebt hatte, und ein Enthusiasmus, eine Ergriffenheit, ein wonniges Erschauern an seinem Anblick! Die Stimmen derer, welche den Maler der Krankhaftigkeit, des verwerflichen Raffinements, der sträflichen Speculation auf den Geschmack nervöser Beschauer anklagten, verhallten, übertönt vom Chor der Begeisterten.

Dieser Vorwurf der Speculation auf gewisse Schwächen des Publikums, welcher später immer wieder von Neuem gegen Max erhoben wurde, ist, bis auf einen Fall, sicher unbegründet. Seiner ganzen grüblerischen Einsiedler-Natur liegt es völlig fern, bei der Ausübung seiner Kunst bestimmte

Digitized by Google

Absichten zu verfolgen, in welcher Art sein fertiges Werk wirken soll, sich überhaupt mit etwas Anderem als dem Bestreben zu beschäftigen, das innerlich Angeschaute im Bilde wiederzugeben und letzteres so gut wie möglich zu machen. Die Gegenstände freilich, mit welchen er sich am liebsten beschäftigt, die äußeren oder die seelischen Vorgänge, welche er zur Darstellung wählt, sind meist solche, denen freudige Gemüther von robuster Gesundheit wenig Geschmack abgewinnen würden, und denen die Mehrzahl der Menschen gern scheu aus dem Wege ginge, wenn nicht jener starke dämonische Reiz, den das Grausenhafte auf uns übt, sie fast wider Willen im Anschauen des Widerstrebenden gebannt hielte. Und wenn Max es nicht auch verstände, dem Grausigen, ja Widrigen, so viele holde, seltsam bestrickende Schönheit und Anmuth zu gesellen und das künstlerische Auge und Urtheil durch so ungewöhnliche rein malerische Vorgänge gefangen zu nehmen.

In der „Märtyrerin" sind alle diese charakteristischen Eigenschaften ihres Malers vereinigt: der blutige Schrecken, das Peinigende, was für jedes Empfinden im Anblick des gräßlichen Leidens der widerstand- und schuldlosen zarten weiblichen Anmuth, der halbkindlichen Mädchenschönheit liegt; der wahre und echte Ausdruck des tief ergriffenen und bewegten Gemüths in dem jungen Römer, der den abgenommenen Rosenkranz am Fuß des Kreuzes niederlegt; der Zauber einer einheitlich durchgeführten Stimmung in Ton und Farbe, deren Wirkung eine entschiedene Aehnlichkeit mit der musikalischen hat, und eine ganz persönliche, hoch interessante, dabei völlig manierlose Behandlung der Malerei.

Der mit diesem Bilde errungene erste große Erfolg ist für Max ohne schlimme Consequenzen geblieben. Weder der Enthusiasmus der Einen, noch der heftige Tadel der Anderen hat ihn schwankend und zweifelisch in Bezug auf das werden lassen, was ihm gemäß sei. Er ist im Kern seines Wesens geblieben, der er von Beginn an war, und hat jede Aneignung dessen, was diesem fremd ist, immer verschmäht. Eine fest umrissene, eigene künstlerische Persönlichkeit, die sich nicht in eine der großen Rubriken einreihen läßt und mit kaum einer andern gleichzeitigen im Zusammenhange steht, oder eine Verwandtschaft damit erkennen läßt.

Hamlets Figur hat sämmtlichen Shakespeare-Erklärern, welche sich die Aufgabe stellten, die Lösung des Räthsels seines Wesens, das letzte Wort seines Charakters zu finden, so viele und immer noch vergebliche Mühe gemacht, weil sie vermeinten, ihn als eine Einheit auffassen und hinstellen zu müssen. Herrmann Grimm sagt einmal in einem Essay über diesen Gegenstand sehr treffend, daß die Vereinigung des Widersprechendsten in dieser Persönlichkeit eben deren Wesen sei. „Ein completer Widerspruch ist in Hamlet verkörpert worden". Aehnliches ist man versucht, von Gabriel Max anzunehmen. Raffinirte Verstandesfeinheit und Schärfe, welche sich nie genug thut im „nach der Wesen Tiefe Trachten"; und — Traumseligkeit, Hingegebensein an die Herrschaft musikalischer Stimmungen bis zum völligen Untertauchen der

Digitized by Google

Seele in denselben; unheimliche Lust am Grausigen, ja nackt Gräßlichen, und zugleich — nicht etwa am Wollüstigen, welche jene sonst fast immer zu ergänzen und sich mit ihr sehr gut zu vertragen pflegt, — sondern am Reinsten, Zartesten, Keuschesten und Lieblichsten; der starke Trieb der genauen Naturbeobachtung, der strengen wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze des Lebens, des Werdens und Vergehens, und — eine nicht nur überzeugt, religiös-gläubige, sondern der modern spiritistischen nahe verwandte Anschauung über die letzten Fragen .... Wo ist das gemeinsame Band, das so disparate Eigenschaften und Wesensäußerungen, wie sie in der Persönlichkeit und in der Kunst unseres Meisters zu Tage treten, zur Einheit zusammenschlösse? —

In dem nächsten Bilde, welches er auf die „Märtyrerin" folgen ließ, herrscht das musikalisch-träumerische Element ausschließlich. Selbst in seinem Titel. „Adagio" nennt er es. Es zeigt eine mit den allerbescheidensten Reizen geschmückte freie Landschaft in dem zart verschleierten Licht der gleichsam „durch Thränen lächelnden" Vorfrühlingstage, welche empfängliche Menschenseelen so leicht mit einer süßen Wonne der Wehmuth erfüllen, und zum Ueberströmen schwellen machen. Vereinzelte, noch blätter- und blüthenlose schlanke junge Bäumchen ragen hie und da vom Boden auf, der sich überall mit jungem, zartem Grase bedeckt hat. An den Zweigen eines kleinen Strauches neben dem vordersten Baumstamm sind die ersten feinen weißrosa Blüthenknöspchen hervorgebrochen. Auf einer simpeln Holzbank dort, deren Lehne jenen Stamm berührt, sitzt ein junges Mädchen zur Seite eines vornehmen Knaben, seines jüngeren Bruders, Beide in eine, etwa der Zeit Van Dycks entsprechende, feinfarbige einfache Tracht gekleidet. Es sind keine fremden Spaziergänger; sie sind hier auf dem Eigenthum ihrer Familie. Das Mädchen, deren Hals und Schultern ein breiter dunkler Sammetkragen sittig bedeckt, während das blonde Haar in einem dunkeln, unter dem Kinn mit Bändern festgebundenen Mützchen steckt, blickt mit fast geschlossenen auf den Schoß gesenkten Augen träumerisch vor sich nieder. Der seingeformte Knabe zur Linken der Schwester stützt den hübschen langhaarigen Kopf auf seine Rechte, den Ellenbogen auf die Rücklehne der Bank stemmend, und betrachtet die in ihre halb schwermüthigen Träume Verlorene von der Seite her mit fragendem, nachdenklichem Blick. Noch versteht er nicht, was sie in dieser Stille, von dieser weichen Luft umfächelt, so eigen bewegt und ihr das frohe Lächeln von den blühenden Lippen nimmt. Aber auch ihn erfaßt es so seltsam und seine großen Knabenaugen sehen ganz so aus, als würden sie demnächst „weinen und wissen selbst nicht warum". — Man hat auch das merkwürdige Bild damals bei seinem Erscheinen ziemlich rückhaltlos gescholten und verworfen. Aber es übt noch immer seine stille Gewalt und zieht uns in den Bann seiner Stimmung hinein, auch wenn wir es nur in der farblosen Photographie betrachten. Die Proteste des „gesunden Gefühls und Verstandes" gegen die krankhafte Gefühlsschwelgerei darin haben ihm nichts von seinem seltsamen musikalischen Zauber nehmen können.

Digitized by Google

Noch auf einigen anderen späteren Bildern überläßt sich Max wohl ungenirt der elegischen oder melancholischen Grundstimmung seines Wesens, wenn er auch die Schilderung des schlechthin Grausigen und Entsetzlichen, des Wahnsinns oder des blutigen Verderbens auf ihnen meidet. Jene sind weniger geeignet „Sensation“ zu machen. Ihr Eindruck jedoch ist nur desto tiefer, inniger und wohlthuender gewesen, während sie in der gesammten künstlerischen Durchbildung völlig auf der Höhe jener packenden und furchtbaren gemalten Tragödien stehen, deren gequälte und erliegende Hauptgestalt immer ein hilfloses Kind oder eine liebliche Mädchengestalt ist.

Selbst nicht einmal von der sanften Schwermuth angeweht, welche das Bild des „Adagio“ durchzieht, sondern ganz von reiner, stiller Heiterkeit erfüllt erscheint vielleicht nur eine unter allen seinen zahlreichen Conceptionen. In den ersten siebziger Jahren sah man das Bild in München ausgestellt: ein junges blühendes Mädchen unsrer Tage, das unter einem blüthenbedeckten Baum „im Frühlingsgarten“ sitzt und dem schmetternden Gesange eines Vögelchens auf dem Zweige nahe vor ihm lauscht und zusieht, ohne daß das vertrauensvolle Thierchen sich durch diese Lauscherin in seinem Gesange stören ließe. Ich weiß nicht, ob ich damals, als ich das Bild sah, recht unterrichtet worden bin, wenn man mir sagte, diese sehr charakteristische Mädchengestalt mit dem ausgesprochen böhmischen Gesichtstypus sei des Malers eigne Braut. Die ihm sonst so fremde ruhige Freudigkeit, das glücklich Befriedigte in der ganzen Stimmung dieses Bildes fände, wenn jene Mittheilung richtig gewesen wäre, ihre einfach natürliche Motivirung und Erklärung. — Unter den nur leise elegisch gefärbten Bildern von Max gebe ich den Vorzug vor allen dem seltsamen, räthselhaften Werk, welches er „Herbstreigen“ betitelt. Frauen und Mädchen in reicher, aber ziemlich frei behandelter patricischer Renaissancetracht ergehen sich mit einigen Cavalieren in einem Wäldchen. Andere Gruppen sitzen rechts mehr im Hintergrund auf Bänken im Freien plaudernd bei einander. Der eine Cavalier, welcher die Hand einer etwas älteren Dame gefaßt hält, beugt sich nieder, um eine jener Herbstblumen zu pflücken, welche vereinzelt noch hie und da zwischen dem Grase stehen. Ein anderes Paar sieht man, sich umschlungen haltend, tiefer in das Gehölz hinein gehen. Ein ganz junges Fräulein betrachtet ein Ringlein, das es in seiner Hand hält. Eine besonders schöne und prächtig gekleidete, goldhaarige junge Frau bewegt sich, ohne Partner, aus innerer Freudigkeit, im Tanzschritt über den Rasen im Vordergrund hin. Eine andere Dame reicht mit zurückhaltender Freundlichkeit dem Cavalier ihr gegenüber eines der Herbstblümchen hin, welches sie für ihn gepflückt hat. Ganz im Vorgrund aber zur Rechten schreitet eine stolze Frauengestalt, Hals und Schultern in schwarze Schleier gehüllt, ein Kränzlein in der Hand, daher und blickt wie befremdet über die Lustigkeit auf die Gruppen vor ihr. Ach! diese Lustigkeit selbst im Grunde so wenig lustig! Die tiefe Schwermuth, das Gefühl der Vergänglichkeit liegt so

Digitized by Google

eigenthümlich drückend und beklemmend auf der ganzen Scene. Und durch die Luft des Spätnachmittags durch das gebräunte Laub und über die letzten Blümchen im Grase hin weht der Schauer des Herbstes. —

Kaum minder seltsam erscheint mir jenes Bild, welches die Botschaft von der Wiederkunft des Frühlings zum Gegenstande hat, das „erste Grün". Das schlichte, kleinbürgerliche, alt niederländische Interieur darauf ist fast mit der Licht- und Tonwirkung eines de Hooghe gemalt. An dem Bett mit den dunklen Vorhängen, in welchem ein kleines Kind wahrscheinlich krank liegt, sitzt dessen junge Mutter auf hochlehnigem, plumpem Stuhl bei der Näharbeit, die in ihrem Schoß liegt, eingeschlummert, den Kopf auf die rechte Hand gestützt. Eine junge Bekannte in dunkler Pelzkappe und pelzgefüttertem Schultermäntelchen, die linke Hand in der Muffe, ist aus dem sonnenhellen Flur in das Gemach getreten und hält, während sie an dessen Tisch gelehnt stehen bleibt, in ihrer vorgestreckten Rechten ein von draußen mitgebrachtes kleines Büschel zarter Blättchen dem erwachten Kinde in dem Bett von weither entgegen, wie einen ihm von draußen mitgebrachten Gruß des jungen Frühlings. Sie will den leisen Schlaf der Mutter nicht stören und wagt nicht näher zu dem Kleinen heranzutreten, das sein Händchen nach der Gabe ausstreckt. Es ist eine Feinheit und eine Zartheit der Empfindung in dem Bilde und speciell in diesen Frauen- und Mädchengestalten, welche man mit Unrecht als Sentimentalität bezeichnen würde. Der Künstler und seine Geschöpfe sind nervös bis zur Krankhaftigkeit; zugegeben. Aber nicht empfindsam. Wäre er letzteres, so würde er mehr zurückscheuen vor dem Grausamen und Blutigen, das er im Gegentheil mit Vorliebe aufsucht. Ein sehr merkwürdiges und sehr räthselhaftes Bild von der Gattung jener weder tragisch düsteren noch heiteren Bilder von Max, deren Stimmungszauber uns darum nicht weniger gefangen nimmt, sah man im letzten December im Berliner Künstlerverein ausgestellt. „Die Würfel" war es betitelt. Die innere poetische Absicht des Künstlers zu errathen, macht es uns nicht eben leicht. Ein junges Weib in antiker Tracht (lebensgroße Halbfigur), sitzt in einer Küstenlandschaft nahe dem Meer, das im Hintergrund wie eine blaue Wand zum Horizont hin steigt; der Schönen gegenüber, zu ihr hingeneigt, einen Blumenstrauß in der Hand, mit dem Ausdruck leidenschaftlich dringenden Fragens und Flehens in dem auf ihr Gesicht gerichteten Blick, ein Grieche oder Römer im jüngeren Mannesalter. Der holde Gegenstand seines Werbens hält ein von höheren Rändern umgebenes schwarzes Brettchen auf dem Schoß, in welchem einige Würfel liegen. Mag die Beziehung dieser Würfel zu der Frage des Werbenden und zur Antwort der Umworbenen auch ziemlich unerklärlich sein und der eigentliche Vorgang theilweise in Dunkel gehüllt bleiben, desto offenbarer war die hohe Schönheit, die tiefe, dunkle Glut und andererseits die Feinheit und das gesammte, goldige Leuchten des Tons dieses coloristischen Meisterwerks.

Wenig glücklich will mir Max da erscheinen, wo ihn einmal die Ab-

Digitized by Google

sicht überkommt, nur durch sinnliche Schönheit zu wirken. Auch für die Schilderung des vollen Liebesglücks, der befriedigten Zärtlichkeit fand er noch nie den vollen, zum Herzen gehenden Ausdruck.

Seine Frau Venus, welche sich mit prangendem, nacktem Oberkörper in der denkbar unbequemsten, ja physisch unmöglichen Stellung an Tannhäuser anschmiegt und zwar mit dem Rücken an seine Brust, so daß jeder Versuch den Geliebten zu umarmen, in solcher Stellung vergeblich bleibt, — ist in der Intention so vergriffen wie unorganisch in der Zeichnung ihres Körpers, kleinlich und puppenhaft im Schnitte und Ausdruck ihres Kopfes. Der Geliebte der Göttin freilich ist dabei noch schlechter weggekommen. Ein langweiliger, bequemer und nicht einmal sonderlich hübscher Herr, welcher durch seine Erscheinung und sein unbegreifliches Verhalten in solcher Situation uns keinen sehr schmeichelhaften Begriff von dem Geschmack der Göttin der Liebe und der Königin des Hörselberges einflößt. — Faust und Gretchen vom Rücken gesehen, an der Laube stehend, sie von ihm umschlungen, bilden ein kaum minder lahmes und gleichgiltiges Paar. In seinem Zärtlichkeitsbezeigen ist der Herr Doctor ebenso unbehilflich, wie Tannhäuser langweilig und phlegmatisch im — Erdulden.

Nein, die wahre Heimath unseres Meisters, durch deren Berührung er immer erst seine vollste Kraft gewinnt, ist das Reich der Schwermuth, des Schmerzes und der Verstörung der weiblichen Seele. Man halte jenem ungraziösen Gretchen im Moment ihres ersten, vollen Liebesglücks das von Max gemalte „Gretchen im Zwinger" gegenüber, um sich sofort bewußt zu werden, wie ganz anders er auf diesem Gebiete des Schmerzes zu Hause ist. Die Gestalt der Unglücklichen, wie sie hier auf dem Boden am Fuß der Mauer kniet, in deren höherer Nische, mit Blumen umstellt, das Bild der schmerzenreichen Mutter steht, zu dem sie die Hände hoch hinauf hebt, während das Haupt hinten über sinkt, das in banger Angst wie erstarrte Auge hinauf blickt zum Antlitz des Bildes der Madonna, von der das gequälte Herz vergeblich Trost und Hilfe erfleht, . . . die bildende Kunst, welche diese Scene der Goethe'schen Dichtung so oft zum Gegenstand der Darstellung wählte, hat nie ein die Stimmung derselben vollkommener verkörperndes Bild geschaffen. Wie gipfelhoch steht dasselbe in seiner Schlichtheit, seiner Innerlichkeit, seiner Freiheit von allem theatralischen, declamatorischen Wesen und mit der rührenden Macht des wahrhaftigsten Seelenausdrucks in Gesicht und Haltung Gretchens über jenem, einst viel bewunderten, unerträglichen „Gretchen im Zwinger" des Kaulbach'schen Cartons; jenem Gretchen, dessen Gesicht zu zeichnen der Künstler sich bequemlich ersparte, während er von einem plötzlich daherbrausenden Windstoß die schweren Flechten dahin stürmen läßt.

Noch zweimal hat Max diese rührende Gestalt Goethes zum Gegenstande seiner Kunst gewählt. Einmal zeigte er sie im Kerker, Faust zu ihren Füßen, das vom Wahnsinn verstörte Gesicht doch zugleich von einer

Digitized by Google

süßen, lächelnden Lieblichkeit verklärt, die eine Hand auf seiner Schulter, mit der anderen wie traumverloren in seinen Locken wühlend, während er, in wildem Schmerz erstarrend, das Haupt in seine Rechte sinken läßt; das Ganze von dem Schein der im Bilde selbst nicht mit angebrachten, auf den Boden gesetzten Laterne von unten herauf phantastisch grell beleuchtet. Das vierte dieser Gretchenbilder hat von allen wohl den meisten Lärm in der Welt gemacht. Es ist jene Gestalt des Gespenstes aus der Walpurgisnacht mit dem blutrothen Streifen um den Hals, das „mit geschlossenen Füßen" zu gehen scheint und Faustens Blut gerinnen macht durch seine Erscheinung. Das Bild machte in den siebziger Jahren die Runde durch die Welt. Kunsthändlerische Speculation hatte es zum sogenannten „Sensationsbilde" gestempelt. Concentrirte künstliche Gasbeleuchtung mußte dem mit Vorliebe in eng umschlossenen, finsteren Räumen aufgestellten zu einer gesteigerten Wirkung verhelfen. Der Maler selbst trug schwerlich die Schuld daran. Das Dämonische oder eigentlich Gespenstische mit all' seinem Grauen hat auch er nie mit überzeugenderer und packenderer Gewalt durch die Malerei zur sinnlichen Erscheinung gebracht, als es hier geschehen ist. Wer diese Gestalt einmal gesehen, vergißt sie nie; diesen ernsten, traurigen, bewegungslosen, todten Blick der weit offenen grauen Augen, den Ausdruck dieser kaum noch vom Schmerz verzogenen, erloschenen und doch mit allen Spuren des früheren Schmerzes geprägten Züge; diesen Hals, welcher den blutigen Streifen kaum an einer Stelle ahnen läßt, die Bewegung der beiden auf der Brust über einander gelegten Hände, welche das aufgelöste braune Haar wie eine Decke darüber breiten; diese leblose, unbewegliche Gestalt in den weißgrauen ungeordneten Gewändern; diese Bewegung, die nur ein Fortgeschobenwerden durch unsichtbare Macht ist! Drei Raben bilden ihre Gesellschaft, von denen der eine nach einem verlorenen Ringlein auf dem Felsboden pickt. Der Schatten der nach der Erscheinung ausgestreckten Hand Fausts zeichnet sich auf der vom matten Feuerschein beleuchteten Felswand, vor welcher sich dies Gretchengespenst dahin schiebt.

Das Schicksal, als „Sensationsbild" von Stadt zu Stadt zu wandern, haben noch zwei andere Gemälde von Max mit diesem getheilt. Das eine, welches seinen Namen in aller Welt, und speciell der großen Masse derselben vor Allem bekannt und bewundert gemacht hat, ist das Werk, welches man einem Meister von solchem Können und solchem Ernst des sonstigen gesammten künstlerischen Schaffens kaum verzeihen kann: jener Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica, dessen Augen von den Lidern geschlossen erscheinen und gleichzeitig doch wieder groß geöffnet dem Beschauer in die seinen blicken. Das hier vollbrachte Kunststück ist wirklich keine große Herrlichkeit und verdient das populäre Erstaunen nicht, welches es bei dem lieben Publikum hervorgerufen hat. Die dabei unvermeidliche, viel zu übertriebene Größe der Gesammt-Augenhöhlen läßt nothwendig die andern Gesichtstheile und damit den ganzen Kopf kleinlich wirken. Der Ausdruck gewinnt durch

Digitized by Google

die starke Betonung der Falte unter den unteren Lidern eine fatale, im Antlitz eines dornengekrönten Christus doppelt übel angebrachte, Süßlichkeit. Wer Maxens wahre Künstlergröße erkennt und schätzt, konnte nur peinlich von diesem Werk berührt werden, und ihn um der „Bewunderung von Kindern und von Laffen" willen, die es ihm in so reichen Maaß erworben hat, eher bedauern als beglückwünschen.

Von ganz anderm Gepräge, einem ganz anderen künstlerischen Ernst der Empfindung, des Wollens und der Arbeit, ist das dritte jener Bilder von Max, denen das zweifelhafte Glück geworden ist, unter der Flagge eines „Sensationsgemäldes" von Unternehmern auf die Reise durch die Städte Deutschlands und auch wohl noch anderer Länder geschickt zu werden: „Die Kindesmörderin". Man hat es als eine gemalte Illustration zu Bürgers „Pfarrertochter von Taubenhain" bezeichnet. Ich glaube kaum, daß Max erst des Gedichtes bedurft hat, um sich dazu anregen zu lassen. Dies unselige, in halbem Wahnsinn handelnde, junge Weib, welches an der verborgenen Stelle des Teichufers, am Fuße eines öden Hügels, von hohem Röhricht umrauscht, verzweifelnden Herzens die blutige That gethan, das kleine, arme, junge Wesen, dem es das Leben gegeben, mit der langen Nadel ins Herz gestochen und getödtet hat, — es ist der Gattungstypus der „Kindesmörderinnen von zärtlichem Herzen", an deren Existenzfähigkeit es so schwer hält zu glauben, und die dennoch erwiesenermaßen einen keineswegs geringen Theil der Gesammtheit der jenes Verbrechens Schuldigen bilden. In der, alle Klarheit der Ueberlegung und alles natürliche Gefühl erstickenden Angst und Noth des Herzens, von der furchtbaren Macht der Scham überwältigt, hat die junge Mutter das Entsetzliche vollbracht. Aber wie sie die kleine arme Creatur, den Kopf, das starre Körperchen, die regungslosen Glieder, mit ihren Händen umfaßt hält, kehrt all die instinctive, unausrottbare Mutterliebe wieder; sie drückt ihr eigenes Opfer an die Brust und ihre Lippen auf die kalten Wangen, als könnte sie es mit ihren Küssen wieder erwecken, und der rettungslose Jammer um das, was sie gethan, zerreißt ihr die Seele.

Die Stimmung der landschaftlichen Scenerie klingt hier wunderbar mit der des Vorgangs zusammen. Düster und trostlos wie dieser sieht der Fleck Erde aus, auf welchem er sich vollzieht. Aus der Schattendämmerung des im traurigen Winde des Herbstabends rauschenden Schilf- und Röhricht-Waldes leuchten der Kopf, Hals, Hände der am Boden knieenden Gestalt der bejammernswerthen Frau, und auf ihren Armen der nackte Oberleib des getödteten Kindes und die weißen Linnen, welche seinen Unterkörper einhüllen, in einem Tonaccord von wahrhaft raffinirter Feinheit.

Es scheint, als zöge der Tod, das große Räthsel der Natur, dieses grüblerischen Geistes Interesse und eben auch seinen Malersinn kaum minder mächtig an, als das blühende Leben. Ich glaube sogar, daß letzterer die Tonscala des todten Menschenkörpers auf jenem Punkt, wo die Verwesung

Digitized by Google

soeben beginnen will, zum Werk zu schreiten, auf ihre Farbenwerthe und coloristischen Feinheiten hin noch höher schätzt, als die prächtige, aber leicht brutal wirkende Röthe des frisch vergossenen Blutes, über deren Wichtigkeit und vorzügliche Verwendbarkeit in der Malerei die großen Meister der Farbe, von Rubens bis Regnault, niemals in Zweifel gewesen sind. Aber selbst die Maler, welche die Darstellung der „nature morte" zu ihrer Specialität erwählt haben, die „Stilllebenmaler", fliehen die Schilderung der todten und todtenstillen Menschenwesen. Max sucht letztere im Gegentheil mit ausgesprochener Vorliebe auf und beschäftigt sich gern mit ihrer Darstellung. Wir kennen von seinen derartigen Bildern „Das todte Kind im Sarge", „Ahasver bei der Leiche eines Kindes," und das schönste, stimmungsvollste von Allen: „Der Anatom". Nachdenklich sitzt die vornehme Gestalt des ernsten Mannes mit dem delicat geschnittenen Denkerantlitz im Lehnsessel, zwischen seinem Arbeitstisch, auf dem sich Bücher, Papiere, Menschen- und Thierschädel häufen, zu seiner Rechten, und dem niedigeren Secirtisch links vor ihm, im ersten Plan des Bildes. Auf der Platte lang hingestreckt, mit weißen Lacken bedeckt, den Kopf von der wirren Masse der feuchten, aufgelösten blonden Haare umwallt, liegt der Leichnam eines zarten Mädchens von reinster Lieblichkeit der eben erblühten jungfräulichen Formen, das sich selbst den Tod gegeben hat. Die Linke des Anatomen hat den oberen Theil des Leichentuches zurückgeschlagen, welches das feine, anmuthige, nun so ernste Gesicht und die junge Brust verhüllte; und sein gesenktes Auge ruht regungslos, aber nicht nur mit der Gleichgültigkeit des abgehärteten Anatomen auf diesem, noch immer so holden, ob auch entseelten, Meisterstück der Natur, welches seinem Scalpell preisgegeben vor ihm daliegt.

Wie in diesen Bildern das Todte, so hat Max in einem anderen allbekannten, das zu den edelsten Perlen seiner Malerei gezählt werden muß, den täuschenden Schein des Todes zum Gegenstand der Darstellung gewählt. Es ist Shakespeares Julia, welche Nachts den Trank des Pater Lorenzo getrunken hat, und nun anscheinend entseelt, auf den Kissen ihres prächtigen Lagers dahin gestreckt liegt, während durch das Fenster im Hintergrunde ihres Gemachs der goldige Schimmer des jungen Morgens in dessen Dämmerung hereindringt und draußen auf der Galerie die Musikanten des Bräutigams, des Grafen Paris, erkennen läßt, welche die Tochter Capulets mit dem Klang ihrer Instrumente zum Hochzeittage zu erwecken kommen. Die Gestalt, welche sich unter dem reichen grünlichen Gewande modellirt, ist von herrlicher Jugendschönheit, die Stellung der in die weichen Kissen mit Kopf und Oberkörper Zurückgesunkenen mit vollendetem Naturgefühl und -Studium gezeichnet. Das, mit dem Kinn auf die Brust gesunkene, rings vom üppigen, tiefschwarzen Haar umfluthete, bleiche, von einem stark grünlichen Schimmer, wie Alles in dem Gemach, überhauchte Gesicht zeigt, ob auch die großen, klugen und feurigen Augen geschlossen sind, in allen Formen

Digitized by Google

und Zügen die trotzige, ruhige Entschlossenheit, die feste Willenskraft der früh gereiften Veroneserin. Vielleicht kein anderes Bild von Max beweist zugleich in solchem Maaß, wie dieses, wie wahrhaftig geschmackvoll in der Erfindung und Entfaltung weltlicher, vornehmer, malerischer Pracht er zu sein vermag.

Die Vernichtung des jungen blühenden Lebens in ihrer furchtbarsten Erscheinungsform hat er nie in so unerbittlicher, brutaler Wahrheit geschildert, als auf dem Bilde „Die Löwenbraut". Motiv und Gegenstand gab ihm Chamissos bekannte Ballade. Von dem Tatzenhieb ihres eifersüchtigen Freundes getödtet, in ihrem ausströmenden Blut auf die Steine des Bodens hingebettet, liegt im lichten Brautkleide, im modisch frisirten dunklen Haar noch den Myrthenkranz, die, welche ihren jetzigen Mörder so lange spielend zu bändigen und nach ihrem Willen zu lenken vermochte. Er hat sie dem geliebten Manne nicht gönnen und lassen mögen. Nun ist sie sein. In schrecklicher, wilder Majestät ruht er hinter ihr; die eine blutige Tatze in den Arm der Getödteten, die andere in ihren Schenkel geschlagen, — so hält er sie in den Pranken, sein Eigenthum, das kein Anderer lebend umarmen sollte. Das riesige, mähnenumflatterte Haupt des Löwen steigt, wie ein enormer Felsblock über und hinter der zarten dahingeschmetterten weißen Gestalt auf. Die Augen wendet er kaum nach der Seite hin, dem Käfiggitter zu, jenseits dessen der Bräutigam draußen zu spät die Büchse auf den Mörder seines Glückes richtet. Auch in der Disposition der großen Tonmassen, in der Durchführung, wie in dem ganzen einfach imposanten Aufbau der Composition steht dies „gräßliche" Bild durchaus auf der Höhe dessen, was sein Maler geschaffen hat.

Für das zarte, leidende, gequälte, duldende Weib bietet dem, der danach sucht, das Leben des Tags, die Geschichte der Vergangenheit, die Sage und die Dichtung aller Zeiten und Völker unzählige Typen. Die Galerie derer, welche Max daraus zu Gegenständen oder Heldinnen von Gemälden gewählt hat, ist bereits ziemlich viel umfassend. Aber er wird sie voraussichtlich noch um so manche neue Gestalt bereichern. Einiger der wichtigsten derartigen Schöpfungen des Meisters habe ich noch zu gedenken. Ob seine Frauen- und Mädchengestalten am tiefen, hoffnungslosen Seelenleid kranken, oder ob sie das blutige Verderben bedroht, — immer hat er ihnen einen keuschen Reiz von unwiderstehlich rührender Macht zu geben gewußt, welchen alle Angst, Noth und Qual ihnen nicht zu rauben vermag. Ich erinnere an jenes Bild der jungen Nonne im armseligen Klostergarten, den rings um die kahlen Mauern wie ein Gefängniß umschließen. Sie hat sich ins junge Gras gesetzt, die schweren Schuhe von den zarten Füßen gestreift, ihr Brevier neben sich gelegt und ein Gewinde von Sommerblümchen darüber. Um ihren Fuß flattern spielend zwei Schmetterlinge. Schwermuthvoll ruht der Blick der Gottesbraut auf ihnen, die keine Mauern und kein Gelübde umschlossen und gefesselt halten. Diese am Boden sitzende Gestalt in

Digitized by Google

der rauhen, plumpen Klostertracht, dieser holde Mädchenkopf, von der weißen Nonnenhaube umrahmt, sind von einer so reinen Lieblichkeit, und um so herzbeklemmendere Wehmuth ist die Wirkung, die das Bild erzeugt.

Die „dem Herrn Vermählte“ oder — Geopferte, die bereits den bittern Kampf bestanden und sich zum Entsagen durchgerungen hat, zeigt ein andres Bild in verklärter ernster Schönheit: eine Nonne, welche ein verwaistes kleines Kind gepflegt hat, und dasselbe auf ihren Armen emporhebend zärtlich an's Herz, das Köpfchen an ihre Lippen drückt. Alle die zurückgedämmte Zärtlichkeit des Frauenherzens in der Nonne, die das Glück dahingegeben hat, die Fülle von Liebe, die jenes umschließt, Dem zuzuwenden, wofür die Natur sie ihm gegeben hat, blickt aus diesem vergeistigten, edeln Antlitz und spricht aus der Bewegung der Hände, welche den Pflegling umfangen halten.

Zwei andere Bilder der duldenden Weiblichkeit, Schöpfungen, die einen vielleicht noch unmittelbareren und tieferen Eindruck auf jeden Beschauer hervorbringen mußten und hinterlassen haben, sind: Das geblendete junge Christenmädchen, welches, am Eingang der römischen Katakomben sitzend, den zum Besuch der Heiligengräber eintretenden Glaubensgenossen Lämpchen zur Beleuchtung ihres dunkeln Weges darbietet; und jenes andere, allbekannte, das sich „Der letzte Gruß“ betitelt. Die moderne Kunst hat kaum zwei reinere, in ihrer unbewußten unschuldigen, ernsten und traurigen Armuth rührendere Gestalten geschaffen, als diese Beiden. Sie sind übrigens von gleichem Fleisch und Blut, nahe verwandt im innersten Wesen, wie in der ganzen besondern Art ihrer schlichten Mädchenanmuth. Die Ruhe der gläubigen Seele, welche alle drohenden Schrecken der Vernichtung des Leibes nicht zu trüben vermögen, in dem Kopf der jungen Märtyrerin zwischen den blutlechzenden Bestien des römischen Circus; der stille himmlische Frieden im Gesicht der jungen Blinden, — sie entspringen der gleichen Quelle. Auch hier ist unmittelbar neben die höchste Lieblichkeit das finstre Grausen gestellt. Ein kurzer Augenblick der Zeit noch und kaum ein Fußbreit Raum trennt die holde halbkindliche Gestalt, welche mit fast frohem Staunen in den großen Augen hinaufblickt zu den Reihen der sonst so Erbarmungslosen, aus denen ihr der Blumengruß kam, von den Tatzen und Rachen der wilden Bestien; wenige Secunden später werden diese zarten Glieder, dies süße, ernste Antlitz zu blutigen Fetzen zerrissen über den Boden gestreut sein und von den Zähnen jener Tiger zermalmt werden.

Daß hier eine raffinirte Berechnung des Effects auf die gespannten, auf's Aeußerste erregten Nerven des Beschauers einen starken Antheil an der Conception des Bildes habe, wird man bei aller Freude an der tiefen poetischen Schönheit desselben und an der außerordentlichen malerischen Leistung nicht abweisen können. Auch zugeben müssen, daß die gemalten Bestien sich hier nicht sämmtlich einer gleich überzeugenden Lebenswahrheit erfreuen können, wie jener Löwe auf dem Bilde der „Löwenbraut“.

Digitized by Google

Außer den Löwen und Tigern hat unter den Vierfüßlern Max's Künstlerliebe besonders immer den Affen gegolten. Er schätzt diese menschlichen Stammesvettern nicht nur als Maler. Sie waren ihm nicht allein Modelle, sondern gern geduldete und mit lebendigem Interesse beobachtete Hausgenossen. Das eindringende Studium, welches er ihrer Erscheinung und ihrem Wesen gewidmet hat, ebenso wie jene menschliche Neigung für sie, bekundet sich auch für den, welcher die Thatsache nicht wüßte, klar in den beiden von Max gemalten Affenbildern „Schmerzvergessen". Es ist, als ob er in ihnen die poetische Schwermuth seiner ernst gemeinten Schöpfungen hätte travestiren wollen. Aber sie sind darum keineswegs Caricaturen, sondern sehr treu und ehrlich studirte und wiedergegebene Bilder der Affennatur; der ironische Humor beschränkt sich einzig auf den Titel.

Eine ganze Gruppe von Gemälden unseres Meisters blieb von mir noch gänzlich unberührt: die der religiösen Bilder. Gerade für die religiöse Malerei scheint Max durch seine besondere menschliche und künstlerische Natur mehr wie die meisten Modernen veranlagt. Er bringt den vollen überzeugten Glauben an diese Gegenstände mit heran. Das Wunderbare, Mystische, die Geisterwelt ist für ihn so wirklich, wie die taghelle, derbe, greifbare Realität der Dinge. Er versteht sie und weiß sie zu malen, die Schönheit, mit welcher die fleckenlose, unberührte, jungfräuliche Reinheit der Seele und die Kraft der frommen Hingebung an das als heilig Verehrte auch die schlichteste Form zu schmücken vermag. Er weiß auch für das Ueberirdische, Geisterhafte den rechten Ton zu treffen. Abgesehen von jenem unglücklichen Christuskopf mit den Doppelaugen, kenne ich drei religiöse Bilder von Max. Zwei derselben erfüllten vollständig die Erwartungen, welche man von solchen Darstellungen dieses Meisters zu hegen berechtigt war. Das eine ist eine Madonna mit dem Kinde, von hoher Schönheit, einer Schönheit, welche bei aller Lauterkeit und idealer Holdseligkeit durchaus individuell gesund und lebensvoll und frei von der abstracten und conventionellen Idealität der Heiligenmaler-Madonnen ist. Das andere ist eins der vorzüglichsten Hauptwerke in dem gesammten Schaffen des Meisters: „Die Auferweckung von Jairi Töchterlein". Nicht ohne Grund errang es in der deutschen Abtheilung der Pariser Weltausstellung von 1878 einen so großen, uneingeschränkten Erfolg. Das Wunder ist aus überzeugtester frommer Seele heraus mit einer eben dadurch unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft dargestellt. In Kopf und Halbfigur des Heilands ist wahrhaft der göttliche Wunderthäter in schlichter, zum Leiden geborener Menschengestalt verkörpert. Und welcher geheimnißvolle, rührende Zauber ist über die junge Todte ausgegossen, auf welche eben die ihm gegebene übermenschliche Macht wirksam zu werden beginnt! Ein kleines Detail (ein überflüssiges Raffinement!) auf diesem Bilde machte einen außerordentlichen Eindruck: eine in greifbarer Naturtreue gemalte Fliege auf dem nackten Arm des Mädchens. Sollte sie an die eingetretene Unem-

Digitized by Google

pfindlichkeit des Leichnams erinnern, über dessen offnes Auge (in einer Erzählung Turgenjeffs ist die Schilderung dieses Anblicks von gewaltigem Effect) eine Fliege kriechen kann, ohne daß eine Wimper zuckt? —

Das dritte religiöse Bild von Max, ein lebensgroßer Christus am Kreuz, einsam vor dem schwärzlichen Gewitterhimmel (mit der in einer Wolkenlücke sichtbar werdenden totalen Sonnenfinsterniß) aufragend, hat unsere Seelen nicht gerade mit frommen Schauern zu erfüllen vermocht. Es ist gar zu sehr das „Jammerbild am Holze", und die vorzeitig den kümmerlichen und zerschlagenen Leib überziehenden grünlichen Verwesungstöne erhöhen hier die coloristische Wirkung jedenfalls nicht durch ihre Feinheit. Auch eine wunderliche Zuthat, welche es dem Künstler beliebt hat, seinem Bilde zu geben, macht dasselbe wohl absonderlicher, aber keinenfalls schöner und eindrucksvoller. Ueber den untern Rahmen hinaus heben sich mehrere Paare betend gefalteter Hände, die eines Mannes darunter mit dem Trauring am vierten Finger der Rechten; an einem andern Paar, das tiefer zurück sichtbar wird, erscheint die Daumenseite der rechten Hand seltsam verkrüppelt. Man sagt, diese Hände seien die treulichst portraitirten des Malers und seiner Familienmitglieder.

Seine Frömmigkeit, ich bin es überzeugt, ist echt und innig.

Warum dann aber diese unleugbar gesuchte Art, das Vorhandensein derselben auf einem solchen Bilde zu bekunden?

Eben so einzig in ihrer Art dürften Gegenstand und Vorgang sein, welche auf einem, von mir im Original nicht gesehenen, mir nur aus der Photographie bekannten, neueren Bilde von Max zur Darstellung kommen. Wollte er den sichtbaren Beweis darin geben, daß er ebenso überzeugter Spiritist als frommgläubiger Christ sei? Eine junge Frau oder Mädchen sitzt am offnen Flügel. Eine Berührung ihrer rechten Schulter läßt sie ihr Spiel unterbrechen und sich umwenden: eine „Geisterhand", eine echte, richtige zur „Materialisation" gelangte Geisterhand, reckt sich aus zartem Nebelgewölk und setzt die schlanken schönen Finger leicht auf die Schulter der Spielerin. Ein vortrefflich wiedergegebenes Gemisch widerstrebender Empfindungen spiegelt sich auf ihrem Gesicht. Schrecken, Freude, Andacht, Verzückung in der, alle noch etwa gehegten Zweifel vernichtenden Gewißheit der Existenz der Geisterwelt und ihres Hineinragens in unsre Wirklichkeit. Das Bild ist sicher so ernst gemeint wie ernst gemalt. Aber angenommen, der Geist sei wirklich, die Hand, kein Traumbild, — muß der Beschauer nicht vor diesem Gemälde zunächst auf die Vermuthung kommen, letztere sei die Hand des verewigten Componisten, der, selbst umklungen von den himmlischen Harmonien des bessern Jenseits, durch das Spiel der jungen Dame aus seiner Ruhe gebracht wird, so daß er sich getrieben fühlt, ihr auf die Schulter zu tippen und ihr zuzuflüstern: Liebes Kind, Sie mögen ein sehr gutes Medium sein, aber Sie spielen mich falsch, und das thut weh! —

Ich bin mir der großen Mängel und Lücken dieser Revue des

Digitized by Google

Gabriel Max'schen Kunstschaffens sehr wohl bewußt. Es erhellt aus ihr nicht die geringste Anschauung von des Meisters allmäligem Entwicklungsgang; und einen solchen dürfte man doch, das scheint so selbstverständlich, bei jedem Künstler voraussetzen. Ich gestehe: ihn in den Bildern von Max zu erkennen, ist mir immer unmöglich gewesen. Was er heute malt, sieht nicht gereifter aus als seine älteren Werke, oder richtiger: das, was er vor 10, vor 15 Jahren malte, erscheint auch heute, neben seine neuesten Arbeiten gehalten, nicht weniger reif und in seiner Art vollendet, wie diese. Die Empfindungsweise, die Art, die Natur zu sehen und zu geben, selbst seine technischen Verfahrungsarten, wenn er auch fort und fort experimentiren und an ihrer Vervollkommnung arbeiten soll, sind anscheinend ziemlich die gleichen geblieben. Und dennoch hat er es noch immer verstanden, mit jedem neuen Werk zu überraschen, den Malern eine neue Probe ihrer Kunst zu geben, an der sie ihren Witz üben können, um hinter die Geheimnisse eines so interessanten und solche Wirkungen ermöglichenden Machwerks zu kommen; die Laien durch den poetischen Gehalt, durch die Seltsamkeit der geschilderten Scene, die Schönheit oder doch den räthselhaften, bald unheimlichen bald süßen Reiz der Schilderung zu impressioniren. — Ungenügend in hohem Grade dünken mir selbst diese Betrachtungen des „Werks Gabriel Maxens" auch noch darum, weil der Künstler darin fast wie ein Abstractum, nur wie ein, Gemälde erzeugendes, unpersönliches Wesen und als sonst nichts erscheinen muß. Alle andern derartigen kleinen Arbeiten über einzelne Künstler der Gegenwart, welche diese Monatsschrift zuweilen aus meiner Feder gebracht hat, schilderten das Sein und Schaffen von Meistern, deren intimer, genauester Bekanntschaft ich mich seit vielen Jahren erfreue. Gabriel Max habe ich nicht einmal das Glück gehabt, je zu sehen, geschweige denn zu sprechen und in seiner menschlichen Persönlichkeit kennen zu lernen. Dieser Mangel ist durch die Benutzung der Schilderungen, Berichte, Notizen von Andern nicht zu ersetzen. Ich verzichte lieber auf den Versuch dazu und beschränke mich darauf, hier zum Schluß noch zu erwähnen, daß des Meisters Dasein fast immer ruhig und glatt dahingeflossen sein soll; daß der Maler des Gräßlichen und Gespenstischen in sehr gesunden, glücklichen häuslichen Verhältnissen und Zuständen, hoch geschätzt von seinen Genossen und geachtet von seinen Mitbürgern, in seinem Hause und Atelier zu München und auf seinem Sommersitz am Starenberger See lebt und arbeitet; daß ernste wissenschaftliche Studien mit der künstlerischen Thätigkeit bei ihm Hand in Hand gehen. Gäbe er seinen Biographen mehr und Interessanteres von seinem Leben zu erzählen, so würde uns sein malerisches Schaffen vielleicht einen sehr viel weniger reichen Stoff geboten haben.

Digitized by Google

Die Frau Hofräthin.

Eine wahre Geschichte

von

Adam Müller-Guttenbrunn.

— Wien. —

Es gab eine Zeit, in der sich die Dichter nicht wenig darauf zu Gute thaten, wenn sie sagen konnten: Nichts in ihrem Werke, kein Zug desselben sei dem Leben entnommen, Alles sei erfunden. Selbst das „junge Deutschland" huldigte anfangs noch diesem seltsamen Irrthume und man liest es heute nicht ohne Verwunderung, wie stolz der Verfasser der „Ritter vom Geiste" darauf war, sein Riesenwerk als eine Erdichtung bezeichnen zu können. Heute sehen wir dieses Princip auf den Kopf gestellt und der sogenannte Naturalismus beginnt in Frankreich bereits seltsame Blasen zu werfen. Einer der hervorragendsten französischen Romanciers dieser Richtung hat z. B. jüngst an sein Publikum die Aufforderung gerichtet, seiner mangelhaften Lebenserfahrung durch Einsendung von Schilderungen wahrer Begebenheiten aus dem Lebenskreise des Lesers zu Hilfe zu kommen. Name oder Wohnort des Einsenders interessiren den discreten Schlaukopf gar nicht, ihn hungert nur nach Stoff, nach Thatsächlichem, nach Geschehnissen — nach Wahrheit. Die Wahrheit ist ihm das Wirkliche, d. h. das Gestrige, das Heutige, kurz das Zeitliche, nicht das, was sie echten Künstlern ist — das Ewige im Zeitlichen. Gleichwohl ist die Idee, sein ganzes Volk zur Mitarbeit, zur Befruchtung der Literatur einzuladen, nicht ohne Bedeutung. Mancher Dichter hätte schon oft in bösen Stunden, die keinem Künstler während der Ausgestaltung eines großen Werkes erspart blieben, all' seine Phantasie hingegeben für ein Körnchen jener Wahrheit, die den Franzosen seine Leser suchen helfen sollen, und ich bin überzeugt davon, daß der phantasielose Naturalist manch' gutes Korn auf dem eingeschlagenen Wege finden wird, denn es giebt thatsächlich Menschen,

Digitized by Google

die selbst dem phantasiereichsten Poeten immer noch etwas zu erzählen wissen, ja es giebt solche, deren Leben einem fast künstlerisch ausgestalteten fertigen Romane gleicht.

Ich fand diesen Winter zufällig die Helden eines solchen Romans aus dem Leben; doch da nicht blos ich, sondern auch Andere von den Lebensschicksalen dieser Menschen Kenntniß erlangt haben, so muß ich mich beeilen, dieselben meinen Lesern zu erzählen, sonst berichtet am Ende einer der Mitwissenden die ganze Geschichte dem französischen Autor, und das Publikum erhält diese deutsche Idylle demnächst in einem Pariser Roman mit naturalistischen Schnörkeln vorgesetzt.

Es war in einem Concertsaal. Das endlose Geklimper einer jungen Pianistin, die mit mehr Virtuosität als Kunst an die Nachsicht des Publikums appellirte, fing an, mich tödtlich zu langweilen, doch als ich das allgemeine Gähnen um mich herum sah, und am Schlusse jeder Nummer den stürmischen Applaus hörte, da begann ich mich königlich zu amüsiren. Die Heuchelei in der Kunst macht sich wohl nirgends so sehr bemerkbar, als im Concertsaal; die Lebhaftigkeit, mit der Mancher hier seinem Enthusiasmus Ausdruck giebt, wird oft nur von seinem Mangel an wirklichem Verständniß übertroffen. Solcher Menschen sah ich an diesem Abend sehr viele. Aber ich sah auch andere. In den vordersten Sitzreihen saß ein altes Pärchen, dessen durchgeistigte Erscheinung und ganzes Gebaren mir beim ersten Anblick sogleich ein lebhaftes Interesse einflößten. Auch diese Leutchen thaten ungemein enthusiastisch, und da ich dies anfangs für reine Affectation hielt, so glaubte ich, zwei der Beobachtung ganz besonders würdige Exemplare jener Species von Kunst-Heuchlern in ihnen gefunden zu haben, die mir in diesem Saale so stark vertreten schienen. Ich näherte mich denselben daher unauffällig. Wie groß war mein Erstaunen, wie angenehm meine Enttäuschung, als ich sie aus nächster Nähe beobachtete. Auf diesen zwei durchgeistigten, feinen, alten Gesichtern spiegelte sich die reine Freude am Ideal; wie verklärt und verjüngt lächelten sie vor sich hin, und wenn eines von ihnen den Blick erhob, so leuchtete aus dessen Augen die helle Verzückung. Und wie zärtlich, wie selig dieses graue Pärchen sich immer ansah, wenn ein Musikstück zu Ende war, und wie es sich — wahrhaftig, das that es! — verstohlen die Hände drückte. Dabei glänzten Thränen in den Augen der Beiden, und sie sahen unendlich glücklich aus.

War das bloße Wirkung der Musik — dieser Musik? Ich war erstaunt und verwirrt; ich kam mir als das ärmste, erbarmenswertheste aller Menschenkinder vor; denn mir Barbaren war es verwehrt, aus der Quelle zu trinken, aus welcher diese Menschen solch' unaussprechliche Seligkeit zu schlürfen schienen.

Arm in Arm, zärtlich aneinander geschmiegt, wie ein Ehepaar in den Flitterwochen, verließen die Beiden den Saal. Er mochte ein Mann in den Sechzigern sein, hatte eine gute Haltung, helle Augen und einen charakteristischen,

Digitized by Google

scharf ausgearbeiteten Kopf, der in einem Rahmen grauer Locken steckte, was ihm etwas mild Poetisches verlieh. Auch sie hatte graues Haar und ihr sanft gerötheres, rundes Gesicht sah in Folge dessen offenbar viel jünger aus als seine Besitzerin war. Ihr Auge war dunkel, klar und ungemein lebhaft; es schweifte oft flüchtig über die sich drängenden Menschen im Saale hin, um dann rasch und mit einer fast coquetten Zärtlichkeit zu dem Antlitz an ihrer Seite zurückzukehren und sich in die hellen Augen desselben zu versenken. Ich folgte ihnen fast unwillkürlich auf dem Fuße. Offenbar hatte ich ein Paar interessanter und glücklicher Menschen gefunden, und es reizte mich, mehr von denselben zu erfahren als ich mir selbst zusammen reimen konnte. Ich erfuhr an diesem Tage indessen nicht mehr, als daß der alte Herr ein fleißiger Besucher aller Concerte sei, und daß man ihn „Herr Hofrath" titulirte. Wer sie war, wußte man nicht. Das war für meine Neugier blutwenig und ich erwartete mit Ungeduld das nächste Concert. Mehrere Tage vorher schon ließ ich mich auf einen Eckſitz ganz vorne vormerken. Ich glaubte der Erste zu sein, war es aber nicht; über meinem Namen stand: „Hofrath Walter mit zwei Sitzen". Das war mein graues Liebespärchen! Ich bezweifelte es keinen Augenblick, fragte aber doch den Beamten, ob dies nicht der interessante graue Herr, der regelmäßige Besucher aller Concerte sei. Der Beamte lächelte. „Ja wohl," sagte er, „diese Sitze sind für ihn und seine junge Frau." Ich mochte ein etwas verdutztes Gesicht gemacht haben, denn der Sprecher fügte sogleich erklärend hinzu: „Der Herr Hofrath hat nämlich erst vor drei Monaten geheirathet." Ein freudiges Gefühl durchzuckte mich, als ob der Mann mir etwas ungemein Angenehmes gesagt hätte, ich hielt es aber für unpassend weiter zu forschen und ging.

Also ein junges Ehepaar mit grauen Haaren! So etwas Aehnliches hatte ich geahnt, aber jetzt, da ich es gewiß wußte, kam es mir doch seltsam und viel interessanter vor als ich gedacht. Zwei Sechziger, die sich heirathen, sind denn doch nichts Alltägliches! Das müssen ganz besondere Menschen sein. Ich witterte einen Roman.

Das Glück war meinem lebhaften Interesse hold; ich fand schon im nächsten Concert Gelegenheit, mich dem jungen Ehepaar vorstellen zu lassen, und da ich demselben durch eine in musikalischen Kreisen als Autorität geltende Persönlichkeit präsentirt wurde, so war ich dadurch allein schon so warm empfohlen, als ich es nur wünschen konnte. Man hatte mir gerathen, die „junge" Frau recht oft „Frau Hofräthin" zu nennen, und da ich diesen Rath nicht unbeachtet ließ, avancirte ich rasch in der Gunst dieser zwei schönen Seelen; überdies schienen meine neuen Freunde mich für ein so musikalisches Gemüth zu halten als sie selber es waren, und so erhielt ich gar bald auch eine Einladung zu ihren häuslichen Musik-Productionen die allwöchentlich einmal stattfanden. Das waren merkwürdige Abende. Der Herr Hofrath und ein grimmig dreinblickender alter Reitergeneral a. D. spielten die Guitarre, ein ehemaliger russischer Hof-Capellmeister und ein

Digitized by Google

Forstdirector die Zither. Dieses seltsame Quartett, dessen Seelen-Disharmonie sprichwörtlich geworden war, ergötzte die Zuhörer oft nicht wenig; wenn es gerade einmal einig war, ging so Manches von statten, aber es war eben nie einig. Am tiefsten wirkten stets die selbstcomponirten Polonaisen des Russen. Die bittersten Fehden verstummten im Schoße des Quartetts bei der bloßen Ankündigung eines solchen Tonstückes; doch wenn die Zänkereien — die stets musikalisch-sachlicher Natur waren — dann am Schlusse der Production mit erneuter Heftigkeit auszubrechen drohten, brauchte blos die innerlich stets lächelnde Frau Hofräthin sich ihrem Flügel zu nähern, und der ganze Spuk war zerstoben, alle Differenzen der Streitenden geschlichtet, alle Qualen der Zuhörer vergessen, und man lauschte der Vortragenden wie dem Worte eines Propheten. Sie wirkte auf die Zuhörer stets wie eine gottbegnadete Künstlerin, bekümmerte sich aber weiter gar nicht um dieselben; es schien, als ob sie nur für sich und ihren Mann spiele; nur nach seinem Lobe geizte sie.

Eines Abends sahen Hofrath Walter und seine Frau fast noch glücklicher und verliebter als gewöhnlich aus und der Salon hatte ein fast festliches Gepräge; doch schien der Abend wie gewöhnlich verlaufen zu wollen. Erst zum Schlusse, als die Hausfrau wieder ihren Triumph über das kratzbürstige Quartett und das Publikum gefeiert hatte, kündigte sie — mit einem zärtlich bittenden Blick auf ihren Gemahl — der kleinen Gemeinde ihrer Verehrer an, daß sie heute einen Geburtstag feierten und ihr Mann eine eigene Composition vortragen werde, die er vor jetzt vierzig Jahren schrieb. Hofrath Walter sträubte sich und wurde roth und verlegen wie ein verliebter Jüngling; erst die vereinten Bitten Aller besiegten seinen Widerstand. Die Hofräthin brachte eine alte, roth- und blaubebänderte Guitarre und reichte sie ihm mit einem strahlenden Lächeln. Er setzte sich auf ein Tabouret inmitten des Salons und sie kam zu mir (sie wußte, daß ich die Guitarre haßte) und sagte leise: „Nun werden Sie hören, was die heutzutage so sehr mißachtete Guitarre kann."

„Abschied von der Geliebten," lispelte der Hofrath und begann.

Ich habe etwas Aehnliches nie gehört, nie für möglich gehalten. Das klang und tönte und glühte, schmeichelte, seufzte und koste und neckte, weinte in langgezogenen wimmernden Accorden und jauchzte auf in himmelstürmender Lust. Ein Strom von Wohllaut ergoß sich aus diesem unscheinbaren und von uns modernen Menschen gar nicht gekannten Instrumente in unsere Gemüther, und als der von Begeisterung durchglühte, wie selbstvergessen Dasitzende, mit seinem Vortrag zu Ende war, standen helle Thränen in den Augen Aller und auch ich hatte die Macht der Musik empfunden wie nie zuvor. Die Frau Hofräthin aber flog an den Hals ihres Gatten, umarmte und küßte ihn vor der ganzen Gesellschaft zärtlich und Beiden perlten Thränen über die Wangen, wie den Gästen. Es war eine Familienscene der seltsamsten und rührendsten Art und ich will die Vorgeschichte derselben, so schlicht, wie wir sie hierauf zu hören bekamen, erzählen.

Digitized by Google

Frau Hedwig, die Dame des Hauses, die sich seit drei Monaten erst „Frau Hofräthin" nennen hört, spielte als die Tochter eines angesehenen Prager Musikers, in den vierziger Jahren, als sie noch ein ganz junges Mädchen war, eine gewisse Rolle. Sie war ein vielseitig begabtes, niedliches Mädchen, mit feurigen Augen und überaus lebhaftem Geiste, und da ihr Vater ein Haus machte, so wurde sie früh ein vielumworbenes Weltkind. Alle Sänger, Musiker und Schauspieler von Ruf, die in Prag concertirten oder gastirten, verkehrten im Hause ihres Vaters, und an den Rockschößen dieser Größen hing stets ein Schwarm Prager Kunstfreunde und Enthusiasten, der begierig die Gelegenheit ergriff, sich der gefeierten Tochter des gastfreundlichen Musikers präsentiren zu lassen. Sie war ein fröhliches Mädchen und da sie keine Mutter mehr hatte und vom Vater als das einzige Kind abgöttisch geliebt und gehätschelt wurde, gab sie sich ganz dem Zauber des geselligen Lebens hin. Sie gebot als ein achtzehnjähriges Mädchen über ein Heer von Sclaven, und zwei weltberühmte Künstler zappelten eine Zeit lang in den Netzen der reizenden böhmischen Sirene, deren runde, weiche Formen von springender Lebensfülle erzitterten und jedes Männerauge berauschten, das dieses begehrenswerthe Wesen einmal gesehen. Sie flog von Vergnügen zu Vergnügen. Bälle, Concerte, Landausflüge, Theater, Dilettanten-Vorträge (bei denen sie selbst mitwirkte), Soiréen in und außer dem Hause bezeichneten ihren Lebensweg; selten hat ein Mädchen ohne Vermögen eine so rosige, ja blendende Blüthezeit durchlebt wie Hedwig. Weder sie noch ihr Vater dachten über den Tag hinaus, dazu hatten sie keine Zeit, er mußte componiren und sie sich amüsiren. Sie war glücklich, Allen zu gefallen, und sie merkte es nicht, daß all' die Anbeter ihrer weiblichen Reize, die Bewunderer ihrer vielen Talente, eine gewisse Grenze in ihren Huldigungen nicht überschritten — daß keine von Allen ernst zu nehmen war. Es konnte auch nicht anders sein. Sobald einer ein ernstes Wort mit ihr sprechen wollte, entwischte sie ihm und flog am Arm eines Anderen davon. Sie war lustig und that mit Allen lieblich, darum that sie's Keinem recht, ihr Herz war noch nicht erwacht und darum sagte man -- sie habe keines.

So kam es, daß sie unter der Schaar ihrer Bewunderer zwei ernste junge Männer, die es redlich meinten und ihr schweigend, wie zwei Schatten, überall hin folgten, kaum bemerkte. Sie waren nicht „lustig", sie hatten nicht einmal Complimente für sie bereit, wenn sie zufällig einmal an dem Einen oder dem Andern vorbeihuschte. Die stumme Sprache ihrer Allgegenwart, die beredten Huldigungen ihrer Blicke verstand sie nicht. Um so besser verstanden diese beiden schmachtenden Jünglinge sich gegenseitig. und eifersüchtig wachte einer über den andern. Hedwig hielt sie für Freunde, denn sobald Einer in ihrer Nähe war, tauchte neben ihm sogleich auch der Andere auf, und sie sprach nie ein Wort mit dem Einen, das der Andere nicht gehört hätte. Und doch waren sie nicht befreundet, aber sie waren sich gegen-

Digitized by Google

seitig nicht unsympathisch und wären vielleicht Freunde geworden, wenn sie nicht Rivalen gewesen sein würden. Der Eine war brünett und hieß Hartung, der Andere nannte sich Walter und war blond. Hartung machte den Eindruck eines gutsituirten jungen Mannes, aber er schien sehr leidend zu sein. Walter strotzte von Kraft und Gesundheit, doch sein blankgebürsteter Rock hatte den Glanz der Dürftigkeit. Beide waren Juristen, Staatsbeamten in der untersten Rangklasse, und der Brünette galt in der Gesellschaft für ein großes juristisches, Walter für ein musikalisches Talent. Den Einen hinderte seine erschütterte Gesundheit an der Entfaltung all' seiner Kräfte, des Andern künstlerischer Genius seufzte unter dem schweren Joche seiner Staats-Anstellung. Sie waren Beide nicht glücklich und hatten trotz ihrer Talente eine fragliche Zukunft vor sich — deshalb scheuten sie sich davor, dem glänzenden Mädchen ihrer Wahl ernstlich ihre Gefühle zu bekennen.

Da geschah etwas unerwartet Trauriges. Hedwigs Vater starb plötzlich und das vielumworbene Kind eines Künstlers, der nicht zu rechnen verstanden hatte, war über Nacht eine arme Waise geworden. Die schöne Welt, in der das reizende Mädchen bisher gelebt, versank vor dessen thränenumflorten Augen in der Grube, in die man ihren Vater gesenkt — und dann war sie allein, ohne Vermögen allein. Sie dachte einen Augenblick in ihrem Unglück an eine arme alte Tante, um die sie sich früher nie bekümmert hatte, aber sie wies diesen Gedanken wieder stolz von sich. Und doch kam er wieder. Aber in anderer Gestalt — sie wollte nicht zur Tante gehen, nein, sie wollte sie im Gegentheil zu sich nehmen zu ihrem Schutze, für das Haus und sie selber wollte nun arbeiten. Man hatte ihre vielfältigen Begabungen und namentlich ihre musikalischen Talente ja tausendmal gepriesen; nun wollte sie sehen, was daran wahr gewesen und sie beschloß, musikalischen Unterricht zu geben. Und so geschah's. Mit bewundernswerther Energie erfaßte sie diese Idee und führte sie durch — die Schülerinnen strömten ihr zu.

Einige Tage nach dem Zusammenbruch ihres bisherigen Lebens ließ Hartung sich melden. Sie war darüber sehr erfreut, und nicht im mindesten erstaunt, als gleich darauf Walter ebenfalls erschien. Beide waren sehr feierlich, Jeder schien etwas auf dem Herzen zu haben und doch schien Keiner das entscheidende Wort sprechen zu wollen. Beide athmeten sichtlich erleichtert auf, als Hedwig ihnen ihren neuen Lebensplan, mit dessen Durchführung sie bereits begonnen hatte, darlegte und ihnen die Tante vorstellte . . . Es war ein merkwürdiger Besuch, der sich in derselben Weise noch einige Male wiederholte. Hedwig gewann ihre zwei stummen Verehrer von ehedem täglich lieber, sie war liebenswürdig und zeigte sich dankbar für deren Anhänglichkeit, Beide erschienen ihr gleich werth, und da sie keinen zu lieben schien, glaubten sich Beide von ihr geliebt. Eines Tages theilte Hartung ihr mit, daß er nur noch eine Staatsprüfung zu bestehen und dann eine glänzende Carriere vor sich habe; hierauf sagte Walter, daß er an einer Oper componire, die für seine Zukunft entscheidend sein werde. Sie empfand keine reine

Digitized by Google

Freude über diese Mittheilungen, denn sie verstand dieselben sehr wohl. Sie fühlte sich seit einiger Zeit schon beunruhigt in ihrem Herzen — aber heirathen? Welchen? Sie wußte es nicht.

Die Beiden entfernten sich zu gleicher Zeit und schritten wortlos nebeneinander durch die Straßen hin. Ihr Weg war nicht derselbe, aber sie wichen einander nicht von der Seite. Endlich faßte sich Walter ein Herz und sprach mit bebender Stimme: „Sie wollen Fräulein Hedwig heirathen?“ „Ja,“ entgegnete Hartung. Und wieder schritten sie schweigend nebeneinander hin, an den Ufern der Moldau entlang. Nach einer langen Pause, in der man Walter heftig mit sich kämpfen sah, sprach er: „Ich auch“. Hartung lächelte über die Schwerfälligkeit seines Rivalen und sagte: „Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Machen Sie Fräulein Hedwig durch vier Wochen den Hof. Ich zeige mich nicht, sobald dieser Zeitpunkt aber verstrichen ist, räumen Sie mir auf vier Wochen das Feld, und dann — wenn auch diese Zeit abgelaufen — dann treten wir eines Tages Beide vor sie hin und werben um sie . . . Sie kennt uns ja gar nicht, sie hat nie mit Einem von uns allein gesprochen, und wenn wir Beide dort waren, genirte immer einer den andern . . . Wollen Sie? Gut, ich lasse Ihnen den Vortritt.“

Von diesem Tage an erschien Walter stets allein bei Hedwig. Hartung galt als nach Wien verreist und wurde schon nach acht Tagen kaum vermißt. Walter war glückselig. Selbstvergessen gab er sich dem süßen Zauber hin, den Hedwig auf sein ganzes Wesen ausübte, und die beiden musikalischen Gemüther flossen stets über, wenn sie sich sahen. Und sie sahen sich oft, jeden Abend plauderten und musicirten sie unter der Oberaufsicht der strickenden Tante miteinander, und wer sie dabei beobachtete, mußte sie für ein Paar Verliebte halten. Tagsüber arbeitete Walter oft an seiner Oper und Abends trug er Hedwig das Vollendete auf dem Clavier oder der Guitarre vor, die damals noch in der Mode war und von Walter mit Meisterschaft gespielt wurde.

Eines Abends nun spielte der junge Componist der Dame seines Herzens eben wieder ein Fragment aus seiner Oper vor, das er soeben vollendet hatte. Er selbst hielt das Stück für die Glanzstelle, den Höhepunkt seines Werkes, und es war in der That eine Liebes-Arie voll Kraft und Leidenschaft (der von seiner Geliebten getäuschte Held verläßt diese voll Zorn und Verzweiflung im Herzen), und doch von so zartem bestrickendem Schmelz und einschmeichelndem Wohllaut, daß Hedwig ganz begeistert und hingerissen zu sein schien. Wie andächtig, wie athemlos sie lauschte, und wie ihre strahlenden Augen an seinem Antlitz hingen. Ihm wirbelte der Kopf bei ihrem Anblick. Tausend süße Gedanken bestürmten sein Herz, „heute oder nie!“ hämmerte es ganz vernehmbar. Er durfte sie gar nicht mehr ansehen — aber wenn er fertig war, dann mußte er ihr um den Hals fallen und ihr sein Herz anbieten . . . Da öffnete sich weit die Thüre und Hartung erschien auf der Schwelle. Einen Augenblick blieb er

Digitized by Google

stehen, als wolle er den Eindruck seines plötzlichen Erscheinens prüfen, dann trat er rasch ein und auf Hedwig zu. Walter sah ihn erschrocken an; bleich wie ein Gespenst saß er da und brach seinen Vortrag mitten in der Arie ab, denn Hedwig war dem Freunde entgegengeflogen und die Beiden umarmten sich fast vor Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen. Er lächelte auf ihre Frage, wo er so lange, volle vier Wochen gewesen, geheimnißvoll; schließlich sagte er mit kräftiger, selbstbewußter Betonung, daß er in dieser Zeit studirt und vor fünf Tagen seine letzte Staatsprüfung in Wien bestanden habe. Er sei sehr glücklich, denn seiner Carriere und seinen sonstigen Lebensplänen stünde nun nichts mehr im Wege. Dies Wort fiel Waltern schwer aufs Herz. Er hatte seine Zeit wie ein Phantast verträumt, indeß der Andere wie ein Mann gearbeitet und gehandelt; er wähnte sich so sicher, in dieser Stunde hoffte er sein Ziel zu erreichen . . . Welches Ziel? Was konnte er, der Träumer, ihr bieten, und was war er ihr? Der Andere brauchte ja blos zu erscheinen und . . . Mit unsäglichem Schmerz sah der Unglückliche, daß die Beiden ihn — der noch immer mit der Guitarre in der Hand dasaß — vollständig vergessen zu haben schienen, daß sie thaten, als ob sie allein wären. Und als sie sich daran erinnerten, daß sie dies nicht seien — da waren sie allein.

Die Entdeckung machte Hedwig erbleichen und sie empfand einen brennenden Schmerz bei dem Gedanken . . . Schamröthe flackerte über ihre Wangen . . . Aber nur einen Augenblick unterlag sie der peinlichen Wirkung der Situation, denn es erwachte ihr Stolz und sie sagte sich, daß Walter durch sein Entfernen sie beleidigt habe. Sie hätte ihm zwar gern ein paar freundliche Worte über seine Composition gesagt und, wer weiß, wenn Hartung nicht gekommen und die Tante über ihren Strickstrumpf eingenickt wäre — ob sie ihm dann nicht noch mehr gesagt haben würde. Aber jetzt? das war nun vorbei. Er war offenbar eifersüchtig! Mit welchem Recht? Hartung ist mir ein so lieber Freund als Walter und da ich ihn vier Wochen nicht sah, muß ich doch freundlich mit ihm sein!" So monologisirte ihre durch die Musik, das Wiedersehen des einen und den verletzenden Schritt des andern Freundes erregte Phantasie; dabei plauderte und schäkerte sie in fast ausgelassener Weise mit dem Wiedergekehrten. Ihre Augen leuchteten vor innerer Erregung und ihre Wangen glühten. Auch Hartung war erregt; sein Geist sprühte und das Gefühl der Befriedigung, das er über den Erfolg seiner in den letzten Wochen beendeten Studien empfand, vermählte sich mit der Siegeszuversicht gegenüber Hedwig. Was er sagte, war so einfach, so männlich warm, es bildete einen so merkwürdigen Gegensatz zu den superlativen verzückten Reden, die Hedwig seit vier Wochen von Walter gehört, und das machte tiefen Eindruck auf ihr erregtes Gemüth. Mit einer fast krankhaften Leidenschaftlichkeit gab sie sich diesem Eindrucke hin und riß auch Hartung mit sich fort. Sein Herz jubelte auf bei dem Gedanken, daß er das, was er in vier Wochen sich

Digitized by Google

redlich zu erringen hoffte, am ersten Tage schon als ein Göttergeschenk erhalten sollte. Er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, plötzlich schloß er das am ganzen Körper erbebende Mädchen in seine Arme und küßte es auf den Mund. Dann verließ er, keines Wortes mächtig, raschen Schrittes das Haus.

Unter diesen verwirrenden Gegensätzen, die in der einen Stunde auf ihr erregtes Gemüthsleben eingewirkt, hatte Hedwig sich selbst verloren, und als sie am nächsten Morgen mit bleichen durchgeistigten Zügen beim Frühstück erschien und ihre Tante einen Blumenstrauß Hartungs, den er für seine holde Braut gesendet, ihr überreichte, da sank sie schluchzend, fassungslos an die Brust der erschrockenen alten Frau und weinte wie ein Kind.

Hartung beeilte sich am nächsten Morgen, Walter von dem Vorgefallenen mit aller Schonung zu unterrichten. Er fand einen gefaßten und zur Entsagung bereiten Mann vor, ehe er noch ein Wort gesprochen. Walter hatte eine furchtbare Nacht verbracht; er war stundenlang, fiebernd an den Ufern der Moldau auf und nieder gewandelt und erduldete die entsetzlichen Qualen eines zwischen Leben und Tod Schwankenden. Der erwachende Tag brachte Licht in sein Gemüth, gab ihn dem Leben wieder . . . Er durfte den düsteren Schatten seines Selbstmordes nicht auf das Leben der Geliebten werfen. Er werde entsagen, ja, denn sie liebe Hartung mehr als ihn und derselbe sei in der Lage, ihr, dem verwöhnten Weltkinde, eine behaglichere Existenz zu bieten, als er, der Träumer, der Phantast. Aber er werde streben und ringen und kämpfen, und sie soll dermaleinst noch sagen müssen, daß Walter ihrer würdig gewesen — daß sie mit ihm vielleicht glücklicher geworden wäre als mit dem Andern.

Das ist der göttliche Funke, den die vom Himmel stammende Liebe im Herzen der Menschen entfacht, der Funke, der auch den Schmerz durchwärmt, der in die Nacht des Verzweifelnden leuchtet mit mildem Scheine, und unter Liebe ein Ziel weist, das höher ist als der Besitz.

Walter war von da an für Hedwig wie verschollen. Es hatte sich gut getroffen, daß das Ministerium gerade Nachfrage hielt, wer von den jungen Beamten der Prager Finanz-Landes-Direction auf Staatskosten nach Dalmatien sich versetzen zu lassen geneigt wäre — Walter war dazu bereit. Nur fort! war für's erste seine Losung; das Wohin schien ihm von nebensächlicher Bedeutung zu sein. Aber als er in Dalmatien angekommen war und die traurigen Verhältnisse sah, als er bemerkte, daß er durch seinen unbedachten Schritt außer Contact gekommen mit der Welt der Bildung und Gesittung, daß jenes geistige Band, das ihn bisher an die Menschen, an die edle, kunstbegeisterte Gemeinde der Gesellschaft geknüpft, zerrissen war, da verfiel er in einen trostlosen Gemüthszustand, und wie eine dumpfe, öde Leere lag sein Leben vor ihm.

Einige Monate lebte er so apathisch dahin und kümmerte sich nicht im geringsten um seine Umgebung; eines Tages aber glaubte er zu bemerken,

Digitized by Google

daß eine der nicht sehr reinlichen Töchter der dalmatinischen Familie, bei welcher er sich eingemiethet hatte, daß eine dieser Töchter im Blick und in der Klangfarbe der Stimme eine gewisse Aehnlichkeit habe mit der fernen, verlorenen Geliebten. Die erste Note tauchte seit einem halben Jahre wieder in seinem geistigen Auge auf und klang in seinen Ohren, als er diese Entdeckung machte. Nun begann ein merkwürdiges Innenleben für den unglücklichen jungen Mann. Er suchte seine staubbedeckte Guitarre wieder hervor, zog neue Saiten auf, und wenn das Mädchen Abends vor der Schwelle des Hauses unweit vom Meeresufer saß und seine schwermüthigen nationalen Weisen sang, gesellte er sich zu der Sängerin und begleitete sie auf seinem Instrumente. Wie oft, wenn um Mitternacht der Mond aus den Fluthen des Meeres und majestätisch am Horizonte emporstieg, saßen die Beiden noch vor der Schwelle des Hauses! Walters bewegliche, echt musikalisch componirende Phantasie hatte sich bald aus dem einfältigen, gänzlich ungebildeten Wesen, das er allabendlich an seiner Seite fand, eine ideale Hedwig construirt, er bildete sich ein, seine Muse in ihr wiedergefunden zu haben und die braune Kleine ließ sich seine musikalischen Huldigungen gerne gefallen. Sie liebte ihn, er aber sah und liebte in ihr eine Andere. Zwei fremde Welten standen sich in diesen beiden Individuen gegenüber, und dennoch, die Musik bewährte da ihren uralten Ruf als die gefährlichste aller Kupplerinnen wieder einmal glänzend, dennoch fand das Unmögliche statt, diese beiden Welten verschmolzen in einer schönen Mondnacht in eine einzige ... Walter ging umher wie ein Visionär — er sah überall Hedwig .... Die Mondnächte voll Selbstbetrug wiederholten sich, aber die Tage, die darauf folgten, brachten gar bald die Ernüchterung in diesen Gemüths- und Sinnestaumel, denn eines Tages sahen die beiden jungen Leute sich genöthigt — in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Die männlichen Glieder der dalmatinischen Familie des Mädchens verstanden in so ernsten Dingen keinen Spaß, und trotzdem sie die Ehe mit dem deutschen Fremdling für eine Mißheirath hielten, bestanden sie darauf. Walter hatte nun eine Frau.

Von der Stunde an begann ein schreckliches Leben für den armen Träumer. Er hatte wie ein Nachtwandler, ohne auf seinen Weg zu sehen, dahingelebt, und als er nun gewaltsam aufgerüttelt wurde, stand er auf sumpfigem Boden und fühlte, daß es ihn wie mit schweren Bleigewichten täglich tiefer hinabziehe, daß er sinke.

Dieser feine Kopf mit dem zarten, künstlerischen Gemüth hatte eine jener unseligen Proletarier-Ehen geschlossen, die schon so viele österreichische Beamten und Offiziere in Dalmatien und Italien eingingen und heute noch eingehen, und die fast ausnahmslos zu jämmerlichen Resultaten führen. Walter war nicht der Mann, seine Frau zu erziehen, und am wenigsten konnte ihm dies gelingen, solange dieselbe unter ihren Stammesgenossen lebte: er war aber noch weitere zehn Jahre in Dalmatien zu leben verurtheilt.

Digitized by Google

Während dieser Zeit entbehrte er jeder geistigen Anregung, jedes Familienlebens, und um der zigeunerhaft zerfahrenen, schmutzigen Häuslichkeit — an die sein künstlerischer Sinn sich nie und nimmer gewöhnen konnte — zu entfliehen, flüchtete er sich ganz und gar in seine Idealwelt und versäumte sogar viele seiner Pflichten gegen die Seinen; und als nach zehn Jahren die so lange ersehnte Stunde der Erlösung kam, als er sich nach Wien in eine höhere Stellung berufen sah, da traf ihn diese Berufung wie eine Stimme des Gerichtes. Er zählte und musterte die Häupter seiner Lieben und erschrak. Da stand seine früh gealterte, in wirthschaftlichen Dingen grenzenlos — naive Frau, zerrissen, mit halbentblößter Brust, im dunklen, fetttriefenden Haare ein grellrothes Band, und an ihren Rockschößen hing eine Schaar von fünf ungekämmten, ungewaschenen Rangen. Er hatte also fünf Kinder! Ganz genau schien er das nicht gewußt zu haben. Und weder seine Frau, noch seine Kinder — das wurde ihm erst jetzt klar — verstanden deutsch. Und was hatten sie gelernt? Er weinte vor Schmerz und Entrüstung über sich selbst und empfand die ganze Größe der Schuld, die ihn traf. Ihm graute vor dem Gedanken, mit dieser „Familie“ in die gesittete Welt Wiens zu treten. Und er selbst? Wie sah er aus, was war aus ihm geworden? Er hatte wohl jeden Maßstab verloren zur Beurtheilung seiner selbst und stand am Ende nicht viel höher als die Seinen? So fragte er sich zweifelnd und quälte sich fragend. Er zog seinen besten Rock an und kam sich unendlich schäbig vor; er blickte in den Spiegel und ein verwildertes Antlitz starrte ihm entgegen. Tagelang lief er wie ein Verzweifelter umher und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Schon war ein Brief an den Minister geschrieben, worin er bat, man möge ihn in seiner Stellung belassen, er resignire. „Resigniren!?“ rief es dann wieder in ihm, „wie jämmerlich!“ Und er dachte an Hedwig und Hartung; er gedachte jener unseligen Nacht, da er zwischen Leben und Tod schwankte und sich schließlich gelobte, zu leben, zu ringen und zu kämpfen, damit *sie* dermaleinst noch sagen müsse, daß sie mit ihm, dem Träumer, vielleicht glücklicher .... Ach, was war aus ihm geworden! Er schämte sich vor sich selbst. Aber sein besseres Ich bäumte sich auf gegen seine Schwäche, er zerriß den Brief an den Minister und sagte Ja, er komme.

Nun *mußte* es sein. Es that ihm ordentlich wohl, daß er einen Entschluß gefaßt, daß er ein Joch auf seinem Nacken spürte, unter dem er vorwärts mußte, und er raffte sich zu einer Energie auf, die er bis dahin stets vergeblich zu entfalten gesucht hatte. Er war an einem Tage zu einem anderen Menschen, zu einem ganzen Mann geworden. Er lebte von der Stunde an, da er den Entschluß gefaßt, ganz und gar der Erziehung und Cultivirung seiner Familie und holte nach Kräften ein, was er in unverantwortlicher Weise versäumt hatte. In Wien lebte er mit den Seinen jahrelang abseits vom großen Strome; fast einsam, kein Mensch drang in seine Häuslichkeit, bevor seine Kinder nicht erwachsen und so weit heran-

Digitized by Google

gebildet waren, daß er mit ihrer Beihilfe seinem Hause den Stempel der Bildung und Gesittung aufdrücken konnte. Für ihn persönlich; für den, der er einst gewesen, war das freilich ein verfehltes Leben und sein Haar ergraute früh, aber als seine Frau nach einer mehr als dreißigjährigen Ehe starb, da durfte er sich sagen, daß er all' seine Pflichten erfüllt gegen sie und ihre Kinder, die sämmtlich zu nützlichen Menschen herangereift und selbstständig geworden waren.

Nun war er wieder allein. Er zählte Sechzig und wie ein dumpfer Traum lagen fast vierzig Jehre seines Daseins hinter ihm. Als er eines Morgens als Hofrath erwachte, seufzte er tief auf. Was sollte ihm das, nach einem zerstörten Dasein? Wenn er ihn nur hätte vergessen können, den bösen Traum seines verfehlten innern Lebens, aber es gelang ihm nicht. Er hielt Rückschau auf sein Dasein und Einkehr in sich selbst. Wie viele Blüthen seines Gemüthes wurden ihm geknickt; wie ganz anders war alles gekommen, als er es als Jüngling geträumt, gehofft, erstrebt. Mit Wehmuth gedachte er Hedwigs und Hartungs. Was war aus den Beiden geworden? Waren sie am Ende schon gestorben oder lebten sie noch? Waren sie je glücklich miteinander geworden? Er hatte nie nach ihnen geforscht bis zu diesem Tage. Nun aber wollte er es; eine unbezwingliche Sehnsucht nach den beiden Menschen ergriff ihn; es war die Sehnsucht nach der Jugend und dem Glück. Nun durfte er sich ja zeigen; er war etwas geworden, und der Gedanke, jetzt vor Hedwig zu treten, ließ ihn fast ein wenig eitel werden auf den Titel, der ihm eben erst verliehen worden war. Er suchte den Namen Hartungs in allen Schematismen, aber vergeblich. Er hielt Umfrage, vergebens, der Name fand sich nirgends. Endlich erfuhr er von einem alten Beamten seines Bureau, daß Hartung vor fast vierzig Jahren in Prag als junger Concipient gestorben sei — etwa ein halbes Jahr nach Walters Abgang nach Dalmatien. Sein altes Herz erbebte bei dieser Nachricht wie unter einer furchtbaren Offenbarung, es wurde ihm dunkel vor den Augen und wie gebrochen wankte er nach Hause .... Er verließ an diesem Tage seine Wohnung nicht. Bis spät in die Nacht hinein wühlte er in vergilbten Notenheften und andern Papieren, er spielte auf der Guitarre die Arie wieder, welche er vor vierzig Jahren an jenem unglücklichen Abend Hedwig vorgespielt, und schrieb sogar einige Takte an seiner seit dreißig Jahren unberührt liegenden Oper weiter. Die Erschütterung war einer Erhebung seines Gemüthes, einer Hoffnungsfreudigkeit gewichen, die er sich selbst nicht zu erklären wußte. Wie ein Visionär starrte er von Zeit zu Zeit selbstverloren ins Leere und seine Lippen bewegten sich leise. „Sie lebt," lispelte er dann vor sich hin und erschrak jedesmal vor sich selbst.

Am nächsten Morgen reiste er nach Prag.

Es war keine jener Ahnungen, denen jeder Mensch mehr oder weniger unterworfen ist, unter deren Einwirkung Hofrath Walter handelte, es war

Digitized by Google

die Gewißheit: er werde Hedwig wiederfinden. Er wußte Niemanden, bei dem er sich nach ihr hätte erkundigen können, auch dachte er daran gar nicht; raschen Schrittes, mit klopfendem Herzen und gerötheten Wangen eilte der Graukopf durch die Straßen der Altstadt, wie einst als verliebter Jüngling, trat in das wohlbekannte Haus und stieg bis ins letzte Stockwerk empor. Dort war die Thür! Einen Augenblick . . . . Er pochte und trat ein.

Eine graue, rundliche, kleine Dame mit rothen Wangen und glänzenden schwarzen Augen erhob sich von ihrem Sitze am Clavier und kam ihm entgegen.

Walter versagte die Stimme; seine Augen füllten sich mit Thränen und er breitete seine Arme aus.

„Hedwig!"

„Walter!"

Sie hatte ihn sogleich wieder erkannt und stürzte an seine Brust. Dann reichte sie ihm beide Hände und sie sahen sich lang und innig an. Sie weinten. Allmählich fanden sie ihre Selbstbeherrschung wieder, und nun gab es ein Fragen und Erzählen! . . . Ach, wie glücklich hätten sie werden können, wenn er damals nicht fortgelaufen wäre! Denn sie war bald zur Erkenntniß gelangt, daß sie nie und nimmer Hartungs Frau werden könne, weil sie nicht ihn liebte. Sie wagte nicht, ihr Wort zurückzufordern, denn er war krank und hätte einen solchen Schlag nicht ertragen. Aber schon nach einem halben Jahre war sie frei, denn Hartung erlag seinem bösen Brustübel. Und dann? Jetzt konnte sie es ja sagen: sie harrte und hoffte auf die Wiederkehr des Einzigen, den sie geliebt, sie wußte, daß er wiederkommen müsse, und — sie hatte sich nicht getäuscht. Freilich — und sie deutete erröthend auf ihr weißes Haupt — er kam zu spät! Aber sie dankte Gott auch dafür; nun, da sie ihn versöhnt wiedergesehen und ihm gesagt, wie sehr sie ihn geliebt, nun kann sie ruhig sterben.

Er war tief erschüttert und schwieg. Nach einer kurzen Pause aber setzte er sich an ihr Clavier, als wollte er etwas spielen; da fiel sein Blick auf eine alte Guitarre, und er erkannte eine Jugendfreundin in ihr wieder. Er langte sie von ihrem Nagel herab. Sie war mit einer gewissen Sorgfalt in Stand gehalten, fast kokett bebändert, und Hedwig sagte erröthend, daß außer ihr Niemand dieselbe in Händen gehabt habe seit jenem Abend.

Er spielte nun jene Arie wieder, die sie vor vierzig Jahren nicht ganz zu hören bekam, weil Hartung eingetreten war, und was damals vielleicht geschehen wäre, das geschah jetzt — sie sanken sich am Schluß derselben weinend in die Arme und küßten sich zum erstenmal.

Vier Wochen später führte Hofrath Walter seine „junge" Frau heim und die Erde trug nie ein glücklicheres Paar als dieses. Das wurde mir an jenem Abend klar, da Hofrath Walter die Composition, die in seinem Leben eine so große Rolle gespielt, dem kleinen, andächtigen Kreise seiner

Digitized by Google

Gäste vorgetragen hatte. Dem Vortrag folgte die früher geschilderte zärtliche Scene, und dieser — auf vieles und stürmisches Bitten — endlich die Erzählung ihrer Lebensschicksale, die ich hier wiedergegeben habe.

An einem der nächsten Tage — es war fast über Nacht Frühling geworden — verließ Hofrath Walter mit seiner glücklichen jungen Frau Wien. Ein böser Rheumatismus hatte es dem jungen Ehemanne nicht gestattet, im Winter die übliche Hochzeitsreise zu unternehmen; da die Frau Hofräthin aber um keinen Preis davon lassen wollte, so thun sie's denn jetzt, im Frühling, und während ich diese Zeilen schreibe, schaukelt die jüngste und glücklichste Hofräthin Oesterreichs an der Seite ihres Gatten die dalmatinische Küste entlang.

Illustrirte Bibliographie.

ie Hohenzollern und das deutsche Vaterland.

Von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Friedrich Bruckmanns Verlag. München.

Das vorliegende Prachtwerk, auf das wir im Verlaufe seines Erscheinens mehrfach aufmerksam gemacht haben, hat nun endlich seinen Abschluß gefunden. Ziemlich zwei Jahre hat es dazu gebraucht; und schon diese Zahl genügt, eine Vorstellung von seinem Umfange zu erwecken, selbst wenn man nicht die wuchtigen Quartbände vor sich hätte. Der eine von den beiden Schriftstellern, die sich in die Bearbeitung des Textes getheilt hatten — Graf Stillfried — hat die Vollendung des Werkes nicht einmal gesehen. Bereits im Sommer des verflossenen Jahres wurde der verdienstvolle Mann, wohl der Altmeister der Heraldiker, abgerufen in eine andere Welt, wo man sich um Stammbäume und Schilder nicht mehr kümmert. Wer ihn auch nur aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit kannte, der hat den Verlust dieses gediegenen Forschers aufrichtig beklagt. Für unser Werk selbst ist indessen wohl kaum ein Nachtheil daraus erwachsen. Der Text wird zur Zeit des Todesfalls jedenfalls schon fertig gewesen sein, und so weit man muthmaßen darf, hat sich Graf Stillfrieds Betheiligung überdies ziemlich auf die Behandlung der ersten Abschnitte beschränkt.

Digitized by Google

Aus: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland", von Graf Stillfried-Alcantara und Dr. B. Kugler. (München, Friedrich Bruckmanns Verlag.)

Digitized by Google

Aus: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland", von Graf Stillfried-Alcantara und Dr. B. Kugler.
(München, Friedrich Bruckmanns Verlag.)

Digitized by Google

Man darf es bedauern, daß ihm nicht wenigstens noch die kurze Frist gewährt worden ist, bis er die Veröffentlichung des Ganzen erlebt hätte. Sicher hätte er mit Freude darauf geblickt; muß doch auch Jeder, der dem Buche ganz fern steht, dasselbe mit Befriedigung entgegennehmen.

Denn dieses Werk ist zeitgemäß wie kaum ein zweites. Man kann wohl sagen: es erfüllte eine Forderung des nationalen Anstandes. Wo so viel Prachtwerke plötzlich

Aus: „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland" von Graf Stillfried-Alcantara und Dr. B. Kugler. (München, Friedrich Bruckmann's Verlag.)

aus dem Boden schossen: Reisebeschreibungen, Geschichtliches, Naturgeschichtliches wild durcheinander — und häufig Bücher, die mit unserem eigenen Leben kaum in rechte Beziehung zu setzen waren — da durfte die Huldigung vor dem Geschlechte, dessen Herrscher Deutschland auf seine weltgebietende Höhe geführt haben, nicht fehlen.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt" —:

wohl dem, der seiner vaterländischen Geschichte mit reiner Freude denken darf — auch aus ihr strömt ein Gefühl, das den Geist erhebt, gleich als hätte man selbst sein Theil an den großen Thaten der Vergangenheit ererbt. Und wir Deutschen denken im Allgemeinen daran zu wenig. Was Bücher vaterländischen Inhalts anlangt, so ist unsere Literatur nur spärlich bestellt. Das vorliegende tritt wenigstens massig genug in diese Lücke.

Digitized by Google

Für den Geschmack Mancher vielleicht etwas zu massig. Solche Quartanten lesen sich schlecht, und das übt von vornherein eine gewisse Wirkung auf die Fassung des Inhaltes aus. Auch diese muß in gewissem Sinne monumental gerathen, sich in großen Zügen bewegend, individuelle Einzelheiten verschmähend. Daß das hier wieder der Fall gewesen ist, daraus sei den Verfassern durchaus kein Vorwurf gemacht; im Gegentheil, man kann nicht genug anerkennen, wie geschickt sie den durch die Anlage des Ganzen nun einmal geforderten Ton getroffen haben. Man wird das Buch hinnehmen, wie es ist, sich eingestehen, daß es das Vorzüglichste ist, was geschaffen werden konnte, und sich sagen, daß das, was man an ihm vermißt, der trauliche Charakter, der dasselbe zu einem wirklichen Volksbuche machen würde, sich durchaus nicht hineintragen ließe. Für das Volk ist dieses Buch ein Palast, und in Palästen wird es dem Volke nicht traulich.

Kein Volksbuch! Aber es läßt sich sicherlich annehmen, daß es ein Hausbuch werden wird: verbreitet, ein gleichsam typischer Bestandtheil des Bücherschatzes in den Familien, der sich durch mehrere Geschlechter forterbt. Und wie wir (wenn unsere Jugend durch künstlerische Eindrücke bereichert gewesen) uns mit Gottfrieds Chronik oder mit dem Merian oder mit einer jener kupfergeschmückten Bibeln geschleppt haben und nicht müde geworden sind, die Bilder zu betrachten und in dem kaum halb verständlichen Texte Erklärung derselben zu suchen, so werden hoffentlich auch die Kinder späterer Zeiten sich vor das Hohenzollernwerk setzen. Und vielleicht erzählt ihnen dann Jemand von der Zeit, in der es entstanden, wie Herrliches sie dem Volke gebracht und wie rege sich dieses bemüht habe, sich dessen würdig zu machen. Wirklich, von allen jenen Erzeugnissen der Tapezierliteratur — wenn man sich dieses Ausdrucks in ganz unbefangenem, weder tadelnden noch lobenden Sinne bedienen darf — wünschen wir keinem andern so sehr ein wirkliches Fortleben — auch außerhalb der Schränke, worin später einmal der Sammler die Holzschnitte, Radirungen u. s. w., die aus unserer Zeit stammen, bergen wird.

Denn dieses Hohenzollernwerk ist in jeder Hinsicht ein tüchtiges und erfreuliches Buch. Der Text, wie gesagt, befriedigt jeglichen Anspruch. Und zum Lobe der Illustrationen braucht man kaum noch etwas hinzuzufügen. Den Lesern dieser Blätter sind sie ja schon aus früheren Proben bekannt genug, und jene, womit die heutige Anzeige begleitet wird, können nur dazu dienen, ein einmal gefaßtes Urtheil zu befestigen. Nennen wir hier nur einige von den Künstlern, die zu dem Werke beigesteuert haben — schon aus dem Gedächtnisse kann man ihrer eine stolze Reihe zusammenstellen. Allen voran Menzel mit zahlreichen Bildern, besonders aus dem Kugler'schen Friedrichsbuche, mit der Huldigung in Breslau, mit einem Blatte aus dem berühmten Feste der Rose (das nächstens in dem bei Bruckmann erscheinenden Menzelwerke zum ersten Male veröffentlicht werden wird). Dann Kretschmer, Camphausen, der Maler von Friedrichs Generalen, Steffeck, Diez, Knackfuß, Helmquist, Holmberg, Grot-Johann — wer nennt sie alle! Das Buch bietet eine Fülle meisterhafter Blätter, wie man sie selten so reich vereinigt findet. Gedenken wir auch der sonstigen Beigaben, der Stammbäume, der Facsimiles denkwürdiger Schriftstücke. Und noch ein letztes Wort für die Vortrefflichkeit der Ausstattung im Allgemeinen: den schönen Holzschnitt, den Reichthum an Vignetten und Initialen, den Geschmack und die Sorgfalt im Drucke. Dieses Buch erfreut wirklich das Auge, schon allein durch die schöne Type, die angemessene Vertheilung des Raumes. Grade dieser letzte Punkt ist einer von denen, auf die man in Deutschland noch nicht genug achten gelernt hat. Daß unsere Bücher häufig bei gleicher Sorgfalt der Ausstattung nicht einen so vortheilhaften Eindruck machen wie die französischen, das liegt durchaus nicht an dem unruhigen Charakter, den die deutsche Schrift leicht genug annimmt, sondern nicht selten daran, daß zwei Zeilen zu viel auf der Seite stehen. In dieser Beziehung kann man das Bruckmann'sche Verlagswerk wohl als ein Muster rühmen. —ck.

Digitized by Google

Grundriß der Kunstgeschichte von Dr. Wilhelm Lübke. Achte durchgesehene Auflage. 2 Bände. Mit 594 Holzschnitt-Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Diese Blätter begleiten das Erscheinen illustrirter Werke mit besonderer Aufmerksamkeit. In Folge dessen ist hier viel von dem Fortschritten des Holzschneidens und der Illustrationskunst im Allgemeinen die Rede. Indessen verlohnt es sich auch vielleicht, einmal zurückzublicken, wenn nicht auf die Anfänge, so doch auf eine Epoche, die schon weit hinter uns liegt. Es läßt sich ja durchaus nicht bestreiten, daß wir in den letzten dreißig Jahren die erstaunlichsten Fortschritte gemacht haben. Die Illustration wird sehr viel allgemeiner verwandt, fast thun wir darin des Guten zu viel. Unsere Bücher sind im Ganzen unvergleichlich viel ansehnlicher geworden. Und der Holzschnitt im Besonderen hat eine Leistungsfähigkeit erlangt, von der man sagen möchte, daß sie keine Hindernisse mehr kennt. Er spottet der Schwierigkeiten des Stoffes. Den Kupferstich, die Radirung kann er auf das Getreueste wiedergeben — nach den verwischten Entwürfen Dorés schafft er Blätter, aus deren tiefen Schattenmassen kräftige Lichter hervorleuchten — er vervielfältigt die Federzeichnung eben so genau wie das getuschte Bild, so daß man bei jedem guten Schnitte sagen kann, wie die Vorlage ausgeführt gewesen ist, nach welcher der Holzschneider gearbeitet hat. — Das ist unstreitig etwas ganz Außerordentliches, und Niemand wird leugnen, daß damit unendlich viel gewonnen ist, da ja einmal der Holzschnitt ein unersetzliches Mittel ist, Bildwerke volksthümlich zu machen, ein Culturfactor im eigentlichen Sinne des Wortes. Diese Leistungsfähigkeit ist unschätzbar. Aber auch sie hat, wie eine jede Kraft, dem Mißbrauch gedient. Es sei hier nicht der „modernen Illustrationssünden" gedacht, die kürzlich erst Wilhelm Lübke einen ernsten und beweglichen Warnungsruf entlockt haben — jener sinnlosen Buchmacherei, die sich häufig wenig ehrlicher Mittel bedient, den Markt mit geringer Waare zu überfluthen. Aber ein zweiter Punkt, den Lübke in jenem Aufsatze gleichfalls berührt, ist wesentlicher, und er veranlaßt uns, hier auf ein älteres Werk jenes Meisters der Kunstgeschichte zurückzugreifen.

Jener Punkt betrifft die Gefahr, die eben aus dem schrankenlosen Können des Holzschneiders erwächst — die Gefahr, daß mit dem eigentlich stilvollen Schnitt auch der Blick für den Stil verloren gehen könne. „In dieser Illustration" — Lübke spricht hier im besondern von den kunstgeschichtlichen Schriften, indeß gilt sein Wort voll auch für andere Erscheinungen dieser Art — „offenbaren sich Mängel und Fehler, die man in der Regel ungerügt hingehen läßt, denen aber ein Halt geboten werden muß, weil sich aus ihnen eine bedenkliche Verwilderung der künstlerischen Darstellungsgesetze entwickeln zu wollen droht. Am wenigsten treten diese Bedenken in architektonischen Darstellungen hervor, obwohl auch hier durch zu malerisch behandelte perspectivische Bilder gelegentlich stark gesündigt wird. Auch die Werke der Plastik in ihrer einfacheren Gestaltung und greifbareren Form werden meistens in befriedigender Weise zur Erscheinung gebracht. Aber bei den Schöpfungen der Malerei bricht die wildeste Stillosigkeit herein, und der Holzschnitt unserer Zeit, zügellos und ohne verständige künstlerische Leitung, verfällt seiner schlimmsten Entartung. Die Technik dieses Kunstzweiges verlangt nämlich eine möglichst einfache, auf klarem Umriß und schlichter Schattengebung beruhende Behandlung. Man soll selbst in den tiefsten Schatten die Linien so schlicht wie möglich legen und vor Allem die den Kupferstich und der Radirung vorbehaltenen Kreuzlagen vermeiden. Da aber die wenigsten Zeichner sich von diesen Grundbedingungen der Holzschnittdarstellung Rechenschaft ablegen, da das Publikum und also auch der Verleger möglichst derbe, schlagkräftige malerische Wirkungen verlangen, da ferner die effectvollen Erzeugnisse des Photographen zum Wetteifern herausfordern, da entsteht ein Hinarbeiten auf Wirkung um jeden Preis, bei welchem das Wesen des Holzschnitts völlig aufgegeben, und seine angeborne Klarheit und Schönheit in ein widriges Zerrbild verkehrt wird. Diese Illustrationen sehen im Druck immer aus wie mißlungene Abzüge von schlechten Kupferstichen, die

Digitized by Google

durch ihre Unruhe, ihre fleckige und rauhe Erscheinung abstoßend wirken. Fast keine kunsthistorische Publikation hält sich frei von diesen Mängeln, und zwar rührt dieser trübselige Zustand zumeist davon her, daß die meisten Autoren zwar vielleicht sehr gelehrte Männer sind, aber ein eigentlich künstlerisch gebildetes Auge gar nicht besitzen. In andern Fällen mögen sie zu bequem sein, der Herstellung der Illustrationen, den Arbeiten des Zeichners und des Holzschneiders die nöthige Aufmerksamkeit zu zollen,

Christus am Kreuz. Von Rubens. Antwerpen.
Aus Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart, Ebner und Seubert.

denn dies ist eine sehr mühsame, aufopferungsvolle, zeitraubende Arbeit. Und wer sein lebenlang viel Erfahrung in diesen Dingen gesammelt hat, wird doch in manchen Fällen trotz aller Hingebung an der Schwerfälligkeit des Zeichners oder dem geringen Verständniß des Holzschneiders gescheitert sein."

Das sind goldene Worte, und ohne die Tüchtigkeit des modernen Holzschnittes zu verkennen, wollen wir sie uns möglichst gegenwärtig halten, wollen wir uns von jener wenigstens nicht blenden lassen. Denn Lübke bemerkt mit Recht, daß gerade auf diesem Gebiete nicht leichtfertig Alles hingenommen werden darf, „da die kunstgeschicht-

Digitized by Google

lichen Bücher in weiten Kreiſen des Publikums ſich immer mehr eingebürgert haben, da ihre Verfaſſer für das künſtleriſche Gebiet Vielen als Autoritäten erſcheinen, und doch in jener von mir geſchilderten Richtung des Holzſchnitts förmlich den äſthetiſchen Sinn des Publikums immer mehr verwirren und herabziehen, ſtatt ihn zu wecken und zu fördern. Es thut aber wahrlich noth, mit allen Mitteln dahin zu ſtreben, daß

Kopf der Roxane. Von Soddema.
Aus Lübke: Grundriß der Kunſtgeſchichte. Stuttgart, Ebner und Seubert.

bei den Deutſchen der Geſchmack zum Feineren und Edleren angeleitet und dem Rohen immer mehr entzogen werde."

Lübke denkt, wie bekannt, nicht eben hoch von dem Schönheitsgefühl unſeres Volkes, deſſen Verkümmerung er dem allgemeinen Verarmen der letzten Jahrhunderte und einer gewiſſen Verbildung, einer übermäßigen Ablenkung auf das Feld der Muſik und der Dichtung hin zuſchreibt. Er darf ſich wohl darüber äußern; denn ſeit mehr als einem Menſchenalter arbeitet er dagegen an, und wenn man ihn auch nicht als den Schöpfer der volksthümlichen Kunſtgeſchichte bezeichnen kann, ſo muß man doch ſagen, daß dieſe erſt unter ſeiner Führung recht eigentlich in das Volk gedrungen iſt.

Es iſt hier nicht der Ort, einen Blick auf ſein Wirken zu werfen. Ganz beſonders der Grundriß iſt ein wahrer Hausſchatz geworden. Die Zahl ſeiner, ſtetig bearbeiteten Auflagen beweiſt ſeine Verbreitung; und wer nur einige Familien kennt, der

weiß auch, welche Wichtigkeit dieses Buch mindestens in einer oder der anderen besitzt, als ein Gegenstand des Studiums, noch mehr aber als ein ausschlaggebender Richter bei jedem Schwanken.

Eine solche Volksthümlichkeit ist ein köstlich Ding; aber sie bringt auch große Verantwortlichkeit mit sich, und Manchen könnte ob derartiger Gottähnlichkeit bange werden. Denn ein Grundriß der Kunstgeschichte ist nicht ein einfaches Lehrbuch —

Zeusbüste von Otricoli. Vatican.
Aus Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. Stuttgart, Ebner und Seubert.

wie ja Kunstgeschichte nicht schlechtweg Geschichte ist, sondern immer mehr oder weniger mit Aesthetik durchsetzt bleibt. Und Aesthetik ist in letzter Linie etwas Subjectives. So behält ein solches Buch immer einen stark persönlichen Zug, und häufig enthält es nicht mehr an feststehenden Thatsachen als an dem, was ein mehr oder weniger kluger Kopf bei diesen Thatsachen empfunden hat. Und nun bedenke man, wie schwer es ist, eine Empfindung allgemein giltig auszudrücken, sie so verständlich zu machen, daß der Leser sie nachfühlt. Kein Wunder, wenn man bei solcher Gelegenheit oft genug die fadenscheinige Phrase findet. Darüber zu spotten ist sehr billig: man sollte sich lieber deutlich machen, wie schwer es ist, sie zu vermeiden. Und was wir Lübke am Höchsten anrechnen, ist gerade das, daß ihm dieses vollständig gelungen ist. Man wird in seinen Schriften nirgends die Phrase antreffen; lieber ist er nüchtern, trocken, gar ein wenig undeutlich, als daß er sich dazu verleiten läßt. Man höre nur, was

Digitized by Google

er zum Beispiel über Dürer sagt: „Dürer ist mit Recht der Stolz und die Liebe des deutschen Volkes; aber wir dürfen nicht vergessen, daß er, wie er der höchste Ausdruck unserer Vorzüge und Tugenden, so auch der Repräsentant unserer Schwächen und Mängel ist. Blinde Vergötterung ziemt nirgends, am Wenigsten vor einem solchen innerlich wahren, strengen Meister. Man darf über die herben, schroffen Aeußerlichkeiten seines Stils weder mit Gleichgiltigkeit noch mit falschem Entzücken hinwegeilen." Solche Stellen findet man öfters. Nirgends drängt oder schmeichelt er sich auf, sondern überall beharrt er in einer Art Zurückhaltung, anleitend, deutend, aber das Erfassen dem Schüler überlassend. Wir wüßten keine Eigenschaft, die rühmlicher wäre als diese Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, die stets das Vorrecht wahrhaft vornehmer Geister geblieben ist. Sie liegt als ein Segen in dem Buche, den man erst recht würdigt, wenn man bedenkt, wie viel Unheil Lübke hätte anrichten können, hätte er es sich bequem machen und die Phrase züchten wollen, die sich so leicht einschleicht. Und von wie Vielen ihm das gedankt worden wäre, wenn er ihnen Begeisterung und Verachtung, ein Urtheil fix und fertig gegen geringe Mühe geliefert hätte! Wie volksthümlich er dann erst hätte werden können!

Wir geben in dem heutigen Hefte einige Proben aus dem Grundrisse, die als Beispiele für Lübkes Forderungen an die kunstgeschichtliche Illustration dienen mögen. Sie sind von Fr. Baldinger gezeichnet und von Helm und E. Ade geschnitten — den Künstlern, welche an dem größten Theile der Lübke'schen Schriften mitgearbeitet haben. Gewissermaßen fassen diese Blätter Lübkes Programm zusammen, das er sich gestellt, als er vor dreißig Jahren an die Abfassung seiner volksthümlichen Werke ging. ck.

Peinture Bogaerts.

Immermann hat einmal die lustige Zeichnung eines alten Landedelmanns gegeben, dessen Kopf durch den damaligen Aufschwung des Zeitungswesens wirblig wird. Gegenwärtig könnte der Aufschwung der sogenannten graphischen Künste zu einem ähnlichen Spaße Anlaß geben. Denn auch hier stehen wir inmitten einer mächtigen Bewegung. Des ist kein Zweifel. Eine der am stärksten treibenden Kräfte darin ist offenbar die Photographie. Sie ermöglicht einestheils beim Drucke die größte Treue dem Urbilde gegenüber, andertheils erhöht sie fortwährend die Ansprüche des Publikums, das allmählich gar nicht genug verlangen kann. Um es zu befriedigen, hat man ihm die Oeldrucke geboten; ohne indeß damit bisher viel Glück zu haben. Denn ein solcher Druck sieht sehr herausfordernd aus, und betrachtet man ihn genau, so sieht man doch, wie viel ihm fehlt. Für den Kenner enthält er weit weniger als selbst die bloße Photographie nach dem Originale. Nach dieser kann man sich doch ungefähr einen Begriff von der Pinselführung des Meisters bilden; der Oeldruck dagegen sah immer todt aus. Begreiflicher Weise haben die Hersteller diesem Mangel, den sie ebenso gut fühlten wie das Publikum, bei Zeiten abzuhelfen gesucht; sie haben den Grund schattirt oder eine Art Reliefdruck angewendet. Keines dieser Verfahren hat jedoch zu einem solchen Erfolge geführt wie dasjenige, das seit einiger Zeit unter dem Namen Peinture Bogaerts bekannt geworden ist. Hier sieht man einen wirklichen Fortschritt; und nach dem, was man über die Herstellungsweise hört, scheint derselbe auf einem in der That ganz neuen Wege erreicht worden zu sein. Jenes Impasto nämlich wird dadurch erzielt, daß man das Urbild mit einer Galatinehaut überzieht und so eine Art Reliefform gewinnt, aus der man gewissermaßen Abdrücke nehmen kann. Und ferner ist das bezeichnend, daß man dabei nicht das Papier, worauf man druckt, auf Holz oder Leinewand klebt, sondern daß man die Druckmasse davon ablöst und das ganze Bild unmittelbar auf den festen Grund überträgt. Auch hierdurch wird natürlich der Druck lebendiger. Zunächst hat der Erfinder, der übrigens die eigentlichen Kunstgriffe seines Verfahrens noch geheim hält, allerdings erst kleinere Gemälde

Digitized by Google

vervielfältigen können: die Einzelheiten seines Drucks enthalten ja auch Bedingungen, deren Schwierigkeit mit jeder Erhöhung des Formats ganz unverhältnißmäßig wächst. Verzichtet hat er aber nicht darauf, auch hierfür noch Rath zu schaffen und man darf ihm wohl nach der Findigkeit, die er bewiesen, einen günstigen Ausgang vorhersagen. Jedenfalls ist seine Leistung schon jetzt hervorragend, und man wird ihren Einfluß auf unser ganzes Geschmackswesen nicht wohl unterschätzen dürfen. Seine Drucke stehen wirklich auf einer sehr hohen Stufe und kommen dem Urbilde fast ganz nahe.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. 61. — 70. Lieferung. Vollständig in 80 Lief. 8. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. à Lfg. M. 0.50.

Die in diesen Heften gebotenen Schriften Roseggers enthalten die „Sonntagsruhe", ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch in steirischer Mundart, hochdeutschen Gedichten, Aufsätzen für Kinder, Parabeln, Legenden und Weltbetrachtungen — sowie des „Novellenbuches" 4. Band, unter dem Titel „Dorfsünden". So ungleichartig die in diesen Bänden enthaltenen kleinen Sachen auch sein mögen, so gewähren sie doch einen Einblick in den Entwicklungsgang von Roseggers eigenartiger Begabung. Das einmal ausgesprochene Urtheil: „Wenige Bücher werden geschrieben, die man mit solch' innigem Behagen liest und die einen so nachhaltigen Eindruck machen, als diese einfachen, volksthümlichen Erzählungen mit ihrer Fülle von Lebenswahrheit, von Witz und Spannung", findet auch in diesen Schriften volle Bestätigung.

Eduard Brinckmeier, Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter. Mit Proben ihrer Dichtungen. 8. 270 S. Göttingen, 1882, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag. M. 4.40

„Wenn in der Literatur irgend eines Volkes sich ein strenger und auffallender Unterschied zwischen den lyrischen und politischen Gedichten wahrnehmen läßt, ja wenn man von irgend einer Literatur sagen kann, daß gerade die politische Poesie einen ganz bestimmten, hervorragenden Platz in derselben einnimmt, eine eigenthümliche, abgeschlossene und von den übrigen Gedichten gänzlich verschiedene Kategorie derselben bildet, so ist dies bei der Troubadourpoesie der Fall, und zwar in dem Maße, daß man ohne genaueres Eingehen auf die Ursachen dieser Erscheinung kaum für wahrscheinlich halten möchte, daß diese politischen Gedichte von denselben Dichtern herrühren könnten, welche die lyrischen schufen, so verschieden sind sie, ausgenommen in der äußeren Form, von einander. Diese politischen sind eben so wenig wie die lyrischen, dem Minneleben gewidmete Gedichte, nicht immer freie Erzeugnisse des Gemüths, sie müssen nicht als Poesien an sich, sondern aus dem Gesichtspunkt ihrer Zeit und der höchst eigenthümlichen Stellung und Aufgabe der Troubadours erklärt und aufgefaßt werden. Dann aber bieten beide Arten von Gedichten soviel Anziehendes, Interessantes und Eigenthümliches dar, daß es sich der Mühe lohnt und Freunden der Poesie eine gewiß angenehme Beschäftigung bietet, derselben volle Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da die poetische Literatur der provenzalischen Literatur in dem weiten Kreise der Literaturfreunde verhältnißmäßig noch weniger bekannt ist. Brinckmeiers Arbeit ist ganz dazu angethan von dem Wesen der provenzalischen Poesie sowie von der exceptionellen, aber hohen Stellung, welche die Troubadours als solche in ihrer Zeit einnahmen, eine richtige Vorstellung zu gewähren. Die in dem Buche enthaltenen Proben der dichterischen Leistungen (Text und Uebersetzung) sind für die Charakteristik gut gewählt; die von dem Verfasser an verschiedenen politischen Gedichten angestellten Erläuterungsversuche lassen erkennen, mit welchen Schwierigkeiten die genaue Feststellung der historischen Beziehung verbunden ist. Das Buch wird den Literaturfreunden eine sehr vollkommene Gabe sein.

Digitized by Google

Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe, besonders des Mittelalters und der Neuzeit. Gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert von J. Dielitz. Görlitz, C. A. Starke.

Die Heraldik und ihre Hülfswissenschaften sind nicht mehr Lieblingsgegenstände der Vornehmen; auch ein Unternehmen, wie die letzte Berliner Ausstellung wird sie schwerlich wieder zur alten Blüthe bringen. Aber es giebt doch noch Leute, die ihnen huldigen, und für diese ist das vorliegende Werk geschrieben. Es ist ganz ausgezeichnet, sowohl in dem, was die Vollständigkeit, als in dem was die Zweckmäßigkeit der Anordnung anlangt. Jede der Quartseiten ist in drei Spalten getheilt, deren erste in alphabetischer Anordnung die Sprüche, die zweite deren Verdeutschung, wo eine solche nöthig, die dritte das Verzeichniß der Personen enthält, die den betreffenden Spruch geführt haben oder führen. Außerdem bieten ebenso sorgfältige wie kurzgefaßte Anmerkungen alle Aufschlüsse, die man wünschen mag, oder die zu geben möglich ist — eine Leistung, die auf diesem vorwiegend anekdotischen Gebiete ebenso dankenswerth wie mühevoll ist. Wir können uns jedoch nicht enthalten, noch einen Wunsch zu äußern, der bei der Anlage des lieferungsweise erscheinenden Werkes hoffentlich schon berücksichtigt worden ist, da ohne dessen Erfüllung dasselbe an seiner nicht genug anzuerkennenden Vorzüglichkeit erheblich verlieren würde — das ist der Wunsch nach einem sorgfältigen Register der Eigennamen. Lassen wir uns nicht wieder vom Auslande vorwerfen, daß Deutschlands Gelehrte pfadlose Wüsteneien anlegen! — Die Sammlung übt übrigens auch auf den Laien eine starke Anziehungskraft aus; man blättert gern darin, sinnt über merkwürdige Sprüche, oft letzte Worte hoher Weisheit, nach oder forscht, welchen Spruch der oder jener geführt habe — ein nicht uninteressanter Beitrag zur Psychologie berühmter Leute. Zum Schlusse noch die Bemerkung eines Laien! Es ist ganz auffällig, wie wenig deutsche Sprüche sich finden: sogar Spanisch und Portugiesisch, die doch als Sprachen lange nicht die Verbreitung besitzen wie das Deutsche, sind zehnfach häufiger vertreten als dieses. Auch ein Beitrag zu dem Satze von der tadelnswerthen Schwäche unsres Volksbewußtseins! —ck.

Bilder aus der Altmark. Von H. Dietrichs und Ludolf Parisius. Hamburg, J. G. Richter.

Das sympathische Werk, dessen wir bereits einmal gedacht haben, schreitet ohne Ueberstürzung, dafür aber um so erfreulicher vorwärts. Gegenwärtig steht es bei der sechsten Lieferung, die den ersten Band abschließt. Und es verdient hervorgehoben zu werden, daß es nicht zu den trüglichen Prachtwerken gehört, die in der ersten Lieferung mehr versprechen, als sie in den folgenden halten, sondern daß jede neue Nummer einen anheimelnderen Eindruck macht. —ck.

Die äußere Form der neuhochdeutschen Dichtkunst. Von Rudolf Aßmus. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Eine Arbeit, die in dem Verfasser einen Mann von Geschmack und gediegenen Kenntnissen erblicken läßt, und die sowohl deshalb als wegen ihres Gegenstandes die Theilnahme herausfordert. Denn die Frage jener äußeren Form ist für uns Deutsche noch keineswegs abgeschlossen. Wir haben erstens im Allgemeinen zu wenig Formgefühl und zweitens zuviel Neigung, Fremdländisches nachzuäffen, als daß wir hier so bald hätten zu festen Anschauungen gelangen können. Wie sehr die Ansichten hier auseinander gehen, beweist ja auch die jüngste Schrift Adelbert Schröters, der den deutschen Hexameter vollständig verwirft. Aßmus näherte sich in seinen Ausführungen häufig denjenigen Schröters. Wo man ihm nicht beipflichtet, da verfolgt man wenigstens seinen Gedanken mit Interesse, z. B. in den Stellen über Hermann und Dorothea, wo man seine gleichmüthig ausgesprochenen Ketzereien mit einem gewissen Schauder liest, doch nicht ohne sich ein wenig dadurch überzeugt zu fühlen. Der Druck des Buches muß sehr mühselig gewesen sein, er ist indessen tadellos gelungen. —ok.

Digitized by Google

Shakespeare-Galerie. 36 Blätter in Stahlstich, gezeichnet von Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hans Makart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer, August und Heinrich Spieß. Mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht. Zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Diese Shakespeare-Galerie ist außerordentlich bekannt geworden. Ihre Entstehung fällt noch in eine Zeit, wo man die Anwendung des Lichtdruckes für solche Zwecke nicht kannte. Auch heute finden sich noch häufig Kunstfreunde, die von dem neuen Vervielfältigungsmittel nichts wissen mögen: ihnen wird diese Ausgabe besonders willkommen sein. Die schönen Zeichnungen und Pechts gewandter Text empfehlen das Buch in hohem Grade.

Theodor Körners sämmtliche Werke, herausgegeben von Heinrich Laube. Wien, Siegmund Bensinger.

Körner gilt im Allgemeinen für den Klassiker der Jugend. In vielen Kreisen pflegt man einem Knaben, der in die Jahre zu treten beginnt, wo man Kindern nicht mehr eigens zurechtgemachte Jugendschriften, sondern wirkliche Literaturwerke in die Hand giebt, Körners Werke auf den Weihnachtstisch zu legen. Körner gilt eben für harmlose Kost. Darin beruht seine Popularität und der Rest von Bedeutung, den er noch für uns hat. Denn wenn wir von zwei oder drei allerdings herrlichen Gedichten, tönend wie Schwertklirren, absehen, so ist der Rest seines Schaffens für uns eigentlich todt. Seine Werke sind große Versprechungen, deren Vereitelung man stets bitter beklagen wird — aber sie sind nichts mehr, und dem entsprechend werden sie auch in der That nicht mehr gelesen. Der blühende Jüngling mit der zerschossenen Brust wird für uns stets ein rührendes Bild bleiben: aber wenn wir heute an den Dichter des großen Franzosenkampfs denken, dann steigt nicht er vor uns auf, sondern ein anderer hebt sich empor, gleichfalls von einer Kugelwunde entstellt, aus der das Leben geronnen — Heinrich von Kleist. Und wenn wir die Beiden mit einander vergleichen, dann versteint uns gegen Körner die Erinnerung an die satte Selbstzufriedenheit, womit der glückliche Wiener Theaterdichter über die blutige Lösung am Wannsee abgeurtheilt hat. Es wäre vielleicht an der Zeit, unsere Jugend mit anderen Vorbildern aufzuziehen. Indeß so lange man bei der alten Sitte bleibt, werden gute Ausgaben der Werke Körners immer willkommen sein. Wäre diese nur besser! Es ist eine Prachtausgabe, aber eine geringster Art. Den Illustrationen sieht man an, daß sie bestellte Arbeit sind — es ist Fabrikwaare. Die Einleitung Heinrich Laube's, falls er dem Kuckucksei überhaupt mehr als seinen Namen geben sollte, ist in den ersten vorliegenden Lieferungen noch nicht enthalten. Erscheint sie noch, so wird man nur bedauern müssen, eine Arbeit des verehrten Meisters in solch' einem Buche begraben zu sehen. —ck.

Der Panama-Canal. Von Hugo Zöller. Stuttgart, W. Spemann.

Es ist ein eigenthümliches, wirklich bewegtes Leben — das des Specialcorrespondenten. Der bekannte Berichterstatter der Kölnischen Zeitung, der erst jüngst die Schlächtereien der humanen Engländer in Aegypten aufgedeckt, hatte sich bis zum Ausbruche der orientalischen Wirren in Südamerika befunden, hauptsächlich um die deutschen Ansiedelungen dort und die Anfänge des Panama-Canals in Augenschein zu nehmen. Ueber diese giebt er jetzt einen kurzen Aufsatz heraus, der drei Bogen stark und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist. Er zeigt hier wieder alle die Vorzüge, die wir an Zöller bei der Schilderung seiner Weltumsegelung schätzen gelernt haben: scharfen Blick, Klarheit und natürliche Lebendigkeit des Vortrages, glückliche Gaben, zu deren voller Verwendung ein nicht geringer Grad von Widerstandsfähigkeit gegen die abstumpfende Wirkung des rastlosen Reisens gehört. Jene Vorzüge erhöhen den Werth der vorliegenden Darstellung, die an sich schon von Bedeutung ist als die erste, die von einem Unbetheiligten ausgeht. Zöllers Ansichten von der Zukunft des Lesseps'schen Unternehmens sind ziemlich hoffnungsvoll, obwohl er nicht verhehlt, daß

Digitized by Google

amerikanische Speculanten auf der Lauer zu liegen scheinen, um bei der ersten Gefährdung die ursprünglichen Actionäre auszufrieren — wie ja wohl der Ausdruck der amerikanischen Börse lautet. Auch er warnt auf das Ernstlichste europäische Arbeiter davor, sich anwerben zu lassen. „Die Verwendung von Europäern würde blos bei Aufseherposten oder beim Minensprengen oder bei anderweitigen Thätigkeiten, die schon mehr Handwerk sind, gerechtfertigt sein. Die Zahl derjenigen aber, die in solcher Stellung Beschäftigung finden können, muß nothwendigerweise sehr beschränkt sein, und unter der großen Masse von Negern und Mestizen zu arbeiten, wäre nicht blos entwürdigend, sondern in Anbetracht des Klimas beinahe unmöglich." Jedenfalls werden die Arbeiten, die eigentlich noch gar nicht recht begonnen haben, wohl ein Jahrzehnt in Anspruch nehmen. Um welche Schwierigkeit es sich dabei handelt, mag man daraus entnehmen, daß, um den Wasserabfluß des Chagres zu regeln, ein Damm von 40 Meter Höhe und 1600 Meter Länge, zwei Drittel einer Droschkentour, gebaut werden muß, der allein 60 Millionen kosten soll. Das ist eine der Kleinigkeiten, mit denen Lesseps sich nebenbei auch abgeben muß. Ein sehr fruchtbares Feld scheint übrigens die Gegend von Panama für solche Leute zu sein, die neben einigem Vermögen Rührigkeit und Unternehmungslust, allerdings auch eine feste Gesundheit besitzen. Dort sind alle Bedingungen der Cultur eigentlich erst zu schaffen. Bei der reichen Zukunft des Landes aber würde jene Mühe zehnfältige Zinsen tragen. Mögen die Deutschen nicht auch hier warten, bis ihnen Yankees und Engländer und Franzosen zuvorgekommen sind! —ck.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Candolle, M. Alph. de, Darwin considéré au point de vue des causes de son suicés etc. Genève, H. Georg, libraire de l'université.

Coquelin, C., Die Kunst und der Schauspieler. Uebersetzt und eingeleitet von Ferdinand Gross. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Dietrichs, Hermann u. Rudolph **Parlsius**, Bilder aus der Altmark. Hamburg, J. F. Richter, 7. Lieferung.

Enders u. **Wittkamen**, Frühlingsblumen. Lfg. 10. 11. 12. (Schluss.) Leipzig, G. Freytag.

Galle, Marie, Album, 12 Skizzenblätter. Berlin, Franz Ebhardt.

Gallva, Kritische Monatsschrift für französische Sprache und Literatur. Herausgegeben von Dr. Adolf Kressner. Cassel, Bd. I. Nr. 7. Leipzig, Verlag von P. Ehrlich.

Goerth, A., Einführung in das Studium der Dichtkunst, I. das Studium der Lyrik. Leipzig u. Wien, Julius Klinkhardt.

Grassmann, Robert, Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere. Stettin, Verlag von R. Grassmann.

Kleinstück, Gustav, Goethe und Cotta, Vortrag etc. Wien, Verlag des Verfassers.

Lackowitz, W., Bilder aus dem Vogelleben Norddeutschlands und seiner Nachbarländer, nach Skizzen von Paul M. Roeper. Berlin W., Druck und Verlag von Franz Ebhardt. Lfg. 1. 2,

Lyon, Dr. Otto, Minne- und Meistersang. Bilder aus der Geschichte altdeutscher Litteratur. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Tornau).

Neumanns geographisches Lexicon des deutschen Reichs, Lfg. 12—22. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Polko, Elise. Vesta, Taschenbuch für Deutschlands Frauen und Jungfrauen, vierter Jahrgang. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer).

Revue des livres nouveaux, Nr. 53, Directeur: H. de Soudier, Paris.

Robert, Friedrich, Neue Gedanken über Gott. Hamburg, Hermann Grüning,

Rohrscheidt, Kurt von, Sinnen und Weben, Märchen und Märchenartiges. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Rütweger, L., Die Bretagne, Schilderungen aus Natur und Volk. Basel, Genf und Lyon, H. Georgs Verlag.

Sutermeister, Professor O., Schwyzer-Dütsch, aus dem Canton Zürich, Lfg. 15. 16. Zürich, Orell, Füssli & Co.

Thomaschewski, Albert, Statistische Notizen für das deutsche Reich. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Unser Frauen-Leben. Einunddreissig Briefe der Verfasserin der „Pädagogischen Briefe". Berlin W., Verlag von Franz [illegible]

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel	58,0° R.
Mühlbrunn	44,0° R.
Schlossbrunn	44,0° R.
Theresienbrunn	43,0° R.
Neubrunn	43,0° R.
Marktbrunn	39,0° R.
Rum. Kronquelle	28,0° R.
Felsenquelle	47,0° R.
Kaiser Karls-Qu.	34,0° R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinari

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSE

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbau München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Geträ wesshalb ich es bestens empfehlen kann."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an re Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versa kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezen 1878."

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a Univ. Berlin.

"Ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tä wasser, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen g Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Jan 1879."

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a.

"Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genoss als vorzüglich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder a mit Milch, Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

"Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemi nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten R ein. 16. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marbu

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, in derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswe 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taun

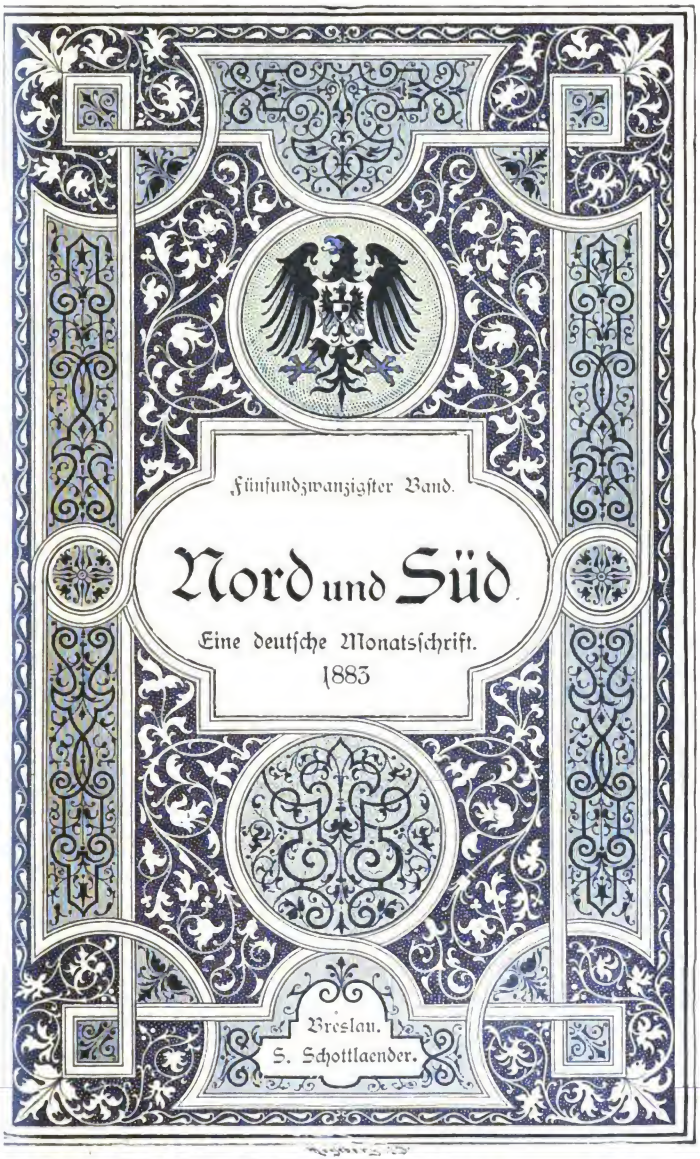
"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wa das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und beleben Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITE

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXV (April bis Juni 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV.

elegant broschirt zum Preise von ℳ. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75
zum Preise von ℳ. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXV. (April bis Juni 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV.

zum Preise von ℳ. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Inhalt des 25. Bandes.

April — Mai — Juni.

1883.

Seite

Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel 54

Rudolf Baumbach in Triest.
Neue Dichtungen 205

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei. 376

Felix Dahn in Königsberg.
Nachruf an Richard Wagner 126

Georg Ebers in Leipzig.
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner I. II. 191. 337

Ferdinand Hiller in Köln.
Maxime du Camp 99

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Der Wille des Herzens. Novelle 279

Paul Lindau in Berlin.
Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola 107

Paul Lindau in Berlin.
Die Ermordung des Advocaten Bernays 222

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Aus der Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen 35

Hermann Oelschläger in Cannstatt.
Einladung nach Cannstatt. An Karl Cauer 354

Ludwig Pietsch in Berlin.
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin 359

Digitized by Google

Preußen in Kurheſſen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die preußiſche Expedition in Kurheſſen im November und December 1850. (Vergleiche „Nord und Süd“ November 1882) 384
Otto Roquette in Darmſtadt.
Die Vertrauten. Novelle 1
Johannes Scherr in Zürich.
Das Paſſionsſpiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung 88
A. Schneegans in Meſſina.
Eurikleia. Ein bulgariſches Genrebild 143
Lorenz von Stein in Wien.
Muſik und Staatswiſſenſchaft. I. II 76. 209
Carl Vogt in Genf.
Goethes geologiſche Studien in Karlsbad und bei Franzensbad 319
Bibliographie 128. 264. 304

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von Otto Roquette, Rudolf Baumbach und W. W. Wereschagin.)

Breslau 1883.
Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Band 25. — Heft 73.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

April 1883.

Inhalt.

Seite

Otto Roquette in Darmstadt.
Die Vertrauten. Novelle 1

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Aus der Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen ... 35

Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel 54

Lorenz von Stein in Wien.
Musik und Staatswissenschaft 76

Johannes Scherr in Zürich.
Das Passionsspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung 88

Ferdinand Hiller in Köln.
Maxime du Camp. 99

Paul Lindau in Berlin.
Au Bonheur des Dames. Roman von Emile Zola 107

Felix Dahn in Königsberg.
Nachruf an Richard Wagner 126

Bibliographie 128

Hierzu ein Portrait von Otto Roquette, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Herdtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

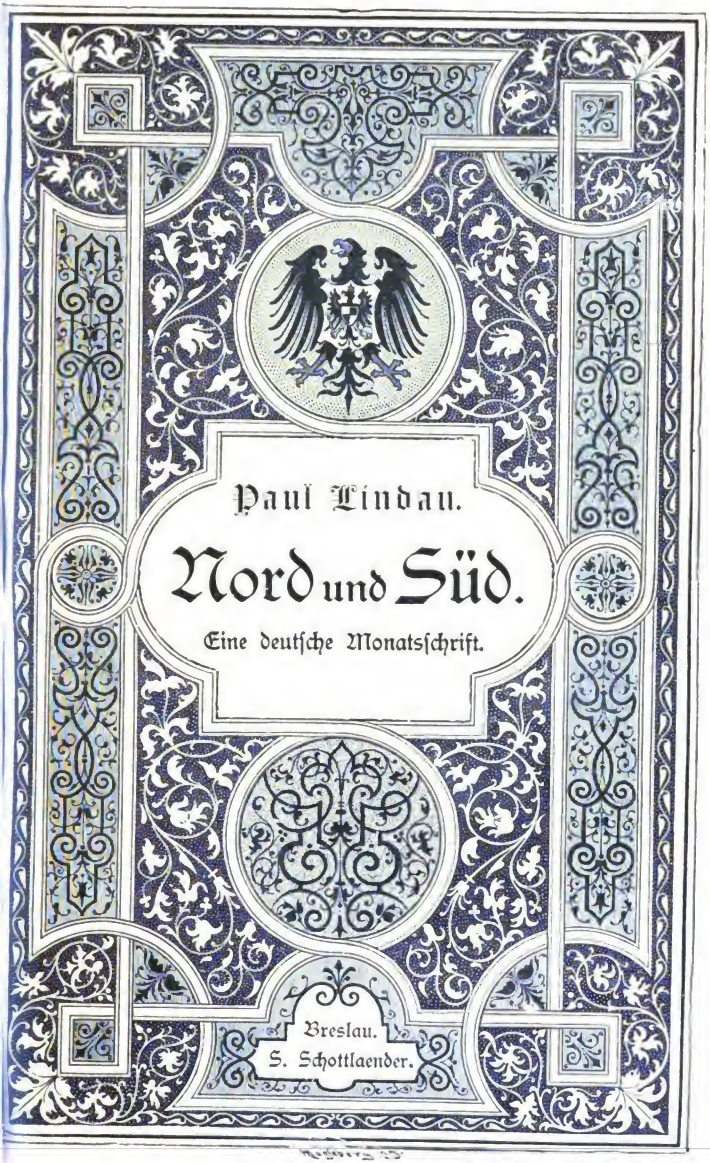
Beilagen zu diesem Hefte

von

G. Freytag in **Leipzig** und **J. Tempsky** in **Prag.** (Becker, der deutsche Stil.)

S. Schottlaender in **Breslau.** (Stimmen der Presse betr. 1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.)

Digitized by Google



Digitized by Google

Prospect.

„Nord und Süd"

Siebenter Jahrgang.

Mit dem soeben erschienenen 73. Hefte tritt unsere Monatsschrift in ihren *siebenten Jahrgang*. Wir glauben allen Grund zu haben, in dem ununterbrochenen Gedeihen des Unternehmens eine Gewähr für die ihm innewohnende Lebenskraft, für seine gedeihliche Zukunft zu erblicken. Mit Zweifeln bei dem ersten Erscheinen begrüßt, ist es „Nord und Süd", durch Festhalten an seinem Programme: „*von den Ersten das Beste zu liefern*" gelungen, in der Reihe der periodischen Unternehmungen mit ähnlichen Zielpunkten eine maßgebende Stellung zu erringen und zu behaupten. Die sechs vorliegenden Jahrgänge setzen sich aus den Beiträgen von mehr als zweihundert Mitarbeitern zusammen, unter denen wir den ersten Geistern unserer Nation, den Leitern ihrer geistigen Bewegung, immer wiederkehrend, begegnen. Die erschienenen Hefte gestalten sich auf diese Weise zu einer eigenartigen und fesselnden Uebersicht über das gesammte Culturleben der von ihnen bezeichneten Periode, und die ihnen folgenden Hefte sollen und werden in gleichem Maße ein Spiegelbild *ihrer Zeit* sein. Sie sind es noch in dem anderen Sinne, daß sie nicht nur den *Geist* unserer ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Schriftsteller widerstrahlen, sondern dem Leser auch *diese selbst* in authentischen, meisterhaft in Kupfer radirten *Porträts* vor Augen

Digitized by Google

führen, und zwar meiſt in Verbindung mit einem Beitrag aus der Feder der dargeſtellten Perſönlichkeit. Es wird auf dieſe Weiſe eine Art perſönlicher Beziehung zwiſchen dem Autor und ſeinen Leſern hergeſtellt, die für beide Theile gleich reizvoll ſein muß.

Eine kurze Prüfung des (dieſem Hefte beigegebenen) Inhaltsverzeichniſſes über die erſten 24 Bände wird für die Richtigkeit der vorſtehenden Anſchauungen Zeugniß ablegen, nicht minder wie die Durchſicht dieſes Anfangsheftes (No. 73) vom ſiebenten Jahrgange für das Beharren der Redaction auf ihrem urſprünglichen Plane. Eine Liſte der in den Mappen des Abdrucks gewärtigen oder zur demnächſtigen Ablieferung verſprochenen Beiträge würde dieſes Zeugniß verſtärken; aus der Zahl derſelben ſeien nur hervorgehoben: belletriſtiſche Beiträge von Paul **Heyſe**, Wilhelm **Jenſen**, Rudolph **Lindau**, Hermann **Oelſchläger**, Guſtav zu **Putlitz**, Graf **Schack**, Ernſt **Wichert**, ein dramaturgiſcher Eſſay von Adolph **Wilbrandt**, wiſſenſchaftliche Aufſätze vom Wirkl. Geh. Ober-Medicinalrath Prof. Th. **Frerichs**, Wilh. von **Gieſebrecht**, Eduard **Hanslick**, Rud. von **Ihering**, Wilh. von **Lübke**, Johannes **Scherr**, Lorenz von **Stein**, Ludwig **Steub** etc. etc. Außerdem bringt die Mehrzahl der Hefte Beiträge aus der Feder des Herausgebers **Paul Lindau**.

Der inneren Vornehmheit der Monatsſchrift wird auch in Zukunft ihre äußere Erſcheinung entſprechen.

So ſei denn „Nord und Süd" von Neuem der Gunſt des gebildeten Publikums auf das Wärmſte empfohlen!

Breslau, Ende März 1885.

Die Verlagsbuchhandlung

S. Schottlaender.

Beſtellſchein umſtehend!

Digitized by Google

Bestellschein.

Der Unterzeichnete bestellt hiermit bei der Buchhandlung von

1 Expl. „Nord und Süd“, herausgegeben von Paul Lindau.
April 1883 zur Ansicht.
1 Expl. do. April bis Juni 1883 zur Fortsetzung.

Preis pro Quartal (3 Hefte) **6 Mark.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

und bittet um pünktliche Zusendung der Hefte je nach Erscheinen.

Name: Wohnort, Straße und Hausnummer:

Um gefl. recht deutliche Unterschrift wird gebeten.

Digitized by Google

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63 64, 65, 66 67, 68, 69, 70, 71, 72

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXIV. (Januar bis März 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXII., XXIII., XXIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

von

„Nord und Süd.“

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: F. Schottlaender in Breslau.

24 Bände Lex. 8° à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Wie der Huber unglaübig ward.

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Prolog.

Ernst Curtius in Berlin.
Griechische Ausgrabungen. 1876—1877.

Georg Ebers in Leipzig.
Alliteration und Reim im Altägyptischen.

Jacob v. Falke in Wien.
Das Fenster in der Wohnung.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ein literarischer Findling als „Lessings Faust“.

Karl v. Gebler in Meran.
Alessandro Manzoni.

Emanuel Geibel in Lübeck. Mit Porträt.
Distichen aus dem Wintertagebuch.
Die Jagd von Beyers. Vorspiel einer Albingenserträgödie.

Karl Goedeke in Göttingen.
Emanuel Geibel.

Bret Harte in New-York.
Der Mann von Solano. Amerikanische Skizze. (Uebertragen von Udo Brachvogel.)

Hans Hopfen in Berlin.
Zwischen Dorf und Stadt. Novelle.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Aus den Banden. Novelle.

Rudolph v. Ihering in Göttingen.
Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft.

Ferdinand Kürnberger in Wien.
Künstlerbräute. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Ferdinand Lassalles letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Peter Paul Rubens.

Julius Payer in Frankfurt a. M.
Die englische Nordpolexpedition von 1875—1876.

Fr. Pecht in München.
Moderne Maler. Franz Lenbach.

W. H. Riehl in München. Mit Porträt.
Neue musikalische Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. Karl Guhr und Karl Ludwig Drobisch.

Karl Vogt in Genf.
Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft.

Adolf Wilbrandt in Wien. Mit Porträt.
Dramaturgische Unterhaltungen. Mein Freund Scavola.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Römer

Ludwig Anzengruber in Wien. Mit Portr.
Zur Psychologie der Bauern. Der gottüberlegene Jacob.

Ed. Bauernfeld in Wien.
Correspondenz m. Anastasius Grün. Erinnerungen.

A. E. Brehm in Berlin.
Wildpferde in den asiatischen Steppen.

Moriz Carriere in München.
Geschmack und Gewissen.

Georg Gerland in Straßburg.
Das Gesetz der Vererbung und die Poesie.

Eduard Hanslick in Wien.
Adelina Patti. Erinnerungen.

Ferdinand Hiller in Köln.
An Franz Liszt. Mit dem Porträt v. Franz Liszt.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Monika Waldvogel. Novelle.

Rudolph von Ihering in Göttingen.
Honorar und Gehalt.

Paul Lindau in Berlin.
Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). — In und nach der Verbannung (1851—1877). Mit dem Porträt von Victor Hugo.

Rudolph Lindau in Paris.
Der Seher. Novelle.

Digitized by Google

Friedrich Meyer v. Waldeck in Heidelberg.
Russische Censur.
Josef Rank in Wien.
Ein Volksdramatiker aus Oesterreich.
Theodor Unger in Hannover.
Kunstschreiben und Kunsttreiben.
Bernhard Wagener in Kiel.
Zwischen zwei Herzen. Novelle.
Alfred Woltmann in Prag.
Das Preußenthum in der neueren Kunst.
Aus der ersten französischen Nationalversammlung. — 1871. — Nach Briefen und aus dem Nachlaß eines Mitgliedes derselben.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.
Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.
J. Baron in Berlin.
Gemeinwirthschaft und Privatwirthschaft.
Bauernfeld in Wien.
Moriz Schwind zum Gedächtniß.
Karl Biedermann in Leipzig.
Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung.
H. Breitinger in Zürich.
Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.
Moriz Carriere in München.
Der Unterschied des plastischen und malerischen Stils. Mit dem Porträt von Moriz Carriere.
Rudolph Genée in Dresden.
Der hundertl. Hamlet. Eine dramaturgische Studie.
Karl Goedeke in Göttingen.
Paul Heyse. Mit dem Porträt v. Paul Heyse.
H. Hacker in Breslau.
Salerno.
Paul Heyse in München.
Beppo der Sternseher. Novelle.
Ippolito Nievo.
Richard Liebreich in London.
Realismus und Idealismus im Porträt.
Rudolph Lindau in Paris.
Das rothe Tuch. Novelle.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Rembrandt van Rhn.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Wilhelm Lübke. Mit dem Porträt v. W. Lübke.
Wilhelm Roscher in Leipzig.
Zur Erinnerung an Friedrich List. Ungedruckte Briefe desselben. Mit einer Einleitung
W. Rüstow in Zürich.
Das schweizerische Heerwesen. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der allgemeinen Anwendbarkeit des Milizsystems, auch für die Heere der Großmächte.
H. W. Vogel in Berlin.
Das Spectrum u. die chemisch. Wirkungen d. Lichts.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Lootsencommandeur. Novelle.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.
Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.
Ludwig Anzengruber in Wien.
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'.
Bruno Bucher in Wien.
Zur Popularisirung der Kunst.
Georg Ebers in Leipzig. Mit Porträt.
Mein Grab in Theben.
F. Frensdorff in Göttingen.
Die Entstehung der Hanse.
Ferdinand Freiligrath.
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich.)
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Bohemund. Novelle in Versen.
Georg Gerland in Straßburg.
Centralasien und China.
E. Klebs in Prag.
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Krankheiten.
Heinrich von Kleist.
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.
Paul Lindau in Berlin.
Wilhelm Busch. Mit dem Porträt von Wilhelm Busch.
Rudolph Lindau in Paris.
Tödtliche Fehde. Eine Skizze.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Frührenaissance in Italien.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
Lucian Müller in St. Petersburg.
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.
Fr. Pecht in München.
Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin.
Friedrich Sander in Barmen.
Ueber gute und schlechte Luft.
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791.
Friedrich Uhl in Wien.
Herzensdämmerung. Novelle.
Fr. Vischer in Stuttgart.
Wieder einmal über die Mode.
B. Windscheid in Leipzig.
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.
Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.
Berthold Auerbach in Berlin. Mit Porträt.
Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung.
J. Baron in Berlin.
Der Normalarbeitstag.
A. de Bary in Straßburg.
Ueber die Bedeutung der Blumen.
E. du Bois-Reymond in Berlin.
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
Franz Delitzsch in Leipzig.
Der Talmud und die Farben.
J. Henle in Göttingen.
Der medicinische und der religiöse Dualismus.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.
Ein Frühlingsnachmittag.
Julius Klaiber in Stuttgart.
Wilhelm Hauff.
Heinrich Kruse in Berlin.
Der Dänholm. Idylle.
Heinrich Laube in Wien. Mit Porträt.
Eduard Devrient.
H. Nissen in Göttingen.
Kleopatra.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung.
Eduard Osenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Veraiein.
Leopold v. Ranke in Berlin. Mit Porträt
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge; II. Giotto und seine Nachfolger; III. Quattrocentisten; IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert; V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo; VI. Raphael; VII. Tizian und einige sein Zeitgenossen.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben.
Carl Thomas in Prag.
Die Großmutter. Novelle.
H. Wiener in Leipzig.
Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Warenfälschung
Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Novelle.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Das Sündkind.
Karl Bartsch in Heidelberg. Mit Porträt.
Joseph Victor von Scheffel.
G. Baur in Leipzig.
Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
Karl Biedermann in Leipzig.
Lessing in England.
P. W. Forchhammer in Kiel.
Das goldene Vließ und die Argonauten.
Karl Gutzkow in Sachsenhausen. Mit Porträt.
Bogumil Dawison.
Paul Heyse in München.
Reisebriefe.
An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. An Wilhelm Hertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen.
Rudolph Lindau in Paris.
Ein verkehrtes Leben. Novelle.
Emil Naumann in Dresden.
Clavierspiel ohne Ende.
Friedrich Ratzel in München.
Die Beurtheilung der Völker.
J. Rosenthal in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt von E. du Bois-Reymond.
Franz Rühl in Königsberg.
Theodor von Schön.
R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen.
Carl Thiersch in Leipzig.
Medicinische Glossen zum Hamlet.
H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels.
C. Voit in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes.
Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze.
Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle.
Karl Emil Franzos in Wien.
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende.
Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz.
Siegfried Kapper in Pisa.
Klöster und Klosterleben in der Herzegovina.
Heinrich Kruse in Berlin.
Idyllen.
Die Dachreiter. Wider Wind und Wellen.
Hugo Magnus in Breslau.
Die Farbenblindheit.
F. Max Müller in Oxford.
Ueber Fetischismus. I. II.
Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie. Mit dem Porträt von Max Müller.
Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. I. II.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen. Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew.
K. Th. Richter in Prag.
Die Braut. Novelle.
Justus Scheibert in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik.
Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner. Mit dem Porträt von Richard Wagner.
Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.
Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerskizzen am baltischen Strande.
J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Eduard Hanslick in Wien. Mit Porträt.
Musik und Musiker in Paris.
Paul Heyse in München.
Aus der italienischen Reisemappe.
Hans Hopfen in Berlin. Mit Porträt.
Flinserls Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors.

Digitized by Google

E. Hübner in Berlin.
Laokoon.
Wilhelm Jensen in Freiburg i. B. Mit Porträt.
Im Mai. Eine Symphonie.
Wilhelm von Kardorff in Wahnitz.
Die wirthſchaftlichen und finanziellen Reformprojecte des Reichskanzlers.
Fritz Krauß in Zürich.
Shakespeare und ſeine Sonette.
Paul Lindau in Berlin.
Julian Schmidt und der „Schillerpreis".
Rudolph Lindau in Berlin.
Gute Geſellſchaft. Roman.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Cultur der Hochrenaiſſance in Italien.
Fr. Merkel in Roſtock.
Der Kuß. Eine anthropologiſche Studie.
Ludwig von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus engliſchen Landſitzen.
H. B. Oppenheim in Berlin.
Das allgemeine Stimmrecht.
W. Preyer in Jena.
Die Concurrenz in der Natur.
Bibliographie.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinſtein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

C. Abel in Berlin.
Sprache und Aegyptiſche Sprache.
Asiaticus.
Die ſtaatliche und ſociale Entwickelung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878).
Emile Augier in Paris.
Fragment.
C. Baur in Leipzig.
Die Salzburger Emigranten. Ein Leidens- und Lebensbild aus der evangeliſchen Diaspora, zugleich ein Zeugniß für die Kirchen-Politik der Hohenzollern.
Karl Beck in Wien.
Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846.)
W. Buſch in Bonn.
Der Fuß und ſeine Bekleidung.
M. Carriere in München.
Johannes Huber. Mit dem Porträt von Joh. Huber.
Ernſt Dohm in Berlin.
Fragment. Aus einem unvollendeten Luſtſpiel Emile Augier's (Ueberſetzung).
H. Ehrlich in Berlin.
Anton Rubinſtein. Mit dem Porträt von Anton Rubinſtein.
Theodor Fontane in Berlin.
Grete Minde. Nach einer altmärkiſchen Chronik.
Ludwig Geiger in Berlin.
Der dreißigjährige Krieg und die deutſche Litteratur.
Klaus Groth in Kiel.
Kronprinzens in Holſtein. Ein Cyclus plattdeutſcher Gedichte über Land, Leute und Sagen.
Paul Heyſe in München.
Die Madonna im Oelwald. Eine Novelle in Verſen.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie.
Paul Lindau in Berlin.
Emile Augier. Mit dem Porträt von Emile Augier.
F. Reuleaux in Berlin.
Ueber den Einfluß der Maſchine auf den Gewerbebetrieb.
W. H. Riehl in München.
Das verlorene Paradies. Novelle.
Iſidor Soyka in München.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Peſtfrage.
B. H. Stronsberg in Berlin.
Zwei Fragen, die nicht brennen.
Karl Vogt in Genf.
Eine Naturforſcher-Allee im Hoch-Jura.
Bibliographie.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils, Guſtav Freytag und Reinhold Begas. Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

L. Anzengruber in Wien.
Sein Spielzeug.
Karl Bartſch in Heidelberg.
Italieniſches Frauenleben im Zeitalter Dantes.
J. Baron in Berlin.
Die neuen Reichszuſtändigkeitsgeſetze. Zum 1. October 1879.
August Demmin in Wiesbaden.
Sammler, Sammeln, Sammlungen.
A. Dove in Breslau.
Guſtav Freytag. Mit dem Porträt von Guſtav Freytag.
O. Ernſt in Conſtantinopel.
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient.
Carl Gerhard in Bonn.
Das Träumen.
Fr. Hemmann in Herrliberg.
Charles Sealsfield.
Ferdinand Hiller in Köln.
Adolphe Nourrit.
Paul Heyſe in München.
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Verſen. (Schluß.)
J. J. Honegger in Zürich.
Alexandre Dumas fils. Mit dem Porträt von Alexander Dumas.
Johannes Huber in München.
Moderne Magie (Schluß.)
Hermann von Ihering in Leipzig.
Die Thierwelt der Alpenſeen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entſtehung der Arten.
Lothar Meyer in Tübingen.
Ueber akademiſche Lernfreiheit.
Ludwig Pietſch in Berlin.
Reinhold Begas. Mit dem Porträt von Reinhold Begas.
Ferdinand von Saar in Wien.
Der General. Eine Novelle aus Oeſterreich.
Otto von Schorn in Nürnberg.
Das Groteske und Komiſche in der Kunſt und im Kunſtgewerbe.
Friedrich von Weech in Karlsruhe.
Göthes Lilli.
Hermann Welcker in Halle.
Die perſiſche Vierzeile und der deutſche Volksreim.
Bibliographie.

Digitized by Google

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Halm.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

François Coppée.
Olivier. Novelle in Versen. Im Versmaße des Originals übersetzt von Wolf Grafen Baudissin.

J. Friedrich in München.
Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. J. von Doellinger.

N. Gane.
Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumänischen nach dem Manuscripte und unter Mitwirkung des Verfassers übersetzt von Mite Kremnitz-Bardeleben.

F. Heinrich Geffcken in Straßburg i. E.
Das Problem des Völkerrechts.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die Mythen vom Tod und vom Jenseits bei den Indogermanen.

Julius Hübner in Dresden.
Tintoretto.

Karl Koberstein in Dresden.
Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Friedrich Albert Lange in Berlin.
Ueber philosophische Bildung. (Schluß Februar 1880.)

Paul Lindau in Berlin.
Ernst Dohm und der „Kladderadatsch". Mit dem Porträt von Ernst Dohm.

Ludwig Freiherr v. Ompteda in Wiesbaden.
Woburn Abbey.
Die Trinkkrankheit in England.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus.

Friedrich Oetker in Kassel.
Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurhessen.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Adolf Menzel. Mit dem Porträt von Adolf Menzel.

Fr. Wilh. Theile in Weimar.
Das Menschengeschlecht.

Adolf Wilbrandt in Wien.
Tod und Trost. Ein Cyclus.

Bibliographie.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Haim und W. Krauskopf.

J. Eyssenhardt in Hamburg.
Der Ursprung der romanischen Sprachen.

Karl von Gebler.
Die Jungfrau von Orleans.

Ferdinand Hiller in Köln.
In Wien vor 52 Jahren.

Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Bedeutung des Leids.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Faira. Ein erzählendes Gedicht.

R. Koffmann in Heidelberg.
Die Bedeutung des Einzellebens in der Darwinistischen Weltanschauung.

Max Kurnik in Breslau.
Karl von Holtei. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Karl von Holtei's.

Isolde Kurz in Florenz.
Haschisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen.

Friedrich Albert Lange.
Ueber philosophische Bildung (Schluß [siehe November 1879]).

Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Elise.

Menenius der Jüngere.
Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit dem Porträt des Fürsten Bismarck.

H. B. Oppenheim in Berlin.
Aus den Mysterien der altfranzösischen Diplomatie.

John Paulsen in Norwegen.
Ein römisches Abenteuer. Novelle.

Heinrich Ratzel in München.
Sahara und Sudan.

Oskar von Redwitz in Meran.
Ein Brautkranz in Sonetten.

Sigmund Schlesinger in Wien.
Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedt's.

August Silberstein in Wien.
Der Laden des Naz.

Karl Vogt in Genf.
Zur Physiologie der Schrift.

B. Volz in Potsdam.
Fürst Kaunitz.

* † *

Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen.

Bibliographie.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Halm.

J. Herm. Baas in München.
William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte.

Jakob Baechtold in Zürich.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing I. II.
I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.
II. Lessings Minna von Barnhelm.

Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle. Mit dem Porträt Theodor Fontanes.

Gustav Hirschfeld in Königsberg.
Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Eduard Graf Lamezan in Wien.
Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung.

Carl Lang in Offenburg.
Ueber altgriechische Musik.

Digitized by Google

Rudolph Fürst zu Liechtenstein in Neulengbach.
Die Kinder des Ostens. Novelle.
Heinrich Leuthold.
Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Baechtold in Zürich.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die pergamenischen Funde.
Alfred Meißner in Bregenz.
Toni. Novelle. Mit dem Porträt Alfred Meißners.
Ludwig Pfau in Paris.
Emile Zola.
Franz Rühl in Königsberg.
Friedrich Christoph Schlosser.
Hans Semper in Innsbruck.
Italienische Studien.
Karl Stieler in München.
Eine Winterreise an den Königssee.
Emile Zola in Paris.
Balzac (in französischer Sprache)
(in deutscher Sprache, übersetzt von P. L.)
Mit dem Porträt Emile Zolas.
Bibliographie.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.
George Allan in Bukarest.
Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Bukarest.
Kuno Fischer in Heidelberg.
Ueber G. E. Lessing (III. Lessings Emilia Galotti).
Theodor Fontane in Berlin.
L'Adultera. Novelle (Schluß).
Eduard von Hartmann in Berlin.
Die Krisis des Christenthums.
Paul Heyse in München.
Die Eselin.
Hans Hoffmann in Stettin.
Der schöne Cheeco. Novelle.
Max Jordan in Berlin.
Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'.
Karl Koberstein in Dresden.
Carl Friedrich Lessing. Mit dem Porträt C. F. Lessings.
Paul Lindau in Berlin.
Goethes „Faust" als Bühnenwerk.
Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Die Kunst und der Kaufmann.
Menenius der Jüngere.
Ein Blick von der politischen Warte.
Friedrich Oetker in Kassel.
Die Herstellung der kurhessischen Verfassung im Frühjahr 1862.
Friedrich Ratzel in München.
Die Wasserfälle.
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind.
Rudolf Seydel in Leipzig.
Das Rosenkreuz, ein Sinnbild des Christenthums im Uebergange zur Humanitätsreligion.
M. E. von Sosnowski in Posen.
Kuno Fischer. Mit dem Porträt Kuno Fischers.
Bibliographie.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von F. L. Meyer und Wilhelm Rohr.
S. von Basch in Wien.
Das Wesen des Kreislaufs.
Udo Brachvogel in New-York.
Bret Harte. Mit dem Porträt Bret Hartes.
Alexander Brückner in Dorpat.
Zur Naturgeschichte der Prätendenten.
M. Carriere in München.
Wechselbeziehungen deutscher und italienischer Kunst.
F. von Duhn in Heidelberg.
Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien.
Heinrich Kruse in Berlin.
Die Siegelbewahrer. Eine Seegeschichte.
Paul Lindau in Berlin.
Persönliche Begegnungen. Henri.
Rudolph Lindau in Berlin.
Treu bis in den Tod. Erzählung.
Jürgen Bona Meyer in Bonn.
Zur Philosophie der Gegenwart. II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie.
Hermann Oelschläger in Leipzig.
Bernardo.
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Der Haararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Andreas Achenbach. Mit dem Porträt Andreas Achenbach's.
Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Ueber Blindsein.
Bernhard Schädel in Darmstadt.
Briefe von Moritz von Schwind. (Schluß.)
O. Schrader in Jena.
Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguistische Studie.
Lorenz von Stein in Wien.
Der amerikanische Socialismus und Communismus. I—IV.
Alfred Stern in Bern.
Karl von Clausewitz.
Friedrich Spielhagen.
Vorbemerkung der Redaction. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".
Adolf Wilbrandt.
Der Verwalter. Novelle.
Ludwig Ziemssen in Neustettin.
Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Friedrich Spielhagens.
Bibliographie.

Digitized by Google

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Moltke, von Franz v. Holtzendorff und M. Lazarus. Radirt von Paul Halm u. W. Krauskopf.

Moritz Cantor in Heidelberg.
Sir Isaac Newton. I. II.

Felix Eberty in Breslau.
Das Gesetz im Leben.

Wilhelm Geiger in Erlangen.
Die älteste Literatur des indischen Volkes.

Wilhelm von Hamm.
Sonntagskinder.

Paul Heyse in München.
Der lahme Engel. Novelle.

Franz von Holtzendorff in München.
Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland. Erste Serie. Zweite Serie. Mit dem Porträt Franz von Holtzendorffs. Radirung von W. Krauskopf in München.

Sophie Junghans in Kassel.
Giulio Valori. Novelle.

Fedor von Köppen in Leipzig.
Moltke und seine Kriegführung. Mit dem Porträt des Feldmarschall Grafen von Moltke.

M. Lazarus in Berlin.
Erziehung und Geschichte. Mit dem Porträt von M. Lazarus.

Paul Lindau in Berlin.
Die Ahnen. Ein Roman von Gustav Freytag. Mit einem Holzschnitt „Immo und Hildegard," nach einer Zeichnung von H. Kaulbach. (Aus der „Gustav-Freytag-Gallerie".)

A. N. Rangabé in Berlin.
Die beiden Schwestern. Eine Novelle.

Rhenanus.
Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß.

Otto Roquette in Darmstadt
Die Muschel.

Ernst Scherenberg in Elberfeld.
Gedichte.

R. Schoener in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung.

A. Schuegraf in Messina.
Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698.

Bibliographie.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Rohr und Paul Halm.

L. Anzengruber in Wien.
Der Einsam'. Erzählung.

Adolf Boetticher in Berlin.
Die Stadt des Tantalos.

Heinrich Breitinger in Zürich.
Der heutige Roman Italiens.

Moritz Carriere in München.
Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeare's Othello.

Felix Dahn in Königsberg.
Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung von D. Raab in München. — Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters). Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Rohr in München.

Kuno Fischer in Heidelberg.
Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft".

C. Freiherr v. d. Goltz in Berlin.
Skizzen aus der Kriegsführung der Gegenwart.

Franz von Holtzendorff in München.
Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland. V., VI., VII. (Schluß.)

R. von Jhering in Göttingen.
Die Sitte im Munde der Sprache.

Karl Kobersteín in Dresden.
Der Dichter des Frühlings.

Ludwig Laistner in München.
Der geraubte Spielmann. Novelle.

Paul Lindau in Berlin.
Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in Berlin.

Ludwig Pietsch in Berlin.
Paul Meyerheim. Mit dem Porträt Paul Meyerheims. Radirt von P. Halm in München.

Otto Roquette in Darmstadt.
Der Dachreiter. Novelle.
Naturstimmen.

R. Schoener in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung. (Schluß [siehe Juni 1881]).

Karl Stieler in München.
Ludwig der Baier. Eine Jagdfahrt im Ammergau

Bibliographie.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf und W. Rohr.

Julius Allgeyer in München.
Betrachtungen über bildende Kunst.

Berthold Auerbach in Berlin.
Ferdinand Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung.

J. Hermann Baas in Worms.
Die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Oberst z. D. v. Brandt in Berlin.
Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

A. Geyer in München.
Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten.

Eduard v. Hartmann in Berlin.
Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.

Wilhelm Hertz in München.
Die Sage vom Parzival und dem Gral.

Paul Heyse in München.
Der Mönch von Montaudon. Novelle.

Ferdinand Hiller in Köln.
Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit. Mit dem Porträt Ferdinand Hillers. Radirung von W. Krauskopf in München.

Heinrich Kruse in Berlin.
Adelaide. Eine Seegeschichte.

R. L. in Berlin.
Eine Sommerlaune.

K. A. Mayer in Karlsruhe.
Die Neuvermählten.

Digitized by Google

Adolf Pichler in Innsbruck.
Eine Jugendliebe in Wien.
Ludwig Pietsch in Berlin.
Anton von Werner. Mit dem Porträt Anton von Werners. Radirung von W. Krauskopf in München.
Carl du Prel in München.
Das zweite Gesicht. Psychologische Studie.
Marie von Redwitz in Meran.
Seine Frau. Novelle.
J. Reinke in Göttingen.
Die Organismen und ihr Ursprung.
Barbara Gräfin Sollohoub (Danine) in St. Petersburg.
Vater Dionysius.
Adrian Schücking in Harzburg.
Spiegelbilder vom Bosporus. I. Die Möwen.
Carl Vogt in Genf.
Algierisches.
Johannes Volkelt in Jena.
Eduard von Hartmann. Mit dem Porträt Eduard von Hartmanns. Radirung von W. Rohr in München.
Bibliographie.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.
Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Rohr und W. Krauskopf.
Adolph L'Arronge in Berlin.
Das Theater und die Gewerbefreiheit.
Felix Auerbach in Breslau.
Hermann Helmholtz und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig.
Hugo Blümner in Zürich.
Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur.
Adolf Boetticher in Berlin.
Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.
Felix Dahn in Königsberg i. Pr.
Der Streit um die Krone. Ballade.
H. Ehrlich in Berlin.
Mailänder Erinnerungen aus dem Sommer 1881.
Theodor Fontane in Berlin.
Groeben und Stethen. Ein märkisches Capitel. Der Scharnhorst-Begräbnißplatz auf dem Berliner Invalidenkirchhof.
J. Henle in Göttingen.
Ueber das Erröthen.
Hermann Hettner in Dresden.
Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.
Wilhelm Jensen in Freiburg i/Br.
Am Aschentrug. Gedicht.
Paul Lindau in Berlin.
Herr und Frau Bewer. Novelle.
— — **Literarische Besprechungen.**
Zur naturalistischen Literatur.
„Angela" Roman von Friedrich Spielhagen.
Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst v. Wildenbruch.
Isidor Soyka in München.
Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.
Carl Thomas †.
Magdalena. Novelle.
Johannes Trojan in Berlin.
Die Dorfstätte.
Bibliographie.

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Januar — Februar — März 1882.
Mit den Porträts von Gottfried Keller, A. Fr. Graf von Schack und J. Maj. der Königin von Rumänien. Radirungen von R. Leemann und W. Krauskopf.
Oberst H. von Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien.
H. Ehrlich in Berlin.
Die Berliner Musik-Saison. Rückblicke.
Friedrich Friedrich in Leipzig.
Die Jugendfreunde. Novelle.
Gottfried Keller in Zürich.
Der Apotheker von Chamounix. Fragment aus einem älteren Gedichte.
Mite Kremnitz in Bukarest.
Carmen Sylva.
Gotthold Kreyenberg in Iserlohn.
Die neue Erziehung.
Paul Lindau in Berlin.
Ein neues Drama von Heinrich Kruse. (Witylav von Rügen.)
Die Frau Burgemeisterin. Roman v. G. Ebers.
Geistige Aneignungen und Bezeugungen. Gelegentlich des Schauspiels „Odette" von Victorien Sardou.
Rudolph Lindau in Berlin.
Im Park von Villers. Novelle.
Ferdinand Lotheißen in Wien.
Die Erzählungen der Königin von Navarra.
Otto Mejer in Göttingen.
Der römische Kestner.
J. v. Pflugk-Harttung in Tübingen.
Ein Phantast auf dem Kaiserthrone.
Emil Rittershaus in Barmen.
Am Gestade der See.
Adolf Friedr. Graf v. Schack in München.
Dichtungen. I. Ottmar. II. Achilles.
Hans Semper in Innsbruck.
Mittelalterliche Baukunst in Italien.
Carmen Sylva.
Das Leiden. Ein Märchen.
Bernhard Wagener in Kiel.
Golgatha. Novelle.
Arnold Wellmer in Blankenburg a. H.
Franz Dingelstedt's „Schwabenstreiche".
Bibliographie.

Inhalt des einundzwanzigsten Bandes.

April — Mai — Juni 1882.
Mit den Porträts von Rudolf Virchow, Johannes Brahms und Hermann Lotze. Radirungen von Wilh. Rohr und W. Krauskopf.
Karl Bartsch in Heidelberg.
Das altfranzösische Volkslied.

Digitized by Google

Paul Boerner in Berlin.
Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg.

Anton Theobald Brück in Osnabrück.
Das Alter.

H. Ehrlich in Berlin.
Johannes Brahms.

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Ein Schatten. Gedicht.

Johann Kelle in Prag.
Die Verwälschung der deutschen Sprache.

M. Lazarus in Berlin.
Carnaval. Eine psychologische Studie.

Paul Lindau in Berlin.
Toggenburg. Novelle.
Die Geschwister. Roman in vier Bänden von Carl Frenzel.
Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille von Emil Zola.

Hermann Lotze †.
Die Principien der Ethik.

Arthur Milchhöfer in Berlin.
Heinrich Schliemann und seine Werke.

Ludwig Freih. v. Ompteda in Wiesbaden.
Das holländische Haus. Eine Erzählung.

Johannes Scherr in Zürich.
Deutschland vor hundert Jahren.

Karl Theodor Schultz in Danzig.
Gesühnt. Novelle.

Rudolf Seydel in Leipzig.
Rudolf Hermann Lotze.

L. Siegfried in Bonn.
Illusionen. Eine psychologische Studie.

Bibliographie.

Inhalt
des zweiundzwanzigsten Bandes.

Juli — August — September 1882.

Mit den Porträts von Robert Hamerling, Wilhelm Jordan und Wilhelm Roscher. Radirungen von Wilh. Rohr und Wilhelm Krauskopf.

Karl Biedermann in Leipzig.
Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte. Ungedruckte Briefe des Dichters. (Fortsetzung.)

M. Corvus.
In omnibus charitas. Novelle.

Robert Hamerling in Graz.
Amor und Psyche. Gedicht.

Wilhelm Jordan in Frankfurt a. M.
Rauhreif. Gedicht.

A. Koch in Neufes.
Der deutsche Brahmane.

Paul Lindau in Berlin.
Porträts und Porträtisso von Joh. Scherr.
Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch den Bayerischen Wald mit den Leitmotiven des Doctors.

Wilhelm Lübke in Stuttgart.
Zur französischen Renaissance.

O. Mejer in Göttingen.
Der römische Reiner. Zweiter Artikel 1817—1828.

Alberta von Puttkamer in Straßburg.
Aus einem Cyclus. Ein Sommerglück. Novelle in Terzinen.

Wilhelm Roscher in Leipzig.
Betrachtungen über die neuen preußischen Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes.

Johannes Scherr in Zürich.
Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Carl Vogt in Genf.
Eduard Desor.

Ernst von Wildenbruch in Berlin.
Brunhild. Novelle.

Bibliographie.

Inhalt
des dreiundzwanzigsten Bandes.

October — November — December 1882.

Mit den Portraits von K. Braun-Wiesbaden, Julius Wolff u. Ferdinand Gregorovius, Radirungen von Wilh. Rohr.

Aus Heinrich von Kleist's Lebens- und Liebesgeschichte.
Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von Karl Biedermann in Leipzig. (Schluß.)

H. v. Brandt in Berlin.
Bilder aus Indien. II.

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Weltpolitik und Kleinstaaterei 1860.

Die ungarische Staatsidee.
Von J. A.

Jacob von Falke in Wien.
Zeitgemäße Patinafragen.

Paul Heyse in München.
Unvergeßbare Worte. Novelle.

Julius Hübner in Dresden.
Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die italienischen Schulen.

Karl Koberstein in Dresden.
Ein märkischer Junker.

Paul Lindau in Berlin.
Allerlei Gedichte aus Nord und Süd. Spätsommerlicher Brief.
Rachel. Aus ihrem Leben und Schreiben.

Hermann Lingg in Dresden.
Diokletian in Salona. Scenische Dichtung.

Preußen in Kurhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die Preußische Expedition in Kurhessen 1850.

Marie von Redwitz in Meran.
Fatma Hanum. Novelle.

Julius Wolff in Berlin.
Die Frau des Rathsherrn. Ballade.

Digitized by Google

Björnſtjerna Björnſon.
Stud. Erzählung. Aus dem Norwegiſchen mit Erlaubniß des Verfaſſers überſetzt von Helene Schröter.
Ferdinand Gregorovius in Rom.
Die Villa Ronzano. Ein Muſenſitz der Gozzadini von Bologna.
Friedrich Althaus in London.
Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild.
Ferdinand Hiller in Köln.
Ein Theaterkind. Von François Coppée.
O. Meyer in Göttingen.
Der römiſche Keſtner.
Heinrich Homberger in Berlin.
Der Poſten der Frau.
L. Anzengruber in Wien.
Ein böſer Geiſt.
Bibliographie.

Inhalt des vierundzwanzigſten Bandes.

Januar — Februar — März 1883.

Mit den Portraits von Fr. Viſcher, von Gieſebrecht und Gabriel Max. Radirungen von Wilh. Krauskopf und Wilh. Rohr.

Carl Abel in Berlin.
Ueber die Unterſcheidung ſinnverwandter Wörter.
Friedrich Althaus in London.
Erinnerungen an Gottfried Kinkel.
J. Hermann Baas in Worms.
Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens.
Chriſtian Elſter.
Eine Kreuzträgerin. Erzählung. Aus dem Norwegiſchen überſetzt von Emma Klingenfeld.
Wilhelm von Gieſebrecht in München.
Unſere Gymnaſien. Pädagogiſche Briefe.
Otto Gumprecht in Berlin.
Robert Schumann.
Paul Lindau in Berlin.
Ein Roman für Erwachſene von einem jungen Mädchen.
Fedora von Victorien Sardou. Mit einigen Bemerkungen über die Blühmenfertigkeit franzöſiſcher und deutſcher Stücke.
Rudolph Lindau in Berlin.
Der Gaſt. Eine Novelle.
Guſtav Meyer in Graz.
Ueber Sprache und Literatur der Albanejen.
Adam Müller-Guttenbrunn in Wien.
Die Frau Hofräthin. Eine wahre Geſchichte.
Ludwig Pietſch in Berlin.
Gabriel Max.
Johannes Scherr in Zürich.
Ein Zarenmord.
Heinrich Seidel in Berlin.
Gedichte.
Fr. Th. Viſcher in Stuttgart.
Neue lyriſche Gänge.
Richard Weltrich in München.
Friedrich Viſcher als Poet.
Georg Winter in Marburg.
Die Kataſtrophe Wallenſteins. Nach der neueſten archivaliſchen Publikation.
Bibliographie.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXV. Band. — April 1883. — 73. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Otto Roquette.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Die Vertrauten.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Man kann die Leute während des Carnevals, oder vielmehr in der Zeit, welche man in Deutschland Carneval nennt, in den gesellschaftlich stark bewegten Wochen von Neujahr bis gegen Ende Februar, in drei Hauptklassen eintheilen. Die erste umfaßt Diejenigen, welche die ganze Reihe von Bällen und sonstigen Festen unbedingt mitmachen; die zweite besteht aus den sehnsuchtsvoll Zuschauenden, welche aus irgend einem Grunde dem glänzenden Wirrwarr entsagen müssen; zur dritten gehören Solche, denen diese Dinge ganz gleichgiltig sind, daher sie denn ihren Pflichten und geräuschloseren Erholungen nachgehen. Freilich, für eine Pflicht sieht auch die erste Klasse ihren aufreibenden Gesellschaftsdienst an. Die Empfindungen der dritten können, als eigentlich ganz befriedigende, außer Betrachtung bleiben. Es ist aber die Frage, welche von den beiden anderen die mehr beklagenswerthe sei, die scheinbar genießende, oder die unfreiwillig entsagende? Die Genußfähigkeit der ersten ist im Ganzen bald erschöpft, aber die Ausdauer im Theilnehmen trotzdem nicht gering. So ungeberdig manche zu Hause oder sonst im Stillen werden über den von Woche zu Woche gesteigerten Frohndienst des Vergnügens, über Mitternacht hinaus, bis gegen Morgen, so sind sie doch auf dem Posten, sobald die Schellenkappe läutet, denn sie haben eben Grund, dabei zu sein. Die Kräfte aber werden mehr und mehr abgespannt, die Gesichter immer fahler, und selbst jüngere Männer, welche ihren Tanzbeinen und sonstigem Zubehör etwas zuzumuthen wissen, erklären diese Zeit für eine sehr ernste.

Wird nun dieser Kreis von Leuten von den sehnsüchtig Zuschauenden wohl gar beneidet, so stehen Viele von den Ersteren nicht an, die Menschen

Digitized by Google

der dritten Klasse, also die ganz Theilnahmlosen und Unverpflichteten, für die beglücktesten Sterblichen, wenigstens in diesen Tagen, zu erklären.

Zwei Personen der ersten und dritten Klasse, eine Dame und ein Herr, schritten an einem Januarabend, zwischen sechs und sieben Uhr, durch eine der Promenadenstraßen, dem Inneren der Hauptstadt entgegen. Sie kamen aus einer kleinen heiteren Mittagsgesellschaft in einem ihnen befreundeten Hause, welche, da auch für den Abend nichts Erschöpfendes vorlag, als ein Ruhepunkt im großen Treiben betrachtet werden konnte. Da die Dame ohne Begleitung war, hatte der Herr sich ihr als Schutz bis zu ihrer Wohnung angeboten, und ließ es an Unterhaltung nicht fehlen. Dabei funkelten die Sterne wunderbar am Winterhimmel, die Bäume standen von Reif überzogen, und der Schnee knirschte unter den Füßen der Dahinschreitenden.

Plötzlich und mit einiger Lebhaftigkeit unterbrach die junge Dame den Redefluß ihres Ritters mit den Worten: „Bitte, Herr von Sturmfels, nennen Sie mich nicht wieder „meine Gnädigste!“ Sie wissen, mein guter Mann war Gymnasiallehrer und ich bin jetzt Gesangslehrerin. Ich werde überall Frau Friederike Veltheim genannt.“

„Aber meine Gnäd — verehrteste Frau,“ entgegnete der Herr, „warum wollen Sie eine huldigende Anrede ablehnen, welche unsereinem doch jeder Dame gegenüber geziemt. Ich wünsche in Ihrer Gnade zu stehen, und da Sie davon überzeugt sein müssen, so werden Sie es nicht ungnädig aufnehmen.“

Die Dame lachte und kehrte zum Faden der Unterhaltung zurück. „Wenn Ihnen die Ausübung der Kunst so werthvoll ist, sagte sie, daß Sie ihre Beeinträchtigung durch das bunte Gesellschaftsleben beklagen, warum schränken Sie dasselbe nicht ein. Sie, als ein ganz unabhängiger Mann, haben das doch in der Hand!“

„Ach, meine Allergnäd — theuerste Freundin — ich! verzeihen Sie, daß ich nun gar eine Anrede wähle, zu der ich noch nicht berechtigt bin! Aber ich strebe danach, Sie so nennen zu dürfen. Wie bringe ich es nur heraus? Ich bin — in einer ganz verwünschten Lage!“ Die letzten Worte kamen in einem so gut militärischen Tone über seine Lippen, daß er selbst darüber erschrak. Und da er eine Vermittlung zur höflicheren Stimmlage nicht gleich zu finden schien, ließ er einen aus tiefster Brust geholten Seufzer darauf folgen.

Die junge Frau fühlte sich stark belustigt, und mit neckischem Ausdruck fragte sie: „Wohin ging dieser Seufzer, Herr von Sturmfels?“

Der Angeredete suchte sich zu fassen. „Sie kennen die Anziehung des Rheinwald'schen Hauses,“ sagte er, „Sie sind den Damen befreundet, haben in der Familie einen gewissen Einfluß —“

„Oh! unterbrach ihn die Dame mit ganz ernstlicher Abwehr: „In keiner Weise! Nur zu höchster Dankbarkeit fühle ich mich gegen das Haus des Präsidenten Rheinwald verbunden!“

Digitized by Google

„Daß Sie die Freundschaft und das ganze Vertrauen der Hausherrin genießen, weiß ich durch die Präsidentin selbst," redete Herr von Sturmfels weiter. „Sie sind die Gesanglehrerin der Tochter, Sie kennen dieses entzückende Geschöpf genau! Sie sind häufig mit Gisela allein. Ein solcher Vorzug ist beneidenswerth. Ich wünschte, ich wär' an Ihrer Stelle."

Die junge Frau entgegnete nicht sogleich. Sie glaubte aus seiner bewegten Stimme, aus dem innerlichen Ausdruck seiner Worte ein ernstes Bekenntniß zu hören. Nach einer Weile begann sie: „Ich weiß nicht, was Sie hindert, Ihre Wünsche offen und einfach da auszusprechen, wo allein darüber entschieden werden kann. Sie sind der Familie länger befreundet, als ich sie kenne. Sie sind fast täglich dort im Hause, haben zu jeder Stunde Zutritt, wie sollte Ihnen die Möglichkeit fehlen —"

„Das ist ja eben das Verteufelte," fuhr Herr von Sturmfels heraus, „daß ich so sehr befreundet, daß ich so beliebt in der Familie bin! Mit dem Präsidenten könnte ich allein reden, von der Hausfrau auch eine Privataudienz erlangen, allein so weit bin ich noch lange nicht! Trete ich aber in die Familienzimmer, so fliegt Hänschen auf mich los, Julchen will mir zu Leibe, Emma und Fritz sind nicht aus meiner Nähe zu bringen, und Gisela überläßt mich den Kindern, als könnte es nicht anders sein. Wie ich es auch anlege, ich kann mich mit ihr nicht fünf Minuten allein unterhalten. Ich gehe in jede Gesellschaft, ich laufe auf alle Bälle, wo ich sie anwesend weiß, ich tanze mit ihr — aber was ist dabei viel zu reden? Weiß der Himmel, ich bin doch nicht mehr in den Jahren — es handelt sich auch nicht um bloße Courmacherei — kurzum, so hinderlich ist es mir noch niemals ergangen!"

Seine Gefährtin hätte über das stille Bekenntniß, das aus den letzten Worten klang, auflachen mögen, und er selbst fühlte sich durch die eigene Rede unangenehm berührt. „Sie sehen einen halben Narren vor sich!" fuhr er fort, „oder auch einen ganzen! Sie haben eben genug gehört. Ich liebe Gisela, kann mich aber nicht überzeugen, ob sie mich versteht. Helfen Sie mir, beste Frau! Gisela besucht sie zur Gesangstunde. Lassen Sie mich das junge Mädchen in Ihrer Wohnung sprechen!"

Friederike Veltheim stutzte, und zögerte mit der Entgegnung. „Ich möchte das doch nicht!" sagte sie dann. „Ich bin eine einzelstehende, unbeschützte Frau, und andrerseits darf ich dergleichen Herrn und Frau Rheinwald gegenüber nicht wagen. Stehen Sie von diesem Wunsche ab, Herr von Sturmfels!"

Schweigend gingen Beide eine Weile neben einander hin. Sie hörten den Schnee unter ihren Füßen knirschen, sie fühlten, wie der Wind den Reif von den Zweigen über sie schüttelte, aber da sie nachdenklich auf den Boden vor sich hin blickten, sahen sie nichts von der endlosen Sternenpracht, die auf ernstere Dinge herabschaute, als den bunten Carneval und die kleinen Herzensgeschichten, die sich unter der Maskerade abspielten.

Digitized by Google

Der jungen Frau wurde das lange Schweigen peinlich. „Eins kann ich Ihnen versprechen!“ begann sie. „Und ich hoffe dabei nichts gegen das Haus Rheinwald zu verletzen. Ich will im Stillen zu ergründen suchen, was für Gesinnungen Gisela für sie hegt.“

„O, wenn Sie das wollten!“ rief ihr Begleiter mit lebhafter Freude. „Aber erwarten Sie nicht, daß das von morgen zu übermorgen möglich zu machen ist! Ich brauche Zeit und habe Behutsamkeit nöthig. Gisela darf nichts von einer Absicht gewahr werden.“

Herr von Sturmfels versicherte im Voraus seine ganze Dankbarkeit, und nachdem das Gespräch noch einige Minuten lang bei diesem Thema verweilt hatte, brachte Frau Friederike es auf andere Dinge. So auf ein großes Wohlthätigkeitsconcert, in welchem mehrere Damen aus der Gesellschaft, Schülerinnen von ihr, gesungen hatten.

„Es ist doch merkwürdig, verehrteste Frau,“ begann Herr von Sturmfels, „daß ich Sie selbst noch niemals habe singen hören! Sie verweigern es, sich in der Oeffentlichkeit hören zu lassen, aber in kleineren Kreisen singen Sie, so auch bei Rheinwalds. Warum geschah das heut' nicht?“

„Heut'? Nun ja, heut' gerade wär' ich nicht abgeneigt gewesen — wenn ich zum Singen aufgefordert worden wäre. Aber es geschah nicht. — Auch von Ihrer Seite nicht, Herr von Sturmfels!“ fügte sie neckend hinzu.

Der Getroffene suchte eine Entschuldigung zusammen zu bringen, sie aber fuhr fort: „Ueberhaupt müssen Sie mir gestatten, daß ich Ihre Versicherung, nach meiner Freundschaft zu streben, wenn ich die ganz egoistische Ursache abziehe, einigermaßen bezweifle. Sie waren mit meinem Manne befreundet, schon von der Schule her, wechselten mit ihm noch Briefe, bis kurz vor seiner letzten Krankheit, fügten auch wohl Ihre Empfehlung an mich hinzu, die Sie noch nicht gesehen hatten. Als mein armer Robert aber gestorben war, und ich auch Ihnen die Todesanzeige geschickt, da kam kein Wort von Ihnen an die bekümmerte Witwe. Es mußten drei Jahre vergehen, bis ich Ihnen zuerst im Rheinwald'schen Hause begegnete. Ich habe erst seit etwa zwei Monaten die Ehre, Sie persönlich zu kennen, und kann wirklich nicht sagen, während dieser Zeit besondere Beweise Ihrer freundschaftlichen Gesinnung empfangen zu haben.“

Sie schien keinen Ernst in die letzte Wendung zu legen, da sie die Worte nur wie eine leichte Herausforderung hinwarf, ihr Begleiter wurde aber dadurch um so ernster in Verlegenheit gesetzt. „Sie sollten auch nicht ungerecht sein, meine Gnädig — verehrteste Frau!“ begann er. „Sie lebten mit Ihrem Gatten in der Provinz, weitweg im Osten, wohin er versetzt worden war, ich stand in der Garnison am Rhein. Während des Krieges, da ich in Frankreich war, hatten Sie den Tod unsres Freundes zu beklagen. Ihre Anzeige desselben gelangte nicht an mich, ich erfuhr das Mißgeschick erst lange nachher. Durch andre Beziehungen wurde mir bekannt, daß Sie

Digitized by Google

ihren Aufenthalt gewechselt hatten. Wo Sie geblieben waren, vermochte mir Niemand zu sagen. Wie konnte ich ahnen, daß ich Sie in der Hauptstadt zu suchen hätte?"

Die junge Frau schien mit dieser Erklärung zufrieden, ließ die Sache auf sich beruhen und sprach von ihrem geliebten Verstorbenen.

„Da fällt mir ein," begann Herr von Sturmfels, „ich besitze ja noch Gedichte von Robert Veltheim! Sogar Manuscripte aus seiner letzten Zeit, die er mir in seinen Briefen nach Coblenz schickte!"

„Von meinem Gatten?" rief Friederike lebhaft. „Und das sagen Sie mir erst jetzt? O, bitte, bitte —!"

„Ich fand sie neulich unter meinen Briefschaften, und nahm heut' in die Gesellschaft die Absicht mit, Ihnen diese Dichtungen, wenn Sie dieselben etwa nicht auch besäßen, zur Verfügung zu stellen. Ich hatte das Wort an Sie auch schon auf den Lippen, da — nun da kamen eben andere Gespräche dazwischen. Darf ich Ihnen diese kleinen Schätze morgen persönlich vorlegen?"

Wenn Herr von Sturmfels diese Wendung mit raffinirter Berechnung als einen Haupttreffer aufgespart hätte, um sich das Wohlwollen der jungen Frau und die Erlaubniß zu einem Besuche bei ihr zu erringen, er wäre des guten Erfolges sicher gewesen. Aber er war weitab von solchen Künsten, er redete ganz ehrlich die Wahrheit, und da diese aus dem Tone seiner Sprache gutmüthig genug hervorklang, fand sein Anerbieten einen noch besseren Empfang. Friederike war voll Dankbarkeit und Freude, und alle früheren Einwendungen bei Seite setzend, trennte sie sich von ihm an ihrer Thür mit der Versicherung, daß sie seinem Besuche gern entgegensehe. —

Hans Peter von Sturmfels war ein junger Mann von vierunddreißig Jahren, schlank, hoch gewachsen, im besten Sinne eine noble männliche Erscheinung. Zwei Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege, der ihm den Hauptmannsrang eingetragen, glaubte er allen Verpflichtungen und Rücksichten Genüge gethan zu haben, und nahm seinen Abschied aus der Armee, um seinen eigentlichen Neigungen zu leben. Man erwartete, daß er sich der Bewirthschaftung seines Gutes widmen werde, da er inzwischen Herr eines ansehnlichen Familienbesitzes geworden war. Allein es kam anders. Er ließ das Gut verpachten und wurde Maler. Den Entschluß dazu hatte er lange geplant, und wäre er in seiner Jugend nicht auf unüberwindlichen Widerstand von Seiten der Familie gestoßen, er hätte die Kunst von früh auf zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Die künstlerischen Neigungen bildeten lange das Band zwischen ihm und seinem Schulfreunde Robert Veltheim, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Zwei verschiedenartiger angelegte Naturen waren zwar wohl selten zu Freunden geworden, und vielleicht war es auf beiden Seiten das Verzichten auf höhere Lebenspläne, welches sie in einem dauernden Briefwechsel erhielt. Als nun Hans Peter von Sturmfels die Freiheit erlangt hatte, der Kunst zu leben, durfte er sich in seiner

Digitized by Google

günstigen Lebenslage alle Studienmittel gestatten. Ganz unvorbereitet kam er nicht in die künstlerische Laufbahn. Gezeichnet und gemalt hatte er auch als Offizier immer, und sogar aus Frankreich reichliche Skizzen heimgebracht, die seine Begabung darlegten. Mußten das seine neuen Genossen denn auch anerkennen, so geschah es doch mit einer gewissen Einschränkung, zumal er als wohlhabender Mann Zwecke verfolgte, deren Nothwendigkeit man ihm nicht zugeben wollte. Er wurde von den Künstlern der „Hauptmann" genannt, wozu denn seine hie und da noch etwas soldatische Art der Rede die Veranlassung gegeben. Glücklicherweise malte er vorwiegend Architektur, ein Gebiet, auf dem die Nachfrage, und daher auch der Wetteifer nicht von Belang war. Ein großes „Interieur" einer Kirche hatte ihn zuerst bekannt gemacht, und auf der letzten Ausstellung erwarb sich das Innere eines Kreuzganges mit blühendem Klostergärtchen vielen Beifall. Das Gemälde wurde an keinen Käufer abgegeben, sondern hing jetzt, als eine freundschaftliche Weihnachtsgabe, im Wohnzimmer der Frau Rheinwald. Die Kunstgenossen erklärten, wenn er so fortfahre, sei er auf dem besten Wege, das heißt, wenn er ihnen im Kunsthandel nicht Concurrenz mache, sondern seine Gemälde künftig nur zu Geschenken verwerthe.

Der Hauptmann, oder vielmehr Haus Peter, wie er von allen seinen älteren Freunden genannt wurde, war, trotzdem er in die reiferen männlichen Jahre eingetreten, in manchen Dingen eine noch recht kindliche Natur, und erschrak oft selbst vor seiner Unbeholfenheit. In allen Geschäften ganz ein Mann, als Charakter entschieden ausgeprägt, geschätzt und als Muster hingestellt, als Mitglied der guten Gesellschaft überall beliebt, fühlte er sich in Herzensangelegenheiten nicht nur nicht sicher, sondern mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn er innerlich ergriffen war, stand ihm ein entschiedener Ausdruck selten zu Gebote, und der sonst so gewandte junge Mann wurde unsicher, verlegen, und war schon zufrieden, wenn es ihm gelang, sich hinter den Anschein von Kühle oder auch Schroffheit zu flüchten. Und dieser scheinbare Weltmann fühlte sich jetzt von Leidenschaft für ein siebzehnjähriges Mädchen fortgerissen, einer Regung, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Ob seine Neigung auch nur einigermaßen verstanden wurde, hatte er bis jetzt noch nicht erkannt, denn obgleich seit Jahren ein Freund im Hause des Präsidenten Rheinwald, empfand er sich gerade mit dieser ganz neuen Regung fremder darin, als bisher. Aber er hoffte dennoch auf Verständniß, nicht weil er sich gesagt hätte, daß er ein Mann sei, den man nicht ablehnte, sondern weil sein Herz so erfüllt war von Liebe, daß es ihm unmöglich erschien, nicht ein Verständniß, eine endliche Erhörung zu finden. Als Künstler sagte er sich zwar, daß Gisela nicht eigentlich eine Schönheit sei, aber dennoch war sie für ihn bezaubernd, unwiderstehlich. Eine schlanke Blondine, kaum zu völliger Jungfräulichkeit entwickelt, nicht klein von Gestalt, mit klugen, sprechenden Augen und geistvoll ausgeprägten Zügen. Mit diesen Augen sah sie ihn zuweilen wie verwundert an, und wenn nichts

Digitized by Google

Zurückweisendes in ihren Blicken lag, so scheuchte das Räthselhafte darin ihn in sein Inneres zurück und ließ ihn Dinge reden, die mit seiner Empfindung gar nichts zu thun hatten, und ihn nachher bitter ungehalten gegen sich selbst machten. Er hoffte dennoch, er mußte hoffen, er mochte nicht denken, daß er zu hoffen aufhören könne! —

Tags darauf erwartete Friederike Veltheim zu geeigneter Stunde den Besuch des Hauptmanns. Die Präsidentin hatte die Gesangstunde für ihre Tochter absagen lassen, da Gisela sich bei einer kleinen Heiserkeit zu schonen habe. Als es gegen Mittag ging, und Herr von Sturmfels nicht erschien, kam die junge Frau zu der Vermuthung, der Hauptmann habe Kenntniß von der Absage Giselas erhalten; und wer kann sagen, ob sie nicht das Richtige vermuthete. Ein leichter Groll gegen den Wortbrüchigen überkam sie, nicht darum, daß sie seine Gegenwart, sondern die versprochenen Reliquien ihres Gatten länger entbehren mußte. Als sie sich aber mit ihrem Kinde, einem fünfjährigen, kleinen Mädchen, von dem sehr bescheidenen Mittagsmahle erhob, brachte ihr ein Bote ein Päckchen mit der Empfehlung des Herrn von Sturmfels. Sie riß es auf, sie las die Entschuldigungszeilen des Absenders gar nicht, denn sie erkannte theure, geliebte Schriftzüge, die sie an die Lippen drückte, um mit von Schmerz und Freude feuchten Blicken wieder darauf zu verweilen. Dann bückte sie sich zu ihrem Kinde nieder, küßte und liebkoste es, als müsse sie ihm auch einen Gruß von dem verstorbenen Vater mittheilen.

Friederike kannte fast alle diese Gedichte und besaß die Mehrzahl in ihrer eigenen Abschrift. Aber nun hier Alles beisammen zu sehen, geschrieben mit den Zügen der theuren Hand, die sie nicht mehr dankbar drücken durfte für die Liebeszeichen, die sie einst von ihr empfangen hatte; Blätter und Blättchen, in großer und in winziger Schrift; der Anblick versetzte sie in ein schmerzliches Glücksgefühl, dem sie sich ganz hingab. Sie las nicht, sie kannte ja Alles, sie legte die Blätter ausgebreitet vor sich nieder, und fand in jedem eine Erinnerung an froh bewegte, glückselige, dann ernste, endlich kummervolle und sorgenreiche Tage. Und als sie dem nachdachte, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Aber damit ihr Kind sie nicht weinen sähe, eilte sie in die kalte Kammer nebenan, um den inneren Sturm über sich ergehen zu lassen.

Friederike hatte eine Erziehung genossen, welche auf eine Lebensstellung, wie sie sie jetzt einnahm, keineswegs hindeutete. In glänzenden Verhältnissen erwachsen, empfing sie jede Bildung, die für die Gesellschaft, wie für das geistige Leben erwünscht sein konnte. Allein der Glanz der äußeren Verhältnisse war eines Tages, und zwar noch bei Lebzeiten ihres Vaters, dahin, ein öffentliches Unglück, welches ihr jedoch den Vortheil brachte, daß sie nun ihrem Herzen folgen und ihre Hand einem jungen Manne schenken konnte, der zwar ohne Mittel, aber von um so größeren Hoffnungen erfüllt war. Was der Vater früher nimmermehr würde zugegeben haben, gestattete er

Digitized by Google

jetzt unter Seufzen und Klagen, um den Brautstand seiner Tochter wesentlich zu beeinträchtigen. Er starb zu seinem eigenen Glücke bald darauf und Friederike folgte ihrem Gatten in eine kleine Provinzialstadt. Sie war eine glücklich angelegte Natur und sah keine Schwierigkeit darin, auf äußeren Prunk zu verzichten, da ihr inneres Leben so reichen Ersatz empfing. Freilich aber hatte sie, wenn nicht das geistige Leben ihres Gatten, so doch die Gemüthswelt desselben gleichsam zu überwachen; denn während ihr jetzt das ganze Dasein in sonnigem Lichte glänzte, bildete sich, bei aller häuslichen Zufriedenheit, ein gefährlicher Trübsinn bei dem jungen Gatten aus. Er hatte gehofft, einst in der literarischen Welt etwas zu gelten, in der Dichtkunst vor Allem sich hervorzuthun. Mehr und mehr aber kam er selbst zu der Ueberzeugung, daß seine Gedichte nur Dilettantenarbeit seien, und ließ sich nicht davon abbringen, wie sehr Friederike es bestritt, und sich durch seine kleinen Schöpfungen beglückt fühlte. Trotzdem konnte er das Versemachen nicht lassen. Er fing an, auch größer Angelegtes, er verwarf wieder, und die unvollendeten Manuscripte häuften sich. Eine Art Verzweiflung überkam ihn zuweilen darüber, und dieselbe gewann Grund, als eine lange versteckte Brustkrankheit in ihm ihre ersten Spuren zeigte. Dieser Schreck fiel mit der Geburt eines Kindes in gleiche Zeit, welches dem Grübler doch wieder ein beglückteres Gefühl brachte und seine Aufmerksamkeit von sich selbst ablenkte. Alles schien gut und schön, er verbarg seiner von innerster Freude strahlenden jungen Frau seinen Zustand so viel als möglich. Im Stillen aber schlichen die Dämonen der Sorge ihm näher und näher. Er mußte sich für krank erklären lassen. Der erweiterte Hausstand, dazu die nothwendig erachtete Pflege für den Leidenden, verlangten größere Mittel als die berufliche Stellung gewährte. Der Unglückliche quälte sich innerlich. Friederike schien an ein drohendes Unheil nicht glauben zu wollen, sie sorgte nur dafür, ihm die Wolken zu verscheuchen, ihm jeden Tag schön zu machen. Er war ihr dankbar und fühlte sich durch sie immer noch beneidenswerth; er konnte auch dem Drange, sich in Versen auszusprechen, nicht entsagen. Friederike frohlockte, aber schnell sollte sie an dem neuen Wendepunkt ihres Lebens stehen. Roberts Leiden steigerte sich mit Heftigkeit, warf ihn auf das Krankenlager und raffte ihn nach einigen Wochen dahin. So sah sich Friederike nach einer nur dreijährigen, immerhin hochbeglückten Ehe in ihrem vierundzwanzigsten Lebensjahre als Wittwe, mittellos und fast allein stehend in der Welt. Hatte sie in ihrem ersten Schmerz zusammenbrechen wollen, so gab ihr das Gefühl, als Mutter für ihr Kind sorgen zu müssen, neue Kraft für das Leben. Sie zog nach der Hauptstadt, um sich durch ihre musikalische Bildung, hauptsächlich durch ihre schöne Gesangstimme, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Welche Nöthe sie in den ersten Jahren, welche Enttäuschungen sie zu erleben, von welchen grausamen Lebenserfahrungen sie zu sagen hatte, mag hier bei Seite bleiben. Erst seit das Haus des Präsidenten Rheinwald von ihr Kenntniß genommen, besserte sich ihre Lage

Digitized by Google

in etwas, da ihr Schülerinnen aus den wohlhabenderen Kreisen zugewiesen wurden. Daß sie immer noch in großer Dürftigkeit lebte, wußte Niemand in der Gesellschaft, und sollte Niemand bemerken. Ihr sittlicher Stolz verschmähte es, Unterstützungen, die wie Almosen aussahen, anzunehmen, sie wollte nur empfangen, was sie sich selbst verdiente. Obgleich überall beliebt und geachtet, lehnte sie, schon um der Ansprüche an die Kleidung willen, jede Einladung ab, und nur in der Familie Rheinwald erschien sie zuweilen in kleinem Kreise. Und da sie niemals über ihre Lage sprach, überschätzte man dieselbe auch in diesem wohlwollenden Hause. Man freute sich ihrer geistvollen Unterhaltung, ihrer Heiterkeit, ihrer gesellschaftlichen Bildung, und schloß daraus auf jetzt ganz günstige Verhältnisse bei ihr. Und Friederike war gern heiter, es bedurfte nur einer geringen Anregung für ihr sanguinisches Temperament, um sie zu Gunsten einer guten Stunde alle Sorgen vergessen zu lassen. Vor Allem zeigte sie ihrem Kinde nur die froh gestimmte Mutter, damit kein trüber Eindruck in die junge Seele dringe; und sie selbst fühlte sich durch ihr Kind im Innersten beglückt, daß ihr durch ein Lächeln desselben die trüben Gedanken schon verscheucht wurden.

Der Tag, an welchem Herr von Sturmfels ihr die Gedichte Roberts gesendet hatte, wurde, nachdem der Sturm ihrer Empfindungen vorübergegangen war, ein Festtag für sie. Sie nahm eine weibliche Arbeit zur Hand, setzte sich zu der Kleinen auf einen niedrigen Schemel, spielte und lachte mit ihr, wenn auch zuweilen mit feuchten Augen. Abends aber saß sie wieder bei den geliebten Blättern allein, ließ schöne und trübe Erinnerungen an sich vorüber ziehen, während nahe und fern die Wagen rollten, welche die zu rauschenden Festen geschmückten Leute nach allen Seiten hin führten.

Auch das Haus Rheinwald war in die Festzeit des Carnevals sehr verflochten, obgleich weder der Präsident noch seine Gattin an dem geräuschvollen Treiben Gefallen fanden, und selbst Gisela nicht in dem Maße, wie man es von einem siebzehnjährigen Mädchen, welches seinen ersten Tanzwinter feierte, hätte vermuthen sollen. Vor Allem hielt sie an ihrer Gesangstunde fest, zumal sie eine herzliche Freundschaft für Friederike empfand. Hans Peter von Sturmfels aber war überall, wo er Gisela wußte. Er tanzte wie rasend, obgleich er das Tanzen seit einer Reihe von Jahren aufgegeben, und konnte er nicht in jedem Tanze die Geliebte durch die Reihen führen, so fühlte er sich schon beglückt, in ihrer Nähe zu sein, ihr mit den Augen folgen zu können. Seine Huldigungen waren augenscheinlich, und man vermuthete, daß dieser Carneval das Paar wohl dauernd zu einander führen werde. Es fehlte auch nicht an Anspielungen gegen die Eltern Giselas, welche dieselben jedoch überhören wollten oder ablehnten.

Einige Wochen waren vergangen, als Gisela eines Tages in ruhiger Stunde gegen die Mutter begann: „Ich habe hier ein sonderbares Gedicht, über das ich Dich fragen möchte. Ich fand es bei Friederike nebst anderen

Digitized by Google

auf dem Clavier liegen, und sie sagte, daß sie diese Lieder von ihrem verstorbenen Robert manchmal nach eignen Melodien so vor sich hin singe, oder danach auf den Tasten phantasire. Sie erlaubte mir, dieses eine abzuschreiben, weil mir der Inhalt so ganz merkwürdig vorkommt. Ich verstehe das Lied nicht. Lies doch einmal!"

Die Mutter nahm das Blatt und las die Verse, welche die Ueberschrift „Erdenloos" trugen:

„In Sorgen leb' ich
Von heut' zu morgen;
Mit Sorgen streb' ich
Zu neuen Sorgen.

In Sorgen erwach' ich
Um froh zu scheinen,
In Sorgen lach' ich,
Und möchte weinen!

Die Sorgen haß' ich;
Und tief verborgen
Mein Glück umfaß' ich
In meinen Sorgen."

Die Mutter dachte: Das klingt, als könnte es Friederike auch gemacht haben! Ihr armer Mann muß in recht beängstigender Lage gewesen sein! Gisela fragte, wie sie sich dies Gedicht erkläre?

„Nun, es ist eben eine gemischte Empfindung in dem Liede," entgegnete die Mutter. „Das Glück des Daseins wird als ein nicht reines dargestellt, da es getrübt ist durch Lebenserfahrungen, die —"

„Aber sage mir nur," fiel Gisela ein, „wie kann man sein Glück in seinen Sorgen umfassen?"

Die Mutter lächelte in einiger Verlegenheit, denn sie fühlte sich im Commentiren nicht sehr stark, und sah andererseits wohl, daß man einem erfahrungslosen Kinde dergleichen schwer begreiflich machen könne. Aber sie wußte sich zu helfen. „Denke Dir den Fall," sagte sie, „daß Friederike, als eine einzeln stehende Person ihr Kind betrachtet. Das Kind ist gewissermaßen eine Sorge für sie, denn sie hat die Zukunft desselben im Auge, dennoch aber macht es ihr Glück aus, und als solches umfaßt sie es."

Gisela stutzte über diese einfache Erklärung, die ihr doch keineswegs genügte. Denn obgleich in den glücklichen Verhältnissen erwachsen, sogar von ihnen verwöhnt, stellte sie sich in ihrer Mädchenphantasie unter dem Begriffe Glück etwas ganz Märchenhaftes vor, wie eine himmlische Erscheinung, die mit etwas so Nebelhaftem, wie Sorgen, von welchen sie sich gar keine Vorstellung machen konnte, außer allem Zusammenhang stand. Sie schwieg eine Weile und steckte das Blatt ein. Dann begann sie: „Und noch Eins, Mama! Es ist besser, ich sage es Dir endlich. Es betrifft den Hauptmann —"

Digitized by Google

Die Mutter horchte auf. „Sturmfels? Nun?“

„Er kommt in der letzten Zeit fast regelmäßig während meiner Gesangstunde zu Friederiken, und hindert uns in unsern Uebungen. Ich weiß, daß Friederike selbst darüber ungehalten ist, aber sie mag sich scheuen, es ihm zu sagen. Könnte er nicht von unserer Seite aufmerksam gemacht werden, daß sich das nicht recht schicken will?“

„Ich denke, es kann Rath dazu werden,“ sagte die Mutter, das Gespräch abbrechend.

Und es wurde noch an demselben Tage Rath dazu. Als Herr von Sturmfels gegen Abend in Sicht war, entlief sie ihm, und überließ ihn der Mutter.

Frau Rheinwald wollte nicht lange Umschweife gegen den ihr sonst so werthen Hausfreund machen. Sie begann also gleich mit dem, was sie von ihrer Tochter vernommen, und bat ihn, um Friederikens Ruf zu schonen, seine Besuche bei ihr einzuschränken.

Hans Peter von Sturmfels fühlte, daß ihm das Blut in's Gesicht schoß, und ohne viel Ueberlegung platzte er mit den Worten heraus: „Es geschieht nur um Giselas Willen! Ich liebe Gisela! Beste Frau — geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter!“

Frau Rheinwald schien erstarrt vor Ueberraschung. Auf einen Heirathsantrag, noch dazu in so hastiger Weise, war sie nicht gefaßt gewesen. Auch brachte sie dem Antrage keine Willfährigkeit entgegen, wie sehr sie Herrn von Sturmfels immer schätzte. Die Anspielungen und Zuflüsterungen, die sie sonst wohl vernommen, hielt sie für grundloses Gerede. Daß dem Hauptmann das aufblühende Mädchen wohl gefiel, fand sie selbstverständlich, aber die Annahme, daß er bestimmte Absichten habe, lag ihr ganz fern. Als sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte, überkam sie eine Art von Traurigkeit. Schnell aber fragte sie dann: „Weiß Gisela von Ihrem Schritte?“

„Kein Wort, verehrte Freundin!“ stotterte er. „Ich weiß sogar nicht einmal so recht, ob Gisela — aber ich hoffe auf Ihren Einfluß —“

Frau Rheinwald athmete auf. Dann entgegnete sie ihm offen und ehrlich, daß er auf ihren Einfluß nicht rechnen dürfe. Gisela sei halb noch ein Kind, in vielen Stücken ein ganzes Kind, dessen Entwickelung man nicht vorgreifen dürfe. Sie sei überzeugt, daß er selbst sich mit seinem Antrage übereilt habe, und glaube versichern zu können, daß Gisela seine Wünsche nicht theile — oder noch nicht theile. Kurz, sie sagte Alles, was eine Mutter, welche ihre Tochter noch nicht aus den Händen geben mag, auch einem sonst hochgeschätzten Werber gegenüber, nur sagen kann. Und sie mußte viel reden, denn Herr von Sturmfels zeigte sich so betreten, daß er nach einigen Einwänden schweigend und regungslos vor ihr sitzen blieb.

Digitized by Google

Der Präsident, welcher von einem Ausgang eben heimkehrte, kam ihr endlich zu Hilfe. Er schien nicht minder überrascht, als er von der Werbung des Hausfreundes erfuhr, und ging noch entschiedener rund heraus in seiner Entgegnung. „Was fällt Ihnen denn ein, lieber Freund!“ rief er. „Wie wäre daran zu denken! Das Kind ist ja eigentlich noch im Wachsen begriffen, wie sollt ich jetzt schon eine Verlobung zugeben? Meine Frau hat ganz Recht, wenn sie Ihre hastige Werbung für eine Uebereilung erklärt.“

Hans Peter von Sturmfels fühlte einen bitteren Groll in sich aufsteigen. „Und so wäre ich ganz und völlig abgewiesen?“ fragte er mit stockender Stimme.

Der Präsident legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Lieber Freund,“ entgegnete er, „einen Mann wie Sie weist man nicht ganz und völlig ab! Um so weniger, wenn man mit ihm so steht, wie wir zu Ihnen, da wir Sie fast wie zur Familie rechnen. In zwei Jahren ist Gisela neunzehn Jahre alt, dann wäre eher an eine Verbindung zu denken. Sie selbst sind dann auch nur um zwei Jahre älter geworden, und werden mit sechsunddreißig, bei Ihrer ganzen Art und Weise, auch noch für einen jungen Mann gelten können. Wenn Ihre Wünsche so lange vorhalten, und sonst kein Zwischenfall eintritt, dann wollen wir weiter darüber reden.“

Zwei Jahre! Hans Peter von Sturmfels schauerte vor dieser Wartezeit. Aber es war ja doch möglich, daß sie durch Giselas eigene Wünsche für ihn abgekürzt werden konnte, so dachte er, halb getröstet. „Wohlan!“ entgegnete er mit Entschiedenheit: „Da Sie mir die Hand Ihrer Tochter nicht durchaus verweigert haben, betrachte ich meinerseits mich von dieser Stunde an für gebunden.“

Dem Präsident schien diese Wendung nicht sehr zu Sinne. „Ich wünsche, daß Sie nicht zu viel dabei auf sich nehmen!“ sagte er. „Zugleich aber muß ich Ihnen das Versprechen unter Männern abnehmen, daß Sie gegen Gisela mit einer Erklärung nicht voreilig handeln — es wird zu Ihrem eigenen Vortheil sein. Beobachten Sie das Mädchen meinetwegen, aber lassen Sie sich das Warten nicht verdrießen! Und nun,“ fügte er gemüthlicher hinzu, „stellen wir die Förmlichkeiten und das feierliche Wesen in die Ecke, und verkehren wir als gute Freunde, wie immer! Sie bleiben hier! Wir sind heut' ja wohl ganz unter uns?“

Die Hausfrau sah ihren Gatten mit etwas mitleidigem Lächeln an. „Armer Mann!“ sagte sie. „Du hast vergessen, daß wir heut' in unserem Saale die Probe zu den zwei Lustspielen haben, so wie zu den lebenden Bildern.“

Der Präsident rieb sich hinter dem Ohr und seufzte: „Nun, so bleiben wir wenigstens zu Hause!“ rief er einigermaßen getröstet. „Ich brauche ja nicht von Anfang an dabei zu sein.“

Digitized by Google

„Allerdings sehen wir unsern Freund heut' Abend auch!“ nahm Frau Rheinwald das Wort, indem sie ihm begütigend die Hand reichte. „Er hat es ja übernommen die Bilder zu stellen, sich sogar bereit erklärt, in einem Stücke eine kleine Rolle zu übernehmen. Jetzt aber muß ich ihn beurlauben, denn ich habe noch zu thun. Also um acht Uhr auf Wiedersehen!“

Als die Gatten sich allein sahen, kamen sie überein, daß sie sich eigentlich keinen vorzüglicheren Freier für eine Tochter wünschen konnten. Wohlstand, geachteter Mann, Charakter, Alles untadelig! Man durfte sie um einen solchen Schwiegersohn beneiden. Einig aber waren Beide auch darin, ihre Tochter noch nicht zu binden, selbst wenn ihre Neigung zu dem Freunde entschieden wäre, woran sie jedoch zweifelten.

Hans Peter von Sturmfels aber, obgleich enttäuscht in seiner Erwartung, hielt sich von diesem Augenblick an für verlobt, zwar heimlich, aber fest verlobt, denn er hatte den Eltern Giselas erklärt, daß er sich für gebunden erachte. Ja, er war im Stillen verlobt, das stand für ihn fest. Es fehlte nur noch die Einwilligung der Braut und die Gewißheit, ob sie seine Liebe erwidere? Trotzdem kam eine gewisse Sicherheit über ihn selbst. Giselas Liebe mußte erworben werden, wenn sie noch nicht für ihn da war. Er nahm sich vor, jetzt ruhiger zu prüfen und dem geliebten Mädchen gegenüber nichts Verwirrendes zu wagen, trotzdem aber seine Herzensneigung nicht zu verbergen.

Dazu gehörte freilich, daß er in dem ganzen Gesellschaftsstrudel mit schwamm, wogte und sich drehte, denn er mußte sie im Auge behalten, mußte sich ihr ritterlich erweisen. In dem Lustspiel, einer Dilettantenvorstellung hatte er nur um Giselas willen eine Rolle von ein paar Worten übernommen, da sie selbst überredet worden war, den Versuch zu wagen. Er spielte jedoch bei der Aufführung, welche bald darauf statt fand, so schlecht, hatte seine Rede so völlig vergessen, daß Gisela, welche dieselbe längst auswendig wußte, ihm mehrmals einhelfen mußte, und sich sehr über ihn ärgerte. Dafür hatte er ihr im lebenden Bilde eine Stellung und eine Beleuchtung gegeben, daß sein Herz unter dem allgemeinen Beifallssturm frohlockte und jubelte. So ging es von Fest zu Fest, von Ball zu Ball, und vor lauter Leben wurden Viele ihres Lebens nicht mehr froh.

Eines Abends versammelte man im Rheinwald'schen Hause nur einen kleinen Kreis. Man wollte einmal freundschaftlich beisammen sein mit Leuten, die man sonst im großen Gesellschaftstreiben nicht zu sehen bekam. Nur zwölf Personen. Auch Friederike hatte sich erbitten lassen zu kommen, sogar Musik mitzubringen und zu singen.

Wie beliebt sie in dem Kreise war, zeigte ihr der herzliche Empfang, sowohl der Familie, wie der versammelten Gäste. Und sie erschien so einfach und heiter, dabei so sicher in der Unterhaltungsform, sie zeigte sich so frei in ihrem Wesen, als habe sie nie anders als in der gewähltesten Gesellschaft verkehrt. Ja, sie übte durch einen anmuthigen kleinen Humor noch eine

Digitized by Google

ganz besondere Anziehung aus, ohne damit in den Vordergrund der Unterhaltung treten zu wollen.

Zum Singen aufgefordert, ging sie bereitwillig an den in der Mitte des großen Zimmers aufgestellten Flügel, um sich ihr Gesänge kunstfertig selbst zu begleiten. Gisela ließ es sich nicht nehmen, ihr die Notenblätter umzuwenden. Friederike begann mit Goethes Ganymed, von jener großartigen Tonsprache Schuberts getragen, einer Festhymne der Seele und der Frühlingsstimmung, die, wie in Worten, so in Klängen ihres Gleichen sucht. Herrlich erhob sich die Stimme durch den Raum, voll, ausgiebig, jedem Ausdruck, jeder künstlerischen Schattirung gewachsen. Die Zuhörer saßen ergriffen und innerlich erhoben. Herr von Sturmfels verließ seinen Platz, und wendete sich einer wenig erleuchteten Ecke zu, von wo aus er die Züge der Sängerin besser betrachten konnte. Es hatte ihn überrieselt, er glaubte niemals solchen Gesang gehört zu haben.

Friederike war gern gefällig, mehr und mehr hören zu lassen. Nur wußte sie den Vortrag dieses und jenes kleinen Liedes mehr fröhlicher Art, auf welches man deutete, freundlich abzulehnen. Im Gespräch gern heiter, verlangte sie im Gesang nach dem Großen, Erhabenen, weihevoll Gestimmten.

So trug sie mehrere im Hymnenstyl gehaltene Gesänge vor, darunter die Lieder Mignons, in der Musik von Beethoven und Schubert, welche durch ihre Stimme den mächtigsten Eindruck machten. Sie war in Singelaune, man brauchte sie nicht viel zu bitten, und so hörten die Anwesenden ein Concert, welches sich auch vor dem strengeren Musikrichter vernehmen lassen durfte.

Herr von Sturmfels hatte seinen Platz nicht verlassen, unfähig der Sängerin ein Wort des Beifalls zu sagen. Die Macht der Töne übte einen Bann auf ihn, heut' zum Erstenmal in seinem Leben, der ihn hinderte, etwas Anderes zu thun, als nur zu hören. Der Klang dieser Stimme durchfluthete, durchrauschte sein ganzes Innere, es war ihm als ginge eine neue, nicht geahnte Welt in ihm auf, Empfindungen, unaussprechliche Regungen, beseligend, berückend, sein ganzes Wesen fesselnd. War es die reizende junge Gestalt, welche neben der Sängerin stand und ihr die Blätter wendete, war sie es, von der der Zauber ausging? Er schloß unwillkürlich die Augen, um zu prüfen, ob er die beiden Gestalten im Tonklange vereinigt denken könne. Es war nicht möglich, sie blieben zwei, der Wohllaut drang nicht von den Lippen der kindlich aufmerksamen jungen Hebe.

Die Sängerin, welche ihm in seiner Ecke keine Beachtung geschenkt hatte, erhob sich jetzt, um zur Gesellschaft zu treten. Man sprach in Gruppen, lachte und war guter Dinge. Herr von Sturmfels mußte denn doch seinen vereinsamten Posten aufgeben, und Friederiken ein Wort des Dankes sagen. Er näherte sich langsam dem Flügel, nahm ein Notenblatt in die Hand, blätterte, und beobachtete sie zugleich. Als sie endlich eine Wendung machte,

Digitized by Google

that er einen Schritt näher. „Was soll ich Ihnen sagen?“ begann er, „ich habe keine Worte —“

Friederike, an Beifall im Musiksaale gewöhnt, lächelte nur, und plötzlich, mit hellen Augen ihn anblickend rief sie: „Ach, richtig! Sie waren noch niemals gegenwärtig, wenn ich sang!“

„Ich fühle ganz, was ich bisher versäumt habe!“ entgegnete er mit einem gewissen Schwanken seiner Stimme und einem Blicke, vor welchem Friederike sich befremdet zur Seite wendete. „Es soll doch noch nicht zu Ende sein?“ fuhr er fort. „Wir werden nur durstiger, zu hören, je mehr Sie geben!“

„Die Gesellschaft hat sich bereits dem Gespräch überlassen. Es ist heut' genug.“ Friederike sprach diese Worte mit ruhiger Bestimmtheit aus, und schien zu erwarten, daß er die Unterhaltung in anderer Weise fortsetzen werde. Da kam Gisela auf sie zugesprungen, und umarmte und küßte sie und rief: „Nur ein Lied noch! Ein einziges! Bitte! Bitte!“

„Haben Sie ein besonderes Lieblingslied, Herr von Sturmfels?“ fragte Friederike. „Ein wenig fühle ich mich noch in Ihrer Schuld, und möchte sie abtragen. Ein Lied für Lieder!“

„Ich weiß nichts,“ entgegnete er. „Singen Sie, was Sie sich selbst am liebsten vorsingen!“

Friederike ging schweigend an den Flügel und schlug die Tasten an. Es wurde still im Saale. Dann rauschte es in Tönen wie ein Windeswogen durch Laub und Zweige und sie begann: „Am Brunnen vor dem Thore da steht ein Lindenbaum. Ich träumt' in seinem Schatten wohl manchen süßen Traum.“ Einfach gab sie die wehmüthig süße Melodie wieder mit dem Ausdruck beglückender Erinnerung. Aber wie die Tonmalerei den Sturm erwachen ließ, so steigerte sich auch die Empfindung zu neu aufgestörter leidenschaftlicher Erregung, bis sie endlich beruhigt in der ersten Weise ausklang: „Nun bin ich manche Stunde entfernt von jenem Ort, und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort!“

Kein Laut wurde hörbar, als die Sängerin sich erhob und unwillkürlich das Clavier schloß. Die Hausfrau trat auf sie zu, und reichte ihr die Hand, mit den Worten: „Sie haben Recht! Darauf ist nichts mehr zu singen.“

Herr von Sturmfels hielt sich geflissentlich von der Sängerin entfernt, denn er empfand, daß, was er ihr immer dankend hätte sagen mögen, nur dürftig und in unsicherer Rede über seine Lippen gekommen wäre.

Als die Gesellschaft sich in noch nicht später Stunde zum Aufbruch rüstete, wagte er sich endlich zu Friederiken. „Verzeihen Sie mir, wenn ich verstumme —“ begann er, und ließ es wirklich bei diesen Worten bewenden. Aber in seinen Augen mußte etwas Sonderbares liegen, denn Friederike sah ihn verwundert an, schien zu stutzen, und verabschiedete sich

Digitized by Google

schnell von ihm. Er überlegte, ob er sich ihr nicht zum Begleiter für den Heimweg anbieten müsse, aber beinahe fürchtete er sich davor, und es war ihm lieb, daß eine befreundete Familie Friederiken einen Platz in ihrem Wagen anbot.

Hans Peter von Sturmfels trat in's Freie, in einer so räthselhaften Stimmung, wie er sie niemals aus einer Gesellschaft mitgenommen hatte. Nach Hause zu gehen, war ihm unmöglich. Er schritt die Anlagen entlang, immer weiter und weiter, tief in den Wald, in die Finsterniß hinein. Gleichwohl war es keine einladende Februarnacht. Regen und Schnee wurden vom Winde getrieben, der Boden schien kaum gangbar, die alten Föhrenkronen ließen ihr dumpf melancholisches Rauschen ertönen, dürres Gezweig prasselte nieder auf den einsamen Wanderer. In seinen Mantel gehüllt schritt er fort, und vor seinem Gehör summte noch immer der Nachklang aus dem Liede: „Die kalten Winde bliesen mir grad' in's Angesicht, der Hut fiel mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht." Den seinigen hielt er zwar vor dem Herabfallen fest, drückte ihn sogar noch fester auf die Stirn, aber gewendet waren seine Gedanken rückwärts, denn wie ein innerliches Erlebniß war es über ihn gekommen, das ihn im Tiefsten ergriff, und dessen er sich doch erwehren zu müssen glaubte. So taumelte er Stunden lang im Walde auf Irrwegen umher, und fand den Heimweg erst in der noch finsteren Morgenstunde, da die Karossen von allen Seiten her die erschöpften und schlaftrunkenen Ballgäste oder sonstigen Carnevalschwärmer nach Hause führten.

„Und immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort," das war der Tagesgruß, der ihm nach unruhiger Nacht vor dem Gehör klang. Sonst hatte er beim Erwachen an Gisela gedacht, irgend eine Huldigung für sie ersonnen, sich gefreut auf den Augenblick, da er ihr begegnen sollte. Er gedachte ihrer auch heut', sie stand als ein anmuthig reizendes Kind vor seiner Seele, wie bisher, aber eine andere Gestalt an ihrer Seite, eine schöne, reife weibliche Natur — ob sie auch schön von Angesicht sei, darüber wußte er sich kaum Rechenschaft zu geben.

Er wollte das Ungehörige aus seinem Inneren verscheuchen, und beschloß, sich durch Arbeit zur Ordnung zu bringen. Ein angefangenes Bild stand auf der Staffelei, ein Klosterhof, und er begann zu malen. Aber dieser graue, verfallene Klosterhof konnte ihn heut' nicht befriedigen, das öde Gemäuer machte ihn ungeduldig. Vor seiner Phantasie stand plötzlich ein lachendes Schloß in Sonnenbeleuchtung, blühende Terrassen und Wälder umher, Berge und rinnende Wasser. Er sprang auf, um das Bild als Skizze festzuhalten. Aber wie langsam, wie ungeschickt war der Griffel heut'! Nichts wollte gelingen, keine Thätigkeit befriedigen.

So ging es mehrere Tage ruhelos in ihm fort, und er mußte sich bekennen, daß er Friederike liebe, leidenschaftlich liebe, ja, daß er eigentlich zum Erstenmal liebe! — Hans Peter von Sturmfels war keine sogenannte

Digitized by Google

Schmetterlingsnatur. Wenn er in jungen Jahren manchen Eindruck lebhafter erfahren und wieder verloren hatte, so wollte das nichts sagen. Aber daß ein Kind, eine nur eben aufgeblühte Jungfrau, wie Gisela, seine Phantasie in einen Taumel versetzt hatte, erschien ihm plötzlich wie etwas Unglaubliches. Giselas Gestalt und Wesen wurde ihm dabei in nichts beeinträchtigt, aber unvergleichlich mächtiger war die Wirkung, die er durch Friederikens Gesang empfangen. Das war, statt liebenswürdigen Geplauders, eine ganze Seele, die sich in Tönen tief und reich aussprach, die Macht einer groß angelegten weiblichen Natur, die mit den Erfahrungen des Schmerzes vertraut, sich doch stark über dieselben zu erheben wußte. Bald war es auch nicht mehr ihr Gesang allein, aus dem er dies Alles zu erkennen glaubte. Er dachte allen Begegnungen mit ihr nach, jedem Gespräch, und wenn er sich gleich vergegenwärtigte, daß sie ihn immer nur knapp abgefunden, sogar etwas selbstgefaßt und ironisch abgefertigt hatte, so war er doch der Ueberzeugung, daß sie bedeutender sei, als sie sich gegen ihn gegeben, ja ihre gelegentlichen Neckereien, die er selbst hervorgerufen, übten jetzt erst ihre ganze Anziehung. Verglich er Gisela mit Friederiken, so sprach ihm Alles zu der Letzteren Vortheil. Wo waren seine Augen, seine Vernunft, sein Herz gewesen? Er liebte Friederiken, das wußte er, und — schauderte vor sich selbst. Und nicht nur vor seiner schnellen inneren Wandlung, auch vor der Verwirrung, in die er sich nach außen hin gebracht hatte.

Er wußte sich ja doch so gut wie verlobt, wenigstens gebunden, da er den Eltern Giselas von freien Stücken sein Wort verpfändet hatte! Dieses Wort zu brechen, erschien ihm als etwas so Ehrenrühriges, daß er daran nicht denken mochte. So war er mit seiner Pflicht auf der einen, mit seiner Neigung auf der anderen Seite gefesselt, und fragte sich, was daraus werden sollte? Er liebte die Vertraute (gleichviel, daß sie es nur widerwillig geworden), welche ihm den Weg zu Gisela erleichtern sollte. Wenn Friederike jetzt seiner Leidenschaft für sie selbst inne wurde, was mußte sie von seinem Charakter denken? Denn er verhehlte sich nicht, daß er bei ihr gewiß noch nicht auf ein Entgegenkommen zu rechnen habe. Er durfte sie in seinem Zustande auch gar nicht aufsuchen, er mußte ihre Nähe zu vermeiden suchen, so sagte ihm sein Pflichtgefühl. Hans Peter von Sturmfels war sonst in allen Stücken ein ganzer Mann, und kam zu dem Bewußtsein, daß ein solcher Conflict für eine männliche Natur eine nicht gerade würdige Gemüthslage sei; er hatte sogar das Verständniß, daß man derselben, wenn man ihr ferner stände, auch wohl eine komische Seite abgewinnen könne. Er schlug sich vor die Stirn, er beschloß sich zu überwinden, denn die Erfahrungen, die er an sich machte, gingen ihm geradezu wider den Mann.

Friederike zu vermeiden war nicht schwierig, denn sie ließ sich eigentlich nirgends sehen. Allein er wollte auch dem Rheinwald'schen Hause für einige Zeit aus dem Wege gehen, um ganz mit sich zurecht zu kommen.

Digitized by Google

Daß dieser Entschluß leichter zu fassen als auszuführen war, sollte er schon nach ein paar Tagen erfahren. Wer als täglicher Gast in einem befreundeten Hause zur Gewohnheit geworden ist, hat ein Theil seiner freien Entschließungen aufzugeben, und mit den Gewöhnungen der Freunde zu rechnen. So empfing er ein Billet von der Hausfrau, mit der Bitte, an diesem Tage nicht auszubleiben, da die Damen seinen Rath und seine Hilfe nöthig hätten. Sie würden Abends ausnahmsweise ganz allein zu Hause sein. — Der Hauptmann fühlte sich doch so verwachsen mit dem befreundeten Hause, daß er sich Gedanken machte, was denn nur geschehen sein möchte, da man ihn um Rath und Hilfe ansprach. Er zögerte dann auch nicht, stellte sich zur Theestunde ein, und fragte besorgt, in welcher Weise er zu Diensten sein könne?

Mutter und Tochter sahen ihn fast lachend an, daß er den Ruf so ernst genommen. Es handelte sich um weiter nichts, als um einen neuen Ballanzug für Gisela, in welchem sie demnächst in dem Hotel irgend eines Gesandten erscheinen sollte. Man verlangte seine künstlerische Entscheidung, ob diese oder jene Farbe, ob diese oder jene Blumen zu wählen wären, da Mutter und Tochter nicht einig werden konnten. Die Sache war bald abgethan, da man sich seinem Schönheitsgefühl, sofern es sich der Mode anbequemen wollte, zuweilen fügte. Er blieb bei den Damen sitzen, in Erwartung des Hausherrn, der noch von seinen Acten gefesselt wurde.

Das Gespräch kam schneller auf Friederike, als ihm lieb war. Gisela, welche eine schwärmerische Zuneigung zu ihr gefaßt hatte, wurde nicht müde, Gutes und Liebes von ihr zu sagen. „Gott sei Dank, scheint doch auch ihre Lage sich immer günstiger zu gestalten!“ fügte die Hausfrau hinzu.

Sturmfels wollte sich eigentlich nicht mitredend an dem Gespräch betheiligen, aber unwillkürlich war ihm schon die Frage auf den Lippen: „Ist sie nicht immer in günstiger Lage gewesen?“

„Oh!“ rief die Hausfrau, mit einer vielsagenden Handbewegung. „Sie hat auch in diesen Dingen harte Erfahrungen gemacht.

„Seit wann kennen Sie Frau Friederike Veltheim?“ fragte er weiter.

„Weihnachten war es ein Jahr, daß ich sie kennen lernte. Und wie es geschah? Wir sind ja unter uns, und Sie, als Freund, dürfen es immer erfahren. Es war also in der Weihnachtszeit, die mir als Mitglied und Vorsteherin verschiedener Frauenvereine immer genug zu thun giebt. Sie wissen, welche Ladungen von Körben und Gepäckstücken aller Art aus unserm Hause zu gehen pflegen, an Waisenhäuser, Familien, zu großen und kleinen Bescheerungen. Ich war mit Allem fertig, da empfing ich am heiligen Abend noch ein Billet von einer Collegin im Vorstande mit der Frage, ob mir eine Wittwe Veltheim bekannt sei, und ob für dieselbe nicht etwas gethan werden könne? Man habe erfahren, daß sie in der äußersten Dürftigkeit lebe. Doch müsse man mit Vorsicht verfahren, da die junge Frau auch nicht einmal zu den verschämten Armen zu rechnen sei. Sie solle eine gute Stimme haben

Digitized by Google

und hier und da Gesangunterricht geben. — War für den Abend selbst nichts mehr zu thun, so ging mir die Sache im Kopfe herum, und gleich am ersten Feiertage Vormittags rüstete ich mich zu einem Besuche bei der Bezeichneten. Ich fand eine junge Frau von Weltton und guter Erziehung, die von ihrer äußeren Lage nichts durchblicken ließ. Ihre Umgebung freilich deutete nicht auf günstige Verhältnisse, wenn auch ein leidliches Pianino an der Wand stand. Da ich mich nun bei ihr ganz geschäftlich eingeführt hatte unter dem Vorwand, daß ich eine Gesanglehrerin für meine Tochter suchte, so fragte sie ganz unbefangen: „Soll ich Ihnen etwas vorsingen?" Ich nahm das gern an, und Sie können sich denken, wie überrascht und erfreut ich zuhörte. Wir unterhielten uns bald ohne alle Fremdheit, und mir gefiel das offene, lebensvolle Wesen der jungen Frau immer mehr und mehr. Inzwischen fiel es mir doch auf das Gewissen, daß ich, die ich durch meinen warmen Pelz geschützt war, meine Wirthin so lange in ihrem ungeheizten kleinen Empfangzimmer aufhielt. Ich erhob mich um mich zu verabschieden.

Da öffnet sich die Thür, und herein tritt ein Kind, ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren, von einer Schönheit, Zierlichkeit und Anmuth — wie ein Prinzeßchen — daß ich ganz bezaubert von seinem Anblick stand. Die junge Mutter stellte mir ihr Töchterchen vor, dieses aber gab mir die Hand und beantwortete meine Fragen ohne Blödigkeit. Es fragte mich, ob ich nicht seine Weihnachtsbescheerung sehen wollte? Ich war so hingerissen von der Liebenswürdigkeit des Kindes, daß ich alle Discretion vergaß, und mich von ihm in das anstoßende Zimmer führen ließ. Der Raum war Wohn- und Schlafstube zugleich, sogar Küche, wie der Ofen bemerken ließ. Die Kleine deutete vergnügt auf einen Stuhl, über welchen ein weißes Tuch gebreitet war. Darauf, in einem dünnen Kränzchen von Buchsbaumgrün, ein Apfel mit einem halb herabgebrannten Pfenniglicht und ein paar bunten Bändchen geschmückt. Das war die ganze Weihnachtsbescheerung! Ich verbarg meine Bewegung, so gut ich es vermochte, sah auch kaum auf, um die junge Frau nicht in Verlegenheit zu setzen, denn mein Eindringen konnte ihr nicht lieb sein.

Das Kind aber erzählte, heut' Abend werde das Licht noch einmal angezündet und der Apfel gemeinsam verspeist, das Kränzchen aber komme um Papas Bild dort an der Wand. — Daß unter solchen Verhältnissen nicht daran zu denken war, ihr eine Unterstützung anzubieten, lag auf der Hand. Kurz, wir wählten sie zu Giselas Lehrerin, und unserm Vorgang folgten dann Andere. Ich glaube, sie hat jetzt eine Menge Schülerinnen. Man muß aber noch immer sehr auf der Hut sein, sich bei ihr nach ihren Verhältnissen zu erkundigen, denn ihre Zurückhaltung ist mit einem nicht geringen Stolz gepaart."

Wenn Herr von Sturmfels gehofft hatte, seine Neigung zu bekämpfen, so wurde durch diese Erzählung seinen Flammen nur neue Nahrung zugeführt. Er hätte aufspringen mögen, um zu Friederiken zu eilen, ihr Alles, was

Digitized by Google

sein war zur Verfügung zu stellen! Aber wie wäre das möglich gewesen? Sie war ja jetzt überdies in günstigerer Lage, wie seine Freundin versicherte. So saß er schweigend unter dem nur verstärkten Aufruhr seiner Empfindungen.

Gisela aber ging an einen Schreibtisch und kehrte mit einem Blatt Papier zurück. „Hören Sie zu, Herr von Sturmfels, ich will Ihnen etwas vorlesen!" Und sie begann das kleine Gedicht „Erdenloos" zu recitiren, abschließend mit der Strophe:

„Die Sorgen haff' ich;
Und still verborgen
Mein Glück umfass' ich
In meinen Sorgen!"

„Von wem ist das Gedicht?" fügte sie hinzu, den Gast mit prüfenden Augen anblickend.

Dieser sann eine Weile nach. „Es kommt mir bekannt vor", sagte er. „Ist es nicht von —?" Er nannte einen modernen Dichternamen.

Gisela lachte ihn aus. „Jahre lang haben Sie es in ihrem Besitz gehabt," rief sie, und erinnern sich nicht einmal des Verfassers!"

„Doch! doch, ich erinnere mich!" entgegnete Sturmfels. „Die Verse sind von meinem verstorbenen Freunde Robert Veltheim."

„Wie verstehen Sie das Gedicht," fuhr Gisela fort; „und besonders die letzte Strophe?"

„Da ich Veltheim kannte, so ist mir auch die Bedeutung der Sorgen verständlich. Er fühlte sich als Gatte und Vater sehr glücklich, allein der Wurm, der an seiner Gesundheit nagte, vielleicht noch mehr die Furcht vor der Zukunft, bei einer doch sehr beschränkten Lebenslage, übte einen Druck auf sein Gemüth."

„Der Mann aber hatte doch Freunde,", redete Gisela weiter. „Fiel denn diesen gar nicht ein, ihm zu helfen?"

Die Mutter warf ihr einen Blick der Ueberraschung zu, Sturmfels aber fühlte eine Art von Vorwurf in seinem Gewissen, und zugleich etwas von Unmuth, das ihn erröthen machte. „Sie meinen," begann er, „ich hätte ihm eine Unterstützung anbieten sollen? Da wär' ich schön angekommen!" Im Stillen aber sagte sich Hans Peter von Sturmfels, daß unter Freunden der Versuch doch wohl zu wagen gewesen wäre, wenn er selbst nur den Einfall gehabt hätte. Denn er, der von Sorgen um das Lebens Nothdurft niemals etwas gewußt, hatte die Verhältnisse des Freundes immer nur so oben hin betrachtet, zumal ihm von diesem auch niemals ein Einblick eröffnet worden war. Und so hatte er auch über die Sorgen des Gedichtes, als etwas poetisch Allgemeines, nur so weg gelesen. Darüber waren Jahre vergangen.

Es blieb ihm nicht verborgen, daß Gisela ihm in den nächsten Tagen freundlicher als jemals entgegenkam. Sie hatte zuweilen geradezu etwas Zu-

Digitized by Google

thuliches, sie forderte ihn mit allerliebsten Neckereien heraus, ja sie bevorzugte ihn in auffallender Weise, wie sonst nicht ihre Art gewesen. Selbst die Mutter wurde aufmerksam, und beobachtete ihre Tochter mit Ueberraschung. Der Bevorzugte aber erschrak mehr und mehr vor dieser Entdeckung. Wenn jetzt eine Neigung für ihn in dem Herzen des jungen Mädchens erwachte, dann stand er vor einem Conflict, noch fürchterlicher, als er ihn jetzt schon empfand. Es war gewiß kein geringes Zeichen von Gunst, als Gisela zu ihm sagte: „Nicht wahr, Herr von Sturmfels, den Cotillon tanzen wir Beide zusammen auf dem Ball beim Gesandten? Es plaudert sich dabei so hübsch!“ Noch vor einem Monat hätte dieses Entgegenkommen ihn hoch beglückt, heut' konnte er es zwar nicht ablehnen, allein es vermehrte nur seine Bedrängniß. Immer von Neuem hörte er fortan in seinem Innern die Worte:

„Mein Glück umfaß' ich
In meinen Sorgen!“

Die Bedeutung die er ihnen jetzt gab, war freilich eine wesentlich veränderte, mehr vertiefte, und er empfand zuerst, daß Freude und Schmerz der Menschenbrust in einer Stimmung leben können.

Es war ein ausnahmsweise schöner Tag im Januar, der ihn in der Vormittagsstunde gleich vielen Anderen in den Sonnenschein hinaus lockte. Da erblickte er eine Gestalt, die ihm auf dem Spaziergange entgegenkam, und ein Freudenstrahl durchzuckte ihn, als er Friederiken erkannte. Das ist ein Wink des Schicksals! so dachte er in der Sophistik des Liebenden. Verwehrte er sich selbst, sie zu besuchen, hier durfte er sie begrüßen, mit ihr sprechen.

Sie wich ihm nicht aus, sondern gestattete arglos, daß er mit ihr umkehrte und sich ihrem Wege anschloß. Er hatte sie mit so glücklichem, von Ueberraschung geröthetem Gesicht, mit so froh bewegten Worten begrüßt, daß sie lächelnd die Frage, an ihn richtete: „Ihnen muß etwas sehr Beglückendes begegnet sein, Herr von Sturmfels. Habe ich Recht?“

„Ist es denn nicht des Glückes genug, Ihnen zu begegnen?“ rief er. „Nach so langer Entbehrung, endlich —!“

Sie sah ihn fragend an. „Entbehrung —? Nun ich hoffe, Sie sind meiner Hilfe nicht mehr benöthigt! Der Carneval wird nach der Annahme vieler einen günstigen Abschluß für Sie finden.“

„Oh, lassen wir den Mummenschanz des Gesellschaftstreibens bei Seite, theuerste Freundin!“ rief er. „Ich hasse dergleichen, und lästig ist mir Alles, was mich daran erinnert!“

Friederike schien diese sonderbare Stimmung nicht zu verstehen. „Wie?“ fragte sie. „Und — Gisela?“

Ein innerer Taumel ergriff ihn, und unüberlegt brachte er die Worte hervor: „Nicht Gisela! Sie war nur ein Vorwand für mich! Zu Ihnen wollte ich dringen, zu Ihnen! Sie sind es selbst — Sie! Sie! An Gisela dachte ich nicht — nur an Sie!“

Mehr brachte er nicht über die Lippen. Friederike aber stand wie

Digitized by Google

gelähmt vor Schreck und hatte keine anderen Worte, als den halblautenden Ausruf: „Um Gotteswillen —!"

Auch er schwieg, durch das Bewußtsein seiner abscheulichen Lüge nicht wenig verwirrt. Aber es war ausgesprochen, nun mochte kommen, was da wollte! „Sie sind mir theuer, Friederike, mehr als ich aussprechen kann!" fuhr er fort. „Hören Sie mich an — ich bitte Sie!"

„Hier nicht! Und niemals!" rief sie zitternd. „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Ich bitte Sie, entfernen Sie sich von mir!"

In diesem Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen durch einen Zufall, der der jungen Frau höchst willkommen war, Herrn von Sturmfels aber in Bestürzung versetzte. Ein Wagen hielt in der Nähe, Kindergesichter kamen darin zum Vorschein, und ein Winken und Rufen machte sich vernehmlich. Gisela stieg aus, und eilte auf Friederike zu. „Ich fahre mit den Geschwistern spazieren!" rief sie. „Wir haben Ihr Aennchen abgeholt — da ist die Kleine im Wagen! — und es trifft sich glücklich, daß wir Sie selbst doch noch finden! Steigen Sie ein! Wir sind Alle sehr vergnügt da drinnen."

Friederike war schnell gefaßt und bereit. Während sie zu dem Wagen schritt, wendete sich Gisela munter an Herrn von Sturmfels: „Wollen Sie auch mit? Es ist noch Platz, wenn Sie nämlich zwei von den Kleinen auf den Schooß nehmen!"

Er dankte, half den Damen beim Einsteigen und sah dem dahinrollenden Wagen nach.

Da saßen Sie nun alle Beide drin! Und er selbst ging seines Weges mit dem Gefühl eines moralisch Gerichteten. „Diese niederträchtige Lüge!" so rief er sich selbst in's Gewissen. „Was kann durch sie jetzt gar angerichtet werden!" Genau erinnerte er sich nicht mehr, was und wieviel er Friederiken einst über seine Neigung zu Gisela mitgetheilt hatte, aber er befürchtete, daß es doch zu ausgiebig gewesen sein müsse, als daß Friederike an einen bloßen Vorwand glauben könne. So hatte er das beschämende Gefühl, nicht nur eine Unwahrheit gesagt, sondern auch eine unbegreifliche Dummheit begangen zu haben. Immer bedenklicher stellte er sich seine Lage vor, wenn er die Consequenzen seiner Uebereilung zog. Friederiken wußte er mit Frau Rheinwald befreundet; wenn sie der mütterlichen Freundin nun ihr Erlebniß mittheilte? Wie stand er dann vor dem Hause Rheinwald? Heuchlerisch, falsch bis in's innerste Herz, treubrüchig, unsittlich in namhaftem Grade, vielleicht — und im besten Falle noch, gradezu verrückt. Das Alles kam ihm zum Bewußtsein, und wenn er seine Herzensneigung für Friederike noch so stark fühlte, er sparte keine Selbstanklage, keinen Tadel gegen seine selbstvergessene Verlogenheit.

Hans Peter von Sturmfels schritt zwar im Sonnenschein dahin, aber er merkte nichts davon, er gab in seiner Versunkenheit nicht Acht auf die vielen Hunderte von Menschen, die mit, vor und hinter ihm lustwandelten, er übersah sogar, daß er von mehreren Seiten gegrüßt wurde. —

Digitized by Google

Wer nun so geartet wäre, daß er die Bedrängnisse Hans Peters von Sturmfels, so wie die Ereignisse in dem ihm umgebenden Kreise, für zu geringfügig erachtete, als daß eine ernstere Theilnahme dafür zu gewinnen sei, mit dem wird nicht zu streiten sein. Freilich kann man auch während eines Carnevals unter Umständen Ernsteres erfahren, sich sogar weismachen, Großes zu erleben. Doch wird das meist von der Auffassung abhängen. Was dem Einen ganz unbedeutend erscheint, das bedeutet dem Andern gerade genug zu einem richtigen Erlebniß. So glaubte auch Hans Peter von Sturmfels in schon genügender Verwickelung zu sein, und doch sollte er noch Merkwürdigeres erleben.

Der Tag des Balles im Gesandtschaftshotel war gekommen, und wurde von Einigen in so fern mit Genugthuung begrüßt, als er voraussichtlich die letzte Hauptaction der Saison war.

Vormittags kam Gisela mit gerötheten Augen aus der Gesangstunde, was von der Mutter sogleich bemerkt wurde. Auf ihr Befragen, brach Gisela in Thränen aus, und gab Kunde von einer Begegnung, die von einem so jungen Mädchen wohl als ein „schreckliches Erlebniß" bezeichnet werden konnte. Sie habe, so erzählte sie, Friederiken besorgt gefunden wegen ihres Kindes, welches über Nacht krank geworden war. Während Beide, die Gesangübung auf sich beruhen lassend, am Lager der Kleinen gesessen sei der Wirth, ein Schuster, in angetrunkenem Zustande hereingestürmt, und habe gedroht, wenn Friederike bis zum Abend die rückständige Miethe nicht bezahle, sie aus dem Hause zu werfen. Die Kleine habe sich vor Entsetzen aufgebäumt, beim Anhören des Lärmens und der Scheltworte gegen die Mutter, und sei darauf wie in Krämpfen zurückgefallen. Der Wirth aber schrie und taumelte in seinem Zustande, sprach von Bettelvolk und Gesindel, das sich großartig stelle, dem er aber jetzt über den Hals kommen werde. Friederike aber beschäftigte sich nur mit ihrem Kinde, während Gisela entsetzt über die Rohheit dastand, und das Unerhörte mit über sich ergehen ließ.

„Komm, zum Vater!" rief die Mutter. „Er muß es erfahren und soll uns rathen."

Der Präsident saß an seinem Arbeitstische, und hörte den Bericht, den den die Mutter noch einmal von Gisela verlangte. „Hm, hm!" machte er Wie endete der Auftritt?"

„Unglücklicherweise," fuhr Gisela fort, „oder auch glücklicherweise, trat Herr von Sturmfels in das Zimmer. So wie er das Betragen des ungeschliffenen Menschen erkannte, ergriff er ihn am Arme und riß ihn in den den Hausflur, und dann — dann warf er ihn die Treppe hinunter."

„Die Treppe hinunter?" fragte der Präsident aufmerksam.

„Ja!" schluchzte Gisela. „Ich habe es poltern hören."

„Das könnte ihm als Uebermaß von Ritterlichkeit angefochten werden!" meinte der Präsident. „Hat der Schuster Schaden genommen?"

Gisela wußte es nicht. Aber aufgefordert, weiter zu berichten, fuhr sie

Digitized by Google

fort: „Als der Hauptmann hörte, daß das Kind krank sei, ging er sogleich den Arzt zu holen. Denn, was ich auch heut' erst erfuhr, Friederike ist nicht mehr im Stande, eine Magd zu halten, und seit Anfang dieses Monats ganz ohne Hilfe. Schrecklich war es ihr, daß Sturmfels zu einem solchen Auftritt und zugleich hinter ihre Geheimnisse kommen mußte. Er hat sich aber sehr hilfreich und brav betragen. Er kam bald mit dem Arzte zurück, und dieser erklärte den Zustand des Kindes für nicht unbedenklich. Der Hauptmann stellte sich Friederiken ganz und gar zu Diensten, was sie selbstverständlich ablehnen mußte. Ich konnte ihr auch nichts helfen, doch habe ich wenigstens ein Recept in die Apotheke getragen und darauf gewartet. Und nun ist Friederike mutterseelenallein mit ihrem kranken Kinde!" So schloß Gisela, um von Neuem in Thränen auszubrechen.

„Sie soll nicht lang allein bleiben!" sagte die Hausfrau entschlossen. „Es war doch nicht ganz recht von ihr, uns über ihre Verhältnisse zu täuschen." Und zu ihrem Gatten gewendet fuhr sie fort: „Ich denke, es wird Dich nicht stören, wenn ich Friederike in unser Haus aufnehme. Das Kind braucht Pflege, sie selbst nicht minder. Wir haben oben die beiden Fremdenstuben, reichlich so groß wie ihre jetzige Wohnung. Ich fahre zu ihr und nehme unsre alte Christine zur Aushilfe gleich mit."

„Sieh zu, was Du bei ihr ausrichtest!" entgegnete der Präsident einverstanden. „Bei dem Wirthe sprächest Du auch wohl vor — wegen der Miethe. Auch ist nicht ohne Belang, wie dem Schuster seine Treppenfahrt bekommen sein mag?"

Während die Mutter sich auf den Weg machte, ging Gisela in ihr Zimmer, erschöpft von ungewohnten Wegen und Aufregungen. Zum ersten Mal war dem jungen Mädchen das Rohe, Gemeine, Widerwärtige in seiner häßlichsten Gestalt vor Augen getreten, und ein tiefes Mitleid erfüllte sie, daß ihre so schwärmerisch geliebte Freundin mit solchen Mächten zu kämpfen hatte. Sie blickte um sich, ihr mit Blumen geziertes duftiges Ballkleid lag ihr im Wege, und mit Widerwillen warf sie es bei Seite. Mit diesem Flitter angethan, sollte sie heut' auf dem Ballfeste erscheinen, während die Freundin in Noth und Trübsal zu Hause saß? Es erschien ihr unmöglich. Eine Stunde ist es oft, welche das jugendliche Gemüth zur Reife fördert. Ein plötzlicher Lichtstrahl dringt in die träumerische Dämmrung, gleichviel ob beglückend oder im Tiefsten erschreckend, und neue Anschauungen des Lebens treten mit Deutlichkeit hervor. War Gisela noch halb ein Kind, so hatte sie doch bereits scharf beobachtende Augen und Verständniß für das, was sie beobachtete. Auch heut', am Krankenbett des Kindes war ihr Einiges deutlich geworden, dem sie jetzt ernstlich nachdachte.

Die Mutter kehrte zurück und zwar in angeregter Stimmung, denn sie hatte ihren Zweck erreicht. „Heut Abend ziehen sie bei uns ein!" rief sie. „Friederike hat nach einigen Sträuben eingewilligt. Der Arzt, welchen ich selbst sprach, hält den Zustand des Kindes doch nicht für so beängstigend,

Digitized by Google

und hat nichts gegen den Umzug einzuwenden. Und was nun die angenehmen Wirthsleute betrifft, so sind die ja auch besänftigt. Leider hat Sturmfels die Forderung schon berichtigt. Das muß selbstverständlich geändert werden. Es ist unsere Sache. Der Schuster liegt zu Bette und schläft, und er wird bis morgen schlafen, wie seine Frau mir versicherte. Geschadet hat ihm der Fall nichts, höchstens wird er einige blaue Flecke davon tragen, und die, meint seine Gattin, sei er gewohnt. Wenn er aufwache, werde Alles vergessen sein. Sie habe eigentlich einen ganz guten Mann, bis auf den Rausch, den er sich gern hole, aber sie wisse schon, wie sie mit ihm zurecht komme. Du siehst, mein Gatte, daß eine glückliche Ehe unter den verschiedensten Formen bestehen kann."

Der Präsident nickte mit Verständniß. Die Hausfrau aber fuhr fort: „Daß ich Euch heut' nicht auf den Ball begleite, werdet ihr mir wohl nachsehen. Ich habe für unsere neuen Hausgenossen zu sorgen." Nun wünschte Gisela, ebenfalls von dem Feste zurück zu bleiben, da ihr heut nichts, garnichts an dem Tanzen liege. Der Hausherr aber that Einspruch, obgleich auch er keinem sonderlichen Vergnügen entgegen sah, und sein Wille mußte gelten.

Rüstete man sich nun im Hause des Präsidenten ohne recht günstige Stimmung zu einem Feste, von dessen prachtvoller Ausstattung Andere sich sehr viel versprachen, so war das bei Herrn von Sturmfels noch weniger der Fall, daher er sich denn nicht beeilte, rechtzeitig zu erscheinen. Er würde gar nicht hingegangen sein, wenn ihn nicht Gisela selbst zum Cotillon aufgefordert hätte, bei dem es sich so hübsch plaudern lasse. Da er sonst nicht zu tanzen dachte, kam er erst spät, und blickte theilnahmlos in den erhellten und feenhaft geschmückten Saal umher. Abgeschmackt und dumm kam ihm Alles vor. Die überladene Einrichtung, die Tanzmusik, das abscheuliche Drehen und Jagen, die gelangweilten, lächelnden und sich höchst verbindlich stellenden Gesichter Derer, welche keine Veranlassung mehr hatten, ihre Füße nach dem Takte zu bewegen. Er lehnte den Champagner ab, den die Diener umherreichten, da ihn ein förmlicher Ekel davor erfaßte. Alle seine Gedanken waren bei Friederike, und dem Auftritt, zu welchem er heut' zurecht gekommen. Daß sein Besuch so ausfallen würde, lag außer aller Berechnung. Er hatte endlich die Verpflichtung gefühlt, sich gegen Friederike auszusprechen, sein Betragen zu rechtfertigen, die Unwahrheit, die er ihr gesagt, zurück zu nehmen. Das war nun nicht möglich gewesen. Daß sie in das Rheinwald'sche Haus aufgenommen worden, hatte er bereits an Ort und Stelle erfahren. Es tröstete ihn, er mußte bekennen, daß es so am Besten war; gleichwohl bedrückte es ihn auch wieder. Zu ihr zu gelangen, auch nur um zu seiner Rechtfertigung zu sprechen, schien ihm jetzt nur noch schwieriger.

Inzwischen suchten seine Augen nach Gisela, der er sich als ihren Tänzer doch vorstellen mußte. Da flog sie durch die Reihen! Er gestand sich, daß sie ein bezauberndes junges Geschöpf sei — aber wo war die

Digitized by Google

Stimmung geblieben, mit der er das sonst empfunden! Sie tanzte mit einem jungen Grafen in Husarenuniform, der sie gesprächig unterhielt, und sie lachte, wie es schien, sehr vergnügt über seine Einfälle. Hans Peter von Sturmfels fühlte sich von einem Gedanken durchzuckt. Es war eigentlich für einen Mann, der sich für so gut wie verlobt hält, ein ganz nichtsnutziger, es war ein unsittlicher Gedanke, allein was kommen dem Menschen nicht für Gedanken, wenn er auf seine Selbsterhaltung bedacht ist! Ja, wenn man Gisela mit einem Andern verloben könnte! Selbstverständlich war eine Neigung für den Andern in ihrem Herzen dazu nöthig. Ob der junge Husarenoffizier dazu geeignet wäre? Auszusetzen war nichts an ihm. Ein hübscher Junge, von Hause wohlhabend, sehr beliebt bei der jungen Damenwelt, untadelig in seinem Betragen. Hans Peter von Sturmfels wußte wohl, auf welchen üblen Wegen seine Gedanken waren, und dennoch konnte er sie schwer zurückrufen.

Da der Tanz beendigt war, suchte er Gisela auf. „Es ist gut, daß Sie endlich kommen," flüsterte sie. „Ich langweile mich zum Sterben, und wünsche mich nach Hause! Dieser Graf P. ist von allen faden Tänzern der fadeste. Ich habe ihm ein paarmal in's Gesicht gelacht vor Aerger!"

Der Freund seufzte, und besorgte Stühle für seine Tänzerin und sich selbst für den auserwählten Tanz. „Wenn Ihnen ebenso wenig wie mir um die Springerei zu thun ist, so bleiben wir sitzen und unterhalten uns!" sagte sie. Und so führte sie das Gespräch auf das gemeinsame Ereigniß am Vormittage, das so sehr im Gegensatz stand zu ihrer augenblicklichen Umgebung. Gisela sprach mit Ernst, sie sprach mit Entrüstung, sie sprach mit Mädchenschwärmerei, sie konnte von den Vorzügen ihrer Freundin nicht genug sprechen. Nur wenig hatte Sturmfels dazwischen zu sagen, denn mit Allem war er einverstanden, und er fühlte sich innerlich nur mehr und mehr ergriffen und in der eignen Ueberzeugung bestärkt. Und als Gisela eine längere Rede beendet hatte, stand ihm nichts weiter zu Gebote, als ein tiefer Seufzer, so ausgeprägt, daß er seiner Nachbarin nicht entgehen konnte.

Sie spielte mit dem Fächer, und sagte halblaut und mit gesenkten Augen: „Man soll an nichts verzweifeln. Es kann noch Alles gut werden."

„Was?" fuhr er plötzlich heraus, so laut, daß Gisela fast zusammenzuckte.

„Sie müssen behutsamer sein, Herr von Sturmfels," sagte sie lächelnd, aber mit vorwurfsvollem Tone. „In vielen Stücken müssen Sie behutsamer sein."

Der Athem stockte ihm. Was wollte das junge Mädchen damit sagen? Wußte sie am Ende gar um allerlei, was er ihr um Gotteswillen verschwiegen wissen wollte?

Digitized by Google

„Friederike ist jetzt in unsrem Hause", fuhr sie fort; „und zwar zum Segen für uns Alle. Auch für Sie, Herr Hauptmann."

„Auch für — aber ich bitte Sie —" Seine Ueberraschung steigerte sich.

„Ich habe es mir überlegt," redete sie weiter, „es ist am Besten, man spricht offen mit einander. Wir sind ja doch schon alte Freunde! Ist es nicht so?"

„Ganz gewiß! Aber, liebes Kind — verehrtes Fräulein —"

„Darum sollten Sie mir Ihr Vertrauen schenken." Gisela spielte fortwährend mit ihrem Fächer, ohne aufzublicken, und wußte sich den Anschein zu geben, als führte sie mit ihrem Nachbar das oberflächlichste Gespräch.

Dieser erstaunte über das Mädchen, und sann darauf, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben.

Sie aber fuhr fort: „Ganz leicht wird es vielleicht für Sie nicht sein, da Friederike jetzt bei uns wohnt. Eine Vermittelung werden Sie jedenfalls brauchen —"

Er sprang auf. „Wir tanzen! Die Reihe ist an uns!" So rief er, und zwar mit einem Ausdruck, der so an den Ton des Commando erinnerte, daß sich Gisela, zu unwillkürlichem Gehorsam gezwungen, schnell erhob und sich von ihm durch die Reihen führen ließ. Er walzte mehr als dreimal mit ihr herum, so daß seine Tänzerin dringend bitten mußte, sie wieder abzusetzen.

„Wie kann man so rasen?" sagte sie athemlos und halb lachend. Er aber, um ihr die Möglichkeit abzuschneiden, auf das frühere Gespräch zurück zu kommen, begann sie zu unterhalten, mit einer Energie und Ausdauer, wie er sie selten bewährt hatte. Er redete über Alles und Nichts, er sprach, daß ihm die Kehle trocken wurde; und wenn der Tanz noch drei Stunden dauerte, er wollte reden und müßte er mit dem letzten Trompetenton der Musik seinen Geist aufgeben!

Allein die Gefahr wurde abgewendet, da der Tanz bald zu Ende ging. Als der Erschöpfte seine Tänzerin zu ihrem Platze führte, begann Sie: „Ich habe Ihre Gesprächigkeit bewundert. Sie wollten heut' dadurch nur ausweichen. Hoffentlich aber beherzigen Sie noch, was ich gesagt!"

Er verneigte sich und verließ in Eile die Gesellschaft. Das hatte nur grade noch gefehlt, um die Sachlage zu verwirren und Alles darin auf den Kopf zu stellen! Friederike, die er einst als Vertraute in seine Herzensneigung eingeweiht, war zur Heißgeliebten geworden, und die einst Geliebte bot sich ihm jetzt zur Vertrauten für die erschwerten Umstände seiner neuen Leidenschaft! Ein Mädchen von siebzehn Jahren, ihm, einem gereiften Manne! Ihm, der sich ja eigentlich, ohne ihr Wissen, mit ihr verlobt nennen mußte, da ihre Eltern sein Wort hatten! Hans Peter von Sturmfels war in äußerster Erregung, als er, solches sich zu Gemüthe

Digitized by Google

führend, durch die Straßen lief. Giselas Vertrauen lehnte er selbstverständlich ab. Aber wie war denn nun aus diesem Labyrinth heraus zu kommen?

In seiner Wohnung angelangt, warf er sich mißmuthig in einen Lehnstuhl, und übersah in der Zerstreuung einen Brief, der auf dem Tische lag. Endlich entdeckte er ihn, öffnete ihn, und nachdem er ihn gelesen, warf er ihn ergrimmt, als einen Zuwachs von Aerger, von sich. Allein er besann sich, nahm ihn noch einmal zur Hand, und was ihn im ersten Augenblicke mit Unmuth erfüllt, schien ihm plötzlich eine Aussicht auf Erlösung zu bringen. Das Schreiben war vom Gericht der Kreisstadt, in deren Umkreis sich sein Grundbesitz befand. Sein Verwalter hatte sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die nicht blos den Grundherrn, sondern die Behörde angingen, daher er denn bereits gerichtlich zur Haft gebracht worden war.

Es verstand sich von selbst, daß der Gutsherr persönlich nach dem Rechten sehen, daher schleunigst abreisen mußte. Er athmete auf. Diese Wendung war ihm willkommen. „Hinweg aus diesem jämmerlichen Gesellschaftstreiben!“ rief er. „Fort aus der unmännlichen Flunkerei, in die ich mich in meiner Thorheit selbst verrannt habe! Hinweg mit all' der dilettantischen Farbenverschwendung und Pinselei! Hinaus in's Freie, an rege Arbeit und Thätigkeit in Hof und Feld und Wald, meinetwegen in der Schreibstube! Willkommen Jagdrevier und Erdgeruch des Frühjahrs, das ja nicht mehr lange zögern kann! Meine Liebe nehme ich mit mir, und weiß im Innersten, daß ich sie hierher zurück bringen werde!“

In seiner Aufregung dachte er nicht daran, das Lager aufzusuchen, sondern packte in den Nachtstunden das Nöthigste zusammen. Dann schrieb er einige Zeilen an den Präsidenten, um seine schnelle Abreise zu erklären, und sich den Damen zu empfehlen, und war zum ersten Frühzuge gerüstet. Als Herr Rheinwald seine Zeilen erhielt, befand sich der Absender bereits auf halbem Weg zu seinem Ziele. —

Friederike erwachte, nach fast ruheloser Nacht, aus einem kurzen Morgenschlummer und sah sich halb überrascht in den fremden Umgebungen um. Ihre ersten Schritte waren zu dem Lager ihres Kindes, welches in sanftem Schlaf athmete. Sie kniete vor dem Bettchen nieder, das Haupt auf den Arm gestützt, die Augen an die holden Züge der Kleinen gefesselt, und dachte ihrem neuen plötzlich veränderten Zustande nach. Obgleich sie das liebevolle Entgegenkommen der Freunde ganz mit dankbarem Herzen erkannte, überlegte sie doch, ob sie in ihrem Nachgeben recht gethan habe? Gestern, in der Stunde der Todesangst um ihr Kind und in dem Gefühl der Erniedrigung, war ihr Stolz und ihr Wille gebrochen, und sie konnte sich nur an die Brust der Freundin werfen und über sich ergehen lassen, was diese verfügte. Heut' aber tauchte mit dem Erwachen das Gefühl der Beschämung in ihr auf, lähmend, fast vernichtend. Daß Gisela bei dem ungefügen Auftritt zugegen gewesen, daß die Rheinwald'schen Gatten ihre trübseligen Verhältnisse kennen gelernt, das schien ihr überwindlich; aber die Gegenwart

Digitized by Google

Sturmfels' bei jener Scene, seine Bekanntschaft mit ihrer Lage, wollte wie ein unerträglich Demüthigendes nicht aus ihrem Bewußtsein. Zum Ueberfluß hatte sie von der Wirthin auch noch erfahren, was ihr verschwiegen bleiben sollte, daß Sturmfels ihr, ohne ihr Wissen, auch Dienste zur Befriedigung des Wirthes geleistet hatte. Diese sie im Innersten beleidigende Thatsache machte ihr am meisten zu schaffen. Zwar glaubte sie der älteren Freundin gerne, welche ihr gestern schon vorgestellt, daß Sturmfels in seiner Gutmüthigkeit nur eben dem ersten Impuls gefolgt war, um ihr vor dem rohen Gegner Ruhe zu schaffen; daß er das Peinliche jetzt selbst empfinde, wie er ihr gestanden, da er Abends noch einmal im Hause vorgesprochen; daß er sich selbstverständlich nicht geweigert habe, das in der Hast Dargebotene von dem Hause Rheinwald zurück zu empfangen. Gleichviel, die Thatsache war einmal dagewesen, und ließ sich, bei allen Entschuldigungen, als etwas Verletzendes nicht mehr aus ihrer Erinnerung tilgen.

Und wie sollte sie nun über diesen Mann urtheilen, der sie vor kaum zwei Monaten zu seiner Vertrauten in einer Herzensangelegenheit gewünscht hatte, um ganz unvermittelt sie selbst plötzlich mit einem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Gefühle gleichsam zu überfallen? Daß ihm Gisela nur zum Vorwand gedient habe, daran glaubte sie nicht, daher sie denn seine Unwahrheit nur als eine neue Beleidigung empfand. Aber selbst wenn sie dies weniger berücksichtigte, wenn sie annahm, daß seine Neigung zu Gisela geschwunden, und sein Herz sich ihr, der Vertrauten, zugewendet, wie unzuverlässig, wie flatterſinnig mußte ihr dieser Mann erscheinen! Freilich seine Leidenschaft für Gisela war ihr immer wunderlich vorgekommen, und zugleich unverständlich, daß er sich nicht an diese selbst, sondern an eine Vertraute wendete. Lag in diesem Vertrauen etwa schon eine Vorbedeutung? — Nein! Nein! So weit wollte, durfte sie nicht denken! Zu fliehen hatte sie diesen Mann, sich vor ihm zu verbergen! Sie, die gestern noch, als Bettlerin gescholten, in Demüthigung vor ihm gestanden, meinte seine Gegenwart nicht mehr ertragen zu können. Und auch darum empfand sie es beängstigend, ja gefahrdrohend, in dem Hause der auch ihm Befreundeten ein Asyl gefunden zu haben.

Diese aufgeregte Stimmung milderte sich, als sie erfuhr, daß Sturmfels für einige Zeit verreist sei.

Die Familie Rheinwald zählte Friederike und ihr Töchterchen nicht nur zu den Hausgenossen, sondern zu den Ihrigen, und wollte vorerst von einer künftigen Aenderung nichts wissen. Das Kind genas und spielte bald vergnügt mit den Kindern des Hauses. Die Mutter litt nicht, daß Friderike in der nächsten Zeit ihren Gesangunterricht fortsetzte, da auch sie der Pflege und Erholung bedürfe, und der Hausherr nannte den Gast scherzweise seine „Aelteste". Von Liebe und Herzlichkeit umgeben, kam Friederikens Gemüth mit der Zeit etwas mehr zur Ruhe. Man gab ihr nach, daß sie ihre

Digitized by Google

Pflichten, wie sie es nannte, endlich nicht mehr versäumte, und ihre Stunden außerhalb des Hauses wieder aufnahm.

Frau Rheinwald hatte bereits schriftliche Mittheilungen von Sturmfels erhalten, worin er sich der ganzen Familie und so auch Frau Friederike Veltheim empfehlen ließ. Einige Zeit darauf wurde nun ein Brief im Hause abgegeben, den der Zufall zuerst in Giselas Hände gelangen ließ. Sie las die Aufschrift und erkannte die Hand des Hauptmanns. Der Brief war an Friederike. Das junge Mädchen verbarg ihn hastig und trug ihn darauf selbst in der Freundin Zimmer, auf einem Zettel mit Beistift hinzufügend, daß sie ihn dort niedergelegt habe.

Friederike fand bei ihrer Rückkehr das Schreiben, und da ihr die Schriftzüge unbekannt, sie auch kaum in Correspondenz mit Jemand stand, erbrach sie es nicht ohne Neugier. Als sie aber die Unterschrift gelesen, ließ sie die Blätter erschreckt auf den Tisch zurückfallen, wie etwas, dessen Annäherung oder Berührung Schauder erweckt. Sie konnte sich eine Weile nicht entschließen, einen Blick in die Zeilen zu thun. Aber wer liest nicht einen Brief, der an ihn gerichtet ist, endlich dennoch, selbst wenn er sich vor dem Inhalt zu fürchten Ursache hat? So las denn auch Friederike, anfangs widerwillig, bald mit etwas mehr Ruhe. Denn der Brief selbst war ruhig genug und rein objectiv gehalten. Sturmfels legte ein ganz offenes Bekenntniß ab, ohne sich selbst etwas zu ersparen. Er sprach von seiner anfänglichen Neigung für Gisela, und wie er in seiner Verblendung so weit gegangen sei, bei den Eltern um sie anzuhalten, und sich sogar mit seinem Worte thatsächlich gebunden habe. Er sprach von der inneren Wandlung, die mit ihm vorgegangen an jenem Abend, da er Friederike zuerst habe singen hören, und wie er in der ihn ganz erfüllenden Empfindung für sie die frühere Neigung als einen Irrthum habe erkennen müssen. Er gab in wenigen Zügen Kunde von den inneren Kämpfen, die ihn endlich dennoch fortgerissen, und eine Unwahrheit auf seine Lippen gerufen, die er tief bereue. Der letzten Begegnung, am Krankenbette des Kindes, erwähnte er nicht. Dagegen kam eine Wendung vor, welcher Friederike zu entnehmen glaubte, daß er sich den Eltern Giselas gegenüber schriftlich entweder schon ausgesprochen habe, oder es zu thun beabsichtige. Von seiner Liebe, von seinen Wünschen und Hoffnungen, stand ausdrücklich nichts in dem Briefe, wiewohl sie zwischen den Zeilen genugsam zu lesen waren. Er wollte, wenn er sich nicht rechtfertigen könne, nur seine Schuld bekennen, er sprach nicht einmal eine Bitte um Verzeihung aus. Aber, so schloß er, nicht versagen könne er sich, in einiger Zeit, wenn er Friederikens Gemüth etwas beruhigter glauben dürfe, sich noch einmal schriftlich an sie zu wenden.

Friederike faltete den Brief zusammen und warf ihn in eine Schublade. An eine Entgegnung dachte sie selbstverständlich nicht, sie hätte gern auch an den Brief selbst nicht mehr gedacht, aber wer kann den Gedanken wehren? Sind doch die unwillkommensten immer in erster Reihe da, wenn das Ge-

Digitized by Google

müth doch einmal aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht ist. Die Wange auf die Hand gestützt, saß sie eine Weile am Fenster, und blickte in den Garten darin bereits die ersten Frühlingsblumen, Crocus, Tulpen und Hyacinthen, aus den Beeten hervorquollen.

Da man nun im Hause Rheinwald sonst an die täglichen Besuche des Freundes gewöhnt war, wurde in seiner Abwesenheit täglich wenigstens von ihm gesprochen. Es fand sich stets ein Anlaß dazu, und wie werth man ihn hielt, kam dabei immer zum Ausdruck. Der Präsident äußerte sich sehr zufrieden, daß Sturmfels sich seines Gutes und der Landwirthschaft gewissenhaft annehme. So hübsch er auch male, die Kunst sei vielleicht doch nicht seine ausschließliche Lebensaufgabe. Da der Hauptmann jetzt Geschmack an seinem Grundbesitz gewonnen, werde er sich hoffentlich dauernd demselben widmen. Es sei ein schönes Besitzthum, das ihm genug zu thun geben könne, da in der letzten Zeit viel vernachlässigt worden sei. Unter den jüngsten Sprößlingen des Hauses wurde die Frage laut, warum denn die ganze Familie nicht einmal den Hauptmann auf seinem Gute besuche? Worauf Gisela entgegnete, daß das künftig wohl geschehen werde, für sich selbst wenigstens hoffe sie es mit Bestimmtheit.

Nach Verlauf von acht Tagen erhielt Friederike einen zweiten Brief von Sturmfels, und einige Zeit darauf einen dritten. Sie warf dieselben nicht mehr mißmuthig bei Seite, da sie ihr viel zu denken gaben. Mit großer Zurückhaltung, ohne ein leidenschaftliches Wort, aber mit unverkennbarer Wärme des Gefühls, theilte sich der Schreiber darin mit, wie ein Freund, der sich verpflichtet glaubt, über sein Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen. Er erzählte von den Arbeiten seiner Landwirthschaft, von allerlei Verbesserungen, die er einführe, von neuen Anlagen für den Garten, auch von baulichen Aenderungen, von Manchem, was der Zukunft noch überlassen bleiben müsse. Er fragte niemals, er sprach immer nur die Hoffnung aus, daß sie sich wohl befinde, da er eine Antwort von ihrer Seite nicht zu erwarten schien. Von seiner Rückkehr in die Stadt war niemals die Rede.

Friederike wunderte sich, daß im Rheinwald'schen Hause auch nicht die geringste Andeutung über diese Briefe gemacht wurde, da es doch nicht unbekannt geblieben sein konnte, daß sie dergleichen empfangen habe. Sie selbst konnte sich nicht entschließen, darüber zu sprechen, sie wollte es darauf ankommen lassen, ob die mütterliche Freundin einmal das Wort nehmen werde. Daß sie mittlerweile eine etwas bessere Meinung von Herrn von Sturmfels gewonnen, verschwieg sie sich selbst nicht. Eine Stelle aus seinem dritten Briefe berührte sie sogar tiefer. Er sprach von ihrem Töchterchen, welches er sich als wieder gesund und mit aller Lieblichkeit geschmückt denke, und daß es sein aufrichtiger Herzenswunsch sei, dem lieben Kinde einmal etwas sein zu können.

Inzwischen wurde es blühender, wundervoller Frühling, draußen in Wald und Feld, so wie in den Gärten der Stadt. Da empfing Friederike

Digitized by Google

einen vierten Brief, sogar einen doppelten von Hans Peter von Sturmfels und erkannte mit nicht geringer Ueberraschung die Handschrift Giselas. Ja, es war ein Brief Giselas an den Hauptmann, welchen dieser in das Rheinwald'sche Haus zurück und zwar an Friederike gelangen ließ. Folgendermaßen hatte die junge Dame an Hans Peter von Sturmfels geschrieben.

„Verehrter Freund und Jugendgenosse! Da Sie mein Vertrauen von Mund zu Mund zurückgewiesen haben, so kommt es Ihnen durch die Feder nachgelaufen. Zwei so alte Freunde, wie wir, sollten immer auf dem Fuße der Wahrheit stehen. Da Sie sich derselben aber entziehen wollen, vielleicht aus Rücksicht, so nehme ich statt der Rücksicht, etwas Bosheit zur Hilfe, wie Sie gleich sehen werden. Denn, daß ich einige Ursache habe, Sie mir gegenüber für strafbar zu halten, das werden Sie doch nicht bestreiten? Die Ursache selbst lasse ich noch auf sich beruhen. Aber wenn ich auch noch eine dumme Person von erst siebzehn Jahren bin, so bemerke ich doch Manches, was ich den klugen Leuten nicht abmerken soll. So bemerkte ich, oder ich witterte dieses nur, daß Sie meine Freundin Friederike in einer gewissen Angelegenheit zu Ihrer Vertrauten gemacht haben mußten. Denn so gescheit sie ist, fühlte ich doch heraus, daß sie mir durch Fragen und Andeutungen eine Art von Folle stellen wollte. Als nun aber Friederike einmal bei uns sang, da merkte ich, daß Ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, wie ich ihn noch nicht gesehen, und so auch Ihr Betragen gegen Friederiken ein ganz anderes wurde. Dieser Ausdruck in Ihren Zügen kehrte wieder, so oft bei uns die Rede auf sie kam, und endlich erkannte ich in einem schrecklichen Augenblicke, an den ich sonst nicht gern denke, am Krankenlager des kleinen Aennchen, Alles deutlich. Daß ich Ihnen schon damals meinen vollen Segen dazu geben konnte, will ich gleich hinzufügen. Aber noch an demselben Tage, es war auf dem langweiligen Balle beim Gesandten, beschloß ich, Sie ein wenig zu strafen, und so ängstigte ich Sie gründlich, indem ich mich jetzt als zweite Vertraute zudringlich machte. Bei Lichte besehen ist es keine Kleinigkeit, wie Sie mir mitgespielt haben! Denn jetzt will ich nur gestehen, daß ich von Anfang an Ihr Geheimniß gekannt habe. In jener verhängnißvollen Stunde nämlich, da Sie an meine Eltern ein so unerwartetes Ansinnen stellten, welches mich ein wenig mit betraf, befand ich mich nämlich im Nebenzimmer mit Schreiben beschäftigt, und die Thür war sogar nur angelehnt. So mußte ich denn Alles hören, und war mit der Ansicht meiner Eltern ganz einverstanden. Denn, um offen zu sein, wenn ich mir vorstelle, wie derjenige aussehen soll, der — nun, an den ich einmal ganz besonders gern denken würde, so kann ich nur sagen, wie Herr von Sturmfels wird er nicht aussehen, obgleich Herr von Sturmfels sonst auch recht gut aussieht. Ich glaubte, das würde nun Alles ruhig verlaufen. Als nun aber seit jenem Musikabend der Zwischenfall eintrat, überlegte ich, was wohl zu thun sei? Ich überlegte lange. Endlich wurde mir klar: Der Freund wird meinen Eltern nicht bekennen wollen, daß er anderer

Digitized by Google

(und jedenfalls besserer) Ansicht geworden; meine Eltern können doch auch von nichts zurücktreten, was sie niemals zugestanden haben; so bleibt nichts übrig, als daß ich dumme Person diesen ganz verfitzten gordischen Knoten löse. Also, mein verehrungswürdiger Freund, sage ich Ihnen in meinem und meiner Eltern Namen (sie wissen zwar noch nichts von meinem Schritte, aber sie werden wohl einverstanden sein), daß sie frei sind, ganz frei, so frei als möglich, und daß sich Niemand über diese Freiheit und deren glückliche Folgen mehr freut, als Ihre ganz ergebenste — Vertraute."

Unter diesen Zeilen stand von der Hand des Hauptmanns: „Die liebenswürdige Absenderin wußte also noch nicht, was ich Herrn Präsidenten Rheinwald längst gestanden, und daß ich von dem Freunde Absolution empfangen habe."

Was aber der Absender in seinem Briefe selbst heute aussprach, war nicht in diesem leichten Ton gehalten, sondern drang auch durch die Schrift noch so warm aus dem vollsten Innern, daß sich Friederike durchschauert, und ihr Blut rascher pulsiren fühlte. „Sie haben mir," so schloß er, „auf keinen meiner Briefe geantwortet, und ich erwartete es nicht. Aber wenn ich nun selbst komme, und Ihnen mündlich Alles wiederhole, was Sie längst wissen, wenn ich das Glück meines Lebens von einer Frage an Sie abhängig mache — was werden Sie sagen?"

Und die Welt wurde „schöner mit jedem Tag," wie eines der schönsten Frühlingslieder singt. Es war an einem Sonntag Morgen, als Friederike allein im Musikzimmer saß, um sich in glücklicher Stimmung selbst etwas vorzusingen. Die Fenster nach dem Garten standen geöffnet, Blüthenduft strömte herein, zuweilen auch verlor sich eine Biene in den Saal. Friederike sang eine Arie aus einem Oratorium von Händel, die wie Frühlingsandacht in Tönen durch den Raum quoll. Sie würde erschreckt abgebrochen haben, wenn sie geahnt, daß unter dem Fenster, hart an die Mauer gelehnt, ein Lauscher stand, der ihren Gesang, wie eine innere Offenbarung empfing. Er rührte sich nicht, er hielt fest den Athem an, um nicht den leisesten Ton zu verlieren.

Nach einer Weile erhob sie sich und that einen Blick in den Garten. Aber sie hätte vor froher Ueberraschung aufschreien mögen, über den Anblick, der sich ihr bot. Ihr Töchterchen zog einen Mann mit sich fort nach einem blühenden Kirschbaum, und bat ihn um die weißen Blumen. Sie erkannte Hans Peter von Sturmfels. Er hob das Kind auf den Arm und hielt es mit Kopf und Händchen in die blühenden Zweige hinein, daß es jauchzte, und in der Fülle schwelgend, sich selbst das Begehrte abpflückte. Friederike regte sich nicht, und sah mit innerer Bewegung dem Spiele zu. Da wandte sich Sturmfels, erblickte sie, und eilte, das Kind auf dem Arme, dem Hause zu.

Was er nun sagte, was sie entgegnete — das sind geheimnißvolle Dinge, die sich nicht so recht wiedergeben lassen. Aber bald saßen Beide

Digitized by Google

Hand in Hand neben einander, während das Kind vor ihnen auf dem Teppich mit seinen Blumen spielte. „Eins wirst Du mir nachsehen, selbst in meinem Glücke!“ begann sie mit feuchten Augen, „daß ich meine theuren Erinnerungen heilig halte!“ — „Sie sollen uns gemeinsam bleiben, ein dauerndes Besitzthum für das Leben!“

So entgegnete er, die Geliebte umschlingend.

Da öffnete sich die Thür und trällernd hüpfte Gisela herein, um wie entsetzt zurück zu fahren. Schon machte sie Miene, davon zu laufen, aber sie wurde von Sturmfels eingeholt, bei der Hand genommen und zu Friederiken geführt. Seine Stimme klang ernst bewegt, wenn auch die Worte leicht waren, als er sagte: „Der Jugendgenossin und Vertrauten stelle ich in Friederiken meine Braut vor.“ Die Freundinnen lagen sich in den Armen, das Kind aber sprang auf seinen neuen Freund zu, ließ sich von ihm küssen und lachte glücklich, da es die Uebrigen so vergnügt sah.

Digitized by Google

Aus der Hamilton-Sammlung.

Botticelli's Dante-Zeichnungen.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Wenn von einem der großen italienischen Meister des Quattrocento irgend ein bedeutendes Werk der Tafel- oder Wandmalerei plötzlich entdeckt wird, so darf man ein solches Ereigniß immer als ein kunsthistorisch wichtiges bezeichnen. Kommen aber mit einem Schlage ganze Reihenfolgen künstlerischer Entwürfe an's Licht, die auf die Bedeutung und Geistesart eines jener hervorragenden Künstler ein völlig neues Licht werfen, so ist eine derartige Entdeckung geradezu als epochemachend für die Forschung anzuerkennen. Solches ist im hohen Maße der Fall mit den 84 Dante-Zeichnungen Botticellis, welche mit der Sammlung der Hamilton-Manuscripte kürzlich in das Berliner Kupferstichcabinet gelangt sind. Ohne Zweifel wird eine Publikation dieser kostbaren Schätze seitens der Museumsverwaltung zu erwarten sein; ehe aber eine solche erscheinen kann, wird man vielleicht eine kurze Besprechung dieser merkwürdigen Schöpfungen nicht unzeitgemäß finden.

Sandro Botticelli, oder wie er mit seinem eigentlichen Namen heißt: Alessandro di Mariano Filipepi, nimmt unter den großen Florentiner Malern des fünfzehnten Jahrhunderts einen Ehrenplatz ein. In Florenz im Jahre 1447 geboren, traf er mit seiner Jugendentwickelung in jene Zeit, wo die Kunst der Malerei, durch Masaccio zu einem neuen großartigen Styl emporgehoben, nach langem Stillstand sich zu kühnem Fortschreiten aufschwang. Der bedeutendste Nachfolger jenes großen Bahnbrechers war Fra Filippo Lippi gewesen, dessen Schüler unser Sandro wurde, nachdem er widerwillig

Digitized by Google

eine zeitlang, wie später Francia und Dürer, sich dem Goldschmiedgewerbe gewidmet hatte. Von seinem Lehrmeister in dieser Kunst erhielt er den Beinamen del Botticello. Leicht begreift man, daß ein Geist wie der Sandros bei der ängstlich zierlichen Arbeit des Goldschmiedes sich nicht beruhigen konnte. Wenn irgend Einem unter den Florentinern jener Zeit, so gebührt ihm der Titel eines Poeten; denn er zumeist und vor Allen begnügt sich nicht mit den Aufgaben der kirchlichen Kunst; vielmehr strebt er die Grenzen der Malerei zu erweitern, indem er die Mythologie und Allegorie eifrig anbaut und in einer Reihe von Schöpfungen voll Anmuth und voll Leidenschaft seinem tiefsinnigen, poetisch angelegten Gemüth zum Ausdruck verhilft. Allen diesen Werken ist eine oft hochpoetische Stimmung eigen.

Erwägt man die jugendliche Begeisterung, welche das damalige Geschlecht dem klassischen Alterthum entgegenbrachte, so wird die geringe Zahl von Schöpfungen der bildenden Kunst, in welchen diese Geistesrichtung zur Erscheinung kommt, stets Befremden erregen. Mögen auch in dem durch Savonarolas Feuereifer veranlaßten Autodafé manche dieser Werke untergegangen sein, so sollte doch eine weit größere Zahl sich erhalten haben, als wir in der That deren nachweisen können. Um so wichtiger sind uns die Arbeiten Botticellis, der mehr als irgend Einer seiner Zeit- und Landsgenossen dies anmuthige Feld mit Vorliebe gepflegt hat. An der Spitze dieser Arbeiten steht die für Cosimo Medicis Villa zu Castello gemalte Allegorie des Frühlings, jetzt in der Akademie zu Florenz. Es ist ein Breitbild, dessen ganzer Raum von einem Hain dicht belaubter Bäume angefüllt wird. Unter ihren Baumkronen in wonnigem Schatten wandelt in der Mitte des Bildes eine hohe weibliche Gestalt, mit reichen Gewändern angethan, in stilles Sinnen verloren. Neben ihr links schlingen drei schlanke Jungfrauen, offenbar die Grazien, von durchsichtigen Gewändern umhüllt und mit Blumen geschmückt, den fröhlichen Reigen, während Amor mit brennender Fackel zu ihnen hinabschwebt. Neben ihnen sieht man einen leicht bekleideten jungen Mann mit geflügeltem Helm nach Art des Merkur, der mit dem Schwert goldige Orangen von den Bäumen zu schlagen versucht. In die rechte Hälfte des Bildes sind ebenfalls drei Figuren vertheilt und zwar ein heranschwebender Genius, der eine eilend bewegte weibliche Gestalt in durchsichtigen Gewändern und mit einem Bogen in der Hand zu umfassen sucht, indem er sie anhaucht. Ohne Zweifel haben wir in ihm Zephyr zu erkennen. Während das schöne Antlitz der Nymphe in holder Erregung sich ihm zuwendet, sieht man neben ihr eine reich gekleidete, mit blumigen Gewändern geschmückte Jungfrau ruhig und unbekümmert einherschreiten, indeß ein Blumenregen sich um sie ergießt. Wir verstehen nicht Alles in diesem Bilde, aber so viel ist klar, daß es sich um eine poetische Verherrlichung des Frühlings handelt, und zwar, was bisher unbemerkt geblieben, im Anschluß an die Horazische Ode „Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni". Jener Genius also ist der Favonius (Südwind,

Digitized by Google

Föhn), der den Frühling bringt. Für die übrigen Gestalten sind die Verse maßgebend:

„Iam Cytherea choros ducit Venus imminente luna,
Iunctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede . . .“

Die mittlere Hauptfigur ist also, wie schon aus dem über ihr schwebenden Amor zu schließen, Venus; und ihre Begleiterinnen sind die Grazien und Nymphen.

Einfacher und klarer, daher von unmittelbarer Wirkung ist das als Pendant zu diesem Bilde ausgeführte zweite Gemälde, jetzt in den Uffizien. Der Geburt des Frühlings folgt die Geburt der Venus. Wir sehen die thaufrische jugendliche Gestalt der Göttin in einer Muschel stehend auf dem leichtbewegten Meere heranschweben. Während zwei pausbäckige Gestalten der Winde mit kräftigem Flügelschlag dahereilen, einander umschlungen halten, und sie mit ihrem Hauch gegen das Land hintreiben, die Luft aber mit einem Rosenregen angefüllt ist, eilt rechts aus einem dichten Lorbeerhain eine reich gekleidete Dienerin der Göttin entgegen, um sie mit einem prächtigen Mantel zu umhüllen. Die ganze Scene athmet holdeste Poesie, die in dem träumerisch süßen Ausdruck der Göttin gipfelt. Die weiblichen Köpfe Sandros halten sich noch völlig frei von der Aufnahme antiker Idealbildungen; mit ihren breiten Stirnen, der langen, aber stumpfen Nase und dem schmalen Kinn machen sie vielmehr einen durchaus individuellen Eindruck, dessen Reiz beim Mangel stylvoller Schönheit in einer träumerischen, nicht selten wehmüthig angehauchten Stimmung beruht.

Diesen beiden Hauptwerken mythologischen Inhalts schließen sich einige andere an, unter welchen das merkwürdige Bild der Verleumdung des Apelles, nach Lucians Beschreibung, jetzt in den Uffizien, das bedeutendste ist. Bekanntlich war der berühmte Maler von seinem neidischen Rivalen Antiphilos bei ihrem gemeinsamen Gönner, König Ptolemäos, verleumderischer Weise der Theilnahme an einer Verschwörung bezichtigt worden. Nachdem er jedoch glücklich der Gefahr entronnen war, malte er ein allegorisches Bild, welches nach Lucians Schilderung die Meister der Renaissance öfter zur Darstellung gereizt hat. In einer prachtvollen, mit Reliefs und Statuen geschmückten Halle, welche von des Künstlers Verständniß der antiken Architektur Zeugniß abgelegt, malte Botticelli einen thronenden, mit der Krone geschmückten Richter, in dessen riesige Ohren zwei sich an ihn drängende Weiber, Unwissenheit und Verdächtigung, eifrig flüstern. Vor dem Richter steht als Ankläger in schäbigem zerlumptem Anzug der Neid und hinter diesem die üppige Gestalt der Verleumdung, welche, von der Arglist und der Täuschung mit Blumen und Bändern aufgeputzt, ihr unschuldiges Opfer, einen nackten Jüngling, an den Haaren herbeischleift. Langsam folgt hinter dieser Gruppe die abschreckend garstige Gestalt der Reue, einen bösen Blick auf die edle, völlig unbekleidete Gestalt der Wahrheit werfend, die mit

Digitized by Google

betheuernd emporgehobener Rechten den Zug schließt. Die ergreifende Scene ist von einer phantastisch wilden Poesie erfüllt. Die sorgfältige und scharfe Modellirung deutet auf jene mittlere Zeit des Künstlers, wo er unter dem Einfluß der plastischen Schulen der Verrocchio und der Pollajuoli stand.

Noch manche andere, wenngleich minder bedeutende Bilder zeugen von der Hingabe an die Welt des klassischen Alterthums, welcher Botticelli in seinen früheren Zeiten huldigte. Dahin gehört die Venus in der Galerie zu Berlin, offenbar ein Studium nach der medicäischen und wohl für das oben erwähnte große Bild ausgeführt. Eine andre auf blumenreichem Wiesengrund lagernde und von Amoretten umspielte Venus sieht man in der Sammlung des Louvre und eine ähnliche in der Galerie Barker zu London. Diese Werke sind freilich noch weit entfernt von dem wonnigen Lebensgefühl der üppigen Venusgestalten eines Tizian; sie haben einen kühleren, bescheidneren Charakter, der sich indeß zu sinnig poetischer Stimmung steigert. Zwei andere Venusbilder besitzt Lord Ashburton; auch eine große allegorische Figur in der Sammlung Reiset zu Paris, sowie die Galatea der Galerie zu Dresden, diese aber nur ein schwaches Schulbild, gehören derselben Richtung an. Höchst merkwürdig ist sodann ein völlig unbekleidetes weibliches Brustbild in der Sammlung Reiset. Das zierlich geordnete Haar der Dame und ihr mit Perlen und Juwelen geschmückter Hals erhöhen das Verführerische der Erscheinung, wie man es von einer Geliebten des Lorenzo de' Medici wohl erwartet. Es ist die berühmte „Bella Simonetta". Man sieht aus alledem, daß Botticelli damals der Lieblingsmaler der Medici war, wie er denn unter den gleichzeitigen Künstlern am meisten fröhlichen Weltsinn hatte und nach dem Tode Fra Filippos überhaupt für den besten Maler in Florenz galt.

Als echter Poet erweist er sich auch in einer Reihe novellistisch aufgefaßter, geistreich behandelter Bilder, deren Themata dem klassischen Alterthum, dem alten Testament, oder den profanen Dichtern der Renaissancezeit angehören. In diesen Schilderungen macht sich oft ein energisch dramatischer Zug geltend, wie wir ihn so lebensprühend bei keinem andern der gleichzeitigen Florentiner finden. Eine wahre Perle dieser Art ist das Bild bei Senator Morelli in Mailand, welches in sechs ungemein belebten Scenen, die sich in einer prachtvollen korinthischen Halle abspielen, die Geschichte der Virginia behandelt. Nicht minder lebendig und von ähnlich novellistischem Reiz sind die beiden kleinen Bilder aus der Geschichte der Judith, welche man in den Uffizien sieht. Besonders das zweite, wo das Heldenweib nach vollbrachter That zu den Ihrigen heimkehrt, in der Rechten das bloße Schwert, in der Linken einen Oelzweig haltend, während die voranschreitende Magd in einem Bündel auf dem Kopf das Haupt des Holofernes trägt, ist von merkwürdiger Kraft der Stimmung. Keiner von den damaligen Künstlern wäre im Stande gewesen, die Gestalt der Heldin, wie sie träumerisch, fast melancholisch zurückblickt, mit solcher psychologischen

Digitized by Google

Feinheit zu zeichnen. Weiter besitzt die Galerie zu Turin ein anziehendes Bild mit der Darstellung des jungen Tobias und des Erzengels Gabriel. Auch eine Predella mit den Wunderthaten des heiligen Zenobius, aus der von Quandt'schen Sammlung in die Dresdner Galerie gelangt, enthält Züge voll novellistischen Reizes.

Nicht minder weiß Sandro die bei den italienischen Dichtern enthaltenen Inspirationen zu malerischen Motiven zu verwerthen. So sieht man, nach den Triumphen Petrarcas, vier Bilder im Oratorium von St. Ansano, welche den Triumph der Liebe, der Keuschheit, der Zeit und der Gottheit schildern. Den Triumph der Keuschheit finden wir dann wiederholt in einem kleinen zierlichen Bilde der Galerie zu Turin. Auf einem von Einhörnern gezogenen Siegeswagen thront die Keuschheit, zu deren Füßen der gefesselte Amor sitzt. Eine Jungfrau mit drei Lämmern, Symbolen der Unschuld (oder Hermeline?), geht voraus; allerliebst aber ist die Schaar junger Mädchen, welche dem Wagen der Keuschheit folgt. Das Ganze von köstlichem Reiz, voll Naivetät und Poesie! Einem minder keuschen Dichter ist sodann der vielseitige Künstler ein andres Mal gefolgt, indem er in einer Novelle Boccaccios Gelegenheit zu einer anziehenden Schilderung gefunden hat. Es ist die Liebesgeschichte des Nastagio degli Onesti, welche Botticelli im Jahre 1487 zur Vermählung des Pier Francesco Bini mit Lucrezia Pucci auf eine Hochzeittruhe malte. Erst kürzlich aus der Casa Pucci in die Sammlung Barker nach London gekommen, geben die vier kleinen Bilder in lebendig novellistischer Schilderung die Trauer des von seiner Geliebten kaltherzig zurückgewiesenen Nastagio und die Wendung seines Geschicks durch die Erzählung jener Vision, in welcher ein Ritter eine nackte Spröde verfolgt und ihr das Herz aus dem Leibe reißt, um es seinen Hunden vorzuwerfen. Der phantastische Hergang mit seinen Consequenzen ist vom Maler mit großer Naivetät geschildert worden.

Aus alledem erkennen wir in Botticelli einen Künstler von poetischer Sinnesart und von vielseitiger Anlage, der seine Stoffe den mannigfachsten Gebieten zu entnehmen weiß. Denselben poetischen Zug finden wir in den großen Fresken, welche er in der sixtinischen Capelle auszuführen hatte. In der Vernichtung der Rotte Kora, in den Scenen aus dem Leben Mosis in Aegypten, endlich in der Versuchung Christi sind es vor Allem die schönen landschaftlichen Gründe, ist es die theils idyllische, theils leidenschaftlich bewegte Stimmung, welche uns fesseln und uns vergessen machen, daß die feierliche Großartigkeit und die feine Rhythmik eines Ghirlandajo und Perugino ihm versagt ist.

Vor Allem aber kommt der ganze Poet in ihm zur Entfaltung in seinen köstlichen Madonnen. Fra Filippo war der Erste gewesen, der die Himmelskönigin von ihrem erhabenen Throne erlöst und auf die Erde verpflanzt hatte. Seine Madonnen, der transscendenten Feierlichkeit entkleidet, sind einfache irdische, ja bürgerliche Frauen, im fröhlichen Mutterglück strahlend;

Digitized by Google

kein Zug in ihnen deutet auf eine mystische, wunderbare Sendung. Das Göttliche ist hier ganz in's Irdische umgekehrt. An diese Auffassung knüpft Sandro an; sogar das von seinem Lehrer eingeführte, fortan bei den Florentinern so beliebte Tondo (Rundbild) hält er mit Bevorzugung fest; aber er schüttet ein ganzes Füllhorn von Poesie über diese Compositionen aus. Kann man etwas Sinnigeres sehen als jenes Rundbild in den Uffizien, wo die Madonna, in frühlingsklarer Landschaft sitzend, liebevoll auf ihr Kind niederblickt, während sie eben im Begriff ist, die Feder einzutauchen, um in ein großes Missale das „Magnificat" zu schreiben. Buch und Tintenfaß werden ihr von zwei pagenartigen Knäblein dargereicht, und das Christkind selbst führt wie im Spiel die Hand der Mutter. Ein schöner Engel steht schützend hinter den Knaben, und zwei andere setzen der Madonna die Krone auf. So ist die sonst so feierliche Scene der Krönung Mariä in's Idyllische eines intimen Familienvorgangs umgewandelt. Oder giebt es etwas Poetischeres als das schöne Rundbild in der Galerie zu Berlin, wo eine Schaar rosenbekränzter Engel, in den Händen brennende, ebenfalls mit Rosen umwundene Wachskerzen haltend, sich in liebevoller Verehrung um die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde drängen? Oder jene andere Madonna in den Uffizien, welche ihr Kind auf dem Schooße hält, während holdselige Engel mit Lilien und Gebetbüchern die liebliche Gruppe umgeben. Sandros Frauen haben niemals ein Gepräge idealer Formschönheit, aber seine Madonnen erhalten durch einen Zug stillen, fast wehmüthigen Versunkenseins einen besonderen Ausdruck von Innigkeit und damit einen poetischen Reiz. Auch da bleibt ihm diese dichterische Kunst der Auffassung treu, wo er in großen Altarbildern, wie in jener für S. Piero Maggiore ausgeführten Himmelfahrt Mariä, den ganzen himmlischen Hofstaat in strahlenden Chören von Engeln und Erzengeln aufzubieten hat, deren Anordnung die unermeßlichen Räume des Paradieses ahnen läßt. Das hier genannte Bild erhält dadurch eine culturgeschichtliche Bedeutung, daß es der Geistlichkeit, die sonst zu jener Zeit wahrlich nicht fanatisch gestimmt war, einen Anstoß gab, weil man in der Schilderung der Engelchöre eine ketzerische Ansicht des Origines zu erkennen glaubte, daher das Bild mit Beschlag belegte und auf längere Zeit der Oeffentlichkeit entzog!

Uebrigens lag damals durch Savonarolas Auftreten etwas von dieser mönchisch düsteren Gesinnung in der Luft. Die strenge Sittenreinheit und der Ernst des Bußepredigers gewannen ihm selbst unter den Künstlern starken Anhang. Auch der sonst so heitere Sandro konnte diesem Zuge der Zeit nicht widerstehen, und Vasari berichtet uns, daß er zu den Piagnoni (Klagebrüdern, so nannte man die Anhänger Savonarolas) gehört habe. Der ehemals der weltlichen Poesie und dem klassischen Alterthum hingegebene Meister verfiel nun einem mystischen Tiefsinn, von welchem ein noch vorhandenes, jetzt in England (Sammlung Fuller Maitland in London) befindliches Bild Zeugniß ablegt. Es trägt eine griechische Inschrift, welche

Digitized by Google

unter Beziehungen auf die Offenbarung Johannis die Angabe enthält, daß Botticelli dasselbe im Jahre 1500 gemalt habe, „während der drei- einhalbjährigen Loslassung des Teufels". Es ist eine Anbetung der Hirten, und in der That sieht man, während jubelnde Engel aus Freude über die Geburt des Erlösers die Hirten umarmen, mehrere Teufel zu beiden Seiten sich verkriechen. Auch hier also hat Sandro das Bedürfniß, aus eigener poetischer Intention allerlei selbständige Züge in sein Werk aufzunehmen.

Doch genug; das Gegebene wird hinreichen, um die besondere Geistesart und Richtung dieses ausgezeichneten Künstlers zum Verständniß zu bringen. Lernten wir ihn als einen vielfach belesenen Meister kennen, der seine Anregungen nicht blos aus antiken Autoren, sondern auch aus Dichtern wie Petrarca und Boccaccio schöpfte, so wird es uns nicht befremden, wenn wir nun erfahren, daß er dem größten italienischen Dichter nicht fern geblieben ist. Und wie hätte nicht die Divina Commedia ihn mächtig ergreifen und zur Nachbildung reizen sollen, da seinem grüblerischen Wesen grade der Tiefsinn eines Dante innerlich verwandt war. In der That fehlt es nicht an Nachrichten, welche dies bezeugen. Vasari in seinem Leben des Meisters berichtet, daß er nach Vollendung seiner Arbeiten in Rom nach Florenz zurückgekehrt sei und sich dort „als ein Mann von grüblerischer Sinnesart" damit beschäftigt habe, einen Theil von Dante zu commentiren und die Hölle zu illustriren, die er dann in Druck habe ausgehen lassen: eine Arbeit, auf welche er viel Zeit verwendet habe, so daß er nichts Anderes unternehmen konnte, wodurch viel Unordnung in sein Leben gekommen sei. Diese etwas unklare Notiz wird durch eine kürzlich in der neuesten Ausgabe des Vasari von Milanesi (III, 317,) aus einem Manuscript der Biblioteca nazionale in Florenz mitgetheilte Nachricht dahin ergänzt, daß Botticelli eine Pergamenthandschrift des Dante für Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici illustrirte, wobei der Berichterstatter hinzufügt: „was für ein bewunderns- würdiges Werk gehalten wurde" (il che fu cosa meravigliosa tenuto).

Allerdings besteht ein Verhältniß zwischen den jetzt an's Licht gekommenen Dantezeichnungen Botticellis zu der 1481 in Florenz erschienenen Ausgabe der Divina Commedia. Dieselbe ist nämlich in der ersten das Inferno umfassenden Abtheilung mit einer Anzahl kleiner Stiche geschmückt, welche man wohl mit Recht dem Baccio Baldini zuschreibt. Die Anzahl der Bilder ist in den einzelnen Exemplaren verschieden. Die reichsten scheinen 19 bis 21 zu enthalten; das Exemplar der Stuttgarter Bibliothek besitzt nur zwei, zu den beiden ersten Gesängen der Hölle gehörende, die aber bemalt sind. Im Text sind jedoch bei jedem Exemplar Plätze für die folgenden etwa noch einzuklebenden Bilder ausgespart. Man erkennt sofort, daß diese Illustrationen auf den Entwürfen Botticellis beruhen, nur sind sie mit Rücksicht auf den beschränkten Raum vereinfacht und auf eine weit geringere Figurenzahl zurück- geführt. Es kann also kein Zweifel sein, daß Botticelli dem Stecher seine Zeichnungen zur Verfügung gestellt hat, wie denn in der That mehrere

Digitized by Google

Blätter die Einwirkung dieser Benutzung verrathen. Da nun selbst in den reichsten Exemplaren nur die Hölle illustrirt ist, so begreift man die Entstehung der Vasari'schen Notiz.

Daß aber die Zeichnungen selbst nicht einem müßigen Spiel des Künstlers, sondern der Bestellung eines vornehmen Liebhabers ihre Entstehung verdanken, bezeugt der Charakter dieses prachtvollen Manuscripts. Dasselbe besteht nämlich aus 86 Pergamentblättern in Folio, 32 Centimeter hoch und ca. 47 Centimeter breit. Auf der Vorderseite ist in vier Spalten von je 38 Zeilen (bezügl. etwas mehr oder weniger, je nach der Ausdehnung des Gesanges) in schöner klarer Antiquaschrift jedes Mal ein Gesang geschrieben, auf der Rückseite sind die Illustrationen gezeichnet, und zwar so, daß der Text mit dem dazu gehörigen Bild gemeinsam vor Augen kam. Für die Initialen jedes Gesanges ist der erforderliche Raum ausgespart, aber nie ausgefüllt worden. Schon daraus erkennt man, daß das kostbare Manuscript nicht vollendet worden ist. Noch deutlicher erkennt man dies aus dem Zustande der letzten Blätter, welche theils leer geblieben sind, theils nur in Metallstift die Vorzeichnungen der Compositionen enthalten. Wurde durch den Tod des Lorenzo de' Medici (1503) die Arbeit unterbrochen, oder war es ein anderer Grund, der den Künstler von seinem Werke abzog? Wir wissen es nicht. Wichtig aber ist die Beziehung der Zeichnungen zu den Stichen des Druckes von 1481, weil daraus unzweifelhaft hervorgeht, daß Botticelli in jenem Jahre bereits eine Reihe seiner Compositionen vollendet haben mußte. Daß er in der That längere Zeit mit dieser Arbeit beschäftigt war, erkennt man vor Allem aus dem verschiedenen Charakter der einzelnen Blätter. Manche derselben sind noch unbehilflich und ungeschickt in der Ausführung und deuten offenbar auf eine frühere Zeit des Künstlers, der erst allmählich mehr in die Aufgabe hineinwuchs und zu immer größerer Freiheit sich emporschwang. Diese Ungleichheit der Blätter entging dem Scharfblicke Waagens nicht, der als der einzige unter allen Kunstforschern Bericht von diesem merkwürdigen Werke gegeben hat und die naheliegende Vermuthung (in seinen Treasures of art in Great Britain) ausspricht, daß zwei Hände in der Ausführung der Zeichnung zu erkennen seien. Wir, denen die glückliche Gelegenheit zu genauer Untersuchung geboten ist, erkennen leicht, daß es sich um Entwicklungsstufen in der Kunst desselben Meisters handelt, dessen Hand unzweifelhaft aus allen Blättern uns entgegen leuchtet. Zum Ueberfluß hat er sogar, was höchst selten bei ihm vorkommt, seinen Namen hinzugefügt, aber freilich in sehr versteckter Weise. Auf der Zeichnung, welche dem 28. Gesang des Paradieses gilt, sieht man die neun Chöre der Engelscharen schweben; manche von diesen lieblichen Gestalten tragen Täfelchen in Händen; auf einem derselben liest man in winzigen Buchstaben: Sandro di Mariano.

Es ist wohl unzweifelhaft, daß der Künstler in dieser großartigen Illustration eine Lieblingsarbeit gesehen hat, an der er viele Jahre thätig war, indem er zwischen seinen großen öffentlichen Arbeiten — denn er war mit

Digitized by Google

Bestellungen überhäuft — die Mußestunden auf die Förderung dieser intimen Schöpfung verwendet hat. So erklärt sich auch leicht und ungezwungen der lange Zeitraum, der offenbar mit der Ausführung des Werkes hingegangen ist. Noch Eins: wir besitzen leider diese großartige Reihenfolge nicht mehr vollständig. Nach der Zahl der Gesänge der Divina Commedia müssen ursprünglich hundert Blätter vorhanden gewesen sein. Es fehlen aber die ersten sechs Gesänge sowie der achte bis fünfzehnte (einschließlich) der Hölle: bleiben also sechsundachtzig. Ob jene fehlenden sich noch einmal finden werden; ob fortgesetzte Forschung etwas von der Geschichte dieses Codex ermitteln wird, so daß wir von seiner früheren Existenz und seinen späteren Schicksalen Kunde erhalten, das Alles muß einstweilen dahingestellt bleiben.

Treten wir nun an die Betrachtung der Zeichnungen selbst heran. Ueber die Art ihrer Entstehung giebt uns der unfertige Zustand mancher Blätter erwünschten Aufschluß; wir blicken unmittelbar in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens hinein und glauben dem Zeichner über die Schulter zu schauen, wie er zuerst mit dem Metallstift in genialer Skizzirung seine Compositionen auf das Blatt hinwirft und dann, bald mit spitzerer, bald mit breiterer Feder, die er in eine bräunliche Tusche taucht, das Angedeutete in leichten Umrissen fixirt. Bei dieser Arbeit ist er nicht immer mit den Linien des ersten Entwurfes zufrieden: manchmal ändert er, giebt besonders den Köpfen und Händen neue Wendungen, den Bewegungen veränderte Motive, den Gewändern lebendigeren Faltenwurf. Man erkennt dann deutlich die stehen gebliebene erste Vorzeichnung und kann sich Rechenschaft geben über die Beweggründe, welche den Künstler geleitet haben. In der Art, wie die Federzeichnung gehandhabt wird, bemerkt man bald ein Fortschreiten von einer noch befangenen, fast ängstlichen und ungelenken Behandlung, die namentlich in der Zeichnung der Hände und Füße sich verräth, zu einer immer kühneren und freieren Technik, in welcher dann erst die Intentionen der genial schöpferischen Phantasie zum vollen Ausdruck kommen. Diese Verschiedenheiten werden bei genauerem Studium der ganzen Reihenfolge, als sie mir bei beschränkter Zeit gestattet war, wohl zu beachten sein, denn sie dürften für die Entstehungszeit der einzelnen Zeichnungen maßgebend werden.

Noch ein anderer, ebenfalls wichtiger Punkt muß hier hervorgehoben werden: die Verschiedenheit in der Auffassung des Dantekopfes. Auf vielen Blättern hat Botticelli dem Dichter einen ganz allgemein gehaltenen Gesichtstypus gegeben, und man darf in dieser Gleichgiltigkeit gegen das Individuelle wohl eine Nachwirkung mittelalterlicher Anschauungsweise erkennen. Aber — vielleicht von befreundeter Seite hierauf hingewiesen — plötzlich ändert der Künstler sein Verfahren und greift zu dem bekannten gleichsam typischen, machtvollen Dantekopf, wie ihn bis auf den heutigen Tag das auf Giotto zurückgeführte Wandbild in der Capelle des Bargello zeigt. Und hierin haben wir einen Fortschritt zum Streben nach individueller Ausprägung der Charaktere zu begrüßen, wie es dem tiefen Naturſinn der Renaissancezeit

Digitized by Google

eigen war. Man darf daher wohl auch aus diesen Unterschieden der Behandlung Schlüsse auf die Entstehungszeit der einzelnen Blätter machen.

So leicht andeutend nun alle diese Zeichnungen sind, so giebt ihnen die warme braune Färbung in Verbindung mit dem feinen Ton des Pergaments einen besondern Reiz, den man nicht mit farbenreicher Wirkung vertauschen möchte. Und doch hat Sandro einen Versuch gemacht, ob er nicht vielleicht mit den farbenstrahlenden Miniaturen der beliebten Prachtcodices wetteifern solle. Er wählte sich dazu die Illustration zum 18. Gesange der Hölle, wo man die Betrüger und Kuppler, die Schmeichler und Verführer in ihrem Schlammpfuhl waten sieht. Es ist eine der reichsten Compositionen, sechsmal gewahrt man Dante und Virgil an den schroffen Abhängen des Höllenpfuhls in verschiedenen Stadien ihrer Wanderschaft, denn nach der naiven Kunstweise jener Zeit, die Botticelli auch in seinen Fresken der Sistina befolgt, pflegt der Maler durch das Nebeneinander im Raume das Nacheinander in der Zeit auszudrücken. Um alle die Schaaren der Unglücklichen unterzubringen, vertheilt er sie in zwei durch steile Felsen getrennte Pfuhle, in welchen die verdammten unter den kühnsten Bewegungen und gewagtesten Verkürzungen mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Jammers umherschwimmen. Fünf kupferrothe Teufel mit Eberköpfen und Stierhörnern, phantastisch grauenhafte Unholde, plagen in wilder Lust die Armen, indem sie mit ihren Harpunen nach ihnen stoßen. Dies Alles ist in kräftigen bräunlich düsteren Farbentönen gehalten, um der Trübsal des Ortes gerecht zu werden. Davon stechen die lebhaften Costüme der beiden Wanderer merklich ab: Dante in hellgrünem Gewand und scharlachrothem Mantel, Virgil in violettem Mantel, blauem Gewand und eigenthümlicher tiarenartiger Mütze, wie sie ähnlich Botticelli auch seinen Gestalten des alten Testaments in der Sistina verleiht. So interessant diese in kräftigen Deckfarben ausgeführte Malerei ist, so dürfen wir doch froh sein, daß sie der einzige Versuch blieb. Der Realismus der Farbe entspricht zu wenig den Vorstellungen des Uebersinnlichen, als daß er nicht der Phantasie Zwang anthäte. Für solche Themata kann nur die leicht andeutende Zeichnung den entsprechenden Ausdruck bieten, da sie den Beschauer anregt, das Gegebene weiter zu führen. So entsteht eine Wirkung, die weit über die engen Grenzen der Realität hinausgeht.

Betrachten wir nun im Zusammenhange zunächst die Zeichnungen zum Inferno. Da hier vierzehn Gesänge im Manuscripte fehlen, so sind nur neunzehn vorhanden. Sie beginnen mit dem siebenten Gesange, um sofort zum sechszehnten überzuspringen. Wir kommen hier zu demjenigen Theil der Darstellungen, der am meisten dem Gedankenkreise des Mittelalters angehört. Die mittelalterliche Phantasie hat in Nichts so sehr geschwelgt, wie in den Vorstellungen von der Hölle und ihren Strafen. Das geheimnißvolle, mit Grauen gemischte Interesse am Ungeheuerlichen und Furchtbaren, das der Menschennatur tief eingepflanzt ist, mußte wohl in einer Zeit, welche die

Digitized by Google

Phantasie in's Maßlose emporwuchern ließ, sich auf's Höchste steigern. Kein Wunder daher, daß die Kunst des Mittelalters überfließt von Schilderungen des schreckenvollen Reiches des Höllenfürsten. Namentlich in Frankreich beginnen schon mit dem 12. Jahrhundert die figurenreichen Sculpturen der Kirchenportale dies Thema zu behandeln. Die Kathedralen von Bourges und Le Mans, die Kirche zu Vezelay und viele andere liefern Beispiele. Ohne Zweifel hatte Dante solche Werke auf seinen Reisen kennen gelernt. In Italien war bis auf seine Zeit jedoch diese Art von Darstellungen kaum in der monumentalen Kunst aufgetreten. Da kam der große Dichter, faßte die Anschauungen seiner Zeit in seiner Divina Commedia zusammen und brachte System in diese Dinge, indem er im Inferno gleichsam einen poetischen Criminalcodex der Höllenstrafen hinstellte. Begreiflich, daß seine Dichtung gewaltig auf die Geister einwirkte und fortan der bildenden Kunst mächtige Impulse gab. Wir erkennen diesen Einfluß besonders bei dem Wandgemälde der Hölle im Camposanto von Pisa, wo die Eintheilung in verschiedene Kreise („bolge") und mancher Einzelzug, namentlich die Grauengestalt Lucifers, der die drei Hauptverräther frißt, auf Dante zurückweisen. Aber der Künstler hat in der Ausmalung der Höllenstrafen in derb volksthümlicher Weise manchen ekelhaften Zug hinzugefügt, für welchen der Dichter nicht verantwortlich ist. Höher steht die Darstellung des Inferno in der Capella Strozzi in St. Maria Novella; hier sind auch die Anklänge an Dante noch prägnanter. Aber die mittelalterlichen Künstler mußten schon deshalb an solchen Aufgaben scheitern, weil ihrer Kunst der Begriff des vertieften Raumes fehlte. Erst die Epoche der Renaissance mit der wissenschaftlich begründeten Perspective vermochte ihnen gerecht zu werden, namentlich da, wo es sich nicht um ein fast unmögliches Zusammendrängen der ganzen Hölle Dantes in ein einziges Bild, sondern um Zertheilung derselben in einzelne selbständige Darstellungen handelte. Allerdings greifen diese zuweilen in einander über, knüpfen an das Vorhergehende an, indem sie einzelne Motive wohl wiederholen oder doch an sie sich anschließen, ganz wie es der Dichter gethan; allein es sind doch im Wesentlichen lauter Einzelbilder, welche die Phantasie des Künstlers uns vor Augen zaubert.

Es versteht sich von selbst, daß die Hölle sowie das Fegefeuer einer bildlichen Darstellung am meisten Anhaltspunkte bieten. Auch die Vorliebe der Menschen wandte sich mit jenem allgemeinen Zuge nach dem Schauerlichen vorzüglich diesen Theilen zu. Finden wir ja selbst in manchen Dante-Ausgaben der Zeit, wie eben in der früher erwähnten Florentiner von 1481 und den von ihr abgeleiteten, nur das Inferno illustrirt. In anderen, wie in der 1487 in Brescia von Bonino de Bonini aus Ragusa („di Ragusci") gedruckten, ist die Illustration mit auf das Purgatorio ausgedehnt, aber das Paradies entbehrt der figürlichen Darstellungen. Wo jedoch solche vorhanden sind, wie z. B. in der reich mit Holzschnitten ausgestatteten Venezianer Ausgabe von 1491, von Bernardino Benali und Matteo de Parma gedruckt,

Digitized by Google

erstreckt sich zwar die Illustration auch über alle Theile des Paradieses, aber diese sind auch in ihrer kindlichen Naivetät die ungenügendsten. Und noch in der jüngsten Gegenwart ließ sich Aehnliches beobachten. Doré's Phantasie hat in Hölle und Fegefeuer mit großartiger dramatischer Kraft in kühnen Conceptionen oft Hochbedeutendes geschaffen, während beim Paradiese sein Griffel erlahmt und nur schwindsüchtige Schemen von Gestalten hervorzubringen weiß. Da nun Michelangelos Zeichnungen zu Dante leider vom Meere verschlungen wurden, so ist und bleibt Botticellis Cyclus das umfangreichste und großartigste von allen Werken, welche in alter Zeit eine künstlerische Darstellung der Divina Commedia versuchten.

Wohin wir blicken mögen in der Reihenfolge dieser Blätter, mit wunderbarer Kraft, mit der ganzen wilden Dramatik, die ihm eigen ist, führt Sandro uns mitten in die Scenen hinein. So gleich in dem ersten, den 8. Gesang des Inferno illustrirenden Bilde. Dante und Virgil sind eben am Thor der Höllenstadt Dis angelangt. In der Barke, die von dem dämonischen Fährmann gesteuert wird, kauert eine Schaar armer Seelen mit dem Ausdruck entsetzensvoller Angst. In Sarkophagen, aus welchen Flammen züngeln, sieht man die Trägen und Zornigen sich wild gebärden. Aus dem Schlammpfuhl taucht Filippo Argenti auf, um die Wanderer gewaltsam zu hemmen; aber Virgil stößt ihn zurück: „dicendo, via costà con gli altri cani."

Und sagte: „Pack Dich mit den andern Hunden". Dann springt die Darstellung zum 16. Gesang über. Dante und Virgil werden von Geryon hinabgetragen. In der Darstellung des dreileibigen Ungeheuers, das unter schändlichem Verrath die Gastfreunde seinen Stieren vorwarf, bis Herkules ihm den Tod gab, — hier als Sinnbild des Truges mit ehrlichem Mannesantlitz, aber mit Katzenkrallen, buntem struppigem Schlangenleib und Scorpionenschwanz — kommt die ganze dämonische Phantastik zu wunderbarem Ausdruck. Nicht weniger als drei Mal sind die seltsamen Reiter dargestellt. Rings sieht man brennende Verdammte, die schmerzhaft nach den Stellen greifen, wo die Flammen an ihnen herauszüngeln.

Das Bild zum 18. Gesang ist das schon oben geschilderte, in Farben ausgeführte. Beim folgenden Gesang treffen die Wanderer die in brennende Löcher umgekehrt hineingestürzten Verräther und Simonisten. Man sieht an den herausgestreckten Füßen die Flammen hervorzüngeln. Papst Nicolaus III. ist unter ihnen. Nicht minder erschütternd sind die folgenden Blätter, wo die Betrüger dargestellt sind, denen der Hals umgedreht ist, so daß der Kopf auf dem Rücken steht; prachtvoll gezeichnete nackte Gestalten (20); ferner die von Schlangen umwundenen Diebe (24), leidenschaftlich bewegte Gruppen; sodann (28) die zerfetzten und verstümmelten Leiber derer, die Zwiespalt gestiftet haben, darunter Bertram von Bornio, der sein abgehauenes Haupt in der Hand trägt. Ferner in den folgenden beiden Gesängen die Fälscher, die in unreiner Luft, mit ekelhaften Krankheiten behaftet, sich kratzen und

Digitized by Google

einander beißen und zerfleischen, Bilder einer im Dämonischen schwelgenden Phantasie.

Der Künstler steht überall auf der vollen Höhe seines Gegenstandes, den er in seiner ganzen Unheimlichkeit und Fruchtbarkeit uns anschaulich zu machen weiß. Er beherrscht die nackte menschliche Gestalt mit einer Meisterschaft, wie man sie bisher unter den Quattrocentisten nur dem Signorelli zugetraut hat. Alle erdenklichen Stellungen und Bewegungen in den kühnsten Verkürzungen, jeder Ausdruck leidenschaftlicher Qual steht ihm zu Gebote. Zu den ergreifendsten Compositionen gehört die zum 21. Gesang, wo die im Pechsee schwimmenden Bestechlichen dargestellt sind. Erschütternd ist der Kampf mit der furchtbaren zähen Fluth veranschaulicht. Gräßliche Teufel packen sie und stoßen sie mit ihren Haken; ein Dämon schleppt huckepack die Seele eines Rathsherrn aus Lucca, die er an den Beinen gefaßt hat, herbei; grandios ist geschildert, wie der Unglückliche sich verzweiflungsvoll über den Kopf des Teufels häuptlings hinausbäumt. Auch die Heuchler in ihren vergoldeten Bleikutten, die jammernd über den am Boden liegenden Kaiphas hinschreiten, sind mit erschütternder Wahrheit vorgeführt. Noch mehrere Gekreuzigte sieht man am Boden. Oben in der Luft trägt Virgil den ohnmächtigen Dante hinweg, um ihn vor der Verfolgung einer Schaar wüthender Dämonen, die mit ihren Harpunen ihnen nachsetzen, zu retten. Es ist eine Scene von grandioser Phantastik.

Immer gewaltiger steigert sich in ungeheuerlicher Dramatik die entfesselte Phantasie des Künstlers, da die Wanderer sich dem Mittelpunkte der Hölle nahen. Schon auf dem 30. Blatt sieht man von oben die Beine der drei Giganten in das Bild hineinragen. Dann folgt eine der kühnsten Compositionen, welche die verrätherischen mit Ketten gefesselten Giganten selbst darstellt: einige ragen nur zur Hälfte aus dem Abgrund empor; einer (Nimrod) stößt in ein riesiges Horn; ein andrer, ebenfalls blasend, wird von der Seite sichtbar; wieder Einer, der in der Stellung auffallend an Michelangelos David erinnert, zeigt sich von hinten, während ein anderer (Antäus) sich bückt, in prachtvoller Verkürzung nach unten greifend, um beide Wanderer in den Abgrund hinabzustürzen. Hier ist Kühnheit der Stellungen und Verkürzungen, meisterliche Sicherheit in der Behandlung des Nackten, dämonische Gewalt des Ausdrucks verbunden. Auch der Charakter der Köpfe ist durchaus individuell. Nicht minder unheimlich ergreifend wirkt das letzte Blatt der Hölle, Lucifer selbst, eine grauenhafte, behaarte Mißgestalt von kolossaler Größe, thronend vorgeführt, wie er die drei Hauptverräther Judas Ischarioth, Brutus und Cassius, in seinem dreifachen Rachen zermalmt.

Damit schließt das Inferno ab, und wir betreten nun das Gebiet des Fegefeuers. Vortrefflich hat der Künstler in den folgenden Bildern die reinere Stimmung, die in diesen Regionen herrscht, zum Ausdruck gebracht. Wenn auch bisweilen noch leidenschaftliche Accente vernommen werden, so überwiegen doch in der Schilderung Gram und Seelenqual. Zuerst sehen

Digitized by Google

wir Dante und Virgil am Fuße des wild zerrissenen und zerklüfteten Fegefeuerberges ankommen. Eine herrlich gezeichnete Gruppe Abgeschiedener naht sich ihnen, um mit ihnen zu reden. Tief empfunden ist der Ausdruck der Ergebung, aber auch der Abwehr und des Entsetzens. Im Hintergrunde sieht man den Engel als Fährmann in seiner eigenthümlich geformten Barke, die durch seinen Flügelschlag bewegt wird. Die Gestalten der beiden Wanderer sind vier Mal wiederholt. Auch das folgende Blatt bringt wundervoll gezeichnete nackte Gestalten dahinschreitender Seelen, mit edlem Ausdruck der Trauer, die Arme auf der Brust kreuzend oder gegen Dante ausstreckend. Dann wieder kniet Dante vor dem Engel mit dem Schwert, der den Drachen verscheucht. Weiter unten im Vordergrunde trägt ein mächtiger Adler die beiden Wanderer empor; dabei edel empfundene Gruppen träumerisch dasitzender Seelen. Mehrfach wiederholen sich auf den einzelnen Blättern leidenschaftlich bewegte Gruppen nackter Gestalten, mit hastigen Fragen auf die Wandrer zustürzend, oder auch düster in ihr Geschick verloren dasitzend. Einmal steht eine solche Figur, mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung sich hoch emporreckend und entsetzensvoll die Hände zurückstreckend, ganz ähnlich wie man eine solche Gestalt auf Signorellis „Jüngstem Gericht" in Orvieto erblickt. Ein Beweis von nahen Beziehungen zwischen beiden Künstlern. Dann wieder umklammert eine der leidenden Seelen die Kniee Virgils.

Manche dieser Blätter sind nur mit dem Metallstift vorgezeichnet, so daß schon hier sich der unvollendete Zustand des Ganzen erkennen läßt. Die meisten Compositionen zeigen den Künstler auf der Höhe der Vollendung, in genialer Leichtigkeit und kühner Freiheit der Zeichnung. Auf einem Blatte, wo Dante und Virgil unter trauernd dasitzenden Seelen hinschreiten (Gesang 13), erinnern die herrlich aufgebauten Gruppen mit ihrem ergreifenden Ausdruck von Weh an Michelangelos Gruppen der Vorfahren Christi in der Sixtinischen Capelle. Die Fortsetzung davon bringt das folgende Blatt, wo außerdem die Figur des mächtig nach oben weisenden Engels von großer Schönheit ist. Mehrere der folgenden Blätter variiren diese Themata in unerschöpflicher Fülle der Erfindung; besonders fesselnd sind jedesmal die Schaaren der leidenden Seelen, wie sie in angstvollen Gruppen die Wandrer umdrängen oder leidenschaftlich ihnen nachstürzen. Hier ist namentlich die Kühnheit und Mannigfaltigkeit, das gewaltsam Momentane der Bewegungen eines Michelangelo würdig. Nicht minder bedeutend sind die gefesselten, am Boden liegenden Seelen in kühnen Verkürzungen dargestellt; aber auch in der Schilderung des von tiefem Mitleid bewegten Dante ist der Künstler unübertrefflich.

Dagegen giebt es auch mitten in der Reihenfolge einzelne Blätter, die offenbar zu den frühesten gehören, wo der Künstler noch schwankend, ja selbst ungeschickt erscheint: ein Beweis, daß Botticelli der Dichtung nicht Schritt für Schritt gefolgt ist, sondern bald hier, bald da, wie die Stimmung ihn trieb, eine Scene herausgegriffen hat. Dieser Art ist z. B. die Zeichnung zu Purgatorio 23, wo der umgekehrt wachsende Baum der Er-

Digitized by Google

kenntniß dargestellt ist; eine der schwächsten und geringsten in der Ausführung. Dagegen gehört wieder zu den schönsten Blättern die bewegte Scene, in welcher eine Schaar prächtig gezeichneter und wundervoll gruppirter Gestalten eilend auf die beiden Wandrer zustürzt, während oben in gebietender Hoheit ein herrlicher Engel sitzt. Auch deßhalb eines der merkwürdigsten Blätter, weil die Gruppen zur Rechten erst mit dem Metallstift angedeutet sind und am besten die Art des Entwerfens veranschaulichen. Zu den herrlichsten Compositionen zählt ferner die zu Purgatorio 18, wo prachtvolle nackte Gestalten in jeder Art des Schreitens, Stürmens, Vorwärtsdrängens, aber auch des düstern Brütens dargestellt sind. Mit gleicher Lebendigkeit werden die Neidischen geschildert, (Purg. 13), die in trüben Schaaren mit zugenähten Augen zusammenkauern, erschütternde Bilder des Jammers. Bei der Darstellung der Hochmüthigen (Purg. 10), die von Felslasten zu Boden gedrückt werden, läßt der Künstler nach des Dichters Vorschrift Bilder der Demuth an der Felswand erscheinen: die Verkündigung, ferner David mit dem Tamburin vor der Bundeslade tanzend, die nicht ganz fertig gezeichnet ist, und endlich, nach der bekannten mittelalterlichen Legende, die Gerechtigkeit des Trajan, der beim Auszuge in den Krieg von einer Mutter um Rache für ihren ermordeten Sohn angefleht wird. Die letztere Scene hat der Künstler sichtlich mit besonderer Vorliebe behandelt und ein Cabinetsstück miniaturartig feiner Zeichnung geschaffen, welches sowohl in den kleinen menschlichen Figuren als namentlich in den feurig charakterisirten Pferden an den Einfluß Verrocchios gemahnt, und selbst eines Lionardo würdig wäre. Hochbedeutend ist ferner das Blatt zu Purgatorio 12, wo man die Wanderer fünf Mal in verschiedenen Stadien des Vordringens sieht. Auf den Boden hingestreckt liegen die gefallenen Hochmüthigen, Goliath und mit dreifachem Flügelpaar Lucifer; Dante und Virgil steigen mühsam die schroffe Felsentreppe hinan, nachdem der Engel mit kühnem Flügelschlage an Dantes Stirn das P getilgt hat. Noch einmal sieht man Dante, vom Engel umarmt, mit wunderbarem Ausdruck von Ekstase und leidenschaftlichem Verlangen.

Staunenswerth ist die fast immer auf gleicher Höhe stehende Kraft der Empfindung, der Reichthum an mannigfaltig aufgebauten und gegliederten Gruppen; man muß gestehen, daß der gewaltige Dichter hier einen Illustrator gefunden hat, der sich ihm ebenbürtig erweist an Tiefsinn und grandioser Kühnheit. Im 21. Gesange tritt eine neue Gestalt auf: Statius gesellt sich zu den Wanderern. Der Künstler charakterisirt ihn durch die antike Toga, und specieller noch durch einen eigenthümlich geformten Hut, dessen breite Krempe zerschnitten und nach oben umgeschlagen ist. Es kommt nun eine Reihe von Scenen tiefsinnig symbolischer Conception. Dante betritt mit seinen Begleitern einen dichten Hain (Gesang 28) und erblickt an dem Bach eine schöne Frau, welche Blumen pflückt und dazu singt (Mathilde); aber erst nachdem Beatrice, die ihm plötzlich erscheint, ihn in die Lethe

Digitized by Google

getaucht hat, kommt ihm das Vergessen und der reine Genuß der Paradiesesfreuden. Vier edle weibliche Gestalten (die Cardinaltugenden) bringen ihn nun vor den Greifen, der den Triumphwagen der Kirche zieht. Es ist eine der großartigsten Compositionen: der Wagen wird von den vier Evangelistensymbolen begleitet und von den Häuptern der Kirche, Petrus, den Päpsten und anderen Heiligen umringt, während im Kreise die 24 Aeltesten der Apokalypse, ihre Bücher schwingend, ihn umgeben. Auf den folgenden Blättern tritt der Wagen mit seinen Begleitern wiederholt auf, bald in dieser, bald in jener Wendung, und überall hat der Künstler den höchsten Glanz von Schönheit über all' diese verklärten Gestalten ausgegossen. Besonders herrlich sind die sieben Frauen, welche brennende Kerzen tragen, die Gaben des heiligen Geistes versinnlichend. „Da sah ich Schaaren, die als ihren Führern den Lichtern folgten, ganz in Weiß gekleidet. Und nimmer sah man diesseits solche Reinheit." In diesem glanzvollen Gefolge ist das Ideal der Kirche Christi gezeichnet. Nun stürzt der räuberische Fuchs sich herab, und der Drache entsteigt der Erde, um den Wagen zu zerstören: Bilder tiefer Symbolik, aus welchen der Künstler das für die Darstellung Taugliche mit geschickter Hand herausgehoben hat.

Bilden die letzten Blätter den Uebergang zur Schilderung einer höheren, reineren Sphäre, so beginnt nun mit dem Paradiese eine ganz neue Aufgabe für den Illustrator. Sandro hatte in den Abtheilungen der Hölle und des Fegefeuers seine Phantasie zumeist nach der Seite des Dramatischen, leidenschaftlich Gewaltigen ergehen lassen, wie es die Aufgabe heischte. Mit dem Paradiese betritt er das Reich himmlischer Verklärung, strahlender Anmuth und Schönheit. Wenn in einzelnen seiner Altarbilder, wie in der Krönung der Maria (Akademie zu Florenz) die Chöre von jubilirenden, blumenstreuenden Engeln das Gefühl paradiesischer Wonne und die Vorstellung von der Unermeßlichkeit der Himmelsräume in uns wecken, so kommt diese Stimmung noch vollkommner zum Ausdruck in den Zeichnungen zum Paradiese. Hier berührt uns mit wunderbarem Zauber die Ekstase des Anhängers Savonarolas, und wir fühlen, daß diese herrlichen Compositionen aus jener tiefen religiösen Gesinnung hervorgewachsen sind, welche der feurige Bußprediger seiner Umgebung einzuflößen wußte. Sandro berührt sich hier mit Fra Angelico, nur daß seine himmlischen Gestalten von einer tieferen und reicheren Fülle mannigfachen individuellen Lebens durchdrungen sind. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Kraft der Empfindung, mit welcher er die außerordentliche Einfachheit der Situationen seelenvoll zu variiren weiß. Denn zumeist handelt es sich hier darum, Dante an der Hand Beatrices in den verschiedenen Aeußerungen des Staunens, Zweifelns, Betroffenseins, glühenden Verlangens und hingebender Ekstase zu schildern. Diese beiden Gestalten, die fortan im Mittelpunkt der Schilderung stehen, überragen alles Vergangene schon an Größe des Maßstabes; aber Beatrice wächst darin noch über den Dichter hinaus, so daß sie wie eine gottgesandte Prophetin, wie

Digitized by Google

eine Muse oder Sibylle ihm zur Seite steht. In dem ersten Bilde sehen wir, wie die Beiden zu den Sternen emporfliegen. Das mächtige Weib hebt ihn mit sich hinauf, und wundervoll ist in Dante der Ausdruck der Sehnsucht, wie er mit ihr durch die zarten Lorbeerhaine unaufhaltsam emporschwebt. Interessant ist hier die Beobachtung eines Pentimento, denn man bemerkt deutlich, daß die Composition ursprünglich im Verhältniß zu der Textschrift auf dem Kopfe stand, bis der Künstler dann seinen Irrthum merkte. Dies ist einer der Beweise dafür, daß die Schrift zuerst ausgeführt worden.

Auf dem folgenden Blatt sieht man Dante an Beatrices Seite einherschreiten in der Empfindung des Staunens und bangen Zagens, während seine Führerin mit der Rechten emporweist. Hier finden sich nun mehrere Blätter, welche offenbar zu den frühesten gehören, da man eine unfreie und ungeschickte Art der Federführung an ihnen bemerkt. Solcher Art ist z. B. die Zeichnung zu Paradies 7, wo zwar die Gestalten vornehm und edel aufgefaßt sind, Hände und Füße aber merkwürdig ungelenk erscheinen. Ebenso Paradies 9, obwohl auch hier die Composition voll Schönheit ist, namentlich der Ausdruck von Demuth, mit welchem Dante die Arme über der Brust kreuzt, während Beatrice mit der Hand nach oben weist. Dasselbe gilt von Paradies 11, wo bei großartiger Bewegung die Formgebung auffallende Schwächen verräth. Auch Paradies 16 zeigt ähnliche Mängel, während die Schönheit der Composition sich immer auf gleicher Höhe hält.

Da hier eine ganze Reihe schwächerer Zeichnungen vorliegt, die Erfindung aber, wie gesagt, auf der vollen Höhe steht, so erhebt sich die Frage, ob nicht Waagen doch Recht behält, und man für diese in der Ausführung geringeren Blätter die Hand eines Gehilfen annehmen muß, der mehrere der von Botticelli mit dem Metallstift entworfenen Compositionen mit der Feder ausgeführt und dabei dann eine ungeübte Hand verrathen hat. Es läßt sich kaum annehmen, daß der Meister selbst so schwach das von ihm selbst so genial Entworfene in Federzeichnung umgesetzt habe. Sehr wichtig allerdings ist diese Frage nicht, da die Entwürfe ohne Zweifel sämmtlich von keiner anderen Hand als der seinigen herrühren. Um so mehr ist dies zu betonen, als die Größe und Erhabenheit seiner Phantasie, die feierliche Schönheit und der wunderbare Seelenausdruck seiner Gestalten nirgends in hellerem Glanz erscheinen. Das eine Mal (Parad. 6) steht Dante gefaßt und in sich gekehrt vor Beatrice, welche ihn zu segnen scheint; dann wieder (Parad. 8) schreiten sie neben einander hin, wobei sie ihn liebevoll belehrt; oder Beatrice streckt (Parad. 10) in feierlicher Erregung die Rechte aus, wobei man in Blei noch zwei andere Motive der Armbewegung vorgezeichnet sieht; dann wieder (Parad. 12) dringen sie stürmisch vor, Beatrice in kühner Bewegung voraneilend und ihren Freund mit fortziehend. Diese unaufhaltsame Bewegung kommt wiederholt (Parad. 13 u. f. w.) aufs Herrlichste und mit immer neuen Motiven zum Ausdruck. Großartig und feierlich wie

Digitized by Google

eine Muse schwebt Beatrice ihm voran; unendlich mannigfaltig ist bei Dante die Abstufung der Empfindungen von bangem Zweifeln und Staunen, von Bestürzung, erschrockenem Zusammenfahren, sehnsuchtsvollem Aufschauen, gluthvollem Entzücken. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im ganzen Umkreis des Quattrocento kein Künstler angetroffen wird, der über diese mannigfachen Register psychologischer Feinheiten zu gebieten weiß. Dabei ist der Kopf Beatrices keineswegs von idealer Schönheit, trägt vielmehr den bekannten, bei Sandro stets wiederholten Typus; aber die seelenvolle Empfindung, welche die Züge durchgeistigt, adelt selbst die minder schöne Form. Ebenso charakteristisch für Botticelli ist der Styl ihrer Gewänder in ihrer großartigen oft stürmischen Bewegung, die in herrlichem Contrast steht zu dem meist ruhigen Faltenwurf, in welchem Dante sich zeigt.

Es kann nicht die Absicht dieser flüchtigen Zeilen sein, den unermeßlichen Reichthum dieses mächtigen Werkes auch nur andeutend erschöpfen zu wollen, nur auf einige der herrlichsten Compositionen möchte ich noch aufmerksam machen. Sie gehören den späteren Gesängen des Paradieses an. Im 21. Gesange gelangen die Wanderer zur siebenten Himmelspforte und zur Jacobsleiter, auf welcher die Seeligen auf und nieder schweben. Es ist ein köstliches Gewimmel niedlicher Engelknirpse, die in entzückenden Bewegungen die Stufen der Leiter und die Luft ringsum erfüllen. Heiterer und jubelvoller ist dies selige Völklein weder von Correggio noch von irgend einem großen Meister der Folgezeit geschildert worden. Am Fuß der Leiter steht Beatrice, von stürmisch bewegten Gewändern umwallt, und fordert den wie geblendet emporstaunenden Dante auf, die Leiter mit ihr zu besteigen; eine Gruppe von kühner Großartigkeit. Botticelli hatte aber, dem Texte vorgreifend, beide Gestalten schon oben auf der Leiter hinaufklimmend gezeichnet; als er seinen Irrthum gewahrte, radirte er beide Figuren aus, doch nicht so, daß man sie nicht recht wohl erkennen könnte. Erst auf dem folgenden Blatt zeigt er sie uns in dieser Stellung, aber zugleich in einem früheren Moment am Fuß der Leiter, wo Beatrice ihren Freund liebevoll mit den Armen umfaßt, um ihm das Aufsteigen zu erleichtern. Von beiden Bildern bringt das vierte Heft der „Zeitschrift für bildende Kunst" verkleinerte Copieen. Noch reicher und herrlicher ist die Zeichnung zum dritten Gesang des Paradieses, wo Dante mit seiner Führerin in die Sphäre des Mondes eintritt und aus dem Lichtmeer die Seelen derer auftauchen sieht, welche ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Voll Großartigkeit ist die mächtige Gestalt Beatrices, die dem staunend hinaufschauenden Dante die Erscheinungen erklärt; diese selbst aber in dem köstlich leichten Emporschweben und dem mannigfaltigen Ausdruck inniger Sehnsucht sind von unvergleichlicher Schönheit. Der vierte Jahrgang des „Jahrbuchs der k. preußischen Kunstsammlungen" enthält in seinem ersten Heft eine Nachbildung dieser schönen Composition, nebst einem eingehenden Aufsatz von F. Lippmann. Nicht minder herrlich sind andere Blätter, z. B.

Digitized by Google

Paradies 28, wo die Schaaren aufschwebender Engel, kleine Täfelchen haltend oder die Arme sehnsuchtsvoll ausbreitend, einen reichen Accord jubelnder Lust und Schönheit bilden. Von entzückender Poesie ist auch das Bild zu Paradies 30.

„Lichtfülle sah ich, glänzend wie von Blitzen,
Gestaltet wie ein Fluß, daß beide Ufer
Die wunderbarste Pracht des Frühlings malte.
Es sprühten aus dem Fluß lebend'ge Funken,
Die in die Blumen rings sich niederließen,
Rubinen gleich, gefaßt in gold'ne Reifen.
Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Sich wieder unter in den Wunderstrom,
Indessen and're sich aus ihm erhoben."

Diese glanzvolle Vision des Dichters hat der Zeichner mit den Mitteln seiner Kunst in ein nicht minder herrliches Bild umgesetzt, in welchem die Pracht der Blumen und das jubelnde Entzücken der kühn bewegten Engelgestalten sich zu einem Accord berauschender Lust verbindet. Es ist eins der letzten, aber auch eins der schönsten Blätter, denn die folgenden sind leer geblieben und nur auf dem zum 31. Gesange gehörenden sieht man drei kleine Figuren, Christus und die Madonna thronend, nebst einem Engel als Anfang einer nicht mehr zur Ausführung gekommenen Composition.

Ich schließe meinen Bericht. Er ist arm und dürftig, gegenüber dem unerschöpflichen Reichthum dieses wunderbaren Werkes, aber er wird einstweilen, bis eine vollständige Publication vorliegt, hinreichen, um die Vorstellung zu erwecken, daß in dieser unvergleichlichen Bilderfolge nicht bloß die Geistesart Botticellis, sondern die Kunst des gesammten Quattrocento zu einer ungeahnten Großartigkeit, Gedankentiefe und Formenschönheit sich aufschwingt.

Digitized by Google

Erinnerungen an Gottfried Kinkel*).

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Befreiung und Flucht.

Bemühungen, das harte Loos Kinkels im Zuchthause zu erleichtern, hatten seit seiner Verurtheilung theils direct, theils auf den mannigfachsten Umwegen, von vielen Seiten her stattgefunden. Die Sympathie für ihn war in ganz Deutschland weit verbreitet und auch während jener eisernen Reactionsjahre konnten die herrschenden Männer sich dem Einfluß der öffentlichen Meinung nicht völlig entziehen. Aus den von mir mitgetheilten Briefen Kinkels aus Naugard und Spandau geht hervor, daß die Bemühungen seiner Freunde nicht erfolglos waren, daß sie überdies gefördert wurden durch den Eindruck, welchen die Persönlichkeit des Gefangenen auf seine Kerkermeister selbst hervorbrachte. Auch in Spandau, wo man ihn anfangs mit erneuter Härte behandelte und Versuche anstellte, die Spannkraft seines Geistes durch pietistische Künste zu brechen, wurde ihm nach einigen Monaten, in den Freistunden nach der Sträflingsarbeit, die Lectüre wissenschaftlicher Bücher erlaubt. Diese Gunst verdankte er zum Theil der Anhänglichkeit eines früheren Schülers, eines wohlhabenden jungen Mannes aus Bonn, der sich der Politik fern hielt, aber von Begeisterung erfüllt war für Kinkel als Lehrer der Kunstgeschichte, als Mensch und als Dichter, und wie er mir selbst erzählte, durch einflußreiche Verbindungen den damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel zu einem Besuch in Spandau bewog, welcher die erwähnten Erleichterungen zur Folge hatte. So tröstlich jedoch solche Nachgiebigkeiten für den Augenblick sein mochten, so wenig konnten sie Kinkels Angehörige und Freunde mit der Aussicht versöhnen, welche der Gedanke an den Spruch seiner Richter unvermeidlich vor

*) Vergl. „Nord und Süd", Februar 1883.

Digitized by Google

die Seele rief. Lebenslängliche Zuchthaushaft — das freilich schien unmöglich. Ein Regierungswechsel mit der üblichen Amnestie, eine neue Revolution mit ihren kerkeröffnenden Gewalten, traten als Phantasiebilder der Hoffnung jenem Urtheil der erbarmungslosen Rache gegenüber. Aber wer wußte, wie lange die Zwischenzeit dauern und welchen zerstörenden Druck die todte Schwere ihrer Dauer auf die Körper- und Geisteskräfte des Gefangenen ausüben würde! Befreiungspläne kreuzten sich daher bald mit den Bemühungen um eine Milderung seiner traurigen Lage, und einige Monate nach Kinkels Ueberführung nach Spandau nehmen diese Pläne eine bestimmtere Gestalt an.

Im Juli und August 1850 gastirte Mademoiselle Rachel mit ihrer französischen Truppe im Opernhause in Berlin. Zu Ende der ersten Augustwoche sah ich sie dort als Maria Stuart. Als ich in einem der Zwischenacte die Blicke in dem gedrängt vollen Hause umherschweifen ließ, fesselte eine plötzlich in mein Gesichtsfeld tretende Gestalt vor allen Andern meine Aufmerksamkeit. Ich traute meinen Augen nicht; aber es war keine Täuschung! Deutlich erkennbar in dem hellerleuchteten Hause stand nicht weit von mir im Parterre die wohlbekannte Gestalt meines Freundes Karl Schurz. Ich erkannte ihn zuerst an dem braunen Lockenkopf; dann, bei einer Wendung, traten seine Gesichtszüge unverkennbar hervor. Ein paar Minuten darauf drückten wir uns die Hand und nach dem Schlusse der Aufführung wanderten und saßen wir noch lange bis nach Mitternacht beisammen. Auf meine erstaunten Fragen theilte er mir mit, daß er erst ganz vor Kurzem von Paris und vom Rheine in Berlin eingetroffen sei und beabsichtige, sich einige Zeit dort aufzuhalten. Dann habe er vor, auch andere Theile Norddeutschlands zu bereisen, ehe er wahrscheinlich nach Paris zurückkehre, wo er sich dauernd niederzulassen gedenke. Aus diesen Mittheilungen, sowie aus seiner äußeren Erscheinung schloß ich, daß er sich in bequemen Verhältnissen befinden müsse. Er war elegant gekleidet, in Cylinderhut und Glacéhandschuhen, aufstehendem Hemdkragen und seidener Halsbinde, führte auch statt des studentischen Ziegenhainers einen modischen Spazierstock und erweckte in seiner heitern Ungenirtheit eher die Vorstellung eines harmlosen Flaneurs als eines Revolutionärs, der sich mit staatsgefährlichen Gedanken trug. Keine Verkleidung hätte ihn in jener an den wunderlichsten demokratischen Schaufiguren so reichen Zeit der Beachtung der Polizei besser entziehen können als diese mit völliger Natürlichkeit angenommene harmlose Charakterrolle. Aber freilich war eine solche für ihn auch sehr nöthig. Denn durch seinen Besuch in Berlin setzte er, dessen Theilnahme an dem mißglückten Zuge nach Siegburg und an dem pfälzisch-badischen Aufstande keineswegs unbekannt war, vielleicht sein Leben, jedenfalls seine Freiheit auf's Spiel. Gleich jener erste Abend brachte uns eine Art von Warnung zur Vorsicht. Auf unserm Wege Unter den Linden nach dem Brandenburger Thore zu trafen wir mehrere Bekannte aus Bonn, die schon von Schurz' Anwesenheit wußten und bei einem, von welchen er

Digitized by Google

einquartiert war. Wir gingen Alle in eine Restauration, nahmen aber nicht in dem Hauptlocal Platz, sondern in einem der Nebenzimmer, dessen Thür geschlossen wurde. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und ich bemerkte ein Aufzucken der Ueberraschung in den Zügen eines unserer Gefährten, der sich nach dem Eintretenden umsah. In demselben Augenblick sprang er auf, ging auf den Fremden zu, richtete an diesen einige halblaute Worte und begab sich mit ihm hinaus. Nach einer Weile kehrte er zurück und wir erfuhren, jener Eindringling sei ein früherer Student aus Bonn gewesen, dessen Name mir nur zu gut erinnerlich war. Anfangs ein hitziger Demokrat, war er später in das reactionäre Lager übergelaufen, hatte mit Schurz erbitterte Zeitungskämpfe geführt und war damals, wie es hieß, zum Mitarbeiter der Neuen Preußischen Zeitung befördert. Man traute ihm alles mögliche Schlechte zu. Jedenfalls war es wünschenswerth, daß die Anwesenheit unseres Freundes vor ihm geheim gehalten wurde.

Mein eigner Aufenthalt in Berlin näherte sich mit dem Abschluß des Sommersemesters seinem Ende; nur noch etwa eine Woche sollte er dauern. Aber während dieser Zeit sah ich Schurz täglich und er erzählte mir viel von seinen Erlebnissen während der jüngstverflossenen Jahre. In dem badischen Feldzug hatte er eine Anstellung in dem Generalstab der aufständischen Armee gefunden und war, besonders weil er gut reiten konnte, wie er sagte, rasch zum Adjutanten aufgerückt. Nachdem er bei mehreren Gefechten zugegen gewesen, war er mit dem Hauptrest der Armee nach Rastadt gezogen, hatte dort an einer Anzahl von Ausfällen theilgenommen und war einmal nur mit genauer Noth durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangennahme entgangen. Er befand sich in Rastadt, als die Festung an die Preußen übergeben wurde, rettete sich jedoch durch einen halb verfallenen unterirdischen Gang, der nicht weit vom Rheine in offnes Feld mündete und ging dann durch Frankreich in die Schweiz, damals der Zufluchtsort so vieler deutscher Flüchtlinge. Hier hatte er, nicht ohne mancherlei Abenteuer, ein arbeitsames Leben geführt. Aber das Flüchtlingstreiben behagte ihm nicht. Er bedauerte die Unterbrechung seiner Studien und sehnte sich nach einer geregelten Thätigkeit. Wo jedoch eine solche finden?

Natürlich kam bei unseren Zusammenkünften die Rede auch öfter auf Kinkel. Schurz vertraute mir an, daß er auf dem Wege von Paris nach Berlin Kinkels Frau in Bonn besucht habe, und daß Bemühungen im Werke seien, nicht blos eine Besserung in der Lage des gefangenen Freundes, sondern wo möglich seine Befreiung herbeizuführen. Je weniger man indeß von diesen Dingen rede, um so besser. In der That deutete keine seiner Aeußerungen an, daß er persönlich, außer mit guten Wünschen, an jenen Bemühungen irgendwie betheiligt sei. Was hätte er, der Flüchtling, der Geächtete, auch für den Freund, der wohlverwahrt hinter Zuchthaus- und Festungsmauern saß, thun können? Und doch trug er damals den ganzen Befreiungsplan schon im Kopfe. Aber freilich übersah er mit seinem klaren,

Digitized by Google

kühlen Verstande auch alle dem Gelingen entgegenstehenden feindseligen Möglichkeiten, und ebenso tief war er durchdrungen von der Nothwendigkeit, jedes Mitwissen über das beabsichtigte Wagniß auf den engsten Kreis der Eingeweihten zu beschränken. Eine solche Verbindung kühler Entschlossenheit und aufopfernder Hingabe mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung war gewiß ein seltenes Phänomen bei einem einundzwanzigjährigen jungen Mann; sie war aber auch ebenso unzweifelhaft eine nothwendige Vorbedingung für den Erfolg seines Unternehmens. Jedenfalls ist es interessant, in der Geschichte dieser berühmten Befreiung die Thatsache festzustellen, daß Schurz an Ort und Stelle volle drei Monate mit den Vorbereitungen beschäftigt war, ehe der letzte entscheidende Schritt gethan wurde; denn erst zu Ende der ersten Novemberwoche, ein Vierteljahr nach jenem Zusammentreffen, fand die Flucht Kinkels statt. Aus jenen Berliner Tagen erinnere ich mich außerdem noch, daß Schurz anfing in der Umgegend Besuche zu machen, über die ich Näheres nicht erfuhr, dann aber in Folge eines Falles in der Schwimmanstalt genöthigt war, einige Zeit das Haus zu hüten. Ob dieser Fall ein wirklicher oder ein diplomatischer war, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hatte er einen fremden Namen und einen fremden Paß, der ihn als Doctor der Medicin legitimirte und als solcher befand er sich auch im Besitz eines Bestecks mit ärztlichen Instrumenten. Vor meiner Abreise bemerkte er, es sei nicht unmöglich, daß er mich im Herbst, bei der Rückkehr nach Paris, auf einige Zeit in Detmold besuchen werde; inzwischen könne er, da er viel umherreisen werde, keine bestimmte Adresse angeben.

Mehrere Monate verflossen dann, ohne daß ich von Schurz hörte. Um die Mitte des Octobers besuchte Adolph Strodtmann, der eben sein Buch über Kinkel beendet hatte, uns auf der Durchreise nach Paris in Detmold. Er hatte die Charakteristik Kinkels in dem kurz vorher erschienenen Buche meines Bruders „Aus dem Gefängniß" gelesen und kam besonders, um meines Bruders Bekanntschaft zu machen. Er war voll von Kinkel, erzählte Manches, was er über dessen Gefängnißleben wußte und declamirte uns mit vielem Feuer mehrere der damals noch unveröffentlichten Gedichte Kinkels aus der Gefängnißzeit vor, darunter die in Rastadt entstandenen Strophen „Vor den achtzehn Gewehrmäulern", und das Fragment „Die Klassiker" aus Naugard. Beiläufig erwähnte er, er habe Schurz in Hamburg gesehen und denke später in Paris wieder mit ihm zusammenzutreffen. Sonst schien Strodtmann von den Plänen und Fahrten unseres Freundes nichts Näheres zu wissen. In der That verbreitete erst einige Wochen später die völlig überraschende unglaublich frohe Nachricht der Zeitungen: Kinkel ist entflohen! über Schurz' Erscheinen in Berlin und Norddeutschland für mich ein plötzliches Licht. Ich verstand nun auch, weshalb er die Möglichkeit eines Besuches in Detmold in Aussicht gestellt hatte. Mit allen Kräften auf den Erfolg seines gefährlichen Wagnisses bedacht, hatte er zugleich die Möglichkeit eines Mißlingens fest im Auge behalten und sich für diesen Fall in dem

Digitized by Google

abgelegenen Städtchen einen sichern Zufluchtsort auserkoren. Zur vollen Gewißheit wurden meine Vermuthungen durch einen Brief des Freundes aus Warnemünde, der mir nicht blos die Thatsache bestätigte, daß er Kinkels Befreier sei, sondern auch die Gewißheit gab, daß alle polizeilichen Nachforschungen auf falscher Fährte stattgefunden hatten und daß, während der Telegraph noch von Berlin nach Hamburg und Bremen und auf der andern Seite nach dem Rhein und an die belgisch-französische Grenze verworren hin und her spielte, die Flüchtlinge bereits auf den Wellen der Ostsee dem freien Boden Englands entgegenfuhren.

Leider ist dieser Brief nicht mehr in meinen Händen und in seinen Einzelnheiten auch aus meinem Gedächtniß entschwunden. Er spiegelte in erster Frische das Glück der gelungenen That, das Glück der Freiheit, das beide Freunde unter so außerordentlichen Umständen wie ein neu geschenktes Dasein mit Entzücken genossen. Auch eine Reihe späterer Briefe von Schurz aus England und Frankreich, voll interessanter Details über seine und Kinkels Meerfahrt und Ankunft in England und über das dortige Flüchtlingstreiben bis zum Frühling des Jahres 1852, ist mir verloren. Sie fielen während eines neuen Aufenthalts in Berlin im Jahre 1852 der Aera der hämischen Verdächtigungen, der polizeilichen Haussuchungen und Verhaftungen — und zwar leider, wie sich später herausstellte, ohne Nothwendigkeit — auf einem selbsterrichteten Scheiterhaufen zum Opfer. Um so angenehmer ist es mir, in der Lage zu sein, diese Lücken aus der schon oben benutzten Sammlung von Briefen Kinkels an eine Freundin wenigstens theilweise ergänzen zu können. Ehe ich indeß von Kinkels Leben in England rede, muß ich noch einige authentische Thatsachen hinzufügen zu der Geschichte seiner Flucht, einem Ereigniß, das mit Recht vom ersten Augenblick an allgemeine Beachtung erregte und in der Folge in eine noch interessantere Beleuchtung gerückt wurde durch die spätere glänzende Laufbahn seines Freundes und Befreiers, andrerseits aber auch dem mythenbildenden Zeitgeist zu manchem wunderlichen Hirngespinnst Veranlassung geboten hat.

Schurz erzählte mir diese Geschichte während seines Aufenthaltes in England in den Jahren 1855—56. Er hatte sich inzwischen verheirathet, war in Amerika gewesen und kam nun mit Frau und Kind zu einem längeren Besuch nach London, wo er ganz in meiner Nähe wohnte, und wo wir uns sechs oder sieben Monate hindurch fast täglich sahen. Im Verlauf eines so intimen Verkehrs kam selbstverständlich die Vergangenheit fast zur Sprache und, unter ihren hervorragenden Ereignissen, die Theilnahme des Freundes an Kinkels Befreiung. Es kostete einige Ausdauer, Schurz zu Mittheilungen über diese Sache zu bewegen: anfangs wurde er regelmäßig einsilbig und schweigsam, so oft sie berührt wurde. Wie er selbst gestand, war ein Hauptgrund seiner abwehrenden Haltung die Besorgniß: irgend etwas, was er erzähle, könne, allem guten Willen seiner Zuhörer zum Trotz, auf irgend einem Umwege andern Betheiligten zum Schaden gereichen. Ein ebenso

Digitized by Google

starkes Motiv war aber auch die tiefe Scheu seiner Natur vor jeder Ostentation, die instinctive Abneigung gegen Alles, was auch nur den Schatten eines Verdachts von Selbstlob erwecken konnte. Wie er endlich bewogen wurde, sein Schweigen zu brechen, erinnere ich mich nicht mehr. Theilweise gab er, glaube ich, den Bitten der Frauen nach. Kurz, eines Tages erzählte er uns im engsten Kreise das Wichtigste über Kinkels Befreiung, und da gegenwärtig keinerlei Veranlassung mehr vorhanden ist, das Geschehene geheim zu halten, schließe ich hier, ohne Namen zu nennen, dem bereits Mitgetheilten die Fortsetzung der Geschichte des zu so glücklichem Ende geführten Unternehmens an.

Schon ehe Schurz, wie oben erwähnt, im August 1850 nach Berlin kam, war sein Plan der Hauptsache nach entworfen. Die nöthigsten Geldmittel waren von Freunden beschafft und die Mitwirkung andrer Freunde und Parteigenossen stand in Aussicht. In Berlin und dessen nächster Umgebung, in Spandau selbst, in Mecklenburg und andern Theilen von Norddeutschland fehlte es nicht an directen Anknüpfungspunkten. Die Aufgabe war, alle diese Fäden in der Hand zu behalten, die Wege für die That der Befreiung zu bahnen und diese, wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, im richtigen Augenblick in's Werk zu setzen. Zu diesem Zwecke wurde, nachdem Berlin als Hauptoperationsbasis gewählt worden, zunächst eine Recognoscirung des Angriffsobjects nothwendig. Es galt gleichsam den Sturm einer Festung und zwar einer Citadelle innerhalb einer Festung; denn die Lage des Zuchthauses in den Mauern von Spandau erschwerte den Zutritt wie das Entkommen. Wiederholte Besuche in Spandau bildeten daher das erste Stadium einer schwierigen, verwickelten Aufgabe. Theils um die scharf bewachte Eisenbahn-Station zu vermeiden, theils um eine spätere ungehinderte Ausfahrt vorzubereiten, machte Schurz diese Besuche meist zu Wagen und trat die Rückfahrt nach Berlin zu verschiedenen Stunden, öfter im Abenddunkel oder Nachts an, wobei am Thore der fremde Paß und das Besteck mit ärztlichen Instrumenten ihre Dienste leisteten. Ein weiteres Problem war es, zu entdecken, in welchem Theile der Anstalt Kinkels Zelle liege, und welche Möglichkeiten des Entkommens die Lage derselben darbiete. Die Legende erzählt, Schurz habe das Zuchthaus in Spandau umwandert als singender Orgeldreher, um durch seinen Gesang die Aufmerksamkeit des gefangenen Freundes zu erregen, wie einst Blondel den Thurm des gefangenen Richard Löwenherz umwanderte. Doch diese Erzählung ist in Wahrheit nichts als eben ein Stück Legende. Es war Kinkel und seiner Frau gelungen, sich in ihren Briefen, die sämmtlich durch die Hand des Zuchthausdirectors gingen, mittelst gewisser improvisirter Schriftzeichen kurze geheime Mittheilungen zu machen und diese Geheimschrift trug auch Fragen nach der Lage von Kinkels Zelle und Antworten auf diese Fragen hin und wieder. Bald jedoch wurde es klar, daß an Befreiung von außen ohne eine directere Mitwirkung von Innen nicht zu denken sei. Einer oder mehrere der Gefängnißwärter mußten gewonnen und zu thätiger Beihilfe bewogen werden.

Digitized by Google

Hiermit trat das Befreiungswerk für den Befreier in ein kritisches Stadium. Doch er war bereit, Alles zu wagen und schwankte keinen Augenblick. Wenn seine That gelingen sollte, so konnte sie nur gelingen durch ausdauernden Muth und kühle Berechnung der Möglichkeiten und beide standen ihm, jung wie er war, in seltenem Maß zu Gebote. Nicht lange, so kannte er die Gefängnißwärter von Ansehen und wußte, wo sie ihre Freistunden beim Glase Bier zuzubringen pflegten. Das nächste war eine gelegentliche Annäherung, wie sie dem Fremden in der Gaststube erlaubt ist: theilnehmende Fragen nach Kinkel und wenn diese eine anklingende Saite rührten, Fragen, ob das harte Loos eines solchen Gefangenen sich nicht mildern lasse durch gelegentliche Ueberbringung kräftigender Speisen und Getränke, oder auch nur durch einen Strauß frischer Blumen in seiner Zelle. Gelang es auf solche Art der Ueberredung der Freundschaft, Mitgefühl zu erwecken, so war der Boden für weiteres Vorschreiten gewonnen, bis endlich der entscheidende und gefahrvolle Moment herankam, in welchem die Frage der Mithilfe zu Kinkels Befreiung auftauchte. Ein Wärter lehnte ab, ein anderer der eben gewonnen war, wurde versetzt, ein dritter besann sich, nachdem schon einleitende Schritte geschehen waren, eines Besseren.

Man mag sich Schurz' Lage unter diesen Umständen vorstellen. Er trug während jener Wochen und Monate sein Leben und seine Freiheit täglich in der offenen Hand, aber mit unerschütterlicher Ausdauer ging er nach jedem Mißlingen von Neuem muthig an die Arbeit. So war der October ohne Entscheidung herangekommen, als endlich ein letzter Versuch die lange verzögerte Hoffnung auf Erfolg ihrer Erfüllung näher führte. Es bedurfte nun nicht mehr der geheimen brieflichen Zeichenschrift: Kinkel konnte auf unmittelbarere Weise von dem Bevorstehenden in Kenntniß gesetzt werden. Nichts destoweniger war auch jetzt erst ein Theil der nothwendigen Vorbereitungen erledigt. Ehe die Befreiung in Spandau stattfinden durfte, mußten noch umständliche Maßregeln getroffen werden zur Sicherung der Flucht vor den nachsetzenden Verfolgern, zu ihrer Richtung auf ein bestimmtes rettendes Ziel. Zu diesem Zweck bereiste Schurz während der letzten Hälfte des Octobers die Landschaft, die sich nordwestwärts von Spandau durch die Mark Brandenburg in der Richtung nach Rostock an die Ostsee erstreckt. Die Vortrefflichkeit dieser Route erhellt bei dem ersten Blick auf die Karte, aber das mindert nicht den Ruhm des Scharfblicks und der Umsicht, welche eine wenig befahrene, nur an einem Punkte, in Mecklenburg, von Eisenbahnen und Telegraphen durchschnittene Landstraße für die Flucht auswählten und verwendbar machten. Verbindungen in dieser Richtung waren schon früher angeknüpft. Jetzt wurde das Wort gegeben, Relais von Pferden an gewissen Stationen für die nächste Zeit in Bereitschaft zu halten. In Rostock und Warnemünde wurde Quartier bestellt und ermittelt, daß auf einem demnächst nach Schottland bestimmten Getreideschiff eine Cajüte bereit-

Digitized by Google

stehe für etwaige Passagiere. Nach Erledigung aller dieser Details kehrte Schurz nach Berlin und Spandau zurück, um die letzten Anordnungen zu treffen.

Erwähnung verdient an dieser Stelle noch ein Umstand, der meines Wissens bis jetzt nie öffentlich bekannt wurde, aber in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist. Von dem Gefühl der Verantwortlichkeit durchdrungen, welche die Mithilfe im Innern des Zuchthauses ihnen auferlegte, hatten nämlich Kinkels Freunde Schurz ermächtigt, den hilfebereiten Mann selbst an der Flucht theilnehmen zu lassen und ihm die Mittel zur Begründung einer neuen Existenz in Amerika zu gewährleisten. Alles war schon in diesem Sinne verabredet; allein im letzten Moment fehlte dem Betreffenden der Muth oder der Wille. Er zog es vor, zu bleiben und der Strafe, die ihn erwartete, die Stirn zu bieten.

Es hatte sich inzwischen herausgestellt, daß Kinkels Entkommen bedingt sein werde durch einen nicht gefahrlosen Weg über das Dach und das Herablassen von diesem an der äußern Umfassungsmauer seines Kerkers. Kinkel aber, von Jugend auf ein in allen körperlichen Uebungen gewandter Athlet und Turner, war zu jedem noch so gefährlichen Wege bereit; durfte er doch hoffen, daß es der Weg sein werde in die Freiheit. Noch ein scharfer Schmerz war ihm während dieser letzten leidenschaftlich bewegten Tage vorbehalten. Die Flucht war für die Nacht vom 5. auf den 6. November festgesetzt, doch eben an diesem Tage wurde unerwartet das Wärterpersonal gewechselt. Indeß die Enttäuschung dauerte nicht lange. Schon am folgenden Tage konnte von Neuem das Signal zur Bereitschaft gegeben werden und als am Abend des sechsten der Director in Begleitung des Wärters wie gewöhnlich in Kinkels Zelle hineingerufen: „Kinkel bist Du da?“ und die pflichtgemäße Antwort zurückgetönt war, wußte der Gefangene, daß die Stunde der Befreiung nahe sei. Gegen Mitternacht öffnete sich seine Zellenthüre; ein wegkundiger Führer leitete ihn auf das Dach und reichte ihm das bereit gehaltene Seil. Er verletzte sich die Hände schmerzhaft an vorstehenden Nägeln, langte aber rasch und sicher auf ebener Erde an, und fand dort den treuen Freund Schurz seiner wartend. Im nächsten Augenblick hatte ein Mantel und ein Hut seine Sträflingstracht verhüllt; wenige Minuten später befanden die Freunde sich in einem Privathause, wo Kinkel die Kleider wechselte und sich für die bevorstehende Fahrt durch einen Trunk stärkte. Erstaunlich, aber vollkommen verbürgt, ist die Thatsache, daß an demselben Abend, in demselben Hause, der Zuchthausdirector bei einer Gesellschaft anwesend war und daß die Freunde ihre Gläser aus derselben Punschbowle füllten, die vor jenem gedampft hatte. Aber nicht lange zögerten sie. Der Reisewagen stand bereit; er fuhr auf das Thor zu, durch dessen Mauern Schurz während der verflossenen Monate so oft aus- und eingefahren war. Schurz lehnte sich zum Fenster hinaus; man erkannte ihn, ließ den Wagen passiren und rasch ging es hinaus in die Nacht und in die Freiheit.

Digitized by Google

So war eine That gelungen, die in der Geschichte der deutschen Freiheitskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts immer denkwürdig bleiben wird. Der Schüler hatte dem Lehrer, der Waffenbruder dem Waffenbruder, der Freund dem Freunde Leben und Freiheit gerettet und groß und weit verbreitet war in jener trüben Zeit allgemeiner Reaction die Freude über den Erfolg des heldenmüthigen Unternehmens. Was Kinkels eigene Gefühle waren, zeigt der nachstehende Brief, den er kurz vor der Abfahrt von Warnemünde an die Freundin richtete, aus deren Correspondenz mit ihm bereits mehrere Auszüge mitgetheilt wurden. Der Brief ist datirt: „An der See, November 1850" und lautet wie folgt:

„Drei Frauen, meine treue Auguste, haben durch Unablässigkeit es durchgesetzt, in meine furchtbare Nacht den Gruß der Theilnahme zu senden: Johanna, Sie, Marie Bruining!. Ich halte es für Pflicht, Ihnen diesen Brief zu schreiben, der, wenn er erst in Ihre Hände gelangt ist, Ihnen anzeigt, daß, ganz besonderes Unglück abgerechnet, ich gerettet bin. Verlangen Sie indessen heut' nur diesen Ausdruck des Dankes für all' Ihre Güte diese anderthalb Jahre her: ausführlich und gesammelt kann ich heute nicht schreiben; denn einmal ist meine Hand leicht verwundet und Schreiben schmerzt mich ein wenig; dann aber umgibt mich in meinem Asyl jene Ihnen wohl bekannte norddeutsche Herzenswärme der Familie, die es mir erschwert, mich zu ruhigem Ethl zu sammeln und in freundlichstem Gegensatz zu der starren Einsamkeit des Kerkers steht. Sie ist noch einmal schauerlich gewesen in den letzten Wochen, diese Einsamkeit, und das wurde Schuld von der Heftigkeit des Gefühls, die in meinem letzten Brief an Sie vorbrach, und die um so wilder zuckte, da zwischen sie schon die ersten Lichtblitze der Freiheit einschlugen, die sich als Hoffnung mir ankündigte. Es war, als sollte die letzte Zeit mir nur Wermuth bringen: selbst in die Freundlichkeit Ihres letzten Briefes versteckte sich dieser. Wenn schon der kranke Zustand meiner Mutter mich heftig angriff — es drohte da der erste Schnitt, den der Tod in meine alten Verhältnisse machen wollte, und durft' ich hoffen, es werde der letzte sein? — so betrübte mich auch tief Ihr Geständniß, das mir ganz unerwartet kam, daß Ihr vielfältiges Leiden seit dem Tode des liebenswürdigsten Bruders auch Ihre Gesundheit geknickt habe. Ich bin so stolz, ich fühle mich Ihrem Leben so nahe verbunden, daß ich glaube, mein wunderbares Errettungsglück werde etwas dazu beitragen, Ihr Leben aufzufrischen, Ihre Gesundheit vielleicht durch fröhliche Erregtheit neu zu stärken.

„Mein Retter ist Karl. Sie wußten von diesem Entwurfe nichts, der nur durch Treue, Ausdauer und Glück, neben großem Verstande und kühner Thatkraft ausgeführt werden konnte: Eigenschaften die jener seltene Jüngling im Bunde mit allen bezaubernden Gaben der Anmuth in einzigem Maße besitzt. Ihm danken mich meine Freunde: ihm danke ich, daß ich nicht als zerbrochener Amnestirter in's Leben zurückkehre, der, wenn er thatlos blieb, schwächlich, wenn er handelte, unedel erscheinen mußte. Karl hat neben dem Leben das unschätzbare Glück mir gerettet, dies Leben auch ohne Zaghaftigkeit benutzen zu dürfen, was fast mehr als das Leben ist. Denken Sie mich auf Ehrenwort nach Amerika ausgewandert — dann die junge Revolution ausbrechend! denn ausbrechen wird sie —."

Hieran schließen sich Antworten auf Bemerkungen in dem letzten Briefe der Freundin über ihren Aufenthalt in München. Dann bricht Kinkel ab, da „die Hand ihn zu sehr schmerze und er auch geistig müde sei." Am folgenden Tage fügt er hinzu:

„Umsonst versuche ich heute die Fortsetzung. Man hat mir einen Finger der rechten Hand, wie ich denn noch nachträglich ein Pechvogel bin, mit Höllenstein gebrannt

Digitized by Google

und die Feder zu halten wird mir schwer. Dazu tritt die Nachricht, die mich innerlich in Unruhe versetzt, daß vielleicht schon morgen ich mit Karl in See gehe, wo es denn vorher noch Mancherlei zu packen und zu besorgen gibt. Wenn nun nicht an der letzten Schwelle, oder eigentlich schon im Vorhofe des Vaterlandes das Unglück uns noch ereilt, so darf ich hinfort ein schönes und reiches Leben erhoffen, da das schwere Leiden der letzten Jahre, weise benutzt, einen festen Grund bietet, um einen sicheren Herd über ihm aufzubauen. Ich blicke muthig und froh in's Leben, alt genug um besonnen handeln zu dürfen, hoffentlich aber auch zu voller That- und Arbeitskraft noch jung genug. Mit diesem Gefühl nehme ich für heute Abschied von Ihnen. Erhalten Sie Ihr warmes Herz auch dem nunmehr glücklichen Freunde unverändert.

England.

Die Freunde hatten auf dem rettenden Schiff in Ost- und Nordsee eine stürmische Ueberfahrt. Schurz, der in aller Unruhe Ruhige und Gefaßte, fand sich ohne Mühe auch in diese Veränderung seiner Lage. Es war ihm wohl im Kampf der Elemente, und an den Mast gelehnt, erfreute er sich des Anblicks des sturmgepeitschten Meeres mit den tosenden hochaufschäumenden Wogen. „Kinkel lag krank in der Cajüte und“ (die einzige Stelle aus jenem im Jahre 1852 verbrannten Briefe von Schurz, worin er mir diese Fahrt beschrieb, die mir wörtlich im Gedächtniß geblieben ist) „opferte dem Poseidon reichliche Hekatomben.“ Die Ueberfahrt dauerte im Ganzen vierzehn Tage. Zuletzt aber endete auch diese Odyssee. Die schottische Küste kam in Sicht und die glücklich Geretteten landeten in Leith, dem Hafen von Edinburgh. Nur kurze Zeit blieben sie vorläufig in London. Sie eilten von dort auf die Einladung der Freundin, deren hochherzige Freigebigkeit zu dem Gelingen der Flucht entscheidend mitgewirkt hatte, der Baronin Bruiningk, nach Paris, wo Kinkel nach der Oede des Kerkers und des Meeres in der leichtbeschwingten Lebensluft der Freiheit aufathmete, in der Kunstausstellung schwelgte und bald auch seine Frau und Kinder nach den furchtbaren Jahren der Trennung zuerst wieder in die Arme schloß. Allein Paris, obgleich damals noch die Hauptstadt der zweiten französischen Republik, konnte kein dauernder Aufenthalt für ihn werden. London hatte bereits als der anerkannte Mittelpunkt der europäischen Emigration Flüchtlinge aller Länder angezogen und dort ließ auch Kinkel noch vor dem Schluß des Jahres 1850 sich mit seiner Familie häuslich nieder.

Ich selbst war kein Zeuge jener ersten Jahre seines englischen Exils; denn erst im November 1853 sah ich ihn in London wieder. Eine vortreffliche Schilderung der Kämpfe und Leiden, der tragischen und der komischen Charakterzüge dieses Zeitraums hat Johanna Kinkel in dem Romane „Hans Ibeles in London“ gegeben, einem Werke das auch als Denkmal der bedeutenden literarischen Talente der seltenen Frau dauernde Beachtung verdient. Wie zu erwarten, wurde Kinkel gleich bei seiner Ankunft in die leidenschaftlichen Parteiströmungen hineingerissen, welche unmittelbar nach dem Scheitern der Revolution auf dem europäischen Festlande die

Digitized by Google

Kreise der Flüchtlinge in London stürmisch aufrührten. Er theilte die weitverbreitete Hoffnung der meisten dieser Flüchlinge auf den baldigen Ausbruch einer neuen Revolution. Als gefeierter Revolutionsheld von vielen Leidens- und Gesinnungsgenossen umdrängt, hielt er die politische Arbeit für seine nächste Hauptaufgabe. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Aeußerung aus der Zeit seiner ersten Ankunft in London, die mir vor Kurzem von einem weniger sanguinischen deutschen Freunde Kinkels erzählt wurde, der schon lange vor ihm als Lehrer in England ansässig gewesen war. Ein rheinischer Landsmann, war er mit Kinkel in der friedlichen Bonner Zeit bekannt gewesen und kam nun von Edinburgh nach London, um den Freigewordenen zu beglückwünschen. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er, das unmittelbar Nothwendige werde demnächst wohl für Kinkel sein, daß er Englisch lerne, um in englischer Sprache unterrichten zu können. „Englisch lernen!" rief Kinkel, „was denken Sie? Ich bin hier nur Zugvogel, meine Wirksamkeit liegt in Deutschland; in spätestens drei Jahren bin ich wieder dort — an der Spitze der Bewegung!"

Das war die vorherrschende Stimmung. Dennoch mischten sich mit solchen phantasievollen Erwartungen schon andere Gedanken. In Deutschland gingen, wie ich mich noch wohl erinnere, während jener Zeit die wunderlichsten Gerüchte um über Kinkels Treiben in London! Das große theure Haus, das er bewohne, das lustige Leben, das er führe — und Alles auf Kosten der Partei! Nichts konnte unbegründeter, vollständiger aus der Luft gegriffen sein, als solche Beschuldigungen. Kinkel genoß nicht, er arbeitete; sein Haus war eine bescheidene kleine Vorstadtwohnung, die wir noch 1875, als ich auf einem Spaziergang mit Schurz daran vorbeikam, und Schurz an jene Beschuldigungen erinnerte, nicht ohne Rührung betrachteten. Und was das Leben auf Kosten der Partei betraf, so fand er sich eher in die unerfreuliche Lage versetzt, selbst als Opfer maßloser Parteiansprüche zu leiden. Es wird daher als Beitrag zur Geschichte der Emigration wie als Act der Gerechtigkeit gegen Kinkel von Interesse sein, wenn ich zur Charakteristik seines Lebens während der ersten Jahre seines Londoner Exils hier einige Auszüge aus der schon mehrfach benutzten Sammlung seiner gleichzeitigen Briefe an die Freundin mittheile. Der erste dieser Briefe, vom 20. Juni 1851, beginnt wie folgt:

„Eine schwere Zeit liegt hinter mir, theure Freundin! schwer von Kampf, Weltgedränge, Arbeit, verzehrter Lebenskraft. Die Summe von Liebe, welche Partei und Nicht-Partei während meines Unglücks auf mich gehäuft haben, entlud sich, sobald man mich in meinem eigenen Hause aufzufinden vermochte, in einer unerhörten Fülle von Forderungen. Von dem hervorragenden Refugié fordert Jedermann was sonst eine Regierung leisten soll: Verwendung um Brot und Anstellung, Geld, Schöpfung großer durchgreifender Organisationen. Aber Niemanden fällt es ein, ihm auch die Mittel einer Regierung, Geld, Gehorsam, zur Ausführung bereite Hände, zu spenden. Die Fractionen, in der Emigration von starken, thatmuthigen, stolzen und ehrgeizigen Charakteren getragen, stehen sich hier innerhalb der Partei mit vernichtender Schärfe entgegen und die theoretischen Systemfragen, namentlich ob Socialismus oder

Digitized by Google

Communismus, kämpfen auf Tod und Leben. Viele forderten von mir eine Union, die momentan hier nicht geleistet werden kann; man drängte mich, an die Spitze einer Zeitung zu treten, man versuchte, mich an eine Fraction zu fesseln, man sprach von Herausforderungen — und zugleich drang das Gerücht vor, die preußische Polizei wolle mich, etwa durch Chloroform, heimlich aufheben und nach Silberberg stecken.

„Das ungefähr ist Nummer Eins. Daß diese Dinge die Kraft eines gewöhnlichen Arbeiters verschlingen, mag schon die eine Thatsache darthun, daß ich in mein Briefbuch, Einladungs- und Zusendungsbriefe ungerechnet, heute unter den empfangenen Briefen den hundert und elften vom 1. April an eintrug, welche denn alle mündlich oder schriftlich beantwortet werden müssen.

„Nummer Zwei. Ich muß, da man in England meinem Loose Theilnahme schenkt, meine Stellung benutzen, um die deutsche Revolution ehrenhaft vor der Fremde zu vertreten. Dazu muß ich nicht allein das furchtbar aufreibende Besuchsleben Londons mitmachen, sondern auch Geld und zwar viel Geld verdienen. Durchschnittlich kann man sagen, daß London doppelt so theuer als Bonn ist, was Ihnen einen Maßstab giebt. Ich habe daher Vorträge über Theatergeschichte begonnen, zu denen nebst manchen Deutschen auch sehr gebildete Engländer kommen. Dabei erfahre ich denn, wie total verändert alle Standpunkte auch in der Wissenschaft durch die Revolution sind. Ich kann hier natürlich über Shakespeare nicht sprechen wie Anno 1845 in Bonn: es muß Alles umgebrochen, neu studirt, neu ausgearbeitet werden, höchst populär und doch höchst gründlich. Dazu habe ich Klassenunterricht für Mädchen, unterrichte Toni Schurz und auch noch täglich meine drei ältesten Kinder eine halbe Stunde. Das wäre Alles miteinander nun wieder genug für eine volle Menschenkraft, und wenn z. B. ein Bonner Professor es leisten sollte, würde er den Minister sofort um Gehaltszulage anbetteln.

„Endlich Nummer Drei: Der Besuch von Freunden vom Continent. Und zwar von Menschen, die mit treuer, aufopfernder Liebe uns geholfen haben und denen wir, wo Nichts mehr, doch unsere Zeit schulden. Sie, geliebte Freundin, wissen aber, was Zeit bei uns zu bedeuten hat. Unter andern war die Familie hier, bei der ich Gastfreundschaft auf meiner Flucht genoß, in deren Schiffe ich hierher kam; Parteigenossen aus verschiedenen Ländern, reizbar, wenn man ihnen sich nicht zu Dienst stellt. In der letzten Woche kam Frau von Bruiningk, in Hamburg von der Polizei verfolgt, und wohnte eine Woche bei uns, bis zur Herüberkunft der Familie. Dieses dritte Stück meiner Thätigkeit würde wieder ein Leben vollkommen ausfüllen, und Sie ahnen nun, wie furchtbar die Arbeitslast auf mir liegt. Heute wage ich es darauf, am Montag schlecht über Corneille zu sprechen, um Ihnen für all' Ihre hingebende Treue wenigstens endlich einmal zu sagen, daß wir täglich an Sie denken, täglich uns grämen, unserer Pflicht gegen Sie nicht mehr nachzukommen."

„Mit R.", bemerkt Kinkel gegen den Schluß desselben Briefes, „bin ich auseinander, seit ich ein von ihm gebildetes Comité verlassen habe, das mir zur Majorität der Partei eine falsche Stellung gab. Er hat mich seitdem angegriffen, und ich antworte ihm nicht, meiner alten Bonner Taktik gemäß. Ueberhaupt wird nächstens über mich ein sehr anständiges Geschimpf losgehen, die Reaction gegen die Rauchfässer, die man mir um den Kopf schlug, als ich gefangen war und Keines Ehrgeiz kreuzte. Daneben dauert eine ebenso alberne Vergötterung noch fort. Beides wird mich nicht caput machen."

Der nächste Brief, vom 28. Juli 1851, klingt heiterer, wennschon es auch hier weder an Hinweisungen auf schwere Arbeit noch auf die eigenthümlichen Leiden des hervorragenden politischen Flüchtlings fehlt.

„Die Geldsorge", schreibt Kinkel der Freundin, „haben wir noch nicht gekannt, aber wir arbeiten auch angespannt. Die Sonntage allein werden officiell verfaullenzt;

Digitized by Google

an den Werktagen, wenn ich nicht Stunde draußen habe, komme ich oft erst um 8 Uhr Abends zu einem Spaziergang, oder zu einer Omnibusfahrt in Geschäften, meist in Parteisachen, Besuchen ꝛc. aus dem Hause. Im Winter denke ich in einer oder zwei größeren Städten des Nordens deutsche Vorträge zu halten und dadurch indirect die Revolution zu propagandiren, d. h. der deutschen Bewegung englische Gunst und später englisches Geld zuzuwenden.

„Die hiesige Emigration war stark in sich gespalten. Die energischen und stolzen Charaktere, die hier sich zusammenfinden, repräsentiren die verschiedenartigsten Systeme innerhalb derselben Partei und Jeder bringt den Glauben an andere jetzt zu ergreifende Maaßregeln nach London mit. Vertrauliche Briefe werden vorschnell abgedruckt, rasche Worte lange nachgetragen: kleine und eitle Naturen bauen sich Piedestale aus gestürzten Potenzen und greifen jedes hervorragende Haupt verbittert an. Die Herbigkeit der Flüchtlingsexistenz macht die Meisten obenein trotzig, ingrimmig, Einzelne sogar bösartig. Man braucht sich das Alles nur zusammenzudenken, so sieht man, daß Reibungen eintreten müssen. . . . Um mich und mein Durchkämpfen bis zur Revolution seien Sie unbesorgt! Ein einsamer Abend oder Sonntag in freier Luft verbracht, entschädigt für Vieles. Sonst sehe ich fleißig Galerien und bleibe auch im Familienkreise neben dem Politiker stets genießender Mensch! O, könnten Sie Sonntags Mittags bei uns sein, wenn Schurz und Strodtmann regelmäßig unsre Gäste sind! Letzten Sonntag speiste auch Behn-Eschenburg aus Zürich bei uns; Nachmittags spielten wir mit den Kindern auf der Wiese. In deutsche Blätter schreibe ich jetzt fast gar nicht, mehr nach Amerika."

Man sieht aus diesen Briefen, wie Kinkel vom ersten Beginn seines Exils an die tapfere Arbeit zur Begründung einer neuen Existenz für sich und seine Familie mit der politischen Agitation vereinigte. In der That erwähnt er in einem späteren Briefe, wie schon im Jahre 1851 in Flüchtlingskreisen ihm ein bitterer Vorwurf daraus gemacht worden, daß er, statt in der glänzenden Erwartung eines revolutionären Millenniums zu schwelgen, seine Zeit mit so unpatriotischen Bemühungen vergeude wie mit der Arbeit für die sorgenfreie Existenz seiner Familie. Wie ernst er bei alledem seine Pflichten gegen Partei und Volk vom Standpunkt des Flüchtlingthums auffaßte, bewies in eben jenem Jahre 1851 das Unternehmen, welches die Höhe seiner politischen Thätigkeit während jener ersten Periode seiner Verbannung bezeichnete: seine Reise nach Nordamerika. Manche der weitsichtigeren und entschiedeneren Flüchtlinge waren damals zu der Ueberzeugung gelangt, daß auf die Dauer die revolutionäre Agitation in leeren Luftgebilden enden müsse ohne die Verfügung über bedeutende Geldmittel, und Kinkel übernahm es, die Deutschen in den Vereinigten Staaten, bei denen man zugleich Wohlhabenheit und republikanische Gesinnungen voraussetzte, für die von den Verbannten in London beabsichtigte Gründung einer deutschen Republik zu begeistern und zur Beisteuer der dazu erforderlichen Hilfe in Form edler Metalle zu veranlassen. Im Spätsommer 1851 trat er also seine Fahrt nach Amerika an, bereiste den größten Theil der Vereinigten Staaten, hielt Meetings und Reden und sammelte die Spenden mitfühlender Freunde und Parteigenossen zu dem erhofften Revolutionsschatze. Aber auch während dieser Agitationsreise kreuzten sich Hoffnungen auf das Glück einer friedlichen Thätigkeit mit seinen revolutionären Gedanken.

Digitized by Google

„Meine Sendung hierher," schreibt er der Freundin, ‚Auf dem Ohio, nahe dem Grenzpunkte von Virginia und Kentucky am 31. October 1851', „unternommen um der nächsten Revolution die Mittel zu verschaffen und Amerika über die Revolutionspartei aufzuklären, führt mich über alle Höhen des Lebens. Der zweimal der Nationalcocarde beraubte Züchtling hat seine Hand in die des Präsidenten gelegt und in sie von tapferen Amerikanern das Gelübde abgelegt erhalten, daß ihr nächstes und zweites Mexiko die deutsche Monarchie sein wird. Persönlich schließt sich mir die Weltanschauung jetzt durch den Anblick dieser zweiten Erdhälfte ab. Ich habe die Handelszone am Atlantischen Meer hinter mir und Baltimore's goldne Herbstsonne sinkt hinter uns in die ewig klare Seeluft hinab. Jetzt durchschneiden wir die Kohlen- und Eisengegend, die Fabrik und Industrie, und hinter Cincinnati werden wir in das Reich der Naturstille, in den ruhigen Ackerbau und das einsame Farmerleben hineintreten. Die drei Schichten menschlicher Thätigkeit, Landbau, Fabrik und Ausfuhr, lagern sich hier von West gegen Ost erkennbar an einander wie nirgendwo wieder auf dieser Erde.

„Ueber mein Wirken und meine Erfolge dürften Ihnen die Zeitungen Einiges bringen. Das Beste kann erst die Zukunft offenbaren. Es war mir entsetzlich schwer, auf ein Vierteljahr von Weib und Kind zu scheiden, aber ich sagte mir, daß für den Moment Niemand sonst diese Mission so gut ausführen könne, und so ging ich. Bescheiden werde ich zurücktreten, sobald im Momente eines anderen Handelns mein Volk auch andere Führer wählt. Mir bleibt nur ein Ehrgeiz: in der deutschen Republik als guter alter Seminardirector thätig zu sein und uns eine gediegene Lehrergeneration zu erziehen."

Ob Kinkel in Bezug auf den praktischen Erfolg seiner Sendung je sehr glänzende Hoffnungen hegte, mag zweifelhaft scheinen. Jedenfalls war das Endresultat ein wenig ermuthigendes. Denn die ganze große Summe, die er aus den Vereinigten Staaten zur Revolutionirung Deutschlands zurückbrachte, belief sich in runder Zahl auf nicht mehr als 10,000 Dollars. Auch die Befriedigung, welche seine amerikanische Reise ihm überhaupt gewährt haben mochte, mußte er theuer genug bezahlen. Zwerghaft klein wie die gewonnenen Mittel im Verhältniß zu dem titanischen Zwecke waren, in den Augen heimathloser und nothbedrängter Flüchtlinge waren sie ein Schatz und die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem das Problem erörtert wurde, was mit diesem Schatze gethan werden solle, verursachte dem Schatzmeister manche peinlich verdrießliche Stunde. Der deutsch-amerikanische Revolutionsschatz wurde, wie einst der Nibelungenhort, ein Zankapfel nicht blos der Parteien, sondern persönlicher Begehrlichkeit. Jeder Flüchtling hatte seine eignen Beglückungspläne, jeder hielt sich vorzugsweise nicht allein zum Beirath, sondern zum Mitgenuß berechtigt; fand er sich in seinen Voraussetzungen getäuscht, so folgten auf die Applicationen die Insinuationen. Der erfolglose Applicant verwandelte sich in einen persönlichen Gegner des unglücklichen revolutionären Schatzmeisters und hatte irgend eine dunkle Andeutung von Selbstsucht, von Bornirtheit, ja von Veruntreuung bereit, um sich für die widerfahrene Zurücksetzung zu rächen. Noch erinnere ich mich des eigenthümlichen Ausdrucks von Staunen, Heiterkeit und Ironie, der sich über Kinkels Züge verbreitete, als ich ihn einmal, zu Anfang der sechziger Jahre, ganz zufällig und in völlig objectiver Unschuld nach dem Schicksal

Digitized by Google

des berühmten Revolutionsschatzes fragte. „Also auch Sie!“ rief er in dem Tone des Et tu Brute! Ich erfuhr dann, daß er schon längst gethan habe, was unter den Umständen gewiß das allein Richtige war. Ueberzeugt von der vorläufigen Hoffnungslosigkeit aller Versuche zur Revolutionirung Deutschlands, hatte er bald nach seiner Rückkehr von Amerika die ihm anvertrauten 10,000 Dollars auf der Bank von England deponirt und sie dort Zinsen tragen lassen, bis ein günstiger Zeitpunkt zu zweckmäßiger Verwendung kommen würde. Bekanntlich erschien dieser Zeitpunkt nie. Der Revolutionsschatz wurde zuletzt, mehrere Jahre nach Kinkels Uebersiedlung in die Schweiz, zur Gründung einer republikanischen Zeitung verwendet, an deren Redaction ein früherer erbitterter Gegner Kinkels aus den ersten Jahren seines englischen Exils, der Exminister der badischen Republik, Gögg, hervorragenden Antheil nahm.

Schon vor Kinkels Rückkehr aus Amerika hatte in Europa ein Ereigniß stattgefunden, das die hoffnungsreichen Aussichten der Emigration mit einem Schlage umdüsterte und die nächste Zukunft in ganz anderem Lichte erscheinen ließ, als vorher. Louis Napoleon hatte durch seinen Staatsstreich vom 2. December 1851 das Werk der europäischen Reaction vollendet. Daß bei dieser Lage der Dinge von einer Revolutionirung Deutschlands nicht mehr die Rede sein könne, daß vielmehr für die deutschen, wie für die europäischen Flüchtlinge eine lange Dauer des Exils bevorstehe, mußte auch der hoffnungsvollsten Flüchtlingsseele einleuchten. In der That wurden die Wirkungen des Napoleonischen Staatsstreichs auf die in London versammelte Emigration bald genug fühlbar. Kinkel beschreibt sie im Juli 1852 in seinem nächsten Brief an die Freundin. Während im vorigen Jahre, so bemerkt er, Viele ihn getadelt, daß er sich im Exil zu befestigen suche, so finde er jetzt umgekehrt, daß diese Tadler alle revolutionäre Thätigkeit verließen, weil, wie ein geistvoller Emigrant es ziemlich verblümt ausdrücke, „die Emigration die Tendenz angenommen habe, in das bürgerliche Leben aufzugehen.“ Dabei werde die Auswanderung der Emigration nach Amerika immer stärker. Was ihn selbst betreffe, so sei seine zähe Natur nicht so leicht zu brechen, und wo irgend eine Aussicht sich zeige, werde er wieder von Neuem anfangen. Die Zustände seien denen vom Jahre 1811 ähnlich und an Deutschlands Rettung von Napoleon habe Goethe noch nach dem Brande von Moskau verzweifelt. So gehe es gerade den Klügsten, wenn sie glaubenslos seien. — Trotz alledem deutet der ganze Ton, die ganze Haltung dieses Briefes das Einlenken von der revolutionären Agitation in die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens unverkennbar an.

„Der Erwerb in London,“ fährt Kinkel nach den erwähnten Auslassungen fort, „wird etwas schwerer als im vorigen Jahr, da ich sechs Monate Arbeit verloren habe. Die Saison war durch die bevorstehende Parlamentsauflösung beunruhigt und gestört: alle Lehrer, Theaterdirectoren ꝛc. beklagen sich, und in Deutschland druckt man von Exilirten jetzt noch minder gerne etwas als vorher. Indessen werden wir uns durch-

Digitized by Google

schlagen. Wir haben unsere Haushaltung etwas zusammengezogen, unsere Gesellschaften auf die nützlichen beschränkt und durch die politische Windstille etwas mehr Zeit zum Arbeiten gewonnen. Ich schreibe an einem Werke über Amerika und suche einen Abnehmer dafür, der sich indessen wohl schon finden wird. Die Gedichte kommen bald in die vierte, Otto der Schütz ist in der zehnten Auflage. Sonst geben wir Unterricht. Meine Frau giebt eben ein Solfeggienheft für Kinderstimmen von kleinem Umfang heraus, ein Werkchen von ihr über Clavierunterricht ist im Druck und ich selber schreibe wöchentlich einen Uebersichtsartikel über europäische Politik in ein deutsch-amerikanisches Blatt. So strömt aus vielen Quellchen doch Geld zusammen, soviel man für eine Londoner Haushaltung braucht. Im Ganzen bin ich vergnügter als je; wir gehen Sonntags mit den Kindern faullenzen in Parks, Wiesen oder Wäldern, besuchen zwei bis drei Mal die Woche die englische Gesellschaft und sind sonst sehr zurückgezogen — für die kleinen Theater stehen mir Einladungen gratis zu Gebot, aber ich besuche sie nicht, weil mir die Abende zu werthvoll sind. Von Engländern habe ich meine Verbindungen, außer einer chartistischen, mit der free-trade und Manchester-Partei (Cobden), welche nach einem nächsten Whigministerium ans Ruder kommt. Sie sehen, ich bereite langsam, wie man es auf diesem Boden muß, Anknüpfungen späterer politischer Wirksamkeit.

„Meine Studien liegen wieder auf ganz anderen Gebieten, als je vorher. Das Exil giebt mir einen neuen Reichthum an Erkenntniß. Ich studire über Australien, Geschichte von Amerika, englische Literatur, in letzter Zeit über die merkwürdige Secte der Mormonen, deren Gottesdienst ich hier einmal besucht habe. Hin und wieder besuche ich eine Bildergalerie und halte mich, was Kunstgeschichte angeht, ungefähr in Kenntniß des neu sich Ansammelnden. In diesem Fach, wo vieles Gedächtnißwissen ist, kann ich mich eben auf mein Gedächtniß verlassen. Ferner habe ich für meinen Unterricht eine Theorie der Beredtsamkeit zusammengestellt. Mit Gottfried treib' ich Griechisch, wir fangen in ein paar Monaten die Odyssee an; alle vier Kinder lernen Geschichte bei mir, jetzt sind wir am Bespasian; Kunst, Literatur, Sitten werden in die politische Geschichte mit eingeschlossen. So arbeite ich dem letzten Ziel meines Ehrgeizes entgegen, in der deutschen Republik ein guter Seminardirector zu werden und im Alter noch eine Reihe tapferer Schulmeister zu erziehen. Geben Sie mir in der Republik noch zehn Lebensjahre und jährlich 300 Seminaristen und 300 Arbeitslehrerinnen zu unterrichten, zu bilden, geistig von jeder Knechtschaft zu erlösen. Das macht 600 Köpfe, lauter Exponenten. 6000 Schulmeister und Frauenerzieherinnen — notabene solcher — durch Deutschland angestellt: das ist eine Phalanx der Freiheit, die kein Pfaff noch Fürst mehr niederbricht!"

Als ich Kinkel im November 1853 in London wiedersah, war jener Uebergang aus der revolutionären Agitation in das bürgerliche Leben in jeder Hinsicht vollendet. Ich zögerte, ihn zu besuchen, weil ich von anderen deutschen Freunden hörte, wie stark seine Zeit in Anspruch genommen sei und wie er überdies noch immer von allen Seiten überlaufen werde. So kam es, daß ich ihm zuerst ganz unerwartet in einer englischen Gesellschaft begegnete. Es war eines Sonntags in dem Salon der Mrs. Milner-Gibson (der Frau des bekannten Parlamentsmitgliedes und Führers der Manchester-Partei) wo man sich zu einer sogenannten small and early party zusammenfand, d. h. zu einer Gesellschaft, die um halb zehn Uhr Abends anfing und Haupt- und Nebenzimmer bis zum Gedränge mit Herren und Damen füllte. Man sah dort viele Flüchtlinge, besonders Italiener, aber auch an Franzosen und Russen, Deutschen und Ungarn, war kein Mangel: Alexander Herzen

Digitized by Google

und Iwan Golowin, Franz Pulßky, General Haug und Louis Blanc tauchten dort auf. Ich sprach eben mit dem Bombenwerfer Orsini, den ich von Italien her kannte, als der an der Thür stehende Diener in Plüschhosen und gepudertem Haar mit lauter Stimme: Doctor und Mrs. Kinkel ankündigte. Beim Hereintreten der Beiden fiel mir sofort Kinkels grau gewordenes Haupt auf, sonst fand ich ihn wenig verändert. Wir begrüßten uns wie alte Freunde und er forderte mich auf, ihn bald zu besuchen. Er verschwand übrigens schnell und auch später traf ich ihn bei diesen Gesellschaften, die sich mehrere Monate hindurch allsonntäglich wiederholten, nicht wieder. Seine Arbeiten häuften sich und die weiten Wege, wie die späten Stunden dieser small and early parties an dem einzigen freien Tage, an dem überdies noch Manches beschafft werden mußte wozu die Wochentage keine Zeit boten, wurden ihm unbequem.

Abgesehen davon fand ich ihn in bester Stimmung. Er wohnte damals nicht mehr in der Vorstadt St. Johns Wood, sondern in Paddington, grade gegenüber dem neu errichteten Bahnhof des Great Western Railway, wo er in einem geräumigen Hause gemüthlich eingerichtet war, und seine ganze Haltung machte den Eindruck, daß er sich in den neuen Verhältnissen zufrieden und glücklich fühle. Das freie großartige Leben Londons, gegenüber der öden Enge und Gefängnißluft der damaligen Zustände des europäischen Festlandes, erfüllte ihn mit einer Begeisterung, der man sonst selten bei den Flüchtlingen begegnete; das Bewußtsein, nach allen Kämpfen und Leiden auf diesem Boden durch rüstige, ausdauernde, wenngleich schwere Arbeit den festen Grund einer unabhängigen Existenz gelegt zu haben, von dem aus er der Zukunft ruhig entgegensehen durfte, ließ kaum einen trüben Rückblick auf die Vergangenheit zu, wenigstens erinnere ich mich aus jener Zeit keiner Aeußerung, die in diesem Sinne charakteristisch gewesen wäre. Kinkel schien den Flüchtling abgestreift zu haben, ganz seinem Lehrerberuf und seinem Familienglück zu leben. Englisch hatte er schon viel früher gelernt, und zwar so rasch und erfolgreich, daß er bereits im Herbst 1852 im Stande gewesen war, einen Cursus von Vorlesungen über Kunstgeschichte vor einem gemischten hauptstädtischen Publikum im University College in London zu eröffnen. Diese Vorlesungen, die bis zum Mai 1853 fortdauerten, bildeten das erste glänzende Debüt seiner Lehrthätigkeit in England und hatten manche andere Anerbietungen und Anstellungen zur Folge. Als ich ihn im November 1853 in seinem Hause in Paddington besuchte, wirkte er bereits als Professor in den beiden ausgezeichnetsten Damencollegien Londons, dem Hyde Park College und dem Bedford College, in diesem als Professor der Kunstgeschichte und bald nachher auch der physikalischen Geographie, in jenem als Professor der deutschen Sprache und Literatur. Die Professur der Kunstgeschichte in Bedford College wurde besonders für ihn geschaffen, in der That war er der Erste, der diesen Gegenstand in das Programm der höheren Damenschulen in England einführte, so daß es ihm neben allen

Digitized by Google

anderen durch den Drang der Umstände aufgezwungenen Arbeiten vergönnt war, wenigstens theilweise seine alte Berufsthätigkeit von Neuem aufzunehmen.

Ausführlicher über diese Seite von Kinkels Leben in seinem englischen Exil zu reden, ist nicht meine Absicht. Nur durch einige wenige Punkte möchte ich das schon Gesagte noch ergänzen. Zunächst, daß er mit bedeutendem Erfolg arbeitete, was bei seinen Talenten, seiner Beredtsamkeit und Energie und der glänzenden persönlichen Liebenswürdigkeit, welche ihm besonders die Herzen der Frauen gewann, nicht zu verwundern war. Während des ersten Jahres meines Aufenthaltes in London lud er mich ein zu einer Antrittsvorlesung, mit der er den Wiederbeginn der Studien in einer Damenschule eröffnete, und der Eindruck, welchen diese Vorlesung hervorbrachte, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Nichts, so schien mir, konnte vortrefflicher sein, als seine Behandlung des Gegenstandes und die Art, wie er seinen Vortrag den Verhältnissen anpaßte. Seine Aussprache des Englischen ließ noch Manches zu wünschen übrig, aber Form und Styl hatte er sich schon in merkwürdigem Grade zu eigen gemacht und sein ganzes Auftreten, wie seine schöne, stattliche Erscheinung, ließen seine Erfolge im voraus ahnen. Auch blieb seine Lehrthätigkeit nicht lange auf London und dessen nächste Umgebung beschränkt. Bald erreichten ihn Einladungen von literarischen und wissenschaftlichen Instituten anderer Städte: bis nach Birmingham, Manchester Liverpool, Bradford, Newcastle und Edinburgh erstreckten sich seine Wandervorträge. Es war ein aufregendes, anstrengendes, mitunter ein erschöpfendes Leben, völlig verschieden von der Existenz, an welche der deutsche Professor gewöhnt gewesen war. Doch andererseits hatte dies Leben auch große Vorzüge: die Abwechselung, die freie Umherbewegung, den rasch wachsenden Erfolg, und erstaunlich war die Rüstigkeit und Frische, mit der Kinkel inmitten so vieler an seine Kraft und Zeit gemachten Ansprüche sich tummelte. Erst während der letzten Jahre seines Exils stellte eine Ermattung oder ein Ueberdruß gegen diese Art der Thätigkeit sich ein. Er fing an, sich nach einer festen Anstellung an einem bedeutenden öffentlichen Institut zu sehnen, und der Umstand, daß eine solche sich nicht für ihn finden wollte, bestimmte wesentlich den Entschluß zu seiner Rückkehr auf das Festland, als ihm von dort Anerbietungen gemacht wurden. Nicht lange vorher hatte er einen Beweis von jener Unabhängigkeit und Entschiedenheit des Charakters abgelegt, die er bei dem geschmeidigen Anpassen an die englischen Verhältnisse nie verleugnete. Er bewarb sich um die Professur der deutschen Sprache und Literatur an einer der bedeutendsten öffentlichen Lehranstalten Londons und war schon so gut wie gewählt, als der Wahlkörper der Anstalt — einer Anstalt, die sich auf ihre Vereinigung von Religion und Wissenschaft etwas zu gute thut — von irgend einer Seite auf Kinkels antitheologische Antecedentien aufmerksam gemacht wurde. In Folge dieses Winks erging an ihn die Frage, ob er bereit sei, als Professor auch die mit der Anstalt verbundene Kirche zu besuchen. Diese Zumuthung lehnte Kinkel ohne weitere Umschweife ab und verlor dadurch die fast schon gewonnene Professur.

Digitized by Google

So erfolgreich er in seiner Berufsthätigkeit war, so glücklich war er in seinem Familienleben. Von diesem Glück war ich ein häufiger Zeuge, denn wir besuchten einander oft und es waren schöne, harmonisch gestimmte Stunden, welche uns in diesem Verkehr dahin flossen. Johanna Kinkel erhöhte den Genuß dieser Stunden durch ihr meisterhaftes Clavierspiel und die Kinder, die in dem Exil frisch heranwuchsen, nahmen meist heitern Antheil daran. Aus den ersten Zeiten meines Aufenthalts in London ist mir noch besonders ein Abend erinnerlich, als die vier Kinder Kinkels unter der Leitung der Mutter eine von dieser neu componirte humoristische Cantate, „The Baker and the Mice", mit jugendlicher Laune vortrugen — ein reizendes kleines Concert, unvergeßlich als Symbol des neu erblühten Familienglücks. Ein frischer Reiz wurde diesem Verkehr hinzugefügt, als im Sommer 1855 Karl Schurz mit seiner Frau zu einem längeren Besuch nach London kam. Wir sahen uns nun abwechselnd in den verschiedenen Häusern und Vieles wurde aus Vergangenheit und Gegenwart besprochen, manche alte Erinnerungen erneuert, Ansichten über die Zukunft von europäischen und amerikanischen Gesichtspunkten ausgetauscht. Es war interessant, die beiden durch so merkwürdige Schicksale eng verbundenen Freunde zusammen zu sehen. Verschieden wie sie waren, in Alter und Temperament, wichen auch ihre Anschauungen in manchen Dingen von einander ab, aber sie verkehrten mit einander wie Waffenbrüder und Schicksalsgenossen, die sich gegenseitig kennen gelernt und erprobt hatten. Oefter, wenn auf rheinische Erinnerungen die Rede kam, fiel Kinkel in den alten gemüthlichen Volksdialekt und zum Theil in diesem Dialekt hielt er Schurz und mir, seinen alten Schülern in der Kunstgeschichte, auch einmal am Schlusse eines äußerst vergnügten Abends eine kleine Vorlesung, — über die Schönheiten von Rubens, (eines immer sehr von ihm bewunderten Künstlers,) die meinen heitersten Erinnerungen aus jenen Tagen zuzählt. Sonntags, bei schönem Wetter, unternahmen wir öfters gemeinsame Ausflüge in die Umgegend von London. So nach dem Krystallpallast in Sydenham, der uns, während das allgemeine Publikum ausgeschlossen war, durch die Gefälligkeit eines mit Kinkel befreundeten Directors geöffnet wurde — oder nach Hampton Court mit seinen Kunstschätzen und dem umgebenden herrlichen Bushey-Park. Kinkel war bei diesen Veranlassungen immer die Seele der geselligen Heiterkeit. Der Gedanke an die Arbeitslast war abgeschüttelt, die Gunst der Stunde, der Genuß des Augenblicks und seiner Freiheit herrschte. Ich sehe ihn noch, mit welchem Behagen er uns in das Maze, das grüne Labyrinth dichter hoher Hecken im Garten von Hampton Court, führte, sich an unserer Verlegenheit, den Ausgang zu finden, ergötzte, und dann das Geheimniß des Ariadnefadens in diesem modernen Wirrsal verrieth. Später wanderten wir in den Theil des Parks wo die Heerden zahmen Roth- und Falbwilds weiden, lagerten unter hohen Bäumen auf dem üppigen Rasen und erfreuten uns beim Glase Wein der frischen Luft, des Spiels der Lichter und Schatten, der duftigen Ferne und der fernen Sommerwolken, die hoch zu Häupten dahinzogen.

Digitized by Google

In dieses glückliche Leben machte der jähe Tod von Kinkels Frau im Nov. 1858 einen tiefen Riß. Kinkel raffte seine ganze Manneskraft gegen diesen furchtbaren Schicksalsschlag zusammen. Ich hörte ihn auf dem Kirchhof in Woking der Dahingeschiedenen mit fester Stimme selbst die Grabrede halten, während Freiligrath den Lorbeerkranz auf ihren Sarg legte; aber er durchlebte eine schreckliche, verzweiflungsvolle Zeit. Um sich von dem niederdrückenden Gefühl des unersetzlichen Verlustes und der Lebensleere zu erretten, fügte er der schon erdrückenden Arbeitslast noch eine neue hinzu, indem er zu Anfang des Jahres 1859 den „Hermann", eine deutsche politische Wochenzeitung, begründete. Das Unternehmen hatte Erfolg, größeren Erfolg als irgend ein anderes ähnliches Unternehmen der Deutschen in London. Aber Kinkel hatte sich zu viel zugemuthet.

„Das Zeitungsunternehmen", schrieb er seiner Freundin im Juni 1859, geht gut fort — und viel guter Wille kommt mir entgegen; aber das zu der andern Arbeit war doch zu viel. Ich bin so müde, so müde, Sie glauben es nicht. Ich wollte mich aus dem zerschmelzenden, miserabeln Schmerz erlösen durch eine neue Arbeit, ein frisches Interesse; ich besorge, die Cur ist böser als das Uebel. Sonst leben wir und erwerben auch unser Brod. Das ist die Lage — aus solcher Lage heraus kann man nicht correspondiren. Ich beiße die Zähne zusammen und lebe drauf los. Der Mühe werth ist's nicht."

Gegen das Ende der Saison war er ernstlich leidend und mußte die Redaction des „Hermann" andern Händen übergeben. Zur Erholung ging er in den Ferien nach dem Seebade Llandudno in Wales. Von dort schrieb er am 29 August:

„Wollte ich leben, so mußte die Redaction des „Hermann" über Bord geworfen werden — ich that es also. Das Uebel war natürlich nur vom Gehirn, und von der tödtlichen Erschöpfung des Gehirns aus war das Rückgrat afficirt. Das war Alles und mit der Schonung des Gehirns war auch das Andre sofort abgethan. Meinen Trotz verlor ich nicht. Als ich sechs Tage hier gewesen und der Gedankenkasten wieder in Ordnung war, beschloß ich kurzweg zu wissen, ob ich mich noch auf den Stahl in mir verlassen könnte. Dieses Llandudno liegt an einer Bai, von zwei hohen Felsencaps eingeschlossen, dem Great Orme's Head und dem Little Orme's Head. Die Spitzen sind drei englische Meilen von einander. Am letzten Donnerstag bin ich Mittags quer über die Bai vom einen Cap um's andre geschwommen. Es kostete eine Stunde und fünfzig Minuten. Es hat das hier noch Niemand gethan und man hat es vor- und nachher für eine Unmöglichkeit erklärt. Ich würde, da ich noch nicht erschöpft war, es diesen Sommer unternehmen, über die Dardanellenstraße zu schwimmen, was über fünf Meilen sein soll. So viel über die Gesundheit, und da seit letztem November mir Alles in der Welt so ziemlich gleichgiltig ist, so werde ich wohl auch in London nicht mehr mich krank arbeiten. Vom Gemüth ist's besser nicht zu reden. Meine Pflicht und Schuldigkeit habe ich bisher ja noch immer zu leisten vermocht und hoffe es ferner zu thun."

Hierauf sah ich Kinkel zunächst wieder in dem Comité, das im October 1859 zur Vorbereitung der Schillerfeier in London zusammentrat. Er schien mir heiterer und frischer als seit langer Zeit und nahm an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Die Schillerfeier bezeichnete, wie in Deutschland so auch unter den Deutschen in England, das erste Wiedererwachen eines nationalen

Digitized by Google

Sinnes nach den zersplitternden Parteikämpfen, der niederdrückenden Reaction der vorhergehenden Jahre. Deutsche aller Parteien und aller Stände fanden sich vereinigt in dem Festgefühl dieser im höchsten Sinne nationalen Feier unseres großen Dichters, die in den weiten, kunstgeschmückten Hallen des Krystallpalastes einen würdigen Schauplatz hatte. Freiligrath dichtete die Festcantate, Kinkel hielt die Festrede, Blind veröffentlichte eine Festschrift, ein deutscher Musiker lieferte die Compositionen, die von deutschen Gesangvereinen gesungen, ein deutscher Bildhauer die Kolossalbüste Schillers, die während der Festrede enthüllt wurde. Nicht lange nachher lud Kinkel uns zu einer kleinen Gesellschaft ein, bei der außer uns Beta, Deutsch, Juch und Rodenberg zugegen waren. Im Laufe des Abends kündigte er uns seine Verlobung an und stellte uns seine Braut vor. Bald darauf folgte seine Verheirathung und sein Leben im Exil erschien seitdem um so mehr wieder in hellerer Beleuchtung, als auch die bei der Schillerfeier aufgedämmerten Hoffnungen nicht ganz ohne Erfüllung blieben. Kinkel war nicht starrer Parteimann genug, um sich dem Mitgefühl für das damals in Deutschland wieder erwachende freiere öffentliche Leben zu verschließen. Er gab diesem Gefühl gelegentlich im „Hermann" Ausdruck und begründete zu Ende des Jahres 1860 einen deutschen Nationalverein in London, dessen Programm in allen Hauptpunkten dasselbe war wie das des gleichnamigen Vereins in Deutschland. Als Präsident jenes Vereins leitete er dann die Discussion politischer Fragen, besonders der mit der nationalen Entwicklung Deutschlands zusammenhängenden, bis er in die Schweiz übersiedelte. Merkwürdig war in den Anfängen dieser Thätigkeit sein Streit mit Lothar Bucher. Bucher, gründlich verbittert durch sein einsames Exil, zerfallen mit sich selbst und der Welt, hielt damals vor den Deutschen in der Londoner Vorstadt Camberwell Vorträge, welche den Zweck hatten, gegen die Ansprüche Preußens auf die Oberherrschaft in Deutschland die Ansprüche Oesterreichs zu befürworten. Ich traf Kinkel eines Abends dort und das aufgeregte Interesse, die kopfschüttelnde ironisch lächelnde Opposition, womit er der geistvollen, aber uns nicht überzeugenden Rede Buchers folgte, waren äußerst charakteristisch. Er griff Bucher im Nationalverein und im „Hermann" an und es entspann sich ein Streit, der vorläufig ohne weiteres Resultat blieb, aber von eigenthümlichem Interesse ist, wenn man die späteren Schicksale beider Männer bedenkt. Eine andere spätere Erinnerung aus dieser zweiten politischen Periode in Kinkels Exil ist ein Besuch, den ich zu Ende Juni 1866 von ihm empfing. Die frühesten Siegesnachrichten des beginnenden preußisch-österreichischen Krieges, die Nachrichten von der Eroberung Sachsens und Hannovers und dem Vordringen durch die böhmischen Bergpässe waren eben eingetroffen. Ich meinerseits schwankte noch in meinem Gefühl über diese Begebenheiten, aber Kinkel war voll froher Erregung. Der Sieg Preußens schien ihm so gut wie entschieden und ebenso klar schien er sich über die Folgen, welche dieser Krieg für Deutschland nach sich ziehen müsse. Er war in seinem politischen Gefühl

Digitized by Google

zu dem Zeitpunkte zurückgekehrt, als er im Jahre 1849 für die bedrohte Reichsverfassung die Waffen ergriff und erwartete offenbar von diesem neuen Aufschwung die beginnende Erfüllung der Hoffnungen, welche damals so bitter enttäuscht wurden.

Neben seiner politischen Thätigkeit ruhte auch die literarische nicht. Im Jahre 1864 entstand besonders durch seine Anregung der deutsche „Verein für Wissenschaft und Kunst" in London, und so lange er in England war, leitete er diesen Verein als Vorsitzender. Unter den dort von ihm gehaltenen Vorträgen erwähne ich beispielsweise den über „Stonehenge", der später in seinem Werke „Mosaik zur Kunstgeschichte" abgedruckt wurde. Auch an anderen Vereinsstätten des deutschen Lebens in London sah man Kinkel öfter erscheinen, so besonders in der deutschen Turnhalle. Allein sein Aufenthalt im Exil neigte sich seinem Ende zu. Schon vor dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges, im Mai 1866, verlautete, daß er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an das Eidgenössische Polytechnikum in Zürich erhalten und angenommen habe. Zu Ende September desselben Jahres fand in dem großen Saale des Whittington Clubs in London ein Abschiedsmahl statt, bei dem ihm von Seiten seiner deutsch-englischen Freunde ein werthvolles Gastgeschenk überreicht und Lebewohl gesagt wurde. Etwa 5—600 Männer und Frauen waren unter dem Vorsitz des Dr. Siemens bei dieser Gelegenheit versammelt. Es war das letztemal, daß ich Kinkel sah und reden hörte.

Aus Zürich schrieb er mir noch öfter, zuletzt im Jahre 1875, bei Uebersendung seiner „Mosaik zur Kunstgeschichte". Abgesehen von diesen Lebenszeichen, liegt jedoch jene letzte Epoche seines Lebens außerhalb des Kreises meiner persönlichen Erinnerungen, von denen hier allein die Rede sein sollte. Ich schließe daher hier, indem ich dem Mitgetheilten nur noch den Ausdruck der Befriedigung hinzufüge, daß es dem dahingeschiedenen Freunde vergönnt war, sein kampf- und sturmvolles Leben mit einem so vollen schönen Accord harmonischer Weltanschauung zu schließen, wie dem, welcher dem Leser aus seiner vor Kurzem veröffentlichten letzten Dichtung „Tanagra" entgegentönt.

Digitized by Google

Musik und Staatswissenschaft.

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

I.

Musik der alten Zeit.

Diejenigen Dinge, denken wir, sind in sich reich, welche die Fähigkeit haben, wenn sie in ein ihnen scheinbar fremdes Gebiet hinüberklingen, dasselbe zu bleiben was sie an sich sind, und doch neue Gestalten anzunehmen.

Es hat nie ein Volk ohne Musik, und wenig Völker ohne Liebe und Verehrung für sie gegeben. Merkwürdig nur, daß das Volk, welches unter allen am meisten der Musik froh und ihrer unter allen am meisten mächtig ist, das deutsche, gerade auf dem Gebiete über die Musik nicht nachsinnt, wo es sonst am meisten zu denken und am wenigsten zu thun berufen erscheint, auf dem Gebiete des Staatslebens. Und doch verehrt es die Griechen und Römer; freilich sehr oft nur in seiner philologischen Weise. Und die Griechen hatten die Musik in ihrer ganzen Staatsverfassung aufgenommen und mit ihrer ganzen öffentlichen Bildung innig verwoben; unter den Römern hat uns Boëthius in fünf Büchern die ganze Tonlehre der Griechen erhalten; die ganze Christenheit beginnt schon mit dem heiligen Ambrosius und Basilius die Musik für ein wesentliches Element des Gottesdienstes zu erklären, und Gregorius Magnus schrieb für das kirchliche Rituale schon im sechsten Jahrhundert sein Antiphonarium; Karl der Große ließ die Sänger aus Italien kommen, um den Kirchengesang bei dem Germanen einzuführen,

Digitized by Google

der freilich, wie er selber meinte, aus deutschen Kehlen ungefähr so klinge, wie „wenn ein Wagen über einen Knitteldamm fährt“ — ein Motiv, das Wagner noch immer nicht ausgebeutet hat; die Deutschen selbst aber sangen ihre Lieder in eigener Weise unter Waffentanz und Schwerterklang, wie das alte Dithmarser Lied, nachdem die freien Bauern der Westküste Schleswig-Holsteins den dänischen König Johann und seinen Feldherrn, den ungefügen Recken, den Junker Slanz, geschlagen hatten, und der Letztere von der Faust eines freien Bauernsohnes gefallen war, wenn die stolzen Bauerngemeinden zum Landesfeste zusammenkamen, und sich ihrer Thaten rühmten; wie uns Neocorus erzählt, den Dahlmann übersetzt und den die gelehrte Welt zimlich vergessen hat:

„Wer hat den stolzen Junker Slanz erschlagen?
Das hat der lange Rymer von Rymersdorf gethan,
Mit seinem langen, blonden, krausen Haar.“

Und es mochte trotz alles Mangels an der edlen Musika wohl die deutschen Herzen mit Stolz erfüllen, wenn das Lied ertönte und wie bei den Helenen in ihrer Lampadarchie der Fackeltanz mit Schwertergeklirr den Sieg der Heimath feierte. Und hat nicht in allen Theilen Deutschlands das Lied den Kampf begleitet und die Musik den Marsch der Bataillone geführt, bis sich die Melodie mit dem Andenken an Schlachten und Siege verband, und die Heeresmusiker den Dessauer, den Prinz Eugen-, den Laudoner Marsch bliesen und trompeteten, und in unserem Jahrhundert auf den Flügeln der Töne die wiedererwachte deutsche Kraft „zum Rhein und über'n Rhein“ hinaus stürmte? Und alles das soll nichts sein als „Musik“? Ist es aber Musik und daneben doch noch etwas Anderes, was ist dann noch die Musik, und was ist jenes andere Etwas, das wir zuletzt zwar nur zu oft ohne Harmonie, aber nie ganz ohne seine Musik denken können? Ist es denn, wenn der Deutsche seiner Musik froh und ihres unvergleichlichen Reichthums stolz ist, wenn er mit ihren Klängen seine edelsten Augenblicke umgiebt, wenn er den Marsch der Regimenter, wie die Feier des Gottesdienstes und des Volksfestes mit ihrem Rhythmus begleitet und die einfache Melodie zur großen historischen Tradition wird, wirklich gar so weit von der Musik zum Staatsgedanken?

Nun würde es gewiß keine undankbare Aufgabe sein, hier zu untersuchen, was denn eigentlich Musik ist; aber es ist eben so gewiß sehr zweifelhaft, ob wir sie zu lösen im Stande wären. Und doch muß man, wenn man einmal Musik und Staatswissenschaft zusammenstellt, wenigstens das von der Musik wissen, woran, so weit wir sehen, bisher noch gar wenig Musiker gedacht haben, weder Ambros, der die Geschichte der Harmonie, noch Riehl, der die Geschichte der Italiener, noch O. Jahn, der Beethoven so trefflich behandelt. Nämlich daß das, was wir Alle im gewöhnlichen Leben Musik nennen, erstlich auf einem Instrumente gemacht wird, und zweitens die — ja nicht bloß dem musikalischen Genius — so verständliche Eigenschaft hat,

Digitized by Google

daß sie immer viel Geld kostet, und zuweilen etwas einbringt, und daß man sie sich recht oft darum etwas kosten läßt, weil sie auch vermag etwas einzubringen. Es ist das zwar sehr trivial, aber Niemand, auch die Kunst nicht, ist ein großer Mann vor seinem Kammerdiener. Und wären jene leidigen Factoren nur noch blos die Kammerdiener jener Musik! Sie sind da, beide gegenwärtig; sind sie etwas Anderes, oder sind sie gar mehr für die Musik als ihre Diener und „treue Gesellen"? Vielleicht daß wir es gleich sehen; aber es ist gewiß, daß wir Alles, was der Mittel zur Thätigkeit bedarf, eine Arbeit, das was etwas kostet und daher etwas werth wird, ein Gut, und die Wissenschaft von Arbeit und Gut die Nationalökonomie nennen. Ist es also so ganz „aus der Welt" auf einmal, Musik und Nationalökonomie zusammenzufassen? Adam Smith erklärte, daß Flötenblasen kein Gut sei; der Mann hatte offenbar ein Bewußtsein wie ein Baumwollenbaron, denn es fiel ihm dabei nicht ein, daß das Hören und nicht das Blasen Geld kostet, und daß daher das Hören eine Verschwendung und das Blasen ein volkswirthschaftlicher Parasit sein könne. Herbart nannte die Musik ein „angenehmes Geräusch"; der scharf beobachtende Philosoph wohnte wahrscheinlich nicht unmittelbar über einer Coloratur-Sängerin, wie der melancholische Schreiber dieser Zeilen; andere, namentlich die Poeten, reden von der Musik des säuselnden Haines oder des rollenden Donners; vielleicht haben sie auch hier auf Alles ein Recht, was sie in ihrem Bilde gebrauchen können. Noch viele Andere denken bei der Musik allerdings an sehr praktische nationalökonomische Themata, die sich für Directoren und Sänger zu ganzen Fugen und allerlei Variationen entwickeln. Vieles Andre ließe noch sich betrachten; wir fügen nur noch das hinzu, daß, wenn der Musiker von der Musik zur Nationalökonomie kommen kann, wir unsererseits es nicht zu vermeiden wissen, von der Nationalökonomie zur Musik zu gelangen; wenn nicht anders, so schon deshalb, weil die Disharmonie hier für den Musiker nicht immer blos im Unmusikalischen liegt. Allein vielleicht wird man uns mit gutem Recht sagen, daß dann jene Disharmonie eben in etwas Anderem besteht und daher die Musik nichts angeht. O, der glückliche Platoniker, der es vermag, das Bedürfniß des Musikers von der Musik zu trennen! Gleichviel — einen ersten, kleinen Schritt zur Musik und Staatswissenschaft hätten wir gethan. Ein Stück praktischen Bodens für diesen Gedanken wäre in sehr naher Aussicht; Gage, Honorar, Stundengeben, Engagement, Agenten, Kasse, gefülltes Haus — sie steigen hinauf, sie steigen nieder, die goldenen Eimer; aber ist das Alles „Staatswissenschaft"? Denn Musik ist es gewiß nicht.

Also dürfen wir schon ernstere Töne anschlagen.

Seitdem wir die neuere Physiologie kennen, giebt es auch mit und ohne Darwin und Du Bois-Reymond eine Thatsache, die eigentlich recht ernst ist. Wir haben mit den Augen hören gelernt. Diese unpoetischen Mikroskope haben uns gezeigt, was ein Ton und was eine Harmonie ist. Wenn

Digitized by Google

Boëthius in seinem mit so viel Gelehrsamkeit geschriebenen und mit so viel Unrecht vergessenen Büchern De musica nach griechischen Mustern schon 456 n. Ch. sagt: Vox est aer ictus, sensu perceptibilis, so haben wir etwas geleistet, was jene Zeit nicht vermochte; wir haben eine Bewegung der Luft gemessen, und können sagen, daß der Ton die gemessene Luftschwingung ist, während das „Geräusch" des Göttinger Philosophen nichts ist, als diejenige Bewegung der Luft, welche sich dem sichtbaren Maße entzieht. Wir können uns ferner mit aller Bestimmtheit sagen, daß der Einfluß der Musik einfach darauf beruht, daß sich die Luftschwingungen unserem ganzen körperlichen Organismus mittheilen, und daß dadurch zuerst das entsteht, was wir den Takt nennen, indem die bestimmte Ordnung jener Luftschwingungen sich in unserer Bewegung Geltung verschafft, und die Harmonie schließlich nichts anderes ist, als das Zusammenfallen der Tonschwingung mit der Schwingung unseres — sagen wir Nervensystems, so daß die Amöben, die neben den Blutkügelchen in uns etwa im Verhältniß von 1 zu 100 herumgetrieben werden, jenes Gefühl des Unbehagens, das in der Disharmonie liegt, in ihrem unwilligen Widerstreben gegen den Ton, der sie in seiner Bewegung hin und her zerrt, auch unserm Gehirn und von da aus eventuell dem Magen mittheilen. Es ist eine eigene Sache um diese Naturwissenschaft, deren tiefstes Wesen darin besteht, daß sie nie ein Ding als Ganzes anerkennt, sondern es erst dann begreift, wenn sie es in seine letzten Bestandtheile auflöst; sie hat die gewaltige Aufgabe, die Wissenschaft des noch nicht oder nicht mehr Lebendigen zu sein; sie hat mit Helmholtz statt des Sehens uns das Auge — sehen gelehrt, und mit Curti im Ohre das Nervenclavier entdeckt, dessen Tasten der aer ictus des Boëthius trifft, um uns Töne empfinden zu lassen. Wir wissen jetzt, daß der Ton für den Naturkundigen sein höchstes Interesse dadurch entfaltet, daß er ein Ton ist, der berechnet und gesehen wird ohne gehört zu werden, daß er aber, wenn er gehört wird, eben wieder kein Ton mehr, sondern nur noch die Ursache seines Gehörtwerdens ist. Wir bewundern diese unzweifelhaften Wahrheiten, die ihr wissenschaftliches Wesen auch in unserem Gegenstand dadurch manifestiren, daß sie den einen Sinn durch den anderen erklären; aber wo ist die Musik geblieben? Ja, es giebt nicht blos eine Nationalökonomie, sondern jetzt auch eine Naturwissenschaft der Musik, und ganz nahe bei ihr liegt die Naturwissenschaft der musikalischen Instrumente, da wir wissen, daß, ich selber ich weiß nicht wie, die Tonwellen je nach der Substanz schärfere Spitzen oder weichere haben; und das ist gut zu wissen trotz Mozart und Beethoven. Aber, und unsere Frage ist wieder die alte: ist das alles „Staatswissenschaft"? Denn Musik ist es gewiß nicht.

Wir müssen also, um von dem Preis und den Kosten der Töne und von ihrer physikalisch-anatomischen Natur zu ihrer Musik zu gelangen, einen Schritt weiter gehen.

Dabei werden wir uns aber nicht in philosophische Fragen einlassen.

Digitized by Google

Eine gute Musik wird gemacht, und zwar liegt es in ihrer Natur, daß sie für Andere gemacht wird. Das heißt, in der Mitte der Andern; das heißt in der Gemeinschaft der Menschen. Insofern ich sie denke als etwas, was nur für den Einzelnen da ist, nenne ich sie je nach ihrem Inhalt und ihrem Reichthum ein Lied, eine Melodie, eine Harmonie; aber Musik entsteht erst da, wo die Gemeinschaft das Leben der Töne in sich aufnimmt. Die Gleichartigkeit der Tonschwingung erzeugt die Gleichartigkeit der Bewegung in dieser Gemeinschaft der Hörer; millionenfach wiederholt in Allen, wird sie für jeden Einzelnen eine Macht; diese Macht erfaßt zuletzt den ganzen Menschen und reißt ihn fort; sie zeigt ihm eine Welt, die außer ihm liegt; sie zeigt ihm eine Harmonie, die unwiderstehlich ist, weil sie weder Frage noch Zweifel zuläßt; sie wird dadurch zum Ausdruck dessen, was sie selbst erzeugt, die Erhebung des Individuellen zu einer gemeinsamen Empfindung; so wird das Bedürfniß nach der Gemeinsamkeit und Gleichartigkeit des Gefühls zum Bedürfniß nach Musik, und so geschieht es, daß keine Art des Gesammtlebens, so lange es eine Gemeinschaft der Menschen gegeben hat, je der Musik hat entbehren können. Aus der Thatsache dieser Gemeinschaft aber löst sich allmählich der Gedanke heraus, der sie in ihrer persönlichen Gestalt den Staat nennt. Der Staat kann tausend Formen und tausend Bewegungen haben; aber immer hat er in allen Gestalten in denen er als Gemeinschaft erscheint, Anlässe und Augenblicke, in welchen er ein einheitliches Gefühl zum Ausdruck bringt. Und wo er das in der Welt der Töne thut, erzeugt er Musik, sei es bei seinen Festen, sei es bei seinen Kämpfen, sei es bei seiner Trauer. Musik ist der Ton, der für die Gemeinschaft erzeugt wird und die Empfindung der Gemeinschaft ausdrückt.

Und hier, glauben wir, beginnt ein Stück Wissenschaft der Musik, dessen Umrisse nicht gerade Jeder zu verfolgen Anlaß nimmt.

Ist die Musik die Tonwelt für das Leben der Gemeinschaft, so wird sie nicht aus sich selbst entspringen, sondern sie wird von der Natur und dem Zustande eben derselben Gemeinschaft bedingt, bestimmt, ja geschaffen, welche ihrer bedurft hat. Ich kann mir denken, daß das Individuum dieses Bedürfniß auch individuell hat, und ebenso auch individuell Musik macht; ich kann mir denken, daß diese seine Musik der Gesammtempfindung entspricht, oder daß sie nicht entspricht. Allein eine Musik, welche Niemand hören will, ist eben eine unmögliche. Die Musik ist entweder für Alle da oder für Niemanden. Nun aber ist eben jene Gemeinschaft der Menschen nicht die gleiche. Sie ist als solche in ewigem Werden und Wechseln begriffen. Sie hat etwas, was wir ihre Geschichte nennen. Ist das der Fall, so kann auch die Musik, der sie bedarf, nicht die gleiche sein. Sie wird stets als eine verschiedene auftreten. Aber diese ihre Verschiedenheit wird eben dadurch, daß sie selbst dem Leben als Gemeinschaft unmittelbar angehört, nicht als eine zufällige erscheinen. Sie wird den Wechsel und das Werden der Geschichte der Völker begleiten; und indem sie das

Digitized by Google

thut, wird sie in allen ihren Formen und Ausstattungen wieder von den Entwicklungsstadien dieser Geschichte bedingt werden; sie wird durch das beherrscht werden, was sie selber erzeugt; sie wird, und zwar nicht mehr als Ton der Melodie oder Harmonie und nicht mehr als Composition oder Instrumentirung, sondern sie wird als immanenter Theil des Gesammtlebens ihre Geschichte haben, und diese Geschichte wird dann ein Theil der Weltgeschichte sein. In dem Augenblick aber, wo ich dieselbe in diesem Sinne verstehe, ändert sie ihren Charakter. Aus einem scheinbar ursprünglichen Erguß des Harmonischen in uns wird sie zu einer Consequenz der Ursachen, die, im Leben der Gemeinschaft liegend, die Harmonie zur Musik machen; sie hat ihren Ursprung in etwas, was nicht mehr blos sie selber, und eine Wirkung, die nicht mehr blos eine harmonische ist. Die Harmonie indem sie Musik wird, fällt jetzt in das Gebiet der Causalität; und indem sie das thut, giebt es eine Wissenschaft der Musik neben der der Töne und der Harmonie. Darf ich jetzt einen Augenblick das fast unendliche Gebiet beschreiten, das sich uns hier öffnet?

Wenn jene Verschiedenheit des Staatslebens die Verschiedenheit der Musik erzeugt, so wird der Grund der Verschiedenheit des ersteren der Grund und damit die Erklärung der Verschiedenheit der zweiten und mithin die Basis ihrer Geschichte enthalten?

Der Grund der ersten nun faßt sich, nach dem gegenwärtigen Stadium aller Staatswissenschaft, in einen Gedanken zusammen. Der Staat ist eine in allem Wesentlichen sich ewig gleiche Persönlichkeit; ihre organischen Elemente sind ewig dieselben. Allein das was aus diesem persönlichen Organismus die staatliche Individualität macht, ist die jedesmalige Ordnung der Gesellschaft. Die Ordnung der Gesellschaft ist im Unterschiede von der Staatsordnung die Ordnung der Ungleichen. Diese Ungleichheit hat zu ihrer Grundlage die Verschiedenheit in Ort und Maß der Güter. Nicht der Staat, wohl aber jede Verfassung und Verwaltung des Staats, jede Bewegung innerhalb desselben, jede Empfindung und jeder Streit, jede Ordnung seiner Kräfte und jede Verbindung des Einzelnen mit der Einheit empfängt Gestalt und Gewalt durch die gesellschaftliche Ordnung. Die wahre innere Geschichte jedes Staats ist daher die Geschichte seiner Gesellschaft; ihre Grundlage bleibt die Vertheilung der Güter. Mit tausend anderen Dingen gehört nun die Musik im wissenschaftlichen Sinne des Wortes dem Staat, also der Gesellschaft; also ist es diese gesellschaftliche Ordnung, welche das Bedingende und Erzeugende für diese Musik ist; also gibt es keine Geschichte der Musik ohne die Geschichte der Gesellschaft, und wenn die Harmonie an sich eben so zusammenhängt mit der menschlichen Gesellschaft wie der Begriff des Grundbesitzes oder des Geld-Capitals an sich, so ist eine Wissenschaft der Musik undenkbar ohne eine Vorkenntniß der Elemente der Gesellschaftslehre, der Vertheilung und Ordnung der wirthschaftlichen und geistigen Güter in der Gemeinschaft.

Digitized by Google

Man sagt nun mit gutem Recht, daß die Illustrationen in der Zeitliteratur die Gewalt haben über den Text. Gewiß haben sie es mit Recht da, wo man wenig Zeit hat, den letzteren zu lesen. Wir unsrerseits müssen an dieser Stelle darauf verzichten, für das, was wir sagen, unsere Leser um Zeit zum Nachsinnen zu bitten. Wir begnügen uns daher Bilder statt einer pragmatischen Wissenschaft zu geben. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man auch von der Musik anerkennen wird, daß man sie eben so wenig begreifen kann, so lange ich blos in der Musik selbst bin, als ich ein Haus kennen lerne, so lange ich nicht aus demselben heraustrete. Möge man uns daher nur einen Schritt vor das Portal einer künftigen Staatswissenschaft der Musik folgen.

Wir unterscheiden drei große Grundformen der menschlichen Gesellschaft. Die erste beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Grundbesitzes und heißt die Geschlechter-Ordnung; die zweite beruht auf der Herrschaft und Vertheilung der Lebensberufe, und heißt die ständische Gesellschaft; die dritte beruht auf der Herrschaft und Vertheilung des Capitals, und heißt die industrielle oder staatsbürgerliche Gesellschaft. Diese drei Ordnungen folgen einander, vermengen sich, kreuzen sich, sind nie ganz rein vorhanden, aber sie sind die Grundlagen der ganzen inneren Geschichte der Menschheit. Und darum fängt erst bei ihnen auch die Geschichte der Musik an, eine Wissenschaft zu werden.

Die Geschlechter-Ordnung hat zu ihrer Grundlage den landwirthschaftlichen Betrieb; der landwirthschaftliche Betrieb hat seine Ordnung, mit ihr seine Feste; mit dem Grundbesitz der Stammesgenossen seine Einheit, seine Gränze, seine Waffen und seine Kämpfe nach Außen. Seine erste Form ist die Gemeinschaft in allen diesen Dingen, weil alle Geschlechter-Ordnung mit der Gemeinschaft des Besitzes beginnt. Aber sie erscheint in zwei Dingen, dem Gottesdienst und dem Waffendienst. Daher ist alle Musik der Geschlechter-Ordnung entweder eine Musik des gemeinschaftlichen Gottesdienstes der Verehrung des bestimmten Landes für seine Götter, und darum stets ein Gesang — das ist ein Landesgesang, Chor — von χώρη, das Land. Der gottesdienstliche Gesang ist historisch stets die erste Musik. Im Namen des Gottes kämpfen dann die Geschlechter mit dem Feinde; so wird aus dem Tempelchor der Kriegschor. Nach dem Rhythmus des Liedes marschiren die ersten Bataillone; die menschliche Stimme ist so lange die einzige Musik, als es noch Gütergemeinschaft giebt. Aber die menschliche Stimme kann ihren Dienst versagen: das Bedürfniß nach Musik bleibt dauernd. Jetzt beginnt der Mensch die Function der ersteren auf das Instrument zu übertragen; die drei landwirthschaftlichen Instrumente entstehen: die Flöte, aus dem Rohr geschnitten, die Leier aus der Saite, das Horn dem Stier entnommen. Ist das Instrument aber da, so kann es nicht zugleich als Waffe dienen. Die Musik scheidet sich vom Kampfe; der Musiker entsteht; die Musik empfängt ihren Werth, mit ihm

Digitized by Google

ihren Stand; der Regimentspfeifer der Lykurgischen Verfassung, der Flötenbläser bekommt seine wichtige Function; der Tonfall der Musik wird zum Schrittfall des Wehrmannes. Die Phalanx ist ohne Musik nicht mehr möglich. Mit allem Diesem ist die Musik eine öffentliche Angelegenheit geworden; wer nicht Musik versteht, kann nicht marschiren; der Feldzug macht die Musik zu einem Theile der öffentlichen Bildung; sie empfängt damit ihre gesellige Stellung; während die jungen Krieger den Marschrhythmus in den Paläſtren Athens singen mit den traditionellen Schlachtliedern die noch Aristophanes kennt, und die in ernstem Tone gesungen werden als die Nationalhymne der Stadt: bald „Pallas, die Städtebegründerin“ — bald „fernhin tönende Leier“ — geht beim Sympoſium diese Leier von Hand zu Hand; Jeder singt sein Lied im Rundgesange; bald entsteht der Kampf zwischen ihr und der Flöte, und diese wird besiegt; aber der Chor dauert fort; die festlichen Aufzüge mit den singenden Kindern ziehen durch die Stadt, und die Männer singen den Chor im Schauspiele, der Feier der Volkssiege. Was die Musik damals gewesen, wissen wir nicht; was sie bedeutet, sehen wir. Es sind die ältesten, streng von den Phratoren bewachten Allodgeschlechter des hellenischen Bauernstammes, welche im Chorus ihre Volksmusik machen. Kein Unfreier darf Theil nehmen, an ihm so wenig als an den Waffen; erst Hellas ist die erste Heimath des Chores, weil es die erste Heimath des freien Geschlechterbesitzes ist. Der ganze Orient kennt keinen Chorgesang, er hat keine Musik, denn es giebt keine Musik ohne ein freies Volk.

Als sich aber nun die Stadt vom Grundbesitz loslöst und der Bürger, von den Geschäften in Anspruch genommen, bei allen Dingen an den Erwerb denkt, da beginnt er auch bei der Musik an denselben zu denken. Auch die löst sich ab vom Gesammtleben und wird ein Gewerbe. Schon Athen hatte seine Stundenlehrer in Musik und Tanz; es ist ein eigenes Gebiet der Bildungsgeschichte, das zu verfolgen. Aber das Wesentliche war ein anderes. Mit dem Entstehen der Stadt legt der Stadtbürger die tägliche Waffe ab; der Söldner beginnt für ihn die Waffe zu tragen; der nun hat keinen Landesgesang mehr zu singen im Marsch; er gehorcht nicht mehr einem Vaterlande, sondern er dient dem Herrn. Jetzt muß auch die Musik eine neue Gestalt gewinnen; sie wird aus einem Ausdruck des Gesammtgefühls ein Organ für den Befehl des Heerführers. Diesem nun genügen nicht mehr Leier und Flöte; der Gehorsam im Augenblicke, wo die Waffen gegeneinander klirren, bedarf des lauteren Rufes; das metallne Instrument, die Tuba, die Trompete, die Posaune, entsteht und jedes Geschwader empfängt seine Regimentsmusik, so wie aus den unregelmäßigen Raubeinfällen, wie sie noch der peloponnesische Krieg zeigt, regelmäßige Feldzüge mit geordnetem Heere wurden. Ueber das Stadium dieser Regimentsmusik hat sich das in seinen Feldzügen sein Leben erschöpfende Rom nie erhoben; der Römer hörten nur mit stiller Verwunderung zu, wenn die Griechen von der Lehre der musikalischen Bildung, oder von einer selbständigen Tonlehre redeten;

Digitized by Google

seine Kinder kannten weder Flöte noch Leier; es schien ihm genug, daß sie die Welt eroberten. Als die Musik von Griechenland über das Adriatische Meer nach Rom wanderte, ist sie gestorben; die Legionen waren keine Heimath für harmonische Schönheiten.

Wir werden das Alles die erste Epoche der Musik nennen. Sie ist die strenge Consequenz der Gesellschaftsordnung, welche ihrer bedarf. Ihre Instrumente sind Consequenzen von Grundbesitz und Landwirthschaft, ihr Rhythmus Consequenzen des Heermarsches, ihre ethische Weihe die des Gottesdienstes, an welchem das ganze Volk Theil nimmt. Die Folge ist, daß der Kreis des musikalischen Inhalts ein sehr geringer gewesen sein muß. Die Geschlechter-Epoche der Musik kann ihrem Wesen nach zwei Dinge nicht kennen; erstlich hat sie, an den Marsch der Landesbataillone als des Chor-Aufzuges gebunden, nur lange Noten gehabt; es ist unmöglich, daß es Coloratur gegeben habe, unmöglich, sich in dieser Musik Achtel- oder gar Sechzehntel-Noten zu denken. Zweitens schließt diese Epoche absolut die Composition aus; es kann nur traditionelle Melodien gegeben haben in der Volksmusik. Deßhalb hören wir in der hellenisch-römischen Geschichte von Rednern, Dichtern, Bildhauern, Malern, aber nie von einem Musiker. Es wäre ein Widerspruch in der Natur der Musik gewesen, hätte es einen solchen gegeben. Erst in der römischen Kaiserzeit tritt das Element der Virtuosen auf. Warum, werden wir gleich sehen.

Ein ganz anderes Bild erscheint nun, wenn wir mit dem Christenthum die Alpen überschreiten. Wir wissen, daß Karl der Große die Musik einführt. Wo führt er sie ein? In der Kirche. Warum? Weil diese Kirche ihm die geistige Einheit der germanischen Welt bedeutet, während das Kaiserthum die staatliche ist. Seit Karl dem Großen entsteht im Abendlande aus dem bloßen Kirchengesang die Kirchenmusik. Die erste Orgel erscheint im Occident. Sie ist in der Kirche und für die Kirche entstanden. Sie ist das gothische Pfeiler- und Spitzbogensystem der Tonwelt und reicht der Glocke die Hand, welche neben dem Urihorn das Aufgebot zum Gottesdienst über das Land trägt. Jetzt scheidet sich zum erstenmal endgiltig diese Kirchenmusik, vermöge ihrer Aufgabe, von aller übrigen Musik; zunächst in ihrer Form und ihrem Inhalt; lange getragene Töne, die das Gewölbe der Kirche ausfüllen; nach althellenischem Brauche singt die Gemeinde mit; da kann es Jahrhunderte hindurch keine Bewegung im Rhythmus, keine Variation geben; der Choral in der christlichen Kirche ist der alte Landesgesang, der Chorus in der Choregie des Christenthums, hier wie dort ein immanenter Theil des Ritus. Und deshalb empfängt er den gleichen Werth mit den übrigen Theilen desselben, es wird ein selbständiges Gebiet der kirchlichen Erziehung, in den Kathedralschulen steht der Cantor neben dem Rector, der Grammatik und Rhetorik beherrscht; die Musik der Kirche empfängt ihre erste selbständige Weihe und die Scheidung zwischen Kirchenmusik und profaner Musik tritt auf. Mit ihr erscheinen die ersten Com-

Digitized by Google

ponisten; es gibt noch keine traditionelle Melodie; die kirchliche Begeisterung muß sie selbst erfinden wie sie ihr Motiv empfindet; von jetzt an hat die Kirchenmusik ihre eigene Geschichte. Sie ist die erste, ganz bestimmt ausgesprochene ständische Musik.

Neben ihr entstehen nun die anderen Formen derselben, nicht minder bestimmt, aber minder musikalisch. Wie gerne verweilten wir hier, in der Fülle eines Stoffes, der nur der kundigen Hand bedarf, um uns den ganzen Reichthum seines so vielgestaltigen Inhalts zu zeigen! Jene ständische Welt, in der noch die Kirche mit ihrer Ausschließlichkeit auch in der Musik als eine selbständige großartige Erscheinung dasteht, hat einen ganz bestimmt ausgeprägten Charakter. Sie ist die, in Rechtsordnung und Sitte gleich durchgreifend auftretende Scheidung der Berufe. Aber jeder Beruf gehört dem Leben der Gemeinschaft; darum erzeugt er alsbald neben hundert anderen Dinge auch seine Musik. Und wie nun an diesen Berufen die Stände sich scheiden, scheiden sich auch die Gebiete der Musik, und mit der Musik auch die Instrumente. Jeder Stand entwickelt seine Weisen, jeder Stand hat sein Instrument. Ein gemeinsames musikalisches Leben giebt es nicht; der Ritter sitzt auf seiner Burg, der Bauer auf der Hufe, der Städter hinter seiner Mauer; jeder macht seine Musik. Der Ritter braucht die Trompete in Turnier und Schlachtritt, wesentlich als Fanfare, wie es in der Natur der Blasinstrumente liegt, noch ohne Melodie; in Forst und Haide hat er sein Hifthorn; man hört es ertönen beim Abritt und Einritt in das geöffnete Burgthor, wie der französische Refrain erschallt: miroton ton ton, mirotaine. Dann zieht der junge Geschlechtersohn hinaus auf die Liebes-Aventiure; das alte landwirthschaftliche Instrument, die Leier, als Harfe in Brittania, als Mandoline unter den Orangen, als Guitarre unter dem Weinlaub, hängt an seinem Halse, aber schon an seidenem Bande; er singt dem Herzen der Frauen, ein lieber Gast in der unendlichen Langeweile der züchtigen Frauen-Kemenate; vom untersten Burgherrn bis zum Fürsten begrüßen ihn Alle: sein Lied ist frei, er muß es finden, „mit der Sonne, mit dem Wind, mit dem Kuß vom hübschen Kind", er wird der Liedfinder, der Troubadour; er wird der Sänger der Liebe; Anakreon und Sappho werden dem rauhen Germanen wiedergeboren; der Minnesänger entsteht „unter den Linden, auf der Haide"; Osterdingen, Eschenbach, Liechtenstein ziehen durch die Länder; es ist die Zeit des Liedes; es ist die Zeit, in welcher die Musik nur noch in Melodie und eintöniger Begleitung da ist; aber Lied und Begleitung sind nicht mehr blos Einzelgenuß, sondern sie sind schon für die Gemeinschaft da, sie sind Musik. Und jetzt ist es auch, wo diese Musik ihre zweite Function auch für den Stand der wehrhaften Ritter erfüllt; neben der Melodie des Liedes beginnt sein Inhalt eine Macht zu werden, und unvergänglich bleibt der Name des ersten, der dem goldnen Becher der Töne seinen staatlichen Inhalt gegeben, Bertrand de Born. Freilich geht von da an die Melodie an der politischen Aufgabe verloren, und hinter

Digitized by Google

ihr entsteht der politische Dichter, der zuerst zwar gehört, aber bald nur noch gelesen wird. Die Musik verliert ihren Boden; sie bedarf eine neue sociale Ordnung, um selbst neu zu werden. Während das nun in der zweiten ständischen Ordnung geschieht, baut die dritte, die städtische, ihre Thürme und Thore; hinter ihnen steht der Bürger zu Fuß mit Speer und Schwert, bereit zum Marsche. Dem nützt Mandoline und Liebeslied nicht; er will von der Musik vor Allem denselben festen Takt und einfachen, aber unwiderstehlichen Vormarsch, der die Bedingung seines ganzen Lebens ist. So findet er die Trommel, für die der Küfer ihm das Holz und der Gerber das Leder, der Seiler die Stricke liefert, und während der Pfeifer noch dem Rath untersteht als Musikgewerbe für Kindtaufe und Hochzeit, beginnen die Zünfte die Trommel mit der Pfeife zu verbinden, und den geschlossenen Gewalthaufen um die Zunftfahne zu bilden; der Wächter auf dem Thurm bläst dazu das Signal auf dem Horn; die städtische Musik entsteht und wird selber Zunft; es ist eine Musik ohne Melodie und Harmonie, aber eine Musik mit einem ganz bestimmten öffentlichen Zweck und eben darum eine Musik, die ursprüngliche Musik des Bürgerstandes und der geordneten Fußtruppen gegenüber den schmetternden Fanfaren der Trompeter hoch zu Roß, die bald die Trommel als Pauke an den Sattelknopf binden, des tiefern Tones und Taktes froh, den sie der Blechmusik allein zu geben vermag, während in der Kirche Orgel und Ritualgesang feierlich und unweltlich über beide in ihrem Frieden hinziehen. Der Landmann aber, jetzt ohne Kunstsinn wie der Städter und ohne Waffen wie die Ritter, hält das eigentliche Lied fest, das sich zum ländlichen Tanze verbindet und Duft, Luft und freie Fröhlichkeit athmet. Aber schon ist er von dem adligen Herrn unterworfen; die Unfreiheit naht auch ihm und seinem altfreien Grundbesitz; Zehnten und Frohnden kommen und legen ihre bleierne Hand auf Wohlstand und Freiheit; da ergrimmt er, und was ihn im Glücke erfreut, wird im Unheil der Ausdrucks seines Zornes, wenn er singt: „Als Adam webte und Eva spann, wo war da der Edelmann?“ oder seines Gottvertrauens auf eine bessere Zukunft, wenn er unter den Tönen des Fadinger'schen Liedes mit der Sense gegen den Panzer hoffnungslos kämpft. Aber er wird bewältigt; sein Boden ist unfrei, seine Söhne sind Knechte, seine Töchter sind Mägde des gnädigen Herrn; die Trauer erfaßt ihn und erfaßt auch sein Lied, und jetzt entsteht das was so wunderbar und doch so natürlich ist; das Moll tritt neben der Dur in das Volkslied, aus der individuellen Klage wird die Landesklage über die verlorene alte Freiheit; das Moll ist die Tonart der hoffnungslosen Unfreiheit, der Grundton des Volksliedes im unfreigewordenen Grundbesitz; ein Volkslied in Moll hat kein freies Volk; die Dur ist der Ton der freien Besitzer. Darf man das verfolgen? Wenigstens nicht an dieser Stelle. Aber faßt man nun das ganze Bild zusammen, wie alle diese Arten der Musik durcheinander tönen, jede dem Ihrigen ange-

Digitized by Google

hörend, jede das Ihrige bedeutend, voll von tiefen, ernsten und oft auch so liebenswürdigen Einzelheiten, wie die ganze Gesellschaftsordnung dieser Zeit, aber auch ohne Einheit, wie sie, so ist es kein Zweifel, wir stehen hier mitten im Mittalter der germanisch-europäischen Musik. Etwas Aehnliches hat kein anderes Volk, keine andere Zeit aufzuzeigen.

Und wenn wir jetzt das mit der unsrigen vergleichen, woher ist denn der unerschöpfliche, ja fast erdrückende Kunstsinn der Musik gekommen, der uns heute umgiebt? Ist derselbe blos eine Thatsache, oder ist auch er eine Consequenz, und kann ich auch diese Erscheinung nicht blos bewundern, sondern auch begreifen?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Passionsspiel von Gmünd.

Eine Jugenderinnerung.

von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

Zwischen den Thälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Laufe durchfließen, liegt eine länglicht von Osten gen Westen streichende, südwärts und nordwärts ziemlich steil abfallende Hochebene. Aus dieser steigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergestellt, drei Bergkuppen auf: der Hohenstuifen im Osten, der Hohenstaufen im Westen, der Hohenrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erstgenannten sind kahl. Wenigstens waren sie so, als ich sie vor 35 Jahren zuletzt gesehen. Die letzten spärlichen Mauerreste von der Burg auf dem Hohenstaufen, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch erinnere, seien jetzt, hör' ich, auch verschwunden. Der Rechberg trägt auf seinem breiten Gipfel die Kirche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Meßnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden östlich und südlich an seinem Fuße gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach Westen abfällt, erhebt sich, durch einen tiefen Einschnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felshügel, auf welchem die Ruinen vom Stammschloß des alten und hochangesehenen Dynastengeschlechtes Derer von Rechberg und Rothenlöwen ragen. Das war bis zum Jahre 1865 eine stattliche, eine pfalzartige Herrenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag der Blitz in sie geschlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Asche zurückzulassen. Am Fuße des Burghügels, ganz am westlichen Ende des Weilers, lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. October im Theuerungsjahr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und

Digitized by Google

fernhinüber auf die vorspringenden Gipfel der „schwäbischen Alb", Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von jugendauf etwas in der Seele geblieben.

In der breiten, anmuthigen, von der Rems durchflossenen Thalmulde, zu welcher die oben beschriebene Hochebene gen Norden sich abdacht, liegt die alte Reichsstadt Gmünd, von deren Ursprung nur die Sage zu raunen, die Geschichte aber nichts Bestimmtes zu sagen weiß. Schon vor Alters, wie auch heute, um ihrer gewerblichen Thätigkeit, namentlich um ihrer Gold- und Silberschmiedearbeiten willen weitum bekannt, blühte Gamunda oder Gmünd — welchen Namen der Ort etwa davon erhalten haben könnte, daß nahebei verschiedene Bäche in die Rems mündeten — unter dem Schutze der Staufer empor und wurde dann eine „freie Reichsstadt", was sie dem Namen nach bis zum November von 1802 blieb. Da ist sie, nichts weniger als gern, eine würtembergische Oberamtsstadt geworden, welche ihrem neuen Herrn, dem Kurfürsten Friedrich von Würtemberg, am 20. Juli von 1803 die feierliche Huldigung leisten mußte.

Die Gmünder standen von altersher in dem Ruf, ein lebenslustiges Völklein zu sein, und ein Schalk hat darum die Behauptung aufgestellt, der Name ihrer Stadt hätte ursprünglich „gaudia mundi" gelautet. Daraus wäre mittels corrumpirender Verkürzung allmälig Gmünd geworden. Die Bewohner der alten Reichsstadt waren aber ebenso strammkatholisch als frohsinnig. Zwar zur Reformationszeit, so von 1530 bis gegen 1580 hin, haperte es zuweilen mit dem strammen Katholicismus der guten Gmünder ganz bedenklich, — so bedenklich, daß um 1546 die Stadt fast für lutherisch gelten konnte. Allein das Meßbuch gewann doch immer wieder die Oberhand über die Augsburger Confession und schließlich schlug der Weihwedel die Bibel endgiltig in die Flucht. In Gmünd gab es eben muskelkräftige und entschlossene Weihwedelschwinger, das muß man sagen. So ein richtiger Streithahn der ecclesia militans war z. B. der Pater Laib, Guardian der Minoriten. Als der eines Tages vernahm, ein lutherischer Prädikant wollte sich erdreisten, die von dem „stinkenden, meineidigen wittenberger Mönch aufgebrachte Ketzerei und Rebellion" von der Kanzel der altehrwürdigen Johanneskirche herab zu predigen, machte er sich von seinem Kloster alsbald zur genannten Kirche auf. Richtig, der Prädikant stand auf der Kanzel und hatte eine zahlreiche Zuhörerschaft. Mein Herr Guardian Hochwürden aber, nicht faul, stürmte auf die Kanzel, nahm den Ketzer beim Kragen, schmiß ihn hinunter, löste dann seinen Kuttenstrick und argumentirte mit selbigem den lutherischen Missionär zum Tempel hinaus. Dies vollbracht, kehrte er zurück, bestieg die Kanzel und orgelte von derselben ein so feurigkatholisches Blitz- und Donnerwetter herab, daß die versammelte Menge sich reuevoll bekreuzte und alle ketzerischen Gelüste fahren ließ. Dieser streitbare Pater brachte es auch zuwege, daß die Gmünder Rathsherren zum Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit nicht anders als mit dem Rosen-

Digitized by Google

kranz in der Hand zu den Rathsitzungen gehen durften, — ein Brauch, der erst mit dem Untergange der Reichsstädtischkeit aufhörte. Trotzdem tauchte der Protestantismus immer wieder in der Stadt auf, was daraus erhellt, daß die Gmünder im Jahre 1570 eine Anzahl lutherisch gewordener Mitbürger gewaltsam aus der Stadt jagten. Eine letzte ketzerische Regung machte sich i. J. 1620 bemerkbar. Von da an erfreute sich Gmünd bis zum Jahre 1803 der Wonne tirolisch-hehrer Glaubenseinheit. Denn Protestanten durften die Reichsstadt nicht bewohnen und Juden durften dieselbe gar nicht betreten.

Daß an einem so glaubenstreuen Orte der Eifer für das Reich Gottes groß und der Eifer gegen das Reich des Teufels fast noch größer sein mußte, liegt auf der Hand. Demnach florirte die thatkräftige Bezeugung dieses Doppeleifers, der Hexenproceß, in Gmünd gar sehr. Namentlich im siebzehnten Jahrhundert, allwo bekanntlich Katholiken und Protestanten in brennender Liebe für ihre der Zauberei verdächtigen Mitmenschen wüthend wetteiferten. Das erzkatholische Gmünd wollte im Hexenhaß und in der Hexenvertilgung keiner erzlutherischen Stadt im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation nachstehen. Das Malefizgericht unserer Reichsstadt hatte aber auch noch eine andere und zwar eine ebenfalls gutkatholische Concurrenz auszuhalten, nämlich die mit dem Malefizgericht der reichsfreien Herren von Rechberg-Rothenlöwen. Daraus ergab sich für die beiden, etwa 1½ Wegstunden von einander entfernten Malefizgerichte ein ganz eigenes Verhältniß. Sintemalen nämlich die Gmünder und die Hohenrechberger Inquisitoren nach dem berühmten Axiom verfuhren: „Haust du meinen Juden, so hau' ich deinen Juden" — gelangten sie nach mancherlei aus Geschäftsneid entsprungenen Machenschaften zu dem stillen Compromiß, einander gegenseitig freundnachbarlich ihre Hexen zu verbrennen. Besonders fruchtbar an Hexenbränden waren die Jahre 1613 bis 1616. An einem Tage, den 29. October von 1613, wurden in Gmünd 4 „Hexen", das Steibel-Madele, des Büchsenstoffels Weib, die Todtengräberin und die Hutten-Lene mitsamt dem „Hexenmeister" Blezing „eingeäschert". Am 2. Februar von 1614 mußten den Feuertod sterben die 6 „Hexen": Das Hecken-Käthele, die Umber-Lene, die Ulmer-Bötin, die Kupfer-Urschel, die Hutten-Steine und die alte Scherrin — vielleicht eine meiner Ahninnen. Soweit eine aktenmäßige Controle möglich, steht fest, daß die Gmünder dem Moloch des Hexenwahns 52 Menschenbrandopfer dargebracht haben. Das kann noch maßvoll und sparsam erscheinen, verglichen mit dem Brandopfereifer, welchen andere, kleinere, theilweise viel kleinere schwäbische Ortschaften entwickelten. Zu Rottenburg am Neckar sind binnen wenigen Jahren 50, im benachbarten Horb 27, in Hechingen 15, beim Kloster Marchthal in einem und demselben Jahre 16 „Hexen" eingeäschert worden. Noch großartiger trieb es das kleine Städtchen Wiesensteig im „Geißenthäle". Denn dasselbe veranstaltete einen Hexenbrand, welcher mit einmal 25 „Hexen" verzehrte und demnach

Digitized by Google

kecklich mit jedem spanischen „Glaubensakt“ (auto da fé) den Vergleich aushalten konnte. Natürlich durfte und wollte die lutherische Orthodoxie hinter der römischen nicht zurückbleiben. In dem kleinen protestantischen Ingelfingen am Kocher mußten im Jahre 1592 binnen drei Monaten 13 Hexen und Hexenmeister in Scheiterhaufenflammen sterben. Die Reformation hat ja, wie jedermann wissen könnte, den Teufels-, Zauber- und Hexenwahn nicht nur nicht geschwächt, sondern vielmehr gestärkt. Luther selbst war bekanntlich ein wilder Fanatiker des Teufelsglaubens und auch der „milde“ Melanchthon hatte gegen die Hexenbrennerei nichts einzuwenden. Der ganze Wahnwitz mit allen seinen entsetzlichen Folgen lag eben in den Anschauungen und Stimmungen einer Zeit, welche Jahrhunderte währte, und dieser Wahnwitz wurde durch die Gegensätze und Kämpfe zwischen Katholicismus und Protestantismus noch beträchtlich verschärft. Aber es soll, wem Gerechtigkeit lieb ist, keine sich darbietende Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne daran zu erinnern, daß der erste große Bekämpfer des Hexenproceßgräuels nicht aus dem Protestantismus hervorging, sondern aus dem Jesuitenorden, der hochherzige Graf, Poet und Jesuitenpater Friedrich von Spee („Cautio criminalis“, 1631).

Zu den Merkwürdigkeiten Gmünds gehörte in meiner Jugendzeit und gehört wohl noch jetzt der „Sankt Salvator“, ein aus der ganzen Umgegend vielbesuchter Wallfahrtsort oder vielmehr Wallfahrtsweg. Verläßt man nämlich die Stadt durch eins ihrer beiden gen Westen gekehrten Thore, so gelangt man auf der nach Lorch führenden Straße, aber jenseits der über die Rems gelegten Brücke rechtshin abbiegend und eine Pappelallee entlang wandelnd, an den Fuß eines waldbekrönten Bergabhanges. Hier öffnet sich ein Weg, der in mannigfachen Wendungen aufwärts führt, zur rechten Hand in Zwischenräumen eingefaßt von den Stationen eines „Kalvarienberges“. Dieser besteht aus einer Reihe von halb oder ganz offenen Kapellen, in welchen die Leidensgeschichte Jesu in lebensgroßen, bemalten Figuren und Gruppen aus Holz und Stein dargestellt ist. Als Schlußstation steht droben eine Kirche, welche zwei Stockwerke oder Kapellen hat, deren untere ganz, deren obere halb in den „Epperstein“ genannten Felsen eingehauen ist. Fabulirerin Sage rückt die Entstehung dieser Felskirche bis in die Zeit der Merwiger zurück. Es ist aber nichts damit. Wenigstens reicht die Entstehung dieses eigenartigen Heiligthums in seiner jetzigen Gestalt nicht weiter als in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinauf. An gewissen Fest- und Gedenktagen war der Salvator, von dessen Höhe man den Staufen, den Rechberg, den Stuifen und die ganze Bergreihe des „Aalbuch“ erblickt, das Ziel prächtiger Processionen, welche mit wehenden Fahnen und klingender Musik — ich erinnere mich, bei einer solchen Procession auch eine tragbare Orgel von dem „Kantor und Chorregenten“ der Stadt im Gehen „schlagen“ gesehen und gehört zu haben — den Kalvarienberg sich hinaufbewegten. Droben wurde dann von einer im Freien stehenden Kanzel herab gepredigt und

Digitized by Google

hierauf an einem allem Volke sichtbaren Altar in der Vorhalle der oberen Felskapelle ein Hochamt celebrirt.

Es ist sehr möglich, daß der junge Schiller als sieben- oder achtjähriger Knabe da droben einmal Zeuge einer solchen Feierlichkeit gewesen, zur Zeit, wo sein Vater, der Hauptmann Johann Kaspar Schiller, als Werboffizier mit den Seinen im Gasthaus „Zur Sonne" in dem würtembergischen Grenzflecken Lorch lebte (1765—68). Der Herr Hauptmann hat uns ja in einem am 6. März 1790 an seinen Sohn geschriebenen Briefe bezeugt, daß „Fritzle mit Mama nach Schwäbisch-Gmünd gefahren", und Schillers ältere Schwester Christophine hat erzählt, daß sie mit ihrem Bruder mehrmals den Kalvarienberg besucht habe*). Mein Vater, der ein Kenner und Verehrer des großen Dichters war, theilte mir einmal gelegentlich mit, er hätte von einem alten Gmünder Geistlichen — dem Caplan Reiß oder Reuß, dessen hohe Greisengestalt mit langen schneeweißen Haaren mir selber noch im Gedächtniß steht — vernommen, daß der Herr Hauptmann Schiller mit seiner Familie einer Aufführung des Gmünder Passionsspiels angewohnt habe. In späterer Zeit, als ich mich anschickte, mein Buch „Schiller und seine Zeit" zu schreiben, gab ich mir Mühe, zu erkunden, ob jene Mittheilung begründet wäre. Der Knabe Schiller konnte ja möglicherweise durch dieses Passionsspiel die erste dramatische Anschauung und Anregung erhalten haben. Meine bezüglichen Nachforschungen blieben aber resultatlos, weil der Caplan Reiß, welcher in seinen jüngeren Jahren der Hofprediger des bekanntlich katholischen Herzogs Karl Eugen von Würtemberg gewesen, schon 20 Jahre zuvor gestorben und eine andere Spur der erwähnten Ueberlieferung nicht aufzufinden war.

Als kleiner Junge hab' ich mit meiner frommen Mutter — fromm

*) Schillers Leben nach Erinnerungen der Familie u. s. w. verfaßt 1830, S. 10. Die Verfasserin dieser Biographie, Karoline von Wolzogen, hat aber Christophines Erzählung nicht recht verstanden oder aber ungenau nacherzählt. Denn von „Spaziergängen", welche das kleine Geschwisterpaar von Lorch aus nach dem gmünder Kalvarienberg unternommen hätte, konnte keine Rede sein, maßen Lorch nahezu 2 Wegstunden von Gmünd entfernt liegt. Den Hauptmann Schiller führten seine Werbegeschäfte zweifelsohne nicht selten in die alte Reichsstadt herauf und hielten ihn auch wohl längere oder kürzere Zeit daselbst fest. Da mag ihn denn sein „Lisele-Dorle" — wie man in Schwaben den vornehmen Namen Elisabeth-Dorothea vertraulicht — ab und zu mit den Kindern besucht haben. Hier böte sich nun diesem oder jenem Schiller-Philologen die schöne Gelegenheit, eine „grundlegende" Abhandlung zu verfassen über das bedeutsame Problem, ob die Frau Hauptmännin von Lorch nach Gmünd in einem einspännigen oder aber in einem zweispännigen Fuhrwerk heraufgefahren, ja wohl sogar ein „abschlußgebendes" Buch zu schreiben, um unanfechtbar festzustellen, allwo bei solchen Anlässen der Hauptmann Schiller mit den Seinen geherbergt habe, ob im Ritter Sankt Jörg oder in der Blauen Ente oder im Schwarzen Bock oder im Rothen Ochsen. Das müßte ja ganz neue Lichter auf Schillers Leben und Dichten werfen und demnach würde der oder würden die Lichterwerfer um die Wissenschaft und folglich um das Vaterland höchlich sich verdient machen.

Digitized by Google

nicht allein im kirchlichen, sondern auch im besten und schönsten Sinne, welcher dem Worte innewohnen kann — die Wallfahrt auf den Sankt Salvator oft gemacht. Einmal, als sie beim Herabgehen vom Kalvarienberg bemerkte, daß die Betrachtung der heiligen Tragödie in Holz und Stein mich besonders angeregt und ergriffen hatte, sagte sie: „Ja, da hättest du das Herrgöttle-Spiel sehen sollen, welches in der Charwoche bei der Pfarrkirche stattfand, bevor die würtembergischen Schreiber in's Land kamen." Meine Mutter, in ihrer Rechtschaffenheit und Herzensgüte, war sonst gegen jedermann gerecht und duldsam. Auch gegen Protestanten und Israeliten, was dazumal in meiner Heimatgegend keineswegs schon selbstverständlich war. Im Gegentheil, so wenig selbstverständlich, daß z. B. die katholische Gemeinde Rechberg und die lutherische Gemeinde Staufen, ob zwar ihre Feldmarken zusammenstießen und sie nur eine Wegstunde von einander entfernt lagen, durchaus keine Beziehungen mitsammen hatten. Aber auf die „würtembergischen Schreiber" war auch meine tolerante Mutter nicht gut zu sprechen. Die Einverleibung der reichsstädtischen, reichsgräflichen und reichsfreiherrlichen Gebiete Mittel- und Oberschwabens in Würtemberg war nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Gehässigkeit vor sich gegangen, zumal der richtige altwürtembergische Beamte durchschnittlich der Ueberzeugung lebte, er wäre es seinem Amte schuldig, grob zu sein. Das, verbunden mit dem zudringlichen Hineinregieren des würtembergischen Polizeistaats in alles und jedes, hatte die an einen behäbigen Schlendrian gewöhnten Bewohner der ehemaligen Reichsgebiete sehr unsanft berührt und tief verstimmt. Dazu war noch der Groll und die Trauer über den furchtbaren Blutzehnten gekommen, welchen der vom Herzog zum Kurfürsten und dann vom Kurfürsten zum König Napoleonis gratia vorgerückte neue Landesherr auf Befehl seines Protectors von den neuen Unterthanen erheben mußte. Kein Wunder demnach, daß in unserer Gegend während meiner Kindheit und noch weit später der „würtembergische Schreiber" für ein Schimpfwort galt. Der Ausgleich zwischen Alt- und Neuwürtemberg hat eine geraume Zeit erfordert, um perfect zu werden. Wenn er es geworden, mag es hauptsächlich dem Umstand zu verdanken sein, daß die confessionellen Gegensätze, welche ja vorhanden waren und sind, hier nie zu so heftiger Reibung gekommen sind, wie anderwärts. Wer gerecht urtheilen will, muß anerkennen, daß das würtembergische Regiment von Anfang bis heute den Bedürfnissen der Katholiken des Landes zuvorkommend und ausreichend Rechnung trug. Nicht minder aber auch, daß die katholische Hierarchie Würtembergs, wenigstens in ihren maßgebenden Spitzen, in dem Staat keineswegs nur einen um jeden Preis und mit allen Mitteln zu befehdenden „Racker" gesehen hat, sondern eine berechtigte Lebensmacht, mit deren Bedürfnissen und Forderungen ebenfalls gerechnet werden müßte. Am Ende aller Enden handelt es sich ja allzeit und überall darum, einen erträglichen „modus vivendi" zu finden, und wo und wann Menschen oder Völker, Confessionen oder Parteien, Staaten oder Kirchen einen solchen gefunden, dürfen sie schon zufrieden sein.

Digitized by Google

Am Tage, von welchem ich gesprochen, führte mich meine gute Mutter vom Salvator in die Stadt, um meine neugierigen Fragen nach dem „Herrgöttlesspiel" an dem Orte zu beantworten, allwo es tragirt worden war und sie es zu wiederholten Malen mitangesehen und mitangehört hatte. Das war der große freie Platz, welcher sich die ganze Nordseite der Stifts- oder Pfarrkirche von Gmünd entlang zieht. Der Grundstein zu diesem gewaltigen gothischen Bau wurde 1351 gelegt und der erste Baumeister war derselbe, welcher auch am Dom von Mailand mitgebaut hat, Heinrich Arler, ein Bürger von Gmünd. Sechsundzwanzig Jahre lang hat die Arbeit an diesem Münster gewährt, das aber nicht mehr ganz in seiner vollendeten Gestalt vorhanden ist. Denn die westliche Fassade mit der Hauptpforte flankirten zwei hohe Thürme, welche in der Karfreitagsnacht von 1497 zusammenstürzten, nicht infolge eines Erdbebens, sondern infolge einer unbedachterweise im Innern der Kirche vorgenommenen baulichen Aenderung, welche die Construction der beiden Thürme stark geschädigt hatte. Im übrigen ist der stattliche Bau ein schönes Zeugniß, was mittelalterlicher Gemeinsinn auch in verhältnißmäßig kleinen Städten zu unternehmen und durchzuführen vermochte. Freilich brauchte man dazumal, wann es sich um einen Monumentalbau handelte, noch nicht Hunderttausende oder gar Millionen auszugeben, bis auch nur der Bauplatz und der Bauplan festgestellt waren, wie das etwa bei dem Reichstagsgebäude des neuen deutschen Reiches der Fall — einer Baugeschichte oder vielmehr Bauvorgeschichte, welche zu einer Krähwinkelias höchster Potenz ausgiebigen Stoff liefern könnte. Im 14. Jahrhundert baute man spottbillig. Die Herren Baukünstler und Bauunternehmer von heute werden große Augen machen, wenn sie erfahren, daß das Honorar, welches der Meister Heinrich Arler beim Bau der Gmünder Stiftskirche von dem Bauherrn, d. h. von der Gemeinde empfing, nicht weniger und nicht mehr betrug als täglich 1 Pfennig, 1 Laib Brot und 1 Maß Wein.

Etwas später, als ich ein Schüler des gmünder Untergymnasiums geworden, tagtäglich Sommers und Winters mit meinem Bücherranzen auf dem Rücken aus meinem dörflichen Heim frühmorgens zur Stadt wandernd, hatte ich Gelegenheit, das, was mir die Mutter und der Vater vom Passionsspiel erzählten, vielfach vervollständigen zu lassen. Auch durch eine Nonne. Das Gymnasium war nämlich in dem Obergestock vom „Klösterle" untergebracht und auf demselben Boden bewohnten einen abgeschlossenen Flügel noch drei Nonnen, die letzten von den zwölfen, welche der Convent zum Sanct Ludwig bei der Säcularisation im Jahre 1803 gezählt hatte. Schwester Agathe — so war, wenn mir mein Gedächtniß treu, ihr Klostername — begrüßte mich bei unsern Begegnungen im Corridor und auf den Treppen immer sehr freundlich, seit ich ihr einmal zur Winterszeit auf dem mit Glatteis bedeckten Hofraum einen kleinen Dienst hatte erweisen können, und ich sehe sie noch vor mir, eine schöne Greisin, in ihrer

Digitized by Google

schwarzen Kutte, das frische rothbackige Gesicht mit den klugen Augen gar hübsch eingerahmt von dem blendend weißen, kunstvoll gefältelten Weihel. Noch viel ausführlicher aber als die Schwester Agathe wußte der alte „Cantor" Vetter, bei welchem ich hätte nicht nur singen, sondern auch „klavierschlagen" und „geigen" lernen sollen," vom Passionsspiel zu reden, und er hatte es gern, wenn man ihn auf dieses Thema brachte. War er doch auch einer der „Actores" gewesen. So hießen alle Mithandelnden, auch die weiblichen, und es gab kaum eine Familie in der Stadt, welche nicht eins ihrer Mitglieder zum Personal des ungemein volksthümlichen Spiels gestellt hätte. Die Armen waren von der Betheiligung nicht ausgeschlossen und die Reichen machten sich eine Ehre daraus, mitzuspielen.

Ihnen fielen natürlich die „fürnehmen" Rollen zu, weil die Beschaffung der prächtigen Gewänder viel Aufwand erforderte. Aermeren wurden ihre bezüglichen Unkosten entweder durch wohlhabende Mitbürger, oder aber aus dem „Passionsspielkasten" ersetzt, in welchen das von den Zuschauern erhobene, sehr mäßige „Schaugeld" floß. Die Anzüge der Actores müssen übrigens, wenn ich alles mir darüber Mitgetheilte zusammenhalte, ein etwas barockes Gemisch von altjüdischen Trachten, von altrömischem Rüstzeug und von Rococo-Moden des 18. Jahrhunderts dargestellt haben.

In früheren Zeiten tobte der Kampf um's Dasein noch nicht so heftig und ruhelos wie heute. Die Menschen hatten daher mehr Zeit, als sie jetzt haben, und waren auch nicht so peinlich auf das Einmaleins gestellt. Man war in allem und jedem einfacher und genügsamer und konnte darum auch mehr leben und leben lassen. Der alljährliche Aufwand von Zeit, Mühe und Hingebung, welchen ihr Passionsspiel den guten Gmündern verursachte, wäre heutzutage unmöglich, ja kaum noch denkbar. Die Leute sind seither gescheiter, d. h. wissender, aber auch schlechter, d. h. selbstsüchtiger geworden. Früher waren die Bauern in den Dörfern der Nachbarschaft von Gmünd uneigennützig genug — ein richtiger Rechner von heute müßte eigentlich sagen „dumm genug" — alter Gepflogenheit gemäß das zur Passionsbühne nöthige Holz aus ihren Wäldern „ganz umsonst" zur Stadt zu bringen und an dem Aufbau des Gerüstes mitzuarbeiten.

Den Platz auf der Nordseite der Stiftskirche, wo die Bühne aufgeschlagen wurde, habe ich schon bezeichnet. Er mochte an 15,000 Zuschauer fassen. Etwa ein Drittel des Raumes war mit Schranken eingehegt, innerhalb welcher Sitz- und Stehplätze vorhanden. Außerhalb dieser Schranken konnte jedermann ebenfalls „ganz umsonst" zuschauen, freilich, der weiten Entfernung von der Bühne wegen, ohne etwas zu hören. Alle Zuschauer, die zahlenden wie die nichtzahlenden, standen und saßen unter freiem Himmel, weil nur die Bühne bedacht war. Diese zeigte drei neben einander stehende tempel- oder palastartige Gebäude, deren Eingänge mittelst Vorhängen verschlossen waren. Der Scenenwechsel wurde dadurch bewirkt, daß bald vor diesem bald vor jenem dieser Bauwerke die Vorhänge

Digitized by Google

zurückgezogen und nach abgespieltem Auftritt wieder geschlossen wurden. Links, vom Zuschauerraum aus gemeint, hatte die Bühne noch einen aufsteigenden Anbau, welcher den Oelberg vorstellte.

Der Text des Passionsspiels war zumeist in gereimten jambischen Versen von drei Hebungen verfaßt. Doch ist dieses Textbuch, wie es ja jetzt auch gedruckt vorliegt*), keineswegs das ursprüngliche, sondern eine sehr späte Umarbeitung und Erweiterung, schließlich etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts redigirt. Noch spätere Einschiebsel sind nicht ausgeschlossen. Auf das Alter des gmünder Mysterienspiels gestattet dieses modernisirte Textbuch natürlich keinen Schluß. Wann dasselbe in der alten Reichsstadt zum erstenmal tragirt worden, ist meines Wissens nicht festgestellt und nicht festzustellen. Gewiß ist jedoch, daß Weihnachts- und Osterspiele schon im frühen Mittelalter in die alemannischen Gegenden Eingang gefunden haben. Ich will nur daran erinnern, daß die Kirche des Klosters St. Gallen diesseits der Alpen eine der ältesten Osterspielstätten gewesen ist. Seine Entwicklung vom primitiv Dramatischen zum vielseitig Theatralischen hat jedoch das kirchliche Schauspielwesen in süddeutschen Landen gewiß nicht vor dem 15. Jahrhundert gefunden. Im übrigen zerfiel das gmünder Passionsspiel in 24 Auftritte. Das erste Dutzend wurde am Gründonnerstag, das zweite am Karfreitag gespielt.

Die ganze Handlung behielt bis zuletzt ihren kirchlichen Charakter. Allerdings liefen einzelne Auftritte nicht ohne weltlichen Schabernack ab und namentlich trieb die mitspielende zahlreiche Teufelrotte gelegentlich diesen und jenen derben Jux und Ulk mit den Zuschauermassen. Aber das geschah doch nur episodisch und beeinträchtigte die feierliche Haltung der Actores und der Zuschauer kaum bemerkbar. Nicht selten erhob sich die Stimmung der Zuschauermasse zu wirklicher Andacht, auch brachen insbesondere die Frauen dann und wann in lautes Weinen aus.

Am Grünen Donnerstag Abends um 7 Uhr, begann bei Fackelbeleuchtung das Spiel. Während das vom Stadtzinkenisten dirigirte Orchester ein ernstes Präludium spielte, trat droben auf der noch geschlossenen Bühne der Dekan der Stadtklerisei unter die versammelten Actores, ermahnte sie, daß jeder und jede zur würdigen Durchführung der heiligen Action beitragen möchten, sprach dann ein Gebet und schloß mit den Worten: „Nun, im Namen Jesu, fanget an!“ Der erste Auftritt gab, so zu sagen, die Exposition des ganzen Drama's: den Abschied Jesu von seiner Mutter Maria vor seinem Aufbruch gen Jerusalem. Dort spielte der zweite Auftritt, eine Sitzung des jüdischen Synedriums unter dem Präsidium von Kaiphas. Der dritte Auftritt brachte die Verhandlung des Judas von Karioth mit dem hohen Rath. Die bekannte Provision — in Wien

*) Katholische Trösteinsamkeit, herausgegeben von Pfarrer Holzwarth, Bd. 7, S. 117 fg. Mainz 1856.

Digitized by Google

würde man sagen das „Trinkgeld" — von 30 Sekeln oder Silberlingen für das Verrathsgeschäft wurde gefordert und bewilligt, worauf der Verräther triumphirend abging mit den Worten:

„Gelt, Jesu! itzt hab' ich eins Dir
Gar meisterlich versetzet?
Erfahren wirst Du bald von mir,
Wie hoch Dich Judas schätzet.
Doch muß ich mich noch stellen an,
Als ob ich wär Dein Freunde,
Damit vermerken niemand kann,
Daß Judas sei Dein Feinde."

Folgten dann die Fußwaschungs- und Abendmahlsscenen, denen sich der große Auftritt auf dem Oelberge anschloß. Aus der Judenrotte, welche gekommen, den Sohn Gottes zu fangen, tritt Judas hervor, küßt den Verrathenen und spricht:

„Oh, Meister, sei auf's schönste mir
Zu tausendmal gegrüßet —"

worauf Jesus:

„Oh, Freund, was gabe Anlaß Dir,
Daß Du mich so geküsset?
Wenn auch Du warst entschlossen schon,
Von mir ganz abzuweichen,
Warum verrathst des Menschen Sohn
Durch dieses Freundschaftszeichen?"

In den weiteren Scenen, bis zur zwölften, spielten sich ab die Anklage und Verurtheilung Jesu vonseiten des Synedriums, die Verleugnung und die Reue Petri, die Klagen der Maria über das Loos ihres Sohnes u. s. w. Um 10 Uhr Abends wurde das Spiel beschlossen, um am folgenden Tage, Mittags 12 Uhr, wieder aufgenommen zu werden. Diese zweite Abtheilung eröffnete die endgiltige Beschlußfassung des hohen Rathes über den verleugneten, verrathenen und verurtheilten Messias: —

„Er sterbe! Ja, das wollen wir:
Kein' Gnad' soll er erlangen.
Pilato gleich ihn führ' man für!
Am Kreuzholz muß er hangen."

Während hierauf die Competenzconflicte zwischen dem Synedrium, dem römischen Landpfleger und dem König Herodes dramatisch erledigt werden, hat sich der Mann mit den 30 Silberlingen verzweifelnd erhenkt und ist zur Hölle gefahren. Der Höllenrachen thut sich auf und speit Flammen. Man sieht eine Menge von Teufeln darin herumwuseln und hört den verdammten Verräther jammern:

„Ach weh, ach weh! Oh, Bitterkeit!
Ach, Elend! Noth in Ewigkeit!
Hätt' ich den Meister nit verrathen,
Müßt' ich nit ewig, ewig braten!"

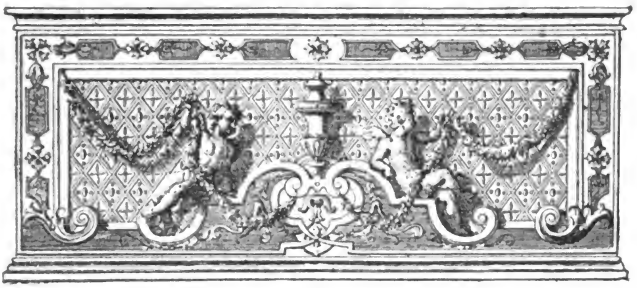
Digitized by Google

Der 23. Auftritt zeigte das Jammerbild des „Ecce Homo!“ und der 24. die Ausfällung des Todesspruches über den Heiland. Derweil sodann das Personal des Passionsspiels zur Kreuzwegsprocession sich rüstete und ordnete, wurde zur Erbauung der Zuschauer eine Reihe von lebenden Bildern auf der Bühne gestellt, vorgeführt und mittels kurzer Sprüche erklärt, in etwas naiver Verbindung freilich. Denn neben alttestamentlichen Gruppen wie Adam und Eva, Josef und seine Brüder, Jephtha und seine Tochter sah man allegorische Figuren wie die sieben Todsünden und Gestalten der deutschen Sagenwelt wie die Pfalzgräfin Genovefa mit ihrem Schmerzenreich und der Hirschkuh. Die Kreuzwegsprocession, den Schmerzensgang des sein Kreuz schleppenden Jesus nach Golgatha darstellend, bewegte sich von der Stätte des Passionsspiels aus durch verschiedene Gassen der Stadt und kehrte über den großen Marktplatz zur Stiftskirche zurück. Der Act der Kreuzigung selbst fand nicht statt. Die Aufrichtung des Kreuzes Jesu und der beiden Schächerkreuze auf der Bühne beschloß das ganze Spiel und unter den Klängen eines Trauermarsches wurden die Vorhänge zugezogen.

Die Gesammtwirkung wird, wie mir scheint, dadurch bezeugt, daß die nach der Stadt geströmten Volksscharen nach Beendigung des Mysteriums nicht lärmend und lachend, sondern still, ernst und nachdenklich in ihre Dörfer heimzukehren pflegten. Allem nach, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, hatte das Passionsspiel von Gmünd durchaus nicht den häßlichen Beigeschmack einer geschäftlichen Speculation, sondern war und blieb bis zuletzt eine wesentlich religiöse Handlung. Nur die dünkelhafte Vielwisserei unserer Tage weiß aber nicht oder leugnet in ihrer Vornirtheit und Volksfremdheit, daß das Volk — worunter ich freilich nicht die Pöbelhorden der großen Städte verstehe — nur mittels religiöser Vorstellungen mit der idealen Welt in Beziehung gesetzt werden kann. Ich stehe daher keinen Augenblick an, zu sagen, daß die mittelalterlichen „Mysterien“ und „Moralitäten“ allen ihren Graß- und Grellheiten zum Trotz für das Volk immerhin eine gesundere Geistesnahrung waren, als es die schamlosen und zuchtlosen Tingeltangeleien von heute sind.

Das Passionsspiel von Gmünd stand und fiel mit der Existenz seiner Heimatstätte als Reichsstadt. Zur Osterzeit von 1803 ist es demnach zum letztenmal tragirt worden. Das anhebende Jahrzehnt der Franzosennoth mag den Gmündern die Sache wohl noch mehr verleidet haben als das ihnen anfänglich so unliebsame „würtembergische Schreiberregiment“. Der Bürger, welcher bei der letztmaligen Aufführung den Heiland spielte, hieß Nepomuk Forster und hatte den freilich nicht sehr heiländisch klingenden Spitznamen „Der Geigelesdick“.

Digitized by Google



Maxime Du Camp.

Von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —

Innerhalb der letzten 18 Monate hat die „Revue des deux mondes“ ihre Leſer mit einer Folge von Abſchnitten beſchenkt, die jetzt zum Abſchluß gelangt ſind — ſie bilden einen vollen ſtattlichen Band, ein feſſelndes, anregendes Buch unter dem Titel: „Souvenirs littéraires par Maxime Du Camp, de l'Académie française.“ Der Name des Buches (ich ſage nicht des Autors) verſpricht viel weniger, als es hält.

Die Freude, die dieſe „Erinnerungen“ mir gemacht, möchte ich gern denjenigen verſchaffen die der franzöſiſchen Rundſchau fernſtehen, indem ich ſie darauf hinweiſe, und dieſer lobenswerthen Abſicht entſpringen die folgenden Mittheilungen. Leicht würde es geweſen ſein, aus dem Capital-Buche ein glänzendes Capitel zuſammen zu ſtellen, aber das wäre, wie wenn man einem ſchönen Vogel einige ſeiner ſtrahlendſten Federn ausrupfte, um zu zeigen, wie ſchön er ſei. — Man mißhandelt das arme Geſchöpf und giebt doch keine Anſchauung deſſelben.

Lieber möchte ich verſuchen, ein Bild des Verfaſſers zu entwerfen, wie es in mir entſtanden, — aus ſeinen verſchiedenen Schriften ſich verkörpert hat — (leider hatte ich nie das Glück, ihm perſönlich zu begegnen). Man mag ſich dann vorſtellen, was er alles zu ſagen weiß, wenn er ſich — auch nur in beſchränktem Maße — ſeinen „Erinnerungen“ hingiebt, — erzählend, beſchreibend, lobend und tadelnd, plaudernd und betrachtend, aus guten und ſchlimmen Tagen.

Digitized by Google

Ein Stück polizeilicher Auskunft gehört unabweislich zu jeder Personalkenntniß. Maxime Du Camp, geboren den 8. Februar 1822 in Paris, verlor den Vater, einen bedeutenden Wundarzt, schon im dritten Jahre — keine näheren Familienbeziehungen griffen in sein Leben ein, als die zur Mutter und — zur Großmutter. In unabhängigen Vermögensverhältnissen, verwandt und befreundet mit bedeutenden Geschlechtern, trat er in die Welt mit jener Freiheit und Gleichheit, die so viel beneidet und so gefährlich sind. Kaum mündig, erwählte er das Schriftstellerthum als Lebensberuf; der Leidenschaft, mit der er es ergriff, ist die Liebe gefolgt, und dem Ende seiner Laufbahn sich nähernd, stellt er es mit trotziger Ueberzeugungstreue als das Beste und Höchste hin, was dem Menschen hienieden gegeben, — in guten Stunden zu doppelter Freude, in schlimmen zu beruhigendem Troste.

Er mag recht haben, wenn man es so auffaßt wie er es thut, auch abgesehen von den günstigen Lebensbedingungen, die ihm zutheil geworden. Wer hat in gleichem Maße wie der Schriftsteller das Recht, die Welt anzupacken, wo es ihm gefällt, wo er glaubt wirken zu können, wo er hoffen darf Neues zu entdecken, wo er sich gedrungen fühlt das auszusprechen, was er für das Rechte, das Wahre hält? Er vergräbt sich in die Einsamkeit, er durchfliegt Länder und Meere, vertieft sich in die Mysterien der Künste, in die Geheimnisse der Natur, er beobachtet die Menschen in der ungeheuren Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen, ihrer Existenzbedingungen, ihrer Leidenschaften; sich selbst beobachtend durchlebt er sein Leben und darf hoffen Tausende zu erquicken durch die Erlebnisse, die ihm geworden, durch die Erfahrungen die er gemacht und durchdacht hat.

Leider heißt es aber hier nicht: grau ist die Theorie! Nein, die Theorie ist pracht- und prunkvoll, die Wirklichkeit jedoch ist allzuoft nicht grau, nein, dunkelschwarz, wenn die Freiheit der persönlichen Stellung, den plumpen Erfordernissen des Lebens gegenüber, nicht gewahrt ist. Das bedarf keiner weitern Ausführung, und Du Camp selbst bringt uns Beispiele genug solch' unglückseliger Kämpfe gerade da, wo wir sie am wenigsten vermuthen. Er selbst freilich benutzte die ererbte Unabhängigkeit, um sie sich nach allen Seiten hin zu wahren, trachtete weder nach Stellen noch Ehren, gab sich keiner Gattung von Partei hin und auch von den beglückenden und stählenden, immerhin fesselnden Banden der Familie blieb er frei, gleichviel ob es sich so machte, ob er es so wollte. Das Gewollteste und Ungewollteste entspricht gleichmäßig unserm Ich, mag dieses selbst sich so abhängig oder unabhängig vorstellen als es wolle.

Durchfliegen wir nun Du Camps Leben, betrachten wir die Berührungen in die es ihn brachte mit Land und Leuten, mit Individuen, Verhältnissen, Begebenheiten — die Ergebnisse werden sich dann leicht finden.

Schon in der Wiege knüpfte sich ein nie gelockertes Freundschaftsband mit Louis de Cormenin, dem Sohn jenes Cormenin, der durch seine unter dem Namen Timon veröffentlichten Schriften eine so ernste, geachtete und

Digitized by Google

gefürchtete Stellung errang. Die Julitage warfen ihre Schatten in Du Camps Kinderjahre, während welcher Ernst Feydeau, ein gleichaltriger Knabe, sich schon in der Schule auf's Eigenthümlichste bemerkbar machte. Während Maxime in den großen Pariser Collegien Jahre widerwärtigster Sclaverei zubringt, wüthet die Cholera, und die Insurrectionen der dreißiger Jahre dringen durch die Pforten der Bildungsstätten. Seltene Besuche des Theaters, insbesondere die erste Aufführung von Alfred de Vigny's „Chatterton" bestärken seinen Enthusiasmus für das Wirken des Schriftstellers, des Dichters — die romantische Schule, mit Victor Hugo an der Spitze, vereint die jungen exaltirten Köpfe und befördert das Wachsthum tollster literarischer Projecte. Nach Absolvirung der Gymnasialstudien kommt eine Zeit ungeregelten geistigen Vagabundirens, dessen Kern aber doch stets das leidenschaftliche Interesse für allseitige Literatur bildet, bis dann der Entschluß, nichts sein zu wollen, als Schriftsteller — nichts erlangen zu wollen, als was diesem erreichbar, sich trotz aller Widersprüche der Seinen bethätigt und so der Grund für alle Zukunft gefestet wird.

Unter den unbekannt Gebliebenen, halbbekannt oder berühmt Gewordenen, mit welchen Du Camp seine schriftstellerischen Neigungen zusammenbringen, befindet sich auch Gustav Flaubert, der später als Verfasser von „Madame Bovary", „Salambô" und anderen weniger gelungenen Werken sich eine so große Stellung in der neuern französischen Literatur erwarb. Mit diesem außerordentlichen, ja ungeheuerlichen Menschen befreundete sich Du Camp auf's Engste, mit seinem Tode schließen auch die „Erinnerungen" ab, als deren Held er fast erscheint. Wie unendlich verschieden viele der genanntesten französischen Autoren und Künstler von den Bildern sind, die sich bei uns mit allem Französischen verknüpfen, springt in Du Camps Schilderungen fortwährend in die Augen. Seltsame, originale, ja bizarre Charaktere, wie sie sogar bei den Engländern, diesen Idealen der Absonderlichkeit, kaum vorkommen mögen. — Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Orient, genährt durch Bücher und Persönlichkeiten, veranlaßte den unabhängigen Jüngling zu einer Reise in den Archipel, nach Konstantinopel — auf dem Rückweg machte er von Rom aus einen Abstecher nach Algier. Er lernt da die vornehmsten Orientalen kennen, lebt in der Villa Medici in Rom inmitten seiner vaterländischen Kunstgenossen, in Afrika mit seinen Landsleuten, den französischen Offizieren, wie mit den Arabern, zu welchen er auch später in freundlichen Verhältnissen bleibt.

Nach der Rückkehr in die Vaterstadt treten, neben Flaubert, der Bildhauer Pradier, der berühmte Maler Millet, Chateaubriand und Andere in den Vordergrund. Ohne politischen Enthusiasmus, aber als Culturmensch betheiligt sich Du Camp, Offizier in der Nationalgarde, an dem furchtbaren Junikampf des Jahres 1848 und erhält aus den Händen Cavaignacs selbst den Orden der Ehrenlegion. (Nicht er spricht von dieser Auszeichnung, sondern die trocken-sachliche „Biographie nationale des Contemporains"). Nur langsam

Digitized by Google

genas er von einer bedeutenden Verwundung. Ein anderer literarischer Held, der gefeierte Théophile Gautier erscheint auf der Pariser Scene. Dann geht er wieder, diesmal in Gesellschaft Flaubert's, über's Meer. Die Freunde halten sich in Alexandrien, Konstantinopel, Athen längere Zeit auf — sie begegnen den tollsten Figuren, den fabelhaftesten Abenteurern und Flaubert entwickelt Seltsamkeiten, die unglaublich scheinen. Napoleons Staatsstreich erlebt Du Camp wieder in der Hauptstadt, wo er sich an der Gründung der „Revue de Paris" betheiligt. Seine zahlreichen in Egypten und Nubien, Kleinasien und Palästina gefertigten Clichés, die dem ersten Werke als Grundlage dienten, in welchem Photographie und Typographie sich verbanden, brachte ihn in vorübergehende Berührung mit dem künftigen Kaiser, dessen Regiment, namentlich durch die Knebelung der Presse, ihm zu schaffen machen sollte — „Madame de Bovary" erschien in der „Revue de Paris" — seinem literarischen Lieblingskinde, — großer Aufruhr — und später Unterdrückung der beliebt gewordenen Rundschau.

Unterdessen befreundet sich Du Camp mit dem Chef der St. Simonisten, dem père Enfantin — er beobachtet die Verrücktheiten der Spiritisten in der Nähe. Der Krieg in Italien lockt ihn dorthin — er sieht Cavour — folgt den Zügen Garibaldi's und verlebt mit Alexander Dumas in Neapel die interessantesten Tage.

Wer tritt nicht in den Gesichtskreis unserer „Litteraten?" Lamartine Lanfrey, Mérimée — die epochemachenden oder gemacht habenden Maler Ingres, Vernet, De la Croix! Es kostet die größte Ueberwindung, Nichts zu verrathen, von allem, was da zur Sprache kommt — von merkwürdigen Zügen, köstlichen Anecdoten — aber ich bescheide mich.

Ueber Lui et elle, elle et lui — nämlich Alfred de Musset und George Sand, liest man hier die Wahrheit. Die bedeutendsten Mitarbeiter der „Revue des deux mondes", in welcher er jetzt seine Arbeiten veröffentlicht, im „Journal des débats" u. s. w., die J. Janin, de Sacy, Paradol, treten uns vor's Auge und man weiß kaum mehr, wo man hinzusehen hat. Die politischen Revolutionen seines Vaterlandes hatte Du Camp mit einer Art entsagender Indifferenz an sich vorüberziehen lassen, ja die Umkehr des Kaisers zum Liberalismus erfüllte ihn mit frohen Hoffnungen, als der Krieg vom Jahre 1870 eintrat, mit dem unerhörten Falle des Kaiserreichs, mit der darauf folgenden Belagerung und dem furchtbaren Finale der Commune, während welcher Bedrängnisse Du Camp seine Vaterstadt nicht verließ. Man begreift, wie diese Schicksalsschläge auf ihn wirken mußten. Schon vorher hatte er den Freund der Kindheit, Cormenin, verloren — im Jahre 1880 starb auch Flaubert. Tief gebeugt setzt er sich nun hin und läßt die Manen der Verblichenen, die Manen des Erlebten an sich — an uns vorüberziehen. Der Titel seines Buches ist vielleicht das Einzige was darin nicht richtig — nicht „Souvenirs littéraires" dürfte es heißen, sondern „Souvenir d'un littérateur. Weit gehen die Erinnerungen hinaus über das, was man

Digitized by Google

litterarisch nennen darf, man müßte denn die ganze Welt mit diesem Worte umfassen wollen.

Du Camp hat viele Bände geschrieben, die, wenigstens außerhalb seines Vaterlandes, nicht zu großer Verbreitung gelangt sind, in Versen und in Prosa: Reisen im Norden und im Süden — Kunstkritiken — Novellistisches — didaktische Gedichte und was nicht alles mehr. Das Werk aber, welches jedenfalls den Schwerpunkt seiner Leistungen bildet, wenn ihm auch nicht der populäre Reiz der „Erinnerungen" innewohnt, heißt: „Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie" (1869). Wir haben es in der „Revue des deux mondes" nach und nach in seinen einzelnen Theilen kennen lernen und bewundert. Ich kann mich nicht enthalten aus den „Erinnerungen" etwas ausführlicher mitzutheilen, wie es entstanden; auch hier, wie so oft, weiß man nicht, ob eine Art von Zufall, ob eine plötzliche innere Erleuchtung, das zu Tage gefördert, was dann später als ein Unausbleibliches, Nothwendig-Geborenes erscheint.

„Um's Jahr 1865 litt ich" — erzählt Du Camp — „an meinen sonst vortrefflichen Augen — man schickte mich zu einem bekannten Optiker in der Nähe des Pont-Neuf — er legte mir ein Buch vor, in normaler Entfernung und ich warf den Kopf zurück. ‚Ach', rief der brave Mann aus, ‚Sie blasen Posaune! — da hilft nur die Brille'. — Ich fügte mich und ging, um ihm Zeit zu lassen, zur Brücke, wo ich mich, es war ein schöner Maiabend, auf eine Bank setzte. Auf der Seine ruderte man die Pontons einer Schwimmschule zusammen; die „Münze" jagte ihre Rauchwolken gegen den Himmel; Droschken waren aufgestellt und Omnibusse rasselten vorüber; Stadtsergeanten, aus der Polizeipräfectur kommend, vertheilten sich gruppenweis, nach verschiedenen Richtungen ziehend; der Wagen eines Zellengefängnisses drängte sich durch die Volksmenge; Händler und Krämer suchten mit ihren Karren durchzukommen. Wie oft hatte ich alles das vor Augen gehabt? Warum bewegte mich dies Schauspiel an jenem Abend auf eigene Weise? Warum erblickte ich in all dem Treiben die Offenbarung einer höheren Vorsicht? Ich weiß es nicht zu sagen, — aber Paris erschien mir plötzlich wie ein ungeheueres Geschöpf, seine Functionen durch die eigensten Organe mit bewundernswerthester Sicherheit und Genauigkeit vollendend. Ich verfiel in tiefes Sinnen — unbeweglich blieb ich sitzen — durch die Gedanken, die sich meiner bemächtigt, allem äußeren Treiben entzogen; als die Dämmerung eintrat, erwachte ich — längst hatte ich vergessen, daß der Brillenmann seit zwei Stunden mich erwartete — aber fest entschlossen stand ich auf, das Räderwerk, das Paris in Bewegung setzt, bis ins Einzelnste zu ergründen."

Ich verlasse die weitere Ausführung und füge nur noch hinzu, daß sich Du Camp mit jener Energie seiner Arbeit hingab — die sie erforderte und die ihn freilich zwang, sich allen möglichen und unmöglichen Beschäftigungen hinzugeben. „Ich lebte auf der Briefpost," erzählt er uns, „war wie angestellt an der Staatsbank — ich habe mit den Metzgern Ochsen geschlachtet,

Digitized by Google

mich den verschiedenen Gattungen von Polizeiagenten auf ihren Expeditionen gesellt, — in den Zellen der Gefangenen hielt ich mich auf und begleitete zum Tod Verurtheilte bis auf die Bretter der Anatomie, — die Stätten des Elends habe ich aufgesucht, in Betten der Spitäler geschlafen, die Schmuggler mit den Zollbeamten belauscht. Auf den Locomotiven der Schnellzüge bin ich gereist, habe mich in Häusern der Geisteskranken einsperren lassen, um die armen Narren zu beobachten. Von keiner Ermüdnng, von keiner Untersuchung, von keinem Ekel habe ich mich zurückschrecken lassen; aber das sind keine litterarischen Erinnerungen — ich muß zu diesen zurückkehren und darf nicht von persönlichen Dingen sprechen, die den Leser nicht interessiren können."

Wer jene Studien gelesen, weiß, daß noch viel mehr in ihnen enthalten, als angedeutet. Die Erziehungsanstalten defecter Menschenkinder, wie die höchsten Bildungsstätten treten uns vor die Augen, und je mehr, je Genaueres man erfährt, desto höher wächst das Interesse. Kein Roman ist fesselnder, kein Schauspiel anregender, als die Darlegung aller jener Institutionen, in welchen sich die ungeheure Macht unserer heutigen Culturverhältnisse auf's Großartigste offenbart. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit gab Du Camp in der „Revue" seine Erfahrungen und seine Untersuchungen, die Herrschaft der Commune betreffend, wieder — neben der ganzen Fülle sittlicher Entrüstung doch auch keinen Menschen, keinen Zug vorübergehen lassend, die versöhnend aus jener Nacht hervorleuchteten.

Welch ein reiches, beneidenswerthes Leben liegt hier vor uns ausgebreitet — welcher Gaben bedurfte es aber auch, um es durchleben zu können! Welcher Anlagen, welcher Kräfte!

Du Camp ist offenbar eine jener elastischen Naturen, wie sie bei den Männern des Südens, speciell bei den Franzosen, nicht selten angetroffen werden, körperlich und geistig gewandt, körperlicher und geistiger Anstrengungen spottend. Sein Gedächtniß, die Grundlage für jede höhere Leistung, scheint staunenswerth — die kleinsten Einzelheiten aus den fernsten Zeiten stehen ihm vor den Augen; und er giebt sie wieder, wie wenn er sie im Moment abzeichnete. In Sprachen und Litteraturen muß er sich gewaltig umgethan haben — er versteht den Occident und den Orient. Seine eigene Sprache behandelt er mit jener Leichtigkeit, Lebendigkeit, Durchsichtigkeit und Anmuth, wie sie das unbestrittene Vorrecht unserer gallischen Nachbarn sind. Was er erzählt, hören wir nicht an — wir erleben es. Die Resultate, zu welchen er gelangt, haben wir selbst gefunden. — Geistreich, witzig zu sein, liegt außerhalb seines Wollens — vielleicht fehlen ihm die nöthigen Ingredienzien zu dem, was man oft darunter versteht. Aber allem, was er sieht, hört, erfährt, beobachtet, weiß er die charakteristische Seite abzugewinnen, weiß es ergötzlich, ja komisch, — ernst, ja tragisch hinzustellen. Jede Uebertreibung liegt ihm fern — höchstens könnte man ihm vorwerfen, daß seine Bescheidenheit allzu sehr hervortritt — man kann unmöglich weniger von eigenen Leistungen sprechen, wenn man die eigenen Erinnerungen

Digitized by Google

niederschreibt. Die Bescheidenheit zeigt sich jedoch hauptsächlich in dem, was er verschweigt oder nur kurz berührt — der Ton des Sprechenden hat eine eigenthümlich schneidige Vibration und manches ist so gesagt, als ob ein Widerspruch wie ein Défi aufgenommen werden würde. Es bedurfte dessen nicht, um jeden Zweifel an der Wahrheitstreue des Erzählers zu beseitigen. Auch das Wesen seiner liebsten Freunde schildert er ohne jede Uebertreibung, ohne Bemäntelung ihrer Schwächen, ohne Entschuldigung ihrer Fehlgriffe. — Wir sind nun einmal gar sehr unvollkommene Geschöpfe! Das ist bei ihm, wie immer und überall, das Ende vom Liede. Diese allgemeine Erfahrung aber legt seiner Entrüstung dem Schlechten gegenüber keine Schranke auf, und es ist unmöglich, das, was seine Landsleute verbrochen, mit schärferen Worten zu beurtheilen, als Du Camp es thut. Es giebt freilich Dinge, über welche Freunde und Feinde zu demselben Ergebniß gelangen müssen — wenn sie nämlich die Kraft haben, der Wahrheit in's Antlitz zu schauen. Dieser Kraft ermangelt unser Autor nie, wo ihm das sittlich Schlechte entgegentritt. In seiner Würdigung derjenigen Dinge aber, wo es sich, wie in Kunst und Litteratur, um verschiedene Richtungen handelt, die sich freilich oft genug diametral gegenüber stehen, sucht er einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen — das Interessante, Geistreiche, Bedeutende, Schöne zu erkennen, unter welcher Form es sich finde. Sowohl in seiner Würdigung der plastischen Künste als der Erzeugnisse der Litteratur tritt dies fortwährend zu Tage. Es ist der richtige Standpunkt des Kritikers! Unsere Tonkunst wird leider selten berührt — mir scheint jedoch der Verfasser hier einseitiger zu sein, wofür ich ihm danke, denn die echte Liebe ist nicht objectiv.

Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß Du Camp in Dingen der Politik eine eigenthümliche Ruhe bewahrt, wahrscheinlich weil er für das, worum es ihm zu thun ist, Freiheit und Gerechtigkeit für sich und Andere, keine besondere politische Partei findet, und weil unter allen Regierungsformen fast gleichmäßig dagegen gesündigt wird. Politischer Ehrgeiz liegt ihm fern! Wir haben es, alles in allem, mit einem unabhängigen Geiste und Charakter zu thun, dem nichts so sehr am Herzen zu liegen scheint, als Wahrheit im Fühlen und Denken, im Leben und Handeln. Daß daneben die Liebe, die echteste Liebe, sehr wohl bestehen kann, zeigt seine hingebende Treue den Freunden gegenüber — nie macht sie ihn wankend in seinen Ueberzeugungen, aber er bewahrt sie auch da, wo er mit seinem Urtheil nicht beistimmen kann. Wie er es Freundinnen gegenüber gehalten? — das scheint nicht in litterarische Erinnerungen zu gehören — wir können aber versichert sein, daß der Mann von Ehre sich nie verleugnet haben wird.

Fast fürchte ich schon zu viel gesagt zu haben, sowohl für die, die mir Glauben schenken, als vollends für solche, die dazu keine Neigung verspüren, aber es ist schwer zu enden, wenn die Ueberzeugung die Feder führt. Zum Schluß erlaube man mir die Worte herzusetzen mit welchen der Autor seine Erinnerungen zusammenfaßt, das Glaubensbekenntniß des Schriftstellers und des Mannes.

Digitized by Google

„Was ich dieſen traurigen Seiten zuzufügen habe, iſt ſchnell ausgeſprochen. Man behauptet Villemain habe geſagt: „Das Schriftſtellerthum führt zu Allem, wenn man aus ihm heraustritt — ich behaupte dagegen, es bringt Troſt für Alles, wenn man ihm treu bleibt, wenn man ſich ihm ganz hingiebt und ihm nie die höchſte Achtung verweigert. Die litterariſche Thätigkeit iſt in guten und ſchlechten Stunden das Beſte, was man finden mag; um den, der ſie liebt, bildet ſie einen Wall gegen alles Ephemere, ſie zieht einen Kreis um uns, der keine Freude ausſchließt, aber dem Gemeinen den Eintritt verbietet. Ich kenne keine ſchönere Wirkſamkeit, als die des unabhängigen Schriftſtellers. Wenn er mit der Liebe zur Arbeit und zur Wahrheit ein wenig Beſcheidenheit verbindet; wenn er, unbekümmert um vorübergehende politiſche Formen, nach der Gerechtigkeit und Wahrheit ſtrebt; wenn er keinen andern Ehrgeiz kennt, als ſein Beſtes zu thun; wenn er, trotz aller Deceptionen, die das Leben bringt, die Größe ſeiner Zeit erkennt und bewundert; wenn er das Glück hat, Freunde beſeſſen zu haben und zu beſitzen, wie die, die ich verloren und die die mir geblieben, — ſo mag er ſeinem Schickſal danken, es war ein glückliches."

Sein Beſtes kann man freilich überall thun, Freunde haben wir hoffentlich Alle, und Vieles vom Schönſten, was Du Camp zu dem Glück des Schriftſtellers zählt, kann man auch in anderen Sphären erreichen. Hoch erfreulich iſt es aber, einem hervorragenden Manne zu begegnen, der am Ende ſeines Lebens ſeinem Berufe gerecht bleibt, wenn er in demſelben auch nicht alles gefunden, was er zu erreichen getrachtet und gehofft haben mag. Allzu oft ſchreibt der Wanderer es dem Wege zu, wenn er nicht kräftig genug auszuſchreiten wußte, um ans Ziel der Reiſe zu gelangen.

Köln, im November 1882.

Digitized by Google

Au Bonheur des Dames.

Roman von Emile Zola.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Alle Männer, auch diejenigen nicht ausgenommen, die im Begriff ſtehen, ſich mit der Längſterſehnten und Heißgeliebten zu vermählen, werden mir zugeben, daß es hienieden kaum etwas Abſpannenderes, Ermüdenderes giebt, als das ſtundenlange Verweilen in einem großartigen Modegeſchäfte, vollgepfropft mit Waaren von erdrückender und betäubender Mannigfaltigkeit, mit Hunderten von verbindlich lächelnden, die Vorzüglichkeit der Artikel anpreiſenden Verkäufern und Verkäuferinnen, mit gar nicht zufriedenzuſtellenden, mäkelnden, feilſchenden Kunden und deren mißmuthigen Begleitern — daß es nichts Entſetzlicheres giebt, als den Aufenthalt in einem jener mit ſchreiender Pracht ausgeſtatteten, überladenen von buntfarbigen Stoffen aller Art ſchillernden, von Bändern und Federn durchflatterten Rieſengeſchäfte, wie ſie das Großcapital in den Weltſtädten geſchaffen hat, um den heißhungrigen Bedürfniſſen des Luxus zu entſprechen und die zimmerſatte Gier der Putzſucht wo möglich noch anzuſtacheln. Der Beſuch eines dieſer gewaltigen Räume, dieſer „dem verſchwenderiſchen Wahnſinn der Mode geweihten Tempel“, bietet alle Unzukömmlichkeiten dar, welche die Beſichtigung der Muſeen und Sammlungen mit ſich bringt, ohne eine der Entſchädigungen, die uns die Werke der beruhigenden Kunſt gewähren. Eine Viertelſtunde, meinetwegen eine halbe Stunde, läßt man ſich den Spaß gefallen, man intereſſirt ſich für die Großartigkeit der Verhältniſſe, für die Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Verwaltung und inneren Einrichtung, man bewundert den Geſchmack in der Anordnung, man ſtaunt über den eigenthümlichen und beredten Ausdruck, den hier die Macht des Capitals findet. Die unaufhörliche Fluth der zuſtrömenden und abfließenden Menge,

Digitized by Google

das geschäftige Hin- und Herlaufen der Verkäufer, der Packete schleppenden Ladendiener, der Sturm auf die Kasse: mit einem Worte, das ganze, eigenartige, unglaublich belebte Bild fesselt unser Auge, und das tausendstimmige Summen und Surren, das es begleitet, beschäftigt unser Ohr. Aber bald wirkt diese Scene trotz ihrer Mannigfaltigkeit oder vielleicht gerade deswegen tödtlich einförmig und erschlaffend; wir fühlen uns wie zerschlagen und athmen auf, wenn der Schweizer in strahlender Livree die Thür hinter uns schließt.

In seinem neuesten Roman: „Au Bonheur des Dames“,*) hat Emile Zola nun die Grausamkeit, uns volle zehn Stunden — denn diese Zeit beansprucht das aufmerksame Lesen des merkwürdigen Buches — in einem solchen Modegeschäfte festzuhalten. Fast ohne Unterbrechung müssen wir ihm während dieser zehn Stunden durch alle Geschäftsräume, vom Keller bis zum Söller folgen; sieben oder achtmal müssen wir den einkaufenden Damen oder den besichtigenden Directoren in ganz langsamem Schritt durch den dichten Schwarm der schwatzenden und klatschenden Käufer und Verkäufer folgen. Wir sind todtmüde, wir bitten um Gnade; aber unser schonungsloser Führer ist unerbittlich! Immer wieder müssen wir den verhaßten Rundgang antreten, immer wieder die verschiedenen Lager mit einer Aufmerksamkeit, die uns aufgezwungen wird, mustern, immer wieder die schwarzen Wollstoffe, die buntfarbigen und bedruckten Baumwollstoffe, die Damentoiletten, die Kinderanzüge, Cravatten, Spitzen, Weißwaaren, Tischwäsche, Rüschen, Gardinen, Futterstoffe, Strumpfwaaren, gewirkte Waaren, Shawls, Handschuhe, Parfümerien, Schirme, Möbelstoffe, Teppiche, Posamentierwaaren, Federn, Bänder ꝛc. ganz genau in Augenschein nehmen. Hat diese Aufzählung schon etwas Langweiliges, so bedenke man nun, was die Schilderung aller verschiedenen Lager in ihren Einzelheiten, mit genauer Bezeichnung der speciellen Stoffe und Schnitte, dem Leser eines Kunstwerkes für Qualen auferlegt und einen wie tiefen Mißmuth sie bereitet. Sind wir in Wahrheit in einem solchen kolossalen Geschäfte, so können wir doch unter Umständen die Augen schließen; wir brauchen doch nicht überall stehen zu bleiben und Alles zu besichtigen! Aber bei Zola sind wir viel übler daran: wir sehen Alles ganz genau; die Anschaulichkeit seiner Schilderung ist wahrhaft entsetzlich! Ab und zu wandelt uns die Lust an, etwas leichtsinniger über diese Schilderungen hinwegzulesen, ein bischen zu schmökern; aber das geht nicht. Die eigenartige Kunst Zolas fesselt uns wider Willen, und wenn wir uns auch gar nichts daraus machen, einem Frühjahrsverkauf beizuwohnen, wenn wir uns auch für die Einführung eines neuen Seidenstoffes nur mäßig interessiren und es uns ziemlich kalt läßt, ob derselbe fünf Centimes mehr oder weniger im Meter kostet, wir müssen es ruhig über uns ergehen lassen, denn die Kunst der Darstellung läßt uns nicht los. Auf diese Eigenthümlichkeit werde ich leider noch zurück-

*) Paris, C. Charpentier, 1883.

Digitized by Google

kommen, hier habe ich sie nur flüchtig berühren müssen, um festzustellen, daß der Ort der Handlung den meisten männlichen Lesern durchaus antipathisch sein muß und sie aufs Aeußerste ermüdet. In demselben Maße aber ist die Handlung selbst diesmal erfrischend und sympathisch.

Wie immer bei Zola ist auch in dem neuesten Romane diese Handlung, wenn ich mich des Bildes bedienen darf, nur die Melodie, die von den breiten, rauschenden Harmonieen einer großen Idee getragen wird. Es handelt sich diesmal um den Todeskampf, das letzte Röcheln des vom Großhandel zu Boden gedrückten und vernichteten Kleinhandels.

Mit einer gewissen trüben Theilnahme sieht Zola diesem Vernichtungskampfe zu, dem Dahinschlachten des redlichen, arbeitsamen, tüchtigen kleinen Mannes, der das ererbte Geschäft auf derselben Grundlage, auf der es ihm überkommen ist und auf der es den Wohlstand der vergangenen Geschlechter gegründet hatte, fortführen will, durch den ungeschlachten Koloß, der Tausende von Einzelkräften zu einer erdrückenden Gewalt vereinigt.

Es ist ganz richtig, daß sich in dem letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs dieser Hang zum Ungemessenen, Gewaltigen und Großartigen besonders deutlich gezeigt hat, — das Bestreben, durch die Größe, das Kolossale, Uebermächtige, Uebermenschliche und Ungeheure zu erdrücken, wie es sich auch in der Kunst des zweiten Kaiserreichs, in den Bauten der neuen Theater, der Boulevards ꝛc., ausgesprochen hat, — durch das Unverhältnißmäßige zu wirken, das gewissermaßen den Ring zwischen den ersten Anfängen und den letzten Ausläufern der Cultur schließt, in dem sich die rohe Barbarei des Thurmbaus zu Babel und die Uebercultur der letzten Weltausstellung begegnen. Dieses Bestreben hat sich auch des Handels und Gewerbes bemächtigt. Die Industrie, die sich das Großcapital dienstbar gemacht hat, ist immer mehr erstarkt, und das auf die bescheidenen Mittel des Einzelnen angewiesene Kleingewerbe verkümmert. Zola empfindet für die unglücklichen Schlachtopfer, welche die Neuzeit in die Arena treibt, um von den eisernen Fäusten der Großen zermalmt zu werden, allerdings ein aufrichtiges Mitgefühl, aber er ist doch zu sehr ein Kind seiner Zeit, um nicht zu erkennen, daß es unmöglich ist, diesem Vernichtungskampfe Einhalt zu thun, und um nicht zuzugeben, daß die Allgemeinheit aus dieser Hinmetzelung des Schwachen durch den Starken Gewinn zieht. Die armen Opfer thun ihm leid, aber sie müssen fallen, und der Boden, den ihre Leichname düngen, zeitigt die Ernte, die die Allgemeinheit zu ihrem Wohlbefinden einfährt. Der Stillstand hat Unrecht und der Fortschritt hat Recht.

Denise, ein zwanzigjähriges, unansehnliches Mädchen, deren einzige Schönheit ihre ganz wundervollen bis zu den Knöcheln herabfluthenden blonden Haare sind, die aber trotz der mangelnden körperlichen Reize die ganz unwiderstehliche Anmuth des wahrhaft Mädchenhaften, Jungfräulich-Keuschen besitzt, kommt mit ihren beiden Geschwistern in Paris an. Sie ist eine Waise; ihr Vater hat bei seinem Tode Nichts hinterlassen. Sie ist in

Digitized by Google

Valognes in das größte Modegeschäft als Verkäuferin eingetreten und hat es durch Sparsamkeit und Entbehrungen ermöglicht, ihre beiden Geschwister und sich selbst mit knapper Noth zu ernähren. Ihr Bruder, Jean, verräth Talent zur Bildschneiderei, und ein Herr, der eine von ihm gefertigte Kleinigkeit sieht, räth ihm, in Paris sein Glück zu versuchen. Er verspricht ihm, ihn gleich bei einem Meister, der ihn beköstigen und ihm Wohnung geben wird, unterzubringen. Da erinnert sich Denise des freundlichen Briefes, den sie nach dem Ableben ihres Vaters von dessen Bruder, dem Onkel Baudu erhalten und in dem dieser ihr gesagt hat, daß sie im Nothfall immer eine Zufluchtsstätte bei ihm finden würde. So entschließt sie sich denn zur Reise nach der Hauptstadt. Für den fünfzehnjährigen Jean ist ja gesorgt, der Jüngste, der kleine fünfjährige Pépé, wird wenig Last machen, und sie selbst, die arbeiten kann und arbeiten will, wird in Paris schon ihr Unterkommen finden, wie sie es ja in Valognes gefunden hatte.

Von der langen Eisenbahnfahrt auf den harten Bänken der dritten Klasse ermüdet, treffen sie auf dem Pariser Bahnhof ein und legen den weiten Weg bis zur Wohnung des Onkels, nach der sie sich von der einen Straße zur andern zurechtfragen, zu Fuß zurück, alles bewundernd und anstarrend. Wie gebannt bleiben sie vor einem großartigen Magazin stehen, in dem sich soeben das erste Leben des Tages regt. Auf langen Seiten schildert Zola die Pracht des Einganges und der Schaufenster, die die kleine Gesellschaft nicht genug anstaunen kann. Endlich müssen sie sich doch von dem glänzenden Schauspiel losreißen. Man weist sie auf ein unansehnliches altes baufälliges Gebäude gegenüber, in dessen Erdgeschoß ein dunkler, muffiger Tuchladen sich befindet, als auf dasjenige, nach dem sie suchen. Dort steht auch mit mißvergnügtem galligem Gesicht der Principal, Onkel Baudu, den sie bisher nicht gekannt haben und der seinerseits von der Bekanntschaft mit seiner Nichte und seinem Neffen ganz und gar nicht erbaut ist. Freilich hatte er unter dem Eindruck der Todesnachricht einmal eine etwas unvorsichtige Redensart gebraucht, aber man fällt doch den Leuten nicht gleich in's Haus; Denise hätte doch vorher schreiben sollen! Er würde ihr dann gerathen haben, den Vorsatz, nach Paris zu kommen, aufzugeben; denn in Paris ist nichts zu holen! —

Der alte Baudu ist kein schlechter Mann; er ist nur auf's Aeußerste verstimmt über den unaufhaltsamen Rückgang seines Geschäftes und über das entsetzliche Gedeihen des Concurrenten da drüben. Als er die bestürzten Gesichter seiner Verwandten sieht, macht er gute Miene zum bösen Spiel und führt sie in die dumpfe feuchte Behausung ein. Denise lernt die andern Verwandten kennen: die Tante Baudu, eine bleichsüchtige, gramverzehrte Frau, der der geschäftliche Kummer ihres Mannes am Herzen frißt; denn sie hat ihm das einst blühende Tuchgeschäft in die Ehe mitgebracht, und ihre Cousine Geneviève, ein hageres, mageres, armes Mädchen mit der Figur eines unentwickelten Kindes, ein blutleeres Geschöpf mit ebenfalls wunder-

Digitized by Google

vollen Haaren, die ihre ganze Lebenskraft aufzusaugen scheinen. Der Ueberlieferung des Hauses folgend, ist die Tochter mit dem ersten Commis, der nunmehr der einzige geworden ist, einem gewissen Colomban, verlobt worden, einem ganz unbedeutenden Menschen, der sich das Vertrauen des künftigen Schwiegervaters dadurch erhält, daß er ihm immer Recht giebt. Die Vermählung der Beiden ist seit langen Jahren eine abgemachte Sache, die wie ein Naturgesetz hingenommen wird; man wartet nur darauf, bis das Geschäft sich wieder etwas hebt, um dieselbe zu vollziehen, weil Baudu den Ehrgeiz hat, das Geschäft in demselben blühenden Zustande, wie er es einst aus den Händen seines Schwiegervaters empfangen hatte, auch seinem Schwiegersohn zu übergeben.

Die Concurrenzstimmung ist in diesem Eingangskapitel ganz meisterhaft geschildert: dieser verzehrende, nervenaufreibende Neid, der Haß des rechtschaffenen Krämers gegen den Alles verschlingenden Großhändler, der natürlich, weil er Erfolge auf Erfolge erzielt, des Schwindels bezichtigt wird. Beinahe tragisch klingt die Klage des Krämers der alten Schule über den wüsten Neuerer. Und sie können den Blick von dem verhaßten Schauspiel nicht abwenden! Immer wieder müssen sie hinüberblicken nach den glänzenden Spiegelscheiben, hinter denen Waaren aller Art von den einfachsten bis zu den prächtigsten im Werthe von Millionen prahlerisch und die Kauflust reizend bergehoch aufgestapelt sind. Immer wieder müssen sie das riesenhafte Schild, das von zwei Genien getragen wird, lesen: „Au Bonheur des Dames", so schmerzlich und widerwärtig es ihnen ist. Wie die Motten flattern sie zum Lichte, um sich die Flügel zu versengen.

Daß in diesem traurigen, dem Untergange zueilenden Hause ihres Bleibens nicht ist, erkennt Denise sogleich. Ein benachbarter Kaufmann sucht ein „Fräulein" für sein Geschäft, und der Onkel begleitet sie dorthin. Die Stelle ist zwar vergeben; aber sie hört dort, daß das große Geschäft gegenüber, das sich wiederum erweitert habe, neue Verkäuferinnen suche. Denise hat für ihr Unterkommen und für das Unterkommen ihres kleinen Bruders zu sorgen; sie kann ihrem Onkel den Schmerz nicht ersparen, sich bei dem verhaßten Nebenbuhler zu melden.

Der Chef des Hauses ist Octave Mouret, derselbe junge Mann, den wir in dem vorigen Roman „Pot-Bouille" aus der Provinz nach Paris kommen und hier sein Glück machen sehen. Wir erinnern uns, daß er damals mit seinen goldbraunfarbigen Augen bei allen möglichen Weibern die beneidenswerthesten Erfolge erzielte, leichtsinnig wie der echte junge Mann in den Tag hinein lebte, um schließlich einer gesetzten und anmuthigen Frau, der verständigen Leiterin eines guten Geschäftes, die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Octave Mouret hat sich seitdem in sehr vortheilhafter Weise entwickelt. Seine Rührigkeit, sein Unternehmungssinn, seine Erkenntniß der Macht des Weibes, sein unausgesetztes Bestreben, diese zu seinem Vortheil zu verwerthen, haben in das nach der alten Schablone bisher

Digitized by Google

geleitete Geschäft frisches Blut und Leben gebracht. An seiner verständigen Frau, die ebenfalls ihre Zeit begreift, hat er die volle Unterstützung gefunden. Das Geschäft ist umgebaut, ein Nachbarhaus nach dem andern ist angekauft und mit dem Geschäfte vereinigt, immer mächtiger sind die Verhältnisse geworden, und als Frau Octave Mouret, die verwittwete Hédouin, in Folge eines Unglücksfalls beim Neubau von ihm scheidet, ist Octave der Erbe des kolossalen Geschäftes, einer der angesehensten und erfolgreichsten Kaufleute von Paris.

Diesem mächtigen Gebieter auf dem Pariser Markte tritt nun das schüchterne Mädchen zitternd entgegen. Sie gefällt ihm nicht übel; sie ist zwar recht kindlich unentwickelt, ein bischen linkisch und durchaus nicht schön, aber ihre Haare sind prachtvoll, und sie besitzt irgend etwas, was freundlich stimmt, eine gewisse seelische Ausgeglichenheit, Klarheit und Ruhe, die Wohlgefallen hervorruft; kurz und gut, er versucht es mit dem jungen Mädchen, und Denise tritt in das Geschäft probeweise ein. Sie wird von dem übrigen Personal ganz niederträchtig behandelt. Das seidene Kleid, das ihr vom Geschäft geliefert wird, sitzt schlecht, ihre schweren Provinzialstiefel erregen den Hohn der andern Mädchen, die sich auf dem nicht ganz unbekannten Wege alle möglichen Luxusartikel, Spitzen und Juwelen mit der Zeit verschafft haben. Sie wird das Stichblatt aller Hänseleien und Witzeleien, ihre Vorgesetzte ist besonders streng und lieblos gegen sie; bei jedem Anlaß und ohne Anlaß wird sie gescholten; aber sie hält tapfer Stand, sie muß Stand halten. Abends indessen, wenn sie in ihrem erbärmlichen Schlafstübchen ist, weint sie sich aus. Nur eine ihrer Colleginnen hat Mitleid mit ihr, Pauline Cugnot, eine Verkäuferin im Weißwaarenlager, und zwischen den beiden Mädchen spinnt sich eine innig rührende Freundschaft, so verschieden die Beiden auch sind. Pauline hat ihren Geliebten und findet das ganz selbstverständlich; sie begreift nicht, weshalb Denise sich dagegen sträubt, ein Gleiches zu thun. Denisen ihrerseits fehlt wiederum der Sinn dafür, so zu leben wie Pauline. Sie ist keineswegs entrüstet darüber; aber es widerstrebt ihr nun einmal. Sie ist ein unbewußt anständiges Mädchen. Sie besitzt ihre Tugend, wie sie ihre schönen Haare besitzt, als eine Gabe des Himmels, deren sie sich nicht rühmt, die ihr nun einmal zu eigen ist und die sie nicht aufgeben mag. Nur bei Paulinen findet Denise Theilnahme und liebevolles Verständniß. Bei dem männlichen Personal ergeht es ihr nicht besser als bei dem weiblichen. Auch die „jungen Leute" machen sich über das bescheidene, stille Mädchen lustig; aber auch unter diesen befindet sich Einer, der eine Ausnahme macht: Henri Deloche, der an demselben Tage wie sie in das Geschäft getreten und ihr auf der Schwelle, die sie zum erstenmal überschritt, begegnet ist, und der auch im Geschäft ein ähnliches Schicksal erleidet wie sie. Henri ist ein wenig gewandter Verkäufer und auch er wird beständig von seinen Kameraden wegen seiner Tölpelei und wegen seines unersättlichen Appetites zum Narren gehalten. Das Freundschaftsver-

Digitized by Google

hältniß zwischen Denisen und Henri ist in ganz reizenden Farben geschildert, so fein und zart und duftig, wie man es bei Zola, der sonst seine Farben ziemlich stark aufträgt, nur selten findet, ein zierliches Pastellbild von ungewöhnlichem Liebreiz.

Mit Denise lernen auch wir die Einrichtung eines großartigen Modegeschäftes in allen Einzelheiten kennen, und der Leiter desselben, Herr Octave Mouret, flößt uns gehörigen Respect ein. Octave ist kein trauernder Wittwer. Augenblicklich hat er ein zärtliches Verhältniß mit einer recht hübschen, reichen Frau, welche zur guten Gesellschaft gerechnet wird und die gute Gesellschaft in ihren Salons empfängt: Madame Desforges. In diesen Salons treffen wir mit einer ganzen Schaar von neuen Bekannten, die uns Zola sammt und sonders mit größter Genauigkeit schildert, zusammen. Aber bei dieser Gleichmäßigkeit der Ausführung in der Zeichnung und Färbung aller der Leute, die bei Madame Desforges Thee trinken, ist es uns kaum möglich, die Einzelnen auseinanderzuhalten. Sehr viele dürfen uns in der That ziemlich gleichgültig sein; wir begegnen ihnen zwar immer wieder und wieder in den unermeßlichen Räumen des „Bonheur des Dames", aber wir sehen uns doch nicht alle Leute an, die an uns vorübergehen. Ich halte diese Gleichmäßigkeit in der Ausarbeitung für einen Fehler Zolas. Mir liegt gar nichts daran, daß ich eine jede Gestalt, die in die Erzählung eingeführt wird, leibhaftig vom Scheitel bis zur Sohle vor mir sehe, daß ich mit ihren Familienverhältnissen vertraut gemacht werde. In der Beziehung könnte Zola vom Meister Turgenjew unendlich viel lernen. Die Vollständigkeit, die ängstliche Genauigkeit in der Schilderung ist nicht die Aufgabe der Dichtkunst; der Dichter soll eben nur das Charakteristische erspähen und schildern. Ein Wort von Turgenjew sagt mir oft mehr, als ganze Seiten von Zola. Wenn Turgenjew mir sagt, wie die Cravatte einer seiner Persönlichkeiten geschlungen ist, wie eine seiner Figuren eine Bewegung mit dem kleinen Finger macht, so sehe ich die ganze Gestalt anschaulicher vor mir, und sie erscheint mir tiefer empfunden und richtiger erfaßt als die notarielle Aufnahme, die uns Zola von den seinigen giebt.

Die Veränderung der Decoration von dem Kaufladen des „Bonheur" in den Salon der Madame Desforges ist übrigens nur eine scheinbare. Auch bei Madame Desforges vernehmen wir nichts anderes als Toilettengeschwätz. Es ist nur von neuen Stoffen zu ungewöhnlichen Preisen, von neuen Schnitten ꝛc. die Rede. Octave, in dessen Gehirn immer neue Pläne arbeiten, träumt von einer abermaligen, kolossalen Erweiterung seiner Geschäftsräume, und zu dem Behufe setzt er sich in Verbindung mit dem Director einer großen Bank, dem elsässischen Baron Hartmann vom Credit Immobilier, einem früheren Geliebten der Madame Desforges. Mit der Beredtsamkeit des Südfranzosen entwickelt er sein Programm, bei dem dem nüchternen Finanzmann beinahe die Augen übergehen. Das Geschäft, das jetzt etwa vierhundert Angestellte hat, müsse es auf ein Personal von mehreren

Digitized by Google

Tausenden bringen, und die Tageseinnahme, die jetzt an einem besonders glücklichen Tage die Maximalhöhe von achtzigtausend Francs erreicht, müsse bis auf eine Million hinaufgeschroben werden können. Er habe die Weiber für sich, und mit den Weibern regiere man die Welt. Baron Hartmann macht seine Unterstützung abhängig von dem Erfolge des kolossalen Geschäftes, das Octave für die nächsten Tage ausgesonnen und auf das er durch die unglaublichsten Reclamen schon seit Wochen die Pariser Damenwelt lüstern gemacht hat.

Der entscheidende Tag, an dem dieser Massenverkauf stattfinden soll, bricht herein. Man erinnert sich vielleicht aus dem früheren Romane „Le ventre de Paris“ der Schilderung der Markthallen und besonders der Schilderung der verschiedenen Käsegerüche. Man erkennt an der Art und Weise, wie Zola den Duft der verschiedenen Käsearten schildert, die einzelnen ganz genau wieder, wenn man deren Namen auch längst vergessen hat. Dasselbe Kunststück hat Zola hier fertig gebracht in der Schilderung des Confectionsgeschäftes. Man weiß nun, wie alle die Dinge heißen, die man früher einmal flüchtig gesehen hat — aber wozu dient das Alles? Wozu dieses Kunststück, das keine Kunst ist? Wer mit guten Augen gesegnet und des Ausdrucks mächtig ist, der bringt es bei einigem Fleiße, und wenn er selbst die Geduld nicht verliert, doch ohne besondere Schwierigkeit fertig, nach einem vorhandenen Modell eine ganz genaue Schilderung zu geben. Wenn man mir Zeit läßt, auf zehn Druckseiten zu schildern, wie es auf meinem Schreibtische aussieht, so glaube ich, werde ich das ebenfalls leisten können. Zola hat Specialstudien gemacht, um die ich ihn nicht beneide, aber wenn ich ein großes Modengeschäft zu begründen hätte, so würde ich ihn sicherlich um seinen sehr bewährten Rath freundlichst bitten. Er weiß Alles. Auf zwanzig und mehr Druckseiten schildert er uns, wie ein Modeartikel verkauft wird, und wer ganz genau wissen will, wie es an dem Tage der Einführung eines neuen Artikels in einem solchen Geschäfte aussieht, der wird hier seinen Wissensdrang befriedigen können. Aber ich gehe nicht hin! Und wenn ich auch die Genauigkeit und Vollständigkeit der Schilderung anerkenne, so muß ich doch sagen: diese ganze Angelegenheit langweilt mich. Was mache ich mir daraus, zu hören, wie sich die Commis Bemerkungen über diesen und jenen zutuscheln, wie sie sich die Kunden abjagen, triumphiren und enttäuscht sind; was mache ich mir aus den unerheblichen Damen, die dummes Zeug schwatzen, sich für Stoffe begeistern, die mir, so lange sie nach dem Meter gemessen werden, vollständig gleichgültig sind, die wählen und quälen? — Und ich muß ganz genau erfahren, wie die Commis und die jungen Damen wohnen, wie sie sich kleiden, wie sie schlafen, wie sie schnarchen, wie sie essen, wie sie trinken, wie die Füße der Verkäuferinnen am Abend aussehen und so weiter, und so weiter!

Allmählich fühlt sich Denise in der unangenehmen Umgebung etwas sicherer und selbständiger. Sie nimmt auch einmal an einer kleinen Land-

Digitized by Google

partie Theil, zu der Pauline und deren Geliebter sie eingeladen haben. Sie sieht da einen der Verkäufer, einen hübschen Menschen, übrigens einen Lümmel, und in ihrer Arglosigkeit glaubt sie, daß sich in ihrem Herzen für diesen Herrn Hutin so etwas wie Liebe rege; es ist indessen nur eine Selbsttäuschung. Vor dem gestrengen Chef, Octave, empfindet sie eine eigenthümliche, aber nicht unangenehme Scheu, und auch dieser bewahrt dem jungen Mädchen seine Wohlgesinnung. Sie gefällt ihm eben, er weiß selbst nicht, warum. Die Uebrigen aber hat sie noch nicht für sich zu gewinnen vermocht, sie wird noch immer so schlecht wie möglich von ihren Colleginnen und ihrer Vorgesetzten behandelt; die undankbarsten Aufgaben werden ihr zuertheilt; sie bekommt nie ein freundliches Gesicht zu sehen. Der sanfte, ungeschickte Henri seufzt im Stillen für sie.

Doch, noch Einer ist da, der sie mit freundlichen Augen betrachtet, sogar mit zu freundlichen: der Inspector Jouze, ein früherer Offizier, der, das rothe Bändchen im Knopfloch, mit einer großen rothen Nase und sinnlich geschwollenen Lippen die Leistungen der Angestellten überwacht. Er sieht ihr mancherlei kleine Vergehen nach, aber er beansprucht allerdings auch Gegendienste. Eines Tages versucht er in einer dunklen Ecke des Ladens sie zu umarmen und zu küssen. Sie stößt ihn so energisch zurück, daß er taumelt und auf einen Stuhl fällt. Von Stund' an hat sie einen erbitterten und mächtigen Feind mehr im Geschäft. Ihr jüngster Bruder, Pépé, ist in einer Pension untergebracht, für die sie die Kosten mit Mühe und Noth erschwingt, der ältere, Jean, ist ein liebenswürdiger Strick, der trotz seiner sechszehn Jahre beständig Frauengeschichten im Kopfe hat und immer in Verlegenheit wegen zwei bis drei Francs ist, die er regelmäßig unter den heiligsten Betheuerungen, daß er sich nun bessern werde, bei seiner armen Schwester erhebt. Jean braucht wieder einmal einige Franken, „weil sonst die Ehre einer Frau verloren ist" — das ist sein beständiger Vorwand, und wiederum ist er in den glänzenden Laden geschlichen, um mit seiner Schwester ein Wort zu reden, als der wüthende Inspector die Beiden in einem entlegenen Winkel abfaßt und die Frevlerin sofort dem Zorne der Vergeltung opfert. Denise wird Knall und Fall mit fünfundzwanzig Franken in der Tasche fortgeschickt. Octave ist das freilich gar nicht recht, und er wird sogar ernstlich böse, als ihm die Mittheilung gemacht wird; denn die Kleine war ein ruhiges, ansprechendes Mädchen; aber er hat schließlich doch den Kopf zu voll, als daß er sich des Schicksals einer seiner zahlreichen Verkäuferinnen besonders annehmen sollte.

Denise ist nun auf dem Pflaster. In rührendster Weise wird das Loos eines armen anständigen Mädchens in Paris geschildert. In einer baufälligen alten Baracke, die sich eigensinnig neben dem Prachtbau des „Bonheur des Dames" wie ein Protest der alten Zeit gegen die neue erhält, bei dem alten Schirmhändler Bourras, einem alten Sonderling mit buschigen Brauen und lang herabfallenden weißen Haaren, mit dem Kopfe

Digitized by Google

eines Propheten, findet Deniſe ein Unterkommen. Dieſer Bourras iſt ein prächtiger Typus. Auch er haßt das „Bonheur des Dames“ tödtlich und aus tiefſtem Herzen. Es nimmt ihm das Brod weg wie allen Andern. Aber er kann den glänzenden Octave Mouret chicaniren, und er thut es mit einer an Wahnſinn grenzenden Halsſtarrigkeit. Mouret will längſt die alte baufällige Bude kaufen, aber Bourras hat einen zehnjährigen Contract, und wenn er wie ein Hund crepiren ſollte, er weicht nicht von der Stelle. Es werden ihm fabelhafte Abfindungsſummen geboten, erſt 20-, dann 80-, dann 100,000 Franken — er weicht und wankt nicht. Er hungert lieber, als daß er dem Todfeinde ein Zugeſtändniß macht.

Deniſe verbringt lange Wochen in herzzerreißendem Elend. Sie findet keine Arbeit, ſie kann die Penſion für ihren kleinen Bruder nicht mehr bezahlen und muß auch dieſen nun zu ſich nehmen. Der alte Bourras läßt ſich aus Mitleid dazu beſtimmen, ſie zum Ausbeſſern von Schirmen und dergleichen gegen einen beſcheidenen Entgelt zu beſchäftigen, nur damit ſie ihren Bruder und ſich ungefähr ernähren kann. Endlich gelingt es ihr, in einer Modehandlung, die den Kampf gegen das „Bonheur des Dames“ aufnehmen will, bei Robineau, eine kleine Stelle zu finden. Für ſie ſelbſt und ihren Bruder iſt nun einſtweilen geſorgt; aber das Geſchäft, in das ſie eingetreten iſt, ſpinnt keine Seide. Es will durch Billigkeit den Strom der Käufer vom „Bonheur des Dames“ ablenken, aber das mächtige Geſchäft drückt das ſchwächere; es verkauft noch billiger und ſetzt die Preiſe immer niedriger, verkauft mit Schaden, nur um die Concurrenz todtzumachen. Es kann es ja aushalten und bringt die Verluſte auf der andern Seite wieder ein. Nun erinnert ſich auch Onkel Baudu wieder des armen Mädchens und ladet Deniſen zu Tiſch ein.

Deniſe findet das Haus des alten Tuchhändlers in immer troſtloſerem Zuſtande. Baudus Stern ſinkt in der That tiefer und tiefer. Er hat ſein Landhaus, das ſein ganzer Stolz war, verkauft und noch dazu an einen Kaſſirer des „Bonheur“; es vergehen Tage, während dem ſich kein Käufer in dem verwinkelten, ſchlecht gelüfteten, freudloſen Raum ſehen läßt, und die unglückliche Tochter, Geneviève, ſiecht langſam dahin. Sie liebt in ihrer Weiſe den ihr zum Gatten beſtimmten Colomban; ſie hat es nicht anders gewußt, als daß es ſo ſein ſollte; ſie kennt ihn von Kindesbeinen an, und dieſer Colomban hat ſich in eine der ſittenloſen Verkäuferinnen vom „Bonheur des Dames“, die er täglich hinter den glänzenden Spiegelſcheiben erblickt hat, vergafft, in die hübſche, liederliche Klara, mit der auch Octave gelegentlich einige Schäferſtunden verbringt. Und um dieſes Geſchöpfes willen täuſcht er die arme Geneviève, die Alles weiß und nun vor ihrer Freundin und Couſine ihr geplagtes Herz ausſchüttet. „Mir bricht das Herz!“ ruft ſie aus, „das ſind Qualen, die ich gar nicht kannte; es faßt mich in der Bruſt und im Kopfe, und dann verbreitet es ſich überall; es tödtet mich.“ — Das „Bonheur“ verwüſtet das ganze Stadtviertel, es

Digitized by Google

saugt gierig den ganzen Handel auf. Robineau muß sich einschränken, und Denise thut ihm einen Gefallen, als sie ihm kündigt. Sie ist Octave begegnet, die Beiden haben freundliche Worte miteinander getauscht, und Octave hat ihr gesagt, daß sie jeden Augenblick wieder in das Geschäft eintreten könne. Sie macht von dieser Berechtigung Gebrauch.

Diese besondere Theilnahme des gefürchteten, siegesgewissen und siegesbewußten Octave Mouret für ein schlichtes harmloses Kind, für diese unansehnliche Denise, die eben nur einfach und sanft und verständig ist, ist durchaus wahr. Schon zu Beginn des Romanes spricht ein Bekannter Mouret gegenüber das prophetische Wort aus: „Nimm Dich vor den Weibern in Acht! Du hast sie zu sehr ausgebeutet, sie werden sich rächen, und Eine wird die Rache für die Anderen übernehmen. Das ist Dein Verhängniß!" Aber Mouret lacht darüber. Und dieselbe prophetische Stimme sagt später, als das anscheinend so ungefährliche Mädchen vorübergeht: „Nimm Dich vor der in Acht! Mit der wird es schließlich ganz ernsthaft werden." Octave zuckt wiederum die Achseln. Aber er leugnet nicht mehr, daß das Mädchen doch einen besonderen Eindruck auf ihn macht, einen andern als andere. Und wie ist das nur möglich? Sie ist weder schön, noch geistvoll, noch besonders unterhaltend; sie ist verständig, artig, sanft, sie ist mädchenhaft. Das ist der Zauber, mit dem sie wirkt. Geschieht ihr Unrecht, so treten ihr zunächst wohl die Thränen in die Augen, aber sie faßt sich bald; sie besitzt eine sanfte und unbeugsame Kraft des Willens; sie sieht mit klaren Augen in die Welt und thut das, was sie für das Rechte hält, ohne Anerkennung zu verlangen und ohne sich über Ungerechtigkeiten zu beklagen. Sie belästigt Niemanden, sie ist bescheiden, und sie blickt auf eine ganz eigenthümliche Weise: klar und freundlich. Denise hat sich auch während der Zeit — denn es sind inzwischen Jahre vergangen — sehr entwickelt, und nur zu ihrem Vortheile. Eine Schönheit ist sie nicht geworden, aber ein Weib. Mouret wird immer mehr in den Zauberkreis dieses eigenthümlichen Mädchens gebannt, deren Eigenthümlichkeit eben die ist, daß sie gar nichts besonders Auffälliges hat, nur die allgemeine, Respect gebietende Anmuth der Jungfräulichkeit, die sanfte Gewalt des „Ewig-Weiblichen"; Zola gebraucht dieses Goethe'sche Wort, das uns in der klaren, aber etwas stimmungslosen französischen Sprache eigenartig berührt: „l'éternel Feminin". Denise könnte zehnmal an uns vorübergehen, ohne daß wir sie bemerken würden; bemerken wir sie aber und betrachten sie genauer, so muß sie uns gefallen. „Ihr Lächeln ist unwiderstehlich: alles lacht in ihrem bleichen Gesicht, ihre Augen, ihre Wangen, ihr Kinn mit dem Grübchen, während ihre blonden, schweren Haare sich gleichfalls leuchtend zu erhellen scheinen in königlicher erobernder Pracht." Octave sagt ihr jetzt schon etwas freundlichere Worte; er macht ihr sogar schüchterne Anträge, aber sie entwaffnet ihn durch ihre Ruhe, ihre Sanftmuth und Artigkeit. Die Einzige, die die Gefahr instinctiv ahnt, ist Madame Desforges,

Digitized by Google

der die Eifersucht die Augen schärft, die Denisen haßt und bei erster Gelegenheit tief zu demüthigen entschlossen ist. Inzwischen äußert sich die Wohlgesinnung Octaves für Denise nur darin, daß er ihr eine bevorzugte Stelle als zweite Verkäuferin giebt.

Octaves Leidenschaft wird durch die treuherzige Zurückhaltung des jungen Mädchens immer mehr entfacht, und eines Tages wird ihr durch eine seiner Vertrauensdamen ein Brief zugesteckt: Octave ladet sie zum Essen ein. Diese Briefe sind in dem ganzen Geschäfte sehr bekannt, sie sind das Taschentuch, das der Sultan wirft. Ueber die „Desserts" bei diesen Diners sind die boshaftesten Scherzworte im Umlauf. Stillschweigend verbündet sich das ganze Personal mit dem Chef, um ihn mit dem jungen Mädchen zusammenzukuppeln. Denise aber lehnt die Einladung dankend ab. Im Geschäfte gilt es indessen nun als ausgemachte Sache, daß Denise die Geliebte Octaves ist.

Wenn diese Weigerung schon dazu angethan ist, Octaves ihm selbst unbegreifliche, aber der Natur der Sache nach so richtige Leidenschaft für Denise anzuspornen, so führt ihn ein anderes Moment dazu, sich ganz ernsthaft in Denisen zu verlieben. Madame Desforges, die sich vernachlässigt fühlt, und die Denisen beargwohnt, Mouret ihr abspenstig gemacht zu haben, will sich an der Urheberin ihrer Qualen rächen. Unter dem Vorwande, sich einen Mantel anprobiren zu lassen, bescheidet sie Denisen zu sich. Zur selben Zeit hat sie auch Octave zu sich geladen. In Octaves Gegenwart demüthigt sie das arme Mädchen in jeder erdenklichen Weise. Denise läßt Alles ruhig über sich ergehen. Diese Ruhe bringt Madame Desforges ganz außer sich, und schließlich schleudert sie ihr die beleidigendsten Schimpfworte in's Gesicht. Das kann Octave nicht länger mit anhören. Er nimmt sich des armen Mädchens mit Wärme an, geleitet sie ritterlich zur Thür und Madame Desforges unterliegt in dem Zweikampfe. Aus Haß gegen Octave wendet sie sich nun zu dessen erstem Commis, der gerade entlassen worden ist, verschafft diesem, immer durch den Baron Hartmann, Capitalien zur Begründung eines Concurrenzgeschäftes und sucht nun den Kampf auf dem geschäftlichen Gebiete fortzusetzen.

Denise gewinnt immer mehr Macht und Einfluß, ohne irgend etwas Besonderes zu thun, lediglich durch die Reinheit ihres Wesens, durch ihre holde Mädchenhaftigkeit und Sittlichkeit. Diesem kleinen Mädchen gegenüber ist der Riese Mouret, vor dem Alles zittert, ohnmächtig. Er wird sogar eifersüchtig auf Hutin und den unschuldigen Deloches. Denise wird bei ihm verleumdet, er ist tief unglücklich, er will sie mit Schimpf und Schande davonjagen und bescheidet sie zu sich in sein Bureau. Sie sagt wenig oder nichts zu ihrer Vertheidigung; er glaubt ihr. Die Macht der einfachen Wahrheit verhilft ihr auch hier zum Siege, und die Scene, die so stürmisch zu beginnen drohte, nimmt den harmlosesten und friedlichsten Verlauf. Sie wird gemüthlich, freundschaftlich zu Mouret; er liebt und achtet sie immer

Digitized by Google

mehr; sie steigt zur ersten Stelle auf; ihre humanen Auffassungen über die Behandlung der Leute dringen bei ihm durch, kurz, sie beherrscht ihn ganz, ohne sich anzustrengen, ohne sich etwas darauf einzubilden, ohne ihre Herrschaft nach irgend einer Richtung hin zu mißbrauchen.

Man mag gegen die Sittlichkeit der Zola'schen Romane mancherlei Beschwerde haben erheben dürfen; einen sittlicheren Roman als diesen, wenn man von einzelnen bei Zola unausbleiblichen Einzelheiten absieht, giebt es nicht. Die Gewalt der unbewußten Reinheit hat niemals einen stärkeren und überzeugenderen Ausdruck gewonnen, als in diesem Roman. Und es ist Alles so glaubhaft, so vollständig in der Ordnung! Es kann nicht anders sein.

Während das moderne, gewaltige Geschäft des Großhändlers, der seine Zeit versteht, immer mehr an Macht gewinnt und ein immer mehr strahlenderes Licht ausströmt, versinkt der Kleinkram der guten alten, dahingeschwundenen Zeit immer tiefer in die Nacht des Siechthums. In dem alten Tuchladen des Onkels Baudu, in dessen stickiger, dumpfig-feuchter, sonnenleerer Luft Alles verkümmert, die Menschen und ihre Thätigkeit und die Waaren verschimmeln, haben wir ein wahrhaft ergreifendes Bild dieser Götterdämmerung des rechtschaffenen Kleinhandels von ehedem, und in der tödtlich getroffenen Geneviève dessen leibhaftiges Conterfei.

Ein Gemälde von herzzerreißender Traurigkeit!

Man vergißt diese Seiten nicht wieder, wenn man sie einmal gelesen hat. Man sieht mit Denise, die beklommen in das unerfreuliche Gewölbe ihres hart geschlagenen Verwandten tritt, die ruhige Trostlosigkeit des Ganzen: die blutleere leidende Mutter auf dem durchgesessenen Bänkchen hinter dem Rechnungsbuche, dessen letzte Eintragung schon Tage alt ist, die grausige Leere vor dem Ladentische und hinter demselben. Denn auch der einzige Commis, Colomban, hat das sinkende Schiff verlassen. Er hat zunächst eine Zeit lang mit der hübschen, leichtsinnigen Verkäuferin auf dem „Bonheur des Dames", mit Klara, vergnügte Stunden verbracht und ist dann in eines der blühenderen Concurrenzgeschäfte eingetreten. Er hat das alte Geschäft, in dem er aufgewachsen und wie der Sohn des Hauses behandelt worden war, er hat seinen väterlichen Freund, er hat seine unglückliche Braut ohne Gewissensbisse im Stiche gelassen. — Auf der Treppe, die nach dem obern Stockwerk hinaufführt, erscheint der alte Baudu ganz gebrochen, das Gesicht noch galliger denn je. Er kommt vom Krankenbett seiner sterbenden Tochter, die eben eingeschlummert ist. Diese stumme ergebene Verzweiflung macht einen tiefen Eindruck. „Es ist das Ende," sagt Baudu. „Sie haben uns unsern Handel getödtet, und nun tödtet uns eine ihrer Schelminnen unser Kind!"

Geneviève erwacht; man hört; wie sie mit dem Stock auf den Boden klopft. Denise tritt in das Krankenzimmer. Da liegt das arme Mädchen im Bett, so hinfällig, so geschwunden, daß man kaum noch die Gestalt und das Vorhandensein ihres Körpers unter den Falten der Decke wahrnimmt.

Digitized by Google

„Ihre abgemagerten Arme, vom heißen Fieber der Schwindsüchtigen erhitzt, hatten eine beständige Bewegung ängstlichen und unbewußten Suchens, während ihre schwarzen Haare, schwer von Leidenschaft, noch dichter erschienen und gierig das Leben aus ihrem armen Gesicht aufsogen, auf dem die letzte Entartung einer alten Familie dahinschwand, die im Schatten in diesem Keller des alten Pariser Handels aufgewachsen war." — Als Denise sie trösten will, schlägt die Kranke plötzlich die Bettdecke zurück „mit der keuschen Geberde einer Jungfrau, die im Sterben nichts mehr zu verbergen hat". „Sieh' mich an: nicht wahr, es geht zu Ende?" — Zitternd trat Denise vom Lager zurück, als fürchtete sie durch einen Hauch diese elende Nacktheit zu zerstören. Es war der Körper einer Braut, der, im ewigen Warten aufgezehrt, zur hagern Kindheit der ersten Jahre zurückgekehrt war. Sie weiß ganz gut, daß sie stirbt, sie weiß, daß sie nur noch wenige Stunden zu leben hat; als aber ihr Vater im Krankenzimmer erscheint, sagt sie, während sie Denise verabschiedet: „Morgen brauchst Du nicht zu kommen; aber komm' Sonntag, wir verbringen den Nachmittag zusammen." Am andern Morgen um sechs Uhr stirbt sie.

Das Begräbniß Geneviève's wird von dem benachbarten Kleinhandel zu einer Art von Demonstration benutzt — ein tragischer Protest der dem Tode Geweihten gegen den siegreichen Mörder. Denn das „Bonheur des Dames" hat ihnen Alles genommen: dem Vater das Vermögen, der Mutter die Tochter, der Tochter den Mann, mit dem sie seit zehn Jahren verlobt war. Geneviève wird aufgebahrt, und alle Kaufleute der Umgegend versammeln sich vor dem Sterbehause. Einige Commis sehen hinter den Glasscheiben des „Bonheur" neugierig dem Schauspiel zu: „aber der Koloß selbst bewahrte die Gleichgiltigkeit einer im vollen Dampf dahinsausenden Locomotive, die sich nicht um die Wesen, die sie in ihrem Laufe zermalmt, weiter kümmern kann." — Langsam legt der lange Trauerzug den weiten Weg bis zum Kirchhof Montmartre zurück, und die ihm folgen, sind wahrhaft Leidtragende. Ihr schweres Herz verschafft sich in bitteren Klagen, in haßerfüllten Verwünschungen Erleichterung. Einer nach dem Andern unterliegt in dem Kampfe. Alle sind am Vorabend des Ruins. Im ganzen Viertel wird es bald kein anderes Geschäft mehr geben als das „Bonheur des Dames". „Wenn die Ellenreiter nun gar anfangen, Seife und Stiefel zu verkaufen, dann werden sie wahrscheinlich bald auch Bratkartoffeln ihren Kunden anbieten. Die Erde geht aus dem Leim, meiner Treu, sie geht aus dem Leim!" Am wüthendsten ist der alte Bourras, der Schirmhändler. „Ihm war, als hörte er hinter dem Onkel, der schwerfällig und blind dahertappte, wie ein vom Todesschlage betäubter Stier, das Trippeln einer Heerde, die man zur Schlachtbank führt. Es war der Untergang aller Geschäfte eines Stadtviertels, der da folgte, der Kleinhandel, der mit dem eigenthümlichen schlürfenden Geräusch nasser Schuhe seinen Ruin durch den Koth von Paris daherschleifte." Dieses Begräbniß ist wiederum ein wahres Meisterwerk der Schilderung.

Digitized by Google

Der unglückliche Robineau, der den Kampf gegen das „Bonheur des Dames“ hat unternehmen wollen, wird über den Haufen gerannt, wie alle Anderen. Er sieht den Ruin vor sich, er macht sich die schwersten Vorwürfe darüber, das von seiner geliebten, rührend guten Frau eingebrachte Vermögen verloren zu haben, und im Augenblick der Verzweiflung wirft er sich vor einen schnell daherfahrenden schweren Omnibus. Er wird indessen nicht getödtet, da der Kutscher rechtzeitig die Pferde halten kann, doch eines seiner Beine wird gebrochen. — Der alte Bourras, dessen Halsstarrigkeit ungebrochen geblieben ist, und der seine Baracke um keinen Preis der Welt hat hingeben wollen, wird nun ebenfalls niedergeworfen. Er hat sich in Schulden stürzen müssen; der mächtige Capitalist hat ihn schließlich exmittiren können. Bourras steht dem Hause gegenüber, das er um keinen Preis hat verlassen wollen. Er sieht, wie die geschäftigen Maurer sich daran machen, seine Stammburg, die er so zähe vertheidigt hat, zu vernichten. Er kann nicht von der Stelle weichen; er sieht, wie die ersten zerstörenden Schläge fallen, und in demselben Augenblicke stürzt auch schon die morsche, baufällige Bude, die nicht erst niedergerissen zu werden braucht, von selbst zusammen.

Der alte Baudu ist nun in seinem Laden ganz allein. Seine Frau ist der Tochter bald gefolgt. Es geht ihm schlechter und schlechter. Sein ganzes Vermögen ist dahin. Mit demselben schwerfälligen, gedankenlosen Schritt, mit dem er den Leichen der Seinigen gefolgt war, läuft er jetzt stumpfsinnig in dem öden Laden auf und ab. Denise besucht ihn oft, aber sie kann ihn nicht trösten. Das Schicksal ihres Verwandten rührt sie tief; sie besitzt im „Bonheur“ den größten Einfluß, und sie darf es wagen, in einer traurigen Stunde ganz schüchtern und ängstlich ihm den Vorschlag zu machen, als Inspector unter guten Bedingungen in ein Geschäftshaus zu treten. „Wo?“ fragt Baudu. „Mein Gott, da drüben, bei uns. Sechstausend Franken und nicht viel zu thun.“ — „Da blieb er plötzlich vor ihr stehen; anstatt aber aufzubrausen, wie sie es befürchtet hatte, wurde er sehr blaß und unterlag mit bittrer Ergebenheit einer schmerzlichen Rührung.“ „Da drüben, da drüben,“ wiederholte er stotternd mehreremale, „Du willst, daß ich da drüben eintreten soll?“ — „Denise war von dieser Rührung ergriffen. Sie dachte an den langen Kampf der beiden Geschäfte, sie dachte an das Begräbniß der Geneviève und der Madame Baudu; sie sah vor ihren Augen das alte zu Boden geworfene Tuchgeschäft, das vom „Bonheur des Dames“ erdrosselt war. Und der Gedanke, daß ihr Onkel da drüben eintreten und mit weißer Binde durch die unermeßlichen Räume dahinschreiten sollte, hob ihr Herz vor Mitleid und Entrüstung.“ — „Sage mir, Denise, mein liebes Kind, ist denn das möglich?“ sagte er einfach, während er seine armen zitternden Hände ineinanderlegte. — „Nein, nein, lieber Onkel!“ rief sie in einer Aufwallung ihres rechtlichen und guten Wesens aus. „Es geht nicht, vergeben Sie mir, ich bitte Sie.“ — „Er ging wieder auf und ab, und unter seinen Schritten erzitterte die tödtliche Einöde des Hauses.“

Digitized by Google

Diesem tragischen zusammenbröckelnden Zerfall gegenüber hat Zola nun den immer gewaltiger werdenden Prachtbau des modernen Großhandels errichtet. Was er davon denkt, läßt er Denise sagen, noch während sie in dem kleinen concurrirenden Geschäft von Robineau als Verkäuferin angestellt ist: „Ich habe vielleicht Unrecht, aber ich spreche meine Gedanken aus. Während früher die Preise von fünfzig Häusern gemacht wurden, werden sie jetzt von vier oder fünf gemacht und allmählich herabgesetzt, weil diese wenige über große Capitalien und über eine mächtige Kundschaft verfügen. Das Publikum gewinnt dabei, das ist meine Meinung." — Das von Mouret in wahrhaft genialer Weise geleitete Geschäft gewinnt immer mehr und mehr an Ausdehnung, und endlich sieht Mouret seinen kühnsten geschäftlichen Traum verwirklicht. Das ganze Häuserviertel hat er an sich gebracht, niedergerissen und zu einem ungeheuren Verkaufsladen, in dem sich fünfzig bis sechszig großartige Geschäfte vereinigen, umgeschaffen — eine Sehenswürdigkeit von Paris, ein gewaltiges Gebäude, das aus den engen winkeligen Straßen von Alt-Paris herausgekrochen ist und nun in einer der schönsten neuen Straßen, die da gebrochen sind, seine Prachtfaçade den erstaunten Blicken darbietet.

Meinem Bedürfnisse als Leser würde die Verzeichnung dieser Thatsache vollauf genügen, und ich könnte mir ganz gut vorstellen, wie herrlich das neue Weltgeschäft aussieht; Zola aber hält es für erforderlich, uns die Geschichte des Neubaus mit allen Einzelheiten zu erzählen, uns keine der Umgestaltungen, die die Verwaltung vornimmt, zu verschweigen, uns nun zum dritten- oder viertenmale mit allen Geheimnissen des Geschäftes vertraut zu machen. Ja, wir müssen sogar, nachdem wir nun ganz genau wissen, wo man Strümpfe, Handschuhe, Weißwaaren, Seidenstoffe ꝛc. kauft, schließlich noch Inventur aufnehmen!! Und das ist nicht mit der einen Zeile abgemacht; eine halbe Stunde und länger müssen wir die Restanten mit den Commis mitzählen. Ich will, um die Sache ganz anschaulich zu machen, einige Zeilen aus dem langen Capitel wiedergeben, wobei ich mir die Erleichterung gestatte, die französische Bezeichnung da beizubehalten, wo mir als Laien in der Branche der Damen-Confection der richtige deutsche Ausdruck fehlen würde:

„5 Mäntel, Tuch, pelzgefüttert, . 3. Größe, zu 240 Francs,
rief Marguerite.
4 idem . . . . . 1. Größe, zu 220 "
7 Schleier à la vieille, Sicilienne 1. Größe, zu 130 "
3 Pelzmäntel, Surah . . . . 2. Größe, zu 150 "
„Können Sie folgen, Fräulein Baudu?"
„Jawohl."
20 Paletots, Doppelkaschmir . . 4. Größe, zu 180 Frans 50 Cents.
rief Marguerite mit singender Stimme.
14 Jaquets, englisches Tuch . . 2. Größe, zu 15 "
Gemusterte Seide, 21 Meter . . zu 6 " 50 "
idem 25 " . .
Gemusterte Seide, klein carrirt 22 Meter zu 6 " 50 "
Gemusterte Seide, klein carrirt 28 " zu 6 " 50 "
Starkes Seidenzeug, weiß . 35 " zu 8 " 75 "

Digitized by Google

Ich frage mich, wie ein Mann von der Bedeutung Zolas sich das kindliche Vergnügen machen kann, in dieser Weise den Prospect eines beliebigen Modebazars auszuschreiben, und wie er den Anspruch erheben kann, daß sich vernünftige Leute dafür interessiren sollen. Wir haben nun längst erfahren, wie die Commis bisher beköstigt worden sind; jetzt müssen wir uns erzählen lassen, wie sie unter den neuen Verhältnissen beköstigt werden. Ich gestehe, daß es mir vollständig gleichgültig ist, was die Commis essen, ob es gut oder schlecht ist, viel oder wenig. Das haben die Herren doch lediglich unter sich auszumachen; und daß bei der Gelegenheit uns gar noch unappetitliche Einzelheiten mitgetheilt werden: wie der Koch sich in den Finger schneidet und das Blut in den großen Kessel tropft, ist eine recht überflüssige und geschmacklose Quälerei. Aber Zola hält es für durchaus erforderlich, uns darüber zu beruhigen, daß die Herren Handlungsdiener, die Verkäuferinnen und Probirmamsells im „Bonheur des Dames" täglich 16 Hektoliter Kartoffeln, 120 Pfund Butter, 1200 Pfund Fleisch gebrauchen, wir wissen ganz genau, daß das Geschäft, welches zu Beginn der Handlung vierhundertunddrei Angestellte hat, später gegen tausend, dann gegen zweitausend, und zum Schluß, also nach etwa sieben Jahren, dreitausendfünfundvierzig Leute beschäftigt; daß die Maximaleinnahme des Tages im ersten Jahre des Romans 80,742 Francs, nach einigen Jahren 587,210 Francs 30 Centimes, die Jahreseinnahme achtzig Millionen, und daß zum Schluß das vermessene Ideal der Tageseinnahme von einer Million erreicht wird. An dem letzten großen Verkaufstage, dem wir beiwohnen — gottlob, daß es der letzte ist — überreicht der Kassirer dem siegreichen Chef die stupende Baareinnahme von 1,000,247 Francs 95 Centimes.

Octave hat in der That alle Hebel in Bewegung gesetzt. Er hat die Reclame mit amerikanischer Großartigkeit betrieben. Hunderttausende von Prospecten mit Schnittmustern werden unter die Kunden der ganzen Welt verschleudert, die Zeitungen haben seitenlange Anzeigen, auffallende Wagen, mit schönen Pferden bespannt, rasseln beständig durch die ganze Stadt und zeigen in größter Schrift die weltberühmte Firma. Um eine Idee beneidet Octave seinen Concurrenten, der übrigens bald unschädlich wird, da sein Magazin niederbrennt; dieser hat nämlich den guten Gedanken gehabt, den neuen Laden durch den Pfarrer der Madeleine und die gesammte Geistlichkeit der großen Kirche einsegnen zu lassen. „Eine großartige Reclame!" ruft Octave mit Achtung aus. „Ich muß mir den Erzbischof von Paris verschaffen!"

Zola ist unerbittlich bis zum Schluß, und am Schluß erst recht quält er uns mit den endlosen Schilderungen desselben Geschäfts. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Beschreibung dieses Geschäftes, der Waaren, des Personals — wobei ich die Helden nicht mitrechne — der Baulichkeiten, der Verwaltung gewiß an die dreihundert enggedruckte Seiten füllt, daß sie also den Umfang eines stattlichen Romans hat. Wenn diese Aufzählungen

Digitized by Google

von ganz überflüssigen und uninteressanten Einzelheiten von dreihundert auf dreißig Seiten zusammengestrichen würden, so würde Zola ein Meisterwerk der neuen erzählenden Dichtung geschaffen haben; denn der merkwürdige Kampf der gewaltigen Neuzeit gegen die ohnmächtige, dem Untergang geweihte alte auf der einen Seite, auf der anderen die ruhige, anspruchslose, aber unwiderstehlich erobernde Gewalt der Wahrheit und Sittenreinheit über die Schrankenlosigkeit der Begierden, die „sinnliche Sturmfluth unserer Zeit“ — das Erbtheil der Maquarts — über die Genußsucht, die trotz des verschwenderischen Reichthums sich zur Ohnmacht verurtheilt sieht, ist in diesem neuesten Werke Zolas in ganz ergreifender und wahrhaft rührender Weise meisterlich veranschaulicht.

Denn Octave ist trotz der Tageseinnahme von einer Million ein unglücklicher Mensch. Die kleine Denise hat's ihm angethan, und diesem schlichten Kinde gegenüber kann der gewaltige Kaufmann, der die Welt beherrscht und vor dem die Frauen aus der besten Gesellschaft auf den Knieen liegen, nichts ausrichten. Denise liebt ihn längst, sie wagt nur nicht, es sich zu gestehen. Als sie den unglücklichen Onkel Baudu verlassen hat, macht sie sich's klar. Sie kann die Nacht kein Auge schließen. Als ein verständiges Kind ihrer Zeit sah sie, „wie das Leben unwiderstehlich seine Arbeit verrichtete, das Leben, das nur ernten kann, wenn es Tod aussäet. Aber ihr weibliches Gemüth erfüllte sich mit Thränen der Rührung, mit einer geschwisterlichen Zärtlichkeit, bei dem Gedanken an die leidende Menschheit. Sie selbst war seit Jahren von dem Räderwerk der Maschine erfaßt. Hatte sie nicht auch geblutet? Hatte man sie nicht gequält, davongejagt, mit Schimpf und Schande überladen? Noch zu dieser Stunde erfaßte sie von Zeit ein Schrecken, wenn sie sich Rechenschaft davon ablegte, daß sie von der Logik der Thatsachen auserwählt war. Weshalb gerade sie, so unansehnlich und unbedeutend? Weshalb wog gerade ihre kleine Hand so schwer bei der Verrichtung der Arbeiten dieses Ungeheuers? Und die Gewalt, die Alles niederriß, hob sie empor, sie, deren Eingreifen gewissermaßen eine Vergeltung war. Mouret hatte diese Maschine ersonnen, die die Welt zerstören sollte, deren brutales Werk sie entrüstete. Er hatte das ganze Stadtviertel mit Trümmern bedeckt, die Einen beraubt, die Andern getödtet, und sie liebte ihn trotzdem wegen der Großartigkeit seines Werkes, sie liebte ihn mehr und mehr bei jeder Ausschreitung seiner Gewalt, wenn ihr auch die Thränen über die Wangen flossen vor dem heiligen Elende der zu Boden geworfenen Besiegten.“

Sie muß sich schließlich sagen, daß es für sie am besten ist, wenn sie in ihre Provinz zurückkehrt. Durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit hat sie ein kleines Vermögen erspart; sie kann ruhig einige Jahre mit ihrem Bruder leben, dem kleinen Pépé, der inzwischen zwölf Jahre alt geworden ist, und für Jean, der sich schon verheirathet hat, ist auch gesorgt. Sie fühlt, daß sie ihr Gleichgewicht, welches ihre ganze Stärke ausmacht, zu verlieren droht, sie will die Ruhe ihrer Seele wiedergewinnen, sich die

Digitized by Google

Keuſchheit ihres Gemüths erhalten, ſie will gehen. Das entſcheidet. Mouret, den der größte kaufmänniſche Triumph ſeines Lebens, die Tageseinnahme von einer Million, gleichgültig gelaſſen hat, ſchließt ſie in die Arme und verlobt ſich mit ihr. Deniſe geht in ihre Heimat, nach dem kleinen Valognes zurück: dort wird ſie einen Monat bleiben, bis das Geſchwätz etwas vorüber iſt, und er ſelbſt wird ſie von dort abholen und ſie als allmächtige Gebieterin an ſeinem Arme in das neue Reich einführen.

Auf den Hauptfehler des neuen Zola'ſchen Romans: das Uebermaß der überflüſſigen Schilderungen, habe ich ſchon bei der Wiedergabe der Handlung zu wiederholten Malen hinweiſen müſſen; einige häßliche Worte hätten vielleicht auch fehlen können, ohne daß dadurch das Ganze an Kraft der Charakteriſtik verloren hätte. Daß Zola bei ſeinem Fanatismus für die Lebenswahrheit hier und da Verhältniſſe berühren muß, die nicht ganz erfreulich ſind, verſteht ſich ja von ſelbſt. Aber im Großen und Ganzen iſt dieſer Roman durch und durch ſittlich, und zwar ſittlich nicht nach der neuſten Manier: durch erbarmungsloſes Aufdecken des Abſcheulichen und Widerwärtigen, ſondern ſittlich dadurch, daß dieſes Werk eine freudige und behagliche Stimmung für das Einfache, Gute und Rechte hervorruft. Die anſpruchsloſe Deniſe iſt ohne Zweifel eine der ſympathiſchſten Geſtalten, welche die neue erzählende Kunſt geſchaffen hat.

Digitized by Google

Nachruf an Richard Wagner.

Von

Felix Dahn.

— Königsberg. —

Die Harfe, die ſo lang im Streit der Sänger
Vor andern kühn und laut und ſtolz erklang,
Die Harfe mit dem Schall wie Gold und Erz, —
Die Harfe mit dem Silberſchwan am Bug, —
Sie iſt verſtummt: die Saiten, die zugleich
So ſtark und ſüß getönt, zerriß der Tod:
Und eine große, trauervolle Stille,
Ein bang' Gefühl, von nie erſetzlichem
Verluſt durchdringt das Volk, dem er gehört'.

Uns, ſeinen Freunden, ſei es hier vergönnt,
Um dieſen großen Todten unſern Schmerz
Mit lautem Wehruf feierlich zu klagen!

Er war zugleich ein Sänger und ein Held:
Mit freiem Wagniß ſchuf er ſelbſt ſein Maß,
Ein Liebling Wotans, ſelbſt ein kühner Wälſung.
Im Kampfe war ihm wohl, wann ſchwanen-ſchwingig
Walküren rauſchten um ſein ſtolzes Haupt.

Es glich ihm keiner von den Lebenden!

Geheimnißvoller Zauber zog ihm nach
Die Herzen mit dämoniſcher Gewalt:
Und was war dieſes Zaubers letzter Grund?
Daß ſeine Kunſt ſo deutſch war, durch und durch!

Digitized by Google

Ob ſein Rienzi laut die Römer rief
Zum Freiheitskampfe mit Drometen-Schall, —
Ob König Heinrich an den Heerſchild ſchlug,
Ob er des Geiſterſchiffes Schauer malte, —
Ob er Herrn Walter von der Vogelweide
Als einen guten Lehrer pries des Sang's, —
Ob Mark-durchrieſelnd und dämoniſch ſchön
Der Minne Lockruf drang vom Venusberg, —
Ob ſanft zum Abendſtern, wie Wolframs Weiſe,
Eliſabeths verklärte Seele zog, —
Ob unſere alten, theuren, hohen Götter
Er aus der Dämm'rung der Vergeſſenheit
Empor zu neuer Asgard-Schöne rief, —
Ob er des Knaben, der der größte Held,
Ob er Jung-Siegfrieds kindiſch frohe Weiſe
Aus ſeinem Hifthorn hell erſchmettern ließ — —
Stets war der Edeltrank, den er uns bot,
Aus unſeres Volksthums tiefſtem Quell geſchöpft! —

Das iſt der Zauber, der uns Alle zwang,
Das iſt das Rheingold, das der Kühne hob,
Das Wotansſchwert des Siegs ſich d'raus zu ſchmieden.
Deutſch war ſein Singen, und ſein Dichten deutſch.

Und deshalb Richard Wagner, wirſt du leben
In unſres Volkes Walhall' unvergänglich,
So lange noch an unſ'ren deutſchen Strömen,
An Rhein und Donau deutſches Wort erſchallt.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von L. T. Fischer, Forberg, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. von Siegl, W. Unger, W. Wörnle u. A. und zahlreiche Text-Illustrationen. Stuttgart, J. Engelhorn.

Bei Büchern darf man wohl nach dem Schicksale fragen, aber nicht nach dem Zwecke. Sind sie schön, so genügt schon diese Eigenschaft, ihr Erscheinen zu rechtfertigen — sind sie das nicht, so sind sie, mögen sie dann noch so zweckmäßig sein, nur ein schlechter Ersatz für das, was man braucht. Ein echtes Buch ist ein Kunstwerk und will nach denselben Grundsätzen beurtheilt sein wie dieses.

Das vorliegende Werk ist ein wirklich schönes Buch, und so braucht man sich um das grießgrämige Wozu? nicht zu kümmern. Es läßt sich denken, daß gar Mancher ihm gegenüber noch seine besonderen Wünsche haben würde — daß er an seiner Stelle gern ein handliches Reisebuch gehabt hätte, welches, ohne sich um andere Gegenstände, Preise und Fahrpläne zu kümmern, nur einen Führer für den kunstliebenden Romfahrer abgegeben hätte. Einige Bände in niedrigem Formate, die man im Koffer bei sich führen kann, mit belehrendem Texte und guten Abbildungen. Ein solches Buch würde sicher eine passende Stätte finden.

Solchen Wünschen entspricht das vorliegende Werk nicht. Es ist ein Quartband von 300 Seiten starken Papiers: derartiges Gepäck nimmt man nicht mit auf die Reise. Es wäre aber auch ein Irrthum, wollte man annehmen, es sei einfach eine neue Geschichte der italienischen Kunst mit volksthümlichem Text und schönen Bildern, aus der man jene Entwickelung übersichtlich lernen oder sich in einzelnen Fällen Raths erholen könnte. Das Buch setzt vielmehr Leser voraus, welche mit dem Stoffe schon bekannt sind, ja die womöglich die Stätten, von denen es handelt, schon selbst gesehen haben. Das Eigenthümliche dieser „Kunstschätze" ist nämlich, daß sie geographisch gegliedert sind. Von Venetien ausgehend, durch die Lombardei, Toskana weiterschreitend bis nach Sicilien, schildert das Werk die Kunstwerke jedes einzelnen Ortes.

Man erkennt sofort, daß sich daraus eine gewisse Einseitigkeit ergiebt. Denn die Kunstschätze Italiens befinden sich nur zum Theile noch an dem Orte ihrer Entstehung oder ihrer ursprünglichen Bestimmung. Sind doch sogar die Werke der Baukunst, die man wohl in ihrem Boden gefestigt glauben sollte, von der Verschleppung nicht

Digitized by Google

ganz verschont geblieben, und Bildhauerarbeiten und Malereien sind in solchen Massen in das Ausland gewandert, daß man einige Meister in Italien gar nicht so gut kennen lernen kann, wie etwa in Madrid, in Paris oder in London. Da nun aber Text und Illustration in diesem Buche sich ausschließlich an das hält, was an jedem Orte noch vorhanden ist, so kommt Manches nicht zu der Geltung wie in anderen Kunstgeschichten. Von Veronese z. B., von Tizian werden Werke geschildert, die uns halb unbekannt sind, und die, welche uns vertraut, weil nahe sind, die, an welche sich unsere Vorstellung von diesen Meistern zunächst knüpft, werden kaum genannt.

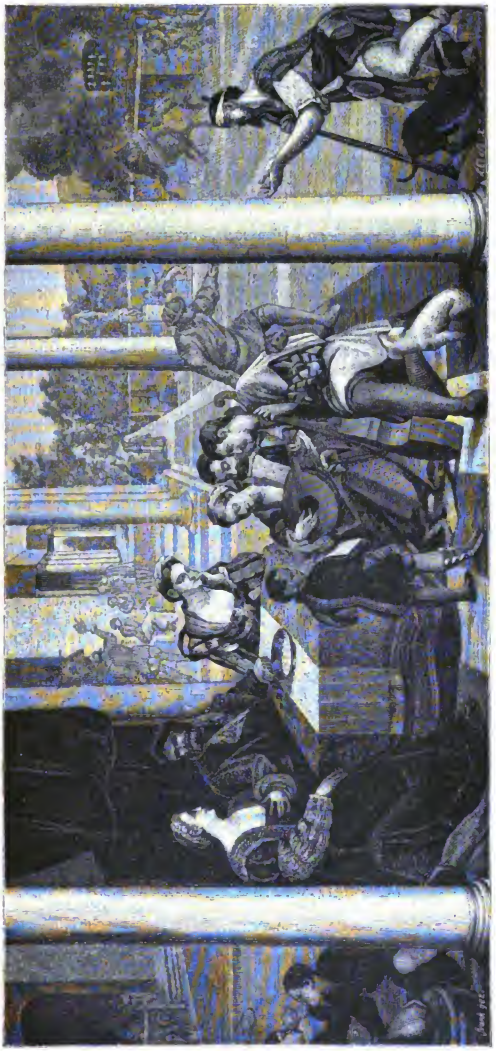
Andererseits begreift sich leicht, wie gerechtfertigt diese geographische Eintheilung ist. Noch heutigen Tages, wo doch alle Unterschiede sich verwischt zu haben scheinen, ist jegliche Kunstübung abhängig von dem Boden, aus dem sie erwachsen ist. Nicht nur die einzelnen Völker pflegen eine wesentlich nationale Kunst, sondern sogar innerhalb dieser großen Bereiche die einzelnen Stämme, und noch heute kann man, so gut wie im Mittelalter und im Alterthume, von Kunstprovinzen sprechen und die Merkmale ihrer Erzeugnisse angeben.

In der italienischen Kunst der großen Zeit — und diese kommt doch eigentlich nur in Betracht — machen sich aber diese örtlichen Einflüsse ganz besonders fühlbar. Das damalige Italien war etwas Schlimmeres als ein bloßer geographischer Begriff, es war ein geographischer Unsinn, ein Widerspruch gegen alle Regeln von der Wirkung des Landes auf die Entwickelung des Volkes. Ein Reich, so abgeschlossen in sich, so zur Einheit bestimmt wie nur Frankreich oder Spanien, und dabei zerrissen in die winzigsten Fetzen, die bald in den Fängen des Auslandes zuckten, bald in der Kralle eines einheimischen Tyrannen, der ebenso eifersüchtig wie schwach war. Durchreiste man das Land, so fand man hier eine Republik nach dem Maße von San Marino eine Meile weiter ein winziges Fürstenthum, rechts spanische, links französische Räuber, und jeden der vier im Kriege mit den drei Andern — und kehrte man im folgenden Frühjahr zurück, so fand man vielleicht statt des Fürstenthums eine Republik, statt der Republik ein Fürstenthum, Franzosen wo Spanier, Spanier wo Franzosen gesessen hatten, fand vielleicht noch einen fünften Machthaber obendrein, der sich irgendwo noch ein Stückchen Land abgerissen hatte, und fand sicherlich immer noch Krieg unter den vier oder fünf Parteien. Die ehemalige Zerrissenheit Deutschlands wurde von der Italiens weit übertroffen. Jeder dieser kleinen Staaten suchte, wie das dem Zeitalter der Renaissance eigenthümlich war, das damalige Staatsideal, das auch eine möglichst eifrige Kunstpflege einschloß, möglichst vollkommen in sich auszubilden. Und da Wohlstand und Bildung vergleichsweise außerordentlich blühten, so war es natürlich, daß die Kunst, die überall die eifrigste Pflege fand, sich in einzelnen engen Bezirken entwickelte. Wechselbeziehungen, Austausch und Beeinflussungen kamen wohl vor, bisweilen wanderten die Meister, und mancher begabte Schüler suchte an fremdem Orte neue Anregungen — aber der eigentliche Geist der Schulen blieb ein lokaler Venetianer, Florentiner, Römer u. s. w. — Alle zeigen sie in ihren Werken eine so tiefe, so von dem Technischen unabhängige Verschiedenheit, als ob nicht wenige Tagemärsche, sondern lange Reisen dazu gehört hätten, von dem Wirkungsort des einen Künstlers zu dem des andern zu gelangen. Solche Schulen gab es aber nicht blos in den Städten, die noch heute Mittelpunkte des Volkslebens sind: nein auch in engen, eigentlich gottverlassenen Winkeln blühten diese auf, sobald sich nur ein Fürst oder sonst wer ein wenig ihrer annahm. Fast jede alte Stadt Italiens hat ihre eigene Kunstgeschichte, wie jede eine denkwürdige Geschichte im Allgemeinen hat. Die Vergangenheit ist bei fast Allen in den großen Zügen die gleiche — hat man doch einmal mit Glück versucht, den Typus einer solchen italienischen Stadtgeschichte aufzuzeichnen — aber in dieser Einförmigkeit von Greueln und Thorheiten entwickelten sich kräftige Individualitäten, und das ist für die Kunst immer ein günstiger Boden gewesen.

Digitized by Google

Aus: „Die Kunstschätze Italiens“ von Carl von Lützow. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Digitized by Google



Aus: „Die Kunstschätze Italiens" von Carl von Lützow. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Digitized by Google

Es ist ganz überraschend, wenn man in den ersten Lieferungen des Lützow'schen Buches blättert, zu finden, in wie undenklich kleinen Mittelpunkten sich das vollzogen hat, was wir die italienische Renaissance nennen. Viele dieser Vorgänge erhalten hier ein ganz neues Gesicht. Man erhält eine weit deutlichere Vorstellung von dem Vorgange der Bewegung, indem man sieht, aus wie viel kleinen Theilen sie sich zusammengesetzt hat. Die großen Kunstgeschichten, die Alles unter einheitliche Gesichtspunkte bringen, Alles reinlich in Perioden abtheilen, die den Stoff formen und weislich nur hie und da Lichter aufsetzen — sie geben ja ein mehr oder weniger treffendes Bild der Geschichte; aber sie geben es gerade so, wie der Künstler sein Bild zurichtet, „und auf dem weiten Wege, aus dem Auge, durch die Hand in den Pinsel, wie viel geht da nicht verloren!“ — muß verloren gehen, soll etwas Abgerundetes zu Stande kommen. Aber hier kann man sich wenigstens im Geiste ergänzen, was jenen Schilderungen zum Leben fehlt, und wer zu lesen weiß, der wird wirklich die unmerklichen Blutwellen der italienischen Kunst fluthen sehen.

Wahrscheinlich ist es nicht ganz leicht gewesen diesen Text zu schreiben: so wenig man ihm auch die Mühe ansieht, die er vielleicht gekostet hat. Nicht die Sammlung des Stoffes freilich wird Schwierigkeiten bereitet haben, da dieser ja gewissermaßen auf der Straße lag und eigentlich nur den geduldigen Sucher verlangte. Wohl aber läßt sich denken, daß es schwer war, ihn auf die richtigen Verhältnisse zurückzuführen, das Ueberquellende zu beschneiden, so daß das Ganze doch einheitlich wirkt. Die Aufgabe hat in den besten Händen gelegen. Karl von Lützow ist als Kunstschriftsteller zu bekannt, als daß man ihm noch eine Empfehlung mitgeben müßte. Die Schrift zeigt den durch und durch tüchtigen Gelehrten und feinen Kenner und zeigt ihn auf einem Gebiete, mit dem er innigst vertraut ist. Die Abschnitte über die kleinen Städte Venetiens (es liegen erst vier Lieferungen vor) sind vorzüglich, anschaulich und lebendig, und die Schilderung Venedigs selbst ist ein Meisterstück. Er kann hier aus dem unendlichen Reichthum an Kunstschätzen nur die hervorragendsten herausgreifen, kann nur in Umrissen zeichnen, und doch findet er so charakteristische Einzelheiten, daß er mit wenigen Zeilen schon sein Bild vertieft.

Der Bilderschmuck ist dieses gediegenen Textes würdig. Es sind nicht zusammengelesene Illustrationen, sondern einer jeden sieht man an, daß sie eigens für dieses Werk hergestellt ist, und jede fügt sich passend in den Rahmen. Nach den Proben, die wir geben, wird man von der vornehmen Schönheit dieser Holzschnitte sich eine Vorstellung machen können. Zeichner wie Holzschneider haben hier miteinander gewetteifert und das Beste geleistet. Ganz eigenthümlich machen sich einige Stadtbilder nach Gemälden von Francesco Guardis einem Schüler von Canaletto, der die Welt in dessen sonniger, offenäugiger Weise auffaßt. Für den Abdruck in dieser Zeitschrift waren sie leider zu groß. Aber jedenfalls hat in ihnen der Holzschnitt etwas Außerordentliches, wunderbar Fesselndes geleistet. Als eigenartig ist auch noch hervorzuheben, daß hier der Versuch gemacht worden ist, die Röthelzeichnung farbig zu drucken. Der eigenthümliche fette und lebenswarme Ton des Röthels scheint sich allerdings so nicht wiedergeben zu lassen; aber immerhin ist der Versuch sehr gelungen ausgefallen, und der runde Putto des Lionardo, an dem er gemacht ist, sieht weit lustiger aus, als wenn er auch mit dem todten Druckerschwarz aufgetragen worden wäre. — Die Illustrationen sind außerordentlich zahlreich, auch an Kopf- und Schlußstücken fehlt es nicht, zu denen meist Bruchstücke aus Kunstwerken gewählt worden sind, welche im Text Erwähnung gefunden haben. Die Juno auf unserer Probe ist ein solches Schlußstück. Es sei hier auch gleich gerühmt, daß die übrige Ausstattung würdig und schön ist. Für den Druck ist die Antiqua gewählt worden, die sich für solche Werke monumentalen Umfangs immer mehr einzubürgern scheint. Dabei ist die Raumvertheilung sehr geschmackvoll getroffen worden: die Seiten enthalten eine ziemlich geringe Zeilenzahl, und doch sind die Ränder nicht übermäßig breit.

Digitized by Google

Die Hauptzierde des Werkes besteht indeß in den Radirungen, deren es im Ganzen fünfzig enthalten soll. Der Titel hat schon die Künstler aufgezählt, welche die Platten hergestellt haben, und so brauchen ihre Namen hier nicht wiederholt zu werden. Aus diesem Verzeichniß ersieht man, daß fast sämmtliche deutsche Meister dieser edlen Kunst zur Mitwirkung herangezogen worden sind.

Gerade diese Radirungen — es sind vortreffliche Blätter darunter — erwerben diesem Buche unsere ganze Liebe. Der Holzschnitt ist ein Illustrationsmittel von unersetzlicher Volksthümlichkeit; aber der eigentlich vornehme Bücherschmuck bleibt die Radirung. Wir haben sie in Deutschland ungebührlich vernachlässigt und meist dem Stiche den Vorzug gegeben, während der Franzose z. B. jene jederzeit gepflegt hat.

Was die Radirung so köstlich macht, das ist, daß Zeichner und Radirer

Aus: „Kunstschätze Italiens" von Carl von Lützow. (Stuttgart J. Engelhorn.)

eine Person sind, und daß die ganze Mache so den Stempel des anscheinend Leichten, augenblicklich Hervorgebrachten trägt. Dadurch bekommt das Blatt das Unmittelbare, Persönliche: man glaubt auf ihm weit mehr als auf irgend einer anderen vervielfältigten Zeichnung die eigene Hand des Künstlers wahrzunehmen. Allerdings ist die Platte so vergänglich, daß sich nicht viele Abzüge davon machen lassen, und sie leidet schon bei kurzem Gebrauche. So ist die Radirung der Gegenstand des feineren Luxus, die Freude des eigentlichen Bücherliebhabers. In den reicheren Ländern mit älterer Bildung, wo man geistigen Sport treibt, weiß man diese Kunst erst eigentlich zu schätzen. Da werden von manchen der schönsten Blätter, von eigentlichen Malerradirungen (deren Sujet von dem Radirer selbst herrührt), nur 25—30 Abzüge genommen, die dann mit unwahrscheinlichstem Preise bezahlt werden — vor Jahresfrist hatten wir hier in Berlin Gelegenheit, solche Wunder der Nadel in großer Zahl zu sehen.

Digitized by Google

In Frankreich und in England ist die Radirung der unentbehrliche Schmuck jedes schönen Buches; und wie man sich darauf versteht, sie zu schätzen, das beweist der Umstand, daß die großen Verleger zu den ersten Abzügen den Text in besonderen schönen Liebhaberausgaben drucken — und drucken dürfen, da diese ihnen auch abgekauft werden. In Deutschland hat man das auch versucht und hat erfahren, daß es dafür hier noch kein Publikum giebt: Velhagen und Klasing haben von den

Aus: „Kunstschätze Italiens" von Carl von Lützow. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

nummerirten Exemplaren ihres Faust — des Faust! — kaum zehn Stück verkauft. Denn was ein schönes Buch ist, das kümmert bei uns wohl höchstens hundert Leute, und von den hundert sind dann immer neunzig zu arm, um das Buch bezahlen zu können.

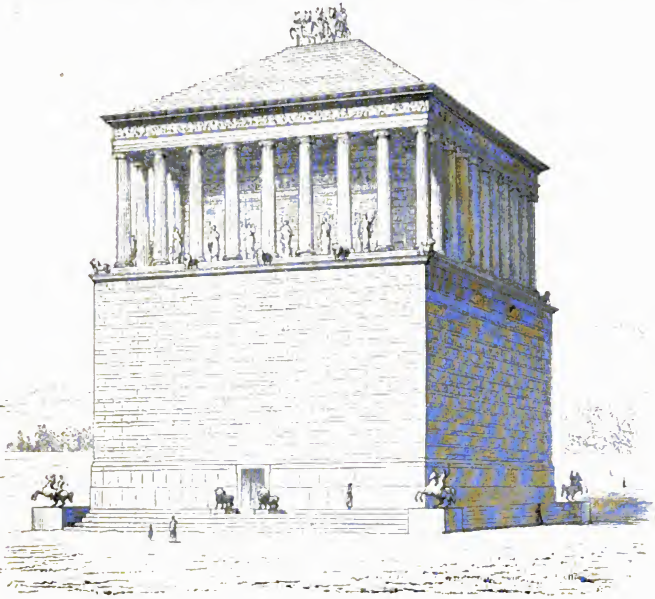
In diesen Zeilen ist uns mehrmals das Wort vornehm aus der Feder gelaufen. Wir können es nur wiederholen, um damit den Charakter des ganzes Werkes zu

Digitized by Google

treffen. Es ist ein vornehmes Buch — eines von denen, deren man, ob sie nun Zweck haben oder nicht haben, nicht genug besitzen können würde. ok.

Architektonik der Römer. Von Dr. Rudolph Adamy. Mit 93 Holzschnitten und 15 Zink-Hochätzungen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung (Th. Mierzinsky).

Das vorliegende Buch ist der vierte Band der umfassenden Schrift über die Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage, dessen drei Vorgänger wir seiner Zeit mehr oder weniger ausführlich besprochen haben. Bei diesen

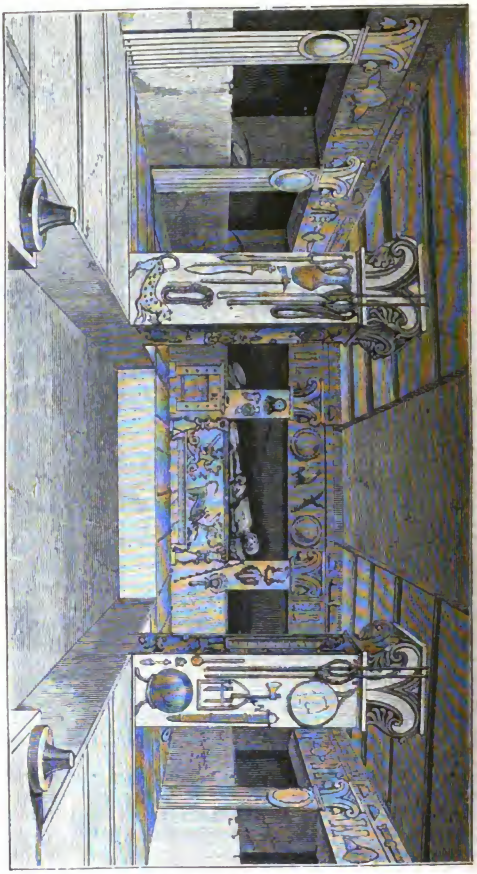


Aus: „Architektonik der Römer" von Dr. Rudolph Adamy. (Hannover, Helwing.)

Gelegenheiten ist dieses geistvolle Werk, so reich an eigenen Anschauungen und Gedanken, nach Gebühr gewürdigt worden, und da wir es uns doch versagen müssen auf den Darstellungsgang des Verfassers uns genauer einzulassen, und uns darauf zu beschränken haben, ihm möglichst kurz unsere Theilnahme und unseren Beifall auszusprechen — so können wir uns diesmal wohl damit begnügen, das Erscheinen dieses neuen Theiles zu begrüßen und aus seinem Inhalt einige Hauptzüge herauszugreifen. Zunächst ist zu bemerken, daß in diesem Bande der vorhergehende gewissermassen vervollständigt wird in einem Capitel über die hellenistische Architektur. In sich war jener Band ja abgeschlossen; die rein nationale Tektonik der Hellenen war darin erschöpft: das

Digitized by Google

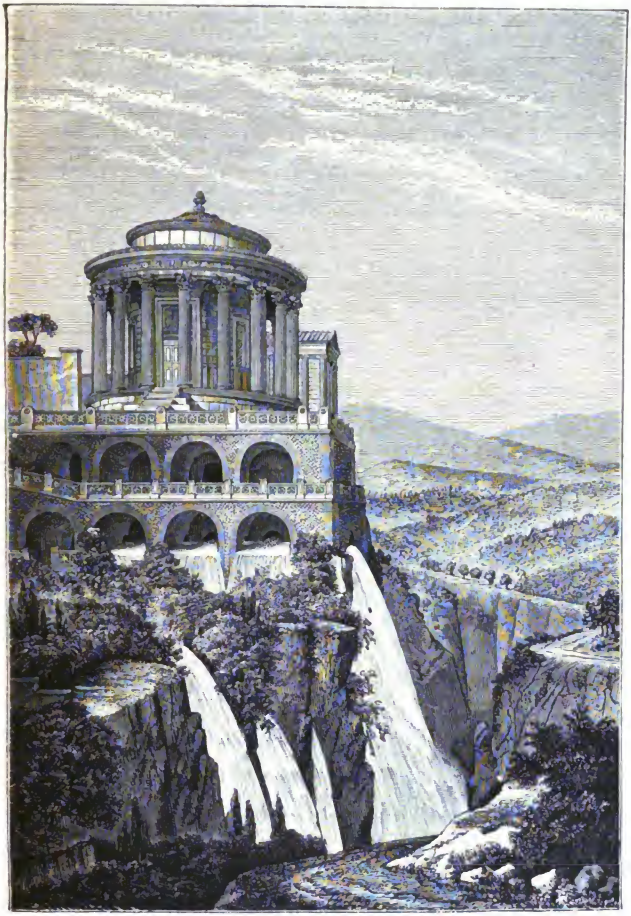
was hier behandelt wird, ist die Nachblüthe, befruchtet von fremden Einflüssen. Wenn nicht unbedingt nothwendig, so war diese Einfügung doch entschieden dankenswerth: denn erst so hat man eigentlich das ganze Schaffen des hellenischen Geistes vor Augen.



Aus: „Architektonik der Römer“ von Dr. Rudolph Adamy. (Hannover, Helwing.)

Auch ist gerade diese Periode allzubekannt eben nicht. Die Handbücher, welche die Kunst nach dem Muster der alten Weltgeschichte behandeln, die Herrschaft Egyptens von der Griechenlands, und die Griechenlands von der Roms ablösen lassen, haben

Digitized by Google



Aus: „Architektonik der Römer“ von Dr. Rudolph Adamy. (Hannover, Helwing.)

Digitized by Google

in ihrer Hast kaum noch einen Blick für diese Welt seltsamer Stilmischungen. Im Uebrigen fesselt in diesem Bande vorzüglich die Darstellung des Gewölbebaues, als eines im Ganzen neuen Stilelementes. Die Ausführungen Adamys über die Ausnutzung dieses Motives sind schlagend zutreffend: man folgt diesem doch ziemlich abstracten Gegenstande mit lebhaftestem Interesse. Wo sich aber wieder das Eigenthümliche, von uns bereits früher gewürdigte Talent Adamys voll entfaltet, das ist in der allgemeinen Einleitung, die diesmal einen verhältmäßig sehr breiten Raum einnimmt, ohne dabei zu breit zu sein. Diese Abschnitte: über Land und Volk der Italer, Geistesrichtung und Architektonik der Etrusker, Rom, Hellas und Rom, sind wiederum ausgezeichnet geschrieben: gedankentief und klar, anziehend wie eine ruhige Wasserfläche. Hier tritt der Architekt, der Aesthetiker ganz bei Seite, und der Philosoph, der Historiker in eigentlichem Sinne — nicht der Urkundenwurm — führt das Wort. Diese Abschnitte reihen sich den großen Mustern unseres Literaturschatzes, etwa der betreffenden Seite in Momsens Geschichte, würdig an. — Mit diesem Band ist die erste Abtheilung des großen Werkes abgeschlossen. Zwei weitere Abtheilungen — sieben Bände — stehen noch aus. Hoffentlich sind sie so weit vorbereitet, daß der fleißige Verfasser auch sie eben so schnell auf einander folgen lassen kann, wie er es bei den ersten gethan. — ck.

Deutsche Wahrheiten und magyarische Entstellungen. Eine Entgegnung auf die officiöse Broschüre: „Dr. Heinzes Anklageschrift Hungarica im Licht der Wahrheit." 8. 195 S. Leipzig 1882, Otto Wigand. Mk. 2.—

Als im Anfang vorigen Jahres Heinzes „Hungarica" erschienen war, welche mit unwiderleglichen Thatsachen den magyarischen Terrorismus in Ungarn nachwies, da brach in den magyarischen und magyarisirten Kreisen Ungarns ein Sturm der Entrüstung hervor. Die leidenschaftlichen Debatten im ungarischen Reichstage, die Hetzen in der Renegaten- und magyarischen Presse bewiesen, wie tief der Hieb gegangen war. Alles Leugnen der schnöden Gewaltthätigkeiten gegen die Nichtmagyaren wollte nicht verfangen, selbst die künstlich hervorgerufenen Demonstrationen sogenannter Deutschen zeigte sich bald in ihrer lächerlichen Nichtigkeit. Da erschien, durch die ungarische Regierung veranlaßt, eine officiöse Broschüre, eine Vertheidigung der Magyarisirung, eine Leugnung der Gewaltthaten, die von den Magyaren verübt worden sind, so daß, wer nur etwas mehr von den ungarischen Verhältnissen wußte, den Werth der Broschüre bald durchsah. Das vorliegende Buch hat den Zweck, nachzuweisen, daß jene officiöse Broschüre das genaue Gegentheil von Wahrheit bietet, daß ihr Verfasser ebenso ein Ignorant als ein Fälscher gewesen. In 25 Capiteln werden die zahllosen Verdrehungen und Entstellungen der officiösen Broschüre nachgewiesen und wird der Beweis vollgiltig und unwiderleglich erbracht, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn unerhörten Unterdrückungen preisgegeben sind, daß Heinze's Darstellung unantastbar bleibt. Mit Sachkenntniß, Schärfe, mit großer Wärme für das deutsche unterdrückte Volksthum geschrieben, ist das Buch, zum Theil, was nicht zu vermeiden war, Bekanntes wiederholend, eine geradezu vernichtende Kritik der gegenwärtigen gewaltsamen Magyarisirungspolitik in Ungarn. Ausführlich wird die „sächsische Frage" behandelt, um unwiderleglich das schwere Unrecht zu zeigen, das den Deutschen in Siebenbürgen angethan wurde.

Alfred von Reumont. Kleine historische Schriften. 8. 3 Bl. und 534 S. Gotha 1882, F. A. Perthes. 10 Mk. —

Dieses neueste Sammelwerk des berühmten Historikers vereinigt eine Reihe mehr oder minder umfangreicher Arbeiten, die bis auf unsere Tage reichen. Der Autor ist

Digitized by Google

sich treu geblieben, indem er außerdeutsche Stoffe und solche, die etwas abseits der großen Heerstraße literarischer Studien liegen, behandelt. Die meisten dieser Arbeiten waren bereits gedruckt, erscheinen aber hier erweitert und wesentlich umgearbeitet. So schildert Reumont die florentinische Edelfrau Alessandra Strozzi aus dem 15. Jahrhundert, so die Thronentsagung und den Ausgang des Königs Victor Amadeus II. von Sardinien, so die jonischen Inseln unter venetianischer Herrschaft, König Gustav III. von Schweden in Aachen in den Jahren 1780 und 1791, so die letzten Stuart Vittoria Alfieri und die Gräfin von Albany, so endlich Mary Sommerville. Es sind Stoffe, die zum Theil bis in die Gegenwart heranreichen, und die persönlichen Erlebnisse des Autors berühren. Es ist diesem gelungen, viel wohlgesichtetes Material zusammenzutragen, wie die jedem der genannten Lebensbilder angehängte literarische Uebersicht zeigt. Das Ganze bestätigt nur, was die Lesewelt längst weiß, daß der Verfasser heut vielleicht der gründlichste Kenner der weit verzweigten Memoirenliteratur ist, und daß er dabei doch nie unterläßt, mitten in dem Detail des historischen Kleinlebens die weiteren Gesichtspunkte geschichtlicher Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Ausstattung des Bandes ist gediegen.

William M. Thayer. James A. Garfields Leben. („Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause".) Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. 8. VIII u. 376 S. Gotha, 1882, F. A. Perthes. Geh. ℳ 7. —

Nicht blos in dem Lande seiner Geburt und Größe, das zugleich sein Grab umschließt, wird diese Biographie des so tragisch untergegangenen Präsidenten Garfield mit allgemeinster Theilnahme begrüßt werden, auch in Deutschland hat sich der früh heimgegangene Staatsmann durch großartige Begabung, hohe Gesinnung, einen durchaus merkwürdigen und wohl nur in der neuen Welt möglichen Lebensgang die wärmste Sympathie erworben, und sein Lebensbild, in die deutsche Sprache verpflanzt, darf gewiß auf die weiteste Beachtung rechnen. Es ist ein Stück echt amerikanischen Lebens. Aus dem Urwald, aus einer entlegenen Farm ist Garfield hervorgegangen, der frühe Tod des Vaters macht die Familie noch hilfloser, aber der Verstand, die Energie, die Treue einer seltenen Mutter, die noch lebt, erreichen doch die gestellte Aufgabe. Es ist eine oft an's Wunderbare grenzende Jugend, und an Romantik fehlt es nicht in diesen primitiven Zuständen. Der Kampf um's Dasein und mit der Natur charakterisirt Garfields Kindheit und Jugend. Mit stets gleicher Spannung wird der Leser den harten Lebensweg des Knaben von dem Blockhaus bis zum Präsidentschaftspalaste begleiten. Wir erfahren, wie er von Kindesbeinen an für den Lebensunterhalt der Familie sorgen hilft und sich in der kleinen Urwaldschule bald als hervorragender Schüler zeigt, wie er dann die Idee Seemann zu werden aufgiebt, um in den noch schwierigeren Weg wissenschaftlicher Bildung einzulenken. Seminar und Hochschule öffnen sich ihm und damit der Weg zu den höchsten Lebenszielen. Der große Bürgerkrieg der Union zeigt den General erst den weitesten Kreisen des amerikanischen Volkes, bis seine Wahl zum Präsidenten ihn an dessen Spitze stellt. Allerdings muß man kein regelrechtes Geschichtsbuch erwarten. Gewiß ist die Absicht, nur Thatsächliches zu geben, aus all' den Quellen und mit all' den Mitteln, die der Nachforschung zu Gebote standen, überall erkennbar; für die Jugendgeschichte des denkwürdigen Mannes steht die Treue seiner noch lebenden Mutter ein. Aber die Art, wie dies Material bearbeitet wird, streift allerdings hier und da an die Romanform. So werden ganze Dialoge eingelegt, für deren Authenticität natürlich Niemand die Verantwortung übernehmen kann. Aber gerade die gewählte Form von Wahrheit und Dichtung bei strenger Festhaltung der historischen Wahrheit in allen Hauptsachen dürfte in diesem Falle gerechtfertigt sein, weil sie dem Verfasser ermöglicht, durch Detailirung bis in's Einzelnste eine Wärme seinem Helden entgegenzubringen, die sich auch dem Leser mittheilt. Wir dürfen demnächst der Veröffentlichung der directen

Digitized by Google

literarischen Reliquien Garfields entgegensehen, die gewiß auch deutschen Leserkreisen werden zugänglich gemacht werden. Aber dieselben werden schwerlich für In- und Ausland ein so sicheres Mittel sein, das nach Menschengedanken zu früh abgerufene Haupt des nordamerikanischen Volkes in der ganzen Culturwelt bekannt und verehrt zu machen.

Leopold Kompert's gesammelte Schriften. 2. Band. Auch unter dem Titel: Böhmische Juden. Geschichten von L. K. 8. 281 S. Berlin, 1882, L. Gerschel. à Band Mk. 3.50.

Der vorliegende Band dieser dankenswerthen Gesammtausgabe der Schriften Komperts bestätigt, daß er zu den bedeutendsten Erzählern der letzten vier Jahrzehnte der deutschen Literatur gehört. Besonders ist es die Novelle „die Verlorene", welche ihren Verfasser auf der Höhe zeigt (P. Heyse und Kurz haben sie bekanntlich in ihren „Novellenschatz" aufgenommen). Gestalten wie die alte „Marjim" die in ihrer, fast könnte man sagen, evangelischen Schlichtheit die ganze Unergründlichkeit der jüdischen Mutter umfaßt, und ihres Sohnes „Joseph" prägen sich dem Gedächtniß als typisch ein. Der Stoff dieser Geschichte erhebt sich zu einem Problem von großer ethischer Bedeutung. Kompert sucht in dieser Dichtung den Einigungspunkt zu finden, in welchem alle Gegensätze einander gegenüberstehender Glaubensbekenntnisse harmonisch sich finden können. Aber auch die beiden anderen Novellen, die dieser Band enthält, „der Dorfgeher" und „Trendexl", sind in ihrer Art Cabinetsstücke seltener Art. Niemand wird die Geschichte des armen Schlossers, der trotz der Versuchungen des Geldprotzenthums seinem Handwerke treu bleibt, ohne tiefe Rührung lesen können. Es darf übrigens nicht verhehlt werden, daß beide Geschichten nicht frei von einer gewissen süßlichen Manier sind, im Gegensatze zu dem bedeutenden Tone der Novelle „die Verlorene".

F. von Stengel. Was die Meereswellen sagen. Eine Strandgeschichte. 8. 148 S. Stuttgart 1883, Richter und Kappler.

Die anziehende, leicht das criminalistische Gebiet streifende Geschichte spielt auf einer Insel der Nordsee, deren Bewohner noch nicht völlig dem abscheulichen Strandrecht entsagt haben. Der Schwerpunkt der Erzählung liegt in der Schilderung des Meeres, das in seinen wechselnden Erscheinungen vom Autor auf's Glücklichste erfaßt, beobachtet und dargestellt wird. Es liegt viel Poesie und Anschaulichkeit in allen diesen malerischen Details, deren Wiedergabe große Kunst erfordert. Voll markiger Kraft und nicht ohne Spannung für den Leser ist der Sturm, sind die Rettungsversuche der Schiffer am Strand geschildert. Die Charaktere der einzelnen Personen sind mit scharfen Strichen gezeichnet, das freundlich ausklingende Ende wirkt den grellen Dissonanzen gegenüber, die sich durch die Liebes- und Leidensgeschichte der Heldin Gunil ziehen, angenehm und versöhnend. — r.

Otto Roquette. Inga Svendson. Erzählung. 8. 223 S. Stuttgart 1883, Richter und Kappler.

Ein Buch Roquettes wird uns immer interessante Motive und eine geschmackvolle, geistreiche, dichterische Behandlung derselben bringen. Dies ist auch heute der Fall. Die Erzählung selbst ist zwar nicht sehr complicirt und verwickelt, aber ihr Motiv interessirt: ächte, leidenschaftliche Liebe befreit von den Banden einer Scheinliebe, die nur auf Jugendfreundschaft aufgebaut und nur aus der trauten Gewohnheit langjährigen Zusammenlebens hervorgegangen ist. Sie zerflattert und zerreißt wie ein Schleier, sobald der Sturmhauch wahrer Leidenschaft erst verwirrend und zerstörend, dann befreiend und klärend durch das Herz fährt, diesem das einzig richtige Ziel seines Empfindens und Erstrebens zu zeigen. Dieser Kampf der Herzen zwischen Konradine, dem schönen Försterskind, Inga, dem geheimnißvollen Mädchen aus

Digitized by Google

Norwegen, und Roderich Klingstein, dem Adoptivbruder der Ersteren, ist warm und geistreich geschildert, der Hintergrund, auf dem sich die Handlung abspielt, eine thüringische Försterei, dichterisch skizzirt — nur die Nebenpersonen sind etwas schattenhaft geblieben, so die ganze Badegesellschaft aus Ems, sie hätten entschieden lebhaft in die Handlung greifen dürfen, wodurch dann auch unser Interesse z. B. für das schwesterliche Band, das Inga und die Gräfin so plötzlich verbindet, eine wünschenswerthe Steigerung erfahren hätte. Bei der Kühle und Flüchtigkeit, mit welcher der Dichter, dem selbst offenbar nur seine drei Hauptpersonen Interesse einflößten, diese Complicationen behandelt, vermag man sich auch nicht weiter dafür zu erwärmen. Einzelheiten, wie der Waldbrand, sind wahre Cabinetsstücke in realer Anschaulichkeit, in der Kunst lebhafter und spannender Darstellung — r.

Palästina. Von G. Ebers und G. Guthe. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger).

Es ist ungefähr ein Jahr verstrichen, seitdem wir auf das vorliegende Prachtwerk aufmerksam gemacht, und heute hat der erste Band desselben den Abschluß gefunden. Der siebzehnten Lieferung ist ein Zettel vorgeklebt, der den Abonnenten anzeigt, daß diesem ersten Bande eine Karte von Palästina und ein Plan Jerusalems beigefügt werden soll. Im Ganzen sind bis jetzt über zwanzig Lieferungen erschienen. Das Werk schreitet also ziemlich langsam vorwärts; aber man muß in Wahrheit gestehen, daß sich diesmal das Wort zu bewähren scheint, und daß gut wird, was lange gewährt hat. Wir haben wieder den Text einiger Hefte durchgegangen und finden unseren ersten Eindruck bestätigt, daß Ebers ein guter Führer ist. Er ist allerdings nicht gerade ein feiner Stilist, und ein gewisses Schleppen des Satzes legt dem Leser manchmal die unehrerbietige Vermuthung nahe, auf den Verfasser möchte wohl die französische Bezeichnung pêcheur à la ligne zutreffen. Schade, daß die Ankündigung es aller Welt ausgeschrieen, daß Ebers' Genosse, Guthe, in Palästina selbst für das Werk thätig ist; so kann man nicht einmal auf den Abwesenden die Schuld an dem kleinen Uebelstande schieben — was sonst (man denke nur an die beiden Theilhaber im Copperfield!) der große Vortheil solcher Genossenschaft ist. Aber das ist, wie gesagt, kein großes Unglück, und die Wenigsten mögen — das lassen Ebers Erfolge vermuthen — es überhaupt empfinden. Im Uebrigen erweist sich der Verfasser als in hohem Grade sachkundig und schreibt sehr anschaulich. Palästinas Boden ist ja reich an denkwürdigen Stätten — aber immerhin kann man wohl sagen, daß dieses kleine Ländchen mit seiner — abgesehen von einigen großen geistigen Erscheinungen — ewig kleinlichen und unerquicklichen Geschichte eigentlich keinen recht erfreulichen Stoff bildet. Weder die Könige und Propheten der alten Juden, noch alle die Eroberer, heidnische, muselmännische und christliche, bieten wirklich große geschichtliche Ereignisse und Figuren dar; erweisen sie sich doch sogar der Dichtung vom Tasso bis auf Kotzebue ziemlich spröde. Und nun gar das Palästina der Gegenwart! Dafür hat wohl den richtigsten Ton Mark Twain gefunden, den des respectlosesten Realismus und der Ironie: das klappert wie Dollars und rasselt wie eine Dampfmaschine; aber mit diesem Gegensatze zu dem Kef des Morgenländers erzielt Twain auch einen wirklich starken Eindruck. — Ueber die Stiche, deren je einer oder zwei den Lieferungen beigegeben sind, kann man nicht genug des Lobes sagen. Sie sind unter den Händen verschiedener Künstler hervorgegangen und sind sich daher auch in der Mache nicht gleich. Aber wie diese auch sein mag, stets bekundet sie den höchsten Grad der Fertigkeit. Der Stich ist tadellos sauber, und besonders einige Platten sind geradezu merkwürdig, weil bei ihnen die Handgriffe, die eigentlich dem Radirer zukommen, offenbar stark angewendet sind. In England blüht bekanntlich dieser Kunstzweig außerordentlich und wird in einer Weise gepflegt, welche die Ueberfeinerung mehr als streift. Bei den vorliegenden Stichen sieht man nun auf einigen Blättern deutlich das Bestreben, die starken Lichtwirkungen, welcher

Digitized by Google

jene schöne Kunst fähig ist, nachzuahmen. Die Kreuzung des Strichs ist eine ganz eigenthümliche, der Strich selbst ungewöhnlich stark und hart, so daß es fast aussieht, wie wenn der Radirer die Barben hat stehen lassen; aber jedenfalls ist der Eindruck, den man davon empfängt, ein eben so gefälliger wie tiefer. Und so kann man wohl damit zufrieden sein, ohne sich allzusehr um die Zionswächter der Stilreinheit zu kümmern, die vermuthlich damit eben so wenig wie mit dem ganzen englischen Stich der neuesten Zeit einverstanden sein werden. Uebrigens verdient hervorgehoben zu werden, daß unter den für Palästina thätigen Stechern auch zahlreiche Deutsche vertreten gewesen sind, und daß sie sich in der Nachbarschaft der besten Engländer wohl sehen lassen dürfen. — Der Stich eignet sich ganz vorzüglich für die Darstellung der Landschaft als Panorama, wie sie der Engländer meist auffaßt. Der Holzschnitt setzt dem schon mehr Schwierigkeiten in den Weg, und so sind hier die Leistungen nicht durchweg so gut, wie auf jenem Gebiete.. Doch muß man auch hier die saubere Mache bewundern und findet eine ganze Reihe von Abzügen, die in hohem Grade schön sind. Auch trifft man auf Blätter, die, was die Stimmung und die malerische Behandlung anlangt, wahre Kunstwerke sind oder mindestens dem Scheine derselben sehr nahe kommen. Einen merkwürdigen Eindruck macht nur ein Einfall, in dem sich ein Zeichner ganz besonders zu behagen scheint, der aber öfter wiederkehrt, als der Billigkeit entspricht. Da wird die Landschaft als eine Platte dargestellt, die quer über einen Blumenzweig gelegt, oder die mit Blumen bekränzt ist. In einem Falle sieht das recht hübsch aus, wo aus Winden solch ein Kranz hergestellt ist, aber diese einer altjungferlichen Dilettantin würdige Stammbuchsidee ist gar zu oft wiederholt, als daß man sich nicht fragen sollte, ob sie nicht eigentlich recht widersinnig und geschmacklos ist — sie giebt sich so selbstgefällig, daß sie auch den Langmüthigen reizt. — Der Engländer liebt überhaupt — man kann das auch in den Nordlandsfahrten, gleichfalls einer Nachbildung eines englischen Prachtwerkes, bemerken — der Platte eine ganz willkürliche Gestalt zu geben. Am häufigsten so, daß die eine Seite sich im Bogen nach dem Fuße des Blattes hinunterzieht, als sollte eine Initiale angebracht werden, oft aber wählt er auch die Kreisform, oder er setzt an zwei sich gegenüberliegende Winkel der rechteckigen Platte zwei Kreise an. Die Auswahl dieser Einfälle ist ziemlich groß. Sieht man das einmal, so läßt man sich die Abwechselung gern gefallen, kehrt es öfter wieder, so fängt man an, den Setzer zu bedauern, der den Text da hineinpassen muß, wird aber diese Laune zur Methode, dann wirkt sie unglaublich eintönig, und man begrüßt jedes schlicht rechtwinklige Bild geradezu als seine Erlösung. Auf die Empfindung des Lesers ist dabei noch gar keine Rücksicht genommen; denn auf Leser zählen solche Werke ja wohl nicht sehr. Aber wer wirklich einmal in einem solchen Buche zu lesen versucht hat, wo jede Seite anders zugeschnitten ist, und man sich die verstümmelten Ueberbleibsel des Textes aus allerlei Winkeln zusammensuchen muß, der weiß, ob jene Fashion Verbreitung verdient. Danken wir dem Himmel, daß deutsche Originalwerke von dieser geradezu erbitternden Narrheit bisher frei geblieben sind. Daß dem anders wird, dafür wird unser herrlicher Kosmopolitismus freilich schon sorgen! — „Erbitternde Narrheit!“ das ist eine mißtönige Schlußnote; sie stimmt schlecht zu einem Werke, an dem man — Alles in Allem genommen — doch seine wahrhaftige Freude haben kann. Aber die grauen Hefte mit Kellers schönem Titel haben wohl schon so viel anhängliche Freunde gewonnen, daß man ihnen nicht mehr schadet, wenn man sich über irgend etwas ziemlich Nebensächliches aufrichtig ausspricht. — ck.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Das Versand-Geschäft

Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig

Hoflieferanten Sr. Maj. des Königs von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten, **selbst vom kleinsten Quantum an, in bester** Qualität zu den **billigsten** Preisen **nach allen Ländern Europas.** Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem andern angebotenen Artikel hat, sich den **illustrirten Preis-Courant** von dem Versand-Geschäft **MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen,** welcher auf frankirtes Verlangen **gratis** und **franco an Jedermann gesandt wird.**

TRADE-MARK TRADE-MARK

Specialitäten

des

TRADE-MARK TRADE-MARK

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder.
Stoffrüschen.
Rüschen in Battist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.

Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben.
Weisse Battist- und Atlas-Cravatten für Herren.
Bunte Satin-Cravatten.
Schwarzseidene Bindeschlipse.

Manschettenknöpfe mit Eludrehfuss und Feder.
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.

Leinene Handtücher, leinene Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creas-Leinen im Stück und per Meter.
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder.
Leinene Oberhemden-Einsätze.
Herren- und Knaben-Oberhemden.
Nachthemden für Herren.
Frauenhemden.
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.
Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.
Baumwollene Strumpfwaaren für Frauen, Herren und Kinder.

Wollene Strumpfwaaren, Gamaschen, Hosen und Jacken.
Gesundheitsjacken für Damen und Herren.

Gestickte Streifen und Einsätze.
Stickereien in Battist und Leinen.
Hand-Stickereien.
Gestickte waschbare Rüschen.
Piqués, Köper und gemusterte baumwollene Stoffe (Barchent).

Monogramm-Briefpapiere und Couverts.

Tafel-, Dessert- und Theelöffel, Messer und Gabeln.

Parfüms, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.

Stearinkerzen.

Japanischer und Chinesischer Thee.
Chocoladen; Mey's Cacao pulverisirt.
Kaffee-Ersatz.
Biscuits und Waffeln.

Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das **Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig,** garantirt und verschickt **nur beste Waare zu den billigsten Preisen.** Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt LEIPZIG.

Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN

AUSZÜGE AUS DEUTSCHEN EMPFEHLUNGEN.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München.

"Ein äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann."

ed.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin.

"Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an Kohlensäure zeichnen es vor den anderen ähnlichen zum Versenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 78."

D r Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a erlin.

in ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafel-, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer cher Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen g ck bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Jan

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a.

sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genoss ich gut vertragenes Getränke, unvermischt oder e Fruchtsäften, Wein, &c. 4. März 1879."

K. Univ. Prof. Dr. M. J. Oertel, München.

erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemi ni der den Mineralwässern sicherlich den ersten R ein. März 1879."

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. F. W. Benecke, Marbu

"Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, in derheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswe 23. März 1879."

Sanitäts-Rath Dr. G. Thilenius, Soden a. Taun

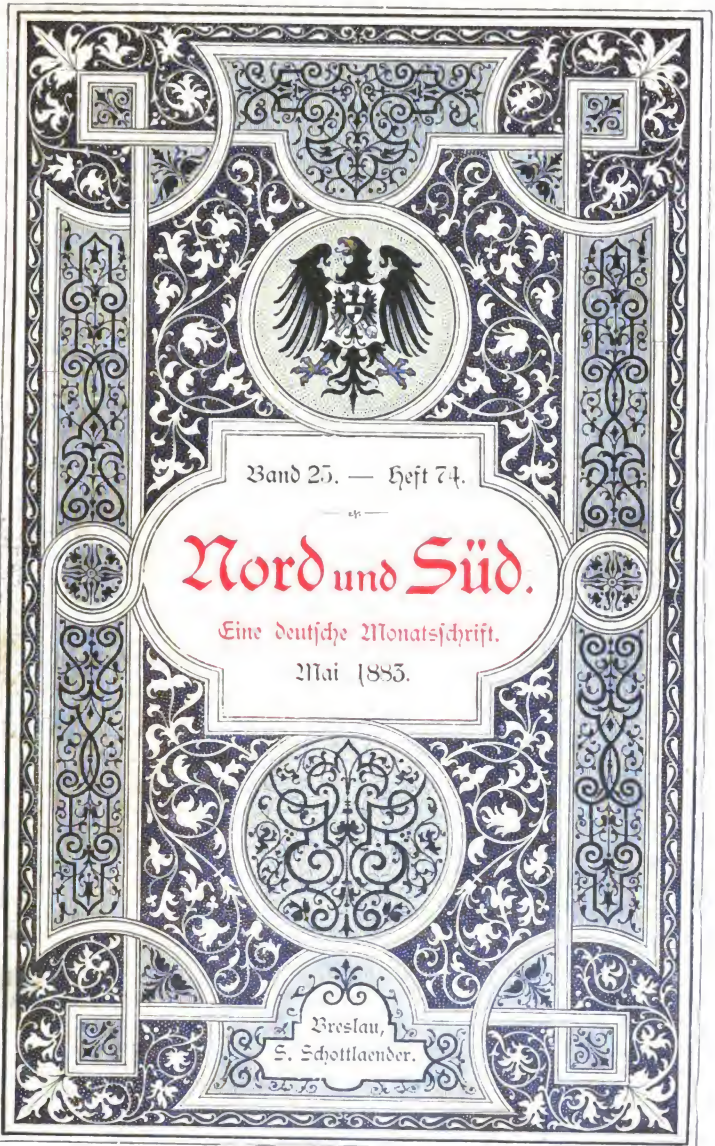
"Ein zum diätetischen Gebrauch ganz vorzügliches Wa das sich vor anderen durch seinen erfrischenden und belebe Einfluss auszeichnet. 5. April 1879."

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITE

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google



Digitized by Google

Mai 1883.

Inhalt.

Seite

A. Schneegans in Messina.
Eurikleia. Ein bulgarisches Genrebild 143

Georg Ebers in Leipzig.
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner 191

Rudolf Baumbach in Triest.
Neue Dichtungen 205

Lorenz von Stein in Wien.
Musik und Staatswissenschaft II. 209

Paul Lindau in Berlin.
Die Ermordung des Advocaten Bernays 222

Bibliographie 264

Hierzu ein Portrait von Rudolf Baumbach, Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXV. Band. — Mai 1883. — 74. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf Baumbach.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Eurikleia.

Ein bulgariſches Genrebild

von

A. Schneegans.

— Meſſina. —

I.

Das Boot näherte ſich dem türkiſchen Donauufer. Im friſchen Lichte der aufgehenden Octoberſonne blitzten die ſchäumenden Wellen des Thalwegs, und lachten von drüben die räthſelhaften, in ſcharfkantigem Umriß aus der bulgariſchen Ebene ſich emporhebenden Höhenzüge des Babadagh, des letzten Ausläufers des Balkangebirges in dem Sumpfgebiet des unteren Donaudeltas, während auf der rumäniſchen Seite des, wie ein Meeresarm breit ſich ausdehnenden Fluſſes, Galatz, die große Handelsſtadt mit ihren weißen Häuſern und ihren blinkenden Zinnkuppeln, mit ihren Hunderten von Dampfern und Segelſchiffen, halbſchlummernd noch und halberwacht, unter leichtem Nebelflor hingeſtreckt lag. Mit der linken Hand die Augen gegen die ſcharfen Sonnenſtrahlen ſchützend, während die rechte ſich auf eine alterthümliche, durch den Gebrauch abgeſchliffene Doppelflinte ſtützte, beugte ſich eine wettergebräunte Geſtalt über das Boot. Der forſchende Blick glitt langſam über die Lehmhütten und die verkrüppelten, im Winde zerzauſten Bäume, die vereinzelt über die Uferfläche und das ſchilfbedeckte Hinterland hervorragten.

„Ein Pferd ſehe ich ſchon," ſprach, zu ſeinen Gefährten ſich wendend, in fließendem Franzöſiſch der Jäger; „der Kawaſſe mag wohl auch nicht weit ſein; von den Wagen aber, die uns der Paſcha verſprochen, iſt keine Spur zu entdecken!"

Es war eine buntgemiſchte Geſellſchaft, die ſich in dieſem Boot zuſammengefunden hatte. Die Großmächte hatten, nach Beendigung des Krimkrieges, eine internationale Commiſſion eingeſetzt, um gewiſſe in dem Pariſer Frieden vorgeſehene Specialverhandlungen zu Ende zu führen; ſie tagte in der

Digitized by Google

moldauischen Handelsstadt Galatz, und aus ihrem Secretariats- und Ingenieurpersonal hatte sich die Gesellschaft zusammengefunden, die jetzt über die Donau setzte, um eine Jagdpartie in die Berge des Babadagh zu unternehmen. Es waren meist junge, unerfahrene, reise- und abenteuerlustige Jagddilettanten, vermischt mit einigen älteren, der Jagd als einem ernsten Geschäft obliegenden Nimroden. Zu den Letzteren gehörte der Führer der Gesellschaft, der vorn im Boote das Ufer recognoscirte, Constant, ein ehemaliger französischer Chasseur d'Afrique, der nach beendigtem Kriege, Niemand wußte eigentlich wie, in die Donaufürstenthümer verschlagen worden war: ein lustiger Geselle, der sich in die orientalischen Verhältnisse genügend eingelebt hatte, um bei dieser Jagdpartie zugleich als Dolmetscher, Quartier-, Küchen- und Kellermeister, besonders aber noch als Unterhändler und Vertreter der fahrenden Gesellschaft bei den türkischen und bulgarischen Ortsbehörden fungiren zu können. Er hatte sich sonderbar genug aufgeputzt, mit einem weitkrämpigen Garibaldihut, hohen Wasserstiefeln, Pumphosen, einem mit Hammelpelz ausgeschlagenen Dolman, Jagdtasche, Pulverhorn, Feldflasche, Hirschfänger, ein Säckchen mit Schrot, ein anderes mit Kugeln, ein drittes mit allen möglichen Zangen, Feilen, Messern, Schrauben und Schraubenziehern; — das richtige Bild eines in phantastischen Civilkleidern einherwandelnden alten Zuavensergeanten! Es fehlte nur der Tornister mit der Katze obendrauf! — Im grellsten Widerspruch zu diesem Don Quixote standen dessen beide Bootsnachbarn, der junge aus den Rheinprovinzen als Secretär in die Commission berufene Doctor juris Werner von Bergen, ein 20jähriger, optimistisch in die Welt hinausschauender Idealist, und der ältere, schon recht großstädtisch ausgebildete, sein ironisirende, sich selber, wie die Anderen, in weltmännisch überlegener Weise belächelnde, preußische Ingenieur; beide unerfahrene Jäger, die sich die Doppelflinte und das Pulverhorn eigentlich nur als einen zur äußeren Wirkung nothwendigen Decorationsapparat umgehängt hatten, und denen es viel weniger darum zu thun war, Hasen, Füchse oder Rehböcke zu schießen, als neues Land und neue Menschen zu sehen und kennen zu lernen. Daß Werner sich noch dazu mit der heimlichen Schwärmerei, es könne irgend ein anmuthiges Abenteuer zu bestehen geben, herumtrug, und daß die schönen Bulgarinnen, denen man wohl in diesen Dörfern begegnen würde, seit acht Tagen eine große Rolle in seinen Träumen spielten, braucht kaum besonders erwähnt zu werden.

Das Boot hatte indessen das Ufer erreicht. Aus den niedrigen, mit Stroh bedeckten Hütten, die den türkischen Zollsoldaten als Wachthaus dienten, traten nachlässig einige ärmlich gekleidete Gestalten, den rothen Fez auf dem Kopfe, das verrostete Bajonnet in der zerrissenen Lederscheide an der Seite. Der Afrikaner wechselte ein paar Worte mit dem befehlshabenden Unteroffizier; dieser musterte, mit nachlässig gleichgiltiger Miene, den von dem türkischen Pascha und Bevollmächtigten bei der Donaucommission der Jagdgesellschaft ausgestellten Paß, deutete mit einer müden Achselbewegung

Digitized by Google

auf ein Pferd, das, mit dem Halfter an einen Baum gebunden, den Fremden seinen feinen, schöngeformten Kopf entgegenstreckte, und neben welchem ein türkischer Gensdarm halbschlafend seine kurze Pfeife rauchte, drehte sich dann, ohne ein Wort hinzuzufügen, in derselben nachlässigen und gewohnheitsmäßig gelangweilten Weise um und verschwand mit seinen Gefährten im Wachthause.

„Nun? Constant?“ fragten die Jäger, die sich um ihren Dolmetscher geschaart hatten.

„Nun?“ antwortete lachend der Afrikaner, indem er seine Büchse, wie zum Marsche sich bereitend, über die Schulter warf, „den von dem Pascha von Isaktscha auf das Gesuch seines Collegen von Galatz uns zur Verfügung gestellten, berittenen Kawassen könnt Ihr unter jenem Baume bewundern; der würdige Mann wird uns auch über Berge und Moräste begleiten, so weit und so lange wir es wünschen; die Wagen aber mögen wir uns in Longavitza, im nächsten Dorfe selbst abholen, meint der Herr Unteroffizier. Also, meine Herren! Allah ist groß, und Muhamed ist sein Prophet! Vorwärts, marsch!“

Und eine lustige Marschweise pfeifend, schritt er voran. Der Türke schwang sich auf sein Pferd und trabte ruhig nach. Die Anderen ergingen sich in Verwünschungen über die türkische Mißwirthschaft und fluchten auf deutsch, französisch, englisch und rumänisch; was half ihnen aber alles Murren und Fluchen? Wollte die Gesellschaft nicht über die Donau zurücksetzen und unverrichteter Sache wieder in Galatz einziehen, so mußte sie sich wohl dazu bequemen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den beiden Führern zu folgen.

„In Longavitza giebt's Wagen!“ rief der Afrikaner ihnen zu, „und dort drüben, hinter den Schilffeldern, sieht man schon die Rauchwolken des bulgarischen Dorfes!“

Die Rauchwolken erblickte man freilich ganz deutlich, und weiter als eine Stunde Wegs in der Luftlinie mochte das Dorf wohl nicht entfernt sein; aber in der Dobrudscha darf sich der Reisende eben nicht nach der Luftlinie richten! Die Sonne stand schon hoch im Zenith, als unsere kleine Karavane, die Kreuz und die Quer um die breiten Schilflagunen, die das Flachland nach allen Seiten durchschneiden, sich herumwindend, endlich müde, erhitzt, nach einem Trunke frischen Wassers lechzend, bei den armseligen Lehmhütten von Longavitza anlangte.

Das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder, hatte sich bei den ersten Häusern, wo auch ein türkischer Wachtposten stand, versammelt, die Männer, mit Schafpelzen und Pelzmützen, in ihrer seltsam bezeichnenden, gebeugten Stellung, die Arme müde herunterhängend, den Rücken wie unter der Gewohnheit des Gehorsams gekrümmt; die Frauen und Mädchen hinterdrein, in schmutziger, unmalerischer Kleidung, neugierig die Fremden beobachtend.

Digitized by Google

„Wer von Euch will uns nach dem Kloster von Kokosch fahren?“ rief der Afrikaner den Bulgaren zu; „drei bis vier Tage wird es dauern, und wir zahlen in Gold!“

Ein Gemurmel zog durch die Reihen. Die Blicke der Bulgaren richteten sich fragend auf die türkischen Soldaten, als ob Keiner es wagte, selbständig einen Entschluß zu fassen. Die Türken aber blieben stumm und rauchten ruhig weiter. Nach einer kleinen Weile ermannte sich einer der Bulgaren und, auf einen jungen Mann, der nachdenklich vor dem nächsten Hause stand, deutend, sagte er halblaut und mit der diesem Volksstamme angeborenen und angewohnten Schüchternheit:

„Ilia Michalovitsch hat Pferde und Wagen!“

Der Jüngling richtete sich auf, als erwache er aus einem Traume. Es lag etwas Schwermüthiges in seinen schönen, fast feingeformten Zügen, das Auge schaute mit einer gewissen Vornehmheit; um den blonden, langen Schnurrbart spielte wie ein verächtliches Lächeln.

„Ilia Michalovitsch hat wohl Pferde und Wagen,“ antwortete er, sich zu den Europäern hinwendend; „aber nach dem Kloster fährt er heute nicht mehr. Wollen die Herren nach Isaktscha fahren, und zahlen sie gut, so bin ich ihr Mann!“

„Warum aber dieser Umweg?“ fragte der Afrikaner und ließ einige Ducaten in der Sonne funkeln.

„Kennt Ihr den Weg durch die Sümpfe? Am Abend ziehen die Nebel von den Schilffeldern auf und bringen Fieber und Frost mit sich. Der Tag ist zu weit vorgeschritten; die Berge erreichen wir nicht vor Nacht. Ich führe Euch aber heute nach Isaktscha und morgen nach dem Kloster. Was zahlt Ihr?“

Es wurden diese Worte in einem fast trotzigen Tone, der seltsam von der gewöhnlichen Redeweise der Bulgaren abstach, hingeworfen. Die Fremden bemerkten, daß ein Lächeln über das Gesicht der Dorfbewohner glitt; die Mädchen steckten kichernd die Köpfe zusammen; ein alter Bulgare, der neben Ilia stand, klopfte dem Jüngling vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Wäre ich jung, hätte ich Pferde und Wagen, ich könnte wohl heute noch das Kloster erreichen, Ilia! — aber die kleine Eurikleia wohnt ja in Isaktscha!“

„Was geht das Euch an?“ fuhr der Jüngling auf, und aus seinem Auge leuchtete ein kurzer Blitz. „Ich führe Diese nach der Stadt! Wem es nicht behagt, der bleibe hier!“

Die Europäer hatten sich während dieses Wortwechsels, dem nur der Secretär aufmerksam gefolgt war, miteinander berathen: Konnten sie heute das Kloster nicht mehr erreichen, so war es immer noch besser, nach der Stadt zu fahren, als in diesem elenden Bauernneste liegen zu bleiben.

„Top!“ rief der Afrikaner, indem er zu dem Jüngling hintrat und ihm ein Paar Geldstücke in die Hand legte; „spanne an! Wir fahren nach Isaktscha!“

Digitized by Google

Eine halbe Stunde später waren zwei Wagen bereit, niedrige, holperig auf den ungleichen Rädern laufende Karren; dicke Schilfbündel vertraten die Stelle der Sitze; die kleinen, mageren Pferde waren mit Stricken und Schnüren angespannt; das Ganze machte einen trübseligen, ärmlich verkommenen Eindruck; — und doch war Ilia Michalovitch der wohlhabendste Mann von ganz Longawitza; die besten und fruchtbarsten Aecker weit und breit gehörten ihm; bis an die Grenze der Klosterbesitzungen erstreckten sich seine Wiesen, und nach ihm schauten begehrlich alle bulgarischen Mädchen, daß er Eine heimführe und als Herrin in sein Haus einsetze. Ilia Michalovitsch schien sich aber wenig um die Jungfrauen Longawitzas zu kümmern! Wie er sich auf den Sitz des ersten Wagens schwang, wie er mit einem kurzen, halb befehlenden und halb flehenden Zuruf, in welchem sich die, ihrer Ohnmacht bewußte, umsonst nach Männlichkeit ringende Charakterschwäche des bulgarischen Stammes abspiegelte, die Rosse zum Laufen anspornte, da blieb sein Blick auch nicht eine flüchtige Secunde auf dem Schwarm der Mädchen haften, die dem Scheidenden ihr Lebewohl nachriefen; an dem fernen Horizonte aber, hinter den unabsehbaren Schilffeldern der Donau, mochte sein Auge wohl die Stelle suchen, wo Isaktscha zwischen seinen von Windmühlen gekrönten Hügeln lag, und, hätte der alte Bulgare jetzt dem Ilia den Namen der kleinen Eurikleia zugeflüstert, Ilia wäre wohl zusammengezuckt, wie Einer, der den Gedanken eines Andern in das Innerste seines Herzens herunterschleichen fühlt, und der sich aufbäumt, ob dieser fremden Besitznahme seines verborgensten Ichs. Ilia trieb die Pferde an, als gelte es, so schnell als möglich das Bulgarendorf aus den Augen zu verlieren; die Rosse kamen bald aus dem scharfen Trab in den fröhlichsten Galopp, und unter dem Hurrahrufen, dem Lachen und Jauchzen auf der ihren Schilfbündeln zusammengeschüttelten Jäger, ging es über die endlose, eintönige Fläche, ohne Weg, noch Pfad, den Spuren der Wagen im Grase folgend, zwischen weiten Sumpfniederungen und kleinen, mageren Gebüschen, die Kreuz und die Quer, bald näher den Bergen zu, bald wieder an das Ufer der Donau, die, um zahllose, waldige Inseln sich herumwindend, langsamen und trägen Laufes sich zum Meere schleppte. Der Kawasse trabte, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem zweiten Wagen her, in welchem der Afrikaner, Werner und sein Berliner College, der Ingenieur, Platz genommen hatten.

„Besehen Sie sich 'mal diesen Türken," sagte Letzterer, zu seinem Nachbar sich wendend, „wie er hoch in seinem hölzernen Sattel eingeklemmt dasitzt! mit welch' hoher, angeborner Würde er sein schlechtes Roß führt, mit welcher Grandezza er auf uns herunterschaut, auf die Giaurs, die er verachtet und doch fürchtet! und besehen Sie sich sein militärisches Rüstzeug! prachtvoll eingelegte Pistolen, — aber mit Rost überzogen; einen blinkenden Yatagan, — aber in einem zerrissenen Lederfutteral; einen feinen Kaschmirturban, — aber mit Löchern d'rin, daß man nicht weiß, ist das Loch die Hauptsache oder das Zeug! — das leibhaftige Bild des Kalifenlandes!

Digitized by Google

Wie lange geht es noch bis Isaktscha?" fügte er, zum Türken sich wendend, hinzu.

Dieser drehte langsam den Kopf zu dem Sprechenden. Ein, durch den Schnurrbart halbverdecktes Lächeln legte sich um seinen Mund.

„Vor Nacht kommen wir ebensowenig nach Isaktscha, als wir zum Kloster gekommen wären!"

„Wie heißt Du denn, Janitschar? Denn Deinen Namen müssen wir doch kennen, da wir einige Tage zusammen zu verleben verurtheilt sind."

„Demir Keran Hussein!" erwiderte der Kawasse.

„Zum Donner! ein schöner Name!" rief der Afrikaner. „Wißt Ihr, was der Name bedeutet? Hussein, der das Eisen bricht! Eine alte Gewohnheit aus früheren Zeiten, wo jeder Janitschar sich einen solchen Namen beilegte. Er stammt wohl aus den Kriegszeiten? Sage mir Hussein! Hast Du gegen die Russen mit uns gekämpft im letzten Kriege?"

Der Türke richtete sich auf.

„Bei Allah!" sagte er, „ich habe dem Sultan als treuer Soldat gedient! —" und, als wollte er das Gespräch abwenden, fügte er, den Blick über den Bulgaren gleiten lassend, hinzu:

„Nach dem Kloster wären wir eben so schnell gekommen, hätte Ilia Michalovitsch nicht was Besonderes in der Stadt zu besorgen!"

Ilia ließ die Peitsche knallen und schnalzte mit der Zunge; ein selbstgefälliges Lächeln flog über seinen Mund, als wollte er sagen: „Das ist meine Sache, und meinen Zweck habe ich ja erreicht!"

„Wo bringen wir die Nacht in Isaktscha zu?" fragte der Secretär.

Ilia Michalovitsch drehte sich um:

„Ich kenne ein Haus," sagte er, „wo Raum genug sein wird; bei Popovitsch!"

„Da wohnt wohl Deine kleine Eurikleia?" rief dem Bulgaren auf die Schulter klopfend, der Secretär.

„Und wenn es wäre?" erwiderte Ilia, trotzig mit der Peitsche knallend.

Wer den Türken beobachtet hätte, in dem Augenblick, wo der Name des Bulgaren Popovitsch ausgesprochen wurde, der hätte sein Auge unheimlich blitzen gesehen; seine nervige Faust faßte den Zaum fester, mit einem plötzlichen Ruck; er drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß es in jähem Sprunge über den Weg setzte.

„Ei! zürne mir nicht!" sagte Werner, der sich begütigend zu dem Bulgaren wandte; „ich freue mich nur Deinetwegen und werde Dir gern behülflich sein."

„Zu was?" fragte Ilia mit einer plötzlichen Lebendigkeit, die sich durch einen wuchtigen Peitschenhieb, sowie durch den ungewöhnlich scharfen Ton seiner Stimme verrieth.

Dem Secretär war Demir Husseins Bewegung nicht entgangen. Er war jung; und jünger noch als seine Jahre war sein Herz, er war von jenem ritterlich naiven Menschenschlag, der überall Romane wittert und solche selbst

Digitized by Google

da vermuthet, wo die Anderen auch nicht den Schatten eines Romans zu entdecken im Stande wären; der Name der kleinen Eurikleia klang so verlockend in sein Ohr; Ilia Michalovitsch war schön; es lag etwas so seltsam Trotziges und zugleich schwermüthig Schönes in seinem Wesen!“ Die Beiden lieben sich, dachte Werner: der Türke dort drängt sich wie ein düsteres Verhängniß zwischen ihre Neigung; dem Liebespaar zu helfen, bin ich, fahrender Ritter, bereit!“

„Zu was?!“ fragte er leise, auf Ilias Schulter sich lehnend; und sein Finger zeigte auf den Türken, der in scharfem Trab vor dem Wagen herritt, und dessen Säbel klirrend gegen die Sporen schlug — „brauchst Du einen Freund, Ilia! so werde ich Dir zur Seite stehen!“

Ilia Michalovitsch blieb einen Augenblick betroffen; es mochte ihn wohl die unvermuthete Bereitwilligkeit dieses unbekannten Menschen wie ein Eingriff in sein innerstes Leben befremden. Er schaute dem Jüngling starr in's Auge:

„Ich danke Dir!“ antwortete er leise, nach einer kurzen Pause. „Du bist auch kein Freund der Türken! Was ich von diesem zu befürchten habe, weiß ich nicht! Aber an Dein Wort werde ich Dich erinnern, wenn Hilfe vonnöthen sein wird! —“ und leise fügte er hinzu: „Eurikleia wird Dir danken! —“

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war finstere Nacht, als die kleine Karawane in die Straßen von Isaktscha einbog. Knurrende Hunde lagen in unheimlichen Schaaren vor den Häusern; die Stadt schien wie ausgestorben; nur die Windmühlen auf den Hügeln bewegten gespensterhaft ihre durch die Nacht knarrenden Flügel; aus ihren kleinen Fensteröffnungen blickten die rothen Lichter wie funkelnde Sterne in die todten Straßen hinunter und legten Zeugniß ab, daß Menschen in dieser stillen Einsamkeit lebten. Der Kawasse hieß die Wagen in langsamerem Schritte fahren und führte den Zug durch winkelige Gassen und Gäßchen, bergauf und bergab, bis zu einem größeren Hause, vor dessen Thür einige türkische Soldaten, rauchend oder schlafend, auf der Straße herumkauerten. Es war das Haus, in welchem der Pascha von Isaktscha wohnte.

Durch die geschlossenen Läden schimmerte Licht. Einige Worte wurden rasch gewechselt; der von dem Pascha der Donaucommission ausgestellte Paß vorgezeigt und von einem Unteroffizier an den wachhabenden Hauptmann ausgeliefert. Diesmal verfehlte das Schreiben seine Wirkung nicht. Nach wenigen Minuten wurden Stimmen in dem Innern des Hauses laut; die Thür wurde weit aufgerissen, und, tief sich verbeugend, meldete der Offizier, der Pascha lasse die Fremden bitten, sich zu ihm herein zu bemühen.

Ein wunderbares Bild bot sich ihren Augen dar, als sie, durch die dunkeln, engen Gänge sich zwängend, plötzlich das hell erleuchtete Gemach des Paschas sich vor ihnen eröffnen sahen. Es war ein kleines, niedriges Zimmer; eine zierliche, in einem Netze von Silberdraht schwebende Petroleum-

Digitized by Google

ampe hing von der Decke herunter und goß ein sanftes Licht über die malerische Gruppe, die in der hintersten Ecke, auf dem längs der weißgetünchten Wand hin laufenden, mit grellrothem Damast überzogenen Divan, die Aufmerksamkeit der Eintretenden auf sich zog. Mit verschränkten Beinen, den Tschibuk nachlässig in der Hand haltend, saß dort der Pascha, ein behäbiger, stark in den Vierzigen stehender Mann, mit schwarzem, gräulich durchschimmerten Vollbart, er war bekleidet mit einem weiten, vorn geöffneten, Gewande von weißer Seide, das halb wie ein Schlafrock, halb wie ein alttürkischer Burnus aussah. Vor ihm kniete ein etwa vierzehn Jahre alt scheinender Knabe, der gerade damit beschäftigt war, mit einer goldenen Zange eine glimmende Kohle aus dem Kohlenbecken auf den von frischem, gelbem, rund herum den Pfeifenkopf überströmendem Tabak gefüllten Tschibuk zu legen; die rothen, üppigen Lippen halbgeöffnet, die Hand mit der Kohlenzange wartend erhoben, ließ er seine klugen Augen neugierig über die hereintretenden, von dem überraschenden Uebergang aus der Dunkelheit in diese farbige Helle geblendeten Jäger gleiten. Ein kunstvoll gearbeitetes Tischchen, mit Kaffee und Confect, stand vor den beiden, auf welche das von der Decke herunterströmende, durch bunten Schirm gebrochene und leichtgedämpfte Licht einen märchenhaft leuchtenden Schimmer goß. Werner stand wie gebannt vor diesem seltsamen orientalischen, in Rembrandtschen Farben hervortretenden Bilde. Er hörte kaum, wie der Pascha ihn und seine Gefährten als „Freunde seiner Freunde" bewillkommnete, und sie, mit der den Morgenländern eigenen, bilderreichen Höflichkeit, versicherte, die Botschaft des Paschas von Galatz sei für ihn, was ein Born frischen Wassers für einen in der Wüste lechzenden Pilger; denn Isaktscha sei die Wüste, deß hätten sich die Fremden heute schon vergewissern können. Es wurde alsdann den Fremden, nach türkischer Art, Kaffee, Doltschas und Tabak angeboten, und der Pascha nöthigte sie, bis, wie er sagte, Alles für ihr Nachtquartier in der Stadt eingerichtet sei, auf dem Divan Platz zu nehmen und sich mit ihm zu unterhalten. Während Diese sich niederließen, winkte er den Kawassen zu sich heran und ertheilte ihm in türkischer, den Meisten der Anwesenden unverständlicher Sprache seine Befehle.

„Demir Keran, wo gedenkst Du die Fremden unterzubringen?"

„Der Bulgare, der uns nach Isaktscha gefahren hat, kennt das Haus des Popovitsch und sagt . . . "

„Ich kenne es auch! . . . Der erbitterste Türkenfeind ist dieser Popovitsch! . . . Dort führst Du die Europäer hin . . . Trag Sorge, daß ihnen Nichts fehle! Sie sind meine Freunde; verstehst Du?"

Demir Keran Hussein verneigte sich, indem er die Arme über die Brust kreuzte, und wollte sich entfernen.

„Warte noch, Demir Keran! Ich habe Dir noch was zu sagen. Das Haus ist klein . . . Popovitsch und seine Rangen können schlafen gehen, wo sie wollen . . Die kleine Griechin aber, die bei Popovitsch wohnt, die

Digitized by Google

soll die Nacht nicht auf der Straße zubringen, hörst Du? Befiehl den Soldaten, daß sie das Mädchen hierher führen. Hast Du verstanden? Aber bei Allah! daß Keiner von Euch Hand an sie lege! . . . Geh!"

Constant hatte kein Wort von dieser Unterhaltung verloren. Zu dem Secretär, der neben ihm auf dem Divan saß, sich wendend, sagte er in französischer Sprache, dem Jüngling leise in's Ohr flüsternd:

„Da scheint es ja ganz gemüthlich herzugehen! Um uns Platz zu machen, wird Popovitsch mit Frau und Kindern auf das Pflaster gesetzt; und ein griechisches Mädchen, das dort wohnen soll, behält der Pascha für sich!"

Eine Ahnung durchflog des Jünglings Seele:

„Eurikleia ist ein griechischer Name!" antwortete er, in derselben Sprache und in demselben, leisen Tone.

Der Pascha wandte sich rasch um zu dem Sprechenden:

„Kennst Du das Mädchen?" fragte er, ebenfalls in französischer Sprache. „Es ist die schönste Rose von Isaktscha, und leid thäte es mir, wenn es heute Nacht, ohne Obdach, unter den Hunden schlafen sollte!"

„Das Mädchen, von dem Du sprichst, habe ich niemals gesehen!" antwortete, rasch besonnen, der Secretär.

„Wie kennst Du seinen Namen?"

„Ich wußte nicht, daß dieser Name der seinige sei."

„So errathen die Franken die Namen, die wir im Herzen tragen?" erwiderte, nicht ohne einen Anflug von zweifelnder Ironie, der Türke; dann drehte er sich zu den andern Jägern um und unterhielt sich mit ihnen über dies und das, was ihn von Europa zu interessiren schien, Verhältnisse der Kriegsmächte, Einrichtung der Verwaltungen und der Gerichte. Der Secretär und sein Nachbar wechselten aber einen bedeutungsvollen Blick, als wollte Einer zum Andern sagen: Hier ist Schweigen Gold!

Eine Viertelstunde verging unter Plaudern und Rauchen; dann erhob sich der Pascha und, den Fremden seinen Abschiedsgruß bietend, sagte er:

„Ein Soldat wird die Freunde meines Freundes in das von mir für sie zubereitete Nachtquartier führen. Einen Wunsch für das Glück Eurer Jagd spreche ich, da ich die europäische Jägersitte kenne, nicht aus. Mein Auge wird Euch aus der Ferne verfolgen und bei jedem glücklichen Schuß auf den Babadagher Höhen wird meine Seele sich freuen. Vergeßt nicht, den Abt des Klosters von mir zu grüßen! Wir kennen uns seit langen Jahren; er war in Constantinopel und nahe bei dem Throne unseres Herrn und Gebieters, zur selben Zeit als ich! und ich beehre mich, ihn zu meinen Freunden zu zählen, ob er gleich einen anderen Gott verehrt. Allah sei mit Euch!"

Dem Secretär schien es, als bliebe des Paschas Blick mit einem seltsamen, spöttischen und drohenden Blinzeln zugleich auf ihm und seinem Nachbar haften, als er ihnen zum Abschied die Hand reichte und sie bis zur Thür geleitete.

Digitized by Google

Als die Jäger zu den Wagen traten, lag die schlafende Stadt in dem Silberglanze des aufgehenden Vollmondes vor ihnen. Die niedrigen, mit durchbrochenen Holzbalconen verzierten Häuser warfen ihre scharfgeschnittenen, schwarzblauen Schatten in sonderbaren Winkelbildungen auf die weißgetünchten gegenüberliegenden Mauern; es war, als hätte sich längs der einen Seite der schmalen in das obere Viertel führenden Straße, ein schwarzes, auf blendend weißem Untergrunde ruhendes, riesiges Spitzengewebe gelegt. Die türkischen Wachtsoldaten kauerten wie vorher auf der Schwelle herum. Beiseite, in der scheuen Haltung, welche die Bulgaren in der unmittelbaren Nähe ihrer Herren anzunehmen pflegen, stand Ilia. Sein Auge haftete, unverrückten Blickes, an dem oberen Ende der Straße, von wo dumpfe Stimmen, wie von wimmernden und fluchenden Weibern, Kindern und Männern, heruntertönten. So wie Ilia der Jäger ansichtig wurde, zuckte er auf, und die Pferde mit rascher Bewegung antreibend, führte er die Wagen den steilen Berg hinan.

„Nun geht es doch endlich, und im Sturmschritt, zum Hotel Popovitsch!" rief lachend der Ingenieur, der gerne längst schon den Kaffee und die Tschibuks des türkischen Gouverneurs gegen ein gutes Bett umgetauscht hätte. Ilia hatte nur den Namen Popovitsch verstanden. Er drehte sich um, und ein Zittern klang durch seine Stimme, als er halblaut antwortete: „Dort oben liegt Popovitschs Haus!"

Dunkle Gestalten bewegten sich um das niedere Gehöfte, lärmende, bewaffnete Kawassen und Soldaten, die einen Bulgaren mit Kolbenstößen vor sich her trieben; ein weinendes Weib mit zwei aus dem Schlafe gerissenen, ächzenden Kindern auf den Armen; ein größeres Mädchen, das sich ängstlich an der Mutter festhielt; ein schreiender Knabe, den ein Türke fortzerrte.

„Was geht denn hier vor?" riefen die Jäger verworren durcheinander, indem sie sich die Straße hinauf drängten.

„Nichts geht vor," erwiderte der Afrikaner, der aus seinem algerischen Leben an solche Dinge gewohnt war; „man räumt das Haus, um uns Platz zu machen."

Die Hand krampfhaft um seine Peitsche geballt, sah Ilia nach dem Bulgaren den die Kawassen die Straße herunter trieben.

„Sei gegrüßt, Freund!" sagte er leise, als dieser an ihnen vorbeizog. Der Bulgare hielt einen Augenblick inne, sah Ilia starr in's Gesicht, und, die Zähne zusammenbeißend, murmelte er:

„Sei verflucht, Ilia! wenn wir es Dir zu verdanken haben!"

„Nicht ich, Popovitsch, habe befohlen . . ."

Ein scharfer Hieb mit der kurzen Peitsche, welche die Kawassen bei sich zu tragen pflegen, unterbrach ihn.

„Bei Allah!" rief Einer der Türken, indem er Ilia aus dem Wege stieß, „daß in Isaktscha die Bulgaren nicht befehlen, brauchst Du diesem Hund nicht zu sagen! Vorwärts!"

Digitized by Google

Ilia beugte den Rücken, und, ohne ein Wort zu erwidern, zog er weiter. Sein Auge aber flog, unheimlich funkelnd, über die Reihe der von den Türken fortgeschleppten Hausinsassen, und als das letzte Kind vorübergezogen, und die ganze weinende und schreiende Schaar hinter dem letzten Wagen verschwunden war, da schien es, als ob der junge Bulgare plötzlich wieder freier aufathmete: er drehte den Kopf zu dem ihm auf der Ferse folgenden Secretär, und leise, als unterdrücke er eine gewaltige Freude, sagte er:

„Sie ist nicht dabei!"

Sie waren vor dem Hause angekommen. Die Thüren standen weit offen. Zwei Kawassen waren noch in den verlassenen Zimmern beschäftigt. Als die kleine Schaar vor dem Gehöfte Halt machte, traten sie lärmend auf die Veranda; in dem Einen erkannten die Jäger ihren Begleiter, Demir Keran Hussein.

„Verfluchtes Gesindel!" rief er, indem er mit zorniger Faust den Kolben seiner Flinte auf die morschen Bretter des Fußbodens stieß. „Die Griechin ist entschlüpft! Verschwunden, der glatte Aal!"

„Für Dich, Hund!" murmelte Ilia vor sich hin; „aber für Andere wird sie schon wieder zum Vorschein kommen!"

Die Soldaten zogen langsam ab, indem sie noch mit dem Bajonnet in den umherliegenden Heu- und Strohbündeln herumstachen. Die Jäger aber ergriffen Besitz von dem verlassenen Hause, vertheilten sich in die offenen Zimmer und auf die harten Divans, und bald schlief Alles in Popowitschs Behausung; — Alles, mit Ausnahme des Secretärs, der vergeblich auf seinem Bretterlager den Schlummer suchte. Es schien ihm, als höre er fortwährend die klagenden Stimmen der in der kalten Octobernacht durch die Straßen irrenden Kindern der Hauseigenthümer. Er sah die Armen, wie sie, aus ihren süßen Kinderträumen aufgeschreckt, von den Soldaten in den Hof gestoßen wurden, wie sie, weinend vor Angst und vor Kälte, ihrer Mutter durch die nächtliche Einsamkeit folgten, wie sie endlich in irgend einer finstern Ecke zusammensanken und neben den knurrenden Hunden auf der Erde liegen blieben. Seine rege, jugendliche Phantasie führte dies Alles in so lebendiger Weise, mit so grellen Farben vor sein inneres Auge, daß für den Schlaf kein Platz mehr übrig blieb. Hellblinkend schaute der Mond durch die kleinen Fenster draußen lag, in Silberschimmer hingegossen, die weite Donauebene. Werner hielt es nicht länger in der dumpfen Luft des Bulgarenzimmers aus; er stand leise, um seine Gefährten nicht zu wecken, von seinem Lager auf und trat hinaus unter die geräumige Veranda, die balconartig, nur einige Stufen über der Erde erhöht, um das Haus lief. Alles schlief ringsum, die fieberschwangeren Deltanebel zogen in langen, weißen Streifen über die Schilfniederungen hin; aus diesem wogenden Dunstmeere erhoben sich, schwarz gegen den Himmel und gegen die endlose Nebelfläche abstechend, die Höhenzüge des Babadagh. Das Auge des Jünglings schweifte über den Bergen hing, und es schien ihm, als blickten ihm von ferne, wie silberne Stern-

Digitized by Google

die in einer Thalsenkung halb verborgenen, märchenhaft glänzenden Zinnkuppeln des Klosters entgegen . . . Da, plötzlich . . . klang es, aus nächster Nähe, wie ein Flüstern, wie ein leise geführtes Gespräch an sein Ohr! Aus dem Stalle, wo Ilias Pferde im Schlafe schnaubten und stampften, schienen die Stimmen zu kommen. Werner horchte auf. Er näherte sich behutsam der Thüre. Alles war finster da drinnen. Da hörte er die Stimme des jungen Bulgaren:

„Deinetwegen habe ich mich ja heute auf den Weg gemacht!"

Eine zweite, in südlich fremdem Accent mädchenhaft und dennoch scharf und bestimmt klingende Stimme unterbrach ihn:

„Du hast den Türken dieses Haus bezeichnet! Um Deinetwillen wurde Vater Popovitsch mit Weib und Kind in die Nacht hinausgeworfen! Du hättest es nicht zulassen sollen, Ilia! Bist Du ein Mann? Bist Du ein Feigling? Dein Volk, Ilia, ist ein Weibervolk! Bei uns haben die Mädchen mehr Muth in dieser kleinen Fingerspitze, als Eure Männer alle zusammen in Herz und Kopf!"

„Eurikleia! Du bist ungerecht! Was können wir? was . .?"

„Ungerecht! Habe ich, armes Mädchen, nicht ganz allein die Soldaten und Kawassen Eures Paschas, die nach mir suchten und riefen, zu Schanden gemacht? Was wollten sie mit mir? Ich weiß es nicht! Wie eine wilde Katze habe ich mich zum Fenster hinausgeschwungen; an dem Balcon des Daches hielt ich mich; unter den hängenden, losen Brettern, da oben, klammerte ich mich an! Sie suchten mich unten; sie suchten mich überall! Die Hände bluten mir noch von den Nägeln, die mir in's Fleisch drangen! Ich hielt mich aber fest, und ich verfluchte die Hunde in meinem Herzen, und ich hatte Kraft auszuharren, bis sie wegzogen. Die heilige Mutter Gottes beschützte mich, Ilia! — denn sie liebt die Muthigen! Verstehst Du, Ilia? nur die Muthigen liebt die Heilige!"

„Laß ab, Eurikleia! oder . . ."

Aber heller erhob sich des Mädchens Stimme, als ob dasselbe vergessen hätte, daß die Gefahr noch nicht vorüber war.

„Ich bin wie die Heilige!" rief Eurikleia, und Werner hörte das zornige Stampfen eines kleinen Fußes auf den Brettern, „nur die Muthigen liebt Eurikleia!"

Werner stand hinter dem Schatten des vorspringenden Daches versteckt, ganz nah an der Thür; er hatte kein Wort verloren, — als plötzlich ein anderes Geräusch seine Aufmerksamkeit fesselte, es schien, als ob Jemand längs der äußeren Wand des Stalles herüberschlich, langsam, behutsam, lautlos; ein Schatten tauchte hinter der Wand hervor, zuerst der Kopf, — dann der breite Rücken, — und drüber ein langer, schmaler, dunkler Streifen, als trüge der Mann, dem der Schatten gehörte, eine Flinte auf der Schulter; ein Schritt noch, und vor dem Jüngling stand Demir Kerau, der, vorsichtig um die Ecke biegend, sich der Stallthür näherte. Des Secretärs Entschluß

Digitized by Google

war schnell gefaßt. Einen derben Stoß in die Bretterwand versetzend, zum Zeichen für die dort Versteckten, trat er vor den Kawassen und rief ihm zu:

„Kannst auch Du den Schlaf nicht finden, Demir Keran? Ich sitze schon lange Zeit hier und summe alte Lieder vor mich hin in die Nacht hinein. Setze Dich zu mir und singe mir ein türkisches Lied, wie man sie bei Euch liebt, von dem Vollmonde, der am Himmel leuchtet, und von Bülbül, die unter den Fliederbüschen flötet!"

„Bei Allah!" erwiderte der Türke, der einen Augenblick betroffen gewesen war, „ich habe nicht Zeit, an Lieder zu denken! Ich muß über die Sicherheit der Freunde des Paschas wachen, und ich glaubte Stimmen zu hören, — als wären Diebe im Hause, oder noch was Schlimmeres!"

„Du träumst wohl mit offenen Augen, Hussein!" rief Werner hellauflachend, „meine Stimme hast Du gehört, und die Nacht hat Dir Gespenster in den Kopf gesetzt!"

„Gute Nacht denn!" antwortete Hussein, „so gehe ich schlafen!"

Und er verschwand hinter der anderen Ecke des Hauses. Mit raschem Sprunge war Werner an der Stallthür. Er drückte. Sie öffnete sich halb.

„Seid vorsichtig!" flüsterte er durch die schmale Ritze, „und Du, Eurikleia, ob ich Dich gleich nicht kenne und nicht sehe, sei auf Deiner Hut. Der Pascha hat dem Kawassen befohlen, Dich in sein Haus zu bringen! Siehe zu, daß Dich der Morgen nicht in diesem Hause treffe . . . und brauchst Du Hilfe, so rufe die meinige an! Dich und Ilia will ich beschützen, so viel es in meiner Macht liegt!"

Die Thür bewegte sich; eine kleine Hand huschte durch die Spalte und suchte des Jünglings Hand, und leise tönte des Mädchens Stimme zu ihm heran:

„Habe Dank! Ich vertraue Dir! Du bist ein Mann!"

Die Hand verschwand. Von drinnen wurde ein Riegel vorgeschoben.

„Ich bleibe hier!" rief Werner durch die Bretterwand hinein. Dann ward Alles still.

II.

Der Tag war kaum angebrochen, als die Jagdgesellschaft sich am andern Morgen vor dem Hause versammelte und den von dem Afrikaner zubereiteten, köstlich duftenden türkischen Kaffee schlürfte. In immer feineren und lichteren Streifen zogen die Donaunebel über die Ebene, an den Bergen hin sich vertheilend und allmälig zerfließend, während die Gipfel des im gelblichen Herbstschmucke prangenden Babadagh schon im vollen, klaren Sonnenlichte glühten. Der letzte, der sich von seinem Lager aufgerafft hatte, war der Ingenieur; an den städtischen Comfort gewöhnt, hatte er sich vergeblich nach Jemandem umgesehen, der ihm Stiefel und Rock reinigte, und fühlte sich augenscheinlich in seinem von der gestrigen Fahrt schon arg mitgenommenen Sonntagsjägeranzug nicht recht behaglich.

Digitized by Google

„Der Henker hole die bulgarischen Häuser, Betten und Zubehör!“ rief er mürrisch, als er in den Kreis seiner Freunde trat. „Ungeziefer die Menge! Schlechte Luft! Die Fenster mit Papier verklebt, damit ja kein frischer Windzug den Herren Bulgaren und ihren zarten Gemahlinnen die Jahre lang sorgfältig aufbewahrten Miasmen aus dem Zimmer treibe! Kein Auge konnte ich schließen! Und nicht einmal, um Einen zu entschädigen, bekommt man die kleine, liebliche, göttliche Eurikleia zu sehen, von der uns der Bulgare gestern den Kopf vollschwatzte! Wo ist denn das himmlische Geschöpf? Wer hat das Mädchen zu Gesicht bekommen? Und wo bleibt Ilia Michalowitsch, der glückliche Bräutigam?“

Demir Keran hatte, als der Name der Griechin ausgesprochen wurde, das Auge rasch auf den Sprechenden gerichtet; er murmelte einige Worte in den Bart, welche die Europäer nicht verstanden, welche wohl auch nicht für sie bestimmt waren; dann zu dem Afrikaner, mit dem er seit den gestern gewechselten Worten auf vertraulichem Fuße zu stehen schien, sich wendend, fragte er:

„Sind die Wagen bereit? Es ist Zeit aufzubrechen, wollen wir das Kloster vor der Mittagshitze erreichen!“

„Die Wagen sind bei Tagesanbruch abgefahren,“ erwiderte Werner, der seinerseits auch, obgleich aus ganz anderen Gründen als der Ingenieur, kein Auge geschlossen hatte, und schon längst, gestiefelt und gespornt, auf seine Freunde wartete. Der Fahrweg, sagte Ilia, beschreibe große Umwege um die Moräste; er werde voran fahren, die Fußgänger könnten ihn in einer kleinen Stunde dort, am Fuße der Berge, einholen!“

„Allah!“ rief Demir Keran, „der Bulgare ist verrückt! Durch die Moräste fährt ein Wagen ebenso leicht, als ein Fußgänger sie durchläuft!“

Von dem Kawassen geleitet, setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Bald war Isaktscha aus ihren Augen entschwunden, und durch die zum Theil ausgetrockneten Niederungen ging es, auf den zwischen manneshohen Schilfbüscheln sich hinschlängelnden Pfaden, den Bergen zu. Werner, der nicht ohne Absicht, wie es schien, mit dem Kawassen gleichen Schritt zu halten sich bemühte, und der auch auf alle mögliche Weise es versuchte, mit dem schweigsamen Türken eine, wenn auch noch so gebrochene und mühsame Unterhaltung zu führen, ließ zuweilen seinen Blick ängstlich zu den immer näher heranrückenden unteren Höhenzügen schweifen, als forsche er nach Etwas, dort hinter den hohen Schilffeldern. Plötzlich richtete sich Demir Keran hoch im Sattel auf, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte voraus, der Straße zu, wo Ilias Wagen, von mehreren Jägern umringt, hielt. Werner stürzte dem Kawassen nach. Schon tönte aber vom Wege herüber ein wirres Durcheinander von Stimmen, von Peitschenknallen, von Rossegewieher.

Mit raschem Sprunge setzte Werner durch das Schilfdickicht. Er hatte die Büchse von seiner Schulter gerissen; betroffen und ohne zu wissen um

Digitized by Google

was es sich handelte, that der Ingenieur ein Gleiches, und Beide stürzten auf den Wagen zu, um welchen sich mit wildem Rufen, die anderen Jäger drängten. Von Weitem erblickten sie nun Demir Keran, der, auf bäumendem Rosse die Gruppe überragend, ein Mädchen von dem ersten Wagen herunterzuziehen suchte. Das Mädchen aber wehrte sich tapfer; mit der linken Hand klammerte es sich an die Leiter, in der rechten schwang es Ilias Peitsche und hieb, zornglühenden Antlitzes, mit dem umgekehrten Stiel auf den Türken ein.

„So hilf doch, Ilia!“ schrie die Kleine dem Bulgaren zu, der sie fest um die Hüfte gefaßt hatte, als wolle er sie zu sich herüberziehen, der sich aber selber zum Kampfe gegen den Türken zu ermannen nicht wagte, und vielmehr, scheu und verstört, bei den Jägern Hilfe zu suchen schien.

„Was soll das!“ rief Werner, auf den Kawassen losstürzend, und ein wuchtiger Schlag mit dem Kolben auf die Hand, die das Mädchen schon gefaßt hatte, befreite die Arme. „Was unterstehst Du Dich? Was geht Dich dieses Mädchen an?“ Und, dem Türken in die Zügel fallend, riß er sein Pferd von dem Wagen auf die andere Seite des Weges.

„Bei Allah!“ erwiderte der Kawasse, indem er sein hochaufbäumendes Roß wieder zum Wagen hinüberwarf, „die Griechin gehört meinem Herrn!

„Mit dem Mädchen hast Du nichts zu schaffen!“ schrie ihm Werner zurück. „Es steht unter meinem Schutze, verstehst Du mich? Der Wagen ist mein, und auf mein Eigenthum hast Du kein Recht!“

„Zum Donner!“ rief der Ingenieur, der seinem Freunde auf dem Fuße gefolgt war, „hat uns der Pascha zum Beschützer gegen die Straßenräuber einen Mädchendieb mitgegeben? Die Hände von dem Mädchen ab, Janitschar! Oder mit meinem Pulver und Blei sollst Du Bekanntschaft machen!“

Der Afrikaner, den eine von der Krimzeit stammende Erinnerung an frühere Kriegskameradschaft zu dem Türken hinzog, versuchte sich in's Mittel zu legen, und seinen Gefährten begreiflich zu machen, daß dieser brave Soldat ja nur den Befehlen seines Generals Folge leistete, und daß man ihn darin unterstützen sollte.

Erfolglos aber blieben seine Reden. Mit lautem Rufen drängten sich die Jäger zwischen den Türken und das bedrohte Mädchen.

Der Türke schien von ihrem entschlossenen Auftreten betroffen. Den Kopf leicht auf die Brust gesenkt, blieb er unbeweglich, mit den Augen langsam die Gruppe der Jäger musternd. Auf dem ersten Wagen, die aufgelösten, schwarzen Haare über die Schultern wallend, den flammenden Blick unverrückt auf ihn gerichtet, die Peitsche Ilias zum Schlage bereit in der Hand haltend, stand Eurikleia, das lebendige Bild einer antiken Kriegsgöttin! Von mittlerer Statur zwar, und eher klein zu nennen, aber in einem so wunderbar schönen Ebenmaß der Glieder, mit so feingeschnittenen, klassisch edlen Zügen, und in ihrem ärmlichen, von dem Kampfe zerrissenen und im Winde

Digitized by Google

flatternden Gewande so seltsam malerisch drapirt, daß die Jäger insgesammt bewundernd zu ihr aufschauten und Werner, der noch immer den Zügel des türkischen Rosses fest in der Hand hielt, fast den Kawassen und den ganzen Streit vergessen hätte, um nur an diesem einzigen Anblick Herz und Sinne zu weiden. Ein schwerer Kampf wogte in des Türken Brust. Wem sollte er gehorchen? Wo lag seine Pflicht? Sein General hatte ihm gestern befohlen, das griechische Mädchen in sein Haus zu bringen, und, sollte er auch selbst dabei zu Schaden kommen, diesen Befehl, so sagte es ihm sein, an Gehorsam gewöhnter ehrlicher Soldatenverstand, mußte er ausführen; andererseits aber durfte er die, von demselben General seinem Schutze anbefohlenen Europäer verlassen? gleich am ersten Tage verlassen, um mit seiner Beute nach Isaktscha umzukehrten? — — Werner, der seine Gedanken zu errathen schien, machte seiner Verlegenheit ein Ende, indem er ihm plötzlich die Frage stellte:

„Wer hat hier zu befehlen, Du oder wir?"

Der Kawasse blieb einen kurzen Augenblick noch regungslos, dann raffte er die Zügel zusammen, und, militärisch grüßend, antwortete er:

„Ich gehorche!"

„Also vorwärts!"

Im Nu hatten die Jäger ihre Sitze vom vorigen Tage wieder eingenommen. Werner schwang sich auf den vorderen Sitz, neben die Griechin, und nach wenigen Minuten rollten die Wagen dem Kloster zu, dessen zinnerne Kuppeln schon von dem fernen Waldessaume herüberblinkten.

„So hätte ich, bei Gott! nicht gehandelt!" raunte der Afrikaner in türkischer Sprache dem Kawassen zu, als dieser sein Pferd neben dem letzten Wagen herreiten ließ; „Dein General will das Mädchen dort in seinem Hause sehen, und wäre ich der Pascha, ich wünschte es mir auch! — Ich hätte es ihm, an Deiner Stelle, hingeführt, lebendig oder todt!"

Demir Keran blickte, die Augen zusammendrückend, seitwärts zu ihm herunter:

„Wer treffen will," sagte er, „darf sein Pulver nicht verschießen."

Werner saß, in Gedanken vertieft, neben dem Mädchen, das mit gewandter Hand die Unordnung seiner Kleider zurecht legte und die aufgelösten Haare wieder in künstlich gewundene Flechten über den Kopf band. Eurikleias Augen funkelten, ihr Busen hob und senkte sich in heftigem Wallen; ihre feinen, kleinen Hände zuckten in fieberhafter Bewegung. Dem, durch ihren Anblick, durch ihr tapferes und doch so reizendes und tiefweibliches Wesen mächtig ergriffenen Jüngling schien es, als klänge durch die kurzen Antworten, die sie dem zu ihrer Rechten sitzenden Ilia hinwarf, wie ein Gefühl des zürnenden, fast des verächtlichen Vorwurfs. Es war ihm, als fühlte er wieder den Druck der kleinen, warmen Hand, die sich ihm, in vergangener Nacht, durch die halbgeöffnete Thür des Bulgarenhauses entgegenstreckte, als hörte er wieder die so energische und doch so sanftklingende Stimme des verfolgten Mädchens, wie es ihm zuflüsterte: „Ich vertraue Dir! Du bist ein

Digitized by Google

Mann!" — Und jetzt war es ihm, als ob ihr Blick und ihr Gedanke sein Auge und sein Tiefinnerstes suchten und unwiderstehlich zu ihr hinüberzögen, als ob er sich umdrehen sollte zu ihr, als ob er ihr sagen müßte . . . . Und was sollte, was konnte, was durfte er ihr sagen? Hatte er nicht Ilia gelobt, ihn und sie zu beschützen? Und wie konnte er an dem armen Bulgaren, der dort, unter dem düsteren Verhängniß, das über ihm und über ihr schwebte, wie gebrochen und zusammengeknickt vor sich hinstierte, wie konnte er solchen Verrath an ihm ausüben? Denn ein Verrath war es — das sagte ihm sein ehrliches Jugendherz, das der Welt noch so treuherzig entgegenschlug — der schnödeste Verrath war es, wenn er, und zu welchen Zwecken? und mit welchen Zukunftsaussichten? demjenigen, dem er freiwillig seinen Schutz angeboten, mit flüchtiger Hand seine Liebe entwendete?

Das Mädchen war es, das zuerst das Schweigen brach.

„Du hast mich zweimal gerettet," sagte sie mit gedämpfter Stimme, in welcher die innere Erregung nachzitterte, „ich will Dir danken, aber warum siehst Du mich nicht an?"

Werner schaute sich um nach ihr. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Der Griechin Augen leuchteten wie zwei schwarze Diamanten. Er faßte ihre Hand in die seinige . . . Da traf ihn der tiefe, traurige Blick Ilias, der sich, als ob auch er dem Erretter Dank sagen wollte, zu ihm hingewendet hatte. Werner senkte sein Auge.

„Eurikleia," sagte er, „noch ist der Tag nicht zu Ende. Danke später, wenn die Stunde gekommen sein wird."

Das Mädchen sah ihn fragend an, als suche sie den Sinn seiner Worte zu ergründen. Dann zog sie langsam ihre Hand aus der seinigen und erwiderte:

„So werde ich warten! Doch sagst Du mir die Stunde nicht, so werde ich sie wählen."

Der Wagen rollte weiter. Länger als die Jäger es geglaubt, zog sich der Weg zum Kloster, an den Hügeln herum, zwischen Morästen hin in endlosem Zickzack sich schlängelnd.

„Wie kommst Du denn zu dem Bulgaren Popovitsch nach Isaktscha," fragte endlich der Secretär, wie wenn es sich um die gleichgiltigste Unterhaltung handle; „denn eine Bulgarin bist Du nicht, und Deinen Namen trägt kein Mädchen in diesen Dörfern."

„Ich bin Griechin," antwortete Eurikleia, und Etwas wie ein Civis Romanus sum lag in diesen Worten. „Als mein Vater in Isaktscha starb, ließ er mich seinem Jugendfreunde Popovitsch, und ich wurde wie ein neues Kind in seinem kinderreichen Hause aufgezogen."

„Bist Du glücklich bei dem Bulgaren?"

„Das Glück lebt nur im Elternhause — oder an dem Herde, den man sich selbst baut!"

„So sehnst Du Dich weg von hier?"

Digitized by Google

Sie schwieg einen Augenblick.

„Wer möchte in einem Lande leben, wo die Türken herrschen? Meinen Vater und Mutter haben sie getödtet; meine . . . .“

Sie hielt plötzlich inne, und es schien, als dränge sie die Worte, die sich auf ihre Lippen gelegt, gewaltsam in ihr Herz zurück.

„Was wollt'st Du sagen? Hast Du noch Geschwister?“

„Nein! Keine mehr!“ rief sie in leidenschaftlich erregtem Tone aus, und Werner sah, wie ihre Hände krampfhaft zusammenzuckten.

„Armes Mädchen! Bist Du allein? Sind Sie gestorben?“

„Gestorben? . . . Nein! . . . Ja! . . . Ich weiß es nicht! Ich . . . Aber warum fragst Du mich? Und warum muß ich Dir antworten? Und wie übst Du diese Gewalt auf mich, die Keiner je ausgeübt? . . . Ja, meine Schwester lebt noch, — nur für mich ist sie todt, — ach! ärger als todt! Denn in Constantinopel lebt sie; — sie ist dort, in der großen Stadt, — was der Pascha von Isaktscha aus mir machen wollte. Aber, bei der heiligen Jungfrau! Eurikleia ist nicht von so weichem Holze! Nein! Nein! und wenn Keiner mich mehr beschützen sollte, . . . lebendig folge ich diesem Türken nicht! . . . und zum Sterben werde ich immer noch die Kraft in mir finden!“

„Beruhige Dich, Eurikleia!“ sagte, sie leise besänftigend der Jüngling, „ich wußte nicht, daß meine Fragen so düstere Erinnerungen in Deinem Herzen erwecken würden. Aber,“ fuhr er fort, indem er sich bemühte, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, „bald wirst Du ja Dein eigenes Haus Dir bauen, dann wirst Du glücklich sein!“

„Mein eigenes Haus? und wo? und wie?“

„Ilia Michalovitsch . . .“

„Ja!“ unterbrach sie ihn rasch; „Ilia Michalovitch will mich heirathen, aber . . .“

„Aber?!“

„In diesem Lande bleibe ich nicht! Drüben . . . über der Donau . . . über dem Meere . . . wo es auch sei! hier aber nicht! . . . Zu nahe bei Isaktscha liegt Ilias Haus!“

Ilia drehte sich langsam zu den Beiden.

Als habe er dem Secretär und nicht seiner Braut zu antworten, oder als halte ihn eine ängstliche Scheu ab, mit Eurikleia, die ihm grollte, zu sprechen, wandte er sich zu Werner und sagte:

„Wie ist es aber möglich, daß ich dies Land verlasse? Hier liegen meine Häuser, meine Felder, meine Wiesen! und ziehe ich fort, was wird aus meinem Besitzthum? Die Türken legen auf alles Beschlag, und als Bettler willst Du doch nicht, Eurikleia, daß ich mit Dir . . .“

Eurikleia antwortete ihm mit Heftigkeit:

„So spricht nicht der Mann, der Eurikleia liebt!

Digitized by Google

Ilia zuckte zusammen. Ohne auf Pferde noch Wagen zu achten, erfaßte er des Mädchens Hände. Da sprengte plötzlich Demir Keran zu den Rossen vor, und die Zügel aus Ilias Händen an sich reißend:

„Bei Allah!“ rief er, „Du bist wohl toll geworden, Bulgar! Wohin willst Du uns führen? Vor Dir liegt das Kloster! . . . wer Pferde lenken will, darf nicht bei einem Mädchen sitzen!“

Die Rosse hielten an. Wenige Schritte vor dem Wagen eröffnete sich ein Weg, der leise ansteigend, bei einer kleinen, in die halbverfallene Klostermauer gebrochenen Thür endete. Neben der Mauer, kaum verdeckt durch die Bäume und Gebüsche, die aus den inneren Höfen in üppigem Gestrüpp herüberwucherten, erblickte man einige langgedehnte Strohdächer, und zwischen dem gelben Laub glänzten die weißblendenden Zinnen der Kuppeln. Die Jäger waren am Ziele ihrer Fahrt angelangt. Vor ihnen lag das Kloster Kokosch.

III.

Hätte einer der Jäger seine europäischen Begriffe und Ansprüche auf jenes griechische Bulgarenkloster übertragen wollen, er hätte sich wohl sehr enttäuscht gefunden. Nicht, wie im Westen und Norden, aus starken Sand- oder Granitsteinen erbaut, nicht von zinnengekrönten Mauern umgeben, nicht wie ein ehrwürdiges, wohnliches und, trotz seines Alters, durch die überall durchblickende Pflege einer frommen und geschäftigen Bevölkerung zum willkommenen Besuch einladendes Heim, blicken diese bulgarischen Gotteshäuser auf den Fremden herunter. Von weitem nur bot das Kloster von Kokosch ein originelles und das künstlerische Auge durch das Malerische seiner Bauart fesselndes Bild: die niedrige, in unregelmäßigen Winkeln um das innere Gehöfte sich hinziehende Mauer war von rohen, kaum behauenen Blöcken hergestellt; die vielfachen Lücken mit Backsteinen oder auch nur mit wildem, dornigem Gestrüpp nothdürftigst gefüllt; das Thor, das sich in diesem ärmlichen, eher wie ein Zaun als wie eine Mauer dreinsehenden Verschluß öffnete, hing morsch in seinen rostigen Angeln; nicht ein Schloß, nur ein langer, hölzerner Riegel erlaubte den Mönchen, ihr Besitzthum gegen die Fremden, oder gegen die herumstreichenden Bettler und Zigeuner abzuschließen. In den inneren Höfen lagen die Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und die Kirche, ohne Plan noch Regelmäßigkeit, zerstreut und wie dem Zufall gehorchend, hingesät; Gras und Gesträuche wucherten ringsum, soweit die dort herumgrasenden Rinder, Schafe und Schweine es eben erlaubten; halb verfallene Bretter und Balken lehnten an den baufälligen Mauern; durch diese Wildniß hatten sich die Mönche einige Pfade gebahnt, um von einem Hause zum andern und von ihren Zellen in die Kirche zu gelangen; ein breiterer Weg führte um die letztere herum, er diente ihnen zum Rundgange, wenn sie, da die türkische Regierung den Gebrauch der Glocken untersagt, mit ihren hölzernen Hämmern die Toka auf dem eigens dazu hergerichteten, von einem jüngeren Bruder

Digitized by Google

auf der Schulter vorangetragenen Brette schlugen, ein mit seltsamen Modulationen durch die Waldeinsamkeit klingendes, eintönig melancholisches Glockenspiel! Die Gebäulichkeiten, in welchen der Abt, die Mönche und die ihnen beistehenden Laienbrüder wohnten, zogen sich, winkelig und verfallen, mit ihren Balkonen und Holzgebäuden, unter den weithervortretenden, mit dicken Schilfbüscheln an Stelle der Ziegel bedeckten Dächern, um den Hof. Das einzige Bauwerk, das gewissermaßen den Eindruck eines architektonischen Baues machte, war die Kirche, mit ihrer großen, von zwei kleineren, ebenfalls blechgedeckten Thürmchen umgebenen, von dem griechischen Kreuze überragten Mittelkuppel: hohe, schmale Fenster öffneten sich in den weißgetünchten, von heruntergefallenem Mörtel arg verunstalteten Mauern; durch die Fenster aber zogen alle Winde, und die Vögel des Himmels nisteten ungestört über dem dürftig ausgestatteten Hochaltar, — ein Bild des Jammers und des Elends, der Verkommenheit und der Verwahrlosung, die würdigste Staffage für das klösterlich bäurische Leben, das sich in diesen Räumen träge, schmutzig, bettelnd und in einer Art von moralischer und materieller Hoffnungslosigkeit dahinschleppte! Von den abendländischen Mönchen erzählen die alten Mären, daß sie nicht selten das Kreuz mit dem Schwerte vertauschten, daß sie kampfesbereit und kampfeslustig auszogen, um ihre Kirche zu schützen und deren Feinde unter den wuchtigen Hieben ihrer Streitaxt zu Paaren zu treiben; — wer aber würde von diesen armen, bulgarischen Mönchen etwas anderes erwartet haben, als die stumme, dumpfe Unterwerfung? Nicht eine Ecclesia triumphans, nicht einmal eine Ecclesia militans zeigte sich hier; nur die traurigste und trübseligste aller leidenden Kirchen, ein Märtyrerthum ohne Glorie, ohne Echo, ein langsames Hinsiechen, ein ruhmloses und unnützes Ersticken im Sumpfe.

Die Mönche hatten von Weitem die kleine Karawane erblickt, den Abt von dem Herannahen der Fremden unterrichtet, und die geräumige Halle in einem der Nebengebäude, die für die Unterbringung von Reisenden eigens bestimmt war, in gehörige Bereitschaft gesetzt, — was freilich nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da es sich um weiter nichts handelte, als die Fenster zu öffnen, den fingerdicken Staub von den verblichenen, in allen Farben schmutzig chillerenden Divans abzuklopfen und vielleicht einige Spinnweben, die allzu störend von der Decke herunterhingen, zu beseitigen. Während die Laienbrüder sich dieser Aufgabe entledigten, schaarten sich die Mönche in dem großen Hofe um ihren Abt, und als Ilias Wagen vor den Mauern hielten, traten die Bewohner des Klosters, den ehrwürdigen Alten an ihrer Spitze, durch das in allen Angeln knarrende Thor freundlich grüßend den Fremden entgegen.

„Seid willkommen in meinem stillen Hause!“ sprach der Abt, indem er sich an Werner wandte, der den ersten Platz in dem Wagen, neben dem Bulgaren, einnahm, und den er deshalb für den Anführer der wandernden Gesellschaft hielt; „Ihr seid Christen wie wir, und mit besonderer Freude öffnen wir Euch unser Thor. Gelobt sei Jesus Christ!“

Digitized by Google

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete Werner, der die Gebräuche des Orients kannte. „Nicht für lange Tage, ehrwürdiger Vater! rufen wir Deine Gastfreundschaft an! Wir gedenken in diesen Bergen zu jagen und werden, wenn Du es erlaubst, bei der Theilung unserer Beute auch Deines Klosters uns erinnern.“

Mit würdiger Grazie verbeugte sich der Abt, während die Mönche, ihre Freude an den verheißenen Leckerbissen nicht zu verbergen suchend, sich mit lachendem Munde verständnißinnige Blicke zuwarfen, als stünden sie bereits unter dem Einfluß des Duftes, welchen der feiste Rehbraten sicherlich auf der Tafel verbreiten würde. Es waren knochige, grobgehauene Gestalten, mit scharfausgeprägtem slavischem Typus, unschöne Gesichter, von welchen der Blick mit Wohlgefallen dem Abte sich zuwendete, der in selten wirkungsvoller Weise von seinen Gefährten abstach: eine feine, schlanke, fast hagere Gestalt, mit edlen, festen, streng kirchlichen, nichts weniger aber als mönchischen Zügen. Der Schnitt seines Gesichts hatte nichts gemein mit demjenigen der andern Brüder; die Abwesenheit des Bartes, das lange silberdurchzogene Haar, das kaum gelichtet von dem Scheitel zum Nacken herunterhing; die scharfgebogene feine Nase; die großen, dunklen, offen und forschend in die Welt hineinschauenden Augen, die tiefeingegrabene Furche, die sich von der Stirne zwischen den dichtbewachsenen Brauen herunterzog, legten Zeugniß ab, daß dieser Mann nicht dem gewöhnlichen Schlage der bulgarischen Mönche angehörte. Dieses Mannes Leben war sicherlich nicht in dem geisttödtenden Müßiggang der orientalischen Klöster verflossen! Auf diesem Antlitze lag nicht der Wiederschein des kleinlichen, im Klosterklatsch untergehenden und in den Aeußerlichkeiten einer mechanischen Frömmigkeitsgewohnheit verknöcherten Monachismus. So wie dieser Abt, in dem entlegenen Kloster des Babadagh, so mußten die alten byzantischen Kirchenväter ausgesehen haben, von denen die Geschichte berichtet, daß sie durch ihren Blick und durch ihre Sprache das Volk und die Großen beherrschten.

Die Jäger schickten sich an, in das Kloster einzutreten. Lächelnden Mundes und mit vorgestreckten Händen, wehrte es ihnen aber der Abt.

„Meine verehrten Gäste,“ sagte er, „einem alten Gebrauche huldigend, kann ich Euch nicht über diese Schwelle lassen, bis ich von Euch erfahren, wer Ihr seid, wie Ihr heißet, wo Ihr wohnt, woher Ihr kommt. Es ist ja auch gut, daß man beiderseits sich kenne, ehe man in nähere Beziehungen zu einander tritt. Freier spricht man, und sicherer, wenn man zum Voraus weiß — was man nicht sagen soll, oder nicht zu sagen braucht.“

Die Vorstellung war schnell beendigt; Namen, Nationalität, Abstammung, Charakter wurden von dem Secretär in lächelnder Weise über jeden Einzelnen der Jäger erklärt; sie seien, so schloß er, dem Abte von dem Pascha von Isaktscha persönlich empfohlen, der sich rühmte, ein Freund und ein alter Bekannter des ehrwürdigen Vaters zu sein.

„Ich danke Euch,“ erwiderte der Abt; „der Pascha und ich, wir kennen

Digitized by Google

uns von Alters her, und obgleich uns Vieles trennt, so lieben und ehren wir uns doch gegenseitig. Hat er Euch meinen Namen nicht gesagt, so erfahrt ihn von mir: Kyrillos nennen mich die Brüder, und dem Namen des Kirchenfürsten, den man mir beigelegt, bestrebe ich mich Ehre zu machen. Aber," fügte er, sich unterbrechend und auf Eurikleia deutend, hinzu: „wer ist das Mädchen, das Ihr mit Euch führt?"

„Unseres Führers, des Bulgaren, Ilias Braut," antwortete Werner, indem er das Mädchen bei der Hand nahm und zu Kyrillos hinführte. „Die Rose von Isaktscha wird sie genannt, wie mir der Pascha versicherte, und wohl verdient ist der Name, denn eine schönere Rose blüht in ganz Bulgarien nicht."

„Eine blühende Rose fürwahr! Viele Rosen doch giebt es in unseren Gärten, und eine Jede unterscheidet sich durch einen besonderen Namen von ihren Schwestern. Wie heißt die Rose von Isaktscha?"

„Eurikleia, ehrwürdiger Vater."

„Eurikleia?! Fremd klingt der Name."

„Sie ist Griechin."

„Griechin!" rief der Abt, und eine flüchtige Röthe überzog sein furchendurchwühltes Antlitz, ein helles, frohes Leuchten funkelte in seinem Auge, und die beiden Hände des Mädchens in die seinen fassend, zog er Eurikleia mit gewinnender Geberde zu sich. „Du bist eine Griechin? So sei mir doppelt und dreifach willkommen! Denn aus meinem Lande stammst Du, liebliche Rose, und daß die schönste Rose Bulgariens eine Griechin ist, erfüllt mit Freude und Stolz mein altes Herz. Sei auch die beste unter den Frauen, und die reinste, Eurikleia."

Eurikleia hatte sich vor dem würdigen Mann auf die Knie niedergelassen und küßte nach orientalischer Art ehrfuchtsvoll seine Hand. Er beugte sich wohlwollend zu ihr herunter; leise wechselten sie einige griechische Worte, dann legte er, wie segnend, seine Rechte auf ihr Haupt.

Die Jäger standen gerührt vor diesem lieblichen Bilde, und Keiner bemerkte die Aufregung, die sich plötzlich, während die Beiden mit einander sprachen, des Türken bemächtigt hatte. Von den in fremder Sprache gewechselten Worten hatte Demir Keran nichts verstanden; es schien ihm aber in seinem dumpfen Janitscharenverstand, daß die schöne Christin, die er seinem Herrn zuzuführen den Befehl erhalten hatte, ihm plötzlich durch dies Kloster und diesen Mönch entrissen werden sollte! Hatten ihm doch seine Kameraden in den langen Kriegsmärschen und schlaflosen Bivouaknächten oft und viel von den Christenmädchen erzählt, die um der Ehre des großherrlichen Harems zu entgehen, plötzlich in einem Kloster verschwanden! — und, so pflegten die türkischen Soldaten untereinander zu erzählen, habe sich einmal die schwere Thür eines Klosters hinter einem Mädchen geschlossen, so gebe es keine Macht des Himmels noch der Erde, welche die Verschwundene wiederbrächte; tiefer und finsterer als das tiefste muselmännische Grab sei ein Christen-

Digitized by Google

Kloſter! Dort oben unter den Schatten der ſchlanken im Winde leicht ſich hin und her bewegenden Cypreſſen, da ſchlafe es ſich heiter und ſanft, bei dem Geſange der Vögel und dem luſtigen Lachen der türkiſchen Kinder; hier aber hinter eines Kloſters Mauern, hier lebe ſelbſt das Leben nicht mehr, hier herrſche die Stille des ewigen Todes! So erzählten's die türkiſchen Soldaten untereinander — und warum hätte es Demir Keran nicht geglaubt? Und wie konnte er erlauben, daß heute, vor ſeinen Augen, ein Kloſter ſich eröffne, um ihm das Mädchen zu rauben, das ſeinem Herrn beſtimmt war? Hielt Demir Keran nicht ſeine gute Büchſe in der Hand? Hing nicht ſein treuer Yatagan an ſeiner Seite? Und war ſein Name nicht Demir Keran, — der das Eiſen — und auch die Chriſten bricht?

Mit einem Satze, als gelte es, ein flüchtiges Reh zu erreichen, durchbrach der Türke die Reihen der Jäger und, das Mädchen mit ſtarker Hand anfaſſend, rief er:

„Laßt ab von ihr! Bei Allah! Ihr habt kein Recht auf ſie, denn meinem Herrn, dem Paſcha von Iſaktſcha gehört ſie!“

„Du lügſt, Hund! Dieſer iſt mein Herr!“

Das Mädchen, das unter dem Schlage des Türken zu Boden geſunken war, ſchrie die Worte mit weit gellender Stimme, und ehe Demir Keran es ihr wehren konnte, hatte ſie ſich unter ſeiner Fauſt durchgewunden und lag, den Janitſcharen herausfordernd über die Schulter mit den Augen meſſend, an Werners Bruſt. Mit heftiger Geberde ſchlang ſie ihre beiden Arme um des Jünglings Hals; bei ihm ſuchte ſie Hilfe, bei ihm, der allein ſie zu vertheidigen wußte! Werner fühlte ihren warmen Athem an ſeiner Wange; er fühlte das Wogen ihres Buſens an ſeiner Bruſt; er fühlte, wie ihr ganzer Körper an dem ſeinen zitterte; er fühlte auch, wie ihre Muskeln krampfhaft zuckten, und ihre kleinen Hände ſich wie eiſerne Klammern um ſeinen Hals ſpannten. Vor den Augen des Jünglings loderte es wie rothe heiße Flammen; alles Andere verſchwand um ihn her; — und wie er das ſchöne Mädchen eng geſchloſſen in ſeinen Armen hielt, wie er ſeine Hand ſchützend um ihre ſchlanke Hüfte legte, wie er ſein Auge in das ihrige ſenkte, da überflog es ihn wie ein Rauſch jubelnder Jugend; es war ihm, als ob ein Frühling in ſeinem ganzen Weſen ſich plötzlich erſchlöſſe; er gedachte weder der ihn überraſcht umſtehenden Jagdgefährten, — noch des armen Ilia, der todtenblaß die Beiden anſtaunte, — noch des zornentbrannten Türken, der, die Hand auf dem Griffe ſeines Yatagans, ſich auf ſie loszuſtürzen drohte, — noch des alten Abtes, der den Janitſcharen zurückhaltend, ſprachlos unter ſeinen betroffenen Mönchen ſtand.

„Fürchte Dich nicht, Eurikleia,“ flüſterte er der kleinen, zitternd ſich Anſchmiegenden zu; und näher zu ihr zog es ſeine brennenden Lippen; „ich beſchütze Dich, ſchöne Roſe!“ Und ſein Blick bohrte ſich in ihr Auge; — „ſei die Meine, ſchöne Roſe!“ Und auf die bebenden Lippen des Mädchens drückte er ſeinen Mund.

Digitized by Google

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des Mädchens; sie wehrte den Kuß nicht; fast schien es, als erwiderte sie ihn, dann plötzlich lösten sich ihre Arme —

„Nein!“ rief sie aus, indem sie sich aus des Jünglings Umarmung wand, „nein! — meine Schwester bin ich nicht!“

„Eurikleia! Beruhige Dich!“ antwortete Werner, der ihre Worte wohl anders deutete, als sie dieselben gedacht, und er zog sie fester an sich. „Ich habe Muth und Kraft, Dich und mich zu schützen!“

Aber sie riß sich los von ihm, und, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend, ließ sie sich zu seinen Füßen fallen.

„Nein! nein!“ wiederholte sie, „ich kann nicht! ich will nicht! Nicht wie meine Schwester!“ — Und in ihrer Stimme zitterte es wie Verzweiflung als sie leise vor sich hin schluchzte: „Ilia! Warum kannst Du Deine Braut nicht schützen!“

Erschrocken hatte sich Werner zu ihr heruntergebückt, — da legte sich eine Hand auf seinen Arm; er blickte auf; vor ihm stand Ilia. Ein düsteres Feuer brannte in des Bulgaren Auge und in dem trotzigen Tone, mit dem er die Jäger bei ihrer Abfahrt aus seinem Dorfe überrascht hatte, herrschte er den Jüngling an:

„Meine Braut ist Eurikleia! Was willst Du mit ihr? An mir ist es, sie zu beschützen — und ich werde sie beschützen — gegen Alle — und auch gegen Dich!“

Und mit ungeahnter, kräftiger Entschlossenheit riß er Eurikleia von der Erde und trug sie durch die Reihen der Mönche und der Jäger über die Schwelle des Klosters zu des Pförtners Haus, wo zwei Frauen, die dieser Scene neugierig zugesehen hatten, sich mitleidsvoll und hilfreich um sie beschäftigten.

Mit wenigen raschen Worten wurden dem Abte die Vorfälle der vorigen Nacht und des heutigen Morgens erzählt, während der Afrikaner und einige Andere den rasenden Türken festhielten und zu beruhigen suchten.

Nachdenklich hörte Kyrillos zu, indem er fragend sein Auge von der Gruppe unter des Pförtners Thür zu dem jungen, verwirrt und betroffen dem Mädchen nachblickenden Secretär schweifen ließ. Dann wendete er sich zu Demir Keran und in kurz gebieterischer Weise hieß er ihn von dem Mädchen abstehen; hier in dem Kloster sei es unter des Abtes Obhut; ein Kawasse, der keinen schriftlichen Befehl des Gouverneurs vorzeigen könne, habe hier auf Niemanden ein Recht, und was das Mädchen anbetreffe, so werde er, der Abt, persönlich mit „seinem Freunde“, dem Pascha, die Angelegenheit besprechen; bis dahin bleibe Eurikleia im Kloster, und er verbiete ausdrücklich, Kraft seiner Würde und seines Amtes, daß irgend Wer ihr Leids anzuthun versuche! „Die Diener,“ so schloß er, „mögen nicht vergessen, daß sie Diener sind, und daß der Abt von Kokosch in zwei Stunden

Digitized by Google

bei dem Paſcha von Iſaktſcha ſein kann, und dort als Freund des Hauſes empfangen zu werden pflegt!"

„Und nun," fügte er, zu den Jägern ſich umwendend, hinzu und der Ernſt, der ſich auf ſeinen Zügen gelagert hatte, machte dem verbindlichſten und einladendſten Lächeln Platz; „tretet ein, meine Freunde! das Mahl, das einfache, aber von Herzen geſpendete Mahl wartet Euer! Erlabt Euch mit Speiſe und Trank; nachher ſprechen wir von dem morgigen Tage! Möge der Himmel die Füße ſegnen, die über dieſe Schwelle treten!"

Und den Jägern rüſtigen Schrittes voran eilend, geleitete ſie der würdige Mann in die geräumige Halle, wo die Diener und Laienbrüder die irdenen Töpfe mit der bulgariſchen Nationalſpeiſe, Reis mit Paprika und einigen magern Hühnerknochen, auf den auf der Erde ausgebreiteten Teppichen bereitgeſtellt hatten.

Der Secretär hatte, wie in einer Betäubung oder in einer Art von Trunkenheit wandelnd, den Arm ſeines Freundes, des Ingenieurs, ergriffen und war, ohne recht zu wiſſen, was er that, den Anderen gefolgt. Der Berliner neckte ihn, wie es ſo ſeine Art war, ob des Glückes, das er bei den Mädchen hätte, und verſicherte ihm, daß er ſich hüten würde, ihn jemals zum Beſchützer ſeiner künftigen Frau auszuwählen.

Als ſie, die Letzten von Allen, in den Saal eintraten, legte ſich des Abtes Hand langſam und faſt feierlich auf des Secretärs Schulter. Werner ſchaute verwundert auf, wie aus dem Schlafe erwachend. Der wohlwollende, väterliche Blick des Alten wirkte ſeltſam beruhigend auf ſein, in wirrem Fieber ſich bewegendes Gemüth.

„Mein junger Freund!" ſagte Kyrillos mit ſanfter Stimme, „das Alter hat in dieſem Lande ein Recht, es hat überall eine Bitte offen an die Jugend. Ehe Du abziehſt aus dieſem Kloſter, ſei es zur Jagd, ſei es zurück über die Donau, ſo möchte ich Dich ſprechen. Dort oben" — er deutete auf den blumenumrankten Balcon, der, dem Pförtnerhäuschen gegenüber, über den Geſträuchen des Kloſtergartens hervorragte — „dort oben, hinter jenem Balcon liegt meine Zelle! Darf ich Dich dort erwarten?" — und milde lächelnd fügte er hinzu: „Ich lebe unter Blumen, bis ich unter Blumen ſchlafe. Liebſt Du die Roſen, — die ſchönſten aus ganz Bulgarien findeſt Du bei mir, — aber, bedenke wohl, mein junger Freund, nicht zum Pflücken ſind meine duftenden Roſen!"

Und freundlich grüßend verließ Kyrillos den Saal.

IV.

Ilia hatte den Frauen geholfen die ohnmächtige Griechin in des alten Sebaſtianu, des Kloſterpförtners, Haus unterzubringen. Es war das erſte Mal ſeit langen Jahren, daß er dieſe Schwelle wieder betrat. Eine weithin ſich verzweigende Feindſchaft, wie man ſie in jenen Dörfern trifft, deren Urſache entweder nicht mehr zu ergründen iſt, oder ſo kleinlich ſcheint, daß

Digitized by Google

man sich unwillkürlich nach einer anderen, tieferliegenden und vielleicht nicht ohne Grund verschwiegenen Ursache umzuschauen geneigt ist, trennte die Beiden und ihre Familien. Sebastianus Vater, so hieß es in dem Kloster und in der Umgegend, habe ein Anrecht auf die Güter der Michalovitsch gehabt; derselbe sei während des damaligen Türkenkrieges plötzlich verschwunden — und mit ihm die Papiere, welche den alten Michalovitsch, den Großvater des Ilia, zum Schuldner des Sebastianu machten. Von jener Zeit an hatte sich der Wohlstand der Michalovitch in demselben Maße gehoben, in welchem die Sebastianus herunterkamen, und während heute der junge Ilia, der Erbe aller jener Güter, mit eigenen Pferden und Wagen seine Felder bestellte und der angesehenste Mann in Longavitza war, hatte Sebastianu, nur um sein Leben zu fristen, mit der alten Kloantza, seiner Frau, als Pförtner in dem Kloster ein Unterkommen gefunden; eine Stelle, die freilich bei der Tüchtigkeit des Alten in allen landwirthschaftlichen Dingen, sowie bei der bis auf's Aeußerste getriebenen Sparsamkeit seiner Frau, sehr bald für das kinderlose Hauswesen eine reiche Rente abgeworfen hatte, da der Abt die Kenntnisse und die dienstfertige Gewandtheit des Pförtners in ausgiebigster Art zu verwerthen und auch zu belohnen verstand, und Sebastianu, im eigentlichen Sinne des Wortes, der Verwalter und umsichtige Intendant der ganzen Klosterwirthschaft geworden war. Die Feindschaft Sebastianus gegen Alles, was aus der Familie der Michalovitsch stammte oder mit ihr in Verbindung stand, war darum nicht geringer geworden; auch ging ein bedeutungsvolles Gemurmel durch die Reihen der Mönche, als sie sahen, wie Ilia, von Kloantza und ihrer rumänischen Magd Floriana unterstützt, die Griechin in des Pförtners Haus trug. Diese waren noch nicht unter der Thür verschwunden, als auch schon der alte Sebastianu, unverständliche Worte vor sich her in den Bart brummend, so schnell wie es ihm seine steifen Knice erlaubten, hinterdrein hinkte, und zu den Frauen, welche die Griechin auf den Divan hingelegt hatten und sich lebhaft um sie herum beschäftigten, in das enge Gemach hereintrat. Ohne Ilia eines Blickes zu würdigen, blieb er neben der, in auffälliger und nicht mißzuverstehender Weise von ihm weit aufgerissenen Thüre stehen und rief in das Zimmer hinein:

„Das ist Frauenarbeit! Für die Männer ist Platz genug im Hofe!"

Jetzt erst wurde Ilia gewahr, zu welchem Schritte er sich in seiner Bestürzung hatte verleiten lassen. Einen Augenblick schwankte er zwischen seinem Haß gegen den Alten und den Gefühlen, die ihn zu der langsam sich wieder belebenden Eurikleia hinzogen; und fast konnte man glauben, daß seine, so eben gegen Werner bethätigte Entschlossenheit sich gegen Sebastianu richten, und daß er sich, ohne der Worte des Pförtners zu achten, der Pflege des Mädchens hingeben würde. Finster schaute er zu dem Alten hinüber; ein Zucken flog über seine zusammengepreßten Lippen, als kämpfe er mit sich selber, ob er die bittern Worte, die auf seiner Zunge schwebten, aussprechen oder zurückdrängen sollte. Da stellte sich Floriana, die Arme in die Hüften

Digitized by Google

stemmend, zwischen ihn und die Griechin, und mit der dem Rumänenmädchen eigenen, spöttisch lächelnden Lebhaftigkeit.

„Seit wann", sagte sie, „hat Ilia Michalovitsch die Gewohnheit, zugegen zu sein, wenn die Mädchen sich ausziehen und zu Bette legen?"

Ilia antwortete nicht. Es geschah, was schon so oft geschehen: die scheue und nach kurzen Ermannungsversuchen immer wieder in sich zusammensinkende bulgarische Natur blieb stärker als alle gegen diese angeborene Willenslosigkeit ankämpfenden Gefühle. Die Zähne zusammenbeißend, als ergrimme er im Innersten seines Herzens gegen seine eigene Ohnmacht, verließ Ilia, ohne zu dem Alten, der immer noch die Thüre weit aufgerissen hielt, aufzublicken das Haus.

„Ein schöner Freier fürwahr!" rief ihm lachend die Rumänierin nach, „den Weiber und Greise von dem Lager seiner Braut wegtreiben!"

Sebastianu aber schüttelte den Kopf und erwiderte, dem jungen Bulgaren nachschauend:

„In Ilias Kopf geht Etwas vor! . . . Er zögerte, ob er gehorchen sollte, und hast Du gesehen, wie seine Hand nach seinem Messer fuhr? . . . Die Bulgaren sind feige, sagt man bei Euch, Floriana? . . . Aber wehe, wenn sie aus ihrem Schlafe erwachen! . . . Und da scheint mir Einer an der Grenze des Schlafens angekommen zu sein! . . . Aber was sieht dieser mich an? Der mag thun, was er will!"

Sprach's und warf die Thür schmetternd in das Schloß und schob den schweren Holzriegel vor.

Ilia blieb einen Augenblick, finster vor sich hinsinnend und unschlüssig, ob er den Jägern in die Speisehalle folgen solle, vor dem ungastlichen Hause stehen; dann plötzlich wandte er sich um, ging festen Schrittes zu der kleinen Thür, die sich in der hinteren Mauer, Fuße des Gebirges eröffnete, und verschwand in den dunkelen Laubgängen der weithin sich ausdehnenden Fruchtgärten des Klosters.

V.

Auf der geräumigen Holzveranda, die sich vor seinem Gemache hinzog, erwartete Kyrillos seinen Gast. Den Gedanken, die ihn seit dem Auftritte dieses Morgens beschäftigten, nachgehend, ließ er seinen Blick über den in den Strahlen der warmen Mittagssonne sich badenden Klostergarten schweifen. Ueber den schon gelblich und durchsichtig schimmernden kleineren Blumen und Sträuchern reckten in ihrer bäurischen Art die großen Sonnenblumen und einige verwilderte Dahlien ihre Köpfe auf; unten, in den vernachlässigten Beeten, zwischen halbverdorrtem, hohem Gras und unordentlich durcheinander wucherndem Unkraut, guckten die dürftigen Astern hervor; in ihrem verschossenen Farbenkleide sahen sie wie Blumenwittwen aus, die für den hingeschiedenen Sommer Trauer angelegt hatten, und fast schien es, als wollte die gütige, alles vergleichende Natur, bevor sie dem drohenden Winter,

Digitized by Google

tode zum Opfer fielen, noch freundlich tröstend ihre wärmsten und hellsten Strahlen auf diese letzten Ueberbleibenden aus dem farbenreichen Sonnenglanze ergießen, so lustig spielte der goldene Sonnenstaub auf Blatt und Blättchen, so fröhlich tanzten die Fliegen und Schmetterlinge ihren lustigen Reigen in dem hellen Flimmern des Tageslichtes, so emsig und geschäftig summten die Bienen um die sich ihnen eröffnenden, letzten Blumenkelche! Ein schönerer Garten aber erschloß sich oben, auf dem Balcon des Abtes, wo, durch die Bretterwände vor dem Nordwind geschützt, in traulich warmen Eckchen, Kyrillos seine Lieblingspflanzen, in Töpfen oder in langen, von den Mönchen eigens dazu geschnitzten Holzbehältern aufgestellt hatte; während der heißen Sommermonate schützte sie das weitvorstehende Dach gegen die sengende Mittagshitze, und ließ der Abt es sich nicht nehmen, seine holden Pflegekinder, wie er die Blumen nannte, mit eigener Hand Morgens und Abends zu begießen; im Spätherbste aber und bis zu den ersten Wintertagen, wenn der Schnee die Gipfel der Berge zu bedecken anfing, athmeten die Pflanzen da oben eine laue, sonnendurchtränkte, wohlthätige Luft, und erst wenn der Winterfrost ernstlich drohte, wurden sie von ihrem luftigen Balcone in eines der Zimmer getragen, welche Kyrillos in diesem Flügel der Klostergebäude zu seiner Wohnung eingerichtet hatte, und wo er seine einzigen Schätze, alte Kirchenbücher, kostbare, in Pergament gebundene und mit alterthümlichen Schlössern versehene Folianten aufbewahrte. Rosen, breitblättriger Epheu, rothe und weiße Geranien, auch duftende Blumenzwiebeln, vermischt mit größeren, an den Wänden und in den Ecken grüne Nischen und Lauben bildenden Bäumchen, standen auf den künstlerisch geschnitzten und kunstvoll vertheilten Konsolen und Postamenten, oder hingen in leichten, mit frischem Moos angefüllten Holz- und Thongefäßen von der Decke. Hier inmitten seiner Blumen, des einzigen Luxus, den er sich in seinem stillen und einfachen Klosterleben erlaubte, pflegte Kyrillos, wenn er von dem langen Lesen müde war, oder wenn er seine Gedanken sammeln wollte, sich hinzusetzen, und bis tief in die Nacht hinein konnten ihn die Mönche, bei ihren regelmäßigen Rundgängen, dort oben unter seinen Lieblingsblumen erblicken. Sie sahen mit Ehrfurcht zu dem sonderbaren, so ernsten und doch so freundlichen Abte auf; sie liebten ihn wie einen Vater und fürchteten ihn wie einen Heiligen, der dem Himmel schon um einige Stufen näher stehen mochte, als sie. Die Türken ehrten in ihm den klugen, friedfertigen, immer beschwichtigend und versöhnend auftretenden Mann, der oft schon durch seinen verständigen Rath der Verwaltung große Schwierigkeiten erspart hatte. Die Bauern in den Dörfern rings umher wußten, daß sie bei Kyrillos nie vergeblich anklopften, und daß er ihnen, wo er konnte, mit Rath und That beizustehen, gern bereit war; und oft schon hatte er, durch sein Dazwischentreten und seine wohlwollende und immer gerechte Vermittelung, den Frieden unter verfeindeten Familien wieder hergestellt, oder mit einem rechtzeitig gespendeten kleinen Darlehne einen durch die Steuern und Lasten erdrückten Bulgaren von dem Untergange gerettet.

Digitized by Google

Eine schwierigere Aufgabe hatte sich ihm heute gestellt und leichten Herzens fürwahr trat er nicht an deren Lösung. Mit raschem Blicke hatte er an der Klosterpforte die Gefahr, die sowohl der Griechin als dem Bulgaren und dem fremden Secretär drohte, überschaut. Er kannte die türkischen Soldaten und wußte, was der Befehl eines Paschas, besonders noch in diesen Verhältnissen, einem Bulgaren und einem griechischen armen Mädchen gegenüber, für einen Kawassen war. Auf eine kurze Zeit hatte er wohl den Demir Keran von seinem Vorhaben abgebracht, aber klar war es ihm, daß hier, weniger als irgendwo sonst das Aufgehoben einem Aufgeschoben gleichkommen würde. Andererseits aber sollte es ihm auch gelingen, die Griechin vor dem Türken sicher zu stellen, wie konnte er sie vor der Gefahr, die ihr von Seiten Werners und von ihrer Neigung zu dem jungen Fremden drohte, schützen? wie sie vor einem Schritte bewahren, der sie auf ewig in's Verderben stürzen würde? wie sie zurückführen zu Ilia Michalovitsch? Ein fast väterliches Interesse für die schöne, junge Griechin hatte sich des Abtes bemächtigt; sie hatte sich, als sie zu seinen Füßen lag, mit so inbrünstigen, und in ihrer Einfachheit so rührenden Worten, seiner Huld und Fürsorge anvertraut; in so strahlender, blitzähnlicher Gluth hatte ihr Auge zu ihm hinaufgeblickt, da er sie als seine Glaubens- und Landesgenossin willkommen hieß, — daß er sich gelobt hatte, die Arme, koste es was es wolle, von dem Abgrunde, zu dessen Raube sie gedrängt war, zu erretten — und daß Vieles, daß Alles von dem jungen Fremden abhing, das konnte seinem erfahrenen Kennerblick nicht entgehen.

Kyrillos dachte noch darüber nach, wie er die Sache mit Werner besprechen solle, als dieser, geführt von einem jüngeren Mönche, zu ihm hereintrat. Kyrillos empfing ihn mitten unter seinen Blumen und ließ ihm durch Bruder Gregorios eine Pfeife mit Tabak, so wie das unvermeidliche Confect, die Doldschas, und das sie nothwendig begleitende Glas Wasser reichen; dann, als der Mönch sich entfernt hatte, hob er an:

„Verzeihe, daß ich Dich zu mir beschied, nachdem wir uns kaum gesehen! Zu dem Werke, das ich unternehme, brauche ich einen Freund, einen Verbündeten, und in Dir glaube ich ihn gefunden zu haben; — willst Du mir vertrauen?"

„Ehrwürdiger Vater," antwortete Werner, der wohl geahnt hatte, daß der Abt ihm von Eurikleia sprechen würde, der aber bei diesen Worten nicht mehr verstand, was Kyrillos eigentlich von ihm wolle; „wie solltest Du nicht mein Vertrauen besitzen? . . . aber worin kann ich? . ."

„Ich habe gesehen, daß die kleine Griechin auch auf Deinen Schutz zählt, auch Deine Hilfe anruft gegen den Kawassen, der sie verfolgt. Ich habe gehört, daß Du ihr Deine Hilfe zugesagt, und wahrlich, Jüngling, einem edlen, guten und reinen Mädchen schickst Du Dich an, die rettende Bruderhand zu reichen! Doch Demir Keran, bedenke es, ist

Digitized by Google

entschlossen, Alles zu wagen . . . Nun sage mir, wie gedenkst Du zu handeln, um ihr und ihrem Bräutigam zu helfen?"

Auf diese Wendung des Gesprächs war Werner nicht gefaßt. Wie ein Vorwurf, der bis in das Tiefste seines Herzens drang, trafen ihn des Abtes Worte, und erröthend stammelte er, er habe freilich noch nicht darüber nachgedacht, auf welche Weise dem Mädchen zu helfen sei.

„Dem Mädchen . . . und auch ihrem Bräutigam," erwiederte der Abt in demselben zutraulichen Tone. „Denn sollte der Griechin ein Unfall zustoßen, so wäre es auch um Ilia Michalovitsch geschehen!" Und er erzählte dem Jüngling, wie in den bulgarischen Dörfern die Heirathen in patriarchalisch-einfacher Weise geschlossen würden, wie Ilia und Eurikleia sich als Kinder schon gekannt und geliebt, wie sie zusammen aufgewachsen, wie seit ihrer frühesten Jugend alle ihre Zukunftspläne gemeinsam gewesen, wie sie sich, in diesem vom Feinde verwalteten Lande, von ihren ersten Jahren an daran gewöhnt, der Freude wie dem Leide der Zukunft vereint entgegen zu sehen. Und da Kyrillos bemerkte, welchen Eindruck die Schilderung dieses idyllischen Glückes auf des Jünglings Gemüth machte, so führte er das Bild, mit wohlbedachter Steigerung, bis in die kleinsten und rührendsten Details aus.

„Ich glaube Dir gern, ehrwürdiger Vater," sagte Werner, als der Abt eine Pause machte, „aber mir schien es doch heute Morgen und gestern schon, als ob Eurikleias Gefühle für Ilia nicht so tief wurzelten, denn sie warf ihm ja offen und mit Ungestüm seine Feigheit vor, und da er sie zu beschützen nicht den Muth hatte, so wandte sie sich ab von ihm . . ."

„Und wandte sich zu Dir?" erwiderte lächelnd Kyrillos; „ja wohl, ich kenne dies! Und so sind die Mädchen! Aber Derjenige würde sich gewaltig irren, der aus diesem Auflodern eines flüchtigen Zornes den Schluß ziehen wollte, daß die Liebe entwichen sei! und wehe Dem, sagt ein Sprüchwort aus dem Abendlande, wehe Dem der sich zwischen Baum und Rinde zu zwängen versucht! Am Tage, wo Ilia mit uns dem Türken die Stirne bieten wird, wird auch Eurikleia in Ilia ihren wahren und einzigen Freund wieder erblicken!"

„Nun," antwortete Werner mit einem gezwungenen Lächeln, „der Tag, wo der arme Bulgare gegen den Türken Front macht, scheint mir noch nicht nahe zu sein!"

„Täusche Dich nicht, mein Sohn! Ilia ist ein Bulgare, und dieses Volk kennst Du noch nicht! Sie ertragen länger als die Europäer die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, aber plötzlich erwacht in ihnen das zurückgedrängte Feuer! — und, vergiß nicht, was ich Dir sage: Nichts ist schrecklicher, nichts furchtbarer, als die Zaghaften — wenn sie sich einmal entschlossen haben, die Stränge zu zerreißen! Ilia Michalovitsch ist einer der Besten unter seinen Landsleuten; er beugt den Nacken unter dem Joch, aber wehe! wenn er das Joch abschüttelt! Zu dem Aeußersten sind in der Befreiungsstunde die Schwachen bereit! . . . Freunde brauchen sie aber auch

Digitized by Google

alsdann, die ihnen Trost und Rath und treue Hilfe versprechen! . . . Und diese Fremde, mein Sohn, wollen wir dem armen Ilia sein!"

Und Kyrillos reichte dem Jüngling die Hand, wie zum feierlichen Gelöbniß. Einen Augenblick zögerte Werner, einzuschlagen. Er fühlte sich erschüttert durch des Abtes Worte. Er hatte sich seit diesem Morgen hineingeträumt in einen romantischen Liebestraum, und ohne daß er sich Rechenschaft ablegte von seinem Dichten und Trachten, hatte er sich einen noch romantischeren Plan zurechtgelegt, von Entführung und von beranschendem Liebesglück mit dieser holden, muthigen, bezaubernden Griechin! Und jetzt war es ihm, als gewänne allmählig unter des Abtes wohlwollenden Worten ein anderes Gefühl die Oberhand in seinem Herzen, ein Gefühl des Vorwurfs und der Reue, ein Gefühl der Beschämung vor sich selber. Er gedachte des Versprechens, das er dem guten Bulgaren gegeben, ihn und seine Braut zu schützen . . . . und er erröthete, als er sah, wie nahe er daran gewesen, sein Wort zu brechen und an dem armen Ilia zum Verräther zu werden.

„Zähle auf mich!" rief er aus, indem er seine Hand in die Rechte des Abtes legte. „Was willst Du thun? Ich stehe Dir bei!"

Kyrillos erhob sich. Sein Auge blieb mit einem Ausdruck tiefer Freude auf dem Jüngling ruhen:

„Ich hatte mich nicht getäuscht in Dir, mein Sohn!" sagte er mit gedämpfter, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Dein Herz ist edel und gut! Bewahre es so, und das Glück wird Dich begleiten in Deinem Leben!"

Und nochmals drückte er des Jünglings Hand.

„Laß mich darüber nachdenken, wie wir Beide zu handeln haben", fügte er hinzu; „so lange Eurikleia in dem Kloster weilt, wird ihr kein Leids geschehen! Den Kawassen nehmt Ihr mit an die Donau, — und während er Euch begleitet, habe ich Zeit, mich mit dem Pascha zu verständigen."

Die letzten Strahlen der hinter den hohen Bergen verschwindenden Sonne spielten mit goldenem Leuchten zwischen den Blumen der Veranda.

„Du hast meinen Garten noch nicht bewundert, mein Sohn," sagte Kyrillos, und von Blume zu Blume führte er mit freundlichen Worten den Jüngling. Eine einzige Rose blühte dort in der Ecke, aber in wie seltener Schönheit! Eine Moosrose, halb Knospe noch, halb Blume schon; duftend von seinem, durchdringendem Wohlgeruch, wandte sie dem warmen Lichte ihre weiße, mit röthlichen Adern durchwirkte Blätterkrone zu. Ein Lächeln zog über des Abtes Antlitz; zwei Bienen summten geschäftig um die Blume, und es schien, als ob sie sich stritten, welcher von ihnen es vergönnt sein würde, am ersten von dem süßen, frischen Honig der jungen Rose zu kosten; eine dicke schwarze, mit schillerndem Sammetpelze überzogene Hummel flog mit tiefem Brummen um die Blume, als trachte sie, lüstern, wie ihre beiden feineren und gewandteren Vettern, nach dem seltenen Genuß. Denselben Gedanken mochte wohl dieser Anblicke in Kyrillos' und Werners Seele erwecken.

Digitized by Google

„Mit der Hummel werden wir schon fertig werden," sagte dem Abte die Hand reichend, der Jüngling.

„Und um meine schöne Rose werden sich die Bienen nicht mehr streiten!" setzte lächelnd Kyrillos hinzu, und mit segnendem Gruße nahm er Abschied von dem Jüngling.

Als Werner vor dem Hause des Pförtners vorbeiging, glaubte er wahrzunehmen, wie eine Frauengestalt sich plötzlich vom Fenster erhob und sich in die tiefe Dunkelheit des hinteren Zimmers zurückzog. War es nicht Eurikleias Gestalt? und warum, wenn sie es war, schien die kleine Griechin sich vor Werner zu verstecken? — Unruhigen Sinnes kehrte der Jüngling zu seinen Jagdgefährten zurück, — und fast bereute er, das Versprechen, das ihm der Abt mit seinem wohlwollenden, väterlichen Zureden abgelockt, so leichthin und in einer Wallung von, wie er jetzt sich sagte, jugendlich unüberlegter Schwachherzigkeit, abgegeben zu haben.

VI.

Der Abend hatte sich auf das Kloster niedergesenkt. Stiller und stiller war es in den weiten Höfen und Gängen geworden. Nur noch durch den dumpfen Lärm der in ihrem Speise- und Nachtquartier zechenden Jäger wurde die Ruhe der Bergeseinsamkeit unterbrochen. In des Pförtners Hause brannte noch Licht, und durch das kleine Fenster konnte man das geschäftige Treiben der Frauen beobachten, welche die Mundvorräthe für den morgigen Tag zubereiteten, den Reis in großen Holztrögen wuschen, die Hühner rupften, die noch warmen und dampfenden Brode, welche Sebastianu in großer Anzahl zu backen befohlen hatte, schichtenweise übereinanderspeicherten, und den leichten weißen Klosterwein in Steinkrüge und massive, rundbäuchige Flaschen füllten. Die alte Kloantza mit ihrem gedrückten, bulgarischen Wesen, ihrem gebückten Gange, ihrem runzligen Gesichte, ihren rothgeränderten Triefaugen, bewegte sich, langsam schleichend, wie eine aus den Donausagen herausgetretene Hexe, in dem engen Raume; sie murmelte, wie es alte Frauen zu thun pflegen, unverständliche Worte vor sich hin; das unstät flackernde Licht warf ihren Schatten in unheimlich tanzenden Gestaltungen an den weißen Wänden des Zimmers hin und her. In mürrischem Tone herrschte sie zuweilen Floriana, die Rumänierin, die nicht mehr junge, aber noch nicht abgewelkte und die Spuren ihrer früheren Schönheit noch munter zur Schau tragende Klostermagd an. Eurikleia, die sich rasch erholt hatte, half den beiden Frauen. Ganz anderswo aber weilten ihre Gedanken. In ihrem Herzen schwirrte es wild durcheinander. Es war ihr, als lebe sie seit gestern in einem schweren Traume. Das tapfere Mädchen, das mit einer aller Gefahr trotzenden Unerschrockenheit die Peitsche gegen den Kawassen geschwungen hatte, erkannte sich selbst nicht mehr, seitdem sie auf ihren Lippen den Kuß des schönen, jungen Franken gefühlt, seitdem sie diesen Kuß erwidert! Sie mußte die Augen schließen, jedesmal wenn sie daran zurückdachte, sie mußte sie schließen vor Scham, und

Digitized by Google

auch vor einer heimlichen Angst, die sie überkam, als fürchtete sie sich, sie, die die Furcht noch nie gekannt, vor einer unheimlich drohenden Gefahr.

Eine leidenschaftliche Wallung ihres ganzen Wesens hatte sie zu Werner hingerissen, als sie plötzlich in diesem Unbekannten einen Helfer, einen Beschützer traf, wie sie ihn so lange erwartet hatte, einen Mann, der, ohne sich lange zu besinnen, muthig der Gefahr die Stirne bot und mit ritterlichem Sinne des ihm gestern noch fremden Mädchens Sache zu der seinen machte. Dies hatte sie von Ilia erhofft; als sie ihm ihre Hand versprach. Unter einer Bedingung hatte sie gelobt, die Seinige zu werden, und diese Bedingung war Ilia in seinem ersten, unbedachten Liebesglück eingegangen: aus diesem Lande sollte er sie herausführen, in ein anderes, wo keine Türken wären. Er war ja bereit dies Alles, und noch vieles Andere, und Alles was sie von ihm verlangt hätte, zu geloben! Der gute Ilia! Und er ahnte nicht, in seiner blinden Liebessicherheit, welche Gedanken in des Mädchens Geist aufstiegen, als er ihr später mit bangem Zaudern eröffnete, die s Land könne er nicht verlassen, hier lägen seine Besitzthümer, hier müsse er verbleiben, wie seine Väter und Ahnen. Umsonst hatte Eurikleia es versucht, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Jedesmal, wenn sie mit ihm davon anfing, ließ Ilia sein Haupt auf die Brust sinken, und mit kleinlauter Stimme antwortete er, das Unmögliche könne man nicht möglich machen, und in das Unvermeidliche müsse sich Eurikleia schicken, wie er sich selbst darein schickte! Noch in der letzten Nacht, als Beide in Popovitschs Hause von den Drohungen des Paschas sprachen, war Eurikleia mit leidenschaftlicher Aufregung in ihn gedrungen, er solle sich jetzt ermannen und mit ihr fliehen! Und als er ihr wieder antwortete, wie er bis dahin geantwortet, da war sie aufgebraust in wildem Zorne: Wer seine Braut vor den türkischen Kawassen nicht zu schützen wisse, der sei ihrer nicht werth, hatte sie ihm zugerufen. Ein Mann sei ein Feigling, der, um seine Geliebte vor solchen Gefahren sicher zu stellen, nicht Alles zu verlassen, Alles zu unternehmen, Alles zu wagen bereit sei! — Und da geschah es, daß Werner plötzlich vor sie hintrat und ihr und Ilia zurief: Auf seine Hilfe könnten sie zählen, und er würde ihnen zur Seite stehen! — Sie hatte ihm die Hand gereicht, — und noch fühlte sie den Druck der seinigen, — und noch fühlte sie seinen Kuß! — So sollte er sein, so denken, so handeln, der Mann, dem Eurikleia ihr Herz auf ewig zu schenken bereit war! — Und dennoch! — wie sie Ilia plötzlich an sich herantreten sah, wie er den Fremden, in seltsam zorniger Aufwallung, bei Seite geschoben, wie er seine Braut mit dem Ausruf an sich gerissen: Er würde sie beschützen! Und seine Braut sei Eurikleia! — da hatte es wie ein Blitz durch ihre Adern gezuckt! Da war es ihr gewesen, als ob eine innere vorwurfsvolle Stimme ihr zuriefe: Du hast Ilia verkannt! Du hast schlecht an ihm gehandelt! Für einen Fremden, Unbekannten, der Dich morgen vielleicht verlassen und verrathen wird, willst du deinen Bräutigam, deinen Jugendfreund verlassen und verrathen!

Digitized by Google

So wogten ihre Gedanken hin und her, als sie an diesem Abend mit Kloantza und Floriana in Sebastianus Hause sich beschäftigte. Schweigend hörte sie dem losen Plaudern der Rumänierin und den Volksliedern, die sie lachenden Mundes in die Nacht hinaus sang, zu und ließ, ohne sie zu beachten, oder ohne sie zu hören, die Anspielungen, welche dieselbe auf ihre Ankunft im Kloster, auf ihre Beziehungen zu dem jungen Fremden, auf die Verfolgungen der Gensdarmen, machte, über sich ergehen.

Es war spät geworden; knarrend drehte sich die Thür in ihren Angeln, und Sebastianu trat herein.

„Wird hier noch gesungen?“ rief er mit mürrisch herrschendem Tone der Walachin zu, indem er hinter sich den schweren Holzriegel vorschob; „und schon hat die Abendtoka geschlagen! Mit Deinem dummen Singen, Floriana, ziehst Du Dir die Freier an Dein Fenster! Da draußen, auf den Steinen, sitzt der blöde Bulgarenbräutigam! ja, ja! ein schöner Geselle! Dem Mädchen wünsche ich Glück auf den Weg, das sich von diesem Ilia nach Hause führen läßt! . . . Er brütet nach, über den Muth, der ihm fehlt! . . . Hunde, diese Michalovitsch! . . . In dem Blute liegt ihnen die Feigheit! . . . Mein Vater könnte etwas davon erzählen, hätten sie ihn nicht todt geschlagen . . . meuchlings! . . . hinter einer Hecke verborgen! . . . Da haben diese Leute schon Muth! . . . Nun!“ brauste er auf, indem er sich zu der alten Kloantza hinwandte, was thut Ihr noch hier? Reiche mir noch einen Schluck Arrak, und dann zu Bette! morgen vor Sonnenaufgang heißt es auf den Beinen sein!“ —

Und, indem er langsam das Glas Arak hinuntertrank, erzählte er, wie er jetzt Alles für die morgige Treibjagd bereitet habe; die Bauern seien angewiesen, in weitem Halbkreise das Wild gegen die ersten Höhenzüge, hinter dem Kloster, zuzuführen; jedem Jäger habe er seinen Platz ausgewählt.

„Wo steht der schöne, junge Freund der Griechin?“ fragte neugierig und schelmisch Floriana.

„Willst Du Dir diesen auch noch heranziehen, Floriana?“ erwiderte der Alte, indem er ihr in bäuerisch liebkosender Weise in die Wange kniff; „der steht an der Ecke, hier oben, auf dem großen Fels, am äußersten linken Ende der Jägerkette! . . . Willst Du ihn sprechen, Schalk, so triffst Du ihn dort, — wenn die kleine Griechin hier, die mich so scharf anblickt, Dir nicht die Augen auskratzt!“

Und sein Arm erhob sich, um sich täppisch um Eurikleias Hüfte zu legen. Aber mit raschem Schlage wehrte es ihm die Griechin, und unter Lachen und Plaudern verschwand er mit Kloantza in dem hinteren Gemach, während Floriana ihr Lager auf dem niedrigen Speicher aufsuchte, und Eurikleia sich auf den an der Erde für sie ausgebreiteten Decken zur Ruhe legte. Nach einer kurzen Viertelstunde war Alles finster in Sebastianus Hause; nur das laute Schnarchen der Alten dröhnte durch die Stille der Nacht.

Da stand Eurikleia leise von ihrem Lager auf. Behutsam schob sie den Holzriegel von der Thüre und trat in's Freie.

Digitized by Google

Von den Steinen, die neben des Pförtners Hause lagen, erhob sich eine dunkle Gestalt.

„Ilia!“ flüsterte Eurikleia.

„Ich wartete auf Dich,“ antwortete der Bulgare, und seltsam kräftig klang seine Stimme durch die Nacht.

„Armer Ilia! . . . ich suchte Dich! . . . ich muß Dich sprechen! . . . Was thust Du aber hier, mit einer Flinte in dem Arm? . . .“

„Bin ich nicht Dein Bräutigam, Eurikleia? Ich bleibe hier, um diese Schwelle zu beschützen!“

„Ich that Dir Unrecht, Ilia! Du hast Muth und Kraft; — willst Du mir verzeihen?“

Mit raschem und kräftigem Arm zog Ilia seine Braut an sein Herz.

„Ich bin bereit,“ sagte er in demselben entschlossenen Tone, — willst Du mit mir fliehen?“

Mit einem halbunterdrückten Freudenschrei sprang Eurikleia auf:

„Gleich! . . . fort! . . .“

„Nein!“ erwiderte Ilia langsam und jedes Wort betonend; „nicht gleich! . aber morgen! — Und seine Hand schlug an die Doppelbüchse, die in seinem Arme lehnte. „Ich will jagen, wie die Andern! . . . Mein Freund Stefanu der dort hinter dem Kloster wohnt, hat mir seine Flinte geliehen! . . . ich muß ja ein Wild erlegen, Eurikleia! . . . damit wir dort in den ersten Tagen unser Leben fristen können, drüben, in der großen Donaustadt! . . . denn als armer Mann zieht Ilia fort mit Dir!“

Er unterbrach sich, und, die Griechin zu der Thüre zurückführend, sagte er.

„Wir haben keine Zeit, Eurikleia! . . . Morgen, nach der Jagd, ziehen wir weg!“

„Aber der Türke? . . .“

Ilia antwortete nicht.

„Aber Demir Keran?“ fragte Eurikleia nochmals.

Einen Augenblick schwieg Ilia; dann drückte er ihr die Hand zum Abschied und sagte mit leiser Stimme:

„Laß mich sorgen! . . . Demir Keran wird es erlauben! . . . Morgen verlassen wir dies Land! . . Schlaf wohl!“

Er blieb wie unentschlossen auf der letzten Stufe stehen. Seine Hand spielte um die Flinte. Er schaute seiner Braut fest in's Auge.

„Eurikleia,“ sagte er, „träume von keinem Andern, als von dem, der Dich morgen als seine Frau entführt! . .

Er unterbrach sich wieder. Seine Hand zuckte auf der Büchse; und langsam fügte er, sich von Eurikleia abwendend, hinzu:

„Eine Doppelflinte ist es, die mir Bruder Stefanu geliehen!“

Dann drückte er die Griechin in das Haus, horchte noch, bis der Riegel vorgeschoben wurde, und setzte sich wieder, die Flinte zwischen den Knien, auf den Steinhaufen.

Digitized by Google

VII.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das fröhliche Zechen der Jagdgesellschaft. Wie es nicht anders zu erwarten war, hatten die lustigen Gesellen den verliebten Secretär und seine verliebte Griechin zu dem Mittelpunkte ihrer Witze und ihres Humors gemacht: es wurde auf Werner und auf Eurikleia toastirt; Ilia und der Türke, die zum Glücke an dem Gelage nicht theilnahmen, wurden verlacht und verwünscht; der Ingenieur, dem der bulgarische Wein über alle Maßen schmeckte, trank auf Jungdeutschlands Sabinerzüge nach dem Orient, auf die Verjüngung der Welt durch Racenkreuzung, auf die Uebertragung in's gewöhnliche Leben der physikalischen Lehre von der Anziehungskraft, die der blonde nordische Magnet auf das schwarze südliche Eisen ausübt, — und anderen Unsinn; der Afrikaner kniff verständnißvoll die Augen zusammen und erklärte, er warte das Ende ab, der Bulgare sei freilich kein ernster Gegner, der Türke aber habe sein letztes Wort noch nicht gesprochen, und wer zuletzt lache, der lache am besten! Die Anderen begrüßten mit lautem Jauchzen und Singen jeden neuen, auch noch so albernen Witz; und sie kamen nach und nach in die Stimmung, in welcher man gerade den thörichtsten Albernheiten und den sinnlosesten Scherzen den überzeugtesten und gesinnungstüchtigsten Jubel entgegenträgt. Werner ließ sich Alles mit fröhlichem Gleichmuthe gefallen. Er trank und plauderte und lachte mit; er stieß mit jugendlich übersprudelnder Ausgelassenheit auf die anzüglichsten und gewagtesten Trinksprüche an, als lege er überhaupt dem ganzen Abenteuer keine weitere Bedeutung bei, und nehme es lachend mit in Kauf, wie die nothwendige Zugabe seines Liebesromanes. Inwendig sah es freilich anders bei ihm aus; aber er hütete sich wohl, es seinen Gefährten zu zeigen, um so mehr als er, nach seiner Unterredung mit Kyrillos, sein Liebesabenteuer, freilich in recht ehrlicher und in ganz edler Weise, nicht aber der, in seinem Herzen immer wieder auf's Neue erwachenden Leidenschaft gemäß, im Sande verlaufen sah. Es überflog ihn zuweilen, mitten in dem fröhlichen Gelage, eine Reue, daß er sich dem Abte gegenüber so leichthin habe verpflichten können. Und hätte er Zeit und Muße gehabt, die tiefsinnersten, geheimen Regungen seines Herzens zu beobachten, so hätte er wohl die Entdeckung gemacht, daß sich dort noch etwas regte, was mit seinem, dem Abte gelobten Versprechen, nichts gemein hatte, eine ganz leise, vor sich selber sich verbergende und verleugnende, an das ungewisse Vielleicht, an das mögliche Dazwischentreten eines unberechenbaren Wunders sich klammernde Hoffnung, daß das Ende des Abenteuers doch ein anderes sein könnte! . . . Aber so tief in sein Herz vermochte Werner nicht hinunterzusteigen und er versuchte es auch nicht; bei dem Trinken und Scherzen seiner Jagdgesellen betäubte er sich und seine Gefühle und seine unausgesprochenen Hoffnungen; und erst, als das Lärmen verstummt, die Gesellschaft sich an den vier Wänden hin in langer Reihenfolge und

Digitized by Google

jeder mit den Füßen an des Anderen Kopfe auf die Divans hingestreckt hatte, erst dann fingen die tief im Innern versteckten Gedanken Werners an, sich verstohlen wieder herauf bis zu seinem Gehirn zu wagen, und in dem, zum unruhigen Schlaf langsam eindämmernden Geiste des Jünglings ihre leise Liebes- und Sehnsuchtssymphonie, vom Pianissimo des ersten Schlummers bis zu dem rasend an die Schläfe gehämmerten Schluß-Accord eines fieberhaften Traumfortissimos anzustimmen. Alles, was er den Tag über erlebt, gedacht, gefühlt, gehofft und gesucht hatte, erstand vor seiner Nachtseele wieder, in jener seltsam prägnanten Form aber, und in jener phantastisch grellen Farbenbeleuchtung, welche der Traum allen Dingen zu verleihen pflegt. Eurikleia stand wieder vor ihm, wie er sie heute Morgen gesehen, — schön, wie die ideale Schönheit selbst, eine griechische Nike, oder auch eine altgermanische Walküre, die, nach tapfer geschlagener Schlacht, herunter zur Erde schwebt und ihren liebenden Helden aufsucht! Trotzig und kampfesbereit gegen die Anderen, war sie sanftanschmiegend zu ihm, liebebringend, liebeverheißend! Eine wilde Gluth loderte durch Werners Adern. Um dies Weib zu besitzen — und wäre es nur für einen Tag, nur für eine Stunde — gäbe er die Hälfte seines Lebens! Und in seinen immer phantastischer sich verschlingenden Traumbildungen sah er, wie seine Gefährten zur Jagd auszogen, in den Wäldern verschwanden, und wie er, heimlich sich von ihnen entfernend, zu dem Kloster flog, wo ihn Eurikleia, in der Einsamkeit des verlassenen Pförtnerhäuschens, erwartete; einer antiken Statue ähnlich, die griechische Tunica in engliegenden Falten über ihren stolzen Busen geheftet und zu den Knien herunterwallend, ein goldenes Stirnband in den Haaren, stand sie da; — und es däuchte ihn, er habe, wie Faust, die altgriechische Helena heraufbeschworen, das Ideal der Schönheit, das Ideal der weiblichen Liebe, — und mit ausgebreiteten Armen stürzt er auf sie hin — da wirft sich zwischen ihn und seine Liebe, den blanken Degen in der Hand, Ilia, der Bulgare; — „Was willst Du hier?“ ruft ihm Werner zu, und siehe! in seiner Rechten trägt auch er ein Schwert, und Funken sprühen von den gekreuzten Waffen — und wie Valentin vor Gretchens Hause, sinkt Ilia blutend zur Erde — und neben dem Sieger steht, unter Mephistos Maske, der Ingenieur, der ihm ironisch lachend zuruft: „Für einen Waidmann in spe, der zum ersten Male im Bulgarenlande pirscht, ist dies ja ein ganz fataler Ausgang!“ Und von Mephistos Lachen erwacht Faust; — das blendende Licht einer Laterne brennt ihm in die Augen; — ringsum schreien, rufen, plaudern, lachen die schon zum Auszuge sich rüstenden Jäger; — neben Werner steht der Ingenieur, nicht mehr als grinsender Höllengeist, sondern im einfachsten Nachtgewande, die Haare unordentlich im Gesicht herumhängend, die Laterne dicht unter des jäh emporgeschreckten, noch halbträumend wild um sich blickenden Jünglings Nase haltend.

„Greifst Du nach dem Donner?“ rief ihm der Ingenieur mit,

Digitized by Google

pathetischer Ironie zu, als er ihn, mit den Armen in der Luft herumschlagend, von seinem Lager aufspringen sah; und hätte nicht an Werners Ohr das helle Gelächter der Jäger geschlagen, hätte ihm nicht durch die geöffnete Thür der scharfe Morgenwind empfindlich erfrischend in's Gesicht geblasen, dieses zufällig in seine faustischen Träumereien hereingeschleuderte faustische Citat hätte ihn wohl noch tiefer in seine wilden Nachtphantasien verwirrt.

„Hurtig! hurtig!" rief unter der Thür der alte Sebastian; „in einer halben Stunde geht die Sonne auf, und muß Jeder an Ort und Stelle sein."

Im Nu waren die Jäger fertig, und fort ging es, den Berg hinauf. Demir Keran allein war im Kloster zurückgeblieben; der Afrikaner, der von seinen Gefährten nach der Ursache dieser sie befremdenden Handlungsweise befragt wurde, antwortete kurz: „Was wollt Ihr denn diesen Kawassen zur Hasen- und Fuchsjagd schleppen? wo er gewöhnt ist gegen viel edleres Wild zur Jagd zu ziehen?" — Ilia hingegen hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, obwohl der alte Sebastianu, mit verächtlicher Entschiedenheit, sich geweigert hatte, dem Bulgaren einen Platz in der Kette der Jäger anzuweisen.

„Ich kenne den Wald noch besser als er," sagte Ilia trotzig und kurz, nachdem einer der Jäger nochmals von dem Pförtner dieselbe rundweg abschlagende Antwort erhalten hatte: — „und ich gehe meiner Wege!" setzte er hinzu, indem er auf halber Höhe des Berges links ab einen Seitenpfad einschlug und im Walde verschwand.

„Stelle Dich nicht mit den Hasen in die Schußlinie!" rief ihm höhnisch Sebastianu nach; und ebenso höhnisch rief es von dem Walde zurück:

„Spare Deinen Rath für Andere!"

Die Jäger waren noch nicht durch das hintere Klosterthor hinausgetreten in die Gärten, welche die Gebäulichkeiten von dem Berge trennten, als Demir Keran auch schon aufsprang, mit rascher Hand sein Roß sattelte, sich auf seinen Rücken schwang und vor des Pförtners Haus sprengte. Dort setzte er ab, riß die Thüre auf und rüttelte die alte Kloantza, die sich, nachdem Sebastianu sich mit dem vollgepackten Proviantwagen entfernt, wieder hingelegt hatte, mit wildem Rufen aus dem Schlaf.

„Wo ist die Griechin?" rief er und zerrte die Alte zur hinteren Thür.

„Gott und die Heiligen seien mir gnädig!" schrie Kloantza, „hier liegt sie, auf dieser Bank, . . . an der Mauer . . . mir gegenüber!"

Der Türke tappte im Finstern nach der Bank.

„Bei Allah! Du lügst, Weib! hier liegt Niemand!"

Floriana war erschreckt aus ihrem Speicher heruntergeklettert.

„Macht Licht! Verfluchtes Weibervolk!" schrie der Türke, und als er endlich hell sah, durchstöberte er wetternd und lärmend das kleine Haus, alle Schränke, alle Winkel durchforschend: — aber umsonst! Eurikleia war verschwunden!

Digitized by Google

„Wo ist sie? Ihr müßt es wissen?"

„Wo wird sie sein?" erwiderte Floriana, dem Türken mit der ihr eigenen Unverschämtheit in's Auge blickend; „bei ihrem Liebsten wird sie sein!"

Demir Keran stutzte einen Augenblick, dann fragte er kurz:

„Ilia? . . . oder der Franke?"

„Ei was! soll ich das Alles wissen?" fuhr ihn die Walachin an; „siehe Du selbst nach, wenn Dir daran gelegen ist, es zu erfahren! . . . Sie sind ja Beide zur Jagd ! . . . Frage sie selbst und laß uns dumme Weiber schlafen!"

Der Türke antwortete nicht. Nach kurzem Bedenken trat er, ohne die Frauen eines weiteren Wortes zu würdigen, ins Freie, schwang sich in den Sattel und sprengte zum Klosterthore hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Im Osten fing der Himmel an sich zu röthen, als Werner auf dem vorspringenden Felsen, den ihm Sebastianu angewiesen hatte, Posto faßte. Noch war Alles dunkel um ihn her, in dem grauen Zwielichte badend, das dem Sonnenaufgang vorangeht, lag die Nacht wie erstarrt. Werner sah sich um; zwei Pfade mündeten, aus dem entgegengesetzten Thale sich heraufwindend, an der Stelle, wo er stand, und die, wie es der Pförtner versichert hatte, die vorzüglichste von Allen war, da auch der unbewanderste Schütze hier zum Schusse kommen müßte. Auf der anderen Seite fiel der Fels, dicht mit Sträuchern und kleinen Bäumen umwuchert, steil in den Wald hinunter, der sich zwischen den weiten Bergeshöhen und dem Kloster hinzog.

Werner hatte sich schnell aus seinen Träumen herausgearbeitet. Vor dem scharfen Hauche des Morgenwindes waren die nächtlichen Gespenster zerstoben, — nicht jedoch ohne in seinem Herzen jene seltsame, verschämte Reue zu hinterlassen, die schon mitten durch die Scherze und Witze seiner Gefährten leise, leise in seinem Tiefinnersten sich geregt hatte; und wie eine Sehnsucht wandelte es ihn an, hier oben, in der weiten Bergeseinsamkeit, — wie ein still verstohlenes Hoffen!

Die Gipfel fingen an, sich im Glanze der, für die Jäger noch nicht sichtbaren, Sonne zu röthen; schon funkelten die höchsten Felszinnen im goldenen, fröhlichen Lichte; dann zog es langsam von Fels zu Fels, von den nackten Höhen zu den tiefer liegenden, bewaldeten Bergeszügen, durch die Zweige sich hineinwindend in die dichten Laubgänge, und ungeahnte Tiefen dort mit plötzlichem Feuer erfüllend, die schöne Rundung der wellenförmig sich ablagernden Hügel, wie mit einem leichten, hellen Hauche hinuntergleitend, und überall, auf Felsen, auf Bäumen, auf Sträuchern, auf Gräsern, alle Perlen des Thaues hervorblitzen lassend, in tausendfach zurückgeworfenem Funkeln. Endlich stieg die Sonne auch für die Jäger über den Horizont, und wie von lebendigem, flüssigem, alles durchdringendem Lichte sah sich Werner, auf seinem Felsvorsprung, umringt, umflossen, umweht. Ein unabsehbares Meer von Nebeln und tieferliegenden Wolkenzügen dehnte sich zwischen den Bergen und dem

Digitized by Google

Horizonte aus; wie glitzernde Sterninseln traten die Kuppeln von Isaktcha aus dem wogenden Grau hervor; — dort war es, so sang es leise in des Jünglings Herz, dort war es, wo dir Eurikleia zum ersten Male erschien, — dort, wo ihre Hand die deine gedrückt, — dort, wo ihr Auge auf dir geruht, als fordere sie dich auf, ihr deine Liebe zuzuwenden, — dort . . .

Ein Rascheln in dem Gebüsche, hinter dem Fels, zog ihn aus seinen Träumen; — schnell griff er zur Büchse; — vor ihm stand Eurikleia!

Ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden, hatte sich das Mädchen, nachdem der alte Sebastianu mit den proviantttragenden Knechten sich entfernt hatte, aus dem Hause gestohlen, und war zu dem Felsen, der von dem Pförtner dem jungen Secretär als Posten angewiesen worden war, hinaufgeklettert. Sie legte sich selber nicht Rechenschaft ab von dem Gefühle, das sie zu Werner hinzog: sie wollte ihn noch sprechen, ihm für seine Hilfe danken, — Abschied von ihm nehmen, — zugleich aber drängte sie es auch, ihm, und zwar ihm allein und weit von allen Menschen, ihre Handlungsweise zu erklären, ihm zu sagen . . . Was aber würde sie ihm sagen? und war nicht, ohne daß sie es ahnte, ohne daß sie es sich zu gestehen wagte, war nicht auch in ihrem Herzen ein verstecktes Eckchen, wo der Gedanke spukte, es könnten sich die Geschicke doch noch anders wenden? Sie hatte dort oben, zwischen den Felsen gewartet, bis die Stimmen der Jäger im Walde verhallten, dann war sie hervorgetreten . . . Und wie Werner das schöne Mädchen im Sonnenglanze so vor sich stehen sah, wie ihre feine Gestalt hell und leuchtend auf dem grauen Wolkenhintergrunde strahlte, wie sie ihren Blick auf ihn heftete — da loderte es wie eine Gluth durch seine Seele und seine Sinne! da brachen seine Nachtphantasien tobend wieder hervor! da war im Nu Alles vergessen, der Abt, und Ilia, und sein Versprechen!

Sie hatte ihn aufgesucht! . . . Sie war ihm, in der Nacht, auf unwegsamen Pfaden, nachgeklettert! . . . Sie liebte ihn!

„Eurikleia!“ rief er, und er stürzte auf sie hin, sie zu fassen, sie an seine Brust zu drücken, sie die Seinige zu nennen.

Aber mit schnellem Sprunge schwang sich Eurikleia auf den Felsblock, und, die Hand bittend zu ihm hinunterstreckend, sprach sie:

„Fasse mich nicht an!“ — und ihre Stimme zitterte, und Leichenblässe überzog ihr Gesicht, als sie, die Hände faltend, leise hinzufügte: „Wenn Du Eurikleia liebst — wenn Du sie nicht ansiehst, wie das erste, beste Mädchen, mit dem die Männer ihr Spiel treiben, wenn Du derjenige bist, für den ich Dich gehalten . . . der Du in Isaktscha warst . . . vor Popovitschs Haus . . . als Du gelobtest, mich . . . und Ilia zu schützen!“ . . .

„Auch Ilia?“ stammelte Werner, und es senkte sich wie ein schwarzer Schleier vor seine Augen, und in wüthendem Aufruhr erbebte sein Herz; — er sprang auf den Felsen, und das Mädchen krampfhaft in seine Arme fassend, wiederholte er:

„Auch Ilia?“

Digitized by Google

Eurikleia aber nahm seine Hände in die ihrigen; er fühlte, wie sie zitterten; er sah, wie sie nach Fassung rang; er hörte das Pochen ihres Herzens — und, halb liebkosend, halb befehlend, löste sie seinen Arm, der sich um ihre Hüften gelegt hatte, und sich plötzlich losreißend, sagte sie:

„Ich beschwöre Dich! . . . Höre mich an! . . . Keinen Schritt weiter! Oder . . . ich schwöre es! . . . Hier stürze ich mich hinunter!

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war so entschlossen, Eurikleias Stimme klang so hart, so metallfest, daß Werner betroffen einen Schritt zurückwich. Er kannte diese Stimme, er kannte diesen Ton! So hatte sie gesprochen, als der Türke auf sie losstürmte, als sie die Peitsche auf ihn erhob, — und doch klang wieder etwas so Weiches dazwischen, und durch die blitzenden Augen zog ein so sanftes Leuchten.

„Eurikleia!“ rief er, „was beginnst Du? . . . Welche Sprache? . . . Gestern . . .!“

„Gestern? . . . Ja, gestern warst Du mein Beschützer! Du hattest mir versprochen, meine Ehre, mich . . . und meinen Bräutigam zu vertheidigen! Hast Du es vergessen?“

„Und Du? Hast Du Deinen Kuß vergessen? den Kuß, den Du mir nicht wehrtest? den Kuß, den Du mir gabst? hast Du ihn vergessen? Eurikleia, ich liebe Dich! . . . und ich . . .!“

„Ich war ein schwaches Mädchen! Willst Du mich anhören? . . . aber so! . . . nicht näher! . . . bleibe dort, wo Du stehst!“

„Ich höre! Sprich! Ich liebe Dich von ganzem Herzen . . . und ich will es Dir sagen, hier, in dieser Einsamkeit! hier, unter Gottes freiem Himmel!“

Sie hatte die Augen zur Erde gesenkt; ein schwerer Kampf tobte in ihrem Busen; sie sah den Jüngling wieder an:

„Du liebst mich? Ja, ich zweifle nicht an Deinem Worte, — aber . . .“

„Aber?“

„Wärst Du bereit, diese Worte zu wiederholen, nicht hier, unter Gottes freiem Himmel, — sondern drüben . . . dort, in der großen Stadt, — in dem Tempel Gottes! . . . nicht hier, in dieser Einsamkeit, sondern vor den Menschen, vor Deinen Freunden, vor Deiner Mutter, — und mich heimzuführen, an Deinen Herd, als Deine treue und rechtmäßige Gattin, vor Gott und vor der Welt? . . . . Du schweigst?“

Ihre Stimme stockte. Er schaute sie an und sein Auge blieb auf dem ihrigen hangen, auf dem tiefen, holden, traurigen Blick, der so mild und so kräftig zumal in sein Herz sich senkte, — und es ward ihm, als löse sich sein ganzes Wesen auf, wie heute früh, als die Morgenluft seine heißen Schläfen umwehte und die Phantasieen der Nacht verscheuchte. Und, wie unter einem inneren Vorwurf sich beugend, flüsterte er:

„Verzeihe mir, Eurikleia!

Digitized by Google

Ihr Mund bebte; dies Wort hatte sie erwartet, — und doch durchfuhr es sie, wie wenn Etwas in der tiefsten Tiefe ihrer Seele gebrochen wäre.

„Ich verzeihe Dir! — Du hattest mich mißkannt! . . . aber willst Du mir die Hand reichen, willst Du mein Beschützer sein, mein bester Freund? willst Du . . ."

Sie unterbrach sich plötzlich. Ein Schuß krachte im Wald. Das Rufen der Bauern, welche das fliehende Wild gegen die Jäger trieben, erscholl ganz in der Nähe. In dem Gebüsche, über dem Wege, raschelte es wirr durcheinander, und ein Rudel gehetzter Rehe stürzte heran.

„Schieße!" rief Eurikleia, „sie stürzen auf die Felsen!" Und ehe Werner es sich versah, hatte sie ihm seine Büchse aus der Hand gerissen, angelegt, losgeschossen, . . . neben den Beiden tobte die wilde Schaar über die Felsen; . . . als der Pulverdampf verflogen, lag ein mächtiger Rehbock dicht vor Werners Füßen.

Aus dem Walde klangen Stimmen.

„Der Secretär hat geschossen!" rief ganz in der Nähe der alte Sebastiann.

Mit heftiger Geberde drückte Eurikleia ihre Lippen auf Werners Hand.

„Lebe wohl! . . . Hier darf mich Keiner sehen! . . . Folge mir nicht . . . Ich kenne die Wege!"

Und, leicht wie ein Vogel, schwang sie sich über den Felsen, und mit kräftiger Hand sich an den Sträuchern und in den Steinritzen festhaltend, ließ sie sich auf der anderen Seite in die Tiefe gleiten und verschwand im Dickicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die flüchtigen Rehe hatten einen Weg durch das niedere Gehölz gebahnt, Eurikleia folgte ihnen. Sie wollte jetzt in das Kloster zurück und, unter des Abtes Schutze, auf Ilia warten. Von oben her hörte sie das Rufen der Jäger: „Dort unten fliehen sie! Schneidet ihnen den Weg zu den Bergen ab! Drauf und dran!" Einige Schüsse fielen. Es wurde auf's Gerathewohl den Rehen nachgefeuert, wo man von Weitem, an dem Brechen der Aeste, die Richtung der fliehenden Thiere wahrnehmen konnte. Eurikleia warf sich in's Gebüsch; konnte sich doch eine Kugel auch auf sie, die auch ein flüchtiges Reh war, verirren! . . Durch die Bäume erkannte sie den Weg, der vom Kloster in die Berge führte . . . Plötzlich erscholl eine Stimme neben ihr, die ihr ein gebieterisches Halt! zurief. Sie schaute sich um . . . Vor ihr, hoch zu Rosse, stand Demir Keran.

„Halt! oder, bei Allah! ich schieße Dich nieder!" schrie der Türke, und ehe sie sich zur Wehr setzen konnte, hatte er sie erfaßt, auf's Pferd gezogen, und seinen aufgelösten Turban wie einen Knebel um ihren Mund gewunden. Mit wilder Wuth faßte das Mädchen den Türken. Eine Hand hatte sie frei; die andere hielt Demir Keran fest. Er hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, und mit der Rechten erwehrte er sich des Mädchens.

Digitized by Google

„Bei Allah!“ lachte er höhnisch; „mit einem Weibe wird Demir Keran doch noch fertig werden!“

Und seine nervige Faust drückte Eurikleias Hand zusammen, daß ihr die Sinne vergingen. Und dem Roß die Sporen in die Weichen drückend, flog er durch den Wald, der Ebene zu.

VIII.

Die Jäger blieben noch lange auf dem Felsvorsprung versammelt und verfolgten mit den Augen ihre Gefährten, die in die Tiefe geklettert waren und als richtige, unerfahrene Sonntagsjäger, den Rehen unten im Walde nachsetzten. Einzelne Schüsse fielen dort. Man hörte, wie sich die im Gebüsche Zerstreuten zuriefen, wie sie die Fährte suchten, verloren, wieder fanden. Eine Viertelstunde mochte wohl verflossen sein, als Ilia, den Pfad, der von dem höheren, weiter rechts liegenden Bergesrücken auf das kleine Felsplateau führte, langsam und beschwerlich heruntersteigend, zu den Jägern trat. Auf den Schultern trug er einen Rehbock. Die hellen Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne.

„Zum Teufel, Ilia! Wie bist Du außer Athem!“ rief ihm der Afrikaner zu, der ihn zuerst erblickt hatte.

„Glaubst Du denn, daß diese Bürde so leicht sei?“ erwiderte Ilia, indem er den Rehbock mitten unter die bewundernden Jäger warf.

„Wo hast Du den erlegt?“ fragte, den Bulgaren seitwärts anblickend, Sebastianu.

„Dort oben,“ antwortete Ilia, und er zeigte auf den Bergesrücken, der sich rechts von dem Kloster, in der entgegengesetzten Richtung des unten gegen die Ebene sich hinziehenden Waldes erhob; „ich brauche Eure Treiber und Bauern nicht, um zum Schusse zu kommen! Willst Du den Platz kennen, wo die Rehe grasen, so kann ich ihn Dir weisen!“

Der alte Sebastianu drehte ihm, ohne zu antworten, den Rücken. Ilia aber trat auf Werner los, und mit einer seltsamen, gegen sein früheres Benehmen abstechenden Freundlichkeit reichte er ihm die Hand.

„Ich weiß jetzt, daß Du mein . . . . daß Du unser Freund bist!“

„Wie weißt Du dies jetzt?“ fragte verwundert der Secretär.

„Eurikleia sagte es mir.“

„Hast Du Eurikleia jetzt gesprochen?“

Ilia sah ihm einen Augenblick scharf in's Auge.

„Wie sollte ich die jetzt gesprochen haben?“ erwiderte er. „Eurikleia wird doch hoffentlich nicht in den Wäldern herumstreifen, wenn die Sonne kaum aufgegangen ist! . . . Ich sah sie gestern Abend!“

Werner stutzte. Es befremdete ihn, daß Eurikleia den Bulgaren gestern Abend von ihrer Freundschaft unterhalten konnte — die erst heute Morgen geschlossen worden war. Er war auf dem Punkte, an Ilia die Frage zu richten, was ihm denn Eurikleia gestern habe sagen können, — als ein wirres

Digitized by Google

Rufen von dem Walde herauf drang. Mit verstörtem Antlitz trat einer der Jäger, welche den Rehen im unteren Walde nachgesetzt hatten, aus dem Gebüsch und rief seinen Freunden zu, sie möchten um Gottes Willen schnell herabkommen, ein entsetzliches Unglück hätte sich ereignet.

„Heiliger Himmel!“ schrie der alte Sebastianu; „sie haben einen Treiber erschossen! und auf mich wird die Schuld fallen!“

Im Nu waren sie unten und folgten in wildem Laufe dem Jäger.

Eine Strecke vor dem Felsenvorsprung, da, wo der Waldweg in die Ebene mündete, lag Demir Keran neben seinem Rosse auf der Erde. Das Pferd stand, mit dem Kopfe nach der Ebene zugewendet. Es hatte sich nicht von der Stelle gerührt, wo der Reiter, zu Tode getroffen, aus dem Sattel geglitten war. Der Kawasse lag auf dem Rücken, den linken Fuß noch im Steigbügel. Der aufgerollte Turban hing über den Sattel herunter. Des Türken Hand war krampfhaft auf die rechte Seite seiner Brust gedrückt. Zwischen den Fingern quoll das Blut hervor. Demir Keran war todt.

Sprachlos umstanden die Jäger den Leichnam.

„Hier werden die Rehe durchgebrochen sein,“ sagte endlich einer von ihnen indem er auf das zerknitterte Gras und Gebüsch zeigte; — „wir haben drauf geschossen; — und den Türken hat's getroffen!“

„Was hatte er auch hier zu suchen!“ rief Sebastianu, dem es bangte, daß man ihm, als dem Anführer der Jagd, die Verantwortlichkeit für dies Unglück aufbürden möchte; — „ich hatte doch Alle — ich hatte noch im letzten Augenblicke auch Ilia gewarnt, sich nicht in die Schußlinie zu begeben!“

Ilia stand hinter den Andern.

„Jetzt ist keine Zeit mehr, das Wenn und das Aber zu besprechen,“ erwiderte er kurz; — „der Türke ist todt — bringen wir ihn in's Kloster.“

Einige Jäger hoben den Leichnam auf, und, ohne daß ein Wort weiter gesprochen wurde, bewegte sich der Zug zu dem Kloster hin.

Der Ingenieur war mit Werner einige Schritte zurückgeblieben. Leise sprach er zu seinem Nachbar:

„Vorn, auf der rechten Seite, ist die Wunde! — von hinten und von links fielen die Schüsse!“

Werner antwortete nicht. Er warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Wenn der Bulgare nicht oben, bei uns, gewesen wäre,“ . . . fügte der Andere, ohne seinen Gedanken zu Ende zu führen, hinzu.

Der Secretär ließ sein Auge über die Gebüsche zu dem Felsen gleiten, der, von diesem Punkte aus gesehen, nur in geringer Entfernung von dem Schauplatze des Unglücks lag, da der untere Wald sich in weitem Bogen um den Bergesvorsprung dehnte. Nur wenige Minuten brauchte ein rüstiger Bergsteiger, um von dieser Stelle den Felsvorsprung zu erreichen, und wohl eine Viertelstunde war es schon, daß die Rehe hier durchgebrochen waren, und daß der tödtliche Schuß den Türken getroffen hatte.

Digitized by Google

Werners Lippen bewegten sich, als wolle er dem Ingenieur antworten. Er drängte aber die Worte zurück, und seinem Freunde die Hand auf den Arm legend, sagte er:

„Wir haben nichts gesehen . . . und unsere Gedanken behalten wir für uns!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Werner, von einigen seiner Gefährten begleitet, dem Abte die Kunde des traurigen Unfalls überbrachte, fanden sie Eurikleia in des würdigen Mannes Zelle. Kyrillos schien höchst bestürzt von der Nachricht, die ihm die Europäer brachten. Er wußte aber schnell Bescheid und gab mit einer solchen Geistesgegenwart und Klarheit die Maßregeln an, die zu ergreifen seien, um weiteren, für das Kloster, wie für die Bauern gefährlichen Folgen vorzubeugen, daß man fast hätte glauben können, er sei in diesem Augenblicke von dieser Nachricht nicht überrascht worden, und er habe schon Zeit gehabt, sich auf seine Antwort vorzubereiten. Stünde er nicht persönlich, meinte er, auf einem so freundschaftlichen Fuße mit dem Pascha, so würde ein solches Ereigniß, wenn es gleich einem unglücklichen Zufall und auch der unbegreiflichen Unvorsichtigkeit des Kawassen zuzuschreiben sei, für das Kloster und für dessen Insassen von der schwersten Tragweite sein; die Türken seien unerbittlich, wenn Einem der Ihren in diesem Lande ein Leid zugefügt würde; er wolle sich sofort hinsetzen und an den Pascha schreiben; der Brief aber müsse von Einigen der Jäger, und zwar von denjenigen, die sich direct bei dem Unfall betheiligt glaubten, nach Isaktcha getragen und persönlich überreicht werden; ihr Charakter als Fremde, als Mitglieder der europäischen Donaucommission, als Freunde des Paschas von Galatz, würde sie vor aller Unbill beschützen, und sie könnten, um den etwaigen Nachstellungen der im Lande ansässigen Mohamedaner zu entgehen von Isaktscha direct mit dem Dampfboot nach Galatz fahren; was die Andern anbetreffe, so rathe er ihnen, sobald als möglich heute noch, mit Ilia's Wagen an die Donau zu fahren, und sich von den Fischern übersetzen zu lassen.

„Ich fahre mit!" rief Eurikleia, die bis dahin stumm und abgewendet zugehört hatte. Sie war aufgesprungen, und, dem Secretär einen flehenden und befehlenden Blick zuwerfend, als wollte sie ihm sein Versprechen in's Gedächtniß rufen, erfaßte sie mit leidenschaftlicher Geberde Ilia's Hand.

„Nehmt sie mit Euch!" sagte Kyrillos, indem er zu Werner hintrat und ihn bedeutungsvoll anblickte; „ihres Bleibens ist nicht mehr in diesem Lande! — Und Ilia Michalovitsch wird seine Braut nicht verlassen! — Drüben in der großen Donaustadt wird mein Schutz Euch begleiten!"

Die Beiden sanken vor dem Abte ins Knie. Er legte segnend die Hand auf ihr Haupt. Eurikleia war blaß. Tief in den Höhlen funkelten ihre Augen mit unheimlichem Glanze. Die Jäger bemerkten an ihrem Halse einen dunkelrothen Streifen, der sich, wie eine Quetschung, quer über

Digitized by Google

ihr Gesicht und ihren Mund zog; ihre rechte Hand war über dem Knöchel angeschwollen; ihre Kleider waren an den Armen und über der Brust zerrissen.

Die Jäger, denen Demir Kerans Tod alle Lust benommen hatte, länger hier zu verweilen, beeilten sich, des Abtes Rath zu befolgen. Diejenigen unter ihnen, die sich als die unschuldigen Urheber des Unglücks bekennen zu müssen glaubten, traten mit einem Schreiben von Kyrillos die Reise nach Isaktscha an. Der Afrikaner, der allein der türkischen Sprache mächtig war, erklärte sich bereit, sie zu begleiten.

Als Werner und der Ingenieur, mit den Anderen, den Wagen bestiegen, auf welchem schon Ilia und Eurikleia Platz genommen hatten, trat der Abt, von seinen Mönchen gefolgt, um Abschied von ihnen zu nehmen, an sie heran. In seiner wohlwollenden Weise wünschte er ihnen eine glückliche Rückfahrt und gab der Freude Ausdruck, sie, und besonders den jungen Secretär, den er in dieser kurzen Zeit liebgewonnen zu haben erklärte, unter seinem Dache bewirthet zu haben. Dann wandte er sich zu Eurikleia, und, das holde Mädchen in seine Arme schließend, sprach er:

„Eurikleia! . . . um Dich! . . . aber auch um Deinen Bräutigam zu retten, . . . haben Deine Freunde heute viel . . . sehr viel gethan! . . . Bleibe treu denen, die Dich so sehr geliebt!“

Und, mit vor innerer Bewegung ungewöhnlich zitternder Hand reichte er ihr eine Rose, die duftende Moosrose seines Wintergartens, vor der er gestern mit dem Jüngling bewundernd gestanden. Dann wandte er sich zu Ilia, sah ihn einen Augenblick an, reichte ihm langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, die Hand; — noch einmal winkte er ihnen seinen Abschiedsgruß zu und kehrte in sein Kloster zurück.

Die Fahrt ging rasch von dannen. Es wurden zwischen den Reisenden nur wenige Worte gewechselt. Eine gedrückte Stimmung hatte sich auf sie gelagert.

Ilia trieb die Pferde zu immer schnellerem Traben an. Er sprach kein Wort; aber aus der abwechselnden Röthe und Blässe, die über seine Züge flog, konnte man schließen, daß eine heftige Gemüthsbewegung in seinem Innern tobte. Es lag, seit diesem Morgen, etwas Unheimliches in seinem Wesen.

Plötzlich fühlte Werner, wie Eurikleias Hand sich auf die seinige legte. Er hatte es vermieden, mit ihr zu sprechen, sie zu berühren. Nachdem er seine Leidenschaft mit Gewalt niedergekämpft, wollte er sich der Wiederkehr dieses betäubenden, so schmerz- und doch so freudvollen Rausches nicht wieder aussetzen. Er zuckte zusammen.

„Freund,“ sagte das Mädchen, „Du warst mir gut! — Du bist es noch! — ich weiß es; — und ich werde es nie vergessen! — Das Wort, das Du mir gegeben, hast Du treu gehalten! — Meine . . . Freundschaft habe ich Dir gelobt! — und mein Wort werde ich halten, wie Du! Als Pfand nimm diese Blume!“ — sie reichte ihm die Moosrose hin, und wie

Digitized by Google

er sie zu ergreifen zauderte, drückte sie ihm dieselbe mit wilder Kraft in die Hand:

„Nimm sie, zum Andenken! . . . und zum ewigen Danke!"

Ilia hatte sich langsam zu ihnen herübergewendet.

„So blicke doch nicht, als wolltest Du Deinen zweiten Sch . . ."

Sie unterbrach sich, wie erschreckt ob der Worte, die sich auf ihre Lippen verirrt hatten.

Ilia reichte dem Jüngling die Hand.

„Du hast uns geholfen!" sprach er leise. „Sie hat mir Alles gesagt — nicht gestern!" fügte er scharf betonend hinzu, — „heute früh!"

Die Hand war kalt, ihr Druck seltsam fest und hart. Es fröstelte Werner, als sie die seine berührte.

Der Wagen war am Ufer der Donau angelangt. Schon senkte sich die Nacht auf die weite, leere, nebeldurchzogene Ebene. Einige Fischer, die hier ihre Hütten hatten, und die den Bulgaren kannten, waren bereit, die späten Reisenden an das andere Ufer überzusetzen.

„Ich lasse Wagen und Pferde hier," sagte Ilia zu ihnen, als er mit Eurikleia in den Nachen sprang: „wenn einer von Euch nach Longavitza fährt, so mag er sich ihrer bedienen."

Das Boot stieß ab und fuhr langsam in die Nacht hinein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Tiefe Finsterniß lag auf dem Hafen, als sie landeten. Sie stiegen aus.

„Habt Dank! Freunde!" sagte Ilia, „wir sehen uns wieder!"

Er wandte sich zu den schwarzfluthenden Wellen um; sein Auge suchte das andere Ufer, wo die Wachtfeuer der Türken, wie rothe Sterne, blitzten.

„Seid verflucht!" murmelte er vor sich hin; — „der Tag wird kommen, wo Euch Alle Demir Keraus Loos erwartet!"

Dann stieg er mit raschem Schritt, den Anderen voran, zur Stadt hinauf.

Eurikleia folgte ihm. Werner ging neben ihr.

„Eurikleia," sprach er leise, „Du weißt wohl mehr als wir über des Türken Tod!"

Sie blieb stehen, sah ihn einen Augenblick scharf und forschend an; dann antwortete sie kurz:

„Ja!"

„Er?" . . . und Werners Auge deutete auf den Bulgaren.

Eine kleine Secunde wartete sie wieder, dann sagte sie, wie das erste Mal:

„Ja!"

Und, in plötzlich auflodernder Heftigkeit, des Jünglings Hand ergreifend fügte sie mit zornbebender Stimme hinzu:

„Hättest Du anders gehandelt? . . . Ich lag auf Demir Keraus Pferde! . . . Er sprengte mit mir davon! — Ich war in seiner Gewalt! — Ilia sah ihn reiten! — Er hat ihn vom Pferde heruntergeschossen!"

Sie hielt einen Augenblick inne; dann:

Digitized by Google

„So will Eurikleia beſchützt werden! — Und ſo hat er Eurikleia wieder erobert!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Ilia ſiedelte ſich mit Eurikleia in der Nähe von Galatz an. Aus dem Erlös ſeiner Güter, die ihm von dem Kloſter abgekauft wurden, richtete er ſich ein ergiebiges Landweſen ein. Sein Haus wurde bald der Sammelplatz der bulgariſchen Emigration.

Die Geſellſchaft, die Ilia und ſeine Frau in Iſaktſcha und in Kokoſch kennen gelernt hatte, verkehrte viel bei ihm, beſonders aber Werner, den ſeine Neigung zu der immer reizender und ſchöner ſich entwickelnden Griechin oft in allen möglichen Angelegenheiten und unter den verſchiedenſten Vorwänden in Michalovitſchs Haus führte. Der Ingenieur pflegte darüber in ſeiner ironiſchen Weiſe zu ſagen:

„Wäre ich Ilia, den Werner würde ich mir nicht zum Hausfreund erwählt haben, von wegen eines gewiſſen Kuſſes und einer gewiſſen Moosroſe! Und wäre ich Werner, nach dieſer Freundſchaft würde ich nicht trachten — von wegen der Unfälle, die denjenigen paſſiren können, die ſich in eine Schußlinie, zwiſchen fliehende Rehböcke, verirren!“

Digitized by Google

Das Alte in Kairo und in der arabiſchen Cultur ſeiner Bewohner.

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

Als mir die Aufforderung zuging, den Leſern dieſes Blattes von Kairo zu erzählen, hab' ich lange gezaudert, bevor ich eine zuſagende Antwort ertheilte, denn wie viel iſt gerade in jüngſter Zeit über die Khalifenſtadt geſchrieben worden, und wer hätte ſie und ihre berühmteſten Denkmäler nicht in Bildern oder Photographien geſehen? Aber gerade die Erwägung, daß Kairo etwas allen Gebildeten Bekanntes iſt, hat mich ſchließlich beſtimmt, dieſe Zeilen zu ſchreiben, denn diejenigen Objecte eignen ſich doch wohl am beſten für eine populäre Darſtellung in des Wortes höherer Bedeutung, von denen man erwarten darf, daß ſie Jedem vertraut und doch nur wenigen gründlich bekannt ſind. Auch glaube ich für meine Betrachtungen einen neuen nicht ungünſtigen Geſichtspunkt gefunden zu haben. Es wird meine Aufgabe ſein, Kairo als Pflanzſtätte der arabiſchen Cultur zu betrachten und hier überall unter dem Neuen nach dem Alten und Aelteſten zu ſuchen. Den wunderbaren Reiz dieſer einzigen Stadt zu preiſen, iſt nicht meine Aufgabe. Sie, der köſtliche Diamant am Griff des grünen Deltafächers, iſt von Morgen- und Abendländern in Liedern und ſchwungvoller Proſa gefeiert worden. Der liebenswürdige Dichter Beka ed — dann Zoker, welcher als Secretär des Sultans Melik el-Ḥatech, eines Großneffen Saladins, am Hofe zu Kairo lebte, iſt nicht müde geworden, den Reiz dieſes Ortes, die Macht ſeines Fürſten, die Schönheit ſeiner Frauen, die entzückende Milde ſeiner Nächte, in denen ſo ſüße Träumereien das Herz des Dichters beſtrickten, wenn er allein iſt, und die er ſo gern mit heiteren Freunden bei Gartenfeſten, Nilfahrten und Zechgelagen durchjubelt, in begeiſterten Verſen zu feiern. Zu den Märchen der

Digitized by Google

Tausend und eine Nacht wird so mancher Wohnplatz sterblicher Menschen durch die verklärende Kraft der Phantasie des Erzählers in eine Stätte umgewandelt, welche überirdischer Glanz und unfehlbare Herrlichkeit umgiebt, aber unter all diesen Perlen glänzt keine mit reinerem Wasser, wird keine für edler und schöner gehalten als Kairo. Da ruft der Aelteste unter den Anwesenden, d. h. derjenige, welcher am Meisten gesehen, und dessen Urtheil die vollste Gültigkeit hat, begeistert aus: „Wer die Stadt Kairo nicht gesehen, hat die Welt nicht gesehen! Ihre Erde ist Gold, ihre Wälder sind ein Zauber und der Nil ist ein Wunder!“ In der folgenden Nacht preist Scheherezade die Reize der Pyramidenstadt also: „Was ist gegen den Anblick dieser Städte die Wonne, seiner Geliebten entgegen zu schauen! Wer sie gesehen, gesteht, daß es für das Auge keinen höheren Genuß giebt, und denkt Jemand an die Nacht, in der der Nil die gewünschte Höhe erreicht, so giebt er den Pokal voll Rebensaft dem zurück, welcher ihn überreicht, und er läßt das Wasser wieder zu seiner Quelle fließen. Das will sagen: Er mag nichts anderes mehr.

Und für Diejenigen, welche diese Märchen aufzeichneten, ist Kairo kein Traumbild, keine unerreichbare Insel der Glückseligen, kein fernes Golcondo gewesen, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier — gerade hier, und zwar zur Zeit des Mamluken-Sultans el-Ghuri der Märchenschatz der Muslimischem Welt, welcher in einzelnen Goldstücken seit Jahrhunderten von Einem zum Anderen, von Volk zu Volk wandert, gesammelt und in diejenigen Formen umgeprägt worden ist, in denen sie gegenwärtig allen Völkern der Erde bekannt sind.

Gott hat dem Schreiber dieser Zeilen die Gunst erwiesen, ihn in die weite Welt zu schicken, ihn über Land und Meer fahren und vieler Menschen Städte und Länder sehen zu lassen, aber wenn er nun in Gedanken rückwärts wandert und das hinter ihm liegende Reich der Erinnerung durchschweift, begegnet ihm doch keine Stätte auf Erden, welche ihm anziehender erschien als Kairo.

Der Tourist, welcher unvorbereitet unter Führung eines Reiseunternehmers diese Stadt besucht, wird sich ihrem Zauber ebensowenig zu entziehen vermögen, wie der mit jeder Phase ihrer Entwickelung, mit jeder Regung ihres Lebens vertraute Gelehrte. Der Künstler geräth hier in Verwirrung gegenüber der Fülle der Stoffe und dem Reichthum der Farben, welche ihn rings umdrängen, und für den beschaulichen Träumer, den Zuschauer im Schauspiel des Lebens, gibt es keine günstigere Stelle als diese. Die Augen aufthun heißt neue Eindrücke empfangen, umherspähen lernen und angeregt von dieser bunten Gestaltenfülle, fühlt sich auch der Trägste gezwungen Umschau zu halten. Dem Forscher, dem es vergönnt ist, hier mit Händen zu greifen, was er als geistigen Besitz mit sich an den Nil geführt hatte, erwarten in Kairo noch ganz andere Genüsse. Für uns nordische Städter hat sich die Reise an den Nil schon gelohnt, wenn es

Digitized by Google

uns nur vergönnt war, an einem lichten Wintermorgen die reine würzige Luft der Wüste zu athmen, an einem schönen Abend von der Citadelle aus die Sonne hinter den Pyramiden untergehen und die Kuppeln und Minarets der Städte, umwallt von rosenrothen und violetten Aetherschleiern gleißend und strahlend und sich dann mit dem dunklen Gewande der Nacht umhüllen zu sehen.

Wer hat Theil genommen an dem Volksgewimmel in der Muski und den Bazaren, wer die ehrwürdigsten Denkmäler aus der Pharaonenzeit auf sich einwirken lassen, die edlen Werke der muslemischen Bau- und Ornamentalkunst mit offenen Augen betrachtet, und den Entschluß nach Aegypten zu reisen bereut? Der Rath nach Kairo zu pilgern ist ein guter Rath, und je eher man ihn befolgt, desto besser, denn die Khalifenstadt ist schon heute lange nicht mehr das, was sie vor einigen Lustren, als es uns zum ersten Mal vergönnt war sie zu besuchen, gewesen, und wenn ein weiteres Jahrzehnt und noch eins ins Land gegangen ist, wird von alledem, was ihm nun heute noch besonderen Reiz verleiht, ein Zug nach dem anderen verwischt und fortgefeilt sein.

Je festeren Fuß abendländischer Einfluß in Aegypten faßte, desto fühlbarer macht sich hier die gleichmachende Kraft und der nüchterne Nützlichkeitssinn unserer Cultur. Was unter uns organisch erwachsen ist, das wird unvermittelt in den fremden Boden verpflanzt und nimmt sich da gar sonderbar aus. Es wird dabei häufig nicht anders verfahren als wollte man die Palmen am Nil ausrotten und an ihre Stelle Fichten und Aepfelbäume pflanzen. Die Widersinnigkeit vieler Neuerungen hat jeder empfunden, welcher früher in den engen Gassen Kairos im Schatten der Häuser einhergeschlendert und jetzt auf weiten Plätzen und in breiten Straßen schutzlos von den glühenden Pfeilen der Sonne des Südens getroffen wird; sie nimmt jeder Reisende mit Bedauern wahr, welcher früher die Reiter, Wagen, Kameele und Fußgänger wie einen vollen Strom in der Muski auf weichem Boden mit manchem Rufe und Schreie, aber ohne Gerassel, Gestampfe und Gepolter an sich vorübergleiten sah und dem nun von dem glühenden Pflaster ein das Ohr zerreißendes Getöse von Rädern, Hufen und Schritten das Wort vom Munde abschneidet. Die schattenspendenden Bretter und Galerien, welche an vielen Stellen diese Hauptverkehrsader der Stadt bedeckten, sind entfernt worden, weil sich ja in keiner abendländischen Metropole dergleichen findet. In den Wohnungen der wohlhabenden Aegypter verdrängen europäische Möbel die einheimische Ausstattung der Zimmer, welche so malerisch ist und deren Form den Sitten und Gewohnheiten der Muslimen den Ursprung verdankt. Man stelle sich einen bärtigen Turbanträger mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen vor, welcher statt auf dem breiten Divan auf einem Pariser oder Wiener Fauteuil hockt! An den alten den klimatischen Verhältnissen Aegyptens und den den Eigenthümlichkeiten der Muslimischen Familie so gut angepaßten Einrichtungen der Häuser und Wohnungen wird auch schon gerüttelt. Wer

Digitized by Google

neu baut, will schnell und billig und ein wenig europäisch bauen, und da sie nur noch selten in Anspruch genommen wird, so geht auch die wundervolle Kunst der Steinschneiderei verloren, welche den Kenner an vielen alten Häusern entzückt. Die malerische Erkerverkleidung der Meschrebijen, welche mit ihren tausend fein gedrechselten Stäbchen wie ein hölzernes Spitzengewebe den Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, Alles was auf der Straße vorgeht, wahrzunehmen gestattet, wird vielfach durch europäische Jalousien ersetzt. Für schöne Exemplare der alten Vergitterung finden sich willige Käufer, und man kann ihnen oft genug in stilvoll eingerichteten Zimmern in England, Frankreich und Deutschland wieder begegnen. Das Gleiche gilt von den mit Elfenbein, Perlmutter und verschiedenen Hölzern eingelegten Kursis, Pulten, Schränken und Thüren. Nach Geräth aus guter Zeit fahnden die Kunst- und Antiquitätensammler mit Eifer. In meiner Bibliothek stehen zwei altarabische Krüge, welche der treffliche Maler orientalischer Landschaften und Architekturen, Frank Dillon in London, mit zwölf anderen in einem Oelladen gefunden und billig gekauft hat. Ich sah eine amerikanische Familie ganze Ladungen von altarabischem Kunstgeräth in die neue Welt expediren und weiß, daß nicht weniger als siebzig schön gearbeitete Laternen (fanus) aus einer der berühmtesten Moscheen unter der Hand an Reisende verkauft worden sind. Saïd Pascha, der Vorgänger des abgesetzten Khedive Ismael, kleidete sich selber in morgenländischer Weise, und so thaten es ihm denn auch seine Unterthanen nach; gegenwärtig ist diese leichte, weiche und für das Klima Aegyptens so wohl geeignete und dabei so kleidsame Tracht in Verruf gekommen. Den Beamten ist es gradezu verboten sie zu tragen und nur die kleineren Bürger und Kaufleute mögen sich noch nicht von ihr trennen. Die abgestumpfte Kugel des Tarbusch, eine häßliche pharaonische Figur verdrängt den farbigen faltenreichen Turban, welcher ein würdevolles Ansehen verleiht und den geschorenen Kopf, wenn die Kühlung der Nacht schnell hereinbricht, vor Erkältung schützt. Ein schwerer einreihiger schwarzer Tuchrock mit steifem Kragen ist an Stelle der seidenen oder wollenen leichten und schön gefärbten Kleider getreten. Wer es kann, verschmäht den bunten, bequemen Pantoffel, welcher sich im Hause und in der Moschee so schnell abstreifen ließ, und zwingt den Fuß in Lackstiefel, auf welche die Sonne brennt, und die sich nur mit Mühe abstreifen lassen. In dem Bazaren giebt es weit mehr leichte Goldwaaren aus Pforzheimer Fabriken, als kunstvolle einheimische Handarbeiten, weit mehr Roben und anderes Zeug aus England und dem sächsischen Vogtland, als schöne arabische Gewebe zu sehen. Sheffield und Solingen haben Damaskus längst den Rang abgelaufen. Die Locomotive macht dem Roß, dem Kameel und Esel Concurrenz, und bald wird eine Pferdebahn Kairo durchschneiden. Wie lange dauert es noch und auf dem billigen Boden der Wüste erheben sich Fabriken und verderben mit Kohlendunst die köstlichste Luft, welche heut zu athmen vergönnt ist, so bald man die Thore der Stadt verläßt. Gewiß ist es Recht der Hygieine.

Digitized by Google

welche in Europa so große Fortschritte zu verzeichnen hat, auch hier Rechnung zu tragen, aber was ist nicht Alles auf Kosten der Sanität in Kairo verrichtet worden! Der Chedive Ismaël hat in der Demolirung ehrwürdiger Gebäude und alter Quartiere mit dem Präfecten Hausmann gewetteifert, und was hier gesündigt wurde, ward Alles auf Rechnung der Gesundheitspflege geschrieben.

Abscheulich, ja geradezu empörend ist die Unbill, welche den edelsten Werken der arabischen Baukunst unter dem genannten Monarchen widerfahren ist. Die alten Architekten folgten der Regel, auf eine Lage von gelblichem Stein eine andere von Quadern in natürlicher zart röthlicher Farbe folgen zu lassen und erzielten dadurch eine prächtige Wirkung, denn dies Verfahren belebte die großen Flächen und nahm ihnen das eintönige Ansehen. Als die Einladungen zur Einweihung des Suezcanals erfolgten, gefielen dem Chedive die alten verwitterten Mauern nicht mehr, und so ließ er den Gästen zu Gefallen die Moscheen tünchen und sie, um die Idee der wechselnden Steinlagen nicht völlig Preis zu geben, mit langen Streifen in roth und gelb bemalen. Aber wie wurden die Farben gewählt! Das Gelb ist das der Butterblume; das Roth das des frisch gebrannten Dachziegels. Es thut dem Auge und Herzen weh das Bajazzocostüm anzusehen, mit dem die würdigsten Kunstwerke aufgeputzt worden sind. Und wie hat man diese von innen und außen verfallen lassen, wie barbarisch ist man vorgegangen, wo sich Restaurationen, um der Gefahr des Zusammensturzes vorzubeugen, als unerläßlich erwiesen. Von einem liebevollen oder auch nur verständigen Anschluß an das Gegebene ist nirgends die Rede; mit empörender Pietätslosigkeit hat man die edelsten Ornamentalstücke in Erz und Stein, welche beseitigt werden mußten, der Vernichtung preisgegeben und verkommen lassen.

Diesen Ungeheuerlichkeiten sollte der Einfluß Englands einen Riegel vorschieben. Sie sind schon auf dem orientalischen Congreß zu London 1874 von dem hochgebildeten und besonders als Kenner orientalischer Münzen hervorragenden englischen Consul Rodgers gegeißelt worden, — und wie viel hat man demnach, wie ich aus einem anregenden Schriftchen Rhonés ersehe, seit meiner letzten Anwesenheit in Kairo gerade auf diesem Gebiete gesündigt!

Es giebt fast keine Moschee aus guter Zeit in der Khalifenstadt, von der man nicht sagen dürfte, daß sie baufällig sei.

Um gerecht zu sein, dürfen wir diesen beklagenswerthen Umstand nicht ausschließlich der Nachlässigkeit der Regierung in die Schuhe schieben. Wir haben an einer anderen Stelle gezeigt, wie große Schuld an alledem die Sinnesart der Orientalen trägt. Was keinen Nutzen bringt, ist in ihren Augen werth, daß es zu Grunde gehe. Es mangelt ihnen dabei völlig das, was wir historischen Sinn nennen. Die Vergangenheit und ihre Werke haben geringen Reiz für sie. Gott giebt die Gegenwart, und was kommen soll, liegt in seiner Hand. Wenn ein edles Werk aus der Vorzeit gefällt,

Digitized by Google

so tröstet man sich mit dem Spruche des Lebid: „Wisse, o Seele daß Alles in der Welt, was außer Allah ist, hinfällig ist.“ Was aus der Pharaonenzeit stammt verachtet der muslimische Kaironer: es ist ihm in Bausch und Bogen kufri oder heidnisch; wenn es von der Erde verschwindet, — um so besser! Leider sind auch die Architekten aus der Khalifenzeit mit an dem schnellen Verfall der Meisterwerke schuld, die sie geschaffen, denn die Sorglosigkeit mit der sie bauten, ist in vielen Fällen unverantwortlich und ganz geeignet, ihre Collegen von heute mit Unwillen zu erfüllen. „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit“, sagt ein arabisches Sprichwort. Man hat sie als Steinbrüche benutzt, und sie nur nicht in die Luft gesprengt, weil man Schaden für die Stadt von der Explosion befürchtete, das Gesicht der großen Sphinx hat den Geschützen der Mamluken als Zielscheibe gedient, aber diese Wahrzeichen aus der Pharaonenzeit sind dennoch stehen geblieben und werden ihren Platz behaupten, auch wenn Alles was in der edlen Metropole der Blüthenzeit des muslimischen Salons ehrwürdig durch Alter und Formenschönheit war, verwischt und zerstört sein und Kairo aussehen wird wie eine italienische Stadt an die sich elende Hütten schließen.

Der Vater überlebt den Sohn um Jahrtausende, denn wenn Kairo auch von Arabern gegründet ward so steht es doch nicht nur äußerlich, sondern innerlich im Rundschaftsverhältniß zu Memphis.

Die Geschichte der Gründung Kairos sammt den Anekdoten, welche sich an sie knüpfen, ist hundert Mal erzählt worden, aber es hat noch Niemand darzulegen versucht, wie abhängig viele Seiten seiner schnellen und glänzenden Entwickelung von der stark hellenisirten, aber trotz des Christenthums, zu dem sich seine Bewohner bekannten, immer noch an echt aegyptischen Elementen reichen Pyramidenstadt am andern Ufer des Nils gewesen sind.

Ein Häuflein jener Muslimischen Helden, welche in frischer Begeisterung für ihren neuen Glauben, und ganz erfüllt von sittlichem Ernst und der Heiligkeit ihrer Mission Reich auf Reich niederwarfen, hat Aegypten im Fluge erobert. Freilich stand ihnen hier als mächtiger Bundesgenosse der Glaubenshaß bei, welcher die dem monophysitischen Schisma anhängenden nationalen Aegypter von den orthodoxen byzantinischen Machthabern trennte, und dieser Haß war so groß, daß es den Kopten erträglicher schien sich in die Abhängigkeit von Ungläubigen zu begeben, als sich von den andersgläubigen Griechen, welche ihrer Rage ohnehin ferner standen als die arabischen Nachbarn, beherrschen zu lassen. Einer ihrer eigenen Seelenhirten, Bischof Benjamin von Alexandrien, trieb sie in ähnlicher Weise an, den Bund mit den Ungläubigen zu schließen, wie in jüngster Zeit der Bischof von Kus seine koptische Gemeinde veranlaßt hat, mit ihm zum Protestantismus überzutreten.

Der Führer des Muslimischen Heeres wußte recht wohl was er that, als er die aegyptischen Abgesandten in seinem Lager zurückhielt, um ihnen den würdigen Ernst seiner Krieger und die hohe Frömmigkeit zu zeigen,

Digitized by Google

welche sie beseelte. Nachdem das Schwert für die Anhänger des Propheten entschieden hatte und die Sache der Griechen verloren war, konnte Mukaukas, ein Kopte, welcher als Statthalter des Kaisers das Nilthal verwaltete, nach Empfang eines ungnädigen Schreibens seines Gebieters ausrufen: „Bei Gott! Diese Araber sind bei ihrer geringen Zahl stärker und mächtiger als wir bei unserer Menge; ein Mann von ihnen ist so viel als hundert von uns, denn sie suchen den Tod, der ihnen lieber ist als das Leben; wir dagegen scheuen den Tod und lieben das Leben und seine Freuden; wie können wir gegen sie Stand halten?"

Und diese todesmuthigen Helden, deren ritterliche Thaten auf dem Boden Aegyptens die Geschichte im Einzelnen verzeichnet hat, waren zugleich Staatsmänner von bedeutender Weisheit.

Keinem andern Ort schien in jener Zeit das Recht zuzukommen, die Hauptstadt des Nilthals zu sein als Alexandien, und der Feldherr ʿAmr war auch gewillt sie als solche anzuerkennen, der Khalif Omar befahl ihm indessen davon abzusehen, denn er verhehlte sich nicht, daß die unruhige, stets zu aufrührerischen Bewegungen geneigte Hafenstadt, welche ohnehin an der äußersten Grenze der neuen Provinz gelegen war, wenig geeignet sei das Centrum des Lebens, welches er in das Nilthal verpflanzen wollte, zu bilden. Ein von dem Hader der Parteien und den blutigen Glaubensstreitigkeiten, an denen jene Zeit rauh war, noch unberührter Ort, sollte für die äußere und innere Umgestaltung des eroberten Landes zum Ausgange und Mittelpunkte dienen.

An einer günstig gelegenen Stelle gegenüber Memphis am Ufer des noch ungetheilten Nils wurde die neue Hauptstadt begründet, und zwar nach einer bekannten Sage an derjenigen Stelle, auf welcher das Zelt des Feldherrn gestanden. Als ʿAmr nämlich nach Alexandrien abziehen wollte, und der Befehl, sein Zelt abzubrechen, ertheilt worden war, wurde ihm mitgetheilt, daß ein Taubenpaar auf der Spitze desselben genistet habe. Da rief er: „Gott verhüte, daß ein Muslim einem lebenden Wesen, einem Geschöpf Gottes, das sich vertrauensvoll unter den Schatten seiner Gastlichkeit geflüchtet, seinen Schutz versage!" das Zelt durfte nicht angetastet werden, und als ʿAmr siegreich von Alexandria heimkehrte, fand er es wieder vor, bezog es und ging von ihm aus an die Gründung der neuen Hauptstadt, welche Fostat, d. i. das Zelt, genannt wurde. Auch der arabische Name Aegyptens Misr oder Masr wurde früh auf den wachsenden Ort übertragen. Unter den heutigen muslimischen Bewohnern des Nilthales und den Kairouern selbst heißt es heute noch nicht anders als Masr. Kahira, die arabische Form von Kairo, ist erst 300 Jahre nach der Gründung der neuen Residenz zu den älteren Namen getreten, und wenn sich die Europäer auch ausschließlich der jüngeren bedienen, so wird er doch unter den Eingeborenen nur selten gebraucht. Viele derselben wissen heute noch so wenig was man meint, wenn man sie

Digitized by Google

nach Kairo oder Kahira fragt, wie ein sächsischer Bauer, bei dem man sich nach dem „Elbflorenz“ (Dresden) erkundigt.

Dschohar, der Feldherr des Fatimiden Muizz, welcher an Fostat den neuen Stadttheil reihte, der das heutige Kairo bildet, gab diesem den Namen Masr el-Kahira, denn grade als man den Grundstein zu der Mauer legte, welche ihn umgeben sollte, durchlief der Planet Mars (el-Kahir) den Meridian. Da el-Kahir der Siegreiche bedeutet, darf Masr el-Kahira Masr das siegreiche übersetzt werden. Die Gründung Fostats, des heutigen Alt Kairo (arabisch Masr el-Atika) fällt in das Jahr 638 nach unserer Zeitrechnung, und so wird es mit Recht zu den jüngeren Städten gerechnet.

Seine äußere und mehr noch seine innere Entwickelung ist mit reißender Schnelligkeit vor sich gegangen. Wenn man bedenkt, daß diese Stadt völlig ungelehrten Wüstensöhnen ihre Entstehung verdankt und dann vernimmt, daß nicht ganz zweihundert Jahre nach ihrer Gründung Harun er-Raschids Sohn Mamun, 833, hier ein reiches wissenschaftliches Leben, welches alle, und auch die schwierigsten Disciplinen umfaßt, in voller Blüthe vorfand, so stehen wir vor einem Phänomen, das bisher aufgezeichnet, hingenommen und dem feinen und beweglichen Geiste der Araber zu Gute geschrieben worden ist, welches aber bei näherem Hinsehen unbegreiflich erscheinen muß, wenn man die nicht muslimischen Factoren unberücksichtigt läßt, welche bei dieser schnellen Entwickelung mitgewirkt haben. Wir wollen dieser unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden und zu zeigen versuchen, wie die Araber es verstanden haben, gerade in Kairo, das Haus ihrer eigenartigen Cultur aus ägyptischem Holz aufzuzimmern.

Kairo ist nicht so neu wie es scheint. Das von ʿAmr gegründete Fostat schloß sich an die Festung Babylons, welche sicher schon in vorchristlicher Zeit bestanden hat. Eine Sage berichtet, daß Kriegsgefangene des großen Ramses, und eine andere, daß die Babylonier in der Armee des Kambyses, welcher Aegypten 525 v. Chr. eroberte, es als ein „Neu-Babylon“ gegründet hätten, und die Geschichte lehrte, daß hier eine von den drei Legionen, welche Aegypten im Zaum hielten, im Quartier gelegen. Aber diese Festung hat lange vor dem Einfall der Perser und selbst vor Ramses II. bestanden. Frühe Inschriften nennen sie Cher oder Cheran, die Kampfstadt, und in einem aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr. stammenden Texte am Tempel von Karna heißt es von ihr, daß der unteraegyptische Nil bei ihr beginne, daß er dort vermessen werde und seinen Weg in die Arme des Delta suche. Aus der Inschrift des Aethiopiers Pianchi geht ferner hervor, daß eine Straße von Memphis (über den Nil) nach Cher (Babylon) und von dort nach Heliopolis führte. Dieser Weg hat doch wohl die Insel Roda berührt, welche zur Zeit des Einfalls der Muslimen durch eine Schiffbrücke mit beiden Ufern des Stromes verbunden war. Memphis hing also eng mit Babylon zusammen. Der Strommesser, welcher auf der Insel Roda (Babylon gerade

Digitized by Google

gegenüber) steht, und der heute noch den Kaironern den Ausfall der Nilschnelle anzeigt, scheint schon in der Pharaonenzeit existirt zu haben; vielleicht ist er später von dem Festlande auf die Insel übertragen worden.

Die Stadt, an welche sich das Fostat des 'Amr schloß, war keineswegs unbedeutend, wogegen die Straßen und Quartiere, welche der Statthalter unter vier Bauaufsehern errichten und an seine Krieger, nach den Stämmen, vertheilen ließ, anfänglich klein und spärlich bevölkert gewesen sein muß. Unter den christlichen Kirchen in Alt-Kairo (Babylon) befinden sich einige, welche sicher schon vor der Gründung Fostats bestanden haben. Die bemerkenswertheste unter ihnen, die koptische Marien-Kirche, ward zwar in ihren Haupttheilen schwerlich vor dem achten Jahrhundert n. Chr. erbaut, doch enthält sie Manches, was darauf hinweist, daß sie ursprünglich ein griechisches Gotteshaus aus sehr früher Zeit gewesen war. Von Babylon zog sich eine fruchtbare, wohl bebaute und dicht bewohnte Ebene, voller Gärten, Bäume und Weinberge bis an den Mekatem, und hoch über die Häuser und Villen der Aegypter erhob sich die Lichterburg (Kaçr esch-schama), in der die römischen und griechischen Statthalter, wenn sie vor der Eroberung des Landes hierher gekommen waren, residirt hatten. Die Bewohner dieser Stadt und ihrer Umgebung erfreuen sich großen Wohlstandes, und Amrs Berichte an den Khalifen sind voll von dem Ueberfluß, in dem die Landleute lebten, und dem Reichthum, mit dem viele ägyptische Städte gesegnet waren. Ein Kopte, Petrus, welcher seine Schätze hartnäckig verborgen hielt hatte mit einem Mönche in et-Tur (Sinaikloster) Verbindung gepflogen. Amr sandte zu diesem und forderte in einem mit dem Ringe des Petrus versiegelten Briefe in dessen Namen die Auslieferung des ihm anvertrauten Gutes. Der Bote brachte eine verlöthete Kanne zurück, und als man diese öffnete, lag ein Zettel darin, auf welchem zu lesen war, daß sich das Gold unter dem großen Wasserbehälter befinde. Dieser ward untersucht, und da fand man 53 große Metzen (mehr als 12 Millionen Dinare) gemünztes Gold.

Im Ganzen wurden die Aegypter milde behandelt, und so scheuten sie sich nicht, sich hart an der Grenze der Soldatenstadt anzubauen. 37 Jahre nach der Gründung dieses Ortes hatten sich hier schon so viele Kopten angesiedelt, daß ihnen der Statthalter Maslama erlauben mußte, sich eine eigene Kirche zu bauen. Fostat und Babylon verschmolzen völlig und der neue Ort stellte bald als Centralstätte der Regierung und durch sein frisches, lebenskräftiges Aufblühen das ehrwürdige, aber zurückgehende und altersschwache Memphis am anderen Ufer des Nils in den Schatten. Die berühmte Pyramidenstadt war bis ans Ende der Ptolemäerherrschaft eine volkreiche Residenz gewesen und durfte auch unter den Römern und Byzantinern eine Großstadt genannt werden. Aber sein alter Ruhm war überlebt, das Christenthum hatte die großen Genossenschaften der heidnischen Priester gesprengt und die ägyptische Gelehrsamkeit, welche Jahrtausende lang in den Tempeln des Pfah, Imhotep und anderer Götter gepflegt worden war,

Digitized by Google

mußte ihre Eigenart aufgeben, ging zum Theil völlig verloren und bequemte sich, nur noch von Einzelnen gepflegt, zur Annahme neuer Formen. Die griechische hatte die nationale aegyptische Kunst völlig verdrängt, Alexandria den Handel von Memphis aufgesaugt, und was ihr davon geblieben war, das zog nun die neue rührige Stadt am andern Ufer des Stromes an sich. Das Sinkende strebt dem rüstig oben Schwimmenden zu, und so kam es, daß die Memphiten zu Tausenden ihre zurückgehende Stadt verließen und in Fostat günstigere Lebensbedingungen aufsuchten: Der treffliche arabische Schriftsteller Abdellatif, † 1232, fand auf dem Boden von Memphis nur noch verlassene Trümmer, aber das Zurückgebliebene war immer noch so groß, daß er es eine Welt von Wundern nennt, die den Verstand verwirren, und deren Beschreibung selbst dem beredtsten Menschen unmöglich sein würde. Er versteht bei ihrem Anblick den Volksglauben, daß die Aegypter lang lebende Riesen gewesen, welche es verstanden hätten mit ihrem Zauber steile mächtige Felsblöcke von einem Ort an den andern zu versetzen. Als einzige Bewohnerschaft dieser Ruinen wird Raubgesindel erwähnt, welches im Solde von Actiengesellschaften die verfallenen Prachtbauten und Grüfte nach Gold, Silber und anderen Schätzen zu durchsuchen hatte.

Bald versinkt Memphis in völlige Vergessenheit; selbst seine wunderbaren Trümmer verschwinden von der Erde, und heute grünen Aecker und Palmenhaine an der Stätte, wo einst eine der berühmtesten und ältesten Metropolen der Welt gestanden. Nur die Monumente in der Todtenstadt, dem viele Meilen langen Friedhofe der Memphiten, sind der Vernichtung entgangen. Die Wohnstadt der Bürger, die Riesentempel ihrer Götter, die „weiße Mauer", das berühmte Fort der Stadt und die anderen öffentlichen Bauten, welche sich hier stolz erhoben hatten, sind von der Erde verschwunden. Das schnell erwachsende Kairo brauchte behauene Steine, Quadern, Säulen, und das verödete Memphis war der ergiebige Steinbruch, aus dem man sie holte. Dasselbe Schicksal erfuhr das auf dem gleichen Ufer gelegene Heliopolis im Norden der neuen Residenz. Auch diese berühmte Gelehrtenstadt, der Mittelpunkt des aegyptischen Sonnencultus, ist von der Erde verschwunden und war schon zu el Makrizis Zeiten, † 1442, nur noch ein Flecken mit imposanten Trümmern von zerstörten Heiligthümern. Ein großer Theil der vom Nil in das Abendland verpflanzten Obelisken hat ursprünglich hier vor den Pylonen des Sonnentempels gestanden; unter ihnen auch die nach London übergeführte sogenannte Nadel der Kleopatra und ihre nach Amerika transportirte Zwillingsschwester. Behauene Steine ließen sich zu Wasser oder auf der alten Straße, welche Heliopolis über Babylon mit Memphis verband, leicht nach Fostat führen, und so darf man annehmen, daß die Häuser und Paläste dieser Stadt zum guten Theil auf altaegyptischen Fundamenten ruhten. Man hat denn auch in Kairo in mehr als einem Gebäude mit Hieroglyphen beschriebene Quadern gefunden. Unter diesen ist

Digitized by Google

eine mächtige Stela (Steintafel) von schwarzem Granit, welche bei Umgrabungen in den Substructionen eines abgerissenen Hauses zu Kairo entdeckt wurde, zu besonderer Berühmtheit gelangt. Sie enthält eine völlig unbeschädigte Inschrift, welche zu Ehren des ersten Lagiden Ptolemeus Soter, vor seiner officiellen Anerkennung als Nachfolger Alexander II. hergestellt worden war und urkundlich bestätigt, daß er die dem Tempel von Buto durch die Perser geraubten Ländereien im nördlichen Delta der Priesterschaft dieses Ortes zurückgegeben habe. Andere mit Hieroglyphen geschmückte Steine sind sogar beim Bau von Moscheen zur Verwendung gekommen, und wer hat die muslimischen Gotteshäuser in Kairo besucht und nicht die große Menge von Säulen aus älteren heidnischen Gebäuden bemerkt, welche in denselben neue Verwendung gefunden?

In der Moschee des ʿAmr, der ältesten in ganz Aegypten, steht ein Wald von Säulen, und der Stamm einer jeden trägt ein Capital, welches griechischen, römischen byzantinischen Steinmetzen den Ursprung verdankt. Die meisten von diesen Baugliedern scheinen aus Memphis zu stammen. Bemerkenswerth ist, daß die Araber nirgends Säulen in altaegyptischem Styl verwendet haben, obgleich sie solche gleichfalls in beliebiger Anzahl zu Memphis und Heliopolis hätten finden können. Sie müssen ihrem Geschmack, schon weil sie Pflanzenformen nachahmten und ihre Religion jedes kenntliche Bild organischer Wesen verpönte, durchaus entgegen gewesen sein, während derselbe es willig ertrug, griechische und römische Säulen der verschiedensten Ordnungen in buntem Gemisch bei einander zu sehen.

Der Muslim beherrschte das Land, und Fostat war eine echt muslimische Stadt; aber der Araber verstand es, sich das höhere Wissen und Können seiner zahlreichen aegyptischen Mitbürger zu Nutze zu machen. Diese waren ihm an Zahl überlegen, und unter ihnen befand sich mancher gewandte gelehrte Memphit und Heliopolitaner, welcher zu der neuen Religion übertrat und als Muslim unter den Muslimen seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte und als Lehrer wirkte.

Die wunderbar rasche Fassungsgabe und der scharfe bewegliche Geist der Araber aus jenen Tagen machte sich schnell zu eigen, was er an Wissensschätzen unter den besiegten Aegyptern vorfand. Die Muslimen nahmen die fremde Gelehrsamkeit nicht nur auf, sondern assimilirten sie ihrer Eigenart und führten jede Disciplin, welche ihnen der Bearbeitung werth schien, mit Glück, Energie und genialem Scharfblick weiter.

Wie ihre Städte und Moscheen ein ganz eigenes Gepräge gewannen, obgleich sie zum größten Theil aus Baugliedern, welche einer fremden Kunst den Ursprung verdankten, zusammengesetzt waren, so darf ihre Wissenschaft echt arabisch genannt werden, obschon sich nachweisen läßt, daß das stolze Schiff derselben aus Planken zusammengezimmert ist, welche sie in aegyptischen Werften vorgefunden hatten. Freilich war auch in diesen das einheimische Material schon längst seltener und seltener geworden, denn griechische Ge-

Digitized by Google

lehrsamkeit war von Alexandria aus in das Nilthal tief eingedrungen und hatte die priesterliche Weisheit der Pharaonenzeit in den Schatten gestellt. Aber gerade auf dem Gebiet der sogenannten exacten Wissenschaften, denen sich die Araber mit Vorliebe hingaben, hielten die Aegypter, als Fostat entstand, noch vielfach an den alten Traditionen fest, obgleich sie die überlebten, complicirten Schriftsysteme seit Jahrhunderten aufgegeben und sich an den Gebrauch griechischer Lettern gewöhnt hatten. Auch die ungelenke Sprache der früheren Zeit war wesentlich umgestaltet und mit hellenischen Fremdwörtern bereichert worden. Das Koptische, ein Idiom, dessen syntactische Feinheit den Sprachkenner entzückt, war an die Stelle seiner Mutter, das Altägyptische, getreten; aber jeder gelehrte Kopte war auch des Griechischen kundig und in den Bibliotheken von Memphis kann es an den hervorragendsten Werken der hellenischen Literatur nicht gefehlt haben.

Das ist keine bloße Vermuthung, denn wenn man Fragmente einer großen Bibliothek, zu der auch griechische Handschriften, welche nicht gar zu lange vor der Gründung Fostats hergestellt zu sein scheinen, gehören, bei dem unbedeutenden Krokodilopolis in Tajjum, und auf dem Gebiet einer kleinen mittelägyptischen Stadt Bruchstücke des Ilias und des Lyrikers Alkman gefunden hat, so darf man sicher annehmen, das in der hellenischen Hauptstadt Memphis Büchereien voll griechischer Manuscripte bestanden haben. Die Schätze der berühmten Alexandrinischen Bibliothek waren längst zerstört, nach Konstantinopel geschafft, geraubt und zerstreut, als 'Amr nach Aegypten kam. Die berühmte Geschichte, daß dieser Feldherr die Bäder der Stadt mit kostbaren Buchrollen habe heizen lassen, weil sie der Vernichtung werth seien, wenn sie Anderes entwickeln als der Koran und unnöthig, wenn sie das Gleiche lehren, gehört erwiesener Maßen in den Bereich der Fabel.

Immerhin war das wissenschaftliche Leben in Alexandria auch noch im siebenten Jahrhundert nicht völlig erstorben, und manches griechische Buch mag von dort nach Fostat gewandert sein.

Wer aber eröffnete den ungelehrten Söhnen der Wüste das Verständniß für diese feinsten Blüthen eines hoch ausgebildeten geistigen Lebens?

Die Griechen, welche den Eindringlingen mit unversöhnlicher Feindschaft entgegengetreten waren und deren Art und Religion am Nil sehr bald völlig verschwinden sollte, waren es nicht: diese Aufgabe ist vielmehr den griechisch gebildeten Kopten, den für den Islam gewonnenen Nationalägyptern zugefallen, und so geht denn auch aus einem tieferem Einblick in die verschiedenen von den Arabern behandelten Disciplinen und dem Wissensschatz der Aegypter hervor, daß die Lehrer den Schülern nicht nur hellenische Wissensschätze sondern auch mancherlei Anderes zu vermitteln wußten, was sich unter ihnen von der ehrwürdigsten Gelehrsamkeit ihres Volkes erhalten hatte. Der Gelehrte Jakjaben Betrik, welcher für Mamun griechische Werke ins arabische übersetzte, versichert ausdrücklich, jeden Tempel untersucht zu haben, um die Geheimnisse

Digitized by Google

der Philosophen ans Licht zu ziehen. Ju'ain Schems das kann nicht Bäalbek, sondern muß das ägyptische Heliopolis sein, zog er einen Derwisch von großer Einsicht und Weisheit zu Rathe.

In Memphis hatte der Tempel des Imhotep, welchen die Griechen mit dem Namen ihres Asklepios (Aesculap) belegten, gestanden. Hier ist der im Berliner Museum conservirte medicinische Papyrus gefunden worden und in dem großen Handbuch der aegyptischen Medicin dem in Leipzig aufbewahrten 160 große Seiten füllenden Papyrus Ebers, wird gesagt, daß die Receptsammlung, welche er enthält, aus Sais und Heliopolis stamme. In der an zweiter Stelle genannten Stadt hatten sich die „großen Hallen" befunden, welche seit mythischen Zeiten von einer berühmten medicinischen Facultät zu klinischen Zwecken benutzt worden waren. Die aegyptischen sind die berühmtesten unter allen Aerzten des Alterthums gewesen, und die Griechen und Römer haben unter den Logiden aus ihren Kenntnissen Vortheil gezogen. Es ist bekannt, wie noch der jüngere Plinius seinen aegyptischen Leibarzt hochhielt und ihm das römische Bürgerrecht zu verschaffen bestrebt war. In pseudohippokratischen Schriften finden sich Recepte von solcher Wunderlichkeit (um zu erkennen, ob eine hoffende Frau einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen werde ꝛc.) daß sie nur an einer Stelle erfunden worden sein können, und diese sind genau in der gleichen Form schon den alten Aegyptern im dreizehnten Jahrhundert voller bekannt gewesen. Der Papyrus Ebers enthält einen vorzüglich interessanten Abschnitt, welcher den Functionen des Herzens gewidmet ist, und aus diesem (er ward spätestens im 16. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben) geht hervor, daß die priesterlichen Heilkünstler aus der Pharaonenzeit das Herz als Centrum des Blutumlaufs kannten und den Pulsschlag auf seine Bewegungen zurückführten. Wer des Hippokrates Unwissenheit über diese Dinge kennt und erfährt, daß es zu Alexandria war, wo Herophilus von Khalkedon den Rhythmus des Pulses bei den verschiedenen Krankheiten bestimmte und ihn zuerst mit dem Herzen in Verbindung brachte, der wird kaum bezweifeln, daß er von den priesterlichen Aerzten am Nil, welche sich lange vor ihm mit der Zergliederung des menschlichen Körpers beschäftigt hatten, gelernt habe. Auch Erasistratus aus Keos ist bei seinen Untersuchungen über die Verzweigung der Nerven aegyptischen Vorbildern gefolgt. Dieser Materie ist im Papyrus Ebers ein ganzer Abschnitt gewidmet, und aus einer Vergleichung der Schriften des Galen um Dioskorides mit ihm geht hervor, daß beide der aegyptischen Medicin mancherlei entlehnten. Die Chirurgie verdankt ihre Bindenlehre die Kunst der Anlegung des Verbandes, sicher den aegyptischen Aerzten. Unsere größten Operateure machen kein Hehl aus der Bewunderung, mit der sie die sinnreiche und durchdachte Methode erfüllt, welche in der Pharaonenzeit bei der Umwickelung der Mumien in Uebung war. Wir haben balsamirte Körper gesehen, welche mit Leinwandstreifen umwickelt waren, deren Länge über 400 Meter betrug.

Digitized by Google

Den Arabern ſind die mediciniſchen Werke der Alexandriner nicht unbekannt geblieben, aber ſie haben auch aus aegyptiſchen Heilſchriften geſchöpft. Den Beweis dafür liefert eine von L. Stern entdeckte anonyme arabiſche Handſchrift in der Bibliothek zu Kairo. Dieſe, und namentlich die dreißig letzten Capitel derſelben, welche einem gewiſſen Abu Sahe Iſa ibn Jahja zugeſchrieben werden, enthalten einige Recepte, welche als Ueberſetzungen von gewiſſen im Papyrus Ebers vorkommenden Verordnungen bezeichnet werden dürfen, und außerdem beruft ſich der Verfaſſer fortwährend auf ein Buch des Hermes, das iſt Tot, der altägyptiſche Gott der Wiſſenſchaften, von dem es im Papyrus Ebers heißt, er ſei „der Führer der Aerzte."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neue Dichtungen.

Von

Rudolf Baumbach*).

— Trieſt. —

Die beiden Hausgeiſter.

Zwei Geiſter hab' ich — wer glaubt mir das?
Daheim in meiner Klauſe.
Der eine iſt im Tintenfaß,
Im Krug der andre zu Hauſe.
Im Weinkrug poltert der eine laut,
Und allzeit luſtig iſt er,
Der Tintengeiſt gar finſter ſchaut,
Ein grämlicher Magiſter.

Der ſchwarze raunt mir Worte zu,
Mitunter ziemlich kluge.
Dann hält der andre keine Ruh'
Und hebt den Deckel vom Kruge.
Sie ſind im Streite für und für,
Sie können ſich nicht vertragen,
Und hab' ich hinter mir die Thür,
So faſſen ſie ſich bei'm Kragen.

Jüngſt haben ſie Frieden einmal gemacht,
Das war zu meinem Fluche.
Der luſtige war um Mitternacht
Beim ſchwarzen zu Beſuche,
Und als ich ſpäter kam nach Haus
Und ſaß zu ſchreiben nieder,
Entfloſſen meinem Kiel — o Graus!
Nur lauter Schlemmer- und Schelmenlieder.

*) Eine Charakteriſtik des Dichters aus der Feder unſeres Herausgebers erſcheint in einem der nächſten Hefte. Die Red.

Digitized by Google

Im Jammer hab' ich am Morgenlicht
Den Greuel überleſen.
Derweilen war der Tintenwicht
Im Weinkrug Gaſt geweſen.
Denn als ich lechzend trank das Naß,
War's herb und gallenbitter,
Und zornig ſchlug ich Tintenfaß
Und Krug in tauſend Splitter.

Nächtliche Wanderung.

Die rothen Wolken blaſſen,
Es ſchweigt der Vogelſang,
Und lauter in den Gaſſen
Erſchallt mein müder Gang.
Es wandelt auf und nieder
Der Schlaf von Haus zu Haus
Und küßt die Augenlider
Und löſcht die Lampen aus.

Aus einem Fenſterladen
Dringt röthlich trüber Schein.
Dort dreht vielleicht zum Faden
Ein emſig Kind den Lein.
Jetzt ſtockt vielleicht die Spule,
Der Faden reißt vielleicht,
Dieweil der kecke Buhle
Zu ſeinem Liebchen ſchleicht.

Die gold'nen Kreuze ſcheinen
Herab vom Kirchhofdach,
Und bei den Leichenſteinen
Iſt auch noch einer wach.
Er bricht den Grund, den feuchten
Und ſchaufelt ſtumm und ſtill. —
Nun weiß ich was das Leuchten
Dort drüben ſagen will.

Ich wandre ſtill von hinnen,
Vorbei an Kreuz und Gruft.
Die Waſſer lauter rinnen,
Und kälter weht die Luft.
Von Nebel überwoben
Iſt Wieſe und Getraid'.
Die Sterne wachen droben
Und unten wacht das Leid.

Naumburger.

An Naumburg reift ein Weingetränk
An Laube und an Mauer,
Und wenn ich an die Reben denk',
Erfaßt mich kalter Schauer.
Es mag wohl heute anders ſein,
Vor Zeiten aber war der Wein
Sehr ſauer.

Vor Alters predigten im Dom
Des Kloſters fromme Greiſe.
Denſelben floß von Wein ein Strom
Zu Fleiſch und Faſtenſpeiſe.
Es ging im Refectorium
Ein rieſengroßes Trinkfaß um
Im Kreiſe.

Das ward dem Biſchof kund gethan.
Der kam mit Kreuz und Stabe.
Und predigte die Mönche an
Und krächzte wie ein Rabe,
Und als die Predigt fertig war,
Da bot man ihm den Becher dar
Zur Labe.

Den Becher hob zum Mund empor
Der fromme Gottesſtreiter;
Sein Mund verzog ſich bis an's Ohr,
Dann ſprach er mild und heiter:
„Wer ſolchen Wein trinkt fort und fort
Dem wird vergeben hier und dort;
Trinkt weiter!“

Digitized by Google

Sonntagmorgen.

Schritt der Mai in jüngster Nacht
Ueber Flur und Haide.
Als die Erde aufgewacht,
Trug sie grüne Seide.
Mit dem Kamm hat sie gestrählt
Sonne unverdrossen
Und Demanten ungezählt
Ueber sie gegossen.

Seine Heerde läßt der Hirt
Springen aus dem Pferche.
Ueber jungen Saaten schwirrt
Sonnenfroh die Lerche.
Kukuk ruft und Wiedehopf
Und im Zaun der Ammer,
Und der Maulwurf steckt den Kopf
Aus der dunklen Kammer.

Drüben seh' ich aus dem Gras
Zwei Paar Löffel ragen.
Was die Häsin und der Has'
Sich ins Ohr wohl sagen?
Raunen wohl dasselbe Lied,
Das die Spatzen singen,
Das der Frosch aus Moor und Ried
Brünstig läßt erklingen.

In den Sang der Kreatur
Klingen Kirchenglocken,
Wollen aus der grünen Flur
Mich zur Kirche locken.
Fromme Frauen zieh'n vorbei,
Beten Rosenkränze.
Guter, alter Pfarr verzeih',
Daß ich wieder schwänze.

Hab daheim mein schwarzes Buch
Tief im Grund des Schreines,
Hab' vergessen Lied und Spruch.
Doch mich tröstet Eines:
Der den Plan sich ausgedacht
Zu dem Weltgebäude
Und die Welt so schön gemacht,
Gönnt mir meine Freude.

Du bist gewarnt, nun halte Wacht.

Zur Krone gewunden ist Dein Zopf,
Durchstochen von silberner Nadel.
Du trägst so stolz und hoch den Kopf,
Als wärst Du von altem Adel,
Und bist doch nur ein Bauernkind,
Das Sense führt und Rechen. —
Den Baum, der sich nicht biegt im Wind,
Wird jäher Sturm zerbrechen.

Wie breit und tief ein Wasserbach,
Er läßt sich doch durchschwimmen;
Wie hoch und steil ein Giebeldach,
Es läßt sich doch erklimmen.
Du bist gewarnt, nun halte Wacht,
Willst du nicht sanft dich schmiegen. —
Der Mann der Fensterladen macht,
Der macht auch Leitersteigen.

Digitized by Google

Eiferſucht.

Es warf die Blüten in's Gemach
Der Wind voll Uebermuth.
Am Ende kommt er ſelber nach,
D'rum wahr' das Fenſter gut,
Daß Nacken dir und Angeſicht
Er küſſend nicht berührt. —
Dem Buhler Wind vergönn ich nicht,
Was mir allein gebührt.

Am Himmel glänzt der Sterne Heer
Und wandelt ſonder Ruh'.
Neugierig ſind die Sternlein ſehr,
D'rum zieh' den Vorhang zu,
Auf daß dich bis zum Morgengran'n
Ihr Flimmerſchein nicht ſtört. —
Den Sternen gönn' ich nicht zu ſchau'n,
Was mir allein gehört.

Das ſchwatzhafte Waſſer.

Am Himmel hing das Silberhorn
Und linde Mailuft wehte.
Da ſaß der Hans am Waldesborn
Und herzte ſeine Grete.
Das Volk der bunten Vögel ſchlief,
Kein Lauſcher war darunter,
Die alten Tannen träumten tief,
Der Bach allein war munter,
Und luſtig lachend ſang die Fluth:
„Der Hanſel iſt der Gretel gut."

Der Waldbach kam nach kurzer Friſt
Zum güldnen Stern geſchwommen.
Dort ſprach der Wirth mit arger Liſt:
„Ei Bächlein, ſchön willkommen!"
Und goß den Lautertrank alsbald
In's Weinfaß unverfroren.
So kam die neue Mär vom Wald
Den Durſtigen zu Ohren,
Und luſtig klang's im güldnen Stern:
„Der Hanſel hat die Gretel gern."

Digitized by Google

Muſik und Staatswiſſenſchaft*).

Von

Lorenz von Stein.

— Wien. —

II.

Die Muſik der neueren Zeit.

Es war im ſiebzehnten Jahrhundert. Der Adel war von den Fürſten niedergeworfen, die Kirche ging ihren eigenen Weg, von dem Bauern war keine Rede, der Bürger war verzunftet; nur Eine Erſcheinung ragt über alle hervor, das iſt der Thron; auf allen Punkten glänzen die Spitzen der neu entſtehenden Staatenbildung. Der Thron greift in Alles hinein; er iſt Gewicht und Maß für alle Größen in der Geſellſchaft, für alle Einheit im Staat, er faßt in ſich Alles zuſammen, was menſchliche Kraft und menſchlicher Geiſt vermögen. Unter den Dingen, deren Haupt er iſt, iſt aber das geiſtige Leben nicht das letzte. Es iſt, als ob die alte Tradition der Zeit Karls des Großen wieder aus dem Grabe in Aachen hervorſtiege, der einſt alles, was in Wiſſenſchaft und Kunſt Werth hatte um ſich zu ſammeln und ſich durch beide auch zum geiſtigen Kaiſer ſeiner Welt zu machen verſtand. Die Akademie der Wiſſenſchaften, die neuen Univerſitäten, die glänzenden Bauten, die ſchönen Gemälde, die dramatiſche Poeſie entſtehen an den Stufen des Thrones. War es möglich, daß nicht auch für die Muſik eine neue Zeit anbrechen ſollte?

Nur war es nicht ſo einfach, Muſik zu machen. Damals zuerſt zeigte es ſich, was die Geſchichte der Muſik ſo wenig beachtet und was dennoch verſtanden, die erſte Grundlage derſelben iſt. Jede der anderen Künſte hatte ihre Tradition und fühlte ſich daher als ein eigengeartetes Stück des geiſtigen Lebens, der höheren Geſittung Europas. Nur die Muſik hatte keine. Nur

*) Vergl. „Nord und Süd“, April 1883.

Digitized by Google

sie war in ihre einzelnen Gruppen zerfahren nur sie hatte keine Vorstellung von ihrer eigenen Einheit. Und das war begreiflich. Da waren Trompete, Posaune, Orgel, Pauke, Pfeife, Trommel, Harfe, jede für sich; wie der Bauer nicht mit dem Edelmann, der Bürger nicht mit dem Geistlichen zusammenlebte, wie konnten da jene Instrumente zugleich und gemeinsam Musik machen? Wo jeder Ort sein Lied hatte, wie sollte da das Land sein Lied haben? Und doch gab es eine „Musik", und es gab die große Einheit des Staatslebens in dem Thron. Wie sollte es da keine Musik *für den Thron* geben?

Und in der That, die Sache war gar nicht so fernliegend. Als die Könige bauten, bauten sie in ihren Schlössern auch Kapellen für ihren privaten Gottesdienst. Mit der Kapelle hatten sie ihre eigene Kirchenmusik Die aber ward vom Hofe denn doch nicht wie in den Hofproductionen mit dem Allerhöchsten Gesang begleitet. Man mußte Andere singen lassen und spielen lassen. Nun war die Orgel zwar da; aber schon hatten die Italiener die Modulation in den Meßgesang gebracht; Offertorium, Graduale, Anderes entstand; blieb es denn ganz unmöglich, eine solche Musik auch zum weltlichen Genuß zu gebrauchen? Freilich nicht; man konnte ja auch weltliche Sänger zur Erholung anhören. Allerdings, zunächst nur für den engen Kreis der höchsten Herrschaften, die auch allein im Stande waren, die Musik zu zahlen. So entstand im tiefen Unterschied von der früheren Zeit, wo das Volk sich selbst Musik machte, die Musik in der „Kammer" des Fürsten. Der „Kammermusikus" tritt in die Geschichte hinein. Mit ihm das Element der „Virtuosität"; die „musikalische Graduirung", losgelöst von der alten Volksmusik, mit ihrer ursprünglichen Ausschließlichkeit in Können und Wissen, beginnt ihre Bahn, um dann in das Gesammtleben hineinzutreten; was die Musik früher nicht gekannt, fängt an zur Hauptsache zu werden; die „*Technik*" tritt auf, und vermag länger als ein Jahrhundert das Entzücken der Exclusiven zu beherrschen; die *Kammervirtuosen* beginnen ihre Laufbahn. Das ist das erste Moment, an welchem in der neuen Staatsidee der fürstlichen Souveränetät die Musik ein neues Leben gewinnt. Allein es war nur ein erster Schritt.

Denn der Fürst lebt doch mitten in seinem Hofe. Der Hof aber entfaltet schon im siebzehnten Jahrhundert auf allen Punkten jene merkwürdige Gewalt über die ganze Gesittung der europäischen Staaten, die wir nach heute kennen. Er ist aus einer staatlichen eine gesellschaftliche Macht geworden; er ist das, indem er sich fast unbewußt zum Haupte, Vorbild und höchsten Richter aller geselligen Formen erhebt; die Souveränetät des Fürsten in der Geselligkeit wird zur Souveränetät der Mode. Der Hof aber ist der Träger der Mode; Hut, Kleid, Stock, Wort und Form verlieren ihre Individualität und fangen an gehorsam zu werden und Gehorsam zu fordern und zu finden. Die Mode wird eine Macht; sie wird es in Kunst und Wissenschaft; ist es möglich, daß sie es nicht auch in der Musik wird? Ist es

Digitized by Google

denkbar daß nur die Kirche, das Volk und der Fürst, und nicht auch der Hof seine Musik haben sollte?

Nur eine Schwierigkeit hätte die Sache. Posaune und Trompete sind schön in der freien Luft, das Horn im Walde, die Trommel vor der Front, die Zither im Gasthaus — alles das ist aber an sich nicht „courfähig". Dem Bedürfniß nach einer Musik des Hofes fehlt das Instrument. Welches Instrument kann aber ganze Tonmassen aufführen ohne daß mir auch im großen Salon die Ohren gellen, und welches Instrument ist dabei doch noch fähig, alle Modulationen und Tonfälle wiederzugeben, ohne seinen Charakter zu verlieren? Offenbar, hier lag die rein mechanische Schwierigkeit für das Entstehen einer neuen musikalischen Welt, welche den Ausdruck der Civilisation ihres Jahrhunderts bilden sollte. Dies Instrument mußte erst erfunden werden; sein Auftreten aber mußte in der Musik eine neue Epoche begründen.

Und dies Instrument ward erfunden. Es ist die Geige. Der tiefste Unterschied zwischen der Geige und allen anderen Instrumenten liegt in zwei Dingen. Zuerst darin, daß sie allein die volle Individualität des Musikers wiedergeben kann; und in dieser ihrer gewaltigen Fähigkeit liegt es, daß sie die Königin aller Instrumente ist. Dann aber darin, daß sie überhaupt kein Instrument, sondern ein Gattungsbegriff ist. Nur die Geige ist fähig, sich in ein ganzes System von Instrumenten aufzulösen, vom großen Baß bis zur Primgeige. Dadurch hat nur die Geige die Fähigkeit, sich an die Töne aller anderen Instrumente anzuschmiegen; sie allein vermag es unter allen Instrumenten, zugleich zu begleiten und begleitet zu werden. Ohne die Geige ist darum keine Musik im höheren Sinne des Wortes möglich; ohne sie ist eine Instrumentation, die Farbenlehre der Tonarten, nicht denkbar; sie ist damit der Anfang des Concerts; so wie sie, an die Brust des Menschen und seinen Herzschlag als zweiten Resonanzboden gesetzt, den Ton des pulsirenden Lebens in ihre Saiten mit aufnimmt, gewinnt sie jene wunderbare Gewalt, die nur noch in der menschlichen Stimme ihren ebenbürtigen Rivalen hat; sie ist dasjenige Instrument, das unter allen die meiste Technik fordert, und das dennoch auch gegen die höchste formale Technik wieder gleichgültig ist; mit ihr beginnt eine neue Epoche.

Freilich will sie unablässig gelernt werden. Und zwar nur um ihrer selbst willen. Sie ist darum unter allen Instrumenten dasjenige, welches zum Lebensberufe werden kann und muß. Und zugleich ist sie dasjenige, welches vermöge seiner Natur erst da recht zur Geltung kommt, wo eine Mehrheit von Stimmen und Tönen auftritt; alle Geige ist in der Musik als einzelne mächtig, aber erst im Chor allmächtig. Darum ist die Geige ohne eine Vielheit von Musikern nicht zu denken; diese Musiker aber wieder nicht ohne Lebensstellung. Woher nun soll diese ihnen kommen?

Und hier war der Punkt, wo das, was wir als das Wesen der Krone und das des Hofes — staatswissenschaftlich — bezeichnet haben, zur materiellen

Digitized by Google

Grundlage der neuen Epoche der Musik wird. Der Punkt auf dem das geschieht, liegt jetzt wohl nahe genug. Die ursprüngliche Kapelle nimmt die Geige in sich auf, mit ihr die Tonfülle die in ihr liegt; um das zu können, muß der Musiker zuerst eine Stelle am Hofe haben; dann muß er ein Musikcorps bilden, dessen Musiker unter ihm stehen; ihre Aufführung, ihre Uebung ist eine Gemeinsame; sie müssen alle zusammenwirken, concertare; das Concert entsteht. Wir nehmen bis auf besseres Wissen an, daß alle ursprünglichen Concerte Geigenconcerte gewesen sind; sind doch alle gemalten Musikanten, die Engel dieser Epoche, Geigenengel, wenn auch mit der Fußgeige. Alle diese Geigen aber empfangen wie es die Natur ihres Instrumentes mit sich bringt, an dem Hofe eine feste Stellung; die Grundlage der letzteren aber ist die kirchliche Kapelle in der Residenz; so entsteht die Hofkapelle mit ihrem Kapellmeister; in beiden hat jetzt die Musik eine Einheit, eine feste Gestalt einen selbständigen Körper gewonnen; sie fängt an, statt der alten ständischen Unterschiede, die wir charakterisirt haben, eine ganz andere Art der Verschiedenheit in sich aufzunehmen. Denn erst in der Hofkapelle erscheint die höhere Einheit der Instrumentation; und indem hier die besonderen Arten der Instrumente in Gemeinschaft wirken, erzeugen sie den Begriff und die Aufgabe der Stimmung der Instrumente. Damit nimmt die Kapelle ein Instrument nach dem anderen in das Concert auf, und der Begriff des Farbentones entsteht; daneben macht der gemeinsame Tact und Rythmus aus dem Kapellmeister allmählich den Dirigenten; jetzt ist die Musik nicht mehr blos Ton, Lied und Freude des Einzelnen, sondern sie ist sowohl in der Einheit der Musiker wie in der des Vortrags mit seinen Instrumenten ein organisches Ganze, in dem das Eine das Andere bedingt; sie ist ein organischer Begriff geworden. Dem gegenüber tritt nun die Einzelmusik in den Hintergrund. Denn durch die organische Musik bildet sich nunmehr das aus, ohne welches es keine höhere Musik geben kann. Der Baß erscheint, und zwar nicht als bloße Begleitung der leitenden Stimme wie bisher, sondern er wird ein selbständiges Gebiet der Musik, und allmählg zeigt es sich, daß er eigentlich die ganze musikalische Ordnung der Kunstleistung beherrscht; er tritt in sein musikalisches Fürstenthum ein; unter der Regierung der ständischen Musik bei dem Einzelinstrument unmöglich und in seiner Bedeutung nur in der Kirchenmusik angedeutet und in der Orgel die Lehrjahre seiner musikalischen Function durchmachend, wird er im Concert die Grundlage von Rythmus und Harmonie; was nicht mit ihm stimmt, wird unmöglich; er ist der Generalbaß geworden. Und jetzt ändert sich, ohne daß man es im Einzelnen verfolgen könnte — wenigstens wir können es gewiß nicht — die allgemeine Vorstellung von dem, was die Musik an sich ist. War sie früher unter all ihren Formen Das, was die Gesammtempfindung der Gemeinschaft zum Tonausdruck brachte, so ist jetzt nur noch das Musik, was einen Generalbaß besitzt; man lernt fühlen, daß Lied und Leier, Trompeten — und Paukenstück eben Musiktheile, keine eigentliche Musik

Digitized by Google

mehr sind; die höhere Musik trennt sich von der niederen, der Musiker vom Musikanten; erst jetzt giebt es eine Musik die nicht mehr in Fertigkeit oder Unmittelbarkeit besteht, sondern die eine Kunst wird und zur Wissenschaft werden will, wie sie ein Beruf geworden ist. Das ist es, was Thron und Hof für die Musik geleistet haben. Und in der That kann man auch jetzt erst von einer Geschichte der Musik neben der Geschichte der Musiker reden.

Doch uns treibt unsere Aufgabe über all das Einzelne hinaus was seit dieser Zeit geschehen ist. Nur einen Blick verstatte man uns auf die elementaren Grundlagen des Entwicklungsganges dieser Epoche, um dann die letzte heutige von unserem speziellen Standtpunkte aus zu charakterisiren.

Wenn wir jenen Entwicklungsproceß der Musik, der sich an die Hofkapellen, die Geige und den Generalbaß anschließt, im Ganzen betrachten, so enthält derselbe drei Hauptmomente welche von da an den Gang der Musik beherrschen, die Composition, die Vertheilung der Musikgebiete und das entstehende musikalische Bildungswesen.

Es ist unmöglich über diese Dinge an diesem Orte mehr als ein paar Worte zu sagen. Und diese wenigen Worte müssen überdies noch sich in der Musik gar nicht mit der Musik beschäftigen, sondern nur mit den Elementen, aus denen sie sich bildet. Wir haben die esoterische Aufgabe, vielleicht zuerst von der Causalität, und diesmal sogar von der staatswissenschaftlichen Causalität der scheinbar ursprünglichsten aller Künste zu reden. Wenn wir dabei viel Unrecht thun, muß uns viel vergeben werden; und das, weil wir die Musik so sehr lieben, daß wir sie darum auch begreifen möchten.

Als in der Kapelle mit der Geige die musikalische Arbeit sich von dem Text des Gesanges wie von der Melodie des Einzelinstrumentes abzulösen beginnt, fehlt ihr eines. Sie hat nichts auszudrücken, wie jene. Was sollen denn eigentlich jene Geiger, Flötisten, Harfenisten u. s. w. spielen? Diese Musik ist an sich weder eine kirchliche, noch eine staatliche, noch eine Volksmusik. Will sie dennoch Musik sein, so muß sie bei Gefahr ihres Lebens etwas zu thun lernen, was bis dahin noch nie die Musik an und für sich versucht hat. Der Generalbaß kennt die Harmonie der verschiedenen Instrumente und Töne; er weiß die Musik, wenn sie da ist; aber diese Musik, die nur selber ist, woher soll sie entstehen?

Es wäre sehr verführerisch, hier ein klein wenig Philosophie zu treiben. Wir werden uns davor hüten. Aber das ist gewiß, daß die Musik der Kapelle sich jetzt aus sich selber erzeugen muß. Derjenige nun, durch den das geschieht, ist der Componist. Das, was er componirt, ist — er weiß selbst nicht recht, wie er es nennen soll — doch zuletzt ein musikalischer Gedanke. Was ist das, und wie unterscheidet es sich von der Melodie? Fragen wir nicht zu viel; gewiß ist nur, daß man über dem Generalbaß doch nachdenken kann; warum dann nicht über jenen „musikalischen Gedanken?“

Digitized by Google

Und thue ich das, so empfängt derselbe einen anderen Namen, und wohl eigentlich auch einen anderen Sinn. Er wird zum musikalischen „Thema". Und ist er wieder das, so kann ich dieses Thema „entwickeln", ich kann es von verschiedenen Seiten beleuchten, ich kann es „in sein Gegentheil" umschlagen lassen, aus einer Tonart in die andere, aus dem Andante in das Allegro, aus dem männlichen Dur in das weibliche Moll; ich kann ein Thema zu einem musikalischen Gedichte und ich kann es zu einer musikalisch-wissenschaftlichen Abhandlung machen; ich kann einzelnen Stimmen den Vortrag überlassen, zu dem die Begleitung und der Baß überzeugt und ernsthaft mit dem Haupte nickend, ihr „so ist es" und ihr „Bravo" hinzuklingen lassen, und ich kann das Thema in Dialoge von Baß, Mittel- und Oberton behandeln; aber das Alles kann ich nur, wenn ich mehrere Instrumente habe; die muß ich innerhalb jenes Themas zusammenfassen, componiren. So entsteht die Composition. Die Melodie ist eine Schöpfung, die Composition ist ein Werk. Gut! für wen? Musik ist da für die Gemeinschaft; die Composition muß, um Musik zu sein, gleichfalls für alle zugleich da sein. Und was thut daher der Componist? Er macht durch sein musikalisches Werk sein subjectives Gefühl zu einem Gefühle Aller. Das ist sein wissenschaftlicher Begriff; aber die Bedeutung desselben besteht darin, daß er sich sofort „in seine zwei Momente auflöst"; mit Kapelle und Geige scheiden sich wieder der Componist und der — ausübende — Musiker, wie die Kunst vom Künstler. Die Kluft ist eine große; eine neue Reihe von Erscheinungen beginnt; es giebt von jetzt an eine Geschichte der Componisten und eine Geschichte der Künstler. Und das ist keineswegs so gar unpraktisch.

Denn diese, jetzt wieder selbständige, blos ausführende Kunst muß nothwendig den Erwerb suchen. Dem Erwerb dient das Leben. Das Leben ist nicht einfach. Jede seiner Grundformen hat wieder ihr Bedürfniß nach ihrer Musik. Und so entsteht in dem Jahrhundert, welches Ludwig dem Vierzehnten und seiner Hofkapelle folgt, der Proceß, der eine neue Organisirung der ausübenden Musik enthält. Wie gern verfolgen wir ihn! Aber er ist auch im Ganzen klar. Während die Kirchenmusik sich wesentlich gleich bleibt, bringen die Türkenkriege einerseits und jene Entwickelung, welche die Infanterie zur Hauptwaffe macht, ein ganz neues Element zuerst in die Militärmusik; es ist die Aufnahme des Glockeninstrumentes mit Glockenspiel, Triangel, Beckenschläger und der großen Trommel als Baß in die Marschmusik; die entstehende Wachtparade verbindet dieselbe mit Thron und Hof und mit der Theilnahme des Publikums; sie selbst wird durch die Musik der Regimenter zu einen Volksfest; streng an ihre Aufgabe gebunden, wird sie ein selbständiges Musikgebiet; die eigentliche militärische Musik entsteht. Daneben tritt die Musik in das Drama hinein; hat sie einst bei demselben das was auf dem Theater geschieht, als Chor der Helden und Weisen begleitet, so will sie jetzt als Musik selber etwas auf diesem Theater thun und sein. So wird die musikalische Composition zur theatralischen.

Digitized by Google

Sofort aber beginnt der uralte Kampf der beiden musikalischen Elemente; die menschliche Stimme scheidet sich von dem musikalischen Instrument, aus dem Troubadour ist der Sänger geworden, aus dem Concert der Instrumente das Orchester; jetzt hat der Componist statt einer zwei Aufgaben; er soll jetzt die Harmonie beider großen Factoren herstellen und erhalten, und beide doch an seinen musikalischen Grundgedanken binden, indem er in tausend Formen desselben klingen und singen läßt. Das aber wird jetzt aus einer bloßen Zusammenstellung und Entwickelung zu einer Arbeit, und aus dieser Arbeit geht das Tonwerk in höherem Sinne hervor; die Oper entsteht. Die Oper ist ein Stück Leben, für das Leben zur Musik gemacht; sie gehört als solche nicht mehr dem einzelnen Staate, nicht dem einzelnen Volke; sie gehört dem ganzen Europa; mit ihr wird die musikalische Bildung zu einem intergrirenden Theile der europäischen Bildung, wie die alten Sprachen und die Verehrung der Classicität. Das ist ihre große Function in der „äußeren" Geschichte der Musik; ihre innere mag sie dann wieder für sich selber haben. Wir verfolgen sie nicht, so reich sie auch ist für den der sie versteht. Wunderbar nur, wie sich innerhalb dieser musikalischen Opern Europas wieder die Nationalitäten Raum schaffen, und wie das so bestimmt erscheint, daß man das, was man in hundert Bänden kaum erschöpfen wird, in zwei Worten zur faßbaren Anschauung zu bringen vermag. Wir sagten, die Oper enthalte die höchste musikalische Einheit der persönlichen und der Instrumentalmusik. Daher giebt es bis auf unsere Zeit nur zwei Charaktere für alle Oper; diejenige, in welcher der Sänger, und diejenige in welcher der durch das Orchester getragene musikalische Gedanke die Hauptsache bildet. Die erste Art ist die italienische Virtuosenoper mit Prima-Donna und Coloratur, die zweite ist die deutsche Orchesteroper mit Thema und organischer Harmonie. Das Bewußtsein dieses tiefen Unterschiedes bricht sich dann Bahn, indem die Ouverture sich von der Oper scheidet — das, meinen wir, sei das Eigenthum der Franzosen, doch gestehen wir nicht zu wissen, wann die Ouverture sich zuerst und grundsätzlich von der Oper trennt. Jedenfalls findet der Unterschied der beiden Grundformen aller Oper ihren Ausdruck darin, daß die italienische Ouverture die Oper eröffnet, die deutsche sie enthält; bei jener erfahre ich von der Hauptsache so wenig, daß ich die Oper selbst hören muß, bei dieser so viel, daß sie die Hälfte der Oper ersetzt. Die neue Oper, die Wagner'sche Musik, hat sich die Aufgabe gestellt, jenen Unterschied beider Elemente aufzuheben, und Gesang und Orchester zu Einem Ganzen zu verschmelzen. Diese Aufgabe hat sie so weit gelöst, daß man als das — äußere — Kriterium der Wagner'schen Opern das Ungenügen — sagen wir lieber gleich die Unmöglichkeit — eines genügenden Clavierauszuges aufstellen kann; doch haben wir über Musik nicht zu reden; wir verstehen sie nicht. Dagegen sehen wir neben Militär- und Opernmusik sich zunächst am Hofe eine dritte Art entwickeln, die ihrerseits wieder aus der Kunstsphäre die Hand in das

Digitized by Google

geſellſchaftliche Leben hinabreicht; es iſt die Kammermuſik, welche ſich an den Tanz der Hoffeſte anſchließt, und in ihrer Weiſe theils die Muſik zur edlen häuslichen Geſelligkeit erhebt, theils auf die älteſte Aufgabe derſelben, die Verbindung des muſikaliſchen Rythmus mit dem Tanzrythmus, zurückgreift. Wenn die Oper ſo viele Meiſter hat als es Opernarten giebt, ſo hat dieſe Muſikrichtung ihr Haupt in Haydn. Mit ihm werden Terzett und Quartett allerdings nicht geſchaffen, aber ſie werden durch ihn Mode; und ſo tief verſchmilzt ſich die letztere mit dieſer Muſik, daß die Worte die man für ſie gebrauchen gelernt hat, zugleich ein Muſikſtück und einen Tanz bezeichnen. Wer hat nicht, wenn er ein Haydn'ſches Menuet oder eine Gavotte anhört, die feinen ſeidenbeſtrümpften Cavaliere, die hochgepuderten Damen des Talon rouge mit ihren vornehmen Manieren in Perrücke und Chabot, wo die weißen Hände aus den langen Spitzenmanſchetten heraus ſich zierlich die Finger reichen und der Tanz zum veredelten Gehen geworden iſt, mitten im vergoldeten Salon mit ſeinen venetianſchen Spiegeln und Lüſtern vor ſich geſehen? Kann man ſich das Menuet Ludwigs XIII. oder die wunderbar liebliche Compoſition Boccherinis denken, ohne ein Bild jener Zeit der Grand-Seigneurs und ihrer vornehmen Courtoiſie? Und wird man ſich wundern, wie Haydn für die Muſik bei den Höfen denſelben Rang gewann, den Rubens und Van Dyk für die Malerei erobert? Die Stellung Haydns in der äußeren Muſikgeſchichte iſt klar: wir reden nicht über die künſtleriſchen Leiſtungen, ſondern nur über die Leiſtungen ſeiner Kunſt; durch ihn wird die Muſik zum guten Ton, er iſt der Träger der vornehmen Kammermuſik; jetzt bedarf es nur noch Eines Schrittes, um das zu ſchaffen was wir Alle kennen, die Muſik der Geſelligkeit. Doch einen Blick müſſen wir vorher auf unſer letztes Gebiet und damit auf zwei Männer werfen, welche die Geſchichte der Muſik nie vergeſſen wird, Bach und Händel.

Wir haben von dem Bildungsweſen in der neu entſtehenden Muſik geſprochen. Eine muſikaliſche Bildung hat es immer gegeben. Mit dem achtzehnten Jahrhundert aber entſteht eine ganz neue Epoche derſelben. Wir müſſen uns damit begnügen, ſie die Muſikſchule zu nennen. Die Muſikſchule bezeichnet den Punkt, auf welchem die Muſik in jene merkwürdige Entwickelung hineintritt, die wir als das öffentliche Unterrichtsweſen im Unterſchiede von dem bisherigen ſtändiſchen Bildungsweſen bezeichnen. Es liegt uns zu fern, das hier zu verfolgen; aber wie dankbar müßte die Geſchichte des Bildungsweſens ſein, wenn auch nur ein Einziger der tauſend Muſikſchriftſteller ſich damit beſchäftigt hätte, den Entwickelungsgang der Muſikſchule zu unterſuchen! Freilich wäre das eine Arbeit. — Alſo wir wiſſen davon ſo gut wie nichts. Aber wieder tritt uns der deutſche Charakter auch auf dieſem Gebiete entgegen. Wenn ich etwas lehren will, muß ich erſtlich Lehrer ſein, und zweitens die Sache ſelber wiſſen. Darum hat ſchon die älteſte katholiſche Kirchenmuſik Lehren und Lernen der Muſik mit dem

Digitized by Google

des Lateinischen verbunden; an der Seite des Rectors steht der Cantor in der Kathedralschule. Die Gestalt, in der sich dieses Verhältniß fortsetzt, ist der Organist der Volksschule, der zugleich Lehrer ist. In diesem Organisten nun geht jener eigenthümliche Proceß vor sich, der die Hälfte alles geistigen Lebens enthält, und den eigentlich nur die Hellenen und die Germanen zu durchleben verstehen. Der selbstbewußte Geist will das, was er fühlt, auch begreifen und systematisch entwickeln. Die Orgel aber, bisher nur ein kirchliches Instrument, beginnt damit ihre zweite große Function. Sie wird durch die Natur ihrer Töne zur Lehrmeisterin für jene Entwickelung eines musikalischen Gedankens, zu einem Tonsystem; auf ihr nimmt das Thema die Gestalt und Größe des Hauses an, in welchem die Orgel es für die Gemeinde ertönen läßt; es wird zu einem Tonbau in dem Steinbau der Kirche. So wird jetzt die Orgel aus einer Beherrscherin des Kirchengesanges zur Quelle des systematischen Verständnisses der Musik; sie zwingt das Thema langsam und ernst sich zu entfalten, um sich zu einem Ganzen wieder zusammenzuschließen, so daß die große Einheit sich in jedem Theile wieder finde, und das Freieste in der Welt, der Ton, in seiner Bewegung sich dem Strengsten unter allem Strengen, dem Gedanken fügen lerne, wie der Schüler dem Lehrer. Diese musikalische Arbeit, die in ihrer Entwickelung des Einzelnen zum Bewußtsein ihres Inhalts gelangende Arbeit des Tonbildners, die durch die Orgel zugleich Anstoß und Maß empfängt, ist die Fuge. Die Fuge ist das philosophisch-systematische in der Tonkunst; Empfindung und Bewußtsein des musikalischen Gedankens reichen sich in ihr die Hand; sie ist nicht mehr blos das große Musikstück, sondern sie ist die wahrhaft große Musik; wenn Generalbaß und Harmonielehre die Vorbildung für die Wissenschaft der Musik sind, so beginnt mit der Fuge diese Wissenschaft selber. Und der Mann, an dessen Namen sich diese große Epoche der Musik untrennbar anschließt, ist unser Bach. Was Montesquieu im öffentlichen Recht, was Adam Smith in der Nationalökonomie, was Kant in der Philosophie und Niebuhr in der alten Geschichte gewesen, das war Bach in der Musik. Es ist Niemand da, der mit ihm zu vergleichen wäre. Sein Reichthum ist unerschöpflich, und dabei steht man mit doppelter Bewunderung still vor der feinen angeborenen Grazie, mit der er den ganzen Hof der Fürsten und ihrer Salons wie das verschämte Erröthen der einfachen Jungfrau mit seinen Tönen in seiner Empfindung musikalisch zu schaffen versteht. So lange wir nicht eine, im größten Stile erfaßte Geschichte der Bach'schen Musik haben, haben wir trotz O. Jahn, Ambros und allen Andern keine Geschichte der Musik; und schon darum nicht, weil Bach der Vater der Fugenharmonie und der Born der Melodie ist, an dessen Ufern gar viele Blumen gepflückt sind, ohne daß die glücklichen Finder es gestehen oder selber wissen. Bach gehört zu den Männern, die kein Einzelner sondern nur ein Jahrhundert versteht; und dies Jahrhundert sollte das unsere sein! Der Einzige, den man neben ihm als Ebenbürtigen nennen darf, ist Händel. Händel ist in dem unerreicht,

Digitized by Google

was dem Organisten Bach dann doch unerreichbar blieb, in der Instrumentation und zwar namentlich der Geige. Wer Händel nicht kennt, kennt die Geige nicht! Doch wir verlieren uns; gerade in dem Moment, wo der musikalische Strom so breit und so tief wird, daß wir von seinem einen Ufer das andere nicht mehr sehen. Gestehen wir es, daß hier ein neues Studium anfängt. Höchstens die Magnetnadel für die Forschung, die sich auf diesem Meere einschifft, können wir noch einen Augenblick festhalten. Und werden uns die wirklichen Kenner der Musik böse werden, wenn wir zu dieser Magnetnadel auf der langen Reise durch Bibliotheken von Partituren und Literaturen auch noch einen Quadranten hinzufügen, der ein wenig für die Erkenntniß der Sonnensuche maßgebend sein dürfte, so fremdartig er auch Manchem erscheinen mag?

Wir glauben den historischen Punkt angegeben zu haben, auf welchem die eigentliche Composition entsteht. Die Composition aber ist eine musikalische That; und mit ihr geschieht dasselbe in der Betrachtung der Musik, was auch in anderen Dingen die Geschichtsschreibung beherrscht; man identificirt den Musiker mit der Musik, und glaubt von dieser das Entscheidende zu wissen, wenn man jenen charakterisirt hat. Und das ist gar so verführerisch! Wie leicht und geistvoll läßt sich nicht über den Raphael des Volksliedes, Mozart, über Beethoven, der allerdings ohne das Piano kein berühmter Musiker gewesen wäre, über die Romantiker, über Webers Volksmusik, über den Kampf mit dem Italienerthum, den uns niemand geschmackvoller beschrieben hat als Riehl, und nun gar über Wagner, der mit dem Zeus Kronion wenigstens das gemein hat, daß er auf weltliche Stundenzahlen und weltliche Bedürfnisse keine Rücksicht nimmt, und mit der Zukunft, die er nicht klar versteht, die Gegenwart beherrschen will, deren beschränkte Empfänglichkeit er unmuthig bei Seite schieben möchte — reden und schmälen! Und wie schaal und trivial wird sich daneben das ausnehmen, was wir zu sagen haben, wenn wir mit der kühlen Staatswissenschaft mitten in dieses Concertbewußtsein aller philharmonischen Gesellschaften und Liebhabereien hineintreten!

Und doch ist das ein einmal unsere Mission. Und so möge es seinen Weg gehen. Doch werden wir jetzt sehr kurz sein. Denn alles, was wir hier zu sagen haben, hat absolut keinen Werth, wenn man es für ein Impromptu hält, und nicht selbst ein klein wenig darüber nachdenkt. Das eigene Nachdenken aber steht bei ernsten Dingen stets im umgekehrten Verhältniß in der Länge der Sätze, welche zu demselben anregen sollen. So versuchen wir es, das neunzehnte Jahrhundert in seiner Stellung zur Musik auf das Kürzeste zu skizziren.

Es ist der Charakter des neunzehnten Jahrhunderts in der Geschichte der Musik, daß es *keinen specifischen musikalischen Charakter* hat. Es hat *alle* Musik in sich aufgenommen, und producirt *alle* Musik aller Vergangenheit bis zum Chor der Antigone hinab, und hätte Ebers Etwas von

Digitized by Google

der Musik verstanden, wer steht gut dafür, daß in den orientalischen Akademien nicht Psammetich und Rhamses als Bassisten in einer musikalischen Osiris-Soiree auftreten? Daher denn kommt es, daß die musikalische Eigengestalt unseres Jahrhunderts von zwei Factoren beherrscht ist, von denen die eine ein musikalisches Element zu sein scheint und es nicht ist und das andere eine musikalische Gewalt ist, ohne es zu scheinen. Das erste ist das Piano, und das zweite ist das Kapital.

Das Gebiet, das sich hier ausbreitet, ist nicht blos ein großes, sondern auch ein sehr ernstes. Jedenfalls ist es nicht zu übersehen ohne seine staatswissenschaftliche Grundlage.

Bis zur Entstehung des Pianos war die Musik — also nicht das Lied und nicht das Trompetenstück, sondern die Musik als Einheit der Töne und Ausdruck eines Gesammtgefühls des Volkes — das Gebiet einer selbständigen, mehr oder weniger ständisch dastehenden Klasse des musikalischen Berufes. Jetzt kam die Idee der Freiheit, Gleichheit und Gemeinschaft in allen Dingen über die Völker, also auch die Gemeinschaft in der Musik. Es war durch den tiefen Grundgedanken der neuen Civilisation geboten, daß jeder nicht blos Musik hören, sondern auch Musik machen könne. Die Musik ward, sagen wir es so kurz als möglich, aus einem ständischen ein staatsbürgerlicher Begriff. Es braucht ja nicht alles in der Constitution zu stehen, was das Staatsbürgerthum enthält. Derselbe Gedanke, der den Staatsbürger erzeugte und der so vieles andere beständig neu erzeugt, erfaßte auch die Musik: My house is my castle — aber auch meine „Kapelle". Nur eins fehlte dazu; das war das Instrument, das fähig war, nicht bloß Tonstücke, sondern Musik zu machen. Dies Instrument war das Piano. Das Piano hat eine gewaltige Arbeit in der Musik vollzogen. Es hat alle Musik auf den Schultern seiner sechs Octaven in jedes einzelne Haus getragen. Es hat der musikalischen Bildung einen Verkehrswerth gegeben. Es hat die Production der Pianofabriken, es hat die Composition der Pianostücke, es hat die Klavierstunden neben der Musik zu einem Gewerbe gemacht. Es hat die Musik aus einem bloßen Kunstwerk und aus einem Kunstgenuß zu einem integrirenden Theile der höheren Bildung gemacht. Es hat eine neue Technik geschaffen, und die Achtung vor dieser Technik neben der Verehrung vor dem Inhalte derselben gestellt. Es ist von der Oper, von vergoldeten Concertsälen und der ernsten Wissenschaft der Musik in das Einzelleben hineingestiegen; es hat Theilnahme und Urtheil über die Musik zu einem Gemeingut gemacht, und es hat in seiner staatsbürgerlichen Function, ohne das die Betreffenden es selber wußten, sogar die Elemente des Constitutionalismus in die Musik selber hineingebracht. Es gibt schon heute nur dann einen großen Musiker, wenn er eine musikalische Partei schafft oder vertritt. Es giebt musikalische Programme und Standreden, ja musikalische Parlamente in Leipzig, Wien, Berlin; und alles das ist nur dadurch möglich, daß durch das Piano, den Träger der musikalischen

Digitized by Google

Literatur, die großen musikalischen Eigengestalten in tausend Leitartikeln, populären Darstellungen, Unterhaltungen und Uebungen Jedem im Hause an dem Instrument gegenwärtig und verständlich werden. Die made easy-Literatur ist in den Noten so heimisch wie in den Drucksachen. Und das ist gut. Was dabei nicht so gut ist wäre geradezu übel, wenn nicht dasselbe Piano auch das Gegengewicht dieses suffrage universel geboten hätte. Es ist allerdings gewiß, daß gerade das Piano die triviale Musik erst recht möglich macht, und dies musikalische Gesammtgefühl in lauter Einzelproductionen aufzulösen droht. Aber das Erstere bricht doch durch; es erzeugt die großen musikalischen Träger des Selfgovernment in den hunderten von musikalischen Vereinen und Gesellschaften neben der öffentlich-ernstlichen Musik in Oper und Conservatorien. Mit beiden ist das geschehen, was unsere Zeit auf diesem Gebiete charakterisirt. Die absolute Monarchie des Componisten ist verschwunden; wir leben in einer musikalischen Republik, in der die 6000 Heliasten, welche in Athen Recht sprechen, jetzt sich selber wählen und selber urtheilen. Das Bild ist faßbar genug. Seine Grundlage aber ist das Piano. Das werden wir nun nicht weiter verfolgen.

Und nun fügen wir das Letzte hinzu: Das „Kapital" bedeutet für die meisten sehr verschiedene Dinge; für Alle aber ist es in Einem Punkte dasselbe. Es trägt Zinsen. Zinsen genieße ich. Zu dem Genusse gehört die Musik. Wie kann ich mit den Zinsen Musik genießen? Gibt es wirklich für den Kapitalisten noch einen anderen Klang als den des Geldes? Und siehe da, die alten Gestalten der hellenisch-römischen Geschichte tauchen wieder auf, wo ein berühmter Flötenspieler an einem Abend 20,000 Drachmen in Athen einnahm. Es ist das große Gesetz der Natur, daß jedes Ding stets seinen Ursprung wieder zur Geltung bringt. Den Zins empfange ich aus meinem Kapitale ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer; darum werde ich auch stets den Zins ohne eigene Arbeit durch die Arbeit Anderer genießen wollen. Der Zins erscheint daher in Kleidung, Nahrung, Wohnung, tausend anderen Dingen, die ich zum Genuße kaufe. Habe ich wenig Zins, werde ich wenig dafür zahlen; habe ich viel, viel. Dadurch wird es der Mühe werth, Leistungen zu produciren, mit denen ich mir diesen Zins, den Andere einnehmen, selbst tributär mache. Ich werde alsdann nicht mehr die Kunst um der reinen inneren Befriedigung willen erwerben und treiben; ich werde etwas thun, was die Alten nicht verstanden: ich werde der Kunst ihre Kapital bildende Kraft geben. Damit wird sie ihren Platz in einer gesellschaftlichen Ordnung empfangen, in der das Maß des Kapitals das Maß der öffentlichen Geltung geworden ist. Hindere es, wer es vermag! Aber der Künstler der das thut, hat jetzt der Kunst ihre Kapitalsstellung gegeben; er lehrt sie von den Zinsen anderer leben, von ihnen reich werden, auf sie vertrauen; er ist zum Virtuosen geworden. Die Virtuosität besteht jetzt darin, daß sie nicht blos bewundert, sondern als solche auch bezahlt wird, und das Geheimniß ihrer Macht ist der stille Stolz, bei einer „ersten Auf-

Digitized by Google

führung" dabei gewesen zu sein; denn „meine Mittel erlauben mir das". Verächtlich, nicht wahr? Aber auch unvermeidlich, nicht wahr? Und ist das Alles denn gar so viel anders, als wenn im vorigen Jahrhundert die Fürsten und Könige ihre Capellen hatten und zahlen konnten?

Kurz — wir wollen mit einem Paradox schließen. Nach den unabänderlichen Gesetzen der Nationalökonomie wird die Entwickelung des Virtuosenthums — und, fügen wir hinzu, der Gebrauch des Pianos — in der Gesittung eines kunstliebenden Volkes stets in gleichem Verhältniß und in gleicher örtlicher Vertheilung — Provinzstadt und Hauptstadt — zu der Summe stehen, welche an Zinsen eingenommen wird. Nur der unmusikalische Geist der Engländer und Holländer erkennt das Gesetz nicht an, daß die Virtuosen mit der Summe der Staatsschulden und dem Wechsel des Börsencurses abnehmen und zunehmen. — Und ist das eigentlich gut? Aber was machen sie denn sonst mit ihrem „Gelde?" —

— Ist das Alles nur das Ende einer alten oder der Anfang einer neuen Zeit? Gewiß ist nur, daß die Musik allein uns das nicht beantworten wird.

Digitized by Google

Die Ermordung des Advocaten Bernays.

Proceß Armand und Leon Peltzer.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Am 21. März dieſes Jahres hat durch die Entſcheidung des höchſten belgiſchen Gerichtshofes einer der merkwürdigſten Proceſſe, die vielleicht je verhandelt worden ſind, ſeinen Abſchluß gefunden. An dieſem Tage iſt der Antrag der Brüder Armand und Leon Peltzer auf Vernichtung des ſchwurgerichtlichen Erkenntniſſes vom 22. December 1882, das die beiden Angeklagten wegen Ermordung des Advocaten Wilhelm Bernays zum Tode verurtheilt hatte, zurückgewieſen worden. Die Todesſtrafe, die in Belgien nicht mehr vollſtreckt wird, iſt für die Beiden in lebenslängliche Zuchthausſtrafe umgewandelt worden.

Dieſer Proceß hat ſchon wegen der geſellſchaftlichen Stellung der daran Hauptbetheiligten weit über die belgiſchen Grenzen hinaus die Aufmerkſamkeit der Gebildeten auf ſich gezogen. Auch die deutſchen Blätter haben zum Theil ſehr ausführliche Berichte darüber gebracht. Da die Verhandlungen vor den Geſchworenen zu Brüſſel indeſſen einen vollen Monat in Anſpruch genommen haben, — vom 27. November bis 22. December, — und dem Leſer der Zeitungsberichte, die unmittelbar jeder einzelnen Sitzung der Verhandlung zu folgen hatte, der Ueberblick über das zuſammenhängende Ganze in höherem oder geringerem Grade verloren gehen mußte, ſo mag der Verſuch einer geordneten Darſtellung dieſer eigenthümlichen Geſchichte gerechtfertigt erſcheinen.

Digitized by Google

Es ist ganz erklärlich, daß sich für diesen Proceß in der ganzen civilisirten Welt eine ungewöhnliche Theilnahme gezeigt hat. Das Opfer, die Thäter und deren Sippe gehören der guten und gebildeten Gesellschaft an. Die That selbst, ein mit ruhigster Ueberlegung durch lange Monate planmäßig vorbereiteter Mord, ist mit dem Vorleben der Angeklagten und mit deren Charakter in keinen Zusammenhang zu bringen. Das einzige Moment, das unter solchen Verhältnissen auch das Unerklärliche erklärlich machen könnte: die leidenschaftliche besinnungslose Aufwallung des Augenblicks ist ausgeschlossen. Das Thatsächliche ist erwiesen, das Psychologische vollkommen dunkel geblieben.

Der bisher als allgemein menschlich anerkannte Grundsatz, daß die Veranlagung zum Verbrechen entweder schon eine verhängnißvolle Erbschaft sei, die Aeußerung einer von Hause aus schlechten Natur, oder daß der verbrecherische Sinn sich langsam durch böses Beispiel, leichtsinniges Leben, Unbildung, Rohheit, Genußsucht, Elend und dergleichen zeitige, daß das Verbrechen also in der Natur des Verbrechers immer tiefliegende Wurzeln haben müsse, scheint hier durchaus keine Anwendung zu finden. Iphigenie sagt:

„Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer.
Erst ein Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor."

Ebenso sagt Phädra:

„Quelques crimes toujours précèdent les grandes crimes."

Und ebenso bestimmt und noch kürzer spricht Juvenal als eine unumstößliche Wahrheit das Wort aus: „Nemo repente fuit tupissimus" — kein Mensch wird über Nacht ein wüster Verbrecher.

In diesem Processe aber klafft zwischen der That und dem Beweggrunde zu dieser That eine Lücke, die gar nicht auszufüllen ist; und wenn es nun auch als erwiesen gelten kann, daß Armand Peltzer seinen Bruder Leon veranlaßt hat, den Advocaten Bernays in einen mit raffinirter Schlauheit hergerichteten Hinterhalt zu locken und dort niederzuschießen, so bleibt es trotz der bewiesenen Thatsache noch immer unbegreiflich, wie im Hirne eines Mannes von der geistigen und gemüthlichen Beschaffenheit Armand Peltzers ein so entsetzlicher Plan hat ausgebrütet werden können, und daß Leon die von ihm selbst schließlich eingestandene That begangen hat.

Versuchen wir jetzt eine Schilderung des Hergangs, wie er durch die außerordentlich scharfsinnige und gewissenhafte Untersuchung als wahrscheinlich dargestellt, durch die Aussagen der Zeugen während der öffentlichen Verhandlungen und durch das Urtheil der Geschworenen als richtig erkannt worden ist.

Digitized by Google

I.

Am 7. Januar 1882 verließ der Advocat Wilhelm Bernays mit dem Vormittagszuge Antwerpen, wo er sich seit einer Reihe von Jahren niedergelassen hatte, und fuhr nach Brüssel. Einem Bekannten sagte er unterwegs, daß „er mit einer bedeutenden Persönlichkeit oder einem Industrieritter“ eine geschäftliche Zusammenkunft habe. Er hatte zu Hause nichts hinterlassen. Seine Frau wartete mit dem Essen eine halbe Stunde, eine Stunde, er kam nicht wieder; auch am anderen Tage nicht. Bernays war spurlos verschwunden. Die Justiz, die von dem geheimnißvollen Verschwinden unterrichtet worden war, setzte vergeblich alle Hebel in Bewegung, um das Verbleiben des Advocaten zu ermitteln. Die merkwürdigsten Gerüchte wurden verbreitet. Bernays lebte mit seiner Frau in sehr unglücklicher Ehe; Einige glaubten daher an einen Selbstmord. Barnays hatte starke Gemüthserschütterungen in letzter Zeit gehabt, er war ein leidenschaftlicher Mensch, kurze Zeit vorher war sein Bruder in ein Irrenhaus gebracht; und so wurde auch das Gerücht verbreitet, daß Bernays den Verstand verloren habe, daß er entweder in eine Anstalt eingesperrt oder durch einen Unglücksfall umgekommen sei. Leute, die Bernays nahe gestanden, erinnerten sich, daß er, seitdem er sich hatte taufen lassen, bei mannigfachen Anlässen eine gewisse Hinneigung zum Mysticismus gezeigt und namentlich mit dem Pfarrer von St. Etienne du Mont in Paris, Perdreau, in regem Verkehr gestanden hatte. So fand auch das Gerücht, daß er aus Lebensüberdruß sich von der Welt zurückgezogen und in ein Jesuitenkloster geflüchtet habe, gläubige Ohren. Diese Vermuthung wurde namentlich genährt durch einen Brief, den Wilhelm Bernays am Tage vor seinem Verschwinden, am 6. Januar 1882, an einen deutschen Freund gerichtet hatte. In diesem Brief hatte Bernays gesagt: Seine besten Freunde und Gönner, in Antwerpen wie in Paris gehörten zur clericalen Partei, die man nur zu oft verkenne; die Tendenz unsrer Zeit, die das religiöse Gefühl zu unterdrücken und die Priester zu erniedrigen suche, sei außerordentlich gefahrvoll. Seit einigen Tagen trage er sich mit dem Gedanken, seinen alten Gönner, den Pfarrer von St. Etienne in Paris, dessen Bild auf seinem Kamin stehe, zu bitten, ob es nicht möglich sei, ihn zu einer Mission in fernen Landen zu verwenden, um von den Wilden aufgefressen oder vom gelben Fieber dahingerafft zu werden.

Endlich munkelte man auch von einem Verbrechen, dem Bernays zum Opfer gefallen sei, und man raunte sich im Geheimen zu, daß Armand Pelzer, der früher der intimste Hausfreund des Advocaten gewesen war, und dem sogar strafbare Beziehungen mit Frau Julie Bernays nachgesagt wurden, damit in Zusammenhang stehe.

Bis zum 18. Januar herrschte über das Verbleiben von Bernays undurchdringliches Dunkel. An diesem Tage erhielt in der Mittagsstunde der Untersuchungsrichter Berré in Antwerpen einen Brief mit dem Post-

Digitized by Google

stempel Basel, unterzeichnet Henry Vaughan, in dem es heißt: Bernays sei durch einen unglücklichen Zufall von dem Absender erschossen. Man werde die Leiche in der von Vaughan genietheten Wohnung Rue de la Loi 159 in Brüssel finden. Das Gericht begab sich nach dem bezeichnetem Hause, und man fand dort in der That die Leiche des Gesuchten. Bernays war durch einen Schuß in's Genick getödtet worden. Die Nachforschungen nach dem „Henry Vaughan" Genannten ergaben für die Polizei genügend starke Verdachtsgründe, um gegen Leon Peltzer, den jüngeren Bruder des Hausfreundes Armand Peltzer, einen Verhaftsbefehl zu erlassen. Leon Peltzer, ein leichtsinniger und schlechter Kaufmann, der im Uebrigen als ein sehr gutmüthiger Mensch geschildert wird, trieb sich seit einer langen Reihe von Jahren in der Welt umher. Bis kurz vor der That und, wie Mitglieder seiner Familie glaubten, auch noch zur Zeit, da das Verbrechen begangen wurde, hatte er sich in Amerika aufgehalten. Am 1. März veröffentlichten die beiden in Belgien ansässigen Brüder Armand Peltzer und James Peltzer das folgende Schreiben:

„Die Blätter haben gemeldet, daß ein Verhaftsbefehl oder ein Auslieferungsmandat gegen unseren Bruder Leon Peltzer erlassen sei. Wir gestatten uns nicht diese entsetzliche, vom Gericht als nothwendig erkannte Maßregel, die uns so schmerzlich trifft, einer Kritik zu unterwerfen; wir müssen jedoch bemerken, daß wir am 14. Februar an unsern Bruder Leon geschrieben haben, um ihn von den Gerüchten, die man verbreitet hat, in Kenntniß zu setzen und um ihn aufzufordern, unverzüglich nach Belgien zurückzukehren. Dieser Brief, der von uns nach San Francisco adressirt ist, der letzten Adresse, die uns unser Bruder in seinem von St. Louis vom 18. December v. J. adressirten Briefe gegeben hat, ist dem Brüsseler Gerichtshofe unterbreitet und von diesem befördert worden. Wir sind davon überzeugt, daß unser Bruder bei der ersten Nachricht, die er von der Ermordung von Wilhelm Bernays erhält, zurückkehrt, und seine Gegenwart wird genügen, um die entsetzlichen Gerüchte, die man über ihn aussprengt, verstummen zu machen. Was uns betrifft, so sehen wir im Vertrauen auf die Gerechtigkeit unseres Landes dem Ergebniß dieser Nachforschungen mit Gelassenheit entgegen. Auf die Beschuldigungen einer wüthenden Meute, die aus leicht begreiflichen Gründen über uns herstürzt, haben wir für den Augenblick keine Antwort. Gott gebe, daß Diejenigen, die uns in dieser Weise jetzt angreifen, ein so ruhiges Gewissen haben mögen, wie wir an dem Tage, da die Stunde der Verantwortlichkeit schlagen wird."

Unterzeichnet ist dies Schriftstück von Armand Peltzer und James Peltzer.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung dieses Briefes, am 5. März, machte der Doctor Lavisé, der seit sieben Jahren in intimen freundschaftlichen Beziehungen zu Armand Peltzer stand, dem Staatsanwalt die Mittheilung, daß ihn Armand in der Nacht vom 4. zum 5. März um 1 Uhr

Digitized by Google

Morgens in großer Aufregung aufgesucht und gebeten habe, Leon zu beherbergen. Lavisé hatte den Versicherungen Armands, daß Leon noch in Amerika sei, Glauben geschenkt und war durch diese unerwartete Kunde auf's Aeußerste überrascht worden. Der Doctor hatte nun erkannt, daß er wider seinen Willen einige Briefe zwischen Armand und Leon vermittelt hatte. Er zweifelte nicht mehr daran, daß Leon der Mörder sei, und hielt sich in seinem Gewissen gedrungen, seinen besten Freund und dessen Bruder zu denunciren. Armand wurde am 5. März verhaftet, Leon zwei Tage darauf auf dem Kölner Bahnhofe. Die Untersuchung, die außerordentlich sorgfältig betrieben wurde, nahm dreiviertel Jahr in Anspruch und Ausgang November wurden die beiden Brüder unter der Beschuldigung des Mordes vor die Geschworenen gestellt.

Treten wir, nachdem wir so in großen Zügen die vor der öffentlichen Verhandlung dem Publikum zugänglich gewordenen Thatsachen verzeichnet haben, den Verhältnissen und Persönlichkeiten näher.

II.

Es ist ein merkwürdiger und trauriger Roman des modernen Lebens, der sich im Hause des Advocaten Bernays zu Antwerpen abgespielt hat. Wäre er von einem Dichter erfunden worden, so würde er sicherlich vor der ernsthaften Kritik nicht bestehen können und als durchaus unwahrscheinlich und unglaubwürdig bezeichnet werden müssen. Die Dichtung muß ja in glaubwürdigerer Weise motiviren, als es der Wahrheit mitunter beliebt. Ein Armand Peltzer wäre eine unmögliche Romanfigur: „Der Mann tödtet nicht," würde das einstimmige Urtheil lauten.

Wilhelm Bernays ist in Coblenz im Februar 1848 geboren. Seine Eltern siedelten schon im Jahre 1850 nach Brüssel über. Er war ein guter und begabter Schüler, ein fleißiger Student, er bestand seine Prüfungen mit Auszeichnung und wurde schon in seinem zwanzigsten Jahre Doctor der Rechte. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten, die Rührigkeit seines Geistes, die Schärfe seines Blickes, werden ihm von Allen, die ihn persönlich gekannt haben, bereitwillig zugestanden. Dagegen ist die Zahl Derer, die ihm Liebenswürdigkeit in den Umgangsformen und Freundlichkeit des Charakters zuerkennen, eine viel geringere. Bernays hatte wenig Freunde und wirkte auf Viele geradezu abstoßend. In seinem Wesen war etwas Hastiges, Unruhiges und zugleich Hochtrabendes, was den Verkehr mit ihm nicht gerade zu einem gemüthlichen machte. Vor allen Dingen aber wurden Viele abgeschreckt durch den bei ihm sehr entwickelten Erwerbssinn und seine starke Unlust zu Ausgaben, die bei jedem Anlaß sich bemerklich machten. Sein fieberhaftes Verlangen, schnell Geld zu verdienen, war für ihn auch bei der Wahl seines Berufes maßgebend gewesen und bestimmte ihn zur Wahl seines Aufenthaltes. Er ließ sich also im Jahre 1870 in Antwerpen nieder. Er hatte sich vor allem mit dem Handels- und Seerecht vertraut gemacht, er

Digitized by Google

zeigte eine seltene Gewandtheit in der Behandlung aller kaufmännischen Streitfragen und wurde trotz seiner Jugend — er zählte damals erst zweiundzwanzig Jahre — sehr schnell ein bekannter und gesuchter Beirath der großen Kaufleute von Antwerpen. Nachdem er einige Zeit bei einem tüchtigen Advocaten in Antwerpen gearbeitet hatte, wurde er schon im Jahre 1872 an der Praxis seines früheren Chefs als selbständiger Leiter des Bureaus mitbetheiligt. Am 26. November 1872 verheirathete sich der jugendliche Streber mit Julie Pêcher, die einer der angesehensten Familien von Antwerpen angehörte. Als Schwiegersohn des einflußreichen Herrn Pêcher durfte Wilhelm Bernays noch auf ganz besondere Vortheile rechnen. Durch Pêchers Vermittlung erhielt Bernays in der That die sehr einträgliche Stellung eines Regierungsadvocaten in Antwerpen; und in den vier Jahren von 1872—76 verdiente er für seinen Theil, wie aus den Verhandlungen sich ergeben hat, die Summe von 289,000 Frs. 78 Cts. — für einen jungen Juristen in der Mitte der Zwanziger jedenfalls ein recht erkleckliher Gewinn.

Es ist nicht leicht, nach den Berichten der Presse sich ein klares Bild von Julie Pêcher zu machen. Die belgischen Zeitungen, die uns zugänglich gewesen sind, sind so erbittert gegen Armand Peltzer und alles, was mit diesem im Zusammenhange steht, daß sie die intime Freundin Armands offenbar unfreundlich und ungerecht behandeln. Das Auftreten der unglücklichen Frau in dem Processe ist ein außerordentlich taktvolles und würdiges; und der höchststehende Zeuge, der erste Präsident des Cassationshofes zu Antwerpen, Herr de Longé, der Julie Pêcher seit ihrer Kindheit kennt, bezeichnet sie als eine ungewöhnlich bedeutende, edle, taktvolle und vornehme Frau. Die schmählichen Gerüchte, die über ihren Verkehr mit Armand Peltzer verbreitet worden sind, entspringen thatsächlich der trübsten Quelle, dem widerwärtigen Klatsch des Gesindezimmers, der von dem einen abziehenden Mädchen dem neuen zuziehenden gewissermaßen als Familienüberlieferung übergeben worden ist. Die Vernehmung der Dienstboten bildet eines der empörendsten Capitel in diesem langen Proceß; und ohne der Erzählung vorzugreifen, darf doch hier gleich erwähnt werden, daß auf jeden anständigen Menschen die von rohen, sitten- und gewissenlosen Dienstboten über Frau Julie Bernays ausgesprengten Gerüchte den Eindruck verleumderischer Unwahrheit machen müssen. Der Vertreter der Anklage hat denn auch den Takt gehabt, auf diese Aussagen später gar kein Gewicht mehr zu legen. So ein halbes Dutzend Meineide werden bei diesem Anlaß wohl geschworen worden sein. Das Wort „Dienstbotengemeinheit", das mehrfach ausgesprochen wird, ist das einzig zutreffende.

Julie Pêcher war, als sie die Ehe mit Wilhelm Bernays einging, zwanzig Jahre alt, drei Jahre jünger als ihr Mann. Sie war ein schmächtiges, kränkelndes junges Mädchen, eher klein als groß, beinahe mager, nicht auffallend hübsch, aber auch nicht häßlich, ein pikantes blasses Gesicht

Digitized by Google

mit graublauen Augen. Das einzige wirklich Schöne an ihr sind die üppigen Haare von wundervoller goldblonder Färbung. Sie empfing im Hause ihres freisinnigen Vaters, der der Führer der anticlericalen Partei in Antwerpen ist, eine ausgezeichnete Erziehung. Sie besitzt offenbar sehr schätzenswerthe Geistesgaben. Sie drückt sich leicht, gewandt und sogar mit einer beachtenswerthen Eleganz der Formen aus. Ihre Vernehmung als Zeugin vor dem Gericht, das über den Mörder ihres Mannes das Urtheil sprechen soll und vor dem sie genöthigt ist, über den Ermordeten wenig Vortheilhaftes und über den Mörder Vortheilhaftes auszusagen, ist ein wahres Muster von Takt. Niemals hat sich eine Frau in einer so schwierigen Situation vornehmer und correcter benommen.

Daß Frau Julie eine angenehme Gattin gewesen sei, soll indessen durchaus nicht behauptet werden. Sie hatte romanhafte Neigungen, und wenn Bernays von ihr in einem Briefe schreibt, sie habe zu viel von der barmherzigen Schwester und theile von ihrer Neigung so verschwenderisch an ihre ganze Umgebung aus, daß für ihn, den Gatten, nicht viel übrig bleibe, so hat er, wie es scheint, den Nagel auf den Kopf getroffen. Juliens Natur neigte dem Schwärmerischen und Idealen zu, und sehr bald nach ihrer Verbindung mit Bernays sah sie ein, daß sie sich mit dem lediglich auf das Praktische und Materielle gerichteten Sinne ihres Mannes schwerlich befreunden werde. Sie war verschlossen, verstimmt und wenig liebenswürdig gegen ihren Mann; und dieser war schroff, unhöflich, rechthaberisch, gewöhnlich kalt, mitunter aufbrausend. Julie besaß eine sehr reizbare nervöse Natur: sie litt häufig an Ohnmachtsanfällen, sie zeigte sich ihrem Manne gegenüber von einem verletzenden Stolze, beinahe hochmüthig. Schon in den Flitterwochen kam es zu einer ernsten Verstimmung. Bernays hatte verschwiegen, daß er Jude sei. In Paris, auf der Hochzeitsreise, hatte er sich taufen lassen. Es ist festgestellt, daß diese Verheimlichung und diese Taufe auf Julien einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht haben.

Nach einem Jahre wurde das einzige Kind dieser Ehe geboren. Dieses, ein Knabe, erhielt in der Taufe den Namen Eduard, wird aber in der Familie beständig mit dem Kosenamen „Ende" bezeichnet, und ist bestimmt in diesem gesellschaftlichen Drama eine sehr bedeutende Rolle zu spielen. Vater und Mutter lieben das Kind mit derselben Zärtlichkeit und eifersüchtigen Leidenschaftlichkeit, und nur dieses Kindes wegen, von dem sich weder der Vater noch die Mutter trennen mag, entschließen sie sich später, nachdem die Ehe längst nur noch vor der Welt besteht, unter einem Dache zusammenzubleiben. Mit der Geburt des kleinen Ende hat auch die eheliche Gemeinschaft der Gatten ihren Abschluß erreicht.

Die stolze Frau war auf's äußerste entrüstet, als sie die Wahrnehmung machte, daß Bernays ihrem Kammermädchen mit unziemlichen Anträgen nahte. Dieses Mädchen, Maria Theresia, war auffallend schön; aber sie war eine anständige Person, die Braut eines ordentlichen Mannes, und wies die An-

Digitized by Google

träge ihres Herrn mit Entschiedenheit zurück. Bernays war in das Mädchen ganz vernarrt und führte sich ihr gegenüber in einer Weise auf, die allerdings die eheliche Gattin auf's tiefste verletzen mußte. Er machte ihr sogar, wie festgestellt zu sein scheint, den ernsthaften Vorschlag, mit ihr durchzugehen und Weib und Kind zu verlassen. Die Ehe war nun thatsächlich gelöst; sie bestand nur als gesellschaftliche Lüge, und das Zusammenleben der Beiden war ein in jeder Beziehung unerfreuliches. Julie und Bernays hatten keinen andern Berührungspunkt mehr als die gemeinsame Liebe zu ihrem Kinde.

So lagen die Verhältnisse, als Armand Peltzer, der in Buenos Ayres ein kaufmännisches Geschäft begründet hatte, nach Belgien zurückkehrte, um seinen Brüdern Leon und James, die bankerott erklärt waren, zu Hülfe zu eilen.

Wie Bernays, so ist auch Armand Peltzer deutscher Abkunft. Er ist der älteste Sohn eines ehrenhaften und angesehenen Kaufmannes aus den Rheinlanden. Armand ist im Jahre 1844 in Verviers geboren. Er wie seine Brüder sprechen gleich gut deutsch, französisch und englisch. Armand hat studirt, er ist Ingenieur. Sein Vorleben ist rein und lauter; alle seine Studiengenossen bekunden die Offenheit und Herzlichkeit seines Wesens sowie seiner glänzenden Geistesgaben. Er discutirte gern und war sehr lebhaft; aber die Anklage hat in seinem Leben auch nicht einen einzigen Punkt finden können, dessen sich ein Ehrenmann zu schämen hätte. Die Liebe, die ihn mit seinen Geschwistern verbindet, hat etwas wahrhaft Rührendes. Seine ganze Jugend verfließt damit, daß er sich beständig für die Seinigen opfert. Er verdient mehrfach erhebliche Summen, aber diese fließen immer in die Kasse der Brüder, die schlechte Geschäfte machen. Namentlich sein Bruder Leon, der vier Jahre jünger ist, macht ihm schwere Sorgen. Um die Ehre des Namens Peltzer, um seine Brüder vor der Schmach des Bankerotts zu retten, giebt er alles, was er erworben hat, mehrere Hunderttausend Francs, hin, ohne sich zu besinnen. Ein Opfer für die Familie ist es, das ihn aus Buenos Ayros nach Belgien zurückführt. Bei der Abwicklung der Geschäfte seine Brüder Leon und James tritt er in Unterhandlungen mit dem Advocaten Wilhelm Bernays, der mit der Familie Peltzer seit langen Jahren bekannt ist. Leon und James haben sogar der Hochzeit Juliens mit Bernays beigewohnt. Die Großartigkeit Armands in Geldangelegenheiten muß dem scharf und genau rechnenden, sogar knauserigen Bernays ungewöhnlich imponirt haben. Die Beiden treten sich näher, befreunden sich, werden schließlich intime Freunde. Armand ist Wittwer und Vater eines kleinen Mädchens, Marietta. Er wird von Bernays Julien vorgestellt, und Julie faßt ein lebhaftes Interesse für den Mann, der aus Amerika herübergekommen ist, um in uneigennützigster Weise sein Vermögen für die Ehre seines Namens preiszugeben. Diese Hochherzigkeit macht auf die leicht erregbare Frau, die gerade das, was Armand auszeichnet, an ihrem Manne so sehr vermißt, einen tiefen Eindruck. Seinerseits fühlt sich auch Armand zu der eigenthüm-

Digitized by Google

lich reizvollen jungen Frau, die auf alle Männer mit einem eigenartig bestrickenden Reize wirkt, hingezogen. Ein Band inniger Freundschaft knüpft sich zwischen Beiden. Die Kinder, Eduard und Mariette, spielen zusammen und haben sich lieb.

Bernays sah der Gestaltung dieses eigenthümlichen und nicht ungefährlichen Verhältnisses ohne Bangen zu. Er hatte das vollste Vertrauen zu seinem Freunde Armand und hegte kein Mißtrauen gegen seine sonderbare Frau, die durch ihre eigenartige Natur, abgesehen von allem Anderen, gegen gewisse Schwächen des weiblichen Geschlechtes gefeit zu sein schien. Armand war und blieb der beste Freund des Mannes und der Frau; von dem Einen und von der Andern wurde ihm bei den nur allzu häufigen peinlichen Auseinandersetzungen und Zwistigkeiten die Rolle des Vermittlers und des Friedensstifters zugewiesen. Er war allwöchentlich wenigstens einmal regelmäßiger Gast bei Tische und verbrachte fast jeden Abend im Hause des Advocaten.

Es versteht sich von selbst, daß die Dienstboten über die häufigen Besuche Armands und seine stundenlangen Unterredungen im tête-à-tête mit Julien die boshaftesten Glossen machten. Ohne irgend welchen Anhalt stand für sie fest, daß Armand der Geliebte der gnädigen Frau sein müsse. Sie horchten an den Thüren, sie sahen durch's Schlüsselloch, und die Eine tuschelte der Andern zu, daß sie etwas Verdächtiges gesehen und gehört habe, und die Zweite erzählte es der Dritten mit furchtbaren Uebertreibungen, und schließlich galt es als ausgemachte Sache. Wurde eine dreiste und faule Magd weggejagt, so hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Nachfolgerin zu erzählen, wie es in dem Hause zuging, daß die gnädige Frau einen Geliebten habe, und für die neu Hinzugezogene war diese Thatsache nun ebenfalls eine feststehende. Es muß hier gleich gesagt werden, daß die Verhandlungen keinen Zweifel darüber gelassen haben, wie diese ganze Ehebruchsgeschichte nichts Anderes ist als ein Rattenschwanz von elendem Klatsch und niederträchtiger Verleumdung. Das Leben, zu dem die unglückliche Frau in ihrem eigenen Hause verurtheilt war, hat etwas geradezu Empörendes. Die Dienstboten machten sich einen vollständigen Scherz daraus, ihrer Herrin in ihrem Verkehr mit Armand Steine in den Weg zu werfen und sie wo möglich zu ertappen. Julie empfing Armand gewöhnlich im oberen Stockwerk. Um sie besser belauschen zu können, brachten die Dienstboten die Zimmer des ersten Stockes in solche Unordnung, daß es nicht möglich war, dieselben zu benutzen. Sie nöthigten Julien, Armand im Erdgeschoß zu empfangen, weil sie dort durch die Schlüssellöcher sehen konnten. Da will denn Eine in der That gesehen haben, daß Julie Armand eine Rose in's Knopfloch gesteckt habe, und eine Flamländerin, die kein Wort französisch spricht, will die Worte „mon ange“ aufgefangen und sich in der Küche haben übersetzen lassen.

Digitized by Google

Das Schlimmste bei alledem war, daß Julie an ihrem Manne keinen Beistand gegen die Bosheit und Erbärmlichkeit dieses Gesindels hatte. Bernays besaß eine eigenthümliche Schwäche für das dienende Personal. Es ist festgestellt, daß er wenigstens mit einem, wenn nicht mit mehreren Dienstmädchen unter dem ehelichen Dache strafbare Verbindungen unterhalten hat. Er hatte sich sogar unter dem Vorwande, daß sein Schlafzimmer Ungeziefer habe, schließlich ausquartiert und sein Bett in eine Dachkammer, die neben der Kammer des Mädchens lag, stellen lassen. Man kann sich denken, daß ein solches Benehmen eine stolze Natur wie die seiner Frau empören mußte. Das Mädchen, welches das Wohlgefallen des Advocaten in dieser ungewöhnlichen Weise erregt hatte, war sehr hübsch, sehr unverschämt, ehrgeizig und gerieben und trug sich mit den wahnsinnigsten Hoffnungen. Julie Raskart, dies ist ihr Name, hatte sich allen Ernstes eingebildet, daß Bernays sie heirathen werde. Sie wußte von Bernays — von dem wir noch eine besondere Eigenthümlichkeit näher kennen lernen werden, nämlich die: daß er vor den Dienstboten des Hauses sein Herz ausschüttet und ihnen, wie seinen vertrautesten Freundinnen, über seine intimsten Angelegenheiten mit der gnädigen Frau Bericht erstattet — von Bernays also wußte diese Raskart natürlich besser als jede Andere, wie es in dem Hause bestellt war. Sie wußte, daß schon mehrfach das Wort Ehescheidung ausgesprochen worden war, und daß Bernays nur deswegen nicht darein willigte, weil er fürchtete, daß sein Sohn ihm genommen werden würde. Sie hatte also Interesse daran, eine Ehescheidung unter solchen Umständen herbeizuführen, welche die Frau als den schuldigen Theil verurtheilen und das Kind dem Vater zusprechen würden. Sie suchte daher Bernays in dem Glauben zu bekräftigen, daß Armand der Geliebte der Frau Bernays sei.

Während Frau Bernays mit ihrem Sohne die Kur in Spaa gebrauchte, setzte sich die Raskart immer mehr als Herrin in dem Hause fest. Neben der Raskart diente in dem Hause noch eine gewisse Amalie Pfister aus der Schweiz als Kindermädchen. Sie war die Schwester von Marie Pfister, die ebenfalls in dem Hause Bernays längere Zeit bei dem Kinde gewesen war, und die sich dann mit einem Dr. Kubosch verheirathet hatte. Die Geschwister Pfister, die von der Vertheidigung auf das Unbarmherzigste behandelt werden, machen in der That in ihrem Auftreten keinen allzu vortheilhaften Eindruck. Amalie Pfister, ein junges zwanzigjähriges Ding von sehr bescheidenen Geistesgaben, von ziemlich lockeren Auffassungen und lüsternen Neigungen verbündete sich schnell mit der ihr geistig weit überlegenen Raskart.

Am 8. September war Frau Bernays mit ihrem Sohne und Amalie Pfister aus Spaa zurückgekehrt und war auf's Unangenehmste berührt von der Autorität und dem anmaßendem Tone der Raskart. Bernays hatte sich wieder einmal mit den Verwandten seiner Frau, mit denen er in beständiger, nur durch zeitweiligen Waffenstillstand unterbrochenen Fehde lebte, überworfen.

Digitized by Google

Als Grund dieses abermaligen Zwiespaltes wird von der Vertheidigung angegeben, daß Bernays, der seinem Schwiegervater, Herrn Pécher, einen großen Theil seiner Kundschaft zu verdanken hatte, diesen gebeten habe, ihm den Leopoldsorden und den Grad eines Hauptmanns in der Bürgerwehr zu verschaffen. Herr Pécher habe dies abgelehnt mit dem Bemerken, daß er schon genug für seinen Schwiegersohn gethan habe und daß er dem Vorwurfe, die Seinigen in unerlaubter Gönnerschaft zu fördern, vorbeugen wolle. Was immer der wahre Grund der Verstimmung des Advocaten gegen seinen Schwiegervater gewesen sein mag, so viel steht fest, daß er am 10. September, zwei Tage nach der Rückkehr seiner Frau, zu seinem Sohne von seinen Schwiegereltern sagte: „Du kannst Deinem Großvater sagen, daß ich den Fuß nicht mehr über seine Schwelle setze. Ich hasse die ganze Gesellschaft Pécher!" Der Junge theilte das in der That seinem Großvater mit. Die Folge davon war, daß Herr Pécher auf's Aeußerste gegen seinen Schwiegersohn aufgebracht wurde und jeden Verkehr mit ihm abbrach. Es ist anzunehmen, daß auch hierbei die Raskart die Hand im Spiele gehabt hat. Sie wollte eben einen Bruch hervorrufen und beherrschte Bernays augenblicklich in ungewöhnlicher Weise.

Die Raskart stachelte auch das Kammermädchen, Amalie Pfister, an, dem Herrn zu sagen, wie sich die gnädige Frau in Spaa aufgeführt habe. Bernays legte darauf zunächst kein Gewicht und hielt es für das, was es war, für elenden Klatsch. Einige Tage darauf, am 14., drängte sich Amalie Pfister wieder an Bernays heran, um ihm wiederum allerhand von der Frau zu erzählen. Diesmal behauptete sie bestimmte Thatsachen.

Am andern Morgen, am 15., um sechs Uhr in der Frühe begiebt sich Bernays zu seinem Freunde Armand. Er wagt nicht zu gestehen, daß er auf die Denunciation eines Dienstboten seinen Freund, den er durch Jahre bewährt gefunden, verdächtigen will; er behauptet also zunächst, daß er im Nebenzimmer die Beiden belauscht und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Armand der Geliebte seiner Frau sei. Armand ist über diese Verdächtigung empört. Er bestreitet die Möglichkeit, daß Bernays mit eigenen Ohren irgend etwas gehört haben könne, was die Ehre seines Hauses beflecke, da er sich nie dergleichen habe zu Schulden kommen lassen. Bernays giebt nun zu, daß er allerdings selbst nichts gehört habe, daß aber die Dienstboten von dem strafbaren Charakter der Beziehungen zwischen Armand und seiner Frau überzeugt seien und bestimmte Thatsachen angeführt hätten. Armand vertheidigt sich so erfolgreich, daß Bernays ihn schließlich um Verzeihung bittet und ihn auf denselben Tag zu Tisch einladet. Diese halbe Aussöhnung war natürlich ganz und gar nicht im Sinne der Raskart, die im Gegentheil mit aller Energie darauf hinarbeitete, den Bruch zwischen Armand und Bernays zu einem vollständigen zu machen.

Am folgendem Tage, 16. September, als Frau Bernays ihren Sohn im Kinderzimmer besuchen wollte, hörte sie, als sie beim Zimmer der

Digitized by Google

Mädchen vorüberging, wie sich Amalie Pfister der unfläthigsten Redensarten über sie bediente. Frau Bernays sagt darüber aus: „Diese Redensarten waren geradezu schändlich. Ich bin kein junges Mädchen mehr, ich bin nicht mal mehr eine junge Frau — (Frau Bernays zählt einunddreißig Jahre) — aber ich muß sagen, daß es mir unmöglich wäre, die skandalösen Worte zu wiederholen, die dieses zwanzigjährige Mädchen über die Lippen gebracht hat." — Frau Bernays traute ihren Ohren nicht. Sie ließ Julie Raskart kommen und stellte diese zur Rede. Diese gab zu, daß kein Mißverständniß vorliege, daß sich Amalie allerdings in gemeinster Weise über Frau Bernay ausgesprochen habe. Darauf theilte Frau Bernays ihrem Manne diesen Vorfall mit und forderte ihn auf, das Mädchen sofort zu entlassen.

Bernays entgegnete, man solle auf Mädchengeschwätz nichts weiter achten, und als Frau Bernays darauf versetzte, es handle sich nicht um Mädchengeschwätz, sondern um eine schimpfliche Beleidigung, die sich ein Mädchen gegen die Herrin herausgenommen habe, erwiderte ihr Mann, daß er sie ja nie beargwohnt habe, und daß sie die Geschichte viel zu tragisch nähme. Es machte auf Frau Bernays den Eindruck, als ob ihr Mann auch vor dieser Amalie Furcht habe. Frau Bernays erklärte darauf, daß, wenn sie in ihrem eigenen Hause, bei ihrem eigenen Manne keinen Schutz mehr fände, denselben bei ihrem Vater suchen müsse. Bernays ging aus. Julie begab sich in das Mädchenzimmer und sagte zu Amalie Pfister: „Ich jage Sie aus dem Hause. Hier haben Sie die dreihundert Francs, die wir Ihnen für das Jahr schuldig sind. Und das giebt man elenden Geschöpfen Ihrer Art noch obenein," fügte sie hinzu, indem sie Amalien eine Ohrfeige gab. Amalie mußte Hals über Kopf das Haus verlassen und wurde in einem Wagen von Frau Bernays nach dem Bahnhof geschickt.

Sie fuhr indessen nicht gleich ab; sie begab sich in das Bureau des Advocaten. Er ließ sich die ganze Litanei ihrer Verdächtigungen noch einmal vorbeten — es ist ein charakteristischer Zug des Advocaten, dieser beständige Verkehr, dieser unausgesetzte Austausch von Confidenzen mit den Dienstboten — und Amalie, die wegen einer Unverschämtheit von der Frau davongejagt war, hatte die Genugthuung, daß der Herr ihr noch fünfhundert Francs zusteckte und sie wie eine große Dame durch einen Beamten seines Bureaus nach Brüssel begleiten ließ. Wenn man sich erinnert, daß Bernays, wie allseitig festgestellt ist, sehr knickerig in Geldsachen war, so wirft diese heimliche Spende von fünfhundert Francs ein seltsames Licht auf die Beziehungen zwischen ihm und Amalie. Es sei gleich hier bemerkt, daß die Raskart, als sie später fortgeschickt wurde, ebenfalls eine Unterstützung und zwar eine ziemlich erhebliche Summe aus der Tasche des Herrn empfing.

Als Bernays nun nach Hause kam, fragte er seine Frau, ob Armand Peltzer im Salon sei und mit ihm speisen wolle. Frau Julie antwortete bejahend, Bernays habe ihn ja selbst eingeladen. Darauf entgegnete Bernays:

Digitized by Google

„Armand darf nicht mehr bei uns essen." Nun trat Frau Bernays in den Salon und sagte zu Armand: „Mein Mann wünscht nicht, daß Sie hier bleiben; ich bitte Sie, ziehen Sie sich zurück." Als Armand Bernays nach der Ursache dieser eigenthümlichen Verabschiedung fragte, antwortete Bernays: „Ich kann Dir jetzt keine Erklärung geben; ich werde Dir morgen schreiben." Darauf entfernte sich Armand.

Der angekündigte Brief ließ in der That nicht auf sich warten. Er ist vom 18. September datirt und lautet so:

„Armand! Ich bin genöthigt, Dir gegenüber einen peinlichen, aber unvermeidlichen Entschluß zu fassen. Du weißt, in Folge von welchen Verhetzungen und Gemeinheiten wir eine Auseinandersetzung mit einander gehabt haben, von der Niemand etwas erfahren darf. Du hast mich aufgefordert, der Sache auf den Grund zu gehen; ich habe dieses Ansinnen abgelehnt. Nun hat sich mir ein Zeuge dargeboten, ja, aufgedrängt, und was ich habe mitanhören müssen, ist zu entsetzlich, als daß ich den Muth hätte, darüber noch mehr zu hören und noch mehr zu sprechen. Wie dem auch sein möge, gegenüber allen den Thatsachen, die sich verketten, habe ich die Pflicht, die Ehre meines Namens sicherzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß die Frau, welche diesen Namen trägt, respectirt werde. Da Dein intimer Verkehr in meinem Hause Klatschereien hervorruft, welche meine Frau beleidigen und mich entehren, bitte ich Dich, nicht wiederzukommen.

„Ich mache mich nicht zum Richter in meiner eigenen Sache; ich habe nicht die Kraft dazu. Ich will mich nur für die Zukunft gegen die Bosheit der Welt sicherstellen und mir zum Mindesten Frieden und Ruhe verschaffen. Meine Frau und ich werden nur noch für unser Kind leben. Auch Du hast das Glück, Vater eines Kindes zu sein. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen das Beste. Wir wollen die Namen unserer Kinder nicht in diese traurige Angelegenheit mischen. Ich bitte Dich, Armand, antworte mir nicht, ich bin zu erschüttert, zu entnervt, um über diesen traurigen Gegenstand noch irgend eine mündliche oder schriftliche Mittheilung entgegennehmen zu können. Glaube mir, ich bringe ein großes Opfer, wenn ich eine alte, meine einzige Freundschaft breche; aber Du mußt es wie ich selbst fühlen: es ist eine Nothwendigkeit für Deine Ehrenhaftigkeit, für die Ehre meines Namens, für das Wohl und den Frieden Aller. Ohne banale Redensarten sage ich Dir Lebewohl."

Armand gab auf diesen Brief zunächst keine Antwort. Er berieth sich mit seiner Familie, mit seinen beiden Brüdern Robert und James, was er in der Angelegenheit zu thun habe. Armands Brüder traten auch mit Bernays in Verkehr; diese Conferenzen hatten indessen kein besonderes Ergebniß.

III.

Es versteht sich von selbst, daß die Scene zwischen Armand und Bernays ihre Rückwirkung auf den Verkehr zwischen Bernays und seiner Frau üben

Digitized by Google

mußte. Wenn Bernays Armand gebeten hatte, den jahrelangen Verkehr abzubrechen und nicht mehr über seine Schwelle zu treten, so geschah dies lediglich seiner Frau wegen, so geschah dies, weil er den berechneten und boshaften Zuflüsterungen des Gesindes zugänglicher war, als den Betheuerungen seiner Frau.

Julie Raskart hatte nun in der That erreicht, was sie sich als erstes Ziel auf ihrem ehrgeizigen Wege gesteckt hatte: Frau Bernays hatte den Umgang mit dem alten Freunde brechen müssen, dessen Freundschaft die trüben Stunden ihres freudlosen Daseins erhellte, der ihr oft ein Tröster in schweren Stunden gewesen war. Sie war allein mit ihrem Manne, der mit der Raskart in unstatthaften Beziehungen stand. Und auch ihre Familie verkehrte nicht mehr in ihrem Hause. Der alte Herr Pécher war empört über das Benehmen seines Schwiegersohnes, der seine Tochter unglücklich machte und sogar den kleinen „Ende" mit der Ueberbringung einer beleidigenden Bestellung für ihn auserwählt hatte. Frau Julie war allein mit dem Manne, der nach beinahe einstimmiger Auffassung Aller, die ihn gekannt haben, in der Häuslichkeit mehr als unangenehm war und der, wie sich herausgestellt hat, nicht blos im Verhältnisse der Anhängigkeit zur Raskart stand, sondern auch mit andern Dienstboten gegen seine Frau complottirte.

Der Proceß hat einen Briefwechsel zwischen Wilhelm Bernays und der verehelichten Kubosch, die als Marie Pfister Kindermädchen in seinem Hause gewesen war, an's Licht gefördert, der geradezu unglaublich ist. Wir werden auf diesen Briefwechsel zwischen dem Advocaten und seinem früheren Dienstboten zurückzukommen Gelegenheit haben. Wir wissen außerdem, daß Bernays die Raskart von allen wichtigen Zwischenfällen in seiner unglücklichen Ehe genau in Kenntniß gesetzt hat. Er hat ihr sogar einen Brief von Armand vorgelesen — der Herr seinem Dienstmädchen! — er hat Liebesbriefe von ihr erhalten und beantwortet. Er hat sogar auch seinen Commis in seine intimste Angelegenheiten einge weiht, denselben, den er beauftragt hatte, Amalie Pfister nach Brüssel zu begleiten. Er hat sich mit diesem vierundzwanzigjährigen Burschen, dessen Aussage durchaus den Eindruck des Ungebildeten und Unreifen macht, über die Raskart unterhalten, er hat dieser subalternen Bürcaufeele gestanden, daß er eine Geliebte außer dem Hause habe; er hat diesen unerfahrenen und unsympathischen Menschen mit Schreibärmlen sogar zu Rathe gezogen, als es sich um eine Ehrensache handelte, um einen Zweikampf. Ein eigenthümlicher Mensch, dieser Bernays, der immer klagt, daß er Niemanden hat, dem er seine Qualen anvertrauen könne, und der vor jedem hergelaufenen Lümmel und vor jeder hübschen Dirne die tiefsten Geheimnisse seines Herzens entschleiert! Und dabei ein kluger, gebildeter Mann — es ist rein unbegreiflich!

Die Ueberzeugung, daß die Ehe unter diesen Verhältnissen nicht dauern konnte, hatte sich Aller bemächtigt. Bernays sammelte im Stillen von den

Digitized by Google

Dienstboten das Material, das ihm zur Wehr und Waffe in dem Ehescheidungsprocesse, den er heranrücken sah, dienen konnte. Er trug mit Bienenfleiß alles zusammen, was die Beziehungen Armands zu seiner Frau zu verdächtigen ereignet erschien. Julie erklärte ihrerseits, daß sie dieses Leben nicht länger ertragen könne und suchte Rath und Trost bei den Ihrigen. So sah die Raskart die Frucht reifen, die ihr in den Schooß fallen sollte. Aber es ging ihr doch nicht schnell genug, wie es scheint. Um jene Zeit ereigneten sich nämlich ganz eigenthümliche Dinge: schwere Bilder, die über dem Platz hingen, auf dem Frau Bernays sich häufig niederließ, lösten sich auf unerklärliche Weise von der Wand, die Portièren im Salon fielen herunter, kurzum, Frau Bernays war in ihrem eigenen Zimmer ihres Lebens nicht mehr sicher. Der sachverständige Tapezierer, der beim Proceß vernommen worden ist, hat die Erklärung abgegeben, daß dieses eigenthümliche Herunterfallen der Bilder und Vorhänge kaum ein zufälliges gewesen sein könne, daß es vielmehr auf ihn den Eindruck mache, als ob da eine frevlerische Hand mitgewirkt habe. Im Proceß selbst wird die Raskart geradezu beschuldigt, diese gefährliche Komödie in Scene gesetzt zu haben. „Ein Ungeheuer" nennt Armands Vertheidiger diese Raskart; und auch diejenigen, für die es werthvoll wäre, wenn die Aussagen dieser Zeugin möglichst glaubhaft gemacht würden, sprechen im Tone der äußersten Mißachtung von dieser unheimlichen, jugendlich hübschen und verschlagenen Person.

Als Frau Julie in ihrer Bedrängniß sich an ihren Vater wandte, erklärte dieser ihr, daß er sich um die Sache nicht kümmern werde, wenn seine Tochter nicht zum Aeußersten entschlossen sei; ihre Würde als Frau mache die Einleitung der Klage wegen Ehescheidung zur unabweislichen Forderung. Sie sei gröblich beleidigt, man habe es darauf angelegt, ihr den Verstand zu rauben, ja, sie zu tödten, und in einem Hause, in dem sie von ihrem Manne nicht mehr gegen die gemeinen Verdächtigungen und lebensgefährlichen Anschläge der Dienstboten geschützt werde, sei ihres Bleibens nicht.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen wurde in der Familie Pécher beschlossen, einen Freund des Hauses zu Rathe zu ziehen. Es war Herr de Longé, einer der ersten richterlichen Beamten des Landes, der erste Präsident des Cassationshofes zu Antwerpen, ein Mann, der wegen seiner bürgerlichen Tugenden im höchsten Ansehen steht und der durch die Bedeutung seiner Stellung, durch die Hochachtung, die ihm von allen seinen Mitbürgern gezollt wird, in der Noth zu einem Rathgeber und Vermittler wie geschaffen war. Er kannte Julie Pécher, die jetzige Frau Bernays, von Kindheit an. Julie war die beste Freundin seiner verstorbenen Tochter gewesen. Es hatte ihr stets seine Sympathie und Freundschaft bewahrt und war aufs tiefste davon überzeugt, daß die gegen Julie vorgebrachten Anklagen über strafbare Beziehungen zu Armand elende Verleumdungen seien. Bernays, der seine Frau unglücklich machte, war ihm ganz und gar nicht

Digitized by Google

angenehm. Er gab Julien in jedem Punkte Recht und Bernays in jedem Punkte Unrecht. Er hielt sich für verpflichtet, der armen, hart bedrängten Frau zu Hülfe zu kommen, und nachdem er sich die unseligen Verhältnisse hatte auseinandersetzen lassen, sah auch er vorläufig kein anderes Mittel als das der Ehescheidung.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herrn Präsidenten de Longé und Wilhelm Bernays begannen am 24. September. Herr de Longé forderte Bernays auf, ihn zu besuchen, um mit ihm die schwebenden Fragen zu besprechen. Bernays wollte von einer Ehescheidung einstweilen durchaus nichts wissen. Das Einzige, was uns den Mann sympathisch macht, ist seine wahrhafte Liebe zu seinem Kinde. Nach mehrfachen Berathungen schlug Herr de Longé einen Vergleich vor, der am 7. October aufgesetzt wurde. In dieser Uebereinkunft wurde Folgendes bestimmt:

„Herr Bernays spricht sein Bedauern darüber aus, eine ungerechte Beschuldigung, die gegen seine Frau gerichtet war, entgegengenommen zu haben, und giebt zu, daß diese Beschuldigung einer jeglichen Begründung entbehrt.

„Frau Bernays nimmt Kenntniß von dieser Erklärung und verzichtet darauf, die Ehescheidungsklage wegen gröblicher Beleidigung einzuleiten.

„Der Friede ist somit wieder hergestellt; indessen werden die Ehegatten in dem gemeinsam von ihnen bewohnten Hause getrennte Wohnungen innehaben. Sie werden auch ihre Mahlzeiten getrennt einnehmen, es sei denn, daß sie es mit Rücksicht auf das Kind vorzögen, gemeinsam zu speisen. Sie werden sorgsam die Erziehung und Ausbildung des Kindes überwachen. Frau Bernays allein wird alle Fürsorge für das Wohlbefinden des Kindes treffen. Am Ersten eines jeden Monats wird Herr Bernays seiner Frau das nöthige Haushaltungsgeld ꝛc. überreichen. Frau Bernays wird den Hausstand vertreten, sie wird in ihrem Hause die Honneurs machen, wenn sie oder Herr Bernays Besuch empfängt. Frau Bernays wird ungehindert mit den Mitgliedern ihrer Familie verkehren; sie wird das Kind zu den Ihrigen führen und überall dahin, wo es ihr gefällt. Herr Bernays wird sich nicht widersetzen, wenn seine Frau Reisen zur Herstellung ihrer Gesundheit oder zum Besten des Kindes unternimmt. Die beiden Ehegatten werden es sorgsam vermeiden, daß vor dem Kinde irgend ein häuslicher Zwist ausbricht; sie werden sich gegenseitig mit Achtung behandeln.

„Die Unterzeichner verpflichten sich auf ihr Ehrenwort, diese Bestimmungen zu halten. Herr de Longé, der in allen Streitfällen Schiedsrichter bleiben wird, behält diese Urkunde in seinen Händen."

Dieser modus vivendi wurde am 7. von Bernays und am 10. von Julien unterzeichnet. Schon während den Berathungen darüber hatte Herr de Longé Bernays darauf aufmerksam gemacht, daß der plötzliche Abbruch des Verkehrs mit Armand nothwendigerweise auf Julien ein ungünstiges Licht zu werfen geeignet sei, und daß Julie, da das Uebereinkommen zwischen Beiden ein geheimes bleiben sollte, in den Augen der Welt vielleicht gar als

Digitized by Google

die schuldige Gattin, der der Ehemann in hochherziger Weise vergeben habe, erscheinen dürfte. Er würde es daher für zweckmäßig halten, wenn der Verkehr zwischen Armand und Bernays wenigstens äußerlich wieder aufgenommen würde. Selbstverständlich lag es Herrn de Longé fern, Bernays eine Freundschaft mit Armand aufzunöthigen, die nicht mehr bestand, aber er glaubte fordern zu sollen, daß sich die Beiden wenigstens von Zeit zu Zeit vor der Oeffentlichkeit zusammen zeigten, etwa im Theater oder sonst an öffentlichen Orten. Bernays hatte darauf in den ersten Unterredungen geantwortet, er werde thun, was er thun könne: eine bindende Verpflichtung war er nicht eingegangen.

Bei der Unterzeichnung des Actes erhob nun auch Julie dieselben Bedenken, und als Longé nach der Unterzeichnung auf seine frühere Forderung zurückkam, erklärte Bernays mit unerwarteter Schroffheit, daß er auf keinen Fall in Bezug auf Armand ein Zugeständniß machen werde. Darauf erwiderte Herr de Longé, daß er alsdann genöthigt sei, überall da, wo das Zerwürfniß im Bernays'schen Hause in einer die Ehre Juliens schädigenden Weise zum Gegenstande der Besprechung gemacht werden würde, Julien zu ermächtigen, die Uebereinkunft zwischen ihr und ihrem Manne zu zeigen. Damit erklärte sich Bernays auch einverstanden.

Zu dieser Zeit erschien Armand wieder auf der Bühne, von der er seit jener Scene im Hause des Advocaten zurückgetreten war. Er schrieb am 15. October einen Brief an Bernays, in dem er sagte, daß nun, nachdem Herr de Longé seine Aufgabe als Vermittler beendet habe, für ihn der Augenblick gekommen sei, den Brief vom 18. September zu beantworten. Er sagte, daß er die ihm zugefügte Beleidigung deswegen einstweilen ruhig hingenommen habe, weil er Frau Bernays und deren Familie hochachte und einen Skandal, durch den diese in Mitleidenschaft gezogen werden müßten, habe vermeiden wollen. Er sei mit Rücksicht auf den Respect gegen die ihm befreundete und wohl gesinnte Familie Pécher bis an die äußerste Grenze der Versöhnlichkeit gegangen, und er werde auch jetzt noch, wenn Herr de Longé es für geboten erachten solle, vor den Augen der Welt mit Bernays zusammentreffen, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen wäre. Herr de Longé möge bestimmen, unter welchen Verhältnissen dies geschehen müsse. „Ich werde auf diese Weise dazu beigetragen haben," schloß Armand seinen Brief, „es zu verhindern, daß durch eine niederträchtige Intrigue der Name einer reinen und achtenswerthen Frau besudelt werde."

Bernays schickte diesen Brief uneröffnet an den Absender zurück.

Nun beauftragte Armand, der auf sein Entgegenkommen begreiflicherweise eine andere Antwort erwartet hatte, seine Brüder Robert und James, Bernays wegen dieser Beleidigung zur Rechenschaft zu ziehen. Bernays seinerseits beauftragte zwei seiner Freunde mit der Wahrnehmung seiner Interessen. Am 19. October erklärte Bernays vor Robert und James Peltzer, „daß er mit der Rücksendung des Briefes keine Beleidigung be-

Digitized by Google

absichtigt habe und daß die Achtung, die er vor Armand Peltzer hege, eine jede andere Deutung ausschlösse." Darauf öffneten die Brüder den Brief, lasen ihn Bernays vor und übergaben ihm denselben. Sie brachten diese Thatsache zu Protokoll. Das Protokoll wurde zwar angefochten, und es knüpfte sich eine längere Correspondenz daran, die indessen von geringem Interesse ist, da der Zwischenfall keine weitere Folgen hatte. Zum Zweikampfe kam es nicht. Armand war mit der Erklärung, die Bernays vor seinen Brüdern abgegeben, und mit der Thatsache, daß Bernays den zuerst zurückgeschickten Brief in Empfang und Kenntniß von dessen Inhalte genommen hatte, zufrieden.

Bernays hatte während aller dieser Zwischenfälle sich keinen Täuschungen darüber hingegeben, daß die Uebereinkunft, die Herr de Longé vermittelt hatte, den dauernden Frieden in die Ehe nicht bringen werde. Er sah vorher, daß die Sache schließlich doch mit einer Ehescheidung endigen würde, und wie schon gesagt, bemühte er sich in dieser Zeit Zeugnisse zu sammeln, die ihm bei einer etwaigen Entscheidung vor den Gerichten von Nutzen sein sollten. Es war ihm nicht ernst gemeint, wenn er Herrn de Longé gegenüber betheuerte, daß er an die Verleumdungen nicht glaube, und wenn er seiner Frau eine Ehrenerklärung ausstellte. Während er mit Herrn de Longé unterhandelte, stand er gleichzeitig in geheimem Briefwechsel mit der verehelichten Kubosch, die als Marie Pfister in seinem Hause gedient und deren jüngere Schwester Amalie von Frau Bernays mit einer verdienten Züchtigung für ihre Unverschämtheit aus dem Hause geworfen worden war.

Man hat gegen ein starkes Gefühl des Widerwillens zu kämpfen, wenn man die wahrhaft ungeheuerlich zu nennende Correspondenz des Advocaten mit seinem früheren Kindermädchen liest! Eigenthümliche Bekenntnisse einer schönen Seele! Er vertraut der Person seinen geheimsten Kummer. Er verlangt von ihr Trost. Die Correspondenz beginnt am 22. September und dauert bis zum 11. November. Bernays spricht sein Bedauern darin aus, daß Amalie — die wegen unsläthiger Redensarten geohrfeigte Schwester — von seiner Frau fortgejagt worden sei; er bittet die ergebene Freundin, ihm einen recht ausführlichen Brief zu schreiben über Alles, was sie und was Amalie in dem Hause gesehen habe, und was seine Frau beschuldigen könne. Namentlich soll Amalie eine umfassende Darlegung ihrer Wahrnehmungen in seinem Hause machen. Sie soll ihm schriftlich geben, was sie vor ihrer Abreise schon mündlich gesagt hat. „Wüßten Sie," so schließt der Brief des Advocaten an sein früheres Kindermädchen, „in welchem Zustande sich mein Herz und mein Kopf befinden, so würden Sie begreifen, daß mein Leben keinen Schuß Pulver werth ist". — Er beräth mit ihr in einem andern Briefe alle Einzelheiten der Ehescheidungsklage, er nennt sie seine „treue Freundin", er redet sie „Hochverehrte Frau" an; er erzählt ihr, daß er eine Uebereinkunft, die Herr de Longé zu Stande gebracht, unterzeichnet hat. Er erzählt vom Unglück im Hause seiner Eltern, er berichtet, daß sein

Digitized by Google

Bruder Julius in's Irrenhaus hat gebracht werden müssen. Er dankt ihr dafür, daß sie ihm Edelweiß geschickt hat; er hat die Alpen-Blumen seinem Sohne gegeben, damit die Mutter keinen Verdacht schöpfe, daß er, der Vater, in einem heimlichen Briefwechsel mit einem früheren Dienstboten stehe. Wie zart, wie taktvoll und anmuthig ist dieser Zug! Der Sohn trägt die Blumen, die ein früheres Dienstmädchen, welches zur Verdächtigung der Mutter aufgefordert wird, dem Vater schickt! Wir erfahren aus diesen Briefen übrigens auch manches Werthvolle, was uns fast verborgen geblieben wäre; wir erfahren, daß Bernays mit seiner Frau kaum noch ein Wort wechselt, daß die Streitereien aufgehört haben, daß in dem ungastlichen Hause die Ruhe des Kirchhofs herrscht. Julie Raskart ist ebenfalls weggeschickt worden — „mit einer guten Entschädigungssumme", wie Bernays sagt. Der ungewöhnlich knausrige Mann, von dem alle Zeugen aussagen, daß er sogar kindisch geizig gewesen sei, zeigt sich den Dienstboten gegenüber, wie man sieht, recht anständig in Geldsachen. Die Raskart läßt übrigens immer noch von Zeit zu Zeit von sich hören und erpreßt bei jeder Gelegenheit mit zärtlichen Liebesbriefen größere und geringere Summen, so daß Bernays sich bitter in einem Briefe an Marie Pfister-Kubosch über diese „niederträchtige Person" beklagt. Es ist nun Bernays ganz klar geworden, daß die Raskart seine Frau hat verdrängen und deren Stelle hat einnehmen wollen. Er sagt das in klaren Worten. Der letzte Brief von Bernays ist zwölf Seiten lang und ein wahres Tagebuch.

Armand hatte seit dem Bruch mit Bernays dessen Frau nur einige wenigemale im Hause ihres Vaters getroffen. Diese Begegnungen scheinen sehr oberflächliche gewesen zu sein; man kann sich nebenbei auch denken, daß sie recht ungemüthliche und peinliche sein mußten. Die Anklage hat über die Beziehungen der Beiden nach dem Bruche zwischen Armand und Bernays so gut wie nichts gesagt, und die Vertheidigung hat sich daher auch zu einer Widerlegung etwaiger Angriffe nicht veranlaßt gesehen.

Die Verhältnisse waren also im Herbst 1881 so: Der Verkehr zwischen Bernays und Armand hatte gänzlich aufgehört; Frau Bernays lebte mit ihrem Manne in demselben Hause; aber die Beiden sprachen kaum ein Wort miteinander. Frau Bernays führte ein sehr zurückgezogenes Leben, sie ging, wie Bernays selbst meldet, nur selten zu ihren Verwandten. Sie traf dort einigemale mit Armand zusammen.

IV.

In dieser Zeit nun muß, wenn die von der Anklage angenommenen und durch das Zusammentreffen von allen möglichen Nebenumständen allerdings als wahrscheinlich zu betrachtenden, von den Geschworenen als richtig anerkannten Thatsachen der Wahrheit entsprechen, in Armands Kopf der ungeheuerliche Plan ausgereift sein, Bernays, den Mann, der die von ihm hochverehrte Frau unglücklich machte, zu beseitigen.

Digitized by Google

Hier stehen wir vor einem ungelösten Räthsel. Armand erscheint allen seinen Freunden als ein Mann, der eines so empörenden Verbrechens wie der Ermordung eines Nichtsahnenden durch eine andere Hand, durch die Hand jenes Bruders, den er in hochherziger brüderlicher Liebe zu verschiedenenmalen aus dem Verderben gezogen hatte, den er trotz aller dummen Streiche herzlich liebte — der eines solchen Verbrechens und einer solchen Feigheit durchaus unfähig ist. Liebte er die schlecht behandelte Julie wirklich so leidenschaftlich und haßte er Bernays so glühend, wie die Anklage es behauptet, so begreift man nicht, daß er in derselben Zeit entscheidende Schritte gethan, die zu einer Versöhnung zwischen ihm und Bernays führen sollten. Wollte er die Frau aus den Fesseln einer unglücklichen Ehe befreien, so boten sich doch andere, weniger gewaltsame Mittel dar. Bei dem Einfluß, den man ihm auf Julien zuschreibt, hätte er es doch sicherlich bewirken können, daß die Ehescheidungsklage, zu der Bernays schließlich auch bereit war, und die von der ganzen Familie Becher gewünscht, betrieben wurde. Er hätte außerdem bei dem gespannten Verhältniß zwischen ihm und Bernays, wenn er es durchaus hätte ablegen wollen, eine Entscheidung durch den Zweikampf herbeiführen können. Jedenfalls boten sich unter den starken Mitteln, die das Band sprengen sollten, andere als verbrecherische, andere als der heimtückische, feige Mord und diese mit leidenschaftsloser Kühle lange Monate hindurch vorbereitete Hinschlachtung des in einen Hinterhalt gelockten Opfers durch den Bruder. Dieses Ungeheuerliche scheint trotz aller Thatsachen, die dafür sprechen, immerhin unfaßbar. Aber wir müssen diese Thatsachen hinnehmen; wir müssen darauf verzichten, sie uns zu erklären und Anderen verständlich zu machen. Nach diesem Vorbehalte folgen wir nun der Anklage, deren Angaben das Geschwornengericht als die richtigen durch sein Urtheil bekräftigt hat. Wir lassen die Entzifferung des psychologischen Räthsels, das auch die Vertreter der Anklage zu lösen nicht vermocht haben, bei Seite und halten uns nur an das, was die Untersuchung und Anklage als erwiesen hingestellt haben, ohne irgend eine Kritik zu üben. Die Anklage schildert die Verhältnisse und Ereignisse, die sich nun folgen, im Zusammenhang in nachstehender Weise.

Als Armand auf Bitten seines früheren Freundes Bernays dessen Haus verlassen hatte, um es nicht wieder zu betreten, als er sah und hörte, welches qualvolle Leben die von ihm hochverehrte Frau führte, erinnerte er sich, daß er in Amerika einen etwas verbummelten Bruder Namens Leon hatte. Er hatte für diesen, wie wir wissen, seltene Opfer gebracht. Leon war seinem ältesten Bruder ganz und gar ergeben, so ergeben, daß er, nach den Auffassungen des Staatsanwalts, Armand zu Liebe sogar vor dem Verbrechen nicht zurückschrecken würde. Leon war ein leichtsinniger, aber sehr gutmüthiger Mensch, weiches Wachs in der kräftigen Hand seines Bruders Armand. An ihn soll also Armand geschrieben, ihn soll er aufgefordert haben, von Amerika nach Europa zurückzukehren, um Bernays zu tödten. Der Briefwechsel

Digitized by Google

zwischen den Beiden ist vernichtet. Dagegen hat man einige Depeschen ermittelt, die auf Leon und Armand zurückgeführt werden. Alle diese Depeschen tragen falsche Unterschriften, die meisten auch eine geheimnißvolle Adresse; ihr Wortlaut ist conventionelle Umschreibung.

Die Aufforderung an Leon, nach Europa zurückzukehren, muß Ausgang September erfolgt sein. Denn am 10. October sendet Leon eine Kabeldepesche mit zwei unverständlichen Worten, die eine vorherige Verständigung voraussetzen, an Armand. Die Anklage liest aus dieser Depesche heraus, daß Leon sich bereit erklärt, der Aufforderung seines Bruders zu folgen.

Leon war zu jener Zeit im Hause eines Herrn Kraker in New-York angestellt. Zu diesem sagte er, ein nicht sehr erfreuliches Geschäft rufe ihn nach Kanada. Er übergab ihm einen Brief mit der Bitte, denselben Mitte November auf die Post zu geben; der Brief sei für eine Dame bestimmt, die von seiner Reise nichts wissen sollte. In Wahrheit war der Brief an seine Mutter gerichtet, die in dem Glauben erhalten werden mußte, daß ihr Sohn Leon Amerika nicht verlassen habe. Er ließ in New-York nur einen Koffer mit einigen Büchern und Wäsche zurück, aus der die Zeichen entfernt waren. Die Anklage schließt daraus, Leon müsse schon in New-York gewußt haben, daß er in Europa zu einer That ausersehen sei, deren Urheber sich zu verbergen habe.

Am 1. November verläßt Leon mit dem Dampfer „Arizona" Amerika. Welche Erklärung Leon dieser Reise und seinem Aufenthalte in Europa giebt, werden wir später sehen. Wir halten uns einstweilen nur an die Behauptungen der Anklage und bemerken nur, daß Leon, der schon in Amerika seinen Namen Peltzer abgelegt und sich Friedrich Albert genannt hatte, von nun an beständig seinen Namen wechselt. Auf dem Dampfschiffe heißt er Prélat.

Am 10. November landet er in Liverpool. Er findet dort einen Brief seines Bruders; das wird von den beiden Brüdern zugegeben. Am 11. Abends trifft er in Paris ein. Er steigt im „Grand Hotel du Nord" in der Rue de Lafayette ab. Dort schreibt er sich in die Fremdenliste als Louis Mario ein.

An demselben Tage trifft auch Armand Peltzer in Paris ein, in Begleitung eines Freundes, mit dem er im „Hotel Chatham" absteigt. Sein eingestandener Reisezweck ist der Besuch der Elektrischen Ausstellung, über die er später Vorlesungen in Brüssel halten wird. Die beiden Brüder treffen sich am 14. in den Tuilerien, am 15. auf dem Opernplatz, sie machen Spaziergänge zusammen und speisen miteinander. Bei diesen Unterredungen soll der Plan, Bernays zu beseitigen, zuerst besprochen worden sein.

Am 16. November reist der Freund, mit dem Armand nach Paris gekommen war, nach Brüssel zurück. An demselben Tage giebt Leon sein Quartier im „Grand Hotel du Nord" auf und zieht nach dem andern Ende der Stadt, nach der Rue Traversière in das „Hotel du Commerce," wo er sich als Jules Kérouan einschreibt. Er miethet zwei Zimmer und

Digitized by Google

sagt dem Hotelwirth, daß er noch einen Freund erwarte. Am 17., 18. und 19. trifft Armand mit Leon in diesem Hotel zusammen.

Die Anklage behauptet, daß während dieser häufigen Zusammenkünfte alle Einzelheiten des Verbrechens festgestellt seien. Vor Allem habe Armand während dieser Zeit mit Leon gemeinsam ausgeprobt, wie der zum Morde des Advocaten bestimmte Leon, der in Brüssel sehr bekannt war, unkenntlich gemacht werden könne. Leon hatte in der That in Paris eine Perücke gekauft und hundert Francs für dieselbe bezahlt; er war jedoch mit derselben nicht zufrieden gewesen, da sie ihn nicht genügend entstelle, und er hatte sich einige Tage darauf eine zweite anfertigen lassen. Leon giebt dies zu, aber er bestreitet die Data und behauptet, Alles das sei einige Tage später geschehen, und Armand habe Paris damals bereits verlassen gehabt; ihre Unterredungen hätten sich auf etwas Geschäftliches bezogen, von dem wir noch, wenn wir in das System der Vertheidigung eintreten, sprechen werden. Von dem Perückenmacher läßt er sich auch andere Mittel zu seiner Maskirung geben. Er kauft außer der zweiten Perücke, die viel dunkler als sein Haupthaar ist, ein Pulver, das seine Gesichtsfarbe bräunlicher macht, und eine Flasche mit einer färbenden Essenz, um die Augenbrauen und Wimpern zu dunkeln.

Am 19. kehrt Armand nach Brüssel zurück. Am 19. kauft Leon, der sich nun Vibert nennt, bei einem Waffenhändler fünf Revolver und drei Packete mit Patronen. Die Patronen sind von eigenthümlicher Construction und führen den Namen „Gaupillat“. Am 24. November geht er zu demselben Waffenschmied, vertauscht einige der früher gekauften Revolver und kauft noch einige dazu, so daß er im Ganzen sieben Revolver besitzt. Während der folgenden Tage schafft er sich eine ganz vollständige Ausstattung an, unter dem Namen H. Valgravé. Man muß hier die Initialen H. V. beachten, die gleichlautend wie die seines nächsten falschen Namens sind, unter dem er mit Bernays in Verkehr tritt und ihn schließlich niederschießt. Er verläßt nun das „Hotel du Commerce“ und bezieht unter dem Namen Valgravé das „Grand Hotel Violet“, mit neuen Kleidern, mit neuer Wäsche, die H. V. gezeichnet ist, — ein neuer Mensch. Er hat sich den Bart rasirt, Schnurrbart, Augenbrauen und Wimpern geschwärzt, seine Gesichtsfarbe gedunkelt und die dunkle Perücke aufgesetzt, er trägt einen Kneifer mit blauen Gläsern

Zwei Tage darauf, am 27. November, fährt er nach Brüssel und steigt dort im „Hotel Britannique“ ab. Er trägt die rechte Hand in einer Binde, um sich nicht in das Fremdenbuch einschreiben zu brauchen. Der Portier, der ihm dasselbe vorlegt, schreibt auf sein Dictat hinein: Henry Vaughan aus Glasgow. Der Name Vaughan ist in England ziemlich verbreitet, und es giebt namentlich verschiedene große Rheder, welche diesen Namen führen. Er läßt ebenfalls einschreiben, daß er aus London komme. Denn er hat nach der Behauptung der Anklage, alles Interesse daran, seinen Aufenthalt in Paris zu verwischen, weil ja Armand aus seinem Pariser Aufenthalt kein Geheimniß gemacht hat, und für den Fall, daß ihm Scherereien mit den

Digitized by Google

Behörden erwachsen sollten, das gleichzeitige Verweilen der beiden Brüder in Paris für Armand compromittirend werden könnte. In der That finden wir Leon als Henry Vaughan sofort damit beschäftigt, die Spuren seines Pariser Aufenthaltes zu vernichten. Er entfernt von den Kleidungsstücken die Pariser Firmen; er trennt sogar von einem Beinkleide alle Knöpfe ab, da auf diesen die Firma des Pariser Schneiders aufgepreßt ist; er entfernt von seinem Koffer die Marke der Gepäckexpedition.

Vom 27. November bis zum 4. December sucht er eine Wohnung, die, nach der Anklage, zur Ausführung der That am geeignetsten erscheint.

Es handelt sich nun darum, Beziehungen mit Bernays anzuknüpfen, die diesen veranlassen können, einen ihm Unbekannten in dessen Wohnung aufzusuchen — in die Falle zu gehen.

Nun kommen wir an jene Persönlichkeit, die in der Vertheidigung die Hauptrolle spielt und deren Vorhandensein von der Anklage überhaupt bestritten wird. Es ist dies der geheimnißvolle Murray, der nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft nichts Anderes ist, als jener „große Unbekannte", auf den sich die Verbrecher so oft als auf den Hauptzeugen ihrer Unschuld berufen, und dessen Spuren Niemand entdecken kann. In der That unterliegt es trotz der scharfsinnigen Vertheidigung, welche die Existenz des Murray nachweisen will, für den Unbefangenen kaum einem Zweifel, daß der Murray, auf den Leon sich beruft, ein Schemen, ein Phantasiegeschöpf ohne Fleisch und Blut ist.

Leon sagt Folgendes: Er habe in New-York einen alten Bekannten, mit dem er früher schon einmal in geschäftlichem Verkehre gestanden habe, einen gewissen Herrn Murray wiedergefunden. Dieser habe ihm von einem großartigen Unternehmen gesprochen, — einer Actiengesellschaft, einer neuen transatlantischen Dampferlinie, für die schon bedeutende Capitalien eingezahlt seien und die demnächst ins Leben treten solle. Er habe Leon beauftragt, diese Sache zu organisiren. In London habe Leon mit Murray eine Zusammenkunft gehabt, und er habe von ihm Geld erhalten. Die Gesammtsumme, die Leon von Murray erhalten haben will, beträgt etwa 12—15000 Frs; und soviel wird er während seines Aufenthaltes in Europa auch ungefähr verausgabt haben. Woher Leon diese Summe sonst bezogen haben kann, ist niemals aufgeklärt worden. Die Behauptung, daß Armand ihm das Geld gegeben habe, hat durch nichts bewiesen werden können, und die Verhältnisse Armands waren derart, daß er aus eigenen Mitteln eine solche, immerhin beträchtliche Summe kaum hätte entnehmen können. Diese Geldfrage ist ein neuer dunkler Punkt, und die Vertheidigung hat darauf besonderes Gewicht gelegt und aus den Geldmitteln, über die Leon verfügt hat, geschlossen, daß nur jener Murray dieselbe zur Verfügung gestellt haben könne und also existiren müsse. Auch in Paris will Leon mit Murray zusammengetroffen sein. Mit seinem Bruder habe er eben über diese Angelegenheit Murray gesprochen; Armand habe ihm davon abgerathen und sich von ihm das

Digitized by Google

Wort geben lassen, daß er nach Amerika zurückkehre. Nach Armands Abreise habe Leon indessen seine Ansicht geändert. Er habe sich unkenntlich gemacht, sowohl um von seinem Bruder und seinen Verwandten in Brüssel nicht entdeckt zu werden, als auch, weil er seiner früheren dummen Streiche wegen überhaupt alle Veranlassung gehabt habe, in Belgien nicht an eine Identität zwischen Leon Peltzer und Henry Vaughan glauben zu lassen. So sei er denn auch im Auftrage Murrays nach Brüssel gegangen und habe dort lediglich, um die Murray'sche Gesellschaft zu organisiren, nach einem passenden Geschäftslocale gesucht. In der Rue de la Loi, in der unmittelbaren Nähe des Bahnhofes hat er denn die ihm geeignet erscheinende Wohnung gefunden und ist mit dem Wirthe in Unterhandlung getreten.

Ehe er diese Wohnung miethete, begab er sich indessen noch auf die Reise. Am 5. und 6. December verweilte er in Amsterdam, vom 7.—15. in Hamburg, vom 15.—17. in Bremen. Er kauft statistische Bücher, die sich auf die Schifffahrt, Exporthandel und dergleichen beziehen, Landkarten ꝛc. Er consultirt die ersten Rechtsgelehrten der Stadt, immer als Agent von Murray; er spricht mit ihnen lang und breit über die zu begründende Gesellschaft und sichert sich für später in diesen Hafenplätzen den Beistand der ersten juristischen Autoritäten für Schifffahrtssachen.

Die Anklage behauptet, das alles sei eine ebenso schlau ersonnene wie erbärmliche Komödie gewesen, — die kostspielige Inscenesetzung für das Verbrechen, das begangen werden sollte.

Von Hamburg aus schreibt Henry Vaughan an Wilhelm Bernays in englischer Sprache einen Geschäftsbrief über die geheimnißvolle Murray'sche Actiengesellschaft und sagt ihm, Bernays sei ihm als ausgezeichneter Advocat und besonderer Kenner der in Frage kommenden Interessen von Londoner Freunden warm empfohlen; er wünsche seine Ansicht über das zu begründende Unternehmen zu hören. Er legt ihm auch eine ganze Reihe von Fragen vor, um deren Beantwortung er bittet. Er schließt damit, daß er sich vorbehalte, Herrn Bernays persönlich in seinem Bureau zu Antwerpen zu besuchen. Diesem Briefe ist ein Check im Betrage von 500 Francs beigefügt. Leon kannte ja seinen Bernays und wußte, daß dieser für eine gute Bezahlung keineswegs unempfindlich war. In der That hatte er sich durch diesen Brief das Vertrauen des Antwerpener Advocaten im Fluge erobert. Bernays antwortete mit einer ausführlichen vortrefflichen Denkschrift und stellte sich dem Agenten des Herrn Murray, Henry Vaughan, für alle weiteren Fälle zur Verfügung. Leon schreibt ihm noch einmal von Bremen aus.

Leon kehrte nun nach Brüssel zurück. Am 20. unterzeichnet er den Miethscontract mit dem Architekten Almyens, dem Besitzer des Hauses in der Rue de la Loi 159. Von diesem läßt er sich auch die Adresse des Möbelhändlers Guiot geben, mit dem er die Einrichtung bespricht. Er bestellt ein Mobiliar im Preise von etwa 15,000 Francs. Er macht eine

Digitized by Google

Baarzahlung von tausend Francs darauf. Er sagt, es sei ihm vor Allem daran gelegen, daß ein Arbeitscabinet in anständiger Weise möblirt werde und daß die ganze Wohnung nach außen hin wenigstens den Eindruck des Gastlichen und Bewohnten mache. Er läßt also alle Fenster mit Vorhängen versehen, die Treppe und den Corridor mit einem Teppiche belegen, und das Arbeitscabinet wird vollständig eingerichtet, so daß der harmlose Fremde allerdings annehmen muß, in einer behaglichen Wohnung sich zu befinden. Außerdem läßt er im zweiten Stock eine kleine Kammer mit einem Bett herrichten, angeblich für seinen Diener, den er aus London mitbringen will.

Am 22. December schreibt er an Bernays von Brüssel aus, daß er das Christfest in London mit den Seinigen verbringen und über Antwerpen fahren werde, um mit Bernays zusammentreffen zu können. Die Anklage erblickt in diesem Brief nur ein weiteres Mittel um Bernays vertrauensvoll und sicher zu machen. Es hätte ja nahe gelegen, daß der vielbeschäftigte Advocat Herrn Vaughan, der so viel in der Welt herumreist, gebeten habe, die kleine Reise nach Antwerpen zu machen und sich zu ihm zu bemühen. Vaughan durfte Bernays, um ihn in den Hinterhalt, den er ihm bereitet habe, zu locken, in keiner Weise argwöhnisch machen. Am 23. December telegraphirt Leon, selbstverständlich immer als Vaughan, an Bernays: leider könne er ihn nicht besuchen, er habe ungünstige Nachrichten von Hause erhalten, die ihn veranlaßten, den kürzesten Weg nach London zu nehmen. Leon reist wirklich nach London.

Wenn alles das nur geschehen ist, um in Bernays den Glauben zu erwecken, daß die Zusammenkunft, die Vaughan später von ihm erbitten wird, eine ernsthaft geschäftliche sei, um eine jede Möglichkeit, daß Bernays Verdacht schöpfen könne, zu beseitigen, dann muß man über die Langwierigkeit und Kostspieligkeit sowohl als auch über das kunstvolle Raffinement dieser Vorbereitungen staunen. Wahrscheinlich hätte Leon alle diese scharfsinnigen Winkelzüge gar nicht anzuwenden brauchen; er hätte sich diese Reise nach Deutschland, nach England, diese Consultationen bei allen möglichen Advocaten, diese Depeschen und Ausstattungen ersparen können. Ein so gewinnsüchtiger Mann wie Bernays, sollte man annehmen, hätte schon durch die verlockende Aussicht auf ein glänzendes, großartiges Geschäft, das ihm reichlichen Lohn einzubringen versprach, mit geringerer Mühe und weniger Zeitverlust dazu veranlaßt werden können, die kleine Reise von Antwerpen nach Brüssel zu machen und Vaughans verhängnißvoller Einladung Folge zu leisten.

In London kauft Leon einen Ring, in den er die Namen „Henry und Lucy" eingraviren läßt. Er kauft ferner eine einläufige Pistole von sehr ausgezeichneter Arbeit — mehr eine Spielerei für einen Salonschützen als eine Waffe — und thut in Gegenwart des Waffenschmiedes verschiedene Probeschüsse daraus. Der Waffenschmied stellt ihm das Zeugniß aus, daß er ein vortrefflicher Schütze sei. Die Entladung dieser Pistole macht verhältnißmäßig wenig Lärm.

Digitized by Google

Das Christfest, das ein jeder rechtschaffene Engländer in seiner Familie zugebracht haben muß, ist vorüber, Henry Vaughan kehrt nach Brüssel zurück. Am 1. Januar macht er von da einen Ausflug nach Aachen. Er bleibt dort nur einen Tag, um einen Arzt zu consultiren und sagt, daß er später wiederkehren werde, um eine regelrechte Kur durchzumachen. Darauf kehrt er nach Brüssel zurück. In den ersten Tagen des Januar zahlt er dem Wirth die halbjährige Miethe für die Wohnung in der Rue de la Loi. Am 4. schreibt er einen langen Brief an Bernays; er sagt darin, daß auf seine Actiengesellschaft schon ein Capital von einer halben Million Pfund Sterling eingezahlt sei. In Antwerpen solle eine Filiale begründet werden: Bernays werde um Rath angegangen werden. Er fügt hinzu, daß er den Bürgermeister von Antwerpen und den Minister der öffentlichen Arbeiten sehen müsse. Er bedauert, für den Augenblick nicht nach Antwerpen hinüberkommen zu können, da er in diesen Tagen sehr viel geschäftliche Besuche zu empfangen habe. Er bittet schließlich Herrn Bernays, ihm die Ehre zu erweisen, zu ihm zu kommen. Er brauche gar keinen Wagen zu nehmen, da die Wohnung in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs liege. Wenn Herr Bernays sonst noch Besuche in der Stadt zu machen habe, so stelle ihm Vaughan mit Vergnügen seinen Wagen zur Verfügung. Bernays muß also an ein glänzendes Geschäft glauben. Es erscheint ihm ganz natürlich, daß er der Einladung Vaughans Folge leistet.

Am 6. Januar Abends verläßt Vaughan das „Hotel Britannique" und verbringt die Nacht vom 6. bis 7. in der von ihm gemietheten Wohnung der Rue de la Loi. Eine Nachbarin will gehört haben, daß Leon in dem für seinen angeblichen Diener gemietheten Zimmer unruhig auf- und abgegangen sei.

V.

Am 7. Januar Morgens verläßt Bernays Antwerpen und trifft mit dem Zuge 10,30 Minuten Vormittags auf dem Bahnhof in der Rue de la Loi ein. Leon sieht ihn vom Fenster aus in das Haus eintreten. Sehen wir uns die Wohnung in der Bernays erschossen ward, etwas näher an.

Die Abbildung der Façade und der Plan dieses Hauses liegen uns vor. Das Haus in der Rue de la Loi 159 ist erst vor wenigen Jahren erbaut. Es hat den bekannten großartigen Charakter der Neubauten in den Hauptstädten; in der Sprache der Berliner Wirthe würde man es „hochherrschaftlich" nennen. Leon hatte das Erdgeschoß gemiethet. Man gelangt in diese Wohnung durch eine Glasthür, die auf einen langen Corridor führt. Im Corridor befindet sich eine Gaslampe. Links, nach der Straße zu, liegt der Salon, ein großes dreifenstriges Zimmer; an diesen schließt sich ein ebenso großer Speisesaal und an den Speisesaal ein Treibhaus. Diese Räume waren nicht möblirt, nur die Fenster des Salons nach der Straße zu hatten Vorhänge erhalten.

Digitized by Google

Geht man in gerader Richtung den Corridor entlang, so gelangt man in das Arbeitscabinet, das zwei Fenster hat, das eine geradeaus, der Thür gegenüber, das andere links nach der Seite des Treibhauses zu. Die Fenster gehen auf einen Hofraum oder auf einen Garten. Dieses Arbeitscabinet war vollständig möblirt, ebenso waren auch im Corridor rechts vom Eingang Haken zum Anhängen der Garderobe angebracht, so daß Bernays, als er in diese Wohnung eintrat, glauben mußte, sie sei vollständig eingerichtet. In dem von der Straße ziemlich weit entfernten, nach dem Hofe oder Garten hinausliegenden Arbeitscabinet waren die Fenster mit schweren Vorhängen versehen, den Boden deckte ein dicker Teppich. Ebenso waren an der Thür, die vom Corridor in das Arbeitszimmer führte, schwere tiefhängende Portièren angebracht. Die Anklage behauptet, dieselben hätten so tief gehangen, daß derjenige, der in das Zimmer eintrat, genöthigt gewesen sei, den Kopf etwas zu bücken. Rechts von dieser Thür, hart am Eingange, stand ein kleiner Tisch, auf dem sieben Revolver und einige Schachteln mit Patronen lagen. Auch Landkarten und Pläne waren auf dem Tische; sie waren jedoch nicht so hingelegt, daß sie die Revolver absichtlich hätten verstecken sollen. Die Revolver waren ganz neu, es waren die in Paris gekauften. Die meisten waren nicht geladen. Ein Schuß war nur aus einem abgefeuert worden. Wenn die uns vorliegenden Berichte, die in diesem Punkte nicht ganz klar sind, den Sachverhalt richtig darstellen, so hätte Leon mit dieser eigenthümlichen Schaustellung von Waffen die Absicht verfolgt — und die Anklage versäumt nicht, diese Schlußfolgerung zu ziehen — die von ihm zuerst ausgesprochene Behauptung: daß ein Unglücksfall vorliege, glaubhaft zu machen. Man sollte annehmen, Bernays habe sich wirklich die neuen Waffen angesehen, von denen er, wie Leon selbst, geglaubt hätte, daß sie nicht geladen seien, er habe auch mit der in London gekauften kleinen eleganten Salonpistole gespielt, und diese habe sich unglücklicherweise entladen. Leon habe sich alsdann darauf berufen können, wie unwahrscheinlich es sei, daß Bernays ermordet sei. Ein Mörder, der sieben Revolver zu seiner Verfügung hat, nimmt doch nicht gerade eine einläufige Pistole, die eher ein Spielzeug als eine Waffe ist, um einen Mord zu begehen; er muß doch die Möglichkeit in Anschlag bringen, daß der Schuß versagt oder sein Ziel verfehlt. Man hätte also an den behaupteten Unglücksfall geglaubt. Das scheint der Zweck dieser Ansammlung von Waffen, die bis auf die eine, und gerade die anscheinend harmloseste, wirklich ungefährlich waren, allerdings gewesen zu sein.

An der Wand rechts stand ein großer Schreibtisch, ein sogenannter Ministertisch, vor demselben ein Arbeitsstuhl. Auf der rechten Seite, nahe dem Fenster stand ein Lehnstuhl; neben dem Lehnstuhl am Fenster noch ein kleiner Stuhl. Auf der linken Seite des Fensters war ein kleiner Servirtisch mit verschiedenen Liqueuren aufgestellt. Auf der linken Seite, neben dem Eingang, in der Ecke braunte ein Gasofen.

Digitized by Google

Das also ist der Ort der Handlung. Die Handlung selbst, der Mord, soll sich nach der Anklage, die ihre Darlegung auf die Aussagen der Sachverständigen stützt, so zugetragen haben.

Leon steht also um halb elf Uhr Vormittags am Fenster des leeren Salons, hinter der Gardine halbversteckt und späht auf die Personen, die eben mit dem Zuge von Antwerpen angekommen sind und den Bahnhof verlassen. Er sieht Bernays, der nichtsahnend in das ihm bezeichnete, ganz unverdächtig aussehende Haus eintritt.

Bernays klingelt an der Glasthür. Leon öffnet. Er stellt sich dem Advocaten als Henry Vaughan vor und erklärt jedenfalls mit einigen Worten die Eigenthümlichkeit, daß er selbst die Thür aufmacht: sein Diener ist zufällig nicht da, — derselbe gar nicht vorhandene Diener, für den die Kammer im zweiten Stock gemiethet ist, und den er aus London mitbringen wollte. Er bittet den Advocaten seinen Ueberrock abzulegen, er ist ihm dabei behülflich. Bernays hängt seinen Ueberrock im Corridor an einen Haken des Garderobenhalters. Ein kurzes Zwiegespräch über gleichgültige Dinge im Corridor. Leon bittet Bernays, mit ihm in sein Arbeitscabinet zu treten, und weist ihm die Richtung: gerade aus. Die Thür, die zu dem Cabinet führt, ist offen geblieben; Bernays geht voran, Leon folgt in nächster Nähe. Er hat die Rechte schon in die Tasche gesteckt, in der er die in London gekaufte sorgfältig gearbeitete Pistole verborgen hält. Mit der üblichen höflichen Verbeugung bittet er Bernays, näherzutreten. Derselbe verbeugt sich wie zum Dank und auch um durch die niederhängende Portière unbehelligt eintreten zu können, und in demselben Augenblick zieht Leon die Pistole hervor, zielt auf das Genick und drückt in der Entfernung von zwei Handbreiten ab. Bernays schlägt, ohne einen Laut von sich zu geben, tödtlich getroffen zu Boden.

Daß Bernays an der Eingangsthür erschossen worden ist, steht fest. Die einzigen starken Blutspuren, die man im Zimmer gefunden hat, sind auf dem Teppich am Eingang, hart am Schreibtisch. Da zeigt der Teppich die Spuren einer größeren Blutlache, die tief in das Gewebe eingedrungen ist. Auch der Schreibtisch selbst ist mit einigen Blutstropfen bespritzt.

Hören wir nun, wie Leon den grausigen Vorgang schildert.

Seine erste Aussage war gewesen, daß Bernays durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen sei. Er habe ihm seine Waffen gezeigt, ein Schuß habe sich entladen und Bernays so unglücklich getroffen, daß dieser auf der Stelle getödtet hingesunken sei. Nachdem die Unhaltbarkeit dieser Aussage erwiesen war, hat er eine andere gemacht. Er schildert die Scene so:

Er habe allerdings als Bevollmächtigter von Murray in einer ernsthaften geschäftlichen Angelegenheit Bernays consultiren wollen. Er habe wegen seiner früheren leichtsinnigen Streiche, um von Bernays nicht erkannt zu werden, die Maske von Henry Vaughan gewählt. Nach der Begrüßung habe Bernays ihn scharf angesehen und ihm gesagt: „Sie kommen mir sehr

Digitized by Google

bekannt vor; ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben." Leon sei verlegen geworden und habe eine ausweichende Antwort gegeben. Darauf habe Bernays ihn noch schärfer fixirt und ihm auf einmal zugerufen: „Du bist Leon Peltzer!" Gleichzeitig habe er an der Perücke gezupft, und nachdem er sich von der Wahrheit seiner Vermuthung überzeugt, habe er die beleidigendsten Schimpfworte gegen Leon ausgestoßen. Er habe ihn einen Schwindler und Betrüger genannt und gedroht, ihn den Gerichten zu überliefern. Außer sich vor Wuth habe Leon eine der Pistolen, die erste beste, ergriffen und auf Bernays angelegt. Dieser habe sich entsetzt abgewandt, um aus dem Zimmer zu fliehen. Er habe unwillkürlich den Kopf geduckt. Da habe Leon in einem Augenblicke der Unzurechnungsfähigkeit und des Jähzorns losgedrückt. Bernays sei gefallen. Nun habe sich eine namenlose Verzweiflung Leons bemächtigt. Er habe die Leiche aufgehoben und auf den Lehnstuhl am Fenster rechts, wo sie in der That gefunden worden ist, getragen. Er habe Wasser, Salmiak, Schwamm und Watte herbeigeholt, um das Blut zu stillen: und man hat auch wirklich ein Waschbecken mit blutigem Wasser, Salmiak, Watte ꝛc. auf dem kleinen Stuhl neben dem Lehnstuhl gefunden. Alle Belebungsversuche seien indessen vergebliche gewesen. Er selbst habe in seiner Bestürzung jedoch die Schwierigkeit erkannt, diese wahrhafte Darstellung des Vorfalls glaubhaft erscheinen zu lassen — jenes entsetzlichen Unglücksfalls, der keinen anderen Zeugen hatte, als ihn, den Ueberlebenden, der in Belgien schlecht angeschrieben war und unter einem falschen Namen, unter entstellender Maske Bernays zu sich beschieden hatte. Er würde sich schwer von dem Verdachte, Bernays ermordet zu haben, reinigen können. Deswegen habe er sich auch darauf beschränkt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß alle menschliche Hülfe für Bernays vergeblich sei, angesichts der Leiche einige Zeilen an den Coroner, den gerichtlichen Leichenbeschauer, aufzusetzen, in denen er den Tod von Bernays gemeldet habe. Darauf sei er aus dem Zimmer gestürzt und habe in der besinnungslosen Hast die Absendung des Briefes an den Coroner vergessen. Der an den Coroner adressirte, verschlossene Brief ist in der That im Zimmer gefunden worden. Es ist auch richtig, daß der Brief dort geschrieben ist, denn auf dem Löschpapier des Schreibtisches hat man den Abdruck der Leon'schen Schriftzüge gefunden.

Die Anklage behauptet nun, daß auch diese Vergeßlichkeit eine beabsichtigte gewesen sei, um die Justiz zu täuschen. Leon habe allerdings glauben machen wollen, daß er im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit aus dem Zimmer gestürzt sei; deshalb habe er wichtige Sachen, die auf die Spur von Vaughan führen konnten, absichtlich liegen lassen, so unter Anderm den Ring mit der Aufschrift „Henry und Lucy", den er in London hatte anfertigen lassen. Auch dieser Ring wurde bei der Waschschüssel, in der Leon sich von den Blutflecken gereinigt hatte, gefunden. Da nun Leon in der Verkleidung des Vaughan aller Welt erzählt hatte, daß er zum Christfest nach England gehe, um das Fest mit seiner Frau und seinen Kindern zu

Digitized by Google

verbringen, so sollte dieser absichtlich vergessene Ring, sobald er aufgefunden werden würde, die Behörden veranlassen, in London auf einen Henry Vaughan, der mit einer gewissen Lucy verheirathet sein müsse, zu fahnden. Die Absicht aber sollte dadurch verschleiert werden, daß gleichzeitig auch der wichtige Brief an den Coroner liegen geblieben war. So sollte die Combination dieser beiden Thatsachen auf die äußerste Aufregung des Thäters schließen lassen und die Annahme der kühlen Vorherberechnung beseitigen.

Auch die Darstellung von Leon erscheint wenig glaubwürdig. Ganz abgesehen von der Hauptsache, daß der von Leon beständig vorgeschobene Murray, der seinen Aufenthalt in Europa veranlaßt haben soll, in dessen Auftrage er angeblich die verschiedenen Hafenplätze besucht und die verschiedenen Rechtsgelehrten consultirt hat, — abgesehen davon, daß dieser geheimnißvolle Murray, nach dem man in der alten und neuen Welt überall gesucht, nirgends aufzutreiben gewesen ist, daß er thatsächlich nicht existirt, daß Leon keinen Zeugen anführen kann, der ihn jemals mit diesem Murray zusammen gesehen hat, daß Leon keine Zeile von diesem Murray, der ihm doch ziemlich erhebliche Geldsummen, 12—15000 Francs, zur Verfügung gestellt haben soll, besitzt, kein Telegramm von ihm empfangen, keinen Geschäftsbrief, keinen Vertrag mit ihm auszuweisen hat, — abgesehen von diesen Verkleidungen, von diesem beständigen Wechsel der Persönlichkeit, von den überschlauen Vorbereitungen, den Waffenankäufen, der eigenthümlichen Herrichtung der Wohnung ꝛc. vermag nichts die einfache Frage des Staatsprocurators in genügender Weise zu beantworten: Wie kommt ein Mann, der sich eine provisorische Wohnung herrichtet, in der er einen Advocaten empfängt, um mit diesem über die Begründung einer transatlantischen Schifffahrtsgesellschaft zu sprechen — wie kommt ein solcher Mann dazu, zu diesem harmlosen Zwecke ein wahres Arsenal von Pistolen herzurichten, Watte, Schwamm, blutstillende Mittel zur Hand zu haben, wenn er nicht morden und zugleich die Spuren des Mordes verwischen will?

Was sich in dem nächsten Augenblicken nach der Tödtung oder Ermordung von Bernays ereignet hat, ist nicht vollständig klargestellt worden. Die Behauptungen von Leon verdienen keinen Glauben, die Behauptungen der Anklage haben nicht in überzeugender Weise begründet werden können. Die Anklage nimmt an, daß Leon nach vollbrachter That seine Kleider, die einige wenige Blutanspritzungen zeigten, gewechselt, den Brief an den Coroner geschrieben, wenn er ihn nicht schon vorher bereit gehalten, und darauf schleunig das Haus verlassen habe; um die Leiche, die seinen Ausgang fast versperrte — denn Bernays ist wie wir wissen, unmittelbar an der Thür, wahrscheinlich auf der Schwelle selbst erschossen worden — habe er sich nicht weiter gekümmert. Wir werden später sehen, wie es die Anklage zu erklären sucht, daß die Leiche des Advocaten nachher auf einem Sessel gefunden worden ist.

Digitized by Google

Leon kann in der That nur kurze Zeit nach dem Morde noch in dem schrecklichen Zimmer geblieben sein. Um halb elf Uhr ist Bernays in Brüssel eingetroffen, etwa um dreiviertel wird er erschossen, um 11,51 Minuten verläßt Leon Brüssel mit dem Zuge, der vom Südbahnhof, am andern Ende der großen Stadt, abgeht. Da er die Kleider und Wäsche wechseln und einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen muß, so bleibt ihm in der That kaum noch die nöthige Zeit, um den Brief an den Coroner zu schreiben.

Er fährt mit dem Zuge 11,51 Minuten nach Antwerpen, wo er gegen 1 Uhr Mittags eintrifft. Leon sagt, er habe die Absicht gehabt, seine Familie, besonders Armand von den Vorgängen in der Rue de la Loi in Kenntniß zu setzen; unterwegs habe er sich aber eines anderen besonnen. Er habe also auf dem Bahnhofe einige Zeilen an Armand geschrieben, die ungefähr folgenden Inhalt gehabt hätten: er sei nicht, wie er Armand versprochen habe, nach Amerika zurückgekehrt, es sei ihm ein entsetzliches Unglück zugestoßen. Er begebe sich nach Aachen, er müsse Armand sprechen und bitte ihn, am andern Tage mit dem ersten Zuge nach Maestricht zu kommen. Mit dem Zuge, der um 1,20 Minuten Antwerpen verläßt, sei er dann nach Aachen weitergefahren, und es ist richtig, daß er dort gegen sechs Uhr Abends eingetroffen ist.

VI.

Ueber die Begegnung der beiden Brüder in Maestricht haben die Verhandlungen kein genügend helles Licht verbreitet. Es muß hier eingeschaltet werden, daß die Anklage behauptet, Armand und Leon seinen von dem Augenblicke an, da Leon nach Europa zurückgekehrt sei, bis zur That in ununterbrochenem regelmäßigen Verkehre gewesen, während Leon und Armand jede Gemeinsamkeit während dieser Zeit in Abrede stellen. Das eifrige Bestreben Leons, das nicht einen Augenblick nachläßt und schwankt, Armand als gänzlich unbetheiligt hinzustellen, erweckt in uns, auch wider unseren Willen, freundliche Gefühle der Theilnahme für diesen Menschen, dessen Herz, wenn es auch noch so verdorben ist, von reinster aufopferungsfähigster Bruderliebe ganz erfüllt ist. Leon bleibt dabei, daß er Armand in Paris zufällig getroffen, ihm von der Murray'schen Angelegenheit Kenntniß gegeben, daß Armand ihm abgerathen habe, und daß er wider Armands Wissen und Willen in Europa geblieben sei. Armand spricht sich genau in demselben Sinne aus. Demnach hätte Armand von dem Augenblicke an, da er sich von seinem Bruder Leon in Paris getrennt, bis zu dem verhängnißvollen Zettel, den er am 7. Januar in Antwerpen von der Hand Leons erhalten, außer allen Beziehungen zu Leon gestanden.

Die Anklage unterstützt ihre, diesen Aussagen entgegengesetzte Auffassung durch eine große Reihe von Indicienbeweisen. Die zwischen den Beiden gewechselten Briefe sind freilich vernichtet. Aber man hat in den verschiedenen Städten, die Leon während der Zeit, da das Verbrechen angeblich vor-

Digitized by Google

bereitet worden ist, in den verschiedenen Telegraphenbureaus gewisse geheimnißvoll abgefaßte, mit falschem Namen versehene Depeschen aufgefunden, die von Armand oder von Leon herrühren sollen, und an diesen oder jenen gerichtet seien. Einige dieser Telegramme sind allerdings recht compromittirend. Sie beziehen sich auf Geldforderungen von Leon — wenigstens wird diese Deutung dem geheimnißvollen Texte gegeben — und auf die Ankündigung des Verbrechens, die Leon Armand gegeben haben soll.

In der That hat Armand am Tage vor dem Verbrechen, am 6. Januar, eine seltsame Depesche erhalten mit der Unterschrift „Marie". Sie lautet: „Dank für Ihre liebenswürdige Einladung, und ich hoffe Sie Sonnabend zu sehen. Marie." Der Sonnabend war der Tag des Verbrechens, der 7. Januar. Diese Depesche ist gleichzeitig mit der Depesche, die Henry Vaughan an Bernays sendet, und in der er diesen bittet, am Sonnabend mit dem Halb-elf-Uhr-Zuge nach Brüssel zu kommen, aufgegeben worden. Obgleich die Handschrift auf beiden verschieden ist, so glauben die Sachverständigen doch, daß sie von derselben Hand geschrieben seien. Die Anklage deutet die Depesche „Marie" so, daß Leon in derselben Armand angekündigt habe, Bernays habe die „Einladung" zum Sonnabend angenommen und er hoffe ihn also zu sehen. Mit anderen Worten: das Verbrechen werde am Sonnabend verübt werden. Armand, der aufgefordert worden ist, Auskunft über das ihm eingehändigte Telegramm zu geben, hat allerdings keinen genügenden Bescheid ertheilen können. Er erzählt eine etwas abenteuerliche Geschichte von einer unbekannten Dame, die ihn eines Tages angeredet und die er eingeladen habe, mit ihm eine kleine Reise zu machen. Diese Dame, von der er eben nur den Vornamen „Marie" wissen will, habe ihm also telegraphirt, daß sie für die Einladung danke. Diese Marie hat aber ebenso wenig aufgefunden werden können wie Murray. Das Telegramm „Marie" bildet einen Hauptgegenstand der Belastung gegen Armand. Neben vielen anderen geringfügigeren Beweismitteln erblickt die Staatsanwaltschaft in diesem Telegramm den unanfechtbaren Beweis der Betheiligung Armands an den Vorbereitungen zum Verbrechen und dessen Mitwissenschaft.

Noch ein anderes wichtiges Moment wird als besonders belastend für Armand von der Staatsanwaltschaft hervorgehoben und als beweiskräftig für das Zusammenwirken der beiden Brüder bei dem gemeinsam verabredeten, von Armand ersonnenen und von Leon ausgeführten Verbrechen geltend gemacht. Eines Tages hat Armand in seinem Zimmer eine Pistole abgefeuert. Die Kugel ist in die Wand gedrungen und hat sichtbare Spuren hinterlassen. Durch den Knall erschreckt, ist das Dienstmädchen herbeigeeilt und hat gefragt, ob ein Unglück geschehen sei. Armand hat sich bei dem Mädchen angelegentlich erkundigt, ob der Knall denn wirklich so deutlich zu hören gewesen sei? Die Untersuchungsbehörde hat daraus geschlossen, daß Armand einen Probeschuß abgefeuert habe, um die Stärke der Detonation der Patrone festzustellen. Sie hat die Untersuchung der Kanalisationsröhren

Digitized by Google

des Hauses angeordnet, und man hat da eine große Anzahl von Gaupillat'schen Patronen gefunden, Patronen aus derselben Fabrik wie die, welche Leon in Paris gekauft hat, und die in Belgien nicht zu haben sind. Armand habe sich durch den Knall überzeugt — so schließt die Staatsanwaltschaft weiter — daß die Patronen zur Ermordung des Advocaten nicht zu verwenden seien, und in Folge dessen habe Leon in London eine andere Schießwaffe gekauft. Die Erklärungen, die Armand für den Schuß abgiebt, leiden wiederum an Unglaubwürdigkeit. Er sagt, er habe gar keine Gaupillat'sche Patrone gebraucht, sondern aus einer alten Pistole eine beliebige Patrone verschossen, theils aus Spielerei, theils um den an einem Neubau in seiner Nähe beschäftigten Arbeitern, denen er nicht recht traute, durch den Schuß eine Warnung zu ertheilen. Ueber die Auffindung der Gaupillat'schen Patronen giebt er gar keine Auskunft; er will nicht wissen, wie dieselben in die Wasserröhre gekommen seien.

Jedenfalls haben sich die beiden Brüder am 8. Januar in Maestricht wiedergesehen. Armand sagt, daß er seinen Bruder zunächst aufgefordert habe, sich den Gerichten zu stellen; dann aber habe er eingesehen, daß er als Haupt der Familie die Verpflichtung habe, die der Ehre seines Namens drohende Schmach von den Seinigen womöglich abzuwenden. Er habe also von nun an Leon unterstützt, um ihn der Nachforschung der Behörden zu entziehen. So erklärt er, daß er seit dem gewaltsamen Tode des Advocaten in regelmäßigen Beziehungen mit Leon geblieben ist und dessen ungeachtet, als er bereits wußte, daß Leon Bernays getödtet habe, öffentlich die Erklärung erlassen hat, Leon sei in Amerika und werde auf seine Veranlassung nach Europa zurückkehren, um seine Unschuld vor den Gerichten zu beweisen. Er habe um der Ehre der Seinigen willen diese Nothlüge aussprechen müssen.

Die Staatsanwaltschaft giebt für die erste Zusammenkunft zwischen Leon und Armand in Maestricht eine andere Erklärung. Armand habe von dem Verbrechen nicht erst in Kenntniß gesetzt zu werden brauchen, er habe es ja schon gewußt. Die beiden Brüder seien zusammengekommen, um zu berathen, was nun geschehen müsse.

Das Nächstliegende ist aber thatsächlich nicht geschehen. Und es bleibt wunderbar und unerklärlich, daß Leon nach vollbrachter That nicht das Weite gesucht, und daß Armand, der nun nach seinem eigenen Bekenntniß darum wußte — ob er nun an dem Morde betheiligt war, an eine Tödtung aus Fahrlässigkeit oder an eine Tödtung ohne Ueberlegung glaubte, wie Leon sie darstellt — seinem Bruder nicht zur Flucht verholfen hat. Daß Leon nach dem Verbrechen noch monatelang in Europa bleibt, ist ein Räthsel, das nicht gelöst werden kann. Bei einem anderen weniger geübten Manne würde man glauben können, daß sich die Furcht seiner bemächtigt habe, einen Dampfer zu besteigen, daß er vor den Schwierigkeiten, sich einzuschiffen, zurückgeschreckt sei; aber Leon, der seit Jahren unter allen möglichen falschen Namen lebt,

Digitized by Google

dem die Kunst der Verstellung zur Gewohnheit geworden ist, der unter falschem Namen New-York verlassen und in Europa ein Dutzend mal im Verlauf des letzten Vierteljahres seinen Namen gewechselt hat — dieser Leon hätte doch, nach menschlicher Berechnung, wenigstens den Versuch, wieder unter einem falschen Namen irgendwohin zu fliehen, unternehmen sollen. Ebenso ist die Annahme, daß es Leon an den erforderlichen Mitteln gefehlt habe, die Flucht zu bewerkstelligen, als im höchsten Grade unwahrscheinlich zu verwerfen. Wenn man Zehntausende ausgiebt, um ein Verbrechen vorzubereiten, so wird man doch auch gewiß klug genug sein, um den erforderlichen Fond zur Bewerkstelligung der Flucht bereit zu halten. Eine Thatsache aber ist, daß Leon keinen Versuch macht, zu entkommen und daß Monate vergehen, bis er in nächster Nähe des Verbrechens, in Köln, der Polizei geradezu in die Arme läuft.

Nach der Auffassung der Staatsanwaltschaft sollen also die beiden Brüder in Maestricht berathen haben, wie das Verbrechen zu vertuschen sei Sie wären überein gekommen, solche Anstalten zu treffen, daß man, wenn man die Leiche fände, an einen Unglücksfall glauben müsse, und daß also in diesem Falle gewisse Anzeichen dafür sprechen müßten, wie Leon unmittelbar nach der That dem Zusammengebrochenen habe helfen wollen, daß er Wiederbelebungsversuche vorgenommen habe; dann dürfe aber die Leiche nicht da liegen bleiben, wo Bernays niedergeschlagen sei; es müsse so aussehen, als ob sie pietätvoller und mit Achtung vor dem Todten behandelt worden sei; man müsse also auch die Wunden waschen, die Blutflecken vom Körper entfernen und dergleichen. Wenn dies der Inhalt der Unterredung der Beiden gewesen ist, so läßt sich jedenfalls begreifen, daß Leon sich gesträubt hat, das Haus des Verbrechens noch einmal, zu betreten. Und da giebt die Anklage zu verstehen, daß nun Armand sich erboten habe, diese grausige Komödie in Scene zu setzen.

Die Thatsachen, auf welche die Anklage diese fürchterliche Vermuthung aufbaut, sind folgende: Bernays ist bekanntlich am hellen Tage in den Vormittagsstunden ermordet worden. Als die Leiche später gefunden wurde, brannte das Gas im Corridor; die Flamme war heruntergeschraubt. Man fand die Leiche, die durch das ganze Zimmer hatte geschleppt werden müssen, auf dem Lehnstuhl ausgestreckt, in einem Zustande, welcher die gerichtlichen Sachverständigen zu dem Gutachten veranlaßt hat, daß die Leiche nicht unmittelbar nach der That, sondern erst nach eingetretener Leichenstarre dorthin geschleppt worden sei. Die Blutlache am Schreibtisch, in der Nähe der Thür, die sehr beträchtlich war — das vergossene Blut wird auf ein Viertelliter veranschlagt — zeigt Eindrücke — und zwar, wie die Anklage glaubt, Eindrücke eines Stiefels. Die gerichtlichen Sachverständigen sagen, das Blut gerinne erst nach geraumer Zeit, zwischen vierundzwanzig bis achtundvierzig Stunden, so stark, daß es die Eindrücke in dieser Schärfe bewahren könne. Ihre Ansicht ist also die: Bernays sei, nachdem er den Schuß in's Genick erhalten habe, vornübergeschlagen; er sei in dieser Stellung stundenlang liegen

Digitized by Google

geblieben und das Blut habe sich durch die Nase ergossen. Nur auf der einen, der rechten Seite, zeigten die Kleider von Bernays reichliche Blutspuren. Kragen und Hemd waren verhältnißmäßig wenig mit Blut befleckt. Wäre das Blut aus der Genickwunde geströmt, so hätte das Hemd ganz damit besudelt sein müssen, und wenn Leon die Leiche sofort oder wenige Minuten nach der That auf den Sessel getragen hätte, so würden auch seine eigenen in der Rue de la Loi zurückgelassenen und dort gefundenen Kleider, die wenig Blutspuren zeigen, viel mehr mit den grausigen Flecken des besonderen Saftes verunreinigt sein müssen.

Unsere Phantasie sträubt sich, die Wege, welche die Staatsanwaltschaft ihr weist, einzuschlagen. Es ist eine schauerliche Nachtscene, wie sie in den krankhaften Fieberträumen eines Edgar Poe nicht wüster und ungeheuerlicher gespuft haben kann! Man denke sich Armand, dem Leon den Schlüssel zu der Wohnung eingehändigt hat, wie er in der Dämmerstunde des winterlichen Sonntags oder vielleicht gar in der Nacht, sich in das Haus schleicht. In der öden Wohnung brennt die niedrig geschraubte Gasflamme. Er gleitet langsam den Corridor entlang. Bei dem Geräusch seiner Schritte fährt er schaudernd zusammen. Er ist allein mit der Leiche des auf seinen Anschlag meuchlerisch Hingemordeten. Er belastet sich mit dem schweren Körper, er trägt die schon erstarrte Leiche auf den Sessel nahe dem Fenster. Er wäscht die Wunde, er macht die unheimliche Toilette, und dann, nachdem diese entsetzliche Arbeit gethan ist, huscht er bebend und lautlos wieder von dannen.

Das ist unwahrscheinlich unheimlich. Die gerichtlichen Sachverständigen haben sich am Ende doch wohl geirrt. Und die Sachverständigen, welche die Vertheidigung herbeigerufen hat, sagen in der That genau das Gegentheil von dem aus, was die Sachverständigen der Anklage behaupten. Die Sachverständigen der Vertheidigung sind der Ansicht, daß das Blut in wenigen Minuten gerinne, und daß es bei der Beschaffenheit des Teppichs, welcher die flüssigen Theile schnell eingesogen, auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Eindrücke habe bewahren können. Die vorgefundene Spur sei nicht der Eindruck eines Stiefels sondern eines Kniees; die Behauptung Leons, daß er neben der Leiche niedergekniet, sie aufgerichtet, und daß dann die Blutung aufgehört habe, sei wissenschaftlich durchaus berechtigt. Es sei deshalb auch gar nicht auffällig, daß die Kleider Leons, wenn er auch die noch warme Leiche auf den Stuhl gebracht, nicht über und über mit Blut begossen seien.

Diese Darstellung gilt uns in der That als die wahrscheinlichere. Man darf annehmen, daß Leon, nachdem er Bernays erschossen hatte, seinen Brief an den Coroner geschrieben hat. Darüber ist einige Zeit vergangen, eine genügende Zeit, um das Blut auf dem Teppich so fest zu machen, daß es die Spuren eines Fußes oder eines Kniees bewahren konnte. Alsdann hätte er die Leiche in die Stellung gebracht, in der man sie später gefunden

Digitized by Google

sich gereinigt und heimlich davongeschlichen. Der gruseligen Nachtscene bedürfen wir nicht, wenn sie auch der Staatsanwaltschaft zur Begründung ihrer Anklage gegen Armand erwünscht sein mag.

VII.

Während der ganzen Zeit vor dem Verbrechen, während desselben und und unmittelbar darauf hatte Armand eine so unglaubliche Kaltblütigkeit gezeigt, daß die Vertheidigung mit Recht geltend machen darf, es gebe keinen Menschen, der sich als Mitschuldiger einer solchen That in dem Maße selbst beherrschen könne.

Am Abend vor dem Verbrechen, an demselben Tage, an dem er durch das Telegramm „Marie" von der bevorstehenden Ermordung des Advocaten benachrichtigt sein sollte, hielt Armand im Ingenieurverein einen Vortrag über die Elektrische Ausstellung in Paris. Der Vortrag fand wegen seiner Vortrefflichkeit allgemeinen Beifall. Niemand nahm an dem Redner die geringste Spur einer ungewöhnlichen Erregung wahr.

Am Tage des Verbrechens frühstückte er in einer Restauration, ohne irgendwie auffällig zu werden; zu Mittag war er in eine Familie eingeladen worden, am Abend war er im Café. Er spielte, allerdings sehr schlecht, Domino. Die einzige Person, die an ihm eine besondere Erregung bemerkt haben will, ist das Dienstmädchen, das sich erinnert, daß er verschiedenemale hat Kaffee machen lassen, weil der Kaffee nicht gut gewesen sei.

Am 9., 10. und 14. Januar wohnte Armand bei Professor Habetz in Lüttich. Er ging des Abend aus und kam allerdings sehr spät, gegen zwei Uhr Morgens nach Hause. Es ist erwiesen, daß Armand in diesen nächtlichen Stunden mit Leon, der aus dem benachbarten Aachen herüberkam, Zusammenkünfte gehabt hat. Unbegreiflich ist und bleibt es, daß Leon ganz gemüthlich an der Grenze von Belgien sich herumtreibt, und daß Armand nicht Alles thut, was geschehen muß, um Leon fortzuschaffen. Während dieser Zusammenkünfte in Lüttich hat Armand, wie er selbst zugiebt, Leon veranlaßt, von Basel aus als Henry Vaughan an den Untersuchungsrichter zu schreiben, wo sich die Leiche von Bernays befinde. Die Anklage erklärt diesen seltsamen Schritt damit, daß Armand, dem ja die Absicht zugeschrieben wird, Frau Bernays später zu heirathen, ein ernsthaftes Interesse daran gehabt haben müsse, die Identität der Leiche constatiren zu lassen; bei noch längerem Verborgenbleiben derselben hätte aber die Verwesung ihr vernichtendes Werk vielleicht so stark betrieben, daß diese Feststellung der Identität Schwierigkeiten gemacht haben würde. Leon richtet also von Basel aus den Brief an den Untersuchungsrichter. Er bleibt noch immer; er bleibt bis zu dem Augenblicke, wo er verhaftet wird.

Am 18. Januar wird die Leiche von den Behörden aufgefunden. Das Gas brennt im Corridor, das Gas brennt im Ofen; im Zimmer ist dreiund-

Digitized by Google

zwanzig Grad Hitze. Gleichwohl ist die Leiche noch so gut erhalten, daß der erste in das Gemach Eintretende glaubt, es sei ein Mann auf dem Lehnstuhl eingeschlafen. — Am folgenden Tage wird der Leichnam von der Wittwe recognoscirt. Am 20. Januar bringen die Zeitungen das Signalement des überall gesehenen Vaughan und den Verhaftsbefehl. Leon liest in Aachen die Zeitungen und bleibt ganz ruhig da, bis zum 27. Januar. Dann reist er nach Wien. Unterwegs hält er sich in Düsseldorf, Frankfurt und Würzburg auf. Wir haben nun kein Interesse mehr daran, die Thatsachen in ihren Einzelheiten zu verfolgen; kurz und gut: Leon macht keinen Versuch zu entkommen, und Armand correspondirt in unvorsichtigster Weise mit ihm. Diesem und jenem Freunde erzählt er, daß er ein Verhältniß mit einer Frau habe und bittet ihn, Briefe unter mysteriösen Adressen zu befördern und anzunehmen.

Inzwischen entsteht auf einmal, man weiß nicht recht wie, das Gerücht: Leon Peltzer müsse wohl mit Vaughan identisch sein. Es meldet sich Jemand, der Leon Peltzer während der entscheidenden Tage verkleidet als Vaughan in Brüssel gesehen haben will. Verschiedenen Leute, die mit Vaughan zu thun gehabt haben, werden die Photographien von Leon Peltzer vorgelegt, und diese recognosciren das Bild als das des zurechtgemachten Vaughan. Leon wird steckbrieflich verfolgt. Leon bleibt noch immer!

Am 20. Februar wird der Verhaftsbefehl gegen Leon veröffentlicht. In Wien erfährt Leon, daß er steckbrieflich verfolgt wird. Eine Depesche, die Armand an ihn richtet, wird von Leon mißverstanden. Leon reist von Wien ab und begiebt sich geraden Wegs nach Brüssel, in den Rachen des Löwen. Es ist unbegreiflich, aber es ist so! Leon erklärt, daß er sich den Gerichten habe stellen wollen und daß ihm sein Bruder davon abgerathen habe. Am 3. März zeigt Leon Armand seine bevorstehende Ankunft an. Er bedient sich dazu der ihm von Armand angegebenen Adresse des Dr. Lavisé, der, wie man sich erinnert, Armands bester Freund ist. Armand hat auch ihm erzählt, daß er mit einer Dame in verbotenen Beziehungen stehe und daß er gerade in diesem Augenblick, da die Justiz jeden seiner Schritte und Tritte überwache, keine Mittheilungen direct von ihr empfangen könne. Lavisé glaubt seinem Freunde und glaubt auch der Versicherung Armands, daß Leon in Amerika sei.

In der Nacht vom 4. zum 5. März nach ein Uhr Morgens — Dr. Lavisé arbeitet in seiner Studirstube — klingelt es. Armand stürzt herein: „Bist Du mein Freund? Kann ich auf Dich zählen? Willst Du mir einen Dienst erweisen, den ich Dir nie vergessen werde?“ fragt er den Doctor in äußerster Bestürzung. „So höre: Leon hat mich hintergangen. Er ist nicht nach Amerika zurückgekehrt, er hat eine Depesche von mir mißverstanden und trifft mit dem Frühzuge in Brüssel ein. Er weiß nicht, was ihm bevorsteht. Denke an die Schande, die meinem Namen droht, denke an unsere Freundschaft. Ich bitte Dich: beherberge Leon!“

Digitized by Google

Laviſé weiſt dies Anſinnen zurück, und es iſt erklärlich; denn Laviſé ſchöpft nun Verdacht gegen Armand. Aber den Schritt, den er darauf thut und den die Staatsanwaltſchaft als einen Heroismus ſeltener Art preiſt, wird nicht Jedermann in demſelben Maße rühmen.

Armand begiebt ſich auf den Bahnhof und wartet dort den Zug ab, der in der Nacht in Brüſſel eintrifft; er veranlaßt Leon, ſofort umzukehren. Leon fährt mit dem nächſten Zuge wieder nach Deutſchland zurück.

Dr. Laviſé berathſchlagt das, was er nun zu thun habe, mit einem Freunde; er begiebt ſich darauf zum Staatsanwalt und denuncirt Armand. Armand wird verhaftet und zwei Tage darauf auch Leon, der ſich durch unvorſichtiges Benehmen verdächtig gemacht hat, auf Anzeige eines Bahnhofskellners in Köln.

Ueber Vieles haben uns die Verhandlungen gar nicht aufgeklärt. Es wäre doch ſicherlich intereſſant geweſen, feſtzuſtellen, welcher Art die Beziehungen von Armand und Frau Bernays nach dem Verſchwinden des Advocaten, nach der Auffindung der Leiche, bis zu dem Augenblicke der Verhaftung Armands geweſen ſind. Wir erfahren darüber nur eine einzige Thatſache. Frau Bernays hat Armand, nachdem feſtgeſtellt war, daß Bernays durch Vaughan um's Leben gekommen iſt, in feierlicher Weiſe auf Ehre und Gewiſſen gefragt, ob Armand in irgend welchen Beziehungen zu dieſem Vaughan ſtehe? Armand hat dieſe Frage entſchieden verneint. Außerdem hat ſich Armand über die Vorgänge am 18. Januar, als die Leiche von Bernays aufgefunden wurde, von ſeinem Bruder telegraphiſchen Bericht erſtatten laſſen. Wir halten das bei den Beziehungen, die zwiſchen Armand und Bernays beſtanden haben, auf alle Fälle für ganz erklärlich und brauchen der Sache nicht die Wichtigkeit beizulegen, die ihr die Staatsanwaltſchaft beimißt, um darin einen neuen Beweis für die Mitſchuld Armands zu finden.

Wir wiſſen nicht, aus welcher Quelle die Gelder gefloſſen ſind, die Leon verausgabt hat.

Auch der Brief aus Baſel behält einen geheimnißvollen Urſprung. Selbſt wenn die Leiche von Bernays erſt viel ſpäter und in einem Zuſtande entdeckt worden wäre, welcher die Recognoscirung erſchwert haben würde, ſo würden die Kleidungsſtücke des Ermordeten und die Papiere, die er bei ſich trug, unzweifelhaft auf die richtige Spur gebracht haben.

Unerklärlich bleibt vor allem das pſychologiſche Moment.

Man kann es nicht faſſen, daß ein Menſch, der ſeinen Bruder ſo geliebt, wie Armand Leon, der dieſen Bruder zu verſchiedenen Malen vor dem Untergange gerettet und ihn immer unterſtützt hat, denſelben Bruder dazu verwendet, ein Werkzeug ſeiner mörderiſchen Pläne aus ihm zu machen. Man kann es nicht faſſen, daß Leon, der zwar ein leichtſinniger, aber keineswegs roher und gemeiner Menſch iſt, wie ein gedungener Bravo einen ſolchen Auftrag ausführt. Und doch ſprechen alle Thatſachen dafür, und wir müſſen ſie hinnehmen und darauf verzichten, ſie zu verſtehen.

Digitized by Google

Bei der Verhandlung ist die Vertheidigung überall da, wo es galt, das Unwahrscheinliche nachzuweisen, glänzend gewesen; sie hat Zeugnisse beigebracht, die für Armand so rühmlich sind wie nur möglich. Hochangesehene Männer sind stolz darauf gewesen, ihn ihren Freund zu nennen. Keine Stimme von Bedeutung sagt das Geringste aus, was ungünstig für Armand wäre, und die Staatsanwaltschaft, die alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, um nachzuweisen, daß man Armand ein Verbrechen zutrauen könne, hat in dieser Beziehung nicht das geringste belastende psychologische Moment vorbringen können.

Dagegen ist die Anklage überall da, wo es sich um die Darlegung der Thatsachen, um deren Verknüpfung, um den sachlichen Beweis handelte, siegreich gewesen. Sie hat nachgewiesen, daß Leon mit keinem andern Menschen in der wesentlichen Zeit verkehrt hat als mit Armand, daß der geheimnißvolle Murray nicht existirt, daß Armand, wenngleich er eine unmöglich erscheinende Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hat, doch auf einige wichtige entscheidende Fragen mit fadenscheinigen Lügen geantwortet hat; daß jene „Marie", die Absenderin des Telegramms am Tage vor dem Morde, ebensowenig Fleisch und Blut hat wie der Murray Leons.

Am 27. November 1882 hat der Proceß begonnen. Sechsundneunzig Belastungszeugen und hundertundvierzehn Entlastungszeugen sind gehört worden. Die Verhandlungen sind in französischer Sprache geführt, die Zeugenaussagen in französischer, vlämischer, deutscher und englischer Sprache erfolgt. Die Vernehmung der Zeugen hat vom 29. November bis zum 10. December gedauert. Am 11. December begann die Begründung der Anklage; sie nahm drei Tage in Anspruch. Die Vertheidiger sprachen am 14., 15., 16., 18., 19., und 20. December. Am 21. December replicirte der Staatsanwalt; am 22. December antworteten die Vertheidiger; um dreiviertel sieben Uhr Abends waren die Verhandlungen geschlossen. Der Präsident richtete nun an die Geschorenen die vier Fragen: ob Leon Peltzer und Armand Peltzer schuldig seien, Wilhelm Bernays mit Vorbedacht und Ueberlegung ermordet, beziehentlich bei der Ermordung solche Hülfeleistungen getroffen zu haben, ohne welche das Verbrechen nicht hätte verübt werden können?

Die Geschworenen müssen sich ihre Ansicht sehr schnell gebildet haben; denn schon nach anderthalb Stunden haben sie das riesige Material, das mehrere Bände füllt, bewältigt und ihren Beschluß gefaßt. Ihre Antwort lautet auf alle vier Fragen: Ja. Stürmischer Beifallsjubel im ganzen Publikum. Der Präsident droht den Saal räumen zu lassen, wenn sich das Publikum nicht anständig beträgt. Er fragt Leon, ob er noch etwas zu bemerken habe. Leon erhebt sich und sagt in fieberhafter Erregung: „Ich bin schuldig, ich bin mit Recht verurtheilt; aber mein Bruder ist unschuldig! Das verkünde ich hier laut vor den Geschworenen. Es ist ein Justizverbrechen, gegen das ich protestire." Der Präsident ruft ihn zur Ordnung. Leon antwortete noch einmal: „Und ich halte meine Meinung aufrecht."

Digitized by Google

Als Armand gefragt wird, ob er etwas anzuführen habe, erhebt er sich, streckt die Hand gegen die Geschworenen und ruft mit starker Stimme aus: „Der Fluch meiner Tochter falle auf Euch!"

Eine furchtbare Bewegung geht durch den ganzen Saal. Der Gerichtshof zieht sich auf einige Augenblicke in das Berathungszimmer zurück und verkündet sodann das Todesurtheil für Beide.

Daß die Nichtigkeitsbeschwerde zurückgewiesen und die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus mit zehnjähriger Einzelhaft für jeden umgewandelt worden ist, haben wir schon berichtet.

VIII.

Die Verhandlungen dieses Processes, auf die wir ja natürlich nicht näher eingehen können, haben manche Schäden unseres modernen Gerichtsverfahrens wiederum recht anschaulich gemacht. Vor allem den bedenklichen Hang bei der Anklage sowohl als auch bei der Vertheidigung, alles zu beweisen, was für diese oder jene vortheilhaft, und alles zu entkräften, was für diese oder jene ungünstig wirken müßte. Eine Folge davon ist die Verdächtigung und Herabsetzung der Unbetheiligten, die durch irgend einen verhängnißvollen Zufall als Zeugen in die Verhandlungen eines Schwurgerichtsprocesses hineingezogen werden. Kein Zeuge, der eine wichtige Aussage macht, entrinnt der Verdächtigung. Wen die Staatsanwaltschaft schont, den beleidigt die Vertheidigung, und umgekehrt. Es ist geradezu zur Regel geworden, Zeugen die Wesentliches aussagen, von der einen oder anderen Seite in ihrer Sittlichkeit herabzusetzen und ihre Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen. Das, was im gewöhnlichen Leben als eine schimpfliche Beleidigung betrachtet wird: daß man den Nebenmenschen für einen Lügner hält, ist im Gerichtssaal etwas ganz Gewöhnliches. Und im Gerichtssaal sind doch die Umstände noch besonders erschwerend für die Beleidigung. Wenn Jemand in der Wirthsstube zum Ergötzen der Anderen ein bischen flunkert und prahlerisch aufschneidet, und wenn man dann die Glaubwürdigkeit in Frage stellt, so hat das wenig Belang; aber hier werden solche Aussagen, die im vollen Ernste der Situation, unter Berufung an die wenige Strafe, gemacht werden, verdächtigt. Eine jede unbequeme Aussage, die irgendwie in bestimmter Form auftritt, und die diesem oder jenem, dem Staatsanwalt oder dem Vertheidiger nicht in den Kram paßt, wird nicht blos als ein verzeihlicher Irrthum angezweifelt, sie wird gewöhnlich mit Rücksicht auf die zweifelhaften Charaktereigenschaften des Zeugen einfach als erlogen dargestellt. Geflissentlich wird die Persönlichkeit des Zeugen in der Achtung herabgesetzt; man spürt nach seinem Vorleben, nach seinen Beziehungen und freut sich, wenn man irgend etwas auftreiben kann, was den Zeugen als einen mehr oder minder lasterhaften Menschen darstellt, auf dessen Worte nicht viel zu geben sei. Zieht man die äußerste Consequenz, so wären eigentlich

Digitized by Google

die meisten Zeugen, nach der Charakterisirung der Anklage oder der Vertheidigung, als Meineidige für das Zuchthaus reif.

In gradezu empörender Weise ist Frau Bernays behandelt worden. Allerdings hat die Staatsanwaltschaft später, nachdem sie das Zeugniß des Präsidenten de Longé gehört, andere Saiten aufgezogen und der Reinheit der unglücklichen Frau ein lobendes Zeugniß ausgestellt, dessen eine anständige Dame gar nicht benöthigt sein sollte. Selten ist eine Frau grausamer gestraft worden. Sie lebt in einer unglücklichen Ehe mit einem Manne, dem seine besten Freunde nicht nachrühmen können, daß er ein liebenswürdiger Gatte gewesen sei; sie ist im Munde der Dienstboten, die der Herr bevorzugt; ihr eheliches Leben ist die Hölle auf Erden, und das tragische Ende dieser qualvollen Ehe bildet die Ermordung des Gatten. Nun wird sie des Ehebruchs bezichtigt, nicht bloß von elenden Klatschbasen und gemeinen Dienstboten; auch der Sachwalter der anständigen Gesellschaft eignet sich wenigstens so viel von dem unsauberen Gewäsch an, wie ihm zur Verstärkung seiner Anklage gegen den Freund der unglücklichen Frau dienlich erscheint. Ihre Toilettengeheimnisse werden öffentlich und officiell besprochen. Dienstboten werden darüber vernommen, zu welcher Zeit sie sich das Corset auszieht; ein Arzt muß bei verschlossenen Thüren vor den Geschworenen ihre körperliche Beschaffenheit schildern. Und alles das geschieht, damit man Armand die Ermordung des Mannes dieser unglücklichen Frau zutrauen könne! Und die Frau ist rein, und die rohe Menge höhnt sie auf ihrem Wege. Frau Bernays mag unvorsichtig gewesen sein, im Gefühl ihrer Reinheit mag sie zu unbefangen mit ihrem Freunde Armand Peltzer verkehrt haben; aber die Sühne für diese Unvorsichtigkeit ist doch eine unmenschlich harte gewesen.

Den ruhigen deutschen Leser haben auch die Blüthen forensischer Beredtsamkeit, die hier aufgesprossen sind, nur mäßig angesprochen. Es macht auf uns keinen angenehmen Eindruck, wenn wir sehen, wie der Ankläger sich beständig an die Angeklagten selber wendet, sie bei ihren Vornamen nennt und direct apostrophirt: „Da haben Sie, Leon, den entsetzlichen Plan gefaßt," und: „Da haben Sie, Armand, das und das gethan . . . Sie, Leon, sind ein widerwärtiger Komödiant . . . Sie, Armand, sind ein unheimlicher Schauspieler" ꝛc.

Mit welcher Frivolität die Angelegenheit von einigen Organen der Presse behandelt worden ist, ist kaum zu sagen. Am widerwärtigsten aber ist die Haltung der Menge bei diesen Verhandlungen gewesen. Die Menge war überzeugt von der Schuld der Beiden; sie nahm eine jede Aussage zu Ungunsten der Angeklagten mit Jubel auf, eine jede entlastende mit Murren. Es ist nicht zu begreifen, daß sich die Vertheidiger diese Kundgebungen des Publikums, das sich wie bei der ersten Vorstellung eines Spectakelstückes benommen hat, haben gefallen lassen.

Digitized by Google

Auch das Hineinziehen der Familienbeziehungen, namentlich der Eltern und der Kinder, um Rührung hervorzubringen, hat Etwas höchst unangenehmes, und die theatralische Verfluchung der Jury von Armand macht den guten Eindruck, den das Vorleben Armands und seine Haltung während des Processes auf den Unbefangenen hervorrufen muß, zu Schanden.

Jedenfalls bieten die in diesem Proceß als Angeklagte und Hauptzeugen verwickelten Persönlichkeiten ein so starkes und eigenthümliches Interesse dar, daß eine so ausführliche Schilderung der Vorgänge, wie sie hier versucht worden ist, nicht ungerechtfertigt erscheinen mag.

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

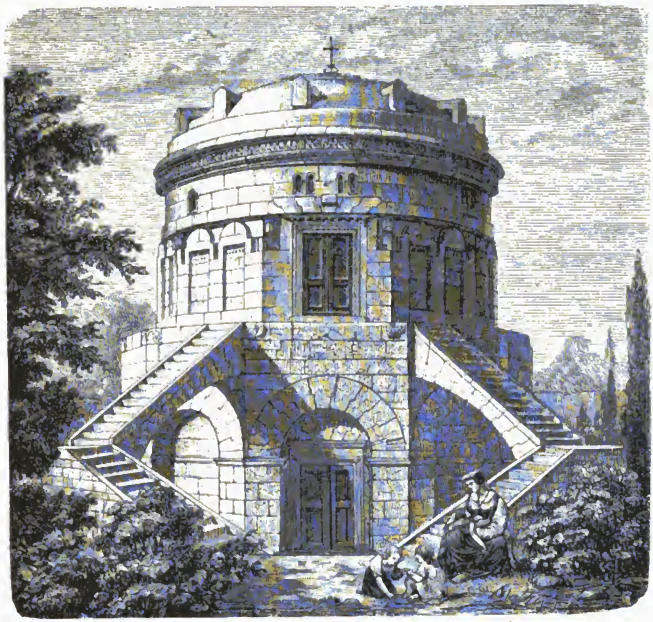
Die **Baukunst des Mittelalters in Italien** von der ersten Entwickelung bis zu ihrer höchsten Blüthe. Von Oscar Mothes. Mit 200 Holzschnitten und 7 Farbendrucktafeln. Jena, Hermann Costenoble.

Die Baukunst ist eine undankbare Kunst. Keine andere ist so wenig persönlich wie sie. Ihr Stoff ist so spröde und ihre Form so mächtig, daß es dem Schöpfer kaum gelingen will, dem Werke den Stempel seiner eigenen Natur aufzudrücken. Der Kenner wird an einem Gedichte, einem Gemälde, einem Bildwerke in der Regel Eigenschaften aufzufinden wissen, die ihn bestimmen, dasselbe einem ganz bestimmten Meister zuzuschreiben; bei einem Gebäude dagegen finden sich solche Kennzeichen der Persönlichkeit nur verwischt vor. Und dem entsprechend wird weder der Name des großen Baumeisters so volksthümlich wie der des großen Dichters oder Malers, noch haftet derselbe so untrennbar an seiner Schöpfung wie etwa der Gustav Freytags an einer seiner Dichtungen oder der Anton von Werners an einer seiner großen Schlachtbereien. Wer den großen Kurfürsten so herrlich auf das Roß an der langen Brücke gesetzt hat, das weiß in Berlin fast jedes Kind; aber nur Wenige werden wohl zu bezeichnen wissen, wer die einzelnen Flügel des königlichen Schlosses aufgeführt, oder wer das Brandenburger Thor errichtet hat. Bauwerke läßt man meist auf sich wirken wie Naturschönheit: man nimmt sie hin, ohne nach ihrem Ursprung zu fragen. Deshalb ist es schwer für den Baukünstler, sich einen Namen zu schaffen. Die Meisten wirken ungenannt; und nur ein Schlüter, ein Schinkel, denen es gelingt, nicht nur in dem ganzen Bauwesen ihrer Zeit, sondern auch in der ganzen Kunstform und so gewissermaßen in dem Leben ihrer Zeitgenossen die Spur ihres Griffes zurückzulassen — nur sie bleiben für die Nachwelt leibhafte Persönlichkeiten.

Glücklicherweise findet diese Ungerechtigkeit eine Art Ausgleichung. Nicht darin, daß das Gebäude dasjenige Kunstwerk ist, das die größte Lebensdauer besitzt, oder darin, daß es, an der Straße errichtet, sich der Bewunderung auch des Achtlosen aufdrängt. Sondern die Baukunst hat überhaupt die Eigenschaft, den Menschen mächtiger zur Betrachtung anzureizen als ihre Schwesterkünste. Sie redet eine eindringlichere Sprache. In ihrem eigensten Wesen liegt ein starker Kern von Verstandesmäßigem,

Digitized by Google

stärker selbst als in der Dichtkunst. Der eigentliche Reiz jeder Kunst ist ja ein Geheimniß: etwas, was man nicht erklären, nur nachfühlen kann, ein unzerlegbarer Rest der in der Auflösung der Rechnung bleibt. Dieser Rest aber ist nirgends so gering als in der Baukunst. Es ist wahr, daß in den Beziehungen von Bauform und Stoff, von Lage und Umfang sich Manches findet, was unsere Schulweisheit nicht verständlich machen kann: die großartige Wirkung des Palastes Pitti, dieses ungeheuren, fast ungegliederten Steinwürfels, ist zum Beispiele ein Räthsel in diesem Sinne — im Allgemeinen indessen kann hier der Verstand dem Gange der Kunst von der Absicht



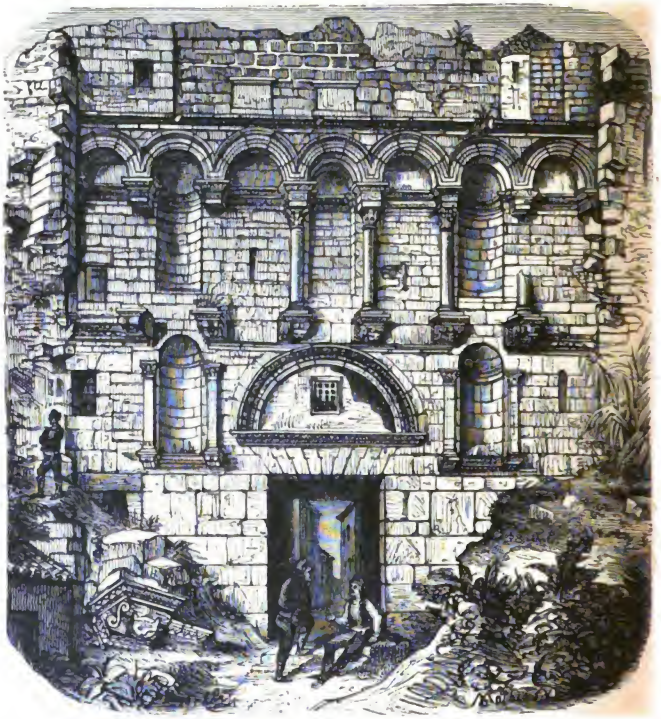
Grabmal Theodorichs in Ravenna. Restaurirt.
Aus Rothes: Baukunst in Italien. Jena, Costenoble.

bis zur Wirkung ziemlich folgen. Sie ist schon von ihrem Entstehen an so tief durchsetzt mit Berechnung, daß sie dem Verstande immer gemäß bleibt: „gefrorene Musik", wenn Musik Harmonie bedeutet; doch weil man ihre Eindrücke festhalten kann, im Wesen der Musik, der verstandesfremdesten aller Künste, vollkommen entgegengesetzt. —

Daraus, daß die Baukunst so lebhaft zu den Verstande spricht, ergiebt sich die Anziehung, die gerade sie auf diesen ausübt. Das Theoretische keiner Kunst ist einerseits so fest ausgearbeitet, wie das der Baukunst, oder bietet andererseits eine so

anregende Beschäftigung Daher wendet sich ihr der Lerneifer des Kunstfreundes mit Vorliebe zu. Hand in Hand mit der Theorie geht aber die Geschichte: jene ist ohne diese nicht denkbar; und so leben die großen Baumeister wenigstens in den Büchern und in dem Gedächtnisse der Lesenden fort.

Es wäre müssig, hier an die Literatur der Baukunst zu erinnern; sie ist glänzend und ehrwürdig. In unserer Zeit hat sie einen neuen Aufschwung gewonnen. Man



Porta aurea zu Spoleto.
Aus Mothes: Baukunst in Italien. Jena, Costenoble.

hat versucht, die Bauformen mit eingehenderem Verständisse zu durchdringen; und die historische Betrachtungsweise wird aufmerksamer angewendet und bietet zugleich dem Forscher weit mehr Vergleichspunkte, als man irgend früher erreichen konnte. Der Grundzug unserer wissenschaftlichen Thätigkeit, den Stoff in einzelne Gebiete zu zerlegen, der Spezialismus, scheint sich hier erst später auszudrücken als anderswo. Umfassende Werke der Theorie, Encyklopädien der Architektonik, sind zahlreich noch in

Digitized by Google

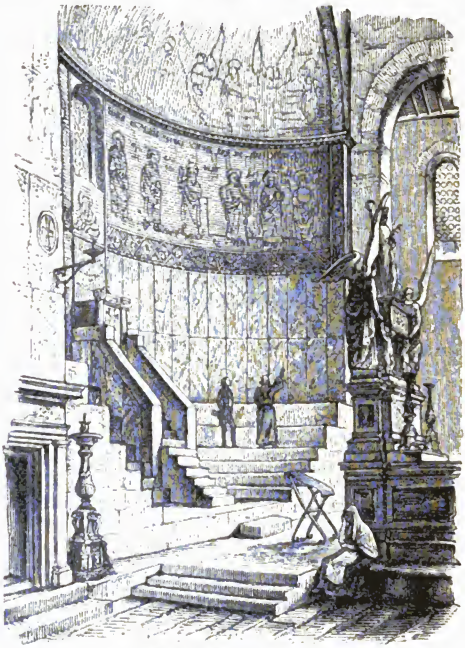
jüngster Zeit geschrieben worden — eine der geistreichsten, die von Adam), hat ihren Abschluß noch nicht gefunden. Fühlbar macht sich indessen schon jener Zug auf das Einzelne, und er wird an Stärke jedenfalls noch zunehmen. Man wird sich darüber nicht beklagen dürfen; denn diese Erscheinung ist berechtigt, den Stoff, der sich immer mehr häuft, kann auch hier ein einziger Mensch kaum noch übersehen, und doch darf man erst dann glauben verstehen zu können, wenn sämmtliche Urkunden des Baugeistes durchforscht worden sind. Diese Arbeit ist ein Strom, der sich in die Tiefen stürzt, um sich dort in zahlreichen Adern zu zertheilen. Er entschwindet unseren Blicken, und es bleibt uns nur der Wunsch zu hegen, daß er, wenn er wieder zum Vorschein kommt, nicht trüb und sandig und verdickt einherschleiche von all den Körnern, die er zusammengespült. Wir haben an der modernen Geschichtsschreibung das traurige Beispiel davon, wie eine Wissenschaft im Selbstgenügen ungenießbar werden kann. Die Baukunst ist wenigstens kein Stubenkind; und so erhält sie sich vielleicht ihre Frische.

Die Schrift von Oskar Mothes über die Baukunst des Mittelalters in Italien besitzt noch die alte rühmliche Eigenschaft der meisten Werke über Tektonik: sie ist lesbar geschrieben. Mothes, ein Leipziger, ist in seiner Heimath geschätzt, nicht nur als Baumeister, sondern auch als ein Mann, der an seiner Zeit redlichen Antheil nimmt, ein rüstiger und unermüdlicher Arbeiter. Obgleich ausübender Künstler, steht er der Forschung nicht fremd gegenüber, und das vorliegende Buch ist ein Beweis, wenn nicht für seine Vielseitigkeit, so doch mindestens für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Den ungeheuren Stoff — er reicht zurück bis in die Verfallzeit der antiken Architektur und bis hinein in die Blüthezeit der Renaissance — beherrscht er vollständig. Die Bauwerke Italiens, die in dieser Wiege der modernen Kunst so unvergleichlich zahlreich verstreut sind, hat er sämmtlich studirt, er hat die Literatur, von deren Umfange sich der Laie kaum einen Begriff macht, sich angeeignet und ist, unterstützt von Geschmack und Urtheil, gegenwärtig wohl einer der ersten Kenner dieses Stoffes.

Was die Baugeschichte Italiens so anziehend und so wichtig für die Erkenntniß macht, das ist nicht das Vorherrschen etwa eines, constructiven Gedankens, der sich durchgehends in der Bauübung des Volkes nachweisen ließe. Es sind vielmehr zwei andere Punkte, die sich dem Blicke sogleich darbieten. Das ist einerseits der ununterbrochene Zusammenhang der Entwickelung. Was die antike Kunst an Formen besessen, das entschwindet dem Gebrauche nicht. Es wird beharrlich weiter ausgenützt; und, seltsam genug! indem das Leben in neue Bahnen einlenkt, der Kunst neue Aufgaben stellt — man denke nur an den neuen Cultus mit seinen plötzlich geltenden Bedürfnissen — vertieft sich, inmitten allgemeiner Verrohung und Verarmung, die Leistungsfähigkeit und gewinnt den alten Formen ein ganz neues Leben ab. Der Cultus fordert weite Räume, und damit erhält der Gewölbebau, der im eigentlichen Alterthume auch bei den Römern nie folgerichtig ausgebildet worden war, eine ganz überraschende Bedeutung. Ist dies historisch interessant, so spielt eine andere Beobachtung mehr in das Gebiet der Völkerpsychologie, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen darf. Italien hat während des ganzen Mittelalters und weit darüber hinaus eigentlich keine nationale Geschichte gehabt. Es war nur das Schlachtfeld der fremden Eroberer. Mit diesen, mochten sie auch fast durchgängig auf niedrigerer Culturstufe stehen als die Eingeborenen, kamen zahlreiche neue Kunstformen in das Land. Selbst die ersten Germanen haben deren einige eingebracht, und später wurden diese Einflüsse tiefer, es kamen sogar so ganz widersprechende hinzu, wie die sarazenischen gewesen sind. Aber bei allen diesen Einflüssen läßt sich bemerken, daß die nationale Eigenart der Italiener sich mächtiger bewiesen hat, als sie. Sie alle sind vollkommen verarbeitet worden: es sind Keime geblieben, deren Vorhandensein sich leicht nachweisen läßt, deren keiner sich indeß selbständig entwickelt hat So hat es, um das schlagendste Beispiel anzuführen, streng genommen, keine italienische Gothik

Digitized by Google

gegeben. Die italienische Kunst hat den nordischen Gedanken übernommen, hat ihn aber so eigenartig benutzt, ihn so ganz entstellt, daß kein größerer Unterschied denkbar ist als der zwischen nordischer und italischer Gothik. Es ist, als ob dieses Volk von jeher einen Schönheitssinn ganz eigener Art gehabt hätte, so mächtig in seiner Individualität, daß ihm sich Alles hätte anschmiegen müssen. Es ist leicht zu sehen, daß hier außer den natürlichen Bedingungen, dem Klima und Boden, dem Volkscharakter u. s. w., auch geschichtliche mitgewirkt haben. Der Italiener konnte nie das Antike

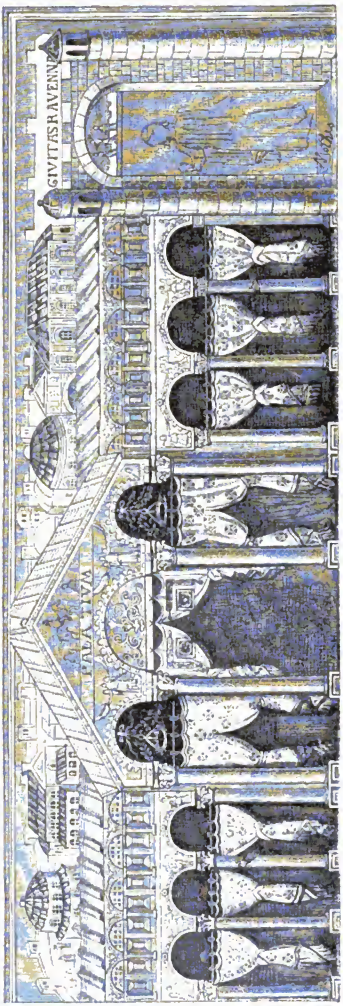


Apsis der Kathedrale von Torcello.
Aus Mothes: Baukunst in Italien. Jena, Costenoble.

Vorbild so aus den Augen verlieren, wie die übrigen Nationen. Ueberall ragten die alten Reste in das Leben hinein. Und man liebte sie; auf ihnen hing das Auge des Italieners als auf den Zügen einer glücklichen Vergangenheit, sie redeten zu diesem gleich mahnenden Vorbildern zum Nacheifern. Die Antike blieb das Ideal, das nie aufgegeben wurde.

Man kan sich keinen vorzüglicheren Leitfaden wünschen, als das Buch von Mothes: Die Entwickelung der italienischen Baukunst, um in jener diese Gesichtspunkte zu verfolgen. Mothes vereinigt auf das Glücklichste die Eigenschaften des Gelehrten und

des Praktikers: und wenn ihn die Quellen im Stiche laſſen, ſo bieten ihm ſeine Fachkenntniſſe immer noch Gelegenheit, aus der Erhaltung der Bauwerke, aus dem Zuſtande des Stoffs und aus der Bauweiſe ziemlich ſichere Schlüſſe zu ziehen. Es läßt ſich annehmen, daß er im Allgemeinen regelmäßig aus eigener Anſchauung urtheilt. Einen großen Theil der Zeichnungen hat er auch ſelbſt entworfen; und man braucht nicht zu zweifeln, daß auch dies dem Werke zum Vortheil gereicht hat. Den Abſichten des Verfaſſers hätte ein anderer Künſtler ſicherlich nicht ſo genügen können — ganz abgeſehen davon, daß Mothes ein tüchtiger Zeichner iſt. Die meiſten der Illuſtrationen ſind in architektoniſche Perſpective aufgenommen — die bekanntlich derjenigen der Maler nicht entſpricht. Auch ſind, da mit dem Raum nicht gar zu verſchwenderiſch umgegangen werden durfte, mehrere verſchiedene Aufnahmen, beſonders architektoniſcher Einzelheiten, auf einen Stock geſchnitten worden, ſo daß der Laie bisweilen ziemliche Aufmerkſamkeit nöthig hat, um ſich zurechtzufinden. Doch iſt die Ausführung ſo peinlich ſchön und klar, daß man durchaus nicht Grund hat, ſich zu beklagen. Die übrigen Illuſtrationen ſind italieniſchen Werken entnommen und kommen hier zum erſten Male in einer deutſchen Ausgabe zum Abdruck: auch ſie ſtehen vollkommen auf der Höhe der Anforderungen. Weshalb aber iſt unter einige das Wort inédit gedruckt? Hätte ſich dafür keine deutſche Bezeichnung



Schloß des Theoderich zu Ravenna. Nach einem Moſaik. Aus Mothes: Baukunſt in Italien. Jena, Coſtenoble.

finden lassen? Und wenn sie auch um einige Buchstaben länger gewesen wäre! Man kann sich doch schon einer kleinen Mühe unterziehen, um einem so häßlichen, ungebräuchlichen Fremdworte zu entgehen. Wir nennen die Schriftsteller mit Dankbarkeit, die irgend eins durch einen heimischen Ausdruck ersetzen — wie sollen wir aber die bezeichnen, die neue einschleppen? Sie versündigen sich.

Dem Werke sind mehrere Tafeln in Farbendruck beigegeben, welche den vielfarbigen Bau der Italiener darstellen. Wir Deutschen fangen erst wieder an, uns an diese Weise zu gewöhnen, nachdem sie, für den Backsteinbau einst hochgeschätzt, vollkommen in Vergessenheit gerathen war. Der Italiener hat sie immer gepflegt, und zwar hat er dazu die edelsten Steine verwenden können. Mothes giebt die schönsten Beispiele, auch vom inneren Schmucke der Baulichkeiten. Die Farbendrucke sind vorzüglich ausgefallen, trotzdem die Muster in recht kleinem Maßstabe wiedergegeben werden mußten. Die Ausführung rührt von J. G. Bach in Leipzig her — einer Werkstätte, deren wir bereits öfters ehrenvoll gedenken durften.

Zum Schluß noch einen Trost für schreckhafte Leser. Durch den Anfang des Buches zieht sich struppig und unansehnlich die gebräuchliche historische Einleitung, die nun einmal bei deutschen Büchern unentbehrlich zu sein scheint. Auf den ersten Augenblick ist man beinahe empört über diese Zumuthung. Diese Thatsachen findet man ja leicht in einem Handbuche, und es scheint lästig, daß der Verfasser hier erst noch studii et eruditionis exemplum ablegen will. Man sagt sich, daß ein Forscher Alles wissen müsse, aber sich es nicht merken lassen dürfe, daß er gelernt habe. Zum Glücke ist es nur der erste Eindruck, der so trostlos urtheilt. Entschließt man sich endlich, in diesem Sand seine Furche zu ziehen, so pflügt man endlich annehmliche Dinge heraus und gewahrt schließlich, daß man alles Gebotene brauchen kann, und daß auch nur das Unumgängliche geboten wird. Diese ganze Einleitung hat vielleicht keinen hohen Literaturwerth; aber zweckmäßig ist sie jedenfalls.

Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Besonders hingewiesen sei auf die Denkmäler der Ostgothenzeit, die man nicht ohne eine Mischung von Neugier und Rührung betrachten kann. An dem Mosaike des ravennatischen Schlosses ist merkwürdig, daß die Figur des großen Königs in der mittelsten Nische von späterem Hasse ausgelöscht worden ist, doch sind ihre Spuren auch noch auf diesem Bilde zu erkennen. — Die Ausstattung des Buches, besonders Papier und Druck — Antiqua — ist ganz vorzüglich. — ck.

Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechszehnte Jahrhundert. Von Wilhelm Lübke. Zwei Bände. Mit 397 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Vor Kurzem haben wir auf eine Aeußerung Lübkes über den modernen Holzschnitt Bezug genommen und als Muster volksthümlicher Kunstillustration Proben aus der Kunstgeschichte des Stuttgarter Meisters abgedruckt. Wir kommen heute auf jenen Gegenstand nicht zurück, sondern begnügen uns, aus Lübkes Geschichte der italienischen Malerei einige Blätter zu geben, um zu zeigen, wie seine Grundsätze sich auf diesem Gebiete bewahrheiten. Was Lübke verlangt: Anspruchslosigkeit und Wahrheit, das findet hier in der That seine Verwirklichung — und daß diese Forderungen begründet und die einzig maßgebenden sind, das braucht hier nicht erst erörtert zu werden. Bei näherer Betrachtung wird man diese Holzschnitte in der Verschiedenartigkeit ihrer Ausführung höchst interessant finden; man sieht hier sowohl die Nachbildung der Skizze, die dem Stifte des Künstlers ziemlich genau nachgeht, als diejenige des Tafelbildes, die fast bloß die Umrisse giebt, kaum noch Licht und Schatten darauf, und die darauf, den Reiz der Farbe nachzuahmen, weislich verzichtet.

Digitized by Google

Aus: Lübke „Geſchichte der italieniſchen Malerei". Ebner & Seubert, Stuttgart.

Digitized by Google

Im Uebrigen haben wir über das Werk selbst kaum noch etwas zu bemerken. Es hieße dem Strome Wasser zutragen, wollten wir es noch loben: hat es doch bereits überall den gebührenden Ehrenplatz gefunden. Neben dem geistvollen Cicerone Burckhardts, dem anziehendsten, was über diesen Gegenstand jemals geschrieben

Aus: Lübke „Geschichte der italienischen Malerei".
Ebner & Seubert, Stuttgart.

worden ist, und dem Buche Crowes und Cavalcaselles, die zum ersten Male versucht haben, dem großen Publikum die Gesichtspunkte der Technik zugänglich zu machen, behauptet es sich als die volksthümliche Geschichte der italienischen Malerei. Es sind ehrliche Bücher, diese Lübke'schen Werke: sie wollen dem Leser keinen Dunst von Gelehrsamkeit vorspiegeln, sondern erhalten sich rein für ihren Zweck und weisen die eigentliche Forschung ganz aus ihrem Gebiete. Daher kommt der Eindruck des Einheitlichen, den sie hervorrufen, des Gesunden, gleichsam Natürlichen, und daher

Digitized by Google

kommt auch ihr Erfolg. Schade ist, daß Lübke zu den revolutionären Auseinandersetzungen Lermoliefs in diesem Buche noch nicht hat Stellung nehmen können. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er seine Ansichten darüber auf diese Weise wirksam hätte verbreiten können. Wir heben noch eine Stelle in der Ein-

Aus: Lübke „Geschichte der italienischen Malerei. Ebner & Seubert, Stuttgart.

leitung hervor: „Die Anschauung dieses reichen Stoffes", sagt Lübke, „ist mir zuerst in der lehrreichen Gemäldegalerie des Berliner Museums aufgegangen." Das ist doch einmal eine offene, hinterhaltslose Anerkennung, deren man sich freuen kann! Wie viel hat man an unsrer Galerie genörgelt, und wie gern hat man immer übersehen, was sie bietet, auch wenn sie an Blendern und Bädekersternen arm ist. Mit diesem kleinen Lobe im Vorbeigehen wird Lübke Manchem mehr Freude bereitet haben als mit seiner ganzen, reichen literarischen Wirksamkeit. —ck.

Bücher über Musik.

I.

Die letzten Monate haben uns eine lange Reihe von Schriften über Musik gebracht, darunter neben manchem Unbedeutenden und Gleichgiltigen, auch etliches Wichtige und Interessante. Diese beiden letzteren Eigenschaften vereinigt in sich eine 86 Seiten umfassende Schrift **Ferdinand Hillers**, mit dem Titel **„Goethes musikalisches Leben"** (Köln, M. Du Mont-Schauberg). Das liebenswürdige Büchlein ist ganz dazu angethan, das Vorurtheil von Goethes Theilnahmslosigkeit gegenüber der Musik zu zerstreuen. „Oft hörte ich es beklagen," sagt Hiller, „namentlich von gebildeten Kunstgenossen, daß Goethe der Musik wenig Neigung und Theilnahme

Digitized by Google

entgegenbrachte. Man hob dann hervor, wie viele Aeußerungen z. B. in den Werken Shakespeares Zeugniß ablegen von dessen leidenschaftlicher Liebe zur Tonkunst, und meinte, in den Schöpfungen unserer größten Dichter sei Aehnliches nicht zu finden. Vielleicht nicht in seinen populärsten dramatischen und epischen Dichtungen — wohl aber in seinen lyrischen. Forscht man aber tiefer nach Goethes Beziehungen zur Musik, wie sie aus seinen Correspondenzen, Tagebüchern, Gesprächen hervorgehen, sieht man sich den reichen poetischen Schatz an, den er dem Tondichter geboten, so kommt man zu dem Ergebniß, daß es in der ganzen neueren Literatur keinen großen oder auch nur bedeutenden Dichter gegeben hat, der so viel für Musik zu thun sich bemüht hätte, wie er." Unter allen Zeitgenossen dürfte kaum ein zweiter für eine solche Beweisführung mehr geeignet sein, als Ferdinand Hiller, einer der hervorragendsten Musiker unserer Tage, ein feiner classisch gebildeter Geist, ausgezeichneter Schriftsteller und dazu einer der wenigen Glücklichen, denen es beschieden gewesen, den Olympier von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Goethe widmete damals (10. Februar 1827) dem im 16. Lebensjahre stehenden Knaben Hiller, der im Begriffe war, mit seinem Lehrer Hummel von Weimar nach Wien zu ziehen, die folgenden Strophen:

Ein Talent, das Jedem frommt,
Hast du in Besitz genommen.
Wer mit holden Tönen kommt,
Ueberall ist Der willkommen.

Welch' ein glänzendes Geleite!
Ziehest an des Meisters Seite;
Du erfreust Dich seiner Ehre,
Er erfreut sich seiner Lehre.

Indem Hiller das lange Leben Goethes vor dem Leser vorüberziehen läßt, ausschließlich seinen Beziehungen zur Tonkunst und zu Tonkünstlern nachgehend, führt er den Dichter zumeist mit seinen eigenen Worten vor. Die Beweisführung erhält dadurch einen documentarischen Charakter und sie wirkt damit um so überzeugender. Ganz besonders plastisch tritt die Erscheinung Zelters hervor, dessen Freundschaft mit Goethe auf dem Boden der Musik sich gegründet hatte — die Bemerkungen Hillers über die thatsächliche Bedeutung Zelters erscheinen sehr zutreffend. Der Wunsch Hillers: „Daß nach dem Gegebenen für den Leser es wie für ihn selbst feststehen möge, daß Goethe die Tonkunst auf's innigste liebte, ehrte, empfand und verstand, daß aber leider sein Glück mit derselben seine Liebe dafür nicht gleichkam; daß er mehr säte als erntete, mehr gab als empfing, Höheres anstrebte als erreichte" — dieser Wunsch wird sich in Jedem erfüllen, welcher den liebevollen Untersuchungen bis zum Schlusse gefolgt ist. Und wie leicht wird Einem diese Gefolgschaft gemacht — ist doch Ferdinand Hiller auch gleichzeitig einer unserer ausgezeichnetsten Feuilletonisten. Jede eine seiner Schrift bekundet diese Thatsache von Neuem und läßt den Wunsch nach Weiterem rege werden. Hoffentlich findet der Meister am Abend seines reichbewegten Lebens Muße, uns seine Memoiren zu spenden: wir erhielten damit sicherlich einen der bedeutungsvollsten und interessantesten Beiträge zur Geschichte des musikalischen Lebens unseres Jahrhunderts. Das beweisen die gelegentlichen Bruchstücke, welche Hiller in Form von Erinnerungen hier und dort veröffentlicht hat; „Nord und Süd" hatte sich etlicher derselben zu rühmen und die Monatsschrift darf sie zu ihren erfreulichsten Beiträgen zählen. —

In mannigfacher Beziehung mit Hiller zu vergleichen, so verschieden auch die künstlerische Art der Beiden sein mag, ist **Franz Liszt**, von dessen **„Gesammelten Schriften"** wiederum ein Band und zwar der fünfte unter dem Titel **„Streifzüge"** vorliegt. Der von der Verlagsfirma Breitkopf und Härtel mit bekannter Opulenz ausgestattete

Digitized by Google

Band enthält „kritische, polemische und zeithistorische Essays", die theilweise die Musik nicht berühren und für die Gegenwart von nur bedingtem Inhalte sind. An der Spitze begegnen wir einem fast die Hälfte des Bandes umfassenden aus dem Jahre 1850 stammenden Aufsatze „Zur Goethe-Stiftung". Es folgt der Bericht über „Weimars Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl Augusts 1857," dann eine Analyse von „Genasts Gedicht ‚Dornröschen' und Raffs Musik gleichen Namens (1856)", ferner eine umfassende Kritik über „Marx und sein Buch: die Musik des 19. Jahrhunderts" (1855), eine andere des Ulibischeff'schen Pamphlets über Beethoven und schließlich ein „Brief über das Dirigiren", ein denkwürdiges Blatt in der Geschichte des Dirigirens mit der Schlußfolgerung: „die wirkliche Aufgabe eines Kapellmeisters bestehe darin, sich augenscheinlich überflüssig zu machen — und mit seiner Function möglichst zu verschwinden. Wir sind Steuermänner und keine Ruderknechte." Auch der vorliegende Band giebt ungeachtet seiner in der Hauptsache veralteten Stoffe einen leuchtenden Beweis für die Vornehmheit von Liszts menschlichem und künstlerischem Wesen, für seine Begeisterungsfähigkeit wenn es der Förderung des Edlen, für seinen schönen Eifer, wo es der Abwehr des Gemeinen gilt, sowie für seine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung. Deshalb sei uns auch dieser Band gleich seinen Vorgängern willkommen; hoffentlich läßt der letzte, mit der glänzenden Phantasie über „die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn" nicht allzu lange auf sich warten.

Auch **La Mara** (Frau Lipsius) hat einen neuen Band — den fünften — ihrer **Musikalischen Studienköpfe** erscheinen lassen (Breitkopf und Härtel). Er beschäftigt sich mit den Frauen im Tonleben der Gegenwart und giebt Biographien und Charakteristiken von vierundzwanzig weiblichen Tonkünstlern, darunter Clara Schumann, Annette Essipoff, Adelina Patti, Amalie Joachim, Pauline Lucca, Pauline Viardot-Garcia ꝛc. Den vorausgegangenen Bänden steht der vorliegende Band in jeder Beziehung um ein Beträchtliches nach, sowohl in Betreff seines allgemeinen Inhaltes, als auch besonders des literarisch-ästhetischen Werthes. Die Verfasserin bewegt sich diesmal fast ausschließlich in Superlativen, sofern sie nicht gelegentlich zur Unterstützung ihrer Wohlmeinung über die geschilderten Persönlichkeiten das Urtheil eines maßgebenden und besonneren Kritikers citirt; die Lebensschicksale der Betreffenden werden gleichfalls zumeist in dem bekannten hymnenartigen Tone erzählt, wie er so oft jenen Biographien zu eigen sein pflegt, wie sie in illustrirten Frauenzeitungen als Beigabe zu dem Bilde irgend einer berühmten Frau erscheinen. Kurz: während die früheren Bände die „Studienköpfe" im Lichte einer ernsthaften Leistung angesehen werden durften, muß der vorliegende Band als eine Dilettanten-Leistung bezeichnet werden, von geringem Werthe für die einschlägige Literatur.

Von einer erfreulichen Erscheinung in der Geschichte der musikalischen Journalistik, ja der Journalistik überhaupt erzählt **Ernst Pasqué's** Broschüre; **„Vierzig Jahre aus dem Leben einer musikalischen Zeitung.** Eine Chronik „der ‚Signale' von 1843—1883." Im November des Jahres 1842 ließ Bartholf Senff, damals ein junger Commis in der Friedrich Kistner'schen Musikalienhandlung, die erste Probenummer der „Signale für die musikalische Welt" erscheinen, in Lexikon-Octav 12 Seiten stark und sauber gesatzt. Das Blatt nennt sich heut wie damals, es erscheint in genau demselben Format, Friedrich Andrä druckt es heut wie vor vierzig Jahren, der Buchbindermeister von 1842 übt heut noch daran seine Falzkunst, Bartholf Senff ist heut wie vor 40 Jahren Redacteur und Verleger. All' das liefert ein schönes Beispiel andauernden und erfolgreichen Zusammenwirkens, wie vor allen Dingen der gesunden Grundlage und des praktischen Aufbaues des literarisch-musikalischen Unternehmens. Es fehlte damals, als Senff den Plan zur Gründung des Blattes faßte, besonders in dem musikfreundlichen Leipzig, an einem musikalischen Blatt, daß nicht nur gelehrt, sondern volksthümlich gehalten, dabei im Stande war,

Digitized by Google

über Alles, was sich nur in der weiten bunten Welt der Töne ereignete, zu berichten, den betheiligten Leser zu orientiren, ihm rasch, mit wenig Worten nur Thatsachen zu melden, gleichviel, ob sie dem Bereich der classischen oder der heiteren Muse der Tonkunst, der älteren oder neueren Richtung angehörten; das ebenso gut zu erzählen wußte von den Talenten ersten Ranges wie von den im Werden begriffenen, ebenso unteilsch von großen Erfolgen auf jedem Gebiet der Tonkunst, wie von bescheidenen Darbringungen und persönlichen Leistungen. „Und dies Alles muß knapp ohne Prätension, wahr und ungeschminkt, besonders ohne alles unnöthige allzu gelehrte und kritische Beiwerk gebracht werden," sagte sich der zukünftige Herausgeber. „Es muß eben nur angedeutet — *signalisirt* werden!"

Was der Begründer der neuen musikalischen Zeitschrift wollte, wußte er ganz genau, was diese sein sollte, stand fest in seinem Geiste, nun handelte es sich nur noch darum, für das neue, nicht leichte Unternehmen die rechte Form, das Gewand zu finden, in dem es sich seinem zu gewinnenden Publikum mit Vortheil und zugleich mit Intentionen seines Schöpfers entsprechend präsentiren konnte. Er, der das Bedürfniß seiner Zeit klar und richtig erkannt hatte, konnte über die Form nicht lange im Unklaren sein. — Und daß er das Richtige gefunden, beweist der Umstand, daß die „Signale" heute noch, nach einem vierzigjährigen Bestehen, wie die gleiche künstlerische Tendenz, auch dieselbe äußere Form: gleiches Gewand und gleiche Eintheilung zeigen, wie bei ihrem ersten Erscheinen vor dem deutschen musikalischen Publikum. Wenn auch im Laufe der Jahre die Ueberschriften mancher Rubriken eine Aenderung zum Besseren erfuhren, der Inhalt blieb derselbe, und verschwand die eine oder andere derselben ganz, so geschah es nur, um in erneuter, verbesserter Form ins Leben zu treten. In der Hauptsache, wie in den Hauptpunkten ist die Zeitschrift sich jedoch gleich geblieben, von der ersten Nummer an bis zu der letzten des nun zu Ende gegangenen Jahrgangs 1882: kurze, belehrende und unterhaltende Leitartikel, rasche, knappe Berichte über alle nur einigermaßen interessante Vorkommnisse im Bereiche der Tonkunst aller Länder diesseits und jenseits des Oceans; knapp gehaltene Kritiken über Kunst und Künstler, deren Werke, persönliche Leistungen und Verhältnisse, sodann gleichsam als Zugabe kleine Charakterzüge, unterhaltende Anekdoten ꝛc. aus dem Kunst- und Künstlerleben. So ist es heute, so war es vor vierzig Jahren, und dies zeigt unanfechtbar, daß der Begründer unseres Blattes seine Zeit und deren Bedürfnisse stets richtig erkannte. Wie viele musikalische Blätter entstanden — und vergingen in diesem langen Zeitraum, der beinahe ein ganzes Menschenleben umfaßt! Sogar Zeitschriften mit großen Mitteln, von bedeutenden geistigen Kräften unterstützt, erlagen den Zeit-Verhältnissen, die kleinen Signale lebten ruhig weiter, freuten sich ihres Daseins und erfreuten dadurch wieder zahllose Leser, die sie sich als Freunde erworben und, was noch mehr sagen will, auch als solche erhalten haben.

Pasquë's Broschüre, welche übrigens abschnittweise in der jubilirenden Zeitung erschienen war, bringt mannigfache Einzelheiten zur Geschichte der musikalischen Journalistik der letzten von Jahrzehnten, natürlich in erster Reihe der „Signale" selbst. Ein warmes und verdientes Lob wird einer der „drei festesten Stützen des Blattes", dem Königsberger *Louis Köhler* ausgesprochen. Aber klingt es nicht wie Ironie, wenn von der „zweiten Stütze" dem verbissenen „Haus-Berichterstatter der Signale", *Eduard Bernsdorf*, in dieser Pasquë'schen officiösen *Hauschronik* der „Signale" das folgende zu lesen ist: „Eduard Bernsdorf ist der Hausberichterstatter unseres Blattes; was sich im Gebiete der Oper, der Concerte, des Conservatoriums ꝛc. in Leipzig nur ereignet, entgeht seiner stellenweise scharfen Feder nicht und *wenn er lobt* darf dies als wohlverdient hingenommen werden." Und wenn, was zumeist geschieht — er tadelt, wie dann? Schade, daß Louis Köhler nicht in Leipzig ist! Der treffliche Redacteur und Verleger würde im fünften Jahrzehnt seines Blattes den Tausenden seiner Leser kaum eine größere und sagen wir dreist angenehmere Ueberraschung bereiten können, als wenn er das wichtige Leipziger

Digitized by Google

Referat einer maßvolleren und in ihren Aeußerungsformen urbaneren Persönlichkeit, als Herr Bernsdorf, anvertrauen würde. Das sine ira et studio ist diesem ein fremder Begriff: ira und studium — sagen wir: Zorn und Ereiferung — sind ihm Selbstzweck. Herr Bernsdorf, befindet sich dem Genie und jedem Talente gegenüber in der Rolle des Menschen, dem dabei die eigenen Mißerfolge auf künstlerischem und literarischem Gebiete vor die Seele treten; daher „reißt er herunter", um selbst größer zu erscheinen: mit dem vornehmeren Worte „Tadeln" ist diese Form der Kritik nicht zu bezeichnen. Wir haben diesen starken Schatten hervortreten lassen um damit noch schärfer zu zeigen, wie viel Licht in den „Signalen" vorhanden ist. Und dieses Lichtes möge sich die musikalische Welt noch viele weitere Jahrzehnte zu erfreuen haben und mit ihr Bartholf Senff, der umsichtige Begründer und Redacteur, der kunstsinnige und geschmackvollen Musikverlegers.

Goethe und kein Ende! Rede zum Antritt des Rectors u. s. w. Von Emil Du Bois-Reymond. Berlin, Buchhandlung der kgl. Akademie der Wissenschaften (G. Vogt).

Ja, schüttelt nur Eure Ketten! Das Goethewort möchte man auch dem geistreichen Naturforscher zurufen. Kommt doch auch er mit seinem ungeduldigen Unmuthe nicht über Goethe hinaus und weiß sich keinen besseren Titel zu finden, als wiederum ein Goethewort. Und wenn er die Größe Goethes wirklich als einen Druck empfindet und wirklich meint, daß dieselbe auf unserer ganzen Entwickelung laste, so kann er sich doch sagen, daß eine Maßlosigkeit, wie er sie hier beweist, ihn selbst um die Wirkung richtiger Gedanken betrügen muß, denn die Heftigkeit des Angriffs weckt in den Herzen der Mehrzahl eine gleiche Heftigkeit des Widerstandes. Niemand wird Herrn Du Bois bestreiten, daß auf dem Gebiete der Naturwissenschaften seine Ansicht wenigstens subjectiv werthvoll sei; wenn er aber nicht blos Goethe den Naturforscher, sondern auch Goethe den Dichter und den Menschen herunterzudrücken meint, so fällt einem doch das Wort des Apelles ein. Physiologie ist zweifellos ein ausgezeichnetes Fach, aber es ist keine Vorschule der Aesthetik. Mit seinen Bemerkungen über den Faust hat Herr Du Bois blos bewiesen, daß er von dichterischem Schaffen und von den Grenzen künstlerischen Darstellungsvermögens keine Vorstellung hat. Hat er auch bewiesen, daß er den Gedanken des Faust doch nicht recht versteht. Denn jenes „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen" — ist wohl etwas anderes, als ein Freudenruf über das Gelingen eines simplen Wasserbaues.

Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen. Literar-historische Auswahl bearbeitet von Dr. Friedrich Sehrwald. Erste Lieferung: von den Anfängen der deutschen Literatur bis auf Hermann. Mit zahlreichen Portraits in Holzschnitt. Altenburg, Oskar Bonde.

Dieses Werk ist die zweite selbständige Abtheilung, in gewisser Art die Beispielsammlung einer ziemlich umfangreichen Literaturgeschichte. Unsere Schriftsteller müssen fortwährend auf der Jagd nach Originalität sein. Das zeitigt manches Unerfreuliche, bisweilen aber wirklich recht brauchbare Bücher, und zu diesen gehört auch das vorliegende. Es ist mit Geschick zusammengestellt worden, und so giebt es denn auch anschauliche Bilder der Dichter und Denker, mit scharfen Zügen, gleich Federzeichnungen, wie es in der Natur der Sache liegt, sobald der Porträtist darauf bedacht ist, ausschließlich das Kennzeichnende, Besondere zusammenzutragen.

Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Mancher wird das zierliche rothgebundene Büchelchen mit leichter Ueberraschung in die Hand nehmen. Bei dem Namen Carriere denkt man eigentlich an Bände von

Digitized by Google

gediegenem, wissenschaftlichem Formate. Sicher aber legt man diesen Benjamin seiner literarischen Kinder mit einem Gefühl der Freude und des Dankes aus der Hand — dafür, daß der Mann, der uns durch so viele Fragen geleitet hat, uns nun auch einen Blick in ein Stück seines Inneren vergönnt. Und obendrein ist es eine Poesie vornehmer Art, die wir hier kennen lernen, reich und tief im Gefühl und von vollendeter Schönheit in der Form. — ck.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher:

Ashers Collection of English Autors Vol. 204,205 Stevenson R. Louis, New Arabian Nights, Hamburg Karl Grädener & J. F. Richter.

Bachelin, L. Hans Makart et les cinq sens, Paris, Libraire Sandoz & Thuillier.

Baumgarten, Prof. Dr., Eine deutsche Reveille zum Lutherfest. Ludwigslust u. Rostock, Carl Hinstorff.

Berger, Rudolf, Eine Fahrt durch's Land der Rastelbinder. Leipzig, E. L. Morgenstern.

Burk, Dr. Carl, Martin Luther. Stuttgart, Carl Krabbe.

Chavanne, Josef, Afrikas Ströme und Flüsse. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Collection Spemann, Bd. 35 H. Möllhausen, Der Leuchtthurm von Michigan. Bd. 36 K. J. Weber, Demokritos. Bd. 37 Max Ring, Frauenherzen. Stuttgart, W. Spemann.

Deutsches Familienblatt, Bildernappen Lfg. 1 2. Berlin, J. H. Schorer.

Dieterichs, Herrmann u. Ludolf **Parisius,** Bilder aus der Altmark. Lfg. 8. Hamburg, J. F. Richter.

Düntzer, Heinrich, Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Elektro-technische Bibliothek. Lfg. 1, 2, Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag.

Fulda, Ludwig, die Aufrichtigen. Lustspiel in einem Aufzuge, in Versen. Heidelberg, Georg Weiss.

Hagedorn, F. v., Versuch einiger Gedichte. Lfg. 10 der deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.

Hellwald, Friedrich von, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Lfg. 1. Augsburg, Lampart & Comp.

Kaden, Woldemar, Italien. Griebens Reise-Bibliothek Bd. 59. Berlin, Albert Goldschmidt.

Koner, Prof. Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin XVII. Band, VI. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Kratschmer, Albert u. Dr. Carl **Rohrbach** in Gotha, Die Trachten der Völker 22. u. 23. Lfg. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.

Lippert, Julius, Allg. Geschichte des Priesterthums. Lfg. 1. Berlin, Theodor Hofmann.

Magenwirth, Julius, Glockentöne. Geistliche Dichtungen. Frankfurt a. M, Gebr. Knauer.

Manega, Rudolf, Die Anlage von Arbeiterwohnungen. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.

Meyers Hand-Lexikon Lfg. 11—25. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Moleschott, Jac., Herrmann Hettners Morgenroth. 1847—1851. Giessen, Emil Roth.

Müller, Hans, Armins Tod, dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., C. Könitzer.

Negro. C. del, Auf ewig gebunden. 3 Bde. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Nordlandfahrten. Vierter- (Ergänzungs) Band, Vierte Lieferung, 28. des Gesammtwerkes. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

Ohnet, Georges, Sergius Panin, Panan; Von der französischen Akademie preisgekrönt. Basel. Verlag von M. Bernheim.

Palleske, Emil, Schillers Leben und Wirken. Fünfte Aufl., 2 Bde. Stuttgart, Carl Krabbe.

Pfaff, Erasmus, Welt- u. Lebensanschauungen. Dresden, Verlag von Carl Tittmann.

Pitschmann. Dr. Richard, Geschichte der Kunst im Alterthum. Lfg. 8—11. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Reinhard, Hermann, Album des klassischen Alterthums. Stuttgart, Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung. (A. Bleit.)

Schröer, Karl Julius, Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Schwier, K., Deutscher Photographen-Kalender 1883. Weimar, Verlag der Deutschen Photographen-Ztg.

Spir, A., Studien. Leipzig, J. G. Findel.

Sturm, Julius, Ich bau auf Gott, neue religiöse Gedichte. Bremen, M. Heinsius.

Taubert, Franz, Handbuch des Luftsport. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Turgenjew, Iwan, Senilia, Dichtungen in Prosa. Uebersetzt von Wilhelm Henkel. Leipzig, Franz Duncker.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. IX. Nr. 10. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Carl und **Specht,** Die Säugethiere. Lfg. 5. München. Friedr. Bruckmanns Verlag.

Voss. Richard, Der Mohr des Zaren. Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Wachsmuth. Dr. G. F., Diphtheritis. 2. Auflage. Leipzig, Woldemar Urban.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 25. — Mai 1883. — Heft 74.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich Gebhard Wagner in Breslau.

Emanuel Geibel's Gesammelte Werke.

Dem deutschen Volke bieten wir hiermit
in 40 Lieferungen à 50 Pf.
die Gesammelten Werke seines Lieblingsdichters in einer elegant ausgestatteten Klein-octav-Ausgabe.

Emanuel Geibels Gesammelte Werke

kosten Mark 20.—, während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa Mark 55.— kosten.

Inhalt: Gedichte. Zeitstimmen. — Juniuslieder; Julian. Episches Fragment. — Neue Gedichte. Gedichte und Gedenkblätter. — Spätherbstblätter. Heroldsrufe. — Poetische Erzählungen. Distichen. Oden. Elegien. Klassisches Liederbuch. — Dramaturgische Dichtungen: Brunhild. Die Lorelei. Echtes Gold wird klar im Feuer. — Sophonisbe. Meister Andrea. — Die Jagd von Beziers. — Gelegenheitsgedichte. Poetische Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Spanischen.

Die Erste Lieferung und Prospekte
durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die
Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

22 Medaillen.

Gebrüder Stollwerck, Köln.

23 Hofdiplome.

Chocoladen & Cacao's,
Zuckerwaaren- & Biscuit-Fabrik, Traganth-Waaren und conservirte Früchte.
Chinesische Thee's, japan. Waaren.
Mit Dampf- und Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft, eigener Maschinen-Werkstätte, Buchdruckerei mit Stereotypie, Klempnerei, Gas-Anstalt &c. ist es das ausgedehntesto Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erscheinen:

CAESAR übersetzt von **Franz Violet.**	**PLUTARCH** übersetzt von **Dr. Paul v. Boltenstern** und **Dr. H. Stoessell.**	**SALLUST.**	**THUCYDIDES** übersetzt von **Prof. Dr. Eyssenhardt.**
HERODOT übersetzt von **Prof. J. Muehly.**		**TACITUS** übersetzt von **Dr. Victor Pfannschmidt.**	**XENOPHON** übersetzt von **E. Flemming.**

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.
Etwa 130 Hefte à 50 Pf., oder 18 Bände à 4 Mk. Jeder Band ist einzeln käuflich.
Ueber die Tacitus-Uebersetzung sagt z. B. das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No 24: „Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an.

Digitized by Google

Internationale Ausstellung für Colonien und Export,
Unter dem Protectorate Sr. M. des Königs der Niederlande.
Zugleich: Ausstellung moderner Kunst. — Historische, Niederländische Kunst-Ausstellung. — Ethnographische Ausstellung. — Permanente u. temporäre Gartenbau-Ausstellungen. — Sänger- u. Musikfeste. — Der Park wird elektrisch beleuchtet und bleibt dem Publikum bis Mitternacht geöffnet. — Tägliche Concerte.
Officielle Eröffnung am 1. Mai 1883 durch I. I. M. M. den König und die Königin der Niederlande.

Amsterdam

Mai — **1883** — October.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben wurde ausgegeben:

Richard Wagner.

Ein Lebensbild

von

Richard Pohl.

Gr. 8°. 78 S. Velinpapier. Pr. ℳ 2.—

(A. u. d. T.: Sammlung musikalischer Vorträge Nr. 53/54.)

Diese kurzgefasste Biographie Richard Wagner's aus der Feder des ihm vertrauten, ältesten schriftstellerischen Freundes wird gegenwärtig besonders willkommen geheissen werden; dieselbe ist nicht ein Werk des Augenblicks, sondern von langer Hand vorbereitet und desshalb von bleibendem Werthe.

Nächst dem Lebensabriss bildet die Geschichte der Opern-Reform R. Wagner's den Hauptinhalt der kleinen, würdig ausgestatteten Schrift.

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

→ Die Religionen ←

ihr Wesen

Soeben erschien:

Die Religionen,

ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen

von

Dr. A. von Helmersen.

2. Auflage. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 Mark.

Verlag Leykam-Josefsthal in Graz.

ihr Entstehen

→ und ihr Vergehen. ←

Digitized by Google

Station **Wabern** b. Cassel.

BAD WILDUNGEN.

Saison vom 1. Mai b. 10. Octob.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Anfragen über das **Bad,** Bestellungen von **Wohnungen** im **Badeetablissement** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt:

Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.

Verlag von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.

Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

Zweite Auflage.

Alle 2—3 Wochen eine Lieferung à 1 ℳ. Jährlich 2—3 Bände; in 15 Bänden complet. Jeder Band einzeln käuflich. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erschienen ist:

I. Band: **Geschichte des Morgenlandes.** (Lieferung 1/7). 1882. Geh. ℳ 7.—; einf. geb. ℳ 8.25. eleg. geb. ℳ 9.—

II. Band: **Geschichte des hellenischen Volkes.** (Lieferung 8/14). 1883.

III. Band: **Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt.** (Lieferung 15/22). 1883.

à Band geh. ℳ 7.50; einf. geb. ℳ 8.75. eleg. geb. ℳ 9.50.

Verlag der k. k. Hofbuchh. Hans Feller Karlsbad (Böhmen)

Wiel Dr. Josef (Zürich) Diätet. Behandlung,

Band I:

Tisch für Magenkranke

5. Aufl. ℳ 4. Von diesem Bande wurden nahezu 20,000 Exempl. verkauft, auch ersch. franz., holländ., russ. u. schwed. Uebersetzung.

Band II:

Tisch für Lungenkranke

(Bearbeitet von MDr. *Adolf Biermann.*) 1882. Brosch. ℳ 4.

Band III:

Tisch für Fieberkranke

(Bearbeitet von Prof. Dr. *J. Uffelmann.*) 1882. [869] Brosch. ℳ 4.

Blas- und Streich-Instrumente, Cithern, Saiten etc.

empfiehlt in ausgesucht tadelfreien Exemplaren. Ia Referenzen.

Paulus & Schuster

Instrumentenfabrik, Markneukirchen, Sachsen.

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Frischer Flug.

Von **August Silberstein.**

III. Band.

Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—.

Silberstein, der Meister der Dorfgeschichten, übergiebt seinen vielen Freunden einen neuen Band der beliebten und weitverbreiteten „Dorfschwalben aus Oesterreich", welcher sicher nicht geringeres Interesse wie die vorher erschienenen Bände bei den Verehrern des bekannten Autors erregen wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Blicke in die Religionsgeschichte

zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts.

Von **Dr. M. Joël.**

Zweiter Band.

Inhalt: Der Conflict des Heidenthums mit dem Christenthum und seine Folgen für das Judenthum.

Eleg. brosch. ℳ 4.—; fein geb. ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

Einladung zur Subscription

auf die

Drei-Mark-Bibliothek

Vortheile des Abonnements.

I. Die „Drei-Mark-Bibliothek“ erscheint alle 3—4 Wochen in completen, stets für sich abgeschlossenen Bänden üblichen Romanformates von je 17 bis 22 Bogen auf, die Augen nicht anstrengendem und ärztlich approbirtem, gelb getöntem Velin-Papier in elegantestem Original-Einbande (ganz Leinwand) mit Goldpressung und Schwarzdruck à **3 Mark pro Band.**

II. Die erste Serie pro 1883 umfaßt **15** Bände.

Jedem Abonnenten auf die complete Serie wird

der XV. Band gratis

ohne jedwede Uebenberechnung geliefert.

III. Die Bände der „Drei-Mark-Bibliothek“ sind sämmtlich gleichmäßig gebunden und können dieselben (für den Fall einer Domicil-Aenderung o. dgl.) an jedem beliebigen Orte Deutschlands oder des Auslandes, auch in überseeischen Ländern, nachbezogen oder ergänzt werden, ohne daß für den Abonnenten der Anspruch auf Gratis-Lieferung des XV. Bandes verloren gehen würde.

IV. Falls keine Buchhandlung am Orte, oder bei sonst sich ergebenden Schwierigkeiten des Bezugs, ist die Verlagsbuchhandlung gern bereit, die Expedition der Bände der „Drei-Mark-Bibliothek“ zu vermitteln und wolle derselben nur bald entsprechende Mittheilung gemacht werden.

Breslau, 1883.

Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Unter dem Protectorate Sr. Majestät des Königs Ludwig II.

München 1883 ● Internationale Kunst-Ausstellung.

Geöffnet vom 1. Juli bis 15. October.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung.)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich **(6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals)** zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (Mark 5.60 für die anderen Länder des Weltpostvereins) Quartalpreis bei **wöchentlicher** Versendung im Weltpostverein M. 14.40, außerhalb desselben M. 19.50. **Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.**

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 72 bis 78.

Gesellschaft und Staat. (II/IV.) — Fürst Gortschakoff †. — Die Frage der Minoritätenvertretung. — Die Expropriation von Landbesitz der Eingebornen zu Colonisationszwecken in Algerien. — Die neue Donau-Convention und die Ergebnisse der Londoner Conferenz. — Der polnisch-ruthenische Antagonismus.

Das Jahr 749 nach Erbauung Roms — das wahre Geburtsjahr Jesu. Von Prof. Sattler. — Dr. M. Rosenberg: Das Heidelberger Schloß. Von W. Lübke. — Nekrologe Münchener Künstler. (XXX.) — Kuno Fischer und die „Kant-Philologie." — Richard Wagner als Kind. Von F. Avenarius. — Wiener Briefe (CI.V.) — Das Gerichtswesen der Landsknechte. Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. — Die Ashburnharm'sche Manuscriptensammlung und ihre vermuthliche Entstehung. Von Dr. G. Dannehl. — Die Bayern auf der Universität. (I. Wie viel Bayern studieren und was studieren sie.) — Shakespeare's Selbstbekenntnisse. — Volksreligion und Weltreligion. Von W. Bender. — Assisi. — Durch das Samhárr zum Tebre Sina in Hamasién. Von John Frhrn. v. Müller.

Tarifconflict und Vereinheitlichung des Eisenbahnbetriebes in der Schweiz. — Der auswärtige Handel der Türkei. — Die Zollfrage im Congreß der Verein. Staaten von Nordamerika.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals- und Brustleidende. Molkenkur.** Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten. **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende u. Reconvalescenten.** Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester. Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

NORD UND SÜD

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von Paul Lindau.

Erscheint in monatlichen Heften (Lex. 8°) in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung.

Preis pro Quartal (= 3 Hefte = ein Band) *M.* 6.—. Einzelne Hefte à *M.* 2.—

— Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. —

Digitized by Google

Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen

zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender

Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Natürliches

Carlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 500, 250 und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender

Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm

unter Controle der Stadt hergestellt.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58·0 R.
Mühlbrunn . .	41·0 R.
Schlossbrunn.	44·0 R.
Theresienbrunn.	48·0 R.
Neubrunn . . .	49·0 R.
Marktbrunn .	39·0 R.
Russ. Kronquelle	28·0 R.
Felsenquelle .	47·0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34·0 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Schutz- CARLSBADER STADTWAPPEN Marke

Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen

zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender

Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Natürliches

Carlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 500, 250 und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender

Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm

unter Controle der Stadt hergestellt.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58⁰⁰ R.
Mühlbrunn . .	41⁰⁰ R.
Schlossbrunn. .	44⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48⁰⁰ R.
Neubrunn . . .	49⁰⁰ R.
Marktbrunn . .	39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

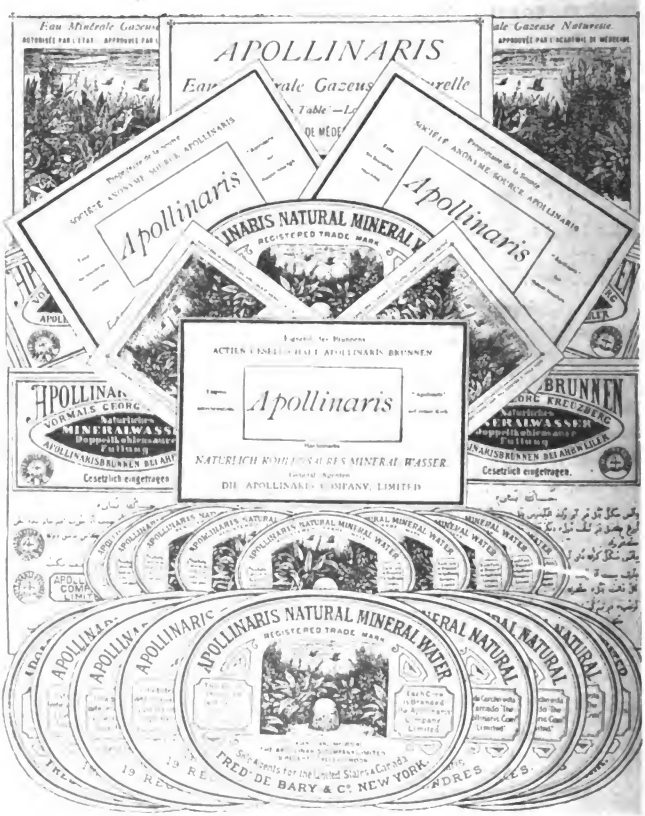
Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Band 25. — Heft 75.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Juni 1882.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jensen in Freiburg i. B.
Der Wille des Herzens. Novelle 279

Carl Vogt in Genf.
Goethes geologische Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.. 319

Georg Ebers in Leipzig.
Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner. II. 337

Hermann Oelschläger in Cannstatt.
Einladung nach Cannstatt. An Karl Cauer..... 354

Ludwig Pietsch in Berlin.
Wassili Wassiliewitsch Wereschagin..... 359

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Wer hat das Pulver erfunden? Eine culturgeschichtliche Plauderei. 376

Preußen in Kurhessen.
Erinnerung eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und December 1850..... 384

Bibliographie 404

Hierzu ein Portrait von Wassili Wassiliewitsch Wereschagin. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint [illegible]

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von

Levy & Müller in Stuttgart. (Normann, Perlen der Weltliteratur.)
H. Schottlaender in Breslau. (Stimmen der Presse, betr. 1840—1870, Dreißig Jahre deutscher Geschichte.)
Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig. (Zeitschrift für die gebildete Welt.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXV. Band. — Juni 1883. — 75. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: W. Wereschagin.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Der Wille des Herzens.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. B. —

I.

Es war in einem jener ſtillen Dörfer, wie ſie noch jetzt, von der Haſt und dem Gelärm verwandelter Zeit unberührt, zwiſchen den kleinen Landſeen, Kornäckern, Wieſengründen und Buchenwäldern Norddeutſchlands weltabgeſchieden daliegen. Der ſpitze, graue Kirchthurm ſah weit über dieſen, ſich gleichartig wiederholenden ländlichen Wechſel und in der Entfernung einiger Wegſtunden auf die blaue Oſtſee hinaus, daß man ihn geraume Weile vom Bord der vorüberziehenden Schiffe gewahrte. Doch wie er dieſe nicht an ſich heranwinkte, ſo zog er auch keine fremden Gäſte auf der ziemlich holprichten Nebenlandſtraße, die dicht unter ihm fortlief, herbei. Der Geſchäftsmann fand keinen Anlaß, des Wegs daher zu kommen, denn die Bauern lieferten nach Vorväterbrauch ihren Roggen und Weizen den Müllern der Umgegend und ihren ſonſtigen Ueberſchuß an Bodenerzeugniſſen für das Bedürfniß der Einwohner des nächſten, etwa zwei Meilen entlegenen Städtchens. Und auch die Wanderluſt, die nach landſchaftlicher Schönheit trachtete, ſuchte das Dorf nicht auf.

Dennoch bot es von ſolcher in der Nähe genug, aber freilich nicht auf den erſten Blick und nicht für den Vorübergehenden. So war es unberühmt geblieben und iſt's noch heut; kein Reiſehandbuch thut ſeiner Erwähnung. Vielleicht ginge auch Mancher, der beredte und begeiſterte Worte über die Erhabenheit, Herrlichkeit und veredelnde Wirkung der Natur beſitzt, daran vorbei, ohne irgend etwas von Schönheit wahrzunehmen.

Ich weiß nicht, ob das Dorf friedvoll iſt und jemals war. Vermuthlich haben die älteſten Erdenmitbewohner der Menſchen ſich von Anbeginn

Digitized by Google

auch dort mit eingenistet gehabt, Krankheit, Noth, Neid und Zwietracht. Sie alle werden nach irdischem Brauch wohl stets treulich da und dort am Herd unter friedlich rauchenden Schornsteinen mitgesessen und ihr wechselndes Gespinnst zwischen Windeln und Sterbehemd angefertigt haben.

Aber für meine Vorstellung liegt es in einem tiefen, nie getrübten Frieden. So vertraut meiner Erinnerung jedes Haus, jeder Baum, jeder Stein ist, gleicht es mir einem fremden Ort in dem eigenthümlichen Gefühl, mit dem man einen solchen durchwandert. Ein freundlicher Duftschleier, dem der Maja vergleichbar, hält alles Trübe, Unbefriedigte, Gehässige verdeckt, das Auge gewahrt nur arbeitsam schaffende Thätigkeit, wechselseitige Förderung, anheimelnde Wohnstätten und frohgenießende Erholung. So sieht man aus der Weite in goldenem Abendlicht einen weich hingestreckten Gebirgskamm, dessen Inneres wildzerfurchte Schrunden birgt, in denen hilflos Herabgestürzte um Luft und Leben ringen.

Wie meine Gedanken über hundert Meilen und ein halb hundert Jahre zu dem Dorfe hinüberwandern, liegt es klar in seinen einfachen Zügen und doch seltsam doppelt vor meinem Blick, zugleich am Sommermorgen und am Sommerabend. Auf der alten Kirchenmauer aus großen Findlingsblöcken und den halb überwachsenen Grabsteinen davor, auf den bemoosten, fast schwärzlichen Strohdächern, den kleinen, bunten Blumengärten, den Wandbänken vor den Hausthüren an der weißen Straße — überall sind Sonnenlicht und Schatten in fließender Bewegung. Doch draußen, wo die schlanken, grauen Buchenstämme über durchsonntem Busch aufsteigen, an dem der vielgekrümmte Bach sich entlang windet, dort ist für meine Vorstellung stete Mittagsruhe und Unbeweglichkeit. Nur die weißen Glanzwolken ziehen blendend drüber hin; die Thurmglocke summt aus der blauen Luft herab, der Kukuk ruft, traumhaft, nun hier, nun dort.

Der Bach floß am Südrande des Dorfes quer über die Landstraße, für Fußgänger spannte sich ein altersmorscher Holzsteg drüber hin, die Wagen fuhren seit Menschengedenken in ländlicher Ursprünglichkeit hindurch. Gewöhnlich reichte das halbrieselnde Wasser jedoch kaum zur Mitte der Radspeichen hinan, die kleinen Dorfmädchen brauchten ihre Röcke nicht weiter als über die Knie aufzuschlagen, um mit den bloßen Beinen darin herumzuplätschern. Nur um ein Weniges abwärts indeß vertiefte sich das Gewässer in feuchtem Wiesengrund. Dort ward es ruhig, dunkel und abschüssig, und breite Teichrosenblätter mit weißen Kelchen schwammen darauf.

Die Straße führte vom Bach in einigen Minuten gradaus zum Pastoratshaus. Es lag der Kirche dicht gegenüber, ein kleines, umfriedigtes Gehöft, dessen Scheune und Viehstall sich rückwärts an das einstöckige Wohngebäude anlehnten. Alles war ziemlich baufällig und wetterverwaschen; unter den Sachverständigen und in der Gemeinde selbst bestand schon seit Jahrzehnten kein Zweifel über die Nothwendigkeit eines Neubaues, allein der Staat betheiligte sich an dieser Erkenntniß nicht, und aus eignen Mitteln vermochten die Zu-

Digitized by Google

gehörigen der Pfarrei die Herstellung eines anderen Hauses nicht zu bestreiten So steht das alte unverändert noch heut'.

Drinnen jedoch war es in seinen einfachen Stuben freundlich und behaglich, und wir Alle befanden uns wohl und gern darin. „Wir" bildeten einen sechsköpfigen Hausstand, der Pastor Steinkopf, seine Frau, zwei Töchter, Eberhard Wigand und ich. Von uns beiden letzteren stand ich der Familie als entfernter Verwandter näher und wuchs unter der Vormundschaft des Pastors im Hause auf, während Wigand in demselben als fremder Kostgänger und Zögling verweilte. Er war der Sohn eines verwittweten, reichen Hamburger Kaufmanns, als kleiner Knabe schwächlich gewesen und deshalb vom Arzt auf's Land geschickt worden. Später verheirathete sein Vater sich wieder und machte sich unter den neuen Verhältnissen muthmaßlich nicht viel aus der Trennung von seinem Sohn, denn er ließ diesen auf seinen Wunsch bereitwillig auch fernerhin bei uns im Pastorat. So fühlte Eberhard Wigand sich von früh auf beinahe gänzlich von seinem Elternhause abgelöst, betrachtete sich gleich mir als zur Familie des Pfarrers gehörig und ward von Allen so angesehen. Er und ich standen in brüderlichem Verhältniß zu einander und gleicherweise in geschwisterlichem zu den beiden Mädchen, die sich ungefähr im nämlichen Alter mit uns befanden. Wir redeten uns Alle mit zutraulichen Abkürzungen an; statt Eberhard hieß er stets nur Ebert, Ottilie und Henriette waren in Otti und Henni umgewandelt, ich ward, nach meinem Vornamen Robert, Rob genannt.

Der Pastor Mathias Steinkopf gehörte der strengsten lutherischen Glaubensrichtung an, doch verband er mit derselben ebensowohl ungewöhnliche praktische Verständigkeit, als einen idealen Grundzug für Schönheiten der Natur, Dichtung und Kunst. Er bildete in allen Angelegenheiten den Berather seiner Gemeinde und zumeist erfolgreich den Helfer als Arzt, als Landwirth und Geschäftskundiger. Selten entstand im Dorfe eine Rechtsstreitigkeit, die er nicht zur Zufriedenheit beider Betheiligten schlichtete und ihnen den weiten, kostenreichen Weg zum Gericht ersparte. Trotzdem schied er den Pfarrer nicht vom Menschen, beide waren unzertrennlich in ihm verbunden; wenn er seinen Rock auszog, um einem Bauer auf der Wiese in Hemdsärmeln Beistand beim Heuaufladen zu leisten, blieb er nicht minder der Seelsorger, als im Summar auf der Kanzel. Was er im täglichen Leben vollbringen mochte, vergab seinem Ansehen nichts, er that Alles aus dem Drang einer hilfsbereiten Natur, welche keine Furcht kannte, die Würde seines Standes zu beeinträchtigen. Gott hatte den Menschen ein unverrückbares Ziel gesetzt und Jedem stand es als oberstes Gebot vorgeschrieben, diesem unablässig entgegen zu trachten. Aber die Wege dorthin führten durch mancherlei Drangsal und Nöthe der Erde, welche der Pastor Mathias Steinkopf, sobald er das Kanzelgewand abgelegt hatte, keineswegs als geringfügig erachtete. Gleichgiltigkeit und Unachtsamkeit seiner Pfarrangehörigen für ihre leibliche Wohlfahrt versetzte ihn, selbst wenn sie eifrige Kirchgänger

Digitized by Google

waren, in zürnenden Eifer; Streben nach irdischem Gedeihen und Freudigkeit am Leben galt ihm auch als eine Pflicht gegen den Schöpfer. So war er selbst stets das Vorbild einer heiteren Zuversicht, scherzte gern in launigem Frohsinn mit Alt und Jung. Sein Geist und seine ungewöhnliche klassische Bildung überragten unbedingt Alles, so weit der spitze Dorfthurm in's Land sah, und hätten ihm auch in einer großen Stadt bedeutendes Ansehen verliehen. Doch er trug kein Verlangen nach einem solchen, sondern war mit der ländlichen Stille seines Wirkungskreises fest und freudig verwachsen. Wie er so zuerst mir deutlich in die Erinnerung tritt, mag er in der Mitte der fünfziger Jahre gestanden haben.

Seine Amtseinnahme befand sich dagegen in keinem Verhältniß zu seiner geistigen Befähigung, so daß ihm als Zuschuß zu derselben das Kostgeld einiger Zöglinge höchst erwünscht fiel. Er war ein ausnehmend tüchtiger Lateiner und bereitete uns zur Secunda eines Gymnasiums vor. Unnachgiebig streng während des Unterrichts, zeigte er sich nach Beendigung der Lehrstunden stets bedacht, uns volle Freiheit der Erholung zu vergönnen, betheiligte sich nicht selten mit an unseren abendlichen Spielen im Garten. Unsere Anhänglichkeit an ihn war ebenso groß, wie unsere Scheu vor ihm; er machte keinerlei Unterschied zwischen seinen eigenen Kindern und Ebert und mir. Mein Gedächtniß bewahrt ihn dankerfüllt als eine seltsame Mischung blinder orthodoxer Gläubigkeit und geistvollen, klugen, edlen Menschenthums.

Die Pastorin stand ihm nur wenig im Alter nach, doch erheblich an geistiger Begabung. Dagegen genoß sie weitum den Ruf einer sorglichen, emsig thätigen Hausfrau, war immer mild, gütig und ausgleichend, wo einmal Uneinigkeit oder Verstimmung drohte. Ebert und ich nannten sie Tante Hanne und wandten uns gemeiniglich mit unsern kleinen Anliegen an sie. Otti und Henni hatte die Natur nicht besonders mit Schönheit bedacht, ihnen davon nicht viel mehr als fröhlich lebendige Augen mitgegeben. Unter sich waren sie nach Mädchenart sinnig, mit uns nach Knabenart ausgelassen und herumtollend.

Ebert Wigands innerstes Wesen habe ich nie völlig begriffen. Trotz unserer engen Freundschaft und Gemeinschaft bei Tag und Nacht blieb etwas zwischen uns, nichts Gewolltes, noch weniger Gegensätzliches, doch eine unsichtbare und unnennbare Scheidewand, über die wir nicht hinüber kamen. Manchmal schien sie verschwunden, aber dann stand sie wieder, nur mit der Empfindung zu fassen, in alter Weise da. In seinem Gemüth lag ein Unberechenbares, man wußte nicht, wie man dasselbe antraf, konnte es mit dem gleichen Recht für weich, fügsam und träumerisch, wie für heftig und unbeeinflußbar halten. Wir Andern schenkten ihm stets vollstes und niemals bereutes Vertrauen, allein wir fühlten dabei, daß er es nicht in gleichem Maße erwiederte. Wie seine Augen zuweilen etwas Verschleiertes besaßen, hielt seine Seele sich in ihrer letzten Tiefe zumeist verschlossen. Trotzdem

Digitized by Google

war er mir von jeher, auch als ich das Wort noch nicht kannte, im höchsten Grade sympathisch, und jedes Herz flog ihm beim ersten Anblick zu. Ich habe nie einen eigenartiger schönen Knaben gesehen, als die Erinnerung mir sein Bild bewahrt.

Und ich sehe ihn überall neben mir, am meisten in dem großen Garten, der hinter dem Hofraum des Pastorats langgestreckt tief in die stillen Wiesen und Kornfelder hinunterlief. Hier dichtbuschig und von hohen alten Bäumen überwölbt, dort in bunter, hochwuchernder Sommerblumenpracht, über der schillernde Käfer und Schmetterlinge blitzten und gaukelten. Der Garten hatte besonders um die Mittagszeit, wenn alles Gewerk ruhte, einen lautlos traumhaften Glanz, nur die Tauben girrten leis vom First der Scheuer. Ueberall aber, von jeder Stelle leuchten mir, nun im hellen Licht, nun unter'm schattenden Laub Ebert Wigands stahlblaue Augen entgegen und schimmert sein goldbraunes Haar durch's Gezweig.

Doch wie ein Moment sich manchmal, ohne daß man weiß warum, unverlöschlich einprägt, so gewahre ich ihn am Deutlichsten in der Regungslosigkeit eines Junimittags. Ich war auf den heißen Wegen bis zum untersten Rande des Gartens hinabgegangen, wo derselbe an eine breite, einsame Wiese stieß, und trat durch das kleine Heckpförtchen auf diese hinaus. Ein undeutlicher Schimmer reizte meine Neugier, so daß ich noch ein Stückchen aufwärts lief; da lag plötzlich Ebert vor mir im hohen Gras zwischen nickenden Sternblumen und blauen Glocken, im leisen Hauch flimmerten die Halme über seinem Kopf. Er hörte mich nicht, sondern sah ohne Bewegung gegen die Sonne und die langsam ziehenden, schneehellen Wolken im Blau. Erst als ich frug: „Woran denkst Du, Ebert?" fuhr seine Stirn auf und er blickte mich eine Secunde lang geblendet ungewiß an. Dann antwortete er kurz: „Nichts — was sollt' ich denken?" sprang rasch in die Höh' und fügte drein: „Ich glaube, es hat zum Mittag geläutet," und wir gingen zum Hause hinan. Aber er sprach nicht auf dem Weg und legte nicht wie sonst seinen Arm um mich.

Wie in seinen Stimmungen, ließ er auch in seinen Neigungen sich schwer voraussehen. Im Allgemeinen schien er an Thieren kein besonderes Gefallen zu finden und blieb gleichgiltig dabei, wenn Andere solche bewunderten. Doch einen von ihm aufgefundenen, aus dem Nest gefallenen, jungen Vogel zog er mit unermüdlicher Sorgfalt groß, arbeitete viele Tage hindurch daran, ihm einen geräumigen Käfig zu verfertigen, und war untröstlich, als der Insasse desselben trotz aller Pflege eines Morgens todt am Boden lag. Der Pastor sagte bei dem Anlaß einmal mit seinen still beobachtenden Augen: „Er will etwas für sich allein haben."

Ich glaube, das traf das Richtige und gab den Schlüssel zu Ebert Wigands Wesen. Er glich selbst einem jungen, früh vom Nest in die Fremde hinausgerathenen Vogel, und ungeachtet seiner vollen Zugehörigkeit zur Familie des Pastors trug er das Gefühl einer Heimath in sich, dem das Pfarrhaus

Digitized by Google

nicht entsprach. Daraus erwuchs ihm das Verlangen, etwas für sich zu haben, das ihm allein gehörte, ein Thier, einen abgelegenen Winkel im Feld, seine Gedanken, die Sonne. Dann wollte er mit Niemandem theilen, sonst schenkte er freigebig Alles hin.

* * *

Etwas aufwärts vom Pastoratsgebäude lag der Dorfplatz mit einer alten Linde in der Mitte, unter der sich am Sommerabend die Kinder zum Spielen ansammelten. Wir nahmen indeß niemals daran Theil, ich vermag nicht recht anzugeben, weshalb. Es war uns nicht verboten und es hätte im vollsten Widerspruche zur Sinnesart des Pastors gelegen, eine aristokratische Scheidewand zwischen uns und der Dorfjugend zu ziehen, aber thatsächlich konnte es solchen Anschein erregen. Vermuthlich hatte es sich im Anfang unvermerkt so gestaltet und dann als Gewohnheit, als gewordener Brauch fortgesetzt. Wir waren uns für unser Treiben selbst genug und trachteten nicht zu den Andern hinaus, sobald sie in Menge beisammen waren, obwohl wir jeden Einzelnen kannten und uns beim Begegnen mit ihm begrüßten. Und gleicherweise blickten sie uns manchmal über den Ligusterwall an der Straße zu, doch es kam niemals Einer herüber, an unserm Spiel theilzunehmen. Aus ihren Augen sprach freilich eher, daß eine gewisse Scheu sie gegen ihren Wunsch abhielt.

Linkshin begrenzte den Lindenplatz das ziegelbedeckte, für die Verhältnisse des Dorfes ziemlich stattliche Schulhaus. Jemand, der darin das Abc erlernt und später in Amerika zu Reichthum gelangt war, hatte die Schule mit einem erheblichen Legat bedacht, so daß die Lehrerstelle eine außergewöhnlich gute Besoldung eintrug. Ueberdies gehörte ein umfänglicher Garten zur Wohnung; er stieß unmittelbar an den des Pastorats und lief gleich diesem in's Feld hinaus. Die Grenze zwischen beiden Gärten bildete ein hoher, dichter Zaun, der nirgends einen Blick herüber und hinüber werfen ließ. Am unteren Ende, der Wiese zu, stand der Trennungswall mit mehreren Zwetschgenbäumchen besetzt, deren blauduftige Früchte im Herbst oft massenhaft zu uns herüberhingen. Wir durften indeß keine davon berühren, denn sie gehörten nach der anderen Seite, ebensowenig aber kam der Schullehrer in den Pfarrgarten, um sie einzuernten. So fielen sie alljährlich ab und verdarben ungenutzt am Boden, nur zahlreiche Admirale erfreuten sich an ihnen. Es schwirrte dort an sonnigen Septembertagen förmlich von den schönen, rothflammenden Faltern.

Der Grund dieser, von uns als durchaus zweckwidrig betrachteten und heimlich vielbedauerten Pflaumenverderbniß lag in einem Widerspruch zwischen der Pastorsfamilie und dem Schullehrer, obwohl der Letztere zugleich den Küster- und Organistendienst versah. Es hatte nie ein Zerwürfniß gegeben, doch eine Abneigung von Anfang an bestanden, die sich in völligem Mangel an Verkehr außer den amtlichen Beziehungen kundthat. Vielleicht war dieselbe

Digitized by Google

ursprünglich keine wechselseitige gewesen, aber die Zurückhaltung des Pastors hatte sie dazu gemacht. Zwischen diesem und dem Lehrer bestand allerdings ein völliger innerer Gegensatz. Er hieß Daniel Wenkstern und besaß viele jener Eigenschaften, die einen jungen Seminaristen häufig zu einer lächerlichen, einen älteren zu einer unliebenswürdigen Persönlichkeit machen. Oberflächliche Halbbildung und eine gewisse Belesenheit in modernen Schriften hatten ihn mit großem Hochmuth erfüllt; er war von seiner Unfehlbarkeit überzeugt, streute fremdzungige Redensarten, mit Vorliebe lateinische, um sich und glaubte, obwohl er von den Sprachen selbst nichts verstand, auch diese zu beherrschen. Unter den Dorfbewohnern trat er mit dem Anschein eines in allen Wissenschaften und Weltläuften Erfahrenen auf und versetzte die Gläubigen durch unverständige Rathschläge nicht selten in mancherlei Nachtheil. Da er in seiner Jugend keine Erziehung genossen und keine sichere äußere Form gewonnen hatte, auch von Hause aus etwas linkisch gewesen sein mochte, suchte er diesen Mangel durch eine erkünstelte steife Haltung und auf den feineren Sinn komisch wirkende Gravität zu verbergen, war jedoch allmählich dahin gelangt, sich selbst als ein Muster gebildeten Behabens anzusehen. So trachtete er in Allem über seinen Stand, sein Können und Wissen auf den Schein hinaus und erregte dadurch das Mißvergnügen des vollständig umgekehrt gearteten, nur auf das Aechte blickenden Pastors. Der Lehrer hatte schon vor diesem seine Stellung innegehabt und betrachtete ihn deshalb seinerseits als einen Neuling in der Gemeinde. Er war verwittwet und besaß nur eine Tochter, der er, seinem ganzen Wesen entsprechend, einen ungebräuchlich fremdartigen, übrigens schönklingenden Namen beigelegt hatte, von dem er behauptete, daß derselbe von seiner in Ostfriesland reichbegüterten gewesenen Urgroßmutter herstamme. Sie hieß Rhena und stand uns im Alter wohl ein oder zwei Jahre nach. An Sonntagen ging sie städtisch aufgeputzt, weit eleganter als die beiden Pastorstöchter, und ward staunend von den andern Dorfkindern begafft. Im Allgemeinen hielt sie sich von diesen abgesondert, nur manchmal vermochte sie offenbar einen heftigen Drang, auch an Lust, Spiel und Geschrei theilzunehmen, nicht zu bezwingen und mischte sich unter den Schwarm an der Linde, stand aber gewöhnlich nach kurzer Zeit wieder allein abseits und sah dem Treiben geringschätzig zu. Zwischen uns und ihr dagegen bestand keinerlei Verkehr, muthmaßlich auf Geheiß ihres Vaters, doch vermied sie uns, wie es schien, ebenso sehr aus eigenem Antriebe. Sie war die Einzige im Dorf, mit der wir uns auf der Straße nicht begrüßten; wenn wir ihr begegneten, that sie, als sehe und kenne sie uns nicht. Nur einmal fing ich einen Blick von ihr auf, aus dem eine heiße, verschwiegene Erregung funkelte; ich glaube, wir hatten über ihren kostspieligen, aber geschmacklosen Sonntagsstaat laut gelacht. Die ungewöhnlich beträchtliche Einnahme ihres Vaters ermöglichte ihm die häufig wiederholte Erneuerung eines solchen, und er hielt es unverkennbar seiner Bedeutung angemessen, diese auch stets durch die äußere Erscheinung seiner Tochter vor Augen zu

Digitized by Google

stellen. Der Pastor nannte sie nicht anders als den Grasaffen, und Rhena Wenkstern gegenüber verließ ihn seine sonstige, aus dem Herzen stammende Gutmüthigkeit. „Das ist eine Zwetschge, die nicht weit vom Stamm fällt," sagte er, „von der Sorte drüben, an denen Niemand Nutz und Freude hat, als das Gezücht am Boden, wo sie verkommen."

* * *

O ein Sommerabend im Dorf, wie steht er mir mit allem Zauber erster Knabenempfindung vor der Seele! Wenn die Sonne schräg hinabstieg, ihr tiefes Gold über Waldstämme, Felder und Strohdächer legte, in den fernen Wiesengründen eine Sense bei der Heumahd blitzend aufflunkeln ließ. Da und dort hob sich zwischen den stillen Aeckern eine vereinzelte Eiche oder Buche aus den Feldzäunen, ihre Blätter flimmerten leichtbewegt in Licht und Wind, und ein einsamer Vogel zwitscherte leise auf die nickenden Aehren hinab. Metallen summend ging die Glocke des Thurmes über Dorf und Land, die langen, weichen Schatten wanderten mälig gen Ost. Es war nichts zwischen Himmel und Erde als Frieden, Schönheit und ein heimliches, namenloses Sehnen in der Brust.

An einem solchen Sommerabend einmal kamen Ebert Wigand und ich zum Dorf zurück. Wir waren am Nachmittag, wie die Unterrichtsstunden aufgehört, weit in's Feld hinausgelaufen und hatten vertraulich darüber geredet, wer uns lieber sei, Otti oder Henni. Ich glaube, es geschah zum ersten Mal und vom Zufall veranlaßt, daß wir einen derartigen Vergleich zwischen ihnen anstellten, und mit der Ernsthaftigkeit und gewichtigen Prüfungsdauer zehnjähriger Knaben wogen wir unser Urtheil hin und her, obwohl die Wagschalen eigentlich keine Unterschiede aufwiesen. Wenigstens faßte Ebert schließlich das Ergebniß dahin zusammen: „Als Schwestern sind mir Beide recht und gleich lieb, aber —"

Da er anhielt frug ich: „Was aber?"

„Heirathen möchte ich keine von ihnen," fügte er als Antwort hinzu.

Der Gedanke war mir so neu, wir könnten Otti oder Henni einmal heirathen, daß ich zuerst laut lachte. Doch dann erschien es mir gleich darauf im Gegentheil als durchaus natürlich, vernünftig und fast selbstverständlich, und ich erwiderte verwundert: „Warum willst Du's nicht? Mir ist es ganz gleich, welche von ihnen meine Frau wird."

Aber er schüttelte, mich anblickend, ernsthaft den Kopf: „Weißt Du, meine Frau müßte keine Schwester und auch nicht Vater und Mutter, Niemanden sonst auf der Welt haben."

„Dann muß sie wohl vom Mond heruntergefallen sein," versetzte ich. Darüber lachte er jetzt auch und sagte: „Oder auf einer Sternschnuppe, Rob, das wäre noch besser," und wir wanderten zwischen den allgemach abendstill um uns liegenden Feldknicken heimwärts. Nur vor uns, vom Dorfrand her scholl Lachen und aufjauchzendes Geschrei, ein Dutzend Kinder

Digitized by Google

tummelte sich in dem Bachgerieſel der Landſtraße. Die Knaben hatten ihre Hoſen hoch aufgeſtreift und die Mädchen ihre Röcke über'm Knie zuſammengerafft, ſo wadeten ſie durcheinander, plätſcherten und beſpritzten ſich mit blinkenden Tropfen. Ebert und ich blieben auf der Mitte des Holzſtegs übergelehnt ſtehen und ſahen zu. Zu unſerer Verwunderung erkannten wir Rhena Wenkſtern mit unter dem Schwarm; der köſtliche Abend ſchien ſie verlockt zu haben, ihre Strümpfe und ihre Schuhe auszuziehen und ſich gleichfalls an der allgemeinen Vergnüglichkeit zu betheiligen. Doch nach ihrer Art machte ſie nur kurz mit den Andern gemeinſame Sache und wanderte bald abſeits allein durch das Wellengeplätſcher umher. Das verdroß offenbar ein paar von den Knaben, die hinter ihr dreinkamen und riefen:

„Hältſt Dich hier auch zu gut für uns, Schulmeiſterſch?“ Und ſie ſchlugen kräftig mit den Füßen in's Waſſer, ſo daß dieſes hoch um ſie aufſpritzte. Es muß ein Sonntag geweſen ſein, denn ſie trug ihre Staatskleider und ſagte drohend: „Wenn ihr mich naß macht, ſollt ihr's morgen früh in der Schule ſchon kriegen!“ Aber das reizte die Beiden, die gegenwärtig nicht über den Augenblick hinaus dachten, und ſie ſpotteten übermüthig: „Schulmeiſterſch will uns morgen anklatſchen, wir wollen ſie heut klatſchen!“ und ſie ſchöpften Waſſer mit den Händen und warfen es nach ihr. Nun drehte ſie ſich antwortlos nach dem Ufer, doch auch die Uebrigen lachten und tanzten und ſchrieen jetzt und wehrten ihr den Weg auf's Trockene, ſo daß ſie wieder umbog, und von den, rund um ſie ſprühenden Tropfen halb geblendet grad-aus fortlief. Dabei raffte ſie ihre ſchönen Kleider höher auf, und ihre außerordentlich feinen Kniee glänzten mit den weißen ſchlanken Beinchen blüthenhaft über und in dem kryſtallklaren Gewäſſer. Doch plötzlich quirlte dieſes mit einem hohl gurgelnden Ton um ſie her, ihre Hände griffen in die Luft und dann war ſie verſchwunden.

Wie deutlich ich das Alles heut' noch vor mir ſehe! Die letzten rothen Lichter der Sonne auf dem gekräuſelten Waſſer, die ſtarr verdutzt dreingaffenden Geſichter der Dorfkinder. Offenbar war ſie bis an die Stelle gerathen, wo der Bach jäh abſchüſſig zwiſchen die Wieſenufer hinunterfiel; ich fühlte den Schreck, der mich ſelbſt mit weit offen vorblickenden Augen wie gelähmt hielt. Und doch weiß ich, daß ich mir zugleich wie beſchwichtigend ſagte: „Es iſt ja nur die unangenehme Schulmeiſterstochter, und außer ihrem Vater wird ſich Niemand drum grämen.“

Dann erſt gewahrte ich, daß der Platz neben mir auf dem Steg, wo Ebert Wigand geſtanden, leer geworden war, und noch ehe mir ein Gedanke darüber kam, ſah ich, wie drunten auch um ihn das Waſſer aufklatſchte und er mit einem Stoß ſich vorſchnellte. Und nur einige Secunden mochten noch vergangen ſein, da hob ſein rechter Arm aus einem Geflecht von Nymphäenſtengeln und Blättern ein weißes Geſichtchen herauf, an dem das aufgelöſte Haar lang nachfloß. Er war überhaupt von ausnehmender körperlicher Gewandtheit und beſonders ein unermüdlicher Schwimmer, der, ſobald

Digitized by Google

wir zum Seestrand hinüberkamen, sich stundenlang in den Wellen umhertrieb. So hatte er es wohl wagen können, bei der nicht beträchtlichen Breite des Baches auch mit Stiefeln und voller Bekleidung in das tiefe Wasser nachzuspringen, obwohl das vielfache Gerank in demselben immerhin mit gefährlicher Verstrickung bedrohte. Doch wie er nun an's Ufer zurückkam, lag volle Gleichgiltigkeit in seinen Zügen, als ob es ihm nur Spaß gemacht, einmal mit Kleidern im Bach zu baden. Behend zog er Rhena Wenkstern nach sich auf den Wiesengrund, dort lag sie vielleicht eine Minute lang regungslos, doch sichtbar athmend und mit geöffneten Augen. Die Dorfkinder hatten sich, als die Schuldträger des fast entstandenen Unglücks, nachdem sie noch der Rettung beigewohnt, scheu davongeschlichen, ich war eilig hinunter gelaufen und stand neben dem Mädchen. Wie sie so ausgestreckt, mit einem völlig anderen Gesichtsausdruck als sonst dalag, berührte mich zum ersten Mal die Empfindung, daß Rhena Wenkstern eigentlich sehr viel schöner als Otti und Henni sei. Die zierlichen Füße sahen noch bis zu den Knieen entblößt aus den schwertriefenden Kleidern hervor, ein zartes Roth blühte rasch wieder über die weißgewordenen Wangen auf, nur die Hände blieben noch farblos und stachen kaum von dem weißen Teichrosenkelch ab, den sie mit den schmalen Fingern ihrer Rechten umklammert hielt. Sie hatte sich vermuthlich bei'm Untersinken daran zu halten versucht und die abgerissene Blume noch immer in der zusammengezogenen Hand krampfhaft umschlossen. Ich aber dachte unwillkürlich, so wie mir zuvor der andere Gedanke durch den Kopf geschossen war: „Es ist doch gut, daß sie nicht ertrunken ist."

Dann sprang sie mit einem plötzlichen Ruck kräftig vom Boden und schüttelte auf Eberts Frage: „Bist Du nicht mehr schwach?" den Kopf. „So mach' zu, daß Du nach Hause kommst, damit Du Dich nicht erkältest!" fügte er hinterdrein, und sie ging, ohne etwas zu antworten, schnell die Straße hinan. Sie befand sich unverkennbar noch nicht bei völlig klarer Besinnung, erst als sie ein Dutzend Schritte gemacht hatte, lösten sich ihre Finger auseinander und ließen die Wasserrose zur Erde fallen. Ebert schüttete sich noch das Wasser aus den Stiefeln, darauf liefen wir gleichfalls eilig auf dem nämlichen Wege wie Rhena Wenkstern heimwärts. Sie ging jetzt langsamer, so daß wir sie bis zum Pfarrgehöft fast wieder einholten. Als wir in das Hofthor einbogen, wandte sie sich in geringer Entfernung vor uns um, richtete kurz ihren Blick gegen uns und sagte: „Du, Ebert Wigand, ich danke Dir." Dabei sahen ihre Augen herüber, und ich weiß nicht, ob es die letzte Abendsonne war, die grad' in sie hineinfiel, aber ich hatte noch nie etwas Aehnliches gesehen, wie wenn uns zwei diamantene Lichtfunken entgegen geflogen seien. Gleich danach ging sie rasch weiter, auf dem hellen Straßenstaub wunderlich eine feuchte Fußspur hinter sich lassend; ich sah Ottilie und Henriette im Garten und lief zu ihnen, um das Vorgefallene zu erzählen. Auch der Pastor kam hinzu und fügte dem Schluß meines Berichtes drein: „Unkraut vergeht nicht zu Land und zu Wasser."

Digitized by Google

Es schien, als habe er eigentlich seiner Meinung einen noch stärkeren Ausdruck zu geben beabsichtigt, denselben jedoch mit Rücksicht auf uns in das Sprichwort umgewandelt. Ich begab mich in das, von Ebert und mir gemeinschaftlich bewohnte Schlafzimmer, wo ich ihn beim Umkleiden beschäftigt zu finden dachte. Die Stube war indeß leer und erst nach einem Weilchen trat er, noch völlig durchnäßt herein. Verwundert frug ich: „Wo warst Du noch, Ebert? Du wirst Dich erkälten —". Er zuckte kurz die Schultern, erwiederte nur: „Ich hatte Etwas verloren," und legte einen Gegenstand, welchen er so, daß ich ihn nicht wahrnehmen konnte, aus der Tasche zog, in seinen Schrank, den er gegen seinen Brauch abschloß und den Schlüssel einsteckte.

* * *

Wie legt aus der sorgenlosen Zeit der Kindheit sich manchmal ein Tag vor der Erinnerung wie mit hundert Stunden breit auseinander, und wie seltsam schrumpfen dann wieder Jahre zusammen, einfarbig verschwimmend, als habe kein Tag, kaum eine Stunde in ihnen Unterscheidendes gebracht. Im Gedächtniß haftet der Wechsel von Sommern und Wintern, doch nicht einmal ihre Reihenfolge. Eine Anzahl beider erscheint verschmolzen wie ein endloser Sommer und ein endloser Winter.

Am Unterschiedlosesten aber naturgemäß liegt der letztere vor dem Rückblick. Sturm und Regen, Nebel und Schnee lösten sich nach norddeutschem Brauch sechs Monate lang unabläßig in kurzen Zwischenräumen ab, gleichmäßig blieb nur das kahle Baumgeäst, stets drüberhin jagendes Gewölk und bleiernes Licht des, kaum angebrochen, auch schon wieder schwindenden Tages. Unterricht und Mittagspause füllten die Zeit der Helligkeit fast aus; ich war äußerst fleißig, da ich wußte, daß ich auf meinem späteren Lebensgang auf mich allein angewiesen sei, allein dennoch überbot Ebert Wigand mich entschieden noch an Arbeitsamkeit, obwohl ihm künftig ein reiches und mehr als ausreichendes Erbtheil zufiel. Er war nicht von jeher so gewesen, sondern seine Lernbegier hatte sich erst mit einer gewissen Plötzlichkeit entwickelt, blieb dann jedoch unverändert bestehen. Der Pastor sagte einmal: „Er sitzt hinter den Büchern, als wollt' er mit zwanzig Jahren Professor werden," und er mußte Ebert oft fast am Arm fassen und vor die Thür setzen, um ihn wenigstens zu einem kurzen Aufenthalt in frischer Luft zu veranlassen.

Im Sommer war solche Gewaltanwendung dagegen nicht erforderlich. Dann nahm Ebert nach Beendigung der Lehrstunden täglich gleicherweise ein Buch und lief in's Freie. Er wollte offenbar bei seinem Lesen nicht gestört sein, denn er gab uns Andern nicht an, wohin er ging, und mehrmals, als wir ihn suchten, fanden wir ihn nirgendwo im Garten auf. Vermuthlich hatte er sich, seinem zeitweiligen Trieb nach Absonderung gemäß, irgend welchen Feldwinkel als ein Tusculum ausgesucht, und wie es geht, bekümmerten wir uns bald nicht mehr darum, wo er steckte. Er besaß eine

Digitized by Google

Taschenuhr und kam stets genau, eh' die Mittagglocke zu läuten anhub, nach Haus; der Pastor meinte dazu: „Wenn Einer thut, was er soll, muß man ihn auch thun lassen, was er will."

An den abendlichen Spielen nahm er indeß wie früher regelmäßig Theil. Durch einen, kurze Zeitlang zum Besuch eingetroffenen Jugendfreund des Pastors war das italienische Bocciaspiel zu uns verpflanzt worden, und die Kugeln flogen überall auf den Wegen und Rasenplätzen des Gartens umher. Von Tag zu Tag stieg der Spieleifer und die Gewandtheit in der Kugelhandhabung, selbst der Pastor und seine Frau fanden einen Reiz an der neuen Belustigung und gesellten sich derselben oftmals als Partner zu. Besonders zeigte sich der Erstere, der jede einmal angefaßte Sache mit Gründlichkeit betrieb, als ein eifriger Liebhaber der vortrefflichen Uebung im Augenmaß und in richtig abwägendem Muskelgefühl. Eines Abends warf Ebert seine Kugel so weit, daß sie rollend über den niedrigen Wall bis auf die Straße hinausflog. Ich erinnere mich, daß der Wurf mich im Momente verwunderte, da er gemeiniglich besonnener und äußerst sicher zu spielen pflegte. Der Pastor stand drüben am Gartenrand, drehte den Kopf nach der hinübergeschnellten Kugel und rief gleich darauf Jemandem, den ich nicht gewahren konnte, zu, sie zurück zu werfen. Dies geschah, und im nächsten Augenblick hörte ich ihn in lebhaftem Eifer sagen: „Uns fehlt Einer bei der Partie; kannst Du spielen, so komm herüber und tritt für meine Frau ein, sie hat fort müssen". Da tauchte ungewiß zögernd das Gesicht Rhena Wenksterns über den Wall herauf, die zufällig drüben auf der Straße gegangen oder gestanden haben mußte. So lang ich zurückdachte, war's zum erstenmal, daß sie unsern Garten betrat; der Aufforderung Folge leistend, kam sie mit roth überflogener Stirn und Wangen und nahm an dem Spiel Theil. Auf der Seite Eberts fehlte die Pastorin, deren Stelle sie besetzte; sie warf sehr ungeschickt, doch äußerte Ebert, der sonst über lässige Fehlwürfe seiner Partner stets in Aufregung gerieth, kein Wort darüber, sondern wandte schweigend verdoppelte Kunstfertigkeit auf, die Benachtheiligung seiner Partei auszugleichen, so daß diese schließlich dennoch den Sieg davontrug. Nach der Beendigung sagte er nur kurz: „Sie kann's natürlich noch nicht, aber sie würd' es schnell lernen", und der Pastor fügte, als Rhena fortgegangen war, hinzu: „Mich däucht, sie hat keine so albernen Manieren mehr; wenn der Alte nicht wäre, könnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpf aus ihr werden".

In dieser Bemerkung, wie in dem ganzen Vorgang lag eine Art von ungesprochener Einwilligung, daß Rhena Wenkstern auch fernerhin wieder zu uns in den Garten herüberkomme. Das geschah bereits am folgenden Abend, ich weiß nicht, ob sie selbst den Wunsch hegte, nur daß Ebert plötzlich beim Spiel einmal sagte: „Wir sind zu sehr im Vortheil gegen Euch, es müßte wie gestern sein, dann wär' es gleich". Wie er dabei aufsah, stand Rhena drüben unter der Dorflinde, und um eine Minute später befand sie

Digitized by Google

sich wieder unter uns. Seitdem kam sie nach getroffener Verabredung täglich zur festgesetzten Stunde, sie spielte stets mit Ebert zusammen und machte außerordentlich rasche Fortschritte, so daß Henriette und Ottilie bald eine andere Wahl der Parteien verlangten. Doch wenn das Loos ihn zum Gegner Rhenas bestimmte, verlor seine Partei regelmäßig, und die beiden Schwestern äußerten manchmal gereizt, es sei gerade, als ob er absichtlich schlecht werfe. Obgleich er leicht aufbrausender Natur war, brachte ihn dies indeß niemals in verdrossene Stimmung, er lachte nur dazu und büßte keinen Augenblick seinen fast an Ausgelassenheit grenzenden Frohsinn ein. Rhena Wenkstern dagegen bewies sich still, fügsam und bescheiden, von Tag zu Tag beinah schritt eine vortheilhafte Veränderung bei ihr fort. Ich war erstaunt, als sie zuerst an einem Sonntag zu uns kam, nicht in ihrem Wochenkleid, doch auch nicht aufgeputzt, wie früher. Sie hatte allen geschmacklosen Flitter von sich abgethan, und ihre schlanke, allgemach hochaufwachsende Gestalt hob sich mit den schönen, lebendigen Gesichtszügen aus der Einfachheit weit unverkennbarer hervor. Auch von der gezierten Sprechweise ihres Vaters hatte sie kaum einen Anklang mehr bewahrt; sie redete wenig, aber was sie sprach, deutete auf klugen Sinn.

Man vermag nicht Menschen in's Innere zu blicken und thut ihnen häufig ein Unrecht an, wenn man ohne wirkliche Beweise ihrem Denken und Handeln erklärende Beweggründe unterlegt. Doch giebt es mannigfach solche selbstverhehlter Art, und ich glaube, Ottilie und Henriette würden leichter eine Neigung für Rhena Wenkstern gewonnen haben, wenn diese etwas von ihrem früheren unvortheilhaften Wesen an äußerer und innerer Erscheinung beibehalten hätte. Worin der Ursprung zu suchen sein mochte, es bildete sich zwischen ihnen kein freundschaftliches Verhältniß, dessen Mangel bei Mädchen unnatürlicher ist und leichter Unzuträglichkeit mit sich bringt, als bei Knaben. Das Spiel gab allmählich häufiger zu kleinen Streitigkeiten Anlaß, deren Entscheidung ein Unparteiischer nicht zu Gunsten der beiden Schwestern treffen konnte. Sonderbarer Weise jedoch schwieg Ebert fast immer dazu, so daß mein Rechtssinn sich mehrfach über ihn ereiferte und der Sache Rhenas mit einer gewissen Heftigkeit annahm. Wenn ich ihr damit zu nützen bezweckte, handelte ich allerdings muthmaßlich wie der Bär in der Fabel, denn die Abneigung der Pastorentöchter gegen sie stellte sich von Tag zu Tag unverhohlener heraus. Sie gaben keine besonderen Gründe dafür an, allein sie mochten Rhena nicht, fanden, daß sie unsere frühere Einhelligkeit störe und der Verkehr mit ihr unerquicklich sei. Als ich eines Abends ein wenig später als die Andern in den Garten kam, war sie dort gewesen und gleich wieder fortgegangen. Was vorgefallen, erfuhr ich nicht genau, Sticheleien und Anspielungen nach halb erwachsener Mädchen Art. Das Ergebniß war jedenfalls, daß sie nicht wieder zurückkam. Ebert stand, an einem abgerissenen Blatt kauend, und sagte gleichgültig: „Ich finde es auch besser, wenn sie fortbleibt, dann giebt es keinen Streit; laßt uns allein

Digitized by Google

weiterspielen!“ Mir dagegen that es Leid und fehlte etwas, doch hoffte ich, der nächste Tag würde die Entzweiung ausgleichen. Aber Rhena Wenkstern kam überhaupt nicht wieder; etwa einen Monat lang mochte ihr Zusammensein mit uns gedauert haben, dann war's, wie es immer gewesen. Ich sah sie kaum dann und wann flüchtig aus der Ferne; wenn ich ihr zufällig auf der Straße begegnete, nickte sie kurz und ging rasch vorüber. Im letzten Spätsommer desselben Jahres wird es gewesen sein, daß ich noch einmal mit ihr redete. Ich schlenderte an dem Trennungszaun zwischen unserm Garten und dem des Schullehrers entlang, es war ein ungewöhnlich sonnenschöner Tag, aber eigentlich zog mich zu der Stunde, wie ich glaube, weniger die Natur, als ein, im Vorsatz platonisches Interesse an dem Reifezustand der alljährlich zweckwidrig am Boden verderbenden Zwetschgen. Zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch keine derselben abgefallen liegen, dagegen sichtbare Anzeichen, daß sie vor Kurzem aufgesammelt worden sein mußten. Irgend Jemand hatte das Verbot übertreten, und ich wage nicht zu behaupten, daß meine Entrüstung darüber völlig von einem egoistischen Mißvergnügen frei war. Vom stillen Gartenende breitete sich Mittagsruhe über die Felder, weiße Spinnweb zog schwebend an den gelben Stoppelröhren, der Schrei eines kreisenden Milans verklang in der goldnen Luft. Sonst war weitum kein Laut, nur ein leises, eigenthümliches Summen, dessen Entstehungsgrund ich nicht begriff, tönte aus einiger Entfernung weiter am Feldrand des Schullehrergartens entlang, herüber. Halb gedankenlos ging ich in die Richtung; wie ich mich über einen Zaun fortschwang, sprang ich auf der andern Seite unvorhergesehen dicht neben Ebert Wigand nieder, der, an den Wall gelehnt, laut aus einem Buche vorlas. Ihm gegenüber saß Rhena Wenkstern, ein mit blauen Pflaumen gefülltes Körbchen stand auf ihrem Schooß. Sie aß davon, die Admirale waren den Zwetschgen nachgefolgt, blitzten mit den rothleuchtenden Flügeln um sie her und setzten sich furchtlos auf die verlockenden Früchte. Das unerwartete Bild besaß etwas so Ueberraschendes, daß ich wortlos dreinsah; dann sagte Ebert: „Ich habe sie in unserm Garten gesammelt und Rhena gegeben, der gehören sie“. Nun streckte sie mir eine Handvoll Pflaumen entgegen und fragte: „Willst Du nicht? Sie sind gut“. Unser aller Gewissen konnte bei dieser Bewandtniß über den Genuß beruhigt sein, und ich fand es nur bedauerlich, daß wir nicht schon früher auf diesen höchst einfachen Ausweg gerathen waren. Freilich im vorigen Herbst hatten wir noch keinerlei Anknüpfung mit Rhena gehabt. So aßen wir das Körbchen zusammen leer und es mundete uns vortrefflich. Endlich zog Ebert seine Uhr und sagte: „Wir müssen zum Mittagessen:“ das Mädchen gab ihm die Hand, winkte mir zu und sprang behend über den Wall ihres Gartens. Auf dem Heimweg frug ich: „Bist Du öfter dort mit Rhena zusammen, Ebert?“ Er antwortete flüchtig: „Wir treffen uns manchmal“, und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es ist nicht nöthig, daß Du's den Andern sagst“.

Digitized by Google

Ich entgegnete: „Sie mögen Rhena Wenkstern ja nicht, so hat sie auch nicht nöthig, ihnen von den Pflaumen abzugeben".

„Nein, eben darum meine ich", versetzte er, und wir liefen, da es läutete, schnell dem Hause zu.

* * *

Im späteren Alter, das unsere Interessen mit unabläßig wechselnden Gegenständen verknüpft und durch ihre Vergänglichkeit täuscht und erregt, erkennt man erst, ein wie friedvolles Asyl der gleichmäßige Jahresverlauf der Kindheit gewesen und welcher Antäusboden dem Rückblickenden für die ganze Lebenszeit darin verblieben. Kaum sind Menschen, deren Jugend unter dem Schutzdach jener ungetrübten Ruhe vergangen, und solche, die früh über die Stürme, Leiden und Gegensätze des Daseins belehrt worden, nachher mit gleichem Maße zu bemessen. Das Letztere mag oftmals der Entwickelung des Geistes und der Stählung des Charakters förderlicher sein, bedeutende Vorkämpfer der Wissenschaft, der Thatkraft und des Fortschrittes erzeugen. In ihnen haftet kein Verlangen, zurück zu schauen, sondern vorwärts, in eine Zukunft, die ihnen immer auf's Neue das Bessere, das zu Erreichende bedeutet. Doch aus der rückschweifenden Sehnsucht nach dem goldenen Schimmer der Kindheit erwachsen Trieb und Kraft des Dichters, des Künstlers. Dort haben ihre Seele und ihre Sinne unbewußt zuerst so empfunden, wie das Eigenste in ihnen sie später drängt, es in Worte, Töne oder Farben zu kleiden. Wer in seinem Knabengedächtniß keine Stelle besitzt, die unvergängliche Sonnenstrahlen schattenlos durchleuchten und durchwärmen, aus der nach altem Wort beim Gedenken ein Friede Gottes über ihn strömt, dem fehlt der „wache Traum der Seele", daraus das Gemüth des Alten noch seinen Labetrunk der Verjüngung schöpft.

Es ist mir nie bekannt geworden, ob Ebert Wigand sich in dichterischen Gestaltungen versucht hat, aber unfraglich besaß er das träumerisch in sich Gewendete und zugleich an den einmal zu eigen gemachten Empfindungen und Phantasiegebilden unlöslich Festhaltende eines Poeten. Er war anhänglich an uns alle, stets heiter und zur Theilnahme an unserem Treiben bereit, doch in seinen Augen lag manchmal dabei ein Ausdruck abwesender Gedanken, und räumlich wie gemüthlich ging er seine Wege, von denen er mit uns Andern nicht sprach. So flossen die stillen Jahre, einem reglos scheinenden Gewässer gleich, und brachten uns unvermerkt an die erste Wandlungsstation unseres Lebens. Der Pastor hatte uns bis zur Aufnahme in die Secunda einer Gelehrtenschule vorgebildet, und wir sahen uns miteinander in eine Pension der etwa fünf Meilen vom Dorf entfernten Gymnasialstadt versetzt. Der Aufenthalt dort bildete einen großen Abstand gegen die bisherige, „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins". Wir waren mit noch anderen Zöglingen der häuslichen Obhut eines Lehrers anvertraut, der nach herkömmlicher Weise den Ruf besonderer Gottesfürchtigkeit zur Ver-

Digitized by Google

besserung seiner Einnahme durch hohe Pensionspreise benutzte. Unsere Pflichten wurden uns täglich schematisch vorgehalten. Rechte der Jugend besaßen wir nicht; ohne persönliche Antheilnahme und Verständniß für die Verschiedenartigkeit der Knabennaturen, erfüllte unser Mentor seinen Zweck, indem er uns regelrecht durch die Klassen hindurchbrachte und jeden Verstoß gegen die Hausgesetze auf's Strengste ahndete, das einträgliche Renommé seines Institutes weiter auszudehnen. Die Schule selbst bot uns gleiche Freud- und Liebloſigkeit, keiner der Lehrer flößte uns innerliche Ehrerbietung, Vertrauen und Zuneigung ein, und keiner strebte danach; sie machten eine Ansammlung jener Mittelwaare des Menschenthums aus, welche ihre mühsam eingelernte Unterrichts- und Erziehungsweisheit mit der Miene weiter vererben, mit der ein Schuhmacher seinem Lehrling das Einklopfen von Stiefelnägeln beibringt. Aus meiner Sehnsucht nach dem heiteren, glücklichen Zustande, den wir verlassen, erwuchs naturgemäß ein Drang, mich doppelt eng Ebert anzuschließen, allein trotz der Feinfühligkeit seines Gemüths schien er das Trübselige in der Umänderung unserer Lage weit geringer als ich zu empfinden. Er zeigte sich nie unzufrieden und meinte altklug, man müsse solche Zeit und solche Menschen als Mittel zum Zweck hinnehmen, ob etwas mehr oder weniger angenehm, darauf komme nicht viel an. Wenn ich ihn frug, ob er denn nicht mit bitterlichem Verlangen an unsere gemeinsame freundliche Heimath zurückdenke, antwortete er in Begleitung eines kaum merklichen Lächelns: „Ich kann ja immer dort sein, wann ich will".

Wir besaßen anfänglich jeder ein eigenes Zimmer, später indeß machte das Hinzukommen noch eines Zöglings nothwendig, daß dieser mit Einem von uns die Stube theilen mußte. Das Loos traf mich und ich war fast froh darüber, denn ich ging sogleich zu Ebert und sagte, ich könne statt dessen jetzt zu ihm hinüberziehen, so daß wir wieder nach ehemaliger Weise Tag und Nacht gemeinschaftlich verbrächten. Zu meinem Befremden stieß ich jedoch durchaus nicht auf freudige Bereitwilligkeit bei ihm; er meinte, sein Zimmer sei enger, als das meinige und die Stellung eines zweiten Bettes darin weit ungünstiger. Ich fühlte, es waren gesuchte Einwände, er wollte lieber allein bleiben. Auch unserm Hausvorstand gegenüber machte er diese Bedenken nachher geltend, und derselbe entschied danach.

Dadurch, glaube ich, entstand der Anfang einer allmählich und unvermerkt fortschreitenden Abtrennung zwischen uns. Der günstige Zufall hatte mir in meinem neuen Stubentheilhaber einen äußerst angenehmen Kameraden zugeführt, dem mich bald ein wechselseitiges Freundschaftsband näher brachte. Das Gefühl der Vereinsamung machte es mir nicht mehr so häufig zum Bedürfniß, Ebert aufzusuchen, und ich erkannte deutlicher, daß ich manchmal sogar einen Tag ausbleiben konnte, ohne daß er mich vermißt gehabt. Wenn ich zu ihm eintrat, empfing er mich jedoch unverändert wie von jeher, ich bin überzeugt, ihm kam niemals der Gedanke einer leisesten Trübung unseres brüderlichen Verhältnisses. Dies war ihm selbstverständlich

Digitized by Google

und sein Behaben nur das Gleiche aus frühester Kindheit, einzig mit ihm selbst in's Größere gewachsen. Er lebte in Vorstellungen, von denen er Niemandem redete, wollte dieselben unverkennbar für sich allein haben. Berührte man zufällig etwas, das mit ihnen in einem Zusammenhang stehen mochte, so gab er kurz abbrechende Antwort. Als ich einmal in einem, auf seinem Schreibtisch liegenden Buche blätterte, fiel ein Gegenstand draus zu Boden, in dem ich beim Aufheben eine vergilbte, gepreßte Teichrose erkannte. „Wo hast Du sie gefunden?" frug ich, da Botanik mich vorzugsweise zu interessiren begann; „ich habe in der Umgegend der Stadt noch an keiner Stelle eine gesehen". Er versetzte, mir das Buch aus der Hand nehmend, indeß nur: „Sie wird vermuthlich irgendwo im Wasser gewachsen sein, das ist ihre Art". Unwillkürlich erwiederte ich ein wenig gereizt: „Um die Belehrung hatte ich Dich nicht gebeten, Du bist wunderlich und nicht eben liebenswürdig, Ebert". Eine leise rothe Färbung ging über seine Stirn, und er antwortete, mich mit seinen schönen, schwärmerisch leuchtenden, alten Knabenaugen anblickend, nun rasch: „Verzeih mir, Rob, ich dachte an Anderes". Und das Buch in ein Schubfach legend, dessen Schlüssel er hastig umdrehte, zog er ein besonders kunstvoll gearbeitetes Messer, das ich schon öfter bewundert hatte, aus der Tasche und bat mich herzlich, dasselbe als Zeichen seiner unveränderten Freundschaft in Besitz zu nehmen.

* * *

Nur wenn die Ferien kamen, waren wir Beide völlig von dem gleichen Triebe beseelt, keine Stunde mehr länger als nothwendig in der Stadt zu verbringen. Wie auf Flügeln zog es uns zu dem lieben Dorf, zum friedlichen Pfarrgehöft, das uns wie ein Elternhaus empfing, hinüber. Unverlöschlich stehen die Fußwanderungen dorthin im Winter, im Frühjahr und der heißen Hochsommerzeit mir vor der Erinnerung. Wenn der hohe Kirchthurm aus der weißen, weihnachtlichen Schneelandschaft, aus dem ersten grünen Schimmer der Osterzeit, aus der Sonnengluth der Hundstage vor uns auftauchte, da jauchzten wir gemeinsam hell in die Luft und unsere Augen liefen ungeduldig über die noch zurückzulegende Wegmeile voraus. Dann kamen wir und fühlten Alles umher vertraut und doch verändert, uns heimisch darin und doch fremd. Die Zeit betrieb eben unablässig in der Stille mit jeglichem ihren vorschreitenden Wandel und mit uns selbst, ohne unser Wissen und Empfinden, nicht minder. Gleich einem Schattenspiel sahen wir das dunkle Haar des Pastors sich in Abstufungen grau um Stirn und Schläfen legen, und standen jedesmal überrascht vor den groß aufgewachsenen Mädchen, deren Blick uns bei der Ankunft zuerst nicht weniger staunend bemaß. Nach Ablauf einiger Tage freilich war es stets, als seien wir immer beisammen gewesen, nur machten sich jetzt allmählich Verschiedenheiten zwischen Ottilie und Henriette bemerklich, die uns früher durchaus gleichartig, fast wie eine Doppelverkörperung desselben Wesens erschienen waren. Unverkennbar

Digitized by Google

gesellte die Erstere sich im Gang der Jahre mehr zu Ebert, stand in Allem auf seiner Seite und hielt, wenn wir zum Besuch eintrafen, allemal eine kleine Ueberraschung für ihn bereit. Sie hatte sich auch im Aeußern am Vortheilhaftesten entwickelt und besaß eine lebendigere, geistig angeregtere Natur als ihre Schwester, die der Mutter sorglicher in der Hauswirthschaft zur Hand ging. Mich will's bedünken, als ob die Eltern die Vorliebe Ottilies für Ebert und das fröhlich neckische Verhältniß zwischen den Beiden nicht ungern gesehen.

Im Dorfe dagegen blieb von Jahr zu Jahr scheinbar Alles unverändert. Was die leblosen Dinge anbetraf, Häuser und Felder, Erde und Wasser, ging in der That keinerlei wahrnehmbare Wandlung mit ihnen vor; bei den Einwohnern beruhte der Schein der Unveränderlichkeit natürlich auf einer Täuschung, denn die Greise starben hin und die Jugend schoß in die Höhe. Aber andere Alte saßen ebenso am Abend vor ihren Thüren, und andere, nachwachsende Knaben und Mädchen spielten genau ebenso, die gleichen Reime singend, unter der Linde. Das Bild des Ganzen erhielt sich Zug um Zug als das nämliche. Auch Daniel Wenkstern schritt in seiner gemachten Gravität wie früher einher, und der Verlauf der Jahre führte zu keiner Berührung zwischen ihm und der Pastorenfamilie. Seiner Tochter ward ich niemals mehr ansichtig, ich weiß nicht, ob sie häufig grade während unserer Ferien verreist gewesen, oder ob bei der Kürze der letzteren es der Zufall so fügte. Es wurde auch nicht von ihr gesprochen, nur der Pastor that ihrer einmal gelegentlich Erwähnung: Es sei ihm lieb, daß sie die Kirche nicht öfter besuche, denn aus eigner Andacht komme sie nicht und veranlasse nur Störung unter den jungen Burschen der Umgegend, die nach ihr gafften. Ich befrug Henriette nachher, was diese Aeußerung bedeutet habe, sie zuckte jedoch nur mit etwas spöttischem Lächeln die Schulter und erwiederte: „Der Schullehrer erzählt im Dorf, es sei ein Künstler aus irgend einer Großstadt bei ihm gewesen und habe gebeten, im nächsten Jahre wiederkommen und Rhena Wenkstern malen zu dürfen, da sie binnen Kurzem eine weit und breit berühmte Schönheit sein werde". — „Hat der Maler denn Recht damit?" frug ich. Sie lachte: „Du kannst der Märchenprinzessin ja selbst Deine Aufwartung machen, vielleicht siehst Du's; wir haben keine Augen, die es herausfinden können."

In den letzten Sommerferien, die wir als Primaner im Dorfe zubrachten, war's, daß sich zum erstenmal eine kleine Verstimmung in unsere fröhliche Hausgenossenschaft einschlich. Der Jahrmarktstag mit seinen wandernden Buden war gekommen und eine große Menschenmenge drängte sich zwischen denselben herum, wir ebenfalls, wie wir es von Kindheit auf stets an diesem Tage gethan. Ottilie und Henriette hatten sich an meinen Arm gehängt, wir suchten Ebert, der uns um einige Minuten vorausgegangen. Bald entdeckten wir ihn auch, er stand, über die meisten Köpfe wegragend, vor einer Schaubude mit allerhand Schmucksachen, zumeist für Landmädchen berechneter.

Digitized by Google

wohlfeilster Art, doch fanden sich auch werthvollere, auf den Absatz in Städten zielende Gegenstände darunter. Einen von diesen, ein ächtes, dicht mit Granaten besetztes Goldkreuz stand Ebert grad' im Begriff einzukaufen, ich wollte mit meinen Begleiterinnen an ihn herantreten', doch Ottilie hielt mich mit einem leichten Ruck am Arm zurück und flüsterte: „Komm, wir wollen ihn nicht stören". Ein lächelndes Zucken ging dabei um ihre Mundwinkel und sie zog uns seitab in das Getümmel hinein. Den Nachmittag und Abend hindurch blieb sie fortwährend in heiterster Laune, neckte sich mehr als sonst noch mit Ebert und hielt manchmal mit einem schalkhaft erwartungsvollen Ausdruck den Blick auf ihn gerichtet. Am nächsten Morgen dagegen war ihre Miene und Stimmung völlig in's Gegentheil verändert. Sie hatte im Auftrag ihres Vaters in der Frühe einen Weg durch's Dorf zu einer kranken Familie gemacht und kam mit einem dunkelrothen Gesicht und sonderbar aufgeregtem Wesen davon zurück. Als sie eintrat, saßen wir noch am Frühstücktisch und hatten sie vorher noch nicht gesehn, sie wünschte mir indeß nur kurz guten Morgen, schien Eberts Anwesenheit gar nicht zu bemerken, und verließ gleich wieder das Zimmer. Ich frug ihn verwundert: „Was hat Ottilie denn?" Er zuckte gleichgültig die Achsel und meinte: „Vermuthlich schlecht geschlafen". Doch blieb ihr Behaben auch nachher das nämliche; um Mittag warf sie während der Mahlzeit gelegentlich hin, der Besuch bei den Kranken habe sie am Morgen sehr traurig gestimmt. Zu mir sprach sie in gewohnter Weise, aber gegen Ebert verharrte sie bis zu unserer bald erfolgenden Abreise auf einem reizbar-gespannten Fuße. Ich zerbrach mir den Kopf über einen Grund dieser merkwürdigen Umwandlung, vermochte jedoch keinen ausfindig zu machen. Auch Henriette ging es damit nicht besser, erst bei'm Abschied war ihr ein Gedanke aufgetaucht, sie nahm mich bei Seite und sagte: „Vielleicht hat sie gemeint, er würde ihr das Kreuz schenken, das er auf dem Jahrmarkt gekauft. Kennt er denn in der Stadt Jemanden, für den er es bestimmt haben kann?" Ich wußte Niemanden und fügte hinzu: „Wahrscheinlich hat er es für den Geburtstag Ottilies im Herbst aufgehoben und bringt es ihr mit, wenn wir zum letztenmal mit dem Abgangszeugniß von der Schule kommen". Henriette lächelte: „Das wird's sein, — meinst Du nicht, Rob, es wäre Schade, wenn er's nicht thäte?"

* * *

Endlich einmal schlägt jede Stunde, die, welche man ersehnt, wie diejenige, vor der man gebangt. Und beide bringen gemeiniglich das Gleichmäßige mit sich, daß die erstere in Wirklichkeit nicht so schön ist, als die Hoffnung sie vorgestellt, und die andere nicht so schlimm, als die Befürchtung sie gedacht. Die vom Horizont wolkenlos herübergrüßende Sonne pflegt sich am Mittag leise zu überschleiern, und schwarz aufziehende Wolken verwandeln sich im Himmelszenith meistens zu eintönigem Grau. Der Tag kann etwas heiterer oder etwas trüber als der Durchschnitt ausfallen, aber man kommt

Digitized by Google

bald zur Erkenntniß, daß er sich, auch in außergewöhnlichen Fällen, nicht allzuweit von dem letzteren entfernt.

Ebert Wigand und ich hatten auf Nimmerwiederkehr den Schulsaal verlassen, wo wir vor den „geziemendst eingeladenen Eltern, Vormündern und Freunden des Gymnasiums“ das Zeugniß unserer Reife für die Universität abgelegt. Der Redeactus, die formvollendete Ermahnung des Directors, die Glückwünsche der Lehrer, bei denen sich plötzlich herausstellte, daß sie uns immer wie ihre eigenen Kinder geliebt hatten, Tag und Nacht nur für unser Wohl bedacht gewesen und mit Thränen im Auge von uns Abschied nahmen, Alles war vorüber. Wir traten hochaufathmend aus der schlechten Luft in den Corridor, warfen vorübereilend durch die offenstehende Thür der Prima noch einen letzten Blick auf die Bänke, die unser Lebensschiff mit viel nutzlosem Ballast beschwert, mit wenig brauchbarer Ladung angefüllt hatten, und waren frei. Aber dies köstliche Gefühl hielt in seiner vollen Schönheit kaum länger als über die Mitte seines Ursprungstages an. Wenigstens nicht bei mir; schon eh' der Abend kam, rannen die goldenen Säume der Freiheitsempfindung, einem verbleichenden, lieblichen Traumbilde gleich, leise, farblos auseinander. An die Stelle des Schulzwanges trat der einer fremden, beinahe unheimlich überschauernden Macht, der Ernst des Lebens. Bisher hatten Andere für mich gedacht und bestimmt, fortan mußte ich dies selbst, und fast befiel mich ein Schreck der Verlassenheit. Ich wußte, daß mein Vermögen bei sparsamer Benutzung ausreichte, mein Studium zu vollenden, dann stand ich ohne andere Mittel in der Welt, als die Wissenschaft, welche ich mir noch erst erwerben sollte. Diese Erkenntniß, mindestens das volle Erfassen derselben, knüpft sich nicht selten jäh an den Glockenschlag der vermeintlichen Freiheit und übt eine ähnliche bang frostig durchrüttelnde Wirkung, wie der Moment, in welchem ein junges Herz zum erstenmal von dem Begriff, der Unabweisbarkeit des Todes eisig durchschaudert wird.

Ebert Wigand stand völlig anderen Verhältnissen, einer gesicherten Zukunft gegenüber, trotzdem war auch er ernsthaft und schweigsam in sich gekehrt, als wir die Stadt verließen und zum letztenmal unsere so oft wiederholte Fußwanderung nach dem Dorfe antraten. Erst wie der Kirchthurm desselben sich aus der friedvollen Abendstille des herrlich-schönen Tages vor uns in's dämmernde Blau hob, kam die alte, jedesmalige Freudigkeit dieser Wegstelle über mich und gleichfalls über meinen Begleiter. Wir reichten uns unwillkürlich die Hände und ich sagte: „Es ist doch schön, Ebert, daß wir so weit sind, und mit Muth und Selbstvertrauen geht es auch wohl gut weiter.“ Er antwortete: „Ja, hoffen wir es, Rob“, und seine Augen wandten sich mit der Leuchtkraft, die sie aus Knabentagen bewahrt, nach dem Dorf hinüber. Ich konnte mich nicht enthalten, etwas weniger leichten Sinnes beizufügen: „Dein Weg ist freilich besser gebahnt und Dir liegen keine Schatten und Hemmnisse darauf“. Mit einem eigenthümlich lächelnden Ausdruck erwiederte er: „Man weiß nicht, woher die Steine auf die Straße fallen“, und

Digitized by Google

stieß einen solchen, der vor ihm lag, mit dem Fuß an den Grabenrand zur Seite. Als wir unser Ziel erreichten, warf die Sonne letztes röthlich verblassendes Gold über Häuser und Felder, unter dem Brückensteg plätscherten in der linden Luft die kleinen Dorfknaben und Mädchen mit nackten Beinen durch das rieselnde Bachwasser. „Hier ändert sich nichts", meinte ich scherzend, „es ist genau alles wie vor zehn Jahren, mir kommt's vor, als seien es noch dieselben Gesichter". Ebert war ebenfalls stehen geblieben und hatte einige Augenblicke hinunter gesehen, ihm entflog wunderlich von den Lippen: „Nein, die Kniee schimmerten anders unter dem Wasser herauf. — Die Sonne stand vermuthlich an anderer Stelle" setzte er rasch hinzu, und wir schritten eilig zum Pfarrgehöft hinan.

Da war denn nun die Kindheit vorüber, und wir saßen alle erwachsen beisammen. Erst bei einem Lebensabschnitt wie dem, von uns angehenden Studenten erreichten, tritt Einem dies Gefühl mit einer plötzlichen Deutlichkeit ins Bewußtsein und hat dann etwas gar Eigenes, Wunderliches. Noch bei unserem letzten Besuch waren wir eigentlich die alten Kinder gewesen, doch jetzt nicht mehr. Wir empfanden auch alle, daß wir keine Geschwister seien, wie wir ein Jahrzehnt lang uns betrachtet, und saßen uns manchmal mit einer gewissen schweigsamen Unschlüssigkeit gegenüber. Selbstverständlich erinnerte unser Verkehr nicht an denjenigen zwischen Herren und Damen, aber es waren junge Männer und junge Mädchen, deren Vertraulichkeit sich begrenzt hatte und Blick und Wort nicht mehr in der früheren Weise austauschte. Am Wenigsten noch traf dies bei Ebert zu, und im Gegensatz zu ihm am befangensten zeigte sich das Wesen Ottilies. Es war kein Ueberrest ihrer Verstimmung von den Sommerferien her, daran schien sie nicht mehr zu gedenken, sondern benahm sich gegen ihn mit einer wandellosen, fast ängstlich bedachtsamen Freundlichkeit. Die letzte Zeit hatte ihr Aeußeres über Erwarten vortheilhaft entwickelt, die sanften, blauen Augen, das anspruchlos glattgescheitelte Haar und zarte Färbung des Gesichtes gaben ihr oftmals ein liebliches Aussehen. Sie freute sich schon auf ihren nah bevorstehenden achtzehnten Geburtstag, zu dem wir kleine Ueberraschungen für sie bereiteten. Diesmal that sie, wie wenn sie nichts bemerke, allein ab und zu redete sie mit einem Augenaufschlag, als ob sie sich Schönes von dem Tag verspreche.

Endlich brach dieser an, ein Sonntag im Beginn des October. Die schon spät aufgehende Sonne spielte mit erstem Geleucht durch die thauperlenden Epheu- und Immergrün-Ranken auf den Grabsteinen und Kreuzen des Friedhofes, als wir über diesen zur Kirche hinüberwanderten. Der Pastor richtete während der Predigt einigemal wie suchend seinen Blick nach unserem Sitz und seine Miene nahm einen Zug von Mißstimmung an; ich bemerkte erst daran, daß Ebert sich nicht neben uns befand und überhaupt dem Gottesdienst nicht beiwohnte. Wie wir in's Haus zurückkehrten, war er auch dort nicht, und ich ging in den Garten, ihn zu suchen. Nach einem Weilchen kam mir auf einem Wege ein leise knisternder Schritt entgegen und an der

Digitized by Google

Biegung des Pfades stand Ottilie vor mir. Sie fuhr erschreckt zusammen, trachtete sichtlich eine Aufregung zu verbergen, und frug, wohin ich wolle. Als ich erwiederte, daß ich nach Ebert suche, faßte sie rasch meinen Arm und sagte: „Ich glaube, er ist im Hause — laß uns einmal zu den Pflaumen gehen, die wir als Kinder nicht essen durften. Heut', an meinem Geburtstag, darf ich's wohl, und sie müssen grad' reif sein". — „Wenn Du dir das als Angebinde wünschst, Otti", antwortete ich lachend, „so laß uns zu dem Pflaumenbaum der Erkenntniß gehen!" Wir wandten uns der Richtung zu, ihr Wesen war sonderbar, manchmal hielt sie zaudernd an, dann zog sie mich schnell vorwärts. Die Sonne stand jetzt herbstlich warm und glanzblendend am wolkenlosen Himmel, nur wo Schatten lag, flimmerte noch der Thau. Vom Thurme her ging in langsamen, ausstummenden Schlägen die Glocke; es war ein freudiger Tag, von einer leisen, süßen Schwermuth überwebt. Nun schwirrte es roth vor uns in der Luft, die alten, jährlich wiederkehrenden Freunde der abfallenden Zwetschgen gaukelten buntglühend hin und her.

Dann weiß ich nur, daß meine Begleiterin mich plötzlich mit einem Ruck hielt, und zugleich sah ich durch den fast schon entlaubten Zaun drüben am Feldrande des Schullehrergartens Ebert stehn. Und im nächsten Augenblick kam ein raschelnder Ton durch die Stille, eine gedämpfte Stimme rief: „Da bin ich wieder!" und mit einem Sprunge flog ein junges, wunderbar schönes, üppiges Weib auf Ebert Wigand zu, schlang die vollen, halbentblößten Arme um seinen Nacken und küßte ihn mit athemlosem Ungestüm. Einige Secunden hing's mir wie ein Schleier über den Augen, eh' die Züge des Mädchens mir sagten, es könne Niemand anders als Rhena Wenkstern sein, auf deren hochgewölbter Brust ich gleich darauf das im Sommer von Ebert eingekaufte Granatkreuz erkannte. Und im selben Moment schoß mir eine Erklärung durch den Kopf, um die ich mich Tage lang vergeblich bemüht. Ottilie war an dem Morgen, als sie zu der kranken Familie gegangen, durch einen Zufall Rhena im Dorf begegnet, die das ihr am Tag zuvor von Ebert geschenkte Kreuz um den Hals getragen.

Das Alles waren nur Augenblicke, bis ich die Stirn wieder nach Ottilie umwendete. Doch sie hatte meinen Arm losgelassen und ging schon, mehrere Schritte von mir entfernt, mit bleich-verstörtem Gesicht dem Hause zu. Die Beiden drüben hatten von unserer Gegenwart nichts bemerkt, sie hielten sich flüsternd und Küsse tauschend umfaßt, und geräuschlos zog ich mich ebenfalls zurück. Mir war wunderlich zu Muth, lang vergangene Jahre drängten sich mir an der Vorstellung vorbei und erfüllten mich plötzlich mit einer, an Gewißheit streifenden Erkenntniß, daß Ebert seit dem Abend, an dem er Rhena Wenkstern vor dem Ertrinken im Bache bewahrt, unabläßig wohl Tag für Tag mit ihr im regsten Zusammenhang geblieben war. Er hatte Die zur Freundin gewollt, auf die er sich ein Recht gewonnen, die Niemanden sonst hatte und die Niemand sonst wollte. Fast betäubt saß ich von dem Bild der zauberischen, heiß bestrickenden Schönheit des Mädchens, das ich seit bald vier Jahren nicht mehr gesehen.

Digitized by Google

Ich erschrak, als die Glocke zum Essen rief, und ging zögernd zum Hause hinan, so daß ich als der Letzte eintraf. Die Andern, auch Ebert, saßen schon am Tische, es war eine freudlose, bedrückte Mahlzeitsstunde, wie wir sie noch nie zusammen verlebt. Kaum hie und da fiel ein Wort, wenn Jemand gezwungen ein Gespräch angeknüpft hatte, verstummte es gleich wieder. Der Pastor stand zuerst auf und sagte kurz: „Ich möchte ein Wort mit Dir sprechen, Ebert“ und ging in sein Zimmer. Auch die Uebrigen verließen rasch die Eßstube und vereinzelten sich hierhin und dorthin.

Ich trat unruhig auf den Flur, unverkennbar hatte Ottilie das von uns beiden Wahrgenommene mitgetheilt. Durch die Thür des Pastors hörte ich seine Stimme laut und heftig heraustönen, dann diejenige Eberts, der ohne Erregung in ruhiger Sicherheit erwiederte: „Ich habe mich mit ihr verlobt.“ Es wurden noch einige Worte hin und her gewechselt, dann sagte der Pastor: „Ich habe Dir allerdings nichts mehr zu gebieten, aber Du wirst begreifen, daß ich mich für verpflichtet halte, Deinem Vater davon Mittheilung zu machen“. Gleich darauf öffnete sich die Thür, Ebert Wigand trat heraus und ging, ohne mich zu bemerken, auf unser Zimmer. Ich wollte ihm nicht sofort nachfolgen, um ihm Zeit zur Beruhigung zu vergönnen, sondern machte einen kurzen Gang in's Feld. Doch als ich zurückkam und ihn suchte, hatte er ohne Abschied das Haus und das Dorf verlassen.

II.

Studienjahre — schönes, inhaltsreiches Wort! Aber doch eine vox ambigua, welche Geschickesgunst oder Ungunst des Einzelnen nach gar verschiedenen Richtungen auslegt. Für den Einen ist es die Blüthezeit des Lebens, in deren Kelchen holde Thorheit als bunter Schmelz schillert und dem Rückblickenden noch bis in's späte Alter hinein farbenprächtig, wie das Gedächtniß eines wandellosen Junimorgens nachleuchtet. Dem Andern umschließt das kurze Wort langhingedehnte Jahre der geistigen Anspannung, einen mühvoll erschöpfenden Weg, dessen Ränder ein gleichmäßiges Geleit von Nesseln und Dornen umgürtet. Wohl gaukelte flüchtig auch über diese dann und wann ein Falter, und der Wind hob einmal süßen Anhauch von Blumenduft herüber, denn es war Sommertag und der Wanderer war jung. Aber die Köstlichkeit mußte von Außen an ihn herankommen, er trug sie nicht in sich und ihm fehlten die Schwingen, sich zu ihr in die goldne Luft zu heben.

Es ist ein gar kurzes, von Vielen mit hochfahrendem, gedankenleerem Lächeln als wesenlos bei Seite geworfenes Wort, das den Fuß im tiefen Wegstaub festhält oder ihm den Aufflug zur Sonnenfreudigkeit vergönnt. Und unsagbar schwerer wiegt seine Bedeutung noch in der Jugend, als im späteren Gang des Lebens, denn sein Inhalt ist Freiheit oder dumpfer Zwang, dessen Kette der Mann mit beruhigterem Blut erträgt, aber daran der Jüngling sich unter vergeblichem Kraftaufgebot, sie zu zerreißen, wund und siech drückt. Viel kluge Leute freilich zucken mißächtlich die Schultern bei'm

Digitized by Google

Klange des kleinen Wortes, schwärmerische reifere Jungfrauen am geistvollen Theetisch, wie besternte Graukröpfe in reichhauskömmlichen Aemtern, Würden und Pfründen. Sie meinen geringschätzig, der Jugend müsse eine unverwüstliche Kraft, ein himmelstrebender Frohsinn, eine welterobernde Idealität innewohnen, daß sie gemeiner Erdengüter nicht bedürfe, sonst sei sie nicht die echte und rechte, wie's die ihrige gewesen. Sie haben noch weit mehr schöne Fremdwörter in Bereitschaft: Elasticität — Frugalität — Humaniora — mens sana in corpore sano — und sie lächeln wohlgefällig bei der Erzählung ihrer unglaublich lustigen Studentenstreiche und stoßen seufzend mit den Champagnerkelchen aneinander, daß es ihnen nicht wiederkehre, noch einmal so frisch, frei und frohgemuth in's Leben hineinzugehn.

Aber dennoch liegt kein Blüthenstaub, sondern nur schwerer, athemraubender Wegstaub auf den Studienjahren Desjenigen, der den Tag hindurch arbeiten muß, um Nachts lernen zu können. Sein Pfad führt durch frühlingslachende Gefilde, doch hohe, ödfarbige Mauern versperren ihm zur Rechten und Linken die Ausschau. Ab und zu kommt er vielleicht an ein schmales Pförtchen und wirft einen sehnsüchtigen Blick in die Blumengärten hinüber, wo die Andern sich in bunten Festkleidern tummeln und das sorglose, das übermüthige Lachen klingt. Er kennt's, es wohnt auch in seiner Brust und möchte hervor, sich mit in den Jubel zu mischen. Doch er muß noch weit heute in seinem abgetragenen Alltagsrock zwischen dem trostlosen Gemäuer vorwärts, um das Stück Brod zu finden, das ihn erhält, am Abend das geliehene Buch für seine künftige Lebensexistenz aufschlagen zu können. Es ist gegen seine Jugend, sein Recht, gegen die Natur, daß er weiter muß, und ein herber Stich in der Nähe des Herzens verengt ihm bei'm Athemzug den Brustkorb. Doch die „atra cura" tritt ihm mit nägelbeschlagenen Sohlen auf die Ferse und stößt ihn davon, an der hübschen Veranda vorüber, wo die klugen Leute ihm beim Verdauungskaffee achselzuckend mit geistreichem Mißfallen nachschauen.

Es ist ein gar kurzes Wort, das die Jugend unter sonnigem Himmel jubeln läßt, oder sie mit bleierner Nebeldecke stumm auf den dumpfen Boden herabdrückt.

* * *

Ich sagte mir manchmal, es seien Studiengenossen um mich vorhanden, deren Verhältnisse sie zu noch mühsamerem, erschöpfenderem Ringen nöthige, um sich über dem Wasser vollständigster Hungersgefahr zu erhalten, das sie unausgesetzt herunter zu ziehen drohte. Doch wenn vermessener Hochmuth aus der Unzufriedenheit spricht, nicht der Erste in Rom zu sein, bringt es noch gar geringen Trost ein, sich nicht als der Letzte in der Dürftigkeit zu fühlen. Was ich beim Verlassen des Gymnasiums empfunden, bewährte sich mir allzutreulich. Meine Universitätsjahre ließen mir keine Flügel wachsen, weder dem Leib noch der Seele, mich freudig auf einer schön genießenden

Digitized by Google

Stunde zu wiegen. Das plumpe Gewicht hing an der Sohle und zog mich aus dem Gaukelflug eines vergessenden Traumes hastig wieder zur Wirklichkeit herunter. Aus der Freudenarmuth des täglichen Kampfes flüchtete ich mich in kurzen Augenblicken der Muße in die Erinnerung zurück. Ihr entnahm ich Kräftigung zu neuem Weiterschritt, und ihre Bilder waren mein Glück. Im Getöse der Großstadt lag das ruhevolle Dorf wie von einem stillen Lächeln übergoldet vor mir, die Blätter des Waldsaums flimmerten im Wind und eines einsamen Abendvogels leiser Gesang kam vom schwanken Gezweig. Dann fühlte ich mich frisch gestärkt, wie wenn man bei süßer Ermüdung kurz die Lider geschlossen. Aber es war etwas früh, mit zwanzig Jahren zu solchem Trostbedürfniß nicht vorwärts, sondern rückwärts schauen zu müssen.

Diesem beschwichtigenden Festhalten an meiner Kindheitsvergangenheit entsprang es unfraglich, daß ich in brieflichem Zusammenhang mit dem Pfarrhause blieb. Ich kann mich des ersten Beginns desselben nicht genau mehr erinnern, nur daß ich mich bald mit Henriette in einer, wenn auch nicht häufigen, doch regelmäßigen Correspondenz befand. Warum gerade mit ihr, weiß ich ebenfalls nicht, denn ich hatte ihr niemals näher gestanden als Ottilie. Aber es hatte sich nach einer Entgegnung von ihrer Seite so gemacht und ich war über ihre Briefe zugleich erfreut und erstaunt. Sie schrieb viel besser, als sie sprach, eine gewisse Nüchternheit ihrer Erscheinung und Stimme fiel in den Schriftzügen ab, dann und wann klang überraschend ein leiser Ton daraus hervor, den ich in ihrem Empfinden nie vermuthet, der mich an den Gesang des einsamen Vogels im abendlichen Baumgeäst erinnerte. Und zugleich nahm mich Wunder, wie sie oft von den Dingen schrieb, die mir zumeist am Herzen lagen, über die ich mir vorgenommen, sie das nächste Mal zu befragen. Als ob sie mein Verlangen danach errathen, sah mir häufig schon die Antwort drauf aus ihrem Briefe entgegen.

So erfuhr ich getreulich, was im Hause, Dorfe, Feld und Wald vorging, auch einmal eine kurze Nachricht über Ebert Wigand. Wir hatten nach unseren Berufswissenschaften verschiedene Universitäten bezogen und uns in den ersten Monaten ebenfalls einigemal geschrieben. Doch er ließ bald längere Zeit über seiner Erwiederung verstreichen und auf meinen letzten Brief erhielt ich überhaupt keine Antwort mehr. Der Inhalt seiner Mittheilungen drehte sich dazu fast ausschließlich um gleichgiltige Angelegenheiten, und mir gebrach die Zeit für eine ausführliche Correspondenz. Dergestalt ging mir erst durch Henriette die Kunde zu, daß Eberts Vater auf die Benachrichtigung durch den Pastor hin seinen Sohn mit Enterbung bedroht habe, wenn ihm noch ein Wort von der Fortsetzung des unglaublichen Verhältnisses zwischen demselben und der Schullehrerstochter zu Ohren komme. Ueber Ottilie meldete Henriette eigentlich in Kürze stets nur das Gleiche und fast in den nämlichen Worten: daß sie wohl sei, sich den Tag hindurch

Digitized by Google

zumeist gleichmäßig mit Zeichnen und Lesen beschäftige und mich grüßen lasse. Doch sahen diese Zeilen mich zuweilen an, als läge etwas Verschweigendes zwischen ihnen. Ueberhaupt besaßen die Briefe einen leicht schwermüthigen Anhauch; es war sehr einsam im Hause geworden, die Gesundheit der allmählich bejahrten Eltern nicht mehr die frühere. Auch die Schreiberin kam gar frühzeitig am Liebsten darauf zurück, wie schön und sorglos Alles in unserer Kindheit gewesen.

So vergingen wohl zwei Jahre. Von Ebert Wigand hörte ich nichts mehr, als durch zufällige Begegnung mit einem, ihn oberflächlich kennenden Studiengenossen, daß er schon vor geraumer Zeit die Annahme einer Geldsendung seines Vaters verweigert habe und sich, völlig unterstützungslos, durch Stundengeben aufs Mühsamste durchschlage, um seiner Wissenschaft obliegen zu können. Er lebe, kaum zu glauben, kärglich, doch sei dabei von einer nie getrübten, unbegreiflichen Heiterkeit und Unverzagtheit, als ob er in den höchsten Genüssen des Lebens schwelge und über alle Schätze der Erde gebiete, während sein Aussehen zur Genüge Zeugniß von seinem harten Kampf um die Existenz ablege.

Seltsam, aus freiem Willen that er das, wozu mich die Nothlage zwang. Ich wußte, wie schwer es sei, zu müssen, wie das Herz nach Freiheit und ungebundener Jugendlust aufpochte, und ich glaube nicht, daß ich die Kraft und Ausdauer besessen hätte, mich freiwillig selbst an die schwere Kette zu fesseln. Um es zu können, mußte eine Triebkraft in seiner Seele arbeiten, sein Herz etwas zu eigen haben, was das meinige nicht besaß, nicht kannte. Nicht ein Stein, ein stürzender Felsen war ihm über den Weg gefallen, aber ohne zu zaudern und zu zweifeln bog er durch dorniges Gestrüpp um das Hemmniß und rang sich in der Richtung, die er sich vorgesetzt, weiter.

Die Briefe Henriettens an mich nahmen nach und nach einen immer deutlicher trüben Ton an. Ihre Hoffnung auf Wiederherstellung der Gesundheit ihrer Eltern schwand mehr und mehr, selten fügte sie Anderes hinzu. Nur ihr letztes Schreiben enthielt noch die Mittheilung, daß der Schullehrer unerwartet plötzlich gestorben sei und seine Tochter bald darauf die Amtswohnung und das Dorf verlassen habe. Es stach gegen ihre sonstige milde Ausdrucksweise ab, daß sie sich nicht enthalten gekonnt, daran zu schließen, sie freue sich, „die, welche an Allem die Schuld getragen," nicht mehr sehen zu müssen. Dann verging eine lange Zeit, ohne daß ich auf meine Erwiederung mehr Nachricht aus dem Dorf empfing.

* * *

Nicht selten hielt eine plötzliche Frage mir den lesenden Blick, die Feder auf dem Blatte an: Wofür? Für wen arbeitete ich eigentlich Tag und Nacht hindurch?

Die Antwort war sehr einfach und immer die nämliche: Für mich. Aber wenn der Gedanke weiter ging, besagte sie im Grunde nichts. Ich

Digitized by Google

stellte mir die Triebfedern vor, durch welche Andere zu gleichem Thun angespornt wurden, die Pflichtsorge für Weib und Kind, vielleicht für Eltern und Geschwister, die herzklopfende Hoffnung auf die Vereinigung mit einer Geliebten, den Ehrgeiz und das Streben nach angesehener Stellung unter den Menschen, die Sucht, Reichthum zu erwerben. Keiner dieser Beweggründe weckte in meinem Innern einen Nachhall. Ich stand allein in der Welt und die Zukunft hielt mir kein Bild entgegen, nach dem ich begehrte. Ich fühlte mich vorzeitig alt, fast ohne die Fähigkeit eines Wunsches, denn der freudlos Hinlebende verarmt langsam in sich selbst. Allerdings mußte ich existiren und deshalb arbeiten, aber wozu sammelte ich mir ein geistiges Capital für kommende Zeiten, in denen ich noch älter und abgestumpfter sein würde? War's nicht klüger, meine Arbeitskraft gleichsam als eine Leibrente anzulegen, die mir bei geringerer Anstrengung dasjenige lieferte, dessen ich von Tag zu Tag zum Leben bedurfte?

Solche trübsinnige Anschauungen halten der Wiederkehr gesunder Erwägung nicht Stand, doch sie erzeugen Stimmungen des Mißmuths, welche plötzlich einmal mit dem Gefühl übermannen, es sei narrenhafte Thorheit, noch jung zu sein und den Genuß der Gegenwart für einen zweifelhaften Vortheil des Alters ungekostet wegzuschleudern. Und unwiderstehlich aufgerissen, sprang ich mit jähem Entschluß von meinem Stuhl empor, einen Tag zu genießen, als ob keine Kette an den Füßen hinter mir drein rassele.

Ich weiß, der Augenblick dieses Vorsatzes war das Schönste daran. Draußen lag ein warmer Hochsommertag und ich schlenderte durch die lärmvollen Straßen der Großstadt, gab jedem Gelüst nach, als ob ich nicht wenige Thaler, sondern ein Vermögen in der Tasche trüge. Doch der Reiz erlosch schnell, bald empfand ich mich überall unter dem fremden Getümmel nicht minder einsam, als auf meiner ärmlichen Kammer, und mein Versuch, mich für einige Stunden frei und glücklich zu halten, erschien mir lächerlich zwecklos. Ich besaß keine Fähigkeit, mich zu amüsiren, und nur eine gewisse Beschämung vor mir selbst, der feste Entschluß, nicht vor dem Schlag der Mitternachtsstunde nach Hause zurückzukehren, hielten mich ab, den „Tag des Genusses" schon beim Eintritt der Dämmerung zu beenden.

Trotzdem brachte der Abend grade mir zum erstenmal etwas eigenthümlich Anregendes. Der Zufall hatte mich in einen großen öffentlichen Garten geführt, den ich um seines beträchtlichen Entréepreises willen noch niemals vorher betreten. Es war eine sogenannte „italienische Nacht", mehrere Musikkapellen spielten abwechselnd, Tausende von bunten Lampions erhellten die Plätze, Wege, Bäume und Bosquets, zwischen denen Menschenströme hin und wieder flutheten. Ab und zu wurden Feuerräder und bengalische Flammen abgebrannt, das Wesen der Gäste, die reichen Damentoiletten und der verschwenderische Aufwand der Herren an kostspieligen Weinen kennzeichneten einen Vergnügunsort der besser gestellten Gesellschaftsklassen. Für mich hatte das Geflimmer und Gebrause in der schwülen Nacht etwas fremd-

Digitized by Google

artig Aufregendes, ich ließ mich manchmal mit geschlossenen Augen in dem Gewoge forttreiben, dann sah ich wieder auf, und es kreiste um mich wie ein phantastischer Traum.

So vergingen wohl Stunden, da kam ich einmal an einem, bisher noch nicht von mir aufgesuchten Seitenrande des weiten Platzes vorüber. Die Tische waren zum Theil besetzt, zum Theil von den Umherwandelnden verlassen, mein Blick fiel auf einen, der die Ueberreste einer ausgesuchten Abendmahlzeit von Delicatessen aller Art und seltenen Früchten trug. Eine Champagnerflasche stand im Eiskübel daneben und zwei Spitzkelche, doch es saß nur eine einzelne Dame an dem Tisch. Sie war, fast wie in ein Gewölk, in einen kostbaren Spitzenüberwurf gehüllt, aus dem sich der halbentblößte, wundervoll gemeißelte Arm auf die Lehne des Sessels stützte, während ihre Augen nachlässig durch das bunte Lampengeglitzer hingingen. Achtlos schritt ich beinahe schon vorbei, als eine Wendung mir ihr Gesicht zudrehte, und im selben Moment flog mir unwillkürlich, halb freudig, halb ungläubig staunend von den Lippen: „Rhena Wenkstern!"

Nur eine Minute lang hatte ich sie damals durch den herbstlich entblätterten Zaun als erwachsenes Mädchen gesehen, doch ihre eigenartige Schönheit war unverkennbar. Sie erkannte mich ebenfalls und rief, jäh vom Stuhl aufspringend, meinen Namen, aber im nächsten Augenblick setzte sie sich rasch zurück. Unsern von uns hob mit lautem Geschmetter die Musik ein neues Stück an, ich stand einige Secunden halb verwirrt, da sah ich sie jetzt wirklich aufstehen und schnell einem, vom Büffet der Wirthschaft herankommenden Herrn mit aristokratischen Gesichtszügen entgegentreten. Sie faßte seine Hand und redete eilig einige Worte mit ihm, die mir nach dem Ausdruck ihrer Miene eine Bitte zu enthalten schienen. Er drehte seine Augen zu mir herüber, lachte und schlug ihr leicht auf die Schulter, dann kamen Beide auf mich zu, Rhena stellte mich dem Fremden vor, darauf ihn mir als „Herrn Baron von M — —" und fügte schnell hinterdrein: „Wir sind auf unserer Hochzeitsreise." — „Ja, auf der Hochzeitsreise," wiederholte er lachend und leicht nach der Art des norddeutschen Adels schnarrend. „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft so unerwartet zu machen, wir glaubten uns völlig fremd hier. Sie sind, wie ich höre, ein Jugendnachbar Rhenas, ich darf Sie wohl bitten, ein Glas mit uns zu trinken." Die Begegnung mit mir schien ihm, wenigstens anfänglich, nicht grade sehr erwünscht zu sein, doch sein Benehmen war ein außerordentlich artiges und zuvorkommendes, nur hatte sein zuweilen völlig unbegründet hervorbrechendes Lachen etwas Unverständliches, ich maß diese sonderbare Lustigkeit indeß dem reichlichen Weingenuß bei, von dem die Flaschen auf dem Tisch redeten. Er mochte im Beginn der dreißiger Jahre stehen, sein Name war der einer alten, sehr reichen Familie. Die schrilltönige Musik machte geraume Zeit das Sprechen fast unmöglich, und es war mir lieb, mich derweil von meiner Ueberraschung erholen und meinen Gedanken nachhängen zu können. Offenbar hatte also

Digitized by Google

Ebert Wigand auf die Dauer seinem Vater doch nicht Widerstand geleistet, sondern seine Verlobung aufgelöst. Oder war es Rhena gewesen, die das Aussichtslose derselben erkannt und der Bewerbung des reichen und adligen Freiers nachgegeben? Ihr Blick vermied, dem meinigen zu begegnen, und sprach mir nichts darüber aus. Bei ihrer Vermögenslosigkeit und geringen Herkunft nahm mich ihre vornehme Heirath allerdings Wunder, doch unfraglich war sie die Schönste unter den zahlreichen Schönheiten des Gartens, und die Augen aller Vorübergehenden hingen an ihr. Wie es geht, wenn man den eigentlichen Gegenstand eines gemeinsamen Interesses nicht in passender Art zu berühren weiß, unterhielt ich mich mit ihr, als ob nichts Besonderes in unserem Zusammentreffen liege und wir uns erst vor Kurzem zuletzt gesehen. Einmal fand ich Gelegenheit, zu fragen, wie und wo sie ihren Gemahl kennen gelernt habe, doch die Musik machte ihre, an sich schon undeutlich ertheilte Antwort völlig unverständlich, und sie schien einer nochmaligen Wiederholung der Frage vorzubeugen. Ueberhaupt regte sie mir den Eindruck, daß sie unser Beisammensein bald zu beenden wünschte, sie gab Zeichen von Müdigkeit, aber im Widerspruch damit zögerte sie doch immer mit dem Aufbruch. Ich suchte lange nach einem Anlaß, endlich bot sich ein solcher, daß ich in eine Entgegnung den Namen Ebert Wigands einzuflechten vermochte. Sie stand grade im Begriff, ihr gefülltes Glas an die Lippen zu führen, und ihr Arm zuckte mit demselben, daß ein Theil des Inhalts über ihr Kleid floß. Ihr Gatte zog etwas unmuthig die Stirn zusammen und sagte: „Umsonst sind solche Spitzen just nicht, mein Schatz, und Du könntest ein wenig vorsichtiger sein; freilich ist es Dein Schade.“ Nun hob Rhena sich mit blaß gewordenem Gesicht vom Sitz und erwiderte rasch: „Es ist spät, ich möchte nach Hause gehen.“ Der Baron folgte ihrem Wunsch bereitwillig, er nannte das Hotel, in dem sie wohnten, und fügte hinzu; „Vielleicht finden Sie Zeit, Ihre Jugendfreundin dort in den nächsten Tagen noch einmal aufzusuchen; kommen Sie ungenirt, auch wenn ich ausgegangen sein sollte, ich bin nicht eifersüchtig.“ Dazu lachte er in seiner eigenthümlichen Weise; Rhena machte eine Bewegung, als ob sie mir die Hand entgegenstrecken wollte, zog dieselbe jedoch hastig wieder zurück und verabschiedete sich von mir mit einer stummen Kopfneigung. Ich sah ihnen nach, wie sie Arm in Arm zwischen den flimmernden Lampions davongingen, vor meinem Blick rannen diese traumhaft zu einem röthlichen Licht ineinander, durch das Rhena Wenkstern hinschritt. Aber nicht hoch und schönheitsblendend in dem Spitzengewand und nicht auf dem nächtlichen Gartenwege, sondern mit aufgerafften Kleidern ging ein kleines Mädchen durch blinkendes Wasser, aus dem ihre schmalen weißen Kniee heraufschimmerten.

Ich fuhr leicht zusammen, wie sich mir eine Hand auf die Schulter legte. Es war die eines Studiengenossen, mit dem ich in oberflächlichem Verkehr stand; er hatte, von mir bisher nicht bemerkt, an einem benachbarten Tische gesessen und sagte: „Woher kennen Sie Einsiedler den Baron M . . ., daß Sie mit ihm Champagner trinken?“

Digitized by Google

„Ihn nicht", versetzte ich, „nur seine Frau."

Er lachte: „Seine Frau? Das heißt auf Zeit."

Verwundert sah ich zu ihm auf. „Was meinen Sie damit?"

„Sie sind noch naiv, als wären Sie gestern von der Schulbank gekommen", versetzte er mit lustigem Ton, „das kommt vom Stubenhocken. Haben Sie die Schöne wirklich für seine Frau gehalten? Es ist schon seine Dritte, die ich seit einem Jahre kenne. Woher haben Sie denn solche Damenbekanntschaft? Stille Wasser scheinen nach dem Sprüchwort doch tief."

* * *

Es liegt nicht in der Absicht dieser kurzen Erinnerungsblätter, meinen eignen Lebensgang weiter zu berühren, als es der Zusammenhang desselben mit demjenigen meiner Kindheitsgespielen erfordert. Das Gedächtniß Ebert Wigands hat ihre Aufzeichnung veranlaßt, und ich beschränke diese auf solche Mittheilungen, welche ihn nahe betreffen.

Um ein halbes Jahr später bestand ich mein Examen, und zum erstenmal nahm sich eine günstige Laune des bunten, irdischen Würfelspieles meiner an, indem ich wider alles Erwarten fast sogleich eine Stellung erlangte, durch welche ich mich vor der plumpen Noth des Lebens vollständig gesichert sah. Ich war in die Lage versetzt, eine andere, bescheiden ausgestattete, doch freundliche Wohnung zu beziehen und mich meinem neuen Beruf mit jenem Eifer hinzugeben, der ihn als einzigen Zweck des Daseins erkannt und deshalb das Bedürfniß fühlt, ihm innerlich nahe zu treten und in seiner Ausübung einen freudigen Halt zu gewinnen. Die Gegenwart und Zukunft erheischten mir einen solchen immer mehr, denn auch das tröstliche Gefühl einer Heimath in der Vergangenheit loschen jetzt dahin. Nach langer Unterbrechung erhielt ich eine Mittheilung Henriettens von dem bald hintereinander erfolgten Tode ihrer beiden Eltern. Auch Ottilie sei leidend — eigentlich schon lange — und dürfe nur an warmsonnigen Tagen das Zimmer verlassen; sie würden noch im Pfarrhause verbleiben, bis ein Nachfolger gewählt sei, wohin dann, könnte sie zur Zeit nicht angeben. Ich faltete den kurzen, melancholischen Brief zusammen und blickte eine Weile drüber hinaus. Eine schwermüthige Aufgabe, das Leben — eine mühvoll zu erlernende Kunst! Wofür? Um zu arbeiten? Nein, das vielmehr war der einzige Trostquell. An die Arbeit, um die schwere Kunst des Lebens üben zu können!

Unter thätigem Schaffen verging mir der Winter, und der Frühling zog mit warmen Anhauch durch's offene Fenster herein. Es war an einem Nachmittag, wohl im Anfang des Juni, als an meine Thür geklopft wurde, auf meinen Ruf trat ein hoher, elegant gekleideter junger Mann ein. Einen Moment blickte ich ihn halb ungläubig an, dann sprang ich auf. Ebert Wigand war's, unverändert, blühend, mit den alten, leuchtenden Knabenaugen. „Es hielt schwer, Dich unter einer halben Million von lauter klugen Menschen herauszufinden, Rob," lachte er. „Wie kommst Du hierher?" frug ich,

Digitized by Google

„Du siehst prächtig aus.“ Er gab im gleichen Ton zur Antwort: „Nimm's mir nicht übel, wenn ich keine Leichenmiene herumtrage, obwohl ich meinem Vater im vorigen Monat die letzte Ehre erwiesen habe; Du weißt, er würde es vermuthlich selbst nicht von mir verlangen, und mein Gesicht ist nicht auf das Komödienspiel anderer Leute in solchem Fall zugeschnitten. Ich suche meine Braut, die sich hier in der Stadt aufhält; sobald ich sie gefunden, wollen wir Hochzeit machen.“

Mir versetzte unwillkürlich ein Schreck den Athem und ich erwiederte halbstotternd: „Welche Braut?“

Nun entgegnete er, noch fröhlicher auflachend: „Glaubst Du, ich hätte mehrere zur Auswahl? Entschuldige, daß Du so lange keine Nachricht von mir erhalten, ich blieb wie mich däucht, mit einer Antwort an Dich im Rückstand. Es ging uns geraume Zeit nicht besonders, Rhena wie mir; wir hatten Beide nichts, um zu leben, und sie mußte nach dem Tode ihres Vaters eine Stellung annehmen, seit einem Jahre weiß ich nicht einmal, wo. Ich schrieb ihr zuletzt, wir wollten uns nicht mit Klagen das Herz brechen, am Tage, wo es möglich sei, käme ich, sie zu holen. Ich hielt es freilich nicht lang aus und schrieb doch wieder, aber sie hat mein Verbot, scheint's, ernster genommen oder ihre Briefe falsch addressirt, so daß ich sie nicht bekommen. Nun hat der Tod meines Vater unsere Wartezeit abgekürzt.“

Er sprach Alles so sorgles heiter, daß ich als Antwort nur beklommen hervorzubringen vermochte: „Und glaubst Du wirklich, daß sie noch ebenso auf Dein Kommen gewartet hat — ?“

Sein Blick maß mich, als müsse er erst zu ergründen suchen, was ich mit meiner Frage gemeint haben könne. Dann lächelte er:

„Das verstehst Du nicht, Rob; sie gehört mir von Kindheit auf. Du könntest mir ebensowohl reden, die Sonne sei ohne Licht und Wärme.“

* * *

Ich wußte nicht, was daraus werden, was ich thun sollte. Mehrmals schwebte es mir auf der Zunge, Ebert meine letzte Begegnung mit Rhena Wenkstern mitzutheilen, und doch brachte ich's nicht hervor. Halb fehlte mir der Muth und halb entsprang mein Zaudern dem Gefühl, daß ich ihn in eine gewaltsame Aufregung versetzen würde, ohne ihn von der Thatsächlichkeit meiner Erfahrung zu überzeugen. So schwieg ich und hoffte auf ein Drittes: daß sie nicht mehr in der Stadt verweile und seine Nachforschungen nach ihr vergeblich sein würden. Mehrere Wochen schienen dies auch zu bestätigen, doch änderte es an seiner stets fröhlichen Stimmung nicht das Geringste. Er lachte nur: „Es ist närrisch, wie wir uns in der Welt verloren haben, daß wir uns wie in einer Wildniß erst wieder suchen müssen; am Ende wird es noch nothwendig sein, ein Indagationsproclam in einer Zeitung zu erlassen.“ Mir entflog einmal in meiner Befangenheit

Digitized by Google

unwillkürlich die Aeußerung: „Wenn sie nicht mehr am Leben wäre, Ebert?“ — Ich erschrak, denn sein Gesicht wurde einen Moment weiß wie ein Papierblatt, allein das Blut strömte ihm sogleich voll und roth in's Antlitz zurück, und er antwortete kopfschüttelnd ruhig: „Mein Herz fühlt, daß sie lebt und daß ich sie finde.“ Bei solchen Anlässen blickte ich ihn manchmal sorglich an, ob sein Kopf durch etwas gestört worden sei und an einer krankhaften Wahnvorstellung leide. Aber nichts deutete sonst auf eine Schwächung seiner Denkkraft, er sprach über jeden Gegenstand klug und klar, hatte sich geistig noch ausnehmend entwickelt und nach allen Richtungen eine reiche Fülle des Wissens erworben.

So kam ein Abend, der mir unvergeßlich geblieben. Ich hatte Ebert bei seinen Gängen zum Behuf der erfolglos-wunderlichen Auskundung Rhenas begleitet, der Sommernachmittag war heiß gewesen und wir traten, beide durstig und hungrig geworden, in eine Vorstadtwirthschaft ein. Eine kaum gemischt zu benennende Gesellschaft füllte in mäßiger Kopfzahl das geräumige, doch niedrige und dumpfluftige Local, das bereits von Hängelampen erhellt wurde. Die Anwesenden, bis auf einige Handlungsdiener und aufgeflirrte Putzmamsellen, zumeist in ziemlich verkommenen Anzügen, tranken Bier, rauchten, lachten und schienen auf etwas zu warten; wir bemerkten bald, daß wir einen Mißgriff mit der Wahl der uns unbekannten Wirthschaft begangen, allein da wir beim Eintritt unsere Abendmahlzeit bestellt hatten, setzten wir uns in eine freie Ecke und blieben. Während dieses Zuharrens zündete ein Kellner noch einige Lichterzen an der anderen Seite des Raumes an, und wir nahmen jetzt erst wahr, daß sich dort eine kleine hölzerne Rampe befand, wie sie zu den, unter dem Namen „Tingeltangel“ bekannten musikalischen Aufführungen zweifelhaftester Gattung benutzt wurden. Gleich darauf erschienen auch durch einen dahinter befindlichen, verschossenen Vorhang zwei alte abgelebte Harfenistinnen und begannen auf den verstimmten Saiten zu klimpern, ein possenhaft ausstaffirter Bursche folgte drein und hub einen, von vielem Gelächter empfangenen, zweideutigen Vortrag an, der ein Stichwort enthielt, bei dem sich die Gardine abermals aufthat. Ein hochgewachsenes Mädchen trat heraus, offenbar noch jung und mit Spuren großer, gewesener Schönheit in den Zügen, wie ihre Kleidung von ehemaliger Kostbarkeit redete. Doch Augen und Wangen waren geschminkt, am mageren Halse traten die Muskelstränge sichtbar hervor, das Ganze sprach deutlich von einem jener unglücklichen Geschöpfe, die bessere, übermüthig-bedachtlose Tage gekannt, vielleicht durch eine Erkrankung ihre Schönheitsmitgift eingebüßt und willenlos tiefer und tiefer gesunken war. Ich sah noch mit Bedauern auf die Fremde hin, die ihren Mund zum Sprechen öffnete — da hörte ich plötzlich neben mir einen trunken-jubelnden Ruf: „Da ist sie — sie ist's — Rhena!“ und zwischen den Stühlen und Tischen fort flog Ebert Wigand auf die Holzbühne zu. Dann schnitt im nächsten Augenblicke ein herzerschütternder Aufschrei durch die dumpfe Gaststube, und das Mädchen schlug ohnmächtig und reglos auf das Brettergerüst nieder.

* * *

Digitized by Google

Da lag Rhena Wenkstern im Bette des reich ausgestatteten Hotelzimmers, wohin Ebert sie gebracht, und ich erkannte sie noch immer kaum. War dies das blühende, junge Weib, das ihm an jenem sonnigen Herbstmittag in die Arme geflogen, dessen Schönheit noch vor kaum länger als einem Jahre alle Augen bewundernd auf sich gezogen? Einem der wundervollen Falter, die einst um ihr Pflaumenkörbchen geflattert, hatte sie selbst geglichen, doch nach kurzem Flug, gleich ihnen, den prangenden Farbenschmelz verloren. Mit schlaffen Zügen lag sie da, dem ersten Blick als ein Wesen erkennbar, das die Jungfräulichkeit in den Staub geworfen, dem Nichts den Blüthenschimmer der Jugend wieder zu geben vermochte. Nur langsam erholte sie sich von dem Zustande körperlicher Gebrochenheit, in welchem sie aus der Wirthschaftsspelunke hierher gelangt war.

Aber von dem Allem sah Ebert Wigand Nichts. Er saß beständig neben ihr und seine glänzenden Augen ruhten glückselig auf ihrem Gesicht. Wenn sie die hohl unterwölbten Lider zu einem unruhigen Schlaf geschlossen hielt, flüsterte er mir zu: „Wie schön sie ist! Ich wußte immer, daß sie so werden müsse, es war die Mitgift ihres Namens, denn er bedeutet einen prächtig leuchtenden Stern. Du kanntest sie nie, Rob, doch jetzt begreifst Du's, nicht wahr, daß ich Dir sagte, eher könntest Du mir die Sonne kalt und lichtlos nennen."

Dann wachte Rhena Wenkstern, und er nannte sie zärtlich sein armes Kind und überhäufte sich mit Vorwürfen, daß er so thöricht gehandelt, sie in solch' dürftige Lage gerathen zu lassen, in der sie genöthigt worden, sich ihren Unterhalt als Schauspielerin zu verdienen. Doch er sehe es an, als sei's eine Prüfung ihrer Liebe gewesen, um ihm erst den vollen Diamantglanz derselben zu bewähren. Und nun sei's vorüber und wolle er's an seiner Frau gut machen sein Leben lang.

Ich hörte ihm zu, auch der Absicht, die seine letzte Aeußerung kundgab, und erwiederte Nichts. Wem zum Nutzen hätt' ich's gesollt? Worte machen Blinde nicht sehend, und wär' es auch möglich gewesen — hätte es ihn glücklicher gemacht? Ich fühlte, es würde sein Leben zwecklos zerstören.

Noch Eines kam hinzu. Mein Mund redete nur selten mit Rhena Wenkstern, aber ihre Augen sprachen fast unablässig mit mir, und ich verstand Alles, was sie sagten. Ihr Werden, ihre Vergangenheit lagen klar vor mir. Sie war, wie der Pastor einst gesprochen, nicht weit vom Stamme gefallen, hatte die innere Haltlosigkeit ihres Vaters, seinen eitlen Sinn und die Begehrlichkeit nach Schein und Prunk geerbt. Und noch einmal hatte die Meinung des Pastors über sie das Richtige getroffen: „Wenn der Alte nicht wäre, könnt' vielleicht noch ein vernünftiges Geschöpf aus ihr werden." Das war durch den jahrelangen, täglichen Einfluß Eberts bewirkt worden, aber als die Universitätszeit ihn zur Trennung von ihr gezwungen, sich allein zurückgegeben, war ihre Natur stärker gewesen, als die Nachwirkung seines

Digitized by Google

Gedächtnisses. Sie sah ihn mit seinem Vater entzweit, arm und aussichtslos während der Blüthezeit ihrer Jugend, und von dem Triumph ihrer Schönheit berauscht, vom Reichthum und Namen eines vornehmen Liebhabers verlockt, der ihr glänzendes Wohlleben verhieß, vielleicht im Taumel augenblicklicher Leidenschaftswallung warf sie sich dem rasch abwärts führenden Verderben in die Arme.

Diese Geschichte ihres Lebens kündete mir ihr stummer Blick; sie war nicht von schlechter Gemüthsart, sie war nur haltlos und leichtfertig gewesen. Aber aus der irren Angst ihrer Augen redete noch etwas Anderes. Sie hatte nur Ebert Wigand wirklich geliebt und liebte ihn noch jetzt. Und sie wußte, wie ich, es würde ihm das Herz brechen, wenn sie das Wort spräche, das auch ich nicht über die Lippen bringen konnte.

* * *

Nach Wochen kam ein Tag, an dem ich neben dem Reisewagen stand, der Ebert Wigand und Rhena Wenkstern aufnahm. Er wollte seine Braut nach dem Dorf ihrer Heimath und unserer Kindheit führen, um sich dort von dem erwarteten, neu ernannten Pfarrer mit ihr trauen zu lassen. Es entsprach völlig der träumerisch poetischen Grundart seines Empfindens und Denkens, daß er diesen Vorsatz gefaßt, und ich hätte es mit Bestimmtheit vorauszusehen vermocht. Ehe die erforderlichen Documente beigebracht und das Aufgebot erlassen sein konnte, mußten noch etwa drei Wochen vergehen; bis dahin hatte ich Urlaub zu nehmen, nachzukommen und ihm als Zeuge bei der festlichen Handlung zu dienen versprochen. Warum sollt' ich's nicht, da er es als Beweis unserer alten Freundschaft begehrte? Ich hatte mich überzeugt, für ihn enthielt diese Verbindung das einzige, auf Erden erstrebte Glück — und mußte sie denn zu einem Unglück führen? Still und ernst blickte Rhena drein, in ihrem blassen Gesicht lag kein Zug des Leichtsinns, des Verlangens mehr nach irgend einer Lust des Scheins. Sie liebte ihn und die Liebe konnte vielleicht noch das aus ihr gestalten, wofür er sie hielt — so weit Geschehenes ungeschehen zu machen war. Dieser Gedanke ließ mich zum erstenmal in Gegenwart der Beiden etwas weniger beklommen aufathmen, so daß ich mich fast mit einem freudigen Gefühl von Ebert verabschiedete. Auch Rhena that jetzt, was sie vor einem Jahre nicht ausgeführt, sie reichte mir im letzten Moment die Hand, die sich mit einem kurzen, krampfhaften Zusammenziehen um die meinige schloß. Unwillkürlich sah ich nach ihrem Antlitz auf, die Pferde zogen an, und ich gewahrte nur noch, daß sie die Augen hastig von mir abdrehte, aus denen ein sonderbar irres Licht, angstvoll und rathlos mich um etwas befragt zu haben schien. Gedankenmüde schritt ich allein zu meiner Wohnung zurück. Sie kam mir unsagbar einsam vor, ich wußte nicht, wonach ich begehrte, aber ich fühlte mich in der großen Stadt verlassener, denn je zuvor.

Dann trug auch mich der Postwagen langsam auf der Straße fort,

Digitized by Google

neben der heute der Eisenbahnzug mit geisterhafter Geschwindigkeit vorüberfliegt, und es war an einem Juliabend, als der alte hohe Kirchthurm nach langer Zeit wieder über den Feldern vor mir aufstieg. Wie ich ihn zuletzt gesehen, hatte das Leben noch duftverschleiert fremd vor mir gelegen, jetzt stand es deutlich und nüchtern da, der Vorhang war graue Spinnweb gewesen, und ich wußte genau, was es mir überhaupt noch bringen konnte. Aber dennoch klopfte mein Herz an dieser Stelle rascher als sonst, wie wenn es den alten Schlag hier wieder gefunden, den es durch trübe Jahre hindurch verlernt. Ich hatte im Städtchen ein Fuhrwerk bis zum Dorf genommen, und wie ich nun an jedem bekannten Fleck entlang rollte, der seinen stäten Sommerschmuck unverändert angelegt, da überkam es mich mehr und mehr mit einem tiefen Frieden, als habe ich nur schwer geträumt und wache in sorgloser Kindheit wieder auf.

Das Dorf allein empfing mich anders, als ich erwartet, nicht die vermoosten Dächer und buntblühenden Gärten vor den alten Häusern, doch die Menschen. Die Straße vom Bach zur Kirche hinan war völlig leer, Alles wunderlich, wie ausgestorben still; nur einige feuchte Fußspuren prägten sich aus dem julitrocknen Wegstaub. Erst auf dem Lindenplatz gewahrte ich ein Gedränge von Männern, Frauen und Kindern vor mir, die Bewohner schienen sich dort zu einem festlichen Anlaß sämmtlich angesammelt zu haben. Doch waren alle eigenthümlich still oder flüsterten nur miteinander, die kleinen Knaben und Mädchen reckten sich lautlos auf den Zehen, um über die Erwachsenen nach etwas fort zu sehen. Ich nahm den Gegenstand ihrer scheuen Blicke schon vom Wagen aus gewahr, der Kreis schloß sich um eine in der Mitte niedergestellte Tragbahre, auf der ein regloser Körper ausgestreckt lag. Als ich rasch hinzutrat, erkannte ich sogleich Rhena Wenkstern, doch nicht wie ich sie zuletzt gesehen, sondern als habe sie sich zu dem Tage verjüngt, an dem Ebert Wigand sie zu seiner Braut erkoren. Nur war ihr Gesicht schneeweiß, aber in seiner ganzen, ehemaligen wundervollen und jungfräulichen Schönheit. Von ihren Kleidern sickerten Wassertropfen unter die Bahre herab, ihre Hand hielt fest zusammengezogen eine weiße Teichrose umschlossen. Es war kein Zweifel, daß sie todt sei.

Und beim ersten Anblick war mir auch kein Zweifel, warum. Ich verstand plötzlich das letzte Pressen ihrer Hand beim Abschied und den rathlos irren Ausdruck ihrer Augen. Ihr Herz hatte ihn wirklich geliebt und sie konnte ihn nicht betrügen. Um einem Leben voll Marter und Reue zu entgehen, gab es nur einen Weg; doch für sich selbst hätte sie die Qual als Sühne genommen, sie war den Weg für ihn gegangen, sein Leben von einer Lüge zu befreien.

* * *

Als ich den ersten Eindruck des Schrecks überwunden — doch es war nicht lediglich ein solcher, sondern zugleich fast wie mit etwas Befreiendem

Digitized by Google

untermischt — sah ich erst, daß auch Ebert Wigand neben der schönen Leiche dastand. Ich trat auf ihn zu und that, was man in solchen Augenblicken zu vollbringen pflegt, weil man nichts Anderes zu thun weiß, ich reichte ihm stumm die Hand entgegen. Er nahm dieselbe auch und kaum anders als sonst, nur daß er sie ein wenig schneller fallen ließ, aber er sprach dazu, mich groß bedeutungsvoll anblickend, mit völliger Gelassenheit: „Weißt Du, sie wollte mir wieder eine Wasserrose pflücken, an der nämlichen Stelle wie damals, da haben die Leute sie gefunden. Es war ihr Ebenbild, so schön und rein und auch so weiß, wie sie jetzt; ich wußte immer, der Tod müsse auf mich neidisch sein und sie mir nicht gönnen. Aber er irrt sich, sie bleibt darum doch mein, er kann sie mir nicht nehmen. Sie ging aus Liebe für mich an den Bach — entschuldige mich, ich muß jetzt Acht auf sie geben —"

Er wandte sich zu den Männern um, welche die Bahre emporlüfteten, und ging, sorglich die Hand Rhenas haltend, mit jenen fort. In seinen Augen lag eine ruhige Sicherheit, daß er sie nicht verloren. Niemand konnte sie ihm nehmen, weder Menschen noch der Tod. Er hatte sie für sich allein gehabt und hatte sie noch, denn er besaß den Zauberwillen des Herzens. Eigentlich war er der unendlich Glücklichere von uns.

Mit seltsamen, hastig wechselnden Empfindungen schritt ich nach dem Pfarrhause, an dem mehrere Handwerker kleine bauliche Verbesserungen vornahmen. Ich weiß nicht, warum mir der Muth gebrach, durch die Hausthür einzutreten; am Garten entlang wandernd, überstieg ich den Ligusterwall und kam von unten herauf. Vor dem Rande der Laube stutzte mir der Fuß, dort saß oder lag vielmehr Jemand in einem Lehnsessel ausgestreckt, ein junges Weib mit weißdurchsichtigem Antlitz und großen, geisterhaft vorblickenden Augen. Röthliche Streiflichter der Abendsonne spielten über ihr blondes, schlicht gescheiteltes Haar, sie streckte mir eine blaugeäderte Hand entgegen, doch erkannte ich sie erst, als sie mit leiser, mühsamer Stimme dazu sprach: „Sehen wir uns noch einmal, Rob — das ist hübsch; ich hatte gehört, daß Du kommen würdest." — „Ottilie —" stotterte ich erschreckt; der Tod sah ihr aus jedem Zug hervor, er konnte höchstens für Tage ihr noch Aufschub gönnen. Sie nahm meine Bestürzung wahr und lächelte: „Setz' Dich zu mir, ich bin heut' etwas müde und muß früh schlafen gehen; aber noch hab' ich ein wenig Zeit." Vom Hause her knisterte ein Fußtritt über den Sand und gleich darauf bog der Kopf Henriettes um die Ecke. Sie war kaum verändert, nur sorgenblaß, doch mein unerwarteter Anblick trieb ihr einen Moment das Blut etwas ins Gesicht. Dann saßen wir beisammen und redeten, wunderlich, als ob nichts geschehen sei und nichts Unabwendbares vor uns stehe. Ottilie wußte noch nicht von dem Tode Rhenas, und Henriette that desselben nicht Erwähnung. Sie sprach davon, daß der neue Pastor in der nächsten Woche eintreffe und sie beschäftigt sei, um weiteren Umzug bis zur Wiederherstellung Ottilies zu

Digitized by Google

vermeiden, eine kleine Wohnung in der Nähe einzurichten. Ein kurzer, nur mir geltender Aufblick fügte stumm hinzu, es werde nicht mehr nöthig sein.

* * *

Ebert Wigand verließ die Leiche Rhena Wenksterns Tag und Nacht hindurch keinen Augenblick, bis sie zwischen den Steinen und Kreuzen neben der Kirche mit in die Erde gesenkt worden. Dann kam er am Nachmittag zum erstenmal zu uns in's Pfarrhaus. Er trat ein und begrüßte alle, wie wenn er bis heut' im Dorfe gewohnt und nur einen Spaziergang gemacht habe. Wir hatten Ottilie inzwischen mittheilen müssen, daß Rhena plötzlich gestorben sei, doch sie sprach kein Wort darüber, und Ebert gleichfalls nicht. Die heißesten Stunden des Tags waren vorbei, und Henriette führte die Schwester nach täglichem Brauch an ihren Rollsessel, damit sie die freie Luft im Garten einathme. „Laß mich Dich fahren, Otti," sagte Ebert, sich gegen sie vorbückend, und ich sah, daß sie sich zum erstenmal in die Augen schauten und einen eigenthümlichen Blick miteinander tauschten. Er schob sie langsam durch die Gartengänge hinab, sein Arm lag stützend in ihrem Nacken, und man gewahrte an seiner übergebeugten Haltung, daß er mit ihr redete. Was, vernahmen wir nicht, denn Henriette und ich blieben unwillkürlich ein Weilchen zurück. Sie sagte nur tiefaufseufzend: „Wie anders hätte es sein können." Ich nahm ihre Hand und antwortete: „Ja liebe Henni, das wäre besser gewesen, aber Menschenherzen läßt sich nicht gebieten."

Als wir die Beiden droben im Garten wieder antrafen, saßen sie stumm nebeneinander, nur wie ein geisterhafter Athemzug ging es um die stille Laube. Davor blühten sonnenflimmernde Hochsommerblumen, und Schmetterlinge gaukelten noch drüber. Es war ein Vorabend ohne Laut und Hauch, schimmernd dehnten sich die grünen Felder in die Weite, wie sie stets in unserer Kindheit gelegen.

Plötzlich sagte Ebert Wigand laut: „Wollen wir nicht Boccia spielen?"

Henriette und ich sahen ihn wohl sprachlos an, doch Ottilie fiel, ihre Kraft zusammennehmend, freudig ein: „Ja, laßt uns! Ich kann freilich nicht werfen, aber ich spiele mit Dir vom Wagen aus, Ebert, und Du wirfst für mich."

Ihr Gesicht sprach sehnlichen Wunsch aus, daß es so geschehe, und schweigend ging ich, um die Kugeln zu holen. Sie fanden sich noch am alten Platz; es war ein gespenstisches Spiel, das wir mit ihnen vor dem Sitz Ottilies begannen. Henriette und ich blickten uns einmal an, dann vermieden wir, daß unsere Augen sich wieder begegneten. Aber manchmal überrann mich ein Schauer, mit welcher unbeirrten Sicherheit Ebert gegen uns spielte. Es war wie einst, wenn er durch besondere Geschicklichkeit eine schlimm stehende Partie noch zu retten trachtete, nur lachte und rief er nicht dazu, wie damals, sondern führte lautlos seine Würfe aus. Mit den

Digitized by Google

hohlen, todverfallenen Augen gleichfalls stumm dreinblickend, saß Ottilie; mir war's, als sähen aus den abendlichen Schatten mit nebelhaft rinnenden Zügen der Pastor, seine Frau und Rhena Wenkstern dem Spiele zu, deren Hände so oft diese selben Kugeln umschlossen gehalten, und ohne Wort und Ton warf Ebert sie nach ihrem Ziel. Das Alles machte es wohl, daß es mich überlief, als spielten die Todten wider uns beiden Lebendigen.

Er wollte unverkennbar für Ottilie gewinnen, und so geschah's. Ihre Augen leuchteten auf, als sein letzter Wurf das Spiel beendet, sie faßte seine Hand und sagte: „Hab' Dank, Ebert — wir hatten sonst nicht viel Glück miteinander — heut' aber ist es gut geworden, und Ende gut, heißt's ja, Alles gut." Sie legte, vom Sprechen erschöpft, den Kopf mit geschlossenen Lidern zurück, er stand ein paar Augenblicke stumm, dann erwiederte er freundlich: „Schlafe ein wenig, Otti, ich will noch einen kleinen Gang machen." Und er bückte sich vor und berührte zum erstenmal im Leben ihre Stirn mit seinen Lippen, darauf ging er, uns Andern die Hand reichend, weglos in's abendlich gewordene Feld hinaus.

Henriette und ich blieben sitzen, leise redend, um Ottilie nicht aufzuwecken. Ein Ausdruck des Glückes lag in ihren schlummernden Zügen, sie athmete schwer, doch sichtlich ohne Schmerzen, denn sie regte sich nicht. Nur einmal hob sie die Stirn, sah uns einen Moment mit weitgeöffneten Augen an und sagte, traumhaft lächelnd: „Sind die Pflaumen noch nicht reif? Davon hätt' ich gern." Aber gleich darauf legte sie den Kopf wieder zum Schlaf zurück.

Nach einer Stunde vielleicht fing der Wind an, über uns in den Baumwipfeln zu summen, die Falter saßen schon mit zusammengeschlagenen Flügeln auf den Blumen. Henriette stand auf und meinte: „Es wird abendkühl, wir müssen sie doch wecken." Sie strich mit der Hand über die Schläfe der Schwester und rief erst leis, dann etwas lauter: „Ottilie!" doch die Gerufene wachte nicht mehr auf; unter dem friedvoll hingestreckten Antlitz hatte die kranke Brust, ohne daß wir es bemerkt, zu athmen aufgehört. „Sie schlief ein wenig," wie Ebert bei'm Fortgehen gesagt, und wie in einem Traum, aus dem wir als sorglose Kinder erwachen müßten, blickten Henriette und ich uns in's Gesicht.

* * *

Wenn ich mich richtig erinnere, ist es uns an dem Abend nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Ebert nicht mehr ins Pfarrhaus zurückkehrte, oder vermuthlich glaubten wir ihn in dem kleinen Gasthause des Dorfes, wo er und Rhena bis dahin Unterkunft gefunden. Doch in der Frühe des andern Morgens kamen Fischer von der See und brachten Kleider, eine goldene Uhr und Börse, die am einsamen Strande gelegen, ohne daß weitumher ein Eigenthümer derselben zu entdecken gewesen. Es müsse Jemand beim Baden verunglückt sein, meinten sie.

Digitized by Google

Ich entsinne mich, daß ich, bevor mein Auge die gefundenen Gegenstände sah, mit zweifelloser Sicherheit wußte, wem sie gehörten. Und ich nickte stumm und fügte dann hinzu: „Ja, er war ein außerordentlich gewandter Schwimmer und wird sich beim Baden zu weit hinausgewagt haben und verunglückt sein.“ Das letzte Wort blieb mir halb auf der Lippe, es entsprach in zwiefachem Sinne nicht der Wahrheit.

Der Tag hatte ziemlich starken Ostwind gebracht und gegen Abend fanden wir Ebert Wigand, von den Wellen an den Strand herangerollt. Er glich der Marmorgestalt eines griechischen Götterjünglings, selbst die plumpen Fischer blickten mit einer ehrerbietigen Bewunderung auf die vollendete Körperschönheit des Todten. Sein Gesicht besaß nichts von dem Ausdruck eines Ertrunkenen, er hatte nicht gegen das Untergehen gekämpft, sondern sich müde wie zum Schlaf hinabsinken lassen.

Wir bestatteten ihn zur gleichen Stunde mit Ottilie, zwischen ihrem Grufthügel und dem Rhena Wenksterns. Nur zwei Schritte von ihnen ruhen der Pastor Steinkopf und seine Frau.

Schweigend gingen Henriette und ich über den Kirchhof gegen das Pfarrhaus zurück. Zu einer Hochzeit hatte ich in's Dorf zu kommen geglaubt, und drei junge Menschenherzen, die mit dem meinigen seit Kindertagen zusammen geschlagen, hatte ich dort in's Grab gelegt. Es war wohl ein Heimgang, daß uns die Worte fehlten.

Erst an der Pforte des Pastoratgehöfts öffnete meine Begleiterin zum erstenmal mit schmerzlichem Zucken die Lippen und sagte: „Dein Wagen wartet, Robert, Du mußt zurück — leb' wohl! Auch ich muß in wenig Tagen aus dem Hause fort, wohin, weiß ich noch nicht — es ist auch Alles gleich, leer und todt —“

Ein bitterliches Schluchzen brach ihr die Worte ab. Mir ist's heut noch, daß ich nie zuvor daran gedacht hatte, aber in jenem Augenblicke kam's mir auf die Zunge und ich antwortete, die Hand ausstreckend:

„Geh mit mir, Henriette — wir sind die beiden Letzten — laß uns zusammen bleiben!“

* * *

Und wir sind zusammen geblieben, ein langes Leben hindurch, sind es noch heut mit weißem Haar. Das Schicksal hat uns auch keine neue Genossen geben gewollt und uns ohne Kinder gelassen. Aber es war doch traulich und schön noch, und die Vorstellung einer treuen, lieben Lebensgefährtin ist mir von dem Bilde und Wesen Henriettens nicht zu scheiden.

Ein Hochsommerabend machte mir die Todten lebendig und rief das Verlangen in mir wach, noch einmal auf den alten Wegen mit ihnen zu gehen. Fern über Zeit und Raum sehe ich Alles vor mir liegen, unverändert blickt der Dorfkirchthurm über Feld und Wald, schauen die friedlichen Häuser in ihre Gärten hinein. Schräg steigt die Sonne zum Horizont —

Digitized by Google

die Kinder werden im Bach plätschern, der über die Landstraße hinrieselt. Und es ist Julizeit, daß daneben über dem tieferen Wasser die weißen Teichrosen schwimmen.

Auch die stillen Gräber sehe ich aneinandergereiht unter der alten Granitwand der Kirche. Es ist seltsam, daß ihre Insassen seit einem halben Jahrhundert reglos dort gelegen, und zwei Menschen, die so zu ihnen gehört, noch immer athmen, wie einst mit ihnen. Doch nur eine kurze Spanne Zeit mehr wird es sein, und wo man zum morgenlosen Schlaf gelegt wird, ist gleich. Aber wenn ein Traum in ihm wäre, bin ich gewiß, daß auch er mit keinem Makel den Blüthenglanz der weißen Wasserrose Ebert Wigands trübt. Er wollte etwas für sich allein haben, besaß es und behielt es bis zum letzten Athemzug. Mehr Glück kann dem Menschen auf Erden nicht zufallen.

Digitized by Google

Goethes geologiſche Studien in Karlsbad und bei Franzensbad.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Badekuren ſind für mich immer eine Tortur geweſen und wenn ich gläubigen Gemüthes wäre, ſo würde ich ohne Zweifel der Anſicht huldigen, daß ſie von der zürnenden Gottheit zur Strafe unſerer Sünden erfunden und eingeſetzt ſeien. Die Qual beſteht nicht allein in der Nothwendigkeit, ſich mit dem eigenen Körper mehr als nöthig und obenein noch auf großentheils unangenehme Weiſe beſchäftigen zu müſſen; — ſie wird noch vermehrt durch die Geſellſchaft, in deren Umgebung man ſich herumtreiben muß und die nicht nur in gleicher Weiſe ſich abquält, ſondern es großentheils auch mit Begeiſterung thut und den Leidensgenoſſen dieſe Begeiſterung in jeder erdenklichen Weiſe einzuimpfen verſucht. Ich habe deshalb nie begriffen, wie es Leute geben kann, die zur Erholung oder gar zum Vergnügen Bäder beſuchen, während ich auf der anderen Seite mit Befriedigung anerkenne, daß die Langeweile, die jeder Kurgaſt empfinden und austragen ſollte, neben friſcher Luft und Bewegung in veränderten Verhältniſſen einen weſentlichen Antheil an dem Erfolge der Kur hat. „Herr Profeſſor," ſagte eine Kranke zu meinem Vater, „ich langweile mich furchtbar!" — „Schön," antwortete mein Vater, (er pflegte immer Schön! zu ſagen, auch wenn man ihm das Ableben eines Patienten anzeigte), „ſchön, je gründlicher Sie ſich langweilen, deſto früher werden Sie geſund werden. Das gehört zur Kur!" Er ſagte das in vollem Ernſte.

Digitized by Google

Trinken! Baden! Spazieren! Die Leier spielt sich mit furchtbarer Regelmäßigkeit Tag für Tag ab, mag es regnen oder mag die Sonne scheinen. Aber man kann nicht beständig einen „angenehmen, salinisch-eisenhaltigen Säuerling", wie in Franzensbad oder eine „schwache Hühnerbrühe," wie in Karlsbad schlürfen, man kann nicht oder nur in Leuk, acht Stunden täglich im warmen Wasser sitzen und man kann auch nicht beständig spazieren, denn es ist „nur mäßige Bewegung ohne Anstrengung oder Ermüdung" vorgeschrieben. Was also mit der übrigen Zeit anfangen, da geistige Arbeit noch strenger verboten ist, als Salat oder Früchte, mit Ausnahme der Erdbeeren? Warum speciell diese Frucht des Waldes, die für manche Personen geradezu Gift ist, Erbrechen und Ausschlag erzeugt, von dem allgemeinen Bannfluche ausgenommen ist, habe ich mir vergebens klar zu machen gesucht.

Aber dies räumt die Frage, womit die verlorene Zeit zuzubringen sei, nicht aus dem Wege. Ein hessischer Oberförster bestimmte in seinem Testamente, er wolle bei seinen Hunden begraben sein. „Ich habe zwar die feste Ueberzeugung, schrieb er, daß die Gnade des Herrn mich in seinen Himmel aufnehmen werde; da ich aber doch nicht den ganzen Tag Hallelujah! singen kann, so möchte ich dort oben meine Hunde finden, die sich stets tadellos aufgeführt haben!"

Wenn man in den böhmischen Bädern auch nur in höchst discreter Weise (wie könnte man anders den liebenswürdigen und zuvorkommenden Eingeborenen gegenüber), seiner Ungeduld einige hindeutende Worte leiht, so wird man unfehlbar auf einige freundliche alte Herren hingewiesen, die seit zwanzig, dreißig, ja noch mehr Jahren regelmäßig zur Kur kommen und denen nach dem erneuten Ablauf eines Decenniums von der Kurmusik ein Ständchen gebracht wird. Auf meine Bemerkung, solche Kurgäste seien eigentlich keine Empfehlung; wenn der Gebrauch des Wassers sie in dreißig Jahren nicht habe heilen können, so könnten sie nur als abschreckendes Beispiel dienen für die Neulinge, wurde mir von den alten Herren selbst geantwortet, sie kämen nur aus Dankbarkeit für erbadete oder ertrunkene Heilung von schweren Uebeln. Leider sind solche Perlen selten. Dankbarkeit ist nicht mehr in der Mode, selbst gegen Bäder nicht.

Welch' schreckliches Kometen- und Venusdurchgangs-Jahr, dieses 1882! Es gab keine Sommerfrische, sondern nur eine Sommerschwemme. Man mußte die Augenblicke und die Stunden stehlen, wo man ohne Regenschirm wandeln konnte. Die Nothwendigkeit hatte einen Theil meiner Familie nach Franzensbad, mich nach Karlsbad verschlagen. Es stürmte und wetterte fast ohne Unterlaß. Was thun? Kartenspielen? Ich mag es nicht! Romane lesen? Ich greife nur dazu, wenn ein Schnupfen mich so verdummt, daß ich zu allem Anderen untauglich bin. Dann bin ich aber auch im Stande, „Auch Einen" als Medizin in einem Tage zu schlucken.

Die alten dankbaren Herren fielen mir ein. Während eines Zeitraumes von zweiundvierzig Jahren, von 1785—1823, ist Goethe dreizehnmal in

Digitized by Google

Karlsbad und fast jedesmal in Eger und der Umgegend gewesen. In Franzensbad, in Karlsbad war ich auf klassischem Boden. Die Neigung zur Geologie half. Goethe hat sich an beiden Orten viel in seiner Weise mit Geologie beschäftigt. Ich wollte vergleichen, was er über die Verhältnisse damals gesagt hatte. So sind die nachfolgenden Blätter entstanden. Der Regen hat sie veranlaßt und erzeugt. Hoffen wir, daß sie dem Leser nicht zu wässerig erscheinen und gewissermaßen als Einleitung zu der Feier betrachtet werden, welche man im Sommer dieses Jahres beabsichtigt.

Vorbemerkung.

Es fällt mir im Traume nicht ein, in Goethes Bemühungen und Verdienste um die Naturwissenschaften im Allgemeinen einzugehen. Der Streit wogt noch immer hin und her. Noch in der letzten Zeit schien er in hellen Flammen auflodern zu wollen. Haeckel hatte abermals eine Menge von Dingen wiederholt, die längst von Oskar Schmidt und Kossmann wiederlegt worden sind. Dubois-Reymond hatte die engere Gemeinde der Goethe-Verehrer durch seine Angriffe gegen dessen Farbenlehre in nicht minder großen Zorn gebracht, als Seine Heiligkeit den Herrn Hofprediger Stöcker durch seine gelegentliche Lobrede auf Darwin. Mir will es fast scheinen, als theile Goethe das Schicksal der Propheten und Evangelisten in vielen Dingen. Keiner liest aus der Bibel *heraus*, Jeder liest dasjenige *hinein*, was er darin finden möchte und wenn die Ansichten einander diametral gegenüberstehen, wie Feuer und Wasser, so kann doch Jeder für seine Meinung Citate in Menge anführen. Wenn z. B. Dubois-Reymond behauptet, die Farbenlehre sei in physikalischer Hinsicht eine durchaus mißlungene Schrulle, so hat er vollkommen Recht, während andererseits dieselbe doch durch die Berücksichtigung der trüben Mittel und des Einflusses derselben auf die Empfindung und Darstellung der Farben für Künstler einen nicht geringen Werth besitzt.

Goethe hat sich in Böhmen vielfach mit dem, was er Geologie nennt, beschäftigt und zwar, wie er zu wiederholten Malen betont, in *seiner Weise*. Wir dürfen also wohl fragen, ob seine Weise eine besondere gewesen sei?

In einem Briefe an v. Leonhard vom 25. November 1807 sagt er: „Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, sogut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sei."

Das ist nun ganz, wie leicht zu ersehen, die Art und Weise der damals in Deutschland herrschenden Naturphilosophie und dieser Schule gehört auch

Digitized by Google

Goethe wenigstens bei seinen meisten Arbeiten in diesem Felde an. Er täuscht sich freilich darin, daß er glaubt, vom Ganzen zum Einzelnen fortschreiten zu können. Das kann überhaupt Niemand. Jedes Ganze, jeder Totaleindruck setzt sich aus einzelnen Beobachtungen zusammen; der Unterschied besteht nur darin, daß man bei der Goethe'schen hier angegebenen Methode aus wenigen, oft nur sehr wenigen Thatsachen eine allgemeine Abstraction ableitet und dieser dann nachträglich die weiteren Thatsachen unterzuordnen sucht. Das kann manchmal glücken, wie ja auch der Naturphilosophie Manches geglückt ist; es gelingt zuweilen, einen Weg richtig zu finden, auf dem nur sehr weit von einander entfernte Meilensteine aufgepflanzt sind, aber noch öfter wird man in die Irre laufen und das Ziel verfehlen.

Und wie paßt nun „meine Art" von 1807 zu folgender Stelle aus dem Vorwort zu den im Jahre 1820 angestellten Beobachtungen von Wolkengestalten nach Howard: „Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelange ich ganz allein zur lebendigen Uebersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird!" „Meine alte Art" steht im schneidensten Gegensatze zu „meiner Art"; dort werden die Einzelheiten in ihrem Zusammenhange, in ihrer Entwickelung und Aufeinanderfolge aufmerksam begleitet und dann erst aus dieser Gesammtheit von Beobachtungen die Idee abgeleitet, während bei „meiner Art" von der Idee zu den einzelnen Thatsachen herabgestiegen wird. Bringe das zusammen, wer's kann!

Es handelt sich hier nur um Goethes Arbeiten über Karlsbad und den Kammerbühl bei Eger-Franzensbad. Während die letzteren, da sie einen ausgebrannten Vulkan betreffen, und sonach in die gerade zu damaliger Zeit heiß umstrittene Frage von der Entstehung der Basalte hineinspielen, in der That mehr der Geologie angehören, würde man heut zu Tage die Karlsbader Notizen, denn mehr sind sie nicht, wohl eher der Mineralogie und der Gesteinslehre zuweisen. Es darf wohl auffallen, daß ein so heller und klarer Geist sich hier oft in dilettantische Spielereien und winzigen Kleinkram verliert und daß nur wenige Ausblicke in die wahrhaft geologischen Verhältnisse zu finden sind. In dieser Beziehung geht es oft wie Kraut und Rüben durcheinander. Aeltere und neuere Bildungen geschichteter Gesteine (Flötzformationen, wie man sie damals nannte) und ungeschichtete Felsarten werden kaum von einander unterschieden. Und doch hatte Werner in Freiberg schon längst die Flötzformationen kritisch gesichtet und die Grundlagen für deren Geschichte und für die Erkenntniß der Haupt-Epochen ihrer Bildung gelegt!

Wunderbar auch ist es, wie die beiden, oben skizzirten Betrachtungsweisen abwechseln, indem bald von in das Einzelnste zurückgreifenden Beobachtungen ausgegangen, bald von allgemeinen und man darf wohl sagen, vorgefaßten Anschauungen aus die Thatsachen behandelt werden. Doch zur Sache!

Digitized by Google

I. Karlsbad.

Goethe hat sein Karlsbad sehr geliebt. Er spricht wiederholt mit großer Dankbarkeit und wahrer Verehrung von den trefflichen Kuren, die er dort gemacht, obgleich man, wenn ich nicht sehr irre, durchaus nicht weiß, welche Krankheitszustände ihn zu dem Besuche des Bades bewogen. Beides ist überhaupt charakteristisch für Karlsbad. In keinem anderen Kurorte findet man so zahlreiche öffentliche Zeugnisse wärmster Anerkennung, enthusiastischer Lobpreisung. Man muß diesen Verehrern Recht geben. Wo Karlsbad wirklich angezeigt ist, wirkt es ausgezeichnet, und da dies besonders bei solchen Krankheiten der Fall ist, zu deren Charakteristik eine trübe oder wenigstens sorgliche Stimmung gehört, bei Leber-, Nieren- und Gichtleiden, so begreift sich die Dankbarkeit um so leichter, als während und nach der Kur wieder größere Lebensfreudigkeit Platz greift. Kommet her, Ihr Mühseligen und Beladenen! Leicht begreiflich ist es aber auch, daß Goethe bei seinen zahlreichen Kuren sich lebhaft mit der wunderbaren Gegend beschäftigte und die näheren Verhältnisse der Bildung der Gesteine und Quellen zu ergründen suchte. Man beabsichtigt, in diesem Jahre eine von Donndorf gefertigte Büste aufzustellen. Er hat sie gewiß vor allen Anderen verdient.

Goethe geht bei seinen Forschungen von einer Gesteinssammlung aus, die ein Steinschneider, Joseph Müller, in Karlsbad und der nächsten Umgebung gemacht hatte und deren Handstücke er Nummer für Nummer beschreibt. Eine nothwendige Folge dieser Betrachtungsweise ist, daß mineralogische Einzelheiten, die häufig ohne Ansicht der Handstücke selbst mehr oder minder unverständlich sind, in ziemlicher Breite behandelt werden, während die Verhältnisse, in welchen die Gesteine sich finden und die doch zum Begreifen der Erscheinungen im Ganzen wesentlich sind, nur selten berücksichtigt werden. So würde aus diesen Beschreibungen Niemand über die Lagerung des Granites, der Braunkohlenformation, der basaltischen Gesteine klar werden können.

Aber innerhalb des beschränkten, eng gezogenen Rahmens, den er sich gezogen, geht Goethe in sinniger Weise den Umwandlungen, besonders der granitischen Gesteine und ihrer einzelnen Elemente nach, soweit diese damals ohne Hilfe des Mikroskopes verfolgt werden konnten. Wie die Krystalle des Feldspathes, des Glimmers, des Quarzes sich nach und nach ausbilden, wie eines dieser Elemente allmählich durch stärkere Entwickelung die beiden anderen zurückdrängt und überwuchert, wie andere Mineralien hinzutreten, wie die Elemente dann verwittern, in Porzellanerde, Kaolin und ähnliche Producte zerlegt werden, das Alles verfolgt er mit sichtbarer Bemühung, die genetische Entwickelung zu einem Bilde zu gestalten. Er unterscheidet, wenn auch nicht immer ganz scharf (und vielleicht befindet er sich damit im Rechte) die einzelnen Varietäten von Graniten, die man später als Hirschensprung-, Karlsbader und Kreuzberg-Granit wohl zu sehr von einander getrennt hat.

Digitized by Google

Von nicht geringem Scharfblicke zeugen die Beobachtungen über den feinkörnigen, von Hornsteingängen durchschwärmten Granit, den Goethe als das Urgestein der Quellen auffaßt. Er beschreibt deutlich das allmähliche Hervortreten dieser Hornsteingänge, welche nach und nach so sehr überhandnehmen, daß der Granit eine wahre Breccie wird, in welcher die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen, ist aber der Meinung, daß Hornstein und Granit „die enthaltende wie die enthaltene Masse als gleichzeitig angesprochen werden müßten", weil sie dergestalt eingesprengt und verwachsen seien, daß manche Handstücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben; er beschreibt ferner, wie sich zu dem Hornstein die verschiedenen Sinterbildungen, Kalkspath, Eisenocker, Schwefelkies und schließlich der Sprudelstein mit seinen verschiedenen Abänderungen gesellen. „Wie dieser sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Kanäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach auf- und absetzen könne und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sei, besonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnen in größerem und kleinerem Maßstabe einen Begriff machen."

Hier wird mit vollem Bewußtsein der Factor unendlich langer Zeiträume, innerhalb deren die Natur ihre Wirkungen hervorbringt und den Lyell erst weit später zu seiner vollen Schätzung emporhob, wenigstens in kurzen Worten angedeutet. Man vergaß dieses so unendlich wichtige Element der Zeitdauer später fast gänzlich in der Sturm- und Drangperiode, die auch in der Geologie durchgemacht wurde, wo alle großen Phänomene, Hebungen, Senkungen, Ueberfluthungen u. s. w. plötzlich in die Erscheinung getreten sein sollten.

Das Muttergestein der Quellen, das mit Hochstetters „Karlsbader Granit" fast genau übereinstimmt, verfolgt Goethe mit Vorliebe. „Es läßt sich," schreibt er, „an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelsen ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Baue und Anlagen bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit verwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an dem Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirge anlege und den Schloßberg bilde."

„Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt."

„Innerhalb dieses Bezirkes befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der

Digitized by Google

rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervor zu bringen."

Hochstetters sogenannter „Karlsbader Granit" ist, wie dieser selbst zugiebt, nur eine Varietät das namentlich auf dem rechten Ufer der Tepl entwickelten feinkörnigen Granits des Kreuzberges, in welcher die einzelnen Elemente sich so ausgebildet haben, daß etwas größere Feldspathkrystalle in fast gleichförmiger Grundmasse liegen. Gewiegte Mineralogen, wie Naumann haben dann auch diesen Karlsbader Granit kurzweg dem Kreuzberggranit zugerechnet und man kann sich die Sache so vorstellen, als ob durch die tiefe, innerhalb der Stadt Karlsbad selbst stark gewundene Schlucht der Tepl ein Stück des Kreuzberges abgetrennt worden sei, welches, wie Goethe sagt, an das Massiv des Hirschensprunges angeheftet blieb und den Schloßberg mit seinen Fortsetzungen bildet. Daß gerade in diesem vielfach zerklüfteten Stücke und in den es trennenden Spalten das Thermalwasser hervordringt, ist eine von allen Beobachtern festgestellte Thatsache.

Ueber die Beziehungen der Hornsteingänge zu den Quellen selbst gehen aber die Meinungen noch immer weit auseinander. Goethe bleibt einerseits bei der wiederholt betonten Thatsache stehen, daß nur in dem von Hornsteingängen durchschwärmten Gestein die heißen Quellen entspringen, daß es mit denselben in der genauesten Verbindung stehe, kommt aber dann auf den uns heute sonderbar erscheinenden Gedanken, die beiden integrirenden Bestandtheile, Granit und Hornstein, als gleichzeitig anzusehen. Es ist interessant, die Beweise, die er für diese Ansicht beibringt, mit seinen eigenen Worten zu hören, wie er sie im Jahre 1807 in einem Briefe an v. Leonhard niedergelegt hat; interessant besonders deshalb, weil dieselben einen heutigen Geologen gerade zu dem diametral entgegengesetzten Schlusse bringen müssen. „Fängt man an dem Punkte an, sagt Goethe, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreiten, sich theilen, wieder zusammenfließen und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Continens war, nun das Enthaltene, das Contentum wird; so sind wir freilich geneigt, unsere simultane Erklärungsart anzuwenden und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen, die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile, wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein gleichzeitiges Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt, wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich nachzeitig zu setzen sich bewogen findet."

Weder die eine noch die andere Vorstellungsart paßt in unsere heutigen Anschauungen, die unbedingt eine Zerspaltung und Zertrümmerung des

Digitized by Google

Granites und eine allmähliche Ausfüllung der gebildeten Spalten durch Absätze aus dem Wasser statuiren. Ob diese Zerspaltung auf Hebungen oder, was wahrscheinlicher, auf Senkungen der von den Quellen unterwaschenen Granite beruhen, ob die Zertrümmerung mit einem Male geschah oder die Senkungen sich zu verschiedenen Zeiten wiederholten; ob die Wasser, welche die Absätze lieferten, von oben oder von den Seiten her einflossen oder von unten aufstiegen, darüber kann man heute noch streiten, nicht aber darüber, daß die Hornsteingänge eine spätere Bildung, eine Ausfütterung der in dem Granit geworfenen Spalten sind.

Ein einmal betretener Irrweg führt leicht weiter. In dem von Hornsteingängen durchschwärmten Granit finden sich auch Gänge von Sprudelstein und Kalkmassen von „körnigem Gefüge und isabellgelben Farben, die in größeren Parteien einen Bestandtheil des Ganzen ausmachen." Von dem ersteren will Goethe wohl annehmen, „daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteines sich eingesickert; wobei dann aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher dann der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteines so reichlich eingesenkt;" ein Satz, der darauf hindeutet, Goethe habe sich diese Sprudelsteine als von Oben eingesickert vorgestellt; da aber der isabellfarbige körnige Kalkstein sich „keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalkes mit dem Gesteine selbst ursprünglich sein möchte." Granit, Hornstein, in seinem Aussehen etwas veränderter Sprudelstein, alles gleichzeitig! Das will uns heute nicht in den Kopf!

„Dem sei nun wie ihm wolle, fährt Goethe fort, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen," deren Heilwirkung er mit vollem Rechte so hoch schätzt und die jetzt keinen Hornstein, also Quarz, sondern nur Sprudelstein, also vorwiegend kohlensauren Kalk absetzen — allerdings ein höchst bemerkenswerther Unterschied, der von uns festgehalten werden muß. Daß dieser so mannichfach in seinem äußeren Aussehen, seiner Farbe, Härte und Krystallisirung wechselnde Sprudelstein nur das Product der Quellen ist, daß er überall die Spalten, durch welche die dampfenden Wasser aufsteigen, auskleidet, erfüllt und schließlich verstopft, daß er große Schalen und Decken allerorts absetzt, wo die Wasser zwischen den Granitschichten oder an freier Luft geflossen sind, daß er die schönen Erbsensteine (Pisolithe) gebildet hat in den brodelnden, stets bewegten Becken der Quellen, jene nur noch in Museen vorhandenen Erbsensteine, deren Fundstätte heute verbaut und unzugänglich ist — dies Alles zu erkennen, bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf die am Marktplatze blosgelegten Aufschlüsse, die Hochstetter vor einigen Jahren in den Denkschriften der Wiener Akademie beschrieben und abgebildet hat und welche die Stadtbehörde in die neu zu erbauende Colonnade so einzuschließen beabsichtigt, daß sie auch späteren Besuchern stets zugänglich bleiben werden.

Digitized by Google

Also darüber kann kein Zweifel sein, ebenso wenig wie über den Umstand, daß die so eigenthümliche Zusammensetzung der Karlsbader Wasser, in welchen Glaubersalz und Soda die wesentlichsten Bestandtheile ausmachen, durch Auslaugen des Granites mit heißem Wasser unter entsprechendem Drucke hergestellt werden kann. Struve hat dies durch künstliche Anfertigung solcher Mineralwasser bewiesen.

Wenn aber die Quellen jetzt keinen Hornstein absetzen und nur äußerst wenig Kieselerde in Auflösung enthalten, so drängt sich immer wieder die Frage auf, in welchem Verhältniß die Hornsteine zu den Quellen stehen mögen.

In zwei wirklich äußerst gediegenen kleinen Abhandlungen über Marienbad und Karlsbad, welche von Warnsdorff in den Jahren 1844 und 1846 in Bronns Jahrbuch veröffentlichte, spricht sich dieser Forscher entschieden für die Ansicht aus, daß „die Entfeldspathung und Verkieselung der Granite (von Karlsbad) in der Nähe der Mineralquellen nur als eine Wirkung derselben anzusehen sei," um so mehr, als sich ja andere Hornsteinbildungen dieser Art entschieden als Quellenabsätze bewährt haben. Dies geht allerdings aus Analysen hervor, welche Kersten an den Marienbader Hornsteinen angestellt hat, die den Kieselbildungen der Geyser in Island in chemischer Hinsicht sehr ähnlich sind.

Hochstetter ist anderer Meinung. „Was die Bedeutung jener Hornsteingänge betrifft, sagt er, so hat schon von Warnsdorff sich mit vollem Rechte dagegen ausgesprochen, diesen Gängen den Ursprung der Quellen zuzuschreiben. Allein man darf die Hornsteingänge auch nicht, wie von Warnsdorff, als ein früheres Product der Karlsbader Quellen selbst betrachten, sondern ich finde durch die neuen Untersuchungen meine früheren Anschauungen bestätigt, daß die Bildung der Hornsteingänge in den Spalten des Granits der Entstehung der Karlsbader Quellen voranging und ihren Ursprung dem unter dem Einfluß der auf diesen Spalten circulirenden Tagwässer vor sich gehenden Zersetzungsprocesse des Granits verdankt. Diese Zersetzungsvorgänge bestanden und bestehen noch heute wesentlich in einer Kaolinisirung der Feldspathe des Granits bei der ein Theil der Kieselerde des Feldspaths sich ausscheidet. Aus dieser beim Kaolinisirungsproceß des Feldspaths ausgeschiedenen Kieselsäure haben sich die Karlsbader Hornsteingänge gebildet . . . Daß diese hauptsächlich in einer Zone auftreten, neben und aus welcher die warmen Quellen hervorbrachen, beweist eben nur, daß auf dieser Zone der Hornsteingänge in der That jene tiefgehenden Granitspalten existiren, die sich durch die von oben eindringenden kieselsäurereichen Tagwässer einerseits mit Hornstein erfüllten und durch welche anderseits aus der Tiefe die Thermalwässer zu Tage treten konnten."

Also vollkommene Gegensätze der Anschauungen. Wer hat Recht?

Ich muß gestehen, daß ich nach eigener Ansicht der neuen Aufschlüsse mich entschieden auf v. Warnsdorffs Seite stelle. Wenn die Hornsteine das

Digitized by Google

Resultat der Zersetzung der Feldspathe sind, was ich durchaus nicht leugnen will, da überall in Granit, Porphyr und anderen Feldspathgesteinen die Zersetzung in solcher Weise geschieht, daß überschüssige Kieselsäure weggeführt wird und Porzellanerde oder Kaolin zurückbleibt, so ist es doch auffallend, daß in Karlsbad die Hornsteingänge nur im Quellenbereich vorkommen, aber nicht da, wo der Kaolin zur Fabrication von Porzellan in Menge ausgebeutet wird. Die Hornsteingänge am Schloßfelsen, wo er den Stadtthurm trägt, verzweigen sich nach oben, werden nach oben dünner, keilen sich sogar so aus, daß sie endigen, ehe sie die Oberfläche des Felsens erreichen — müßte nicht das Gegentheil der Fall sein, wenn sie den von oben einsickernden Tagwassern ihren Ursprung verdankt hätten? Es ist sehr wohl denkbar, daß vor uralten Zeiten das Karlsbader Thermalwasser ebenso heiß und weit über den Siedepunkt erhitzt war, unter eben solchem Drucke stand, wie die Quellen der Geyser — es ist sogar wahrscheinlich, daß dies zu einer Zeit der Fall war, wo die Basalte der Umgegend Karlsbads in voller Thätigkeit sich befanden und meilenweit ihre Lavaströme ergossen — warum also soll die Annahme wegzuwerfen sein, daß damals die Wasser so wirkten, wie heute die Geyser, daß sie fast nur Kieselerde zu Tage brachten, und erst später die Gesteine weiter auslaugten und so bei gleichzeitigem Absatze von Sprudelstein diese wunderbare, einzig dastehende Lösung zu Tage förderten, zu welcher Tausende jährlich wallen, um Heilung oder doch wenigstens Linderung ihrer Leiden zu finden? Die kalten Quellen Marienbads haben etwa die gleiche Zusammensetzung, wie die warmen Karlsbads; sie brechen aus ähnlichen Gesteinen hervor; auch dort finden wir die Hornsteinbildungen, wie in Karlsbad. Ist es Zufall, daß an beiden Orten Quellen und Hornsteingänge mit einander im Zusammenhang stehen?

Wir sind von Goethe abgekommen. Aber wir kehren zu ihm zurück, indem wir durch die Hornsteingänge zu dem Ursprunge der Quellen selbst, zu ihrer Bildung geführt werden.

Ueber diesen Punkt finden wir bei Goethe mancherlei schwankende Ansichten. Ein Mal neigt er chemischen Erklärungen zu. In dem „Muttergestein der Quellen" finden sich Nester von Schwefelkies, von Schwefeleisen, das sich bekanntlich leicht an der Luft unter Erzeugung von Wärme zu schwefelsaurem Eisenoxydul, zu Eisenvitriol oxydirt. „Wenn man auch," sagt Goethe, „den erst erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen; so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht leugnen können, welche schon früher, vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden."

Hier schwebt also dem Dichter offenbar die Erwärmung der Quelle durch verbrennenden Schwefelkies in, sagen wir es offen, sehr unklarer Auffassung vor.

Digitized by Google

Aber diese doch auf einer chemischen Thatsache beruhende Vorstellung wird verlassen und der Dichter wirft sich vollständig in physikalische Mystik. Oder könnte man die folgenden Sätze anders bezeichnen?

„Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Teplfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Teplwasser bewirke die heiße, saftige Naturerscheinung. Die Gebirgsart, welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenciirter Granit; ein solcher, in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, ja aufgehoben wird. Wir sehen also dieses Gestein als eine galvanische Säule an, welche nur der Berührung des Wassers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und sie dann an den Tag zu fördern."

„Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trocknem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere, als bei angeschwollenem Fluß; ja wir sind nicht abgeneigt zu glauben, daß, wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückstauchende Wehr, welches das Wasser zu den Mühlen bringt, ablassen und so das Bett oberhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merklichen Unterschied in dem Hervorsprudeln der oberen heißen Wasser bemerken würde". — Gewiß! Jede Quelle ist eine Art Barometer, um so empfindlicher, je mehr Gas sie enthält und aus je größerer Tiefe sie kommt; bei trockenem Wetter steht der Barometer hoch und ist der Luftdruck größer als bei feuchtem Wetter, niederem Barometerstand, wo der Regen den Fluß anschwellt. Bei niederem Barometerstande müssen gashaltige Quellen heftiger sprudeln als bei größerem Luftdrucke. — Das ist die einfache Erklärung von Zuständen, die hier mit Galvanismus in Verbindung gebracht werden sollte.

Die Naturphilosophie hat mit Electricität und Magnetismus einen heillosen Unfug getrieben, der oft noch heute nachspukt. Positive und negative Electricität, magnetischer Nordpol und Südpol lagen überall zur Hand, um Räthsel zu lösen und Erscheinungen zu erklären — Goethe steht hier mit beiden Füßen in der Naturphilosophie.

II. Der Kammerbühl bei Franzensbad.

Goethe nennt diesen Hügel, der trotz seiner geringen, nur etwa 25 Meter betragenden Erhebung über die Ebene dennoch einen schönen Ueberblick über das weite Moor, das freundliche Franzensbad und die den Horizont umsäumenden Gebirge gewährt, bald den „Kammerberg", bald den Cammer-Bühl" oder „Kammerbühl" und diese letztere Schreibart ist wohl die allgemein angenommene in unserer Zeit.

Die Beschreibung, welche Goethe (Zur Naturwissenschaft überhaupt. Cotta'sche Ausgabe 1817. Bd. I. S. 65 u. folg.) giebt, ist eine wahrhaft mustergiltige zu nennen. Keiner der Vielen, die später über den kleinen

Digitized by Google

Vulkan, denn nichts anderes ist der Kammerbühl, geschrieben haben, kann sich rühmen, eine solche Anschaulichkeit erreicht zu haben. Selbst da, wo ihm seine vorgefaßten Meinungen hindernd in den Weg treten oder die Bedeutung einer Thatsache ihm nicht klar wird, bleibt Goethe stets der sorgsame und aufmerksame Beobachter, der umsichtig forscht und das Beobachtete genau und einfach wiedergiebt.

Er skizzirt zuerst die Lage auf der kahlen, von Glimmerschiefer gebildeten Hochebene, welche hier das Franzensbader Moor begrenzt, das er im Geiste als einen vormaligen Gebirgssee erblickt, „dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen". Er beschreibt den Hügel selbst und erkennt in den Schichten, die ihn großentheils zusammensetzen, Lagen vulkanischer Producte, schaumartige Schlacken, völlig durchgeschmolzen, breiartig geflossen, außen uneben, scharf und voller Höhlungen, inwendig öfters dichter, von ellenlangen und faustgroßen Stücken in allen Größen bis zum staubartigen. Er findet in diesem regelmäßig geschichteten, vulkanischen Material häufige Stücke von Glimmerschiefer, bald angeschmolzen oder mit anhängender Schlackenmasse, bald fast unverändert, scharfkantig, bald mürber, zuweilen in Form von Kugeln (Bomben), deren Kern aus Glimmerschiefer, die Umhüllung aus Schlacken besteht. Er macht besonders darauf aufmerksam, daß diese Schlackenlagen „so sanft abfallen, ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig aufeinander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen."

Sodann beschreibt er den Lavastrom, der aus dem Hügel hervorgebrochen, an der Südwestseite herabgeflossen ist und nun schwarze Felsmassen bildet, sehr zäh, dicht und schwer im Innern, das von lichtgrauer Farbe erscheint und trotz seiner Dichtigkeit noch viele, größere und kleinere Höhlungen zeigt, schlackig und porös an der Oberfläche, so daß diese kaum von den losen Schlacken zu unterscheiden ist.

Ich müßte die ganze Beschreibung wiederholen, um zu zeigen, wie richtig Goethe Alles aufgezeichnet hat, was man an einem ähnlichen, zur Ruhe gebrachten kleinen Vulkan beobachten könnte, der freilich durch Menschenarbeit vielfach verändert worden ist. Zu Goethes Zeit stand auf dem Gipfel ein kleines Lusthäuschen, das jetzt verschwunden ist. An seiner Stelle zeigt sich eine runde, flache Vertiefung. Ist dies die Mündung des verschütteten Kraters oder ist sie nur dadurch erzeugt, daß man den etwas ausgehobenen Grund um das Lusthäuschen aufschüttete, um dessen Boden zu sichern? Ist eine andere Einsenkung, die man etwas auf der Seite sieht, die ursprüngliche Krateröffnung wie auch Goethe anzunehmen geneigt ist, oder ist sie in

Digitized by Google

früheren Zeiten durch Wegnahme von Material zu Straßenschotter entstanden, wie dies jetzt noch, leider! an der Stelle geschieht, an der Goethe schon die Aschen- und Schlackenschichten sah? Der Lavastrom hat nicht mehr die ursprüngliche Gestalt, denn, wie Goethe richtig bemerkt, ist das Material des großen Schloßthurmes von Eger ihm entnommen worden.

Als Goethe diese erste Beschreibung gab, war er längst in Italien gewesen, hatte dort thätige und ausgebrannte Vulkane gesehen und er mußte so, wie Jeder, der ähnliche vergleichende Beobachtungen gemacht hat, unmittelbar auf den Gedanken verfallen, daß der Kammerbühl ein ausgebrannter Miniatur-Vulkan sei. Aber in diese einfache und allen Thatsachen gerecht werdende Ansicht mischen sich bald die bösen Vorbegriffe und Vorbehalte, welche den herrschenden, specifisch deutschen, speciell sächsischen, von Werner herrührenden geologischen Anschauungen entnommen sind.

Zuerst stört Goethe die geringe Neigung der Schichten, wie er sie in dem Aufschlusse beobachtet, welche die Ausbeutung des Straßenschotters vor Augen stellt. Er combinirt den angenommenen Süßwassersee, dessen Annahme auch die heutigen Untersuchungen der Umgegend von Franzensbad bestätigen, mit der flachen Lagerung. „Lassen wir also, sagt er, diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt, vulkanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flötzartigen Lage seiner Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendikular und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten."

Das ist durchaus folgerichtig; aber Goethe hat außer Augen gelassen, daß die mantelartig um einen Kegel gelegten Schichten je nach der Richtung des Einschnittes, den man daran macht, bald flacher bald steiler erscheinen, daß nur ein genau gegen die Axe des Kegels gerichteter Einschnitt die wirkliche Neigung der Schichten zeigt und daß man also, wo dies wie hier nicht der Fall ist, nur dann diese Neigung richtig abschätzen kann, wenn man die Böschung des Kegels selbst mißt. Die stark nach Außen abfallenden Schichten, aus welcher der Monte Somma am Vesuv gebildet ist, scheinen in Querschnitte des Atrio del Cavallo fast horizontal. Die Böschung des Monte nuovo bei Puzzuoli, der in historischer Zeit an freier Luft aufgeschüttet wurde, macht mit der Ebene der Horizontes nur einen Winkel von 18 Graden und der Böschungswinkel des Kammerbühls ist steiler. Derselbe kann also sehr wohl in freier Luft aufgeschüttet sein und es ist durchaus kein Grund vorhanden, eine Aufschüttung unter dem Wasser anzunehmen. Die Höhe, auf welcher der Durchbruch des Kammerbühls erfolgte, bildete damals offenbar das trockene Ufer des Süßwassersee's.

Digitized by Google

In die Erklärung des festen Lavagesteines mischt sich der Streit über die Basalte, in welchem Goethe, wie bekannt, so lebhaft für die Neptuniten Partei genommen hat. Das Gestein ist ein Basalt; der Kammerbühl ist vulkanisch, aber der Basalt ist eine, „dem Wasser ihren Ursprung dankende Gebirgsbildung" — wie lassen sich diese Gegensätze zusammenreimen? Hat das Gestein dennoch einen vulkanischen Ursprung?

„Wir läugnen nicht, sagt Goethe, daß wir uns zu dieser letzteren Meinung hinneigen. Alle vulkanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulkanischen Falle, nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulkane belehren, gleichzeitig sein, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden".

Es ist ja richtig — fast bei jedem vulkanischen Ausbruch werden Aschen und Schlacken emporgeworfen, wird flüssige Lava ausgespieen; beide Produkte werden zu gleicher Zeit gebildet, sind Kinder eines und desselben Vorganges und wie Goethe wohl gesehen hat, nur verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben Substanz. „Was uns geneigt macht, auch diese „Felsmassen für vulkanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die oberen, gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich, unterscheiden sich von den ungezweifelten Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und porös zeigen." Der Schluß liegt nahe, aber er ist zu einfach. Der Kammerbühl wäre kein Räthsel, wenn er gebildet wäre wie der Monte nuovo! Also muß Etwas hineingeheimnißt werden. „Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft von Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt, zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flötzschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compakteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch dann die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden."

So ist denn nun, da wir uns „an einer heißen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwischen Vulkanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat," aus einem einfachen Vulkänchen ein recht complicirtes Ding geworden, das erst durch Wasser durchgebrochen ist, im Wasser sich aufgeschüttet hat, dann trocken geworden ist und zuletzt noch auf einer Seite sich wieder zusammengeschmolzen hat. Aber deshalb findet auch Goethe nöthig, ausdrücklich zu erklären, „daß wir diesem Versuch uns den Ursprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen." Warum nicht? Soll die Theorie nicht von den Thatsachen abgeleitet werden?

Digitized by Google

Goethe forscht weiter. Bei einem späteren Besuche erfährt er, daß man einen Schacht in der Ausbeutungsgrube niedergetrieben hat, wo man erst festere Lava, dann wieder Schlacken, dann durch Feuer veränderten Glimmersand und schließlich unveränderten, feinen weißen Glimmersand antraf, ganz demjenigen ähnlich, der als Produkt der Verwitterung des Glimmerschiefers überall im Umkreise des Vulkans zu finden ist. „Hieraus könnte man schließen, daß die vulkanische Höhe des Kammerberges nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schiefrig festen Glimmergrunde aufgebreitet sei." Jedesmal, wenn er nur mit der richtig beobachteten Thatsache zu thun hat, zieht Goethe auch den richtigen Schluß daraus. Er spricht den Wunsch aus, daß von dem Rande des Hügels her auf dem Glimmersande ein Stollen gegen den Punkt getrieben werde, wo sich „neben dem ehemaligen Sommerhäuschen", das also unterdessen weggeräumt worden war, „eine Vertiefung befindet, die man jederzeit für den Krater gehalten hat." Die Arbeit sei leicht und werde den gewünschten Aufschluß geben.

Am 30. Juli 1822 besucht Goethe wieder mit Graf Caspar Sternberg und den Herren Berzelius, Pohl und Grüner den „Cammer-Berg, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende mäßige Erhöhung". Die Herren verkennen nicht den „pyrotypischen Charakter" und der Stollen wird näher besprochen. Ein „junger munterer Badegast, der Naturforschung auch auf seine Weise ergeben", macht sich offenbar über die gelehrten Herren lustig; er will von Goethes untermeerischem Vulkane und dessen successiven Explosionen nichts wissen und trägt den heiteren Blödsinn vor, „es seien Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämmtlichen Schichten so ruhig konnten über einander liegen bleiben."

Und Goethe? Er discutirt ernsthaft mit dem jungen Spaßmacher und sagt am Schlusse seiner Erzählung dieses „wunderbaren Ereignisses", wie er es nennt: „Und so standen wir gegeneinander, durch ein doppeltes Problem geschieden, durch Klüfte, die Keiner sich zu überbrücken getraute, um zu dem Andern zu gelangen; ich aber, nachdenklich, glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nöthigung sei die uns bestimmt, auf die eine oder die andere Seite hinzutreten".

Graf Sternberg hat den Stollen wirklich treiben lassen. Statt aber, wie Goethe mit seinem praktischen Gefühl anrieth, ihn in den losen Schlackenschichten auf der Sohle gegen die Mitte hin zu dirigiren, hat er ihn in dem Lavastrome selbst angesetzt und quer in denselben hinein getrieben. So konnte er gar nichts lehren. Jetzt ist der Stollen ersäuft, das Schloß der Thüre verrostet, aber auf dem Portale steht eine Platte mit der Inschrift: Den Freunden der Naturforschung gewidmet von J. C. Grafen Sternberg.

Digitized by Google

Goethe hat den Stollen nicht mehr gesehen. Im folgenden Jahre 1823, besuchte er zum letzten Male Karlsbad, Eger und fuhr von dort südlich über Podgrad nach Alt-Albenreuth, hart an der bayerischen Grenze, wo ein kleiner, aber weit weniger deutlicher Vulkan, den er schon im vorigen Jahre besucht hatte, den Thonschiefer durchbrochen hat. Er vergleicht diesen „Rehberg" mit dem Wolfsberge bei Czerlochin und wahrlich nicht glücklich, denn er wirft nun alle, in der Untersuchung der Thatsachen gewonnenen Anschauungen über die Entstehung des Kammerbühls über Bord und nimmt, höchst merkwürdiger Weise, die Theorien an, welche der junge muntere Kurgast ihm im vorigen Jahre am Kammerbühl ohne Erfolg auseinandergesetzt hatte.

„Wenden wir uns," sagt er, „nun zum Cammerberg, und nehmen vor uns, was wir früher darüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserem damaligen Vortrag: das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen; wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den oberen Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten sich in archetypischer Starrheit befinden."

Ist diese Schwenkung nicht höchst merkwürdig? Es bedürfte eines weit eingehenderen Studiums, als ich anstellen kann, um den Gründen nachzuspüren, durch welche Goethe bewogen ward, von früheren, wenigstens großentheils richtigen Anschauungen abzugehen und ein Hirngespinnst auf nebelhaftem Grunde aufzuführen, das jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt und die abenteuerlichsten Hypothesen zu Hilfe rufen müßte, um nur irgend plausibel zu erscheinen. Die Mischung von fein zertheilten Steinkohlen und Thonschiefer in genau berechneten Portionen, die Heranschiebung dieser Massen an die ursprünglich fest gedachten Felsen der Basaltlava, die Brandlegung in dieser Mischung, die so gleichmäßig hätte sein müssen, daß nirgends eine Vertiefung bei dem Ausbrennen hätte entstehen können — es wirbelt Einem der Kopf, wenn man die einzelnen Kräfte zu entwirren sucht, welche hier hätten in einanderspielen müssen, um solche Wirkungen hervorzubringen! Keine Spur eines Anhaltspunktes für ähnliche Wirkungen in der Gegend; nichts, was auf Schiebungen und dergleichen hindeuten könnte!

Wenn es erlaubt ist, hier eine Meinung zu äußern, so dürfte sie vielleicht dahin gehen, anzunehmen, daß in der Zwischenzeit eines Jahres Goethe eingesehen haben möge, daß seine Anschauung über die vulkanische Bildung des Kammerbühls ein gewaltiges Loch in seine, mit großer Zähigkeit festgehaltene neptunistischen Theorie von der Entstehung der Basalte reißen müsse. Das Gewaltsame der Basalt-Ausbrüche, das freilich von Alexander von Humboldt und Leopold von Buch in das Ungeheuerliche übertrieben

Digitized by Google

war, erschreckte ihn, war ihm, der eine ruhig fortschreitende Entwickelung der Erscheinungen anzunehmen geneigt war, in tiefster Seele zuwider; „Basalt, der schwarze Teufelsmohr" war ihm ein unheimlicher Geselle. Man muß sich in die damaligen Zeiten zurück denken, wo der Basalt alle Gebirge gehoben, alle Unebenheiten der Erdoberfläche veranlaßt haben sollte, wo man unter jedem Gebirgsstocke, unter den Alpen wie unter dem Jura oder den Pyrenäen nach dem Basalt suchte, der in die Nähe, wie in die Ferne gewirkt, die Schichten nicht nur mechanisch gehoben und zerklüftet, sondern auch chemisch verändert haben sollte, um zu begreifen, wie die Gegner solcher Welttumulte dazu kommen mußten, auch das Richtige, welches diesen Uebertreibungen zu Grunde lag, mit einer Art von Ingrimm zurückzuweisen. Der Streit loderte, oft fast in pöbelhafter Weise, besonders in Deutschland; die Franzosen hatten ihren basaltischen Vulkanen in der Auvergne schon längst naturgemäßere Anschauungen entnommen und sich von den Uebertreibungen der „großen Geologie" mit geringen Ausnahmen fern gehalten. Goethe aber, der sich in den Ursprung des Basaltes aus dem Wasser ebenso verbissen hatte, wie die meisten seiner Mitstreiter, konnte nicht anders. Da war Basalt am Kammerbühl, leibhaftiger Basalt — er konnte ihn nicht für Lava erklären, wenn er nicht sein ganzes geologisches Treiben verläugnen wollte. Goethe war 74 Jahre alt, als er seine letzte Deutung des Kammerbühls versuchte. Das Alter hat seine Schwäche und seine Starrheiten. Die Geologie hatte sich in der Zeit, von welchen wir sprechen, noch nicht zu der Anerkennung physikalischer und chemischer Grundlagen emporgerungen, von welcher wir heute ausgehen und gerade Goethe war nicht der Mann, dieser wesentliche Berücksichtigung zu widmen. Dazu fehlten ihm, sagen wir es gerade heraus, die nöthigen Vorkenntnisse und die unerläßliche Durchbildung. Die Verbitterung, mit welcher er den Streit um die, in dieser Hinsicht gänzlich verfehlte Farbenlehre auffaßte, zeigt dieses deutlich. Er konnte seiner ganzen Geistesanlage gemäß der auf mathematischen, physikalischen und chemischen Grundsätzen aufzubauenden Schlußfolgerung nicht das Recht der Kritik über unmittelbare, aus subjectiven Gefühlen geschöpfte Ansichten gestatten, und je mehr diese Kritik sich ihm aufdrängte, ihm lieb gewordene Anschauungen unterminirte, desto lebhafter bäumte er sich dagegen auf, vergessend, daß dieselbe Art und Weise der Untersuchung, die ihm auf dem Gebiete der organischen Natur so schöne Resultate gewährt hatte, hier nicht zum Ziele führen könne. So wurde er denn, trotz aller Bemühungen, womit er sich in die Beobachtung von Einzelheiten vertiefte, dennoch sowohl hinsichtlich der Entstehung der Karlsbader Quellen wie hinsichtlich der Bildung des Kammerbühls zu Theorieen und Anschauungen verleitet, welche schon zu der Zeit, wo er sie aussprach, durchaus unannehmbar waren und die heute völlig ungeheuerlich erscheinen.

Digitized by Google

Meine Goethe-Studien mögen hier abschließen. In den sechszig Jahren, die seit dem letzten Besuche des naturforschenden Dichters in den böhmischen Bädern verflossen sind, hat sich Manches dort verändert. Karlsbad wie Franzensbad sind mit den Anforderungen der Zeit fortgeschritten und haben in jeder Beziehung Großartiges geleistet, um den Kurgästen den Aufenthalt angenehm und nutzbringend zu machen. Der Fremdenstrom, der sich alljährlich dorthin ergießt, hat von Jahr zu Jahr zugenommen, und dieser Zunahme entsprechend, sind die Bade-Anstalten vergrößert, erweitert, verbessert und umgestaltet worden. Die Gemeindebehörden, welchen glücklicher Weise in Oesterreich die Sorge für die Unterhaltung der Bäder überlassen ist, haben innerhalb der Grenzen der Möglichkeit Alles geleistet, was überhaupt geleistet werden konnte, und sie fahren mit einsichtiger Sorgfalt in dieser Beziehung fort. Goethe würde heute das „freundliche Franzensbad" und das „liebliche Karlsbad", wie er beide nennt, in dem Schmucke ihrer großartigen Badehäuser, geräumigen Wandelbahnen und trefflich angelegten und unterhaltenen Promenaden nicht wieder erkennen. Aber in der umgebenden Natur würde er sich wieder finden, denn sie hat sich ebensowenig geändert, als die Heilkraft der unschätzbaren Quellen, die noch immer in derselben Mächtigkeit durchaus unverändert sprudeln, wie sie seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden sich dem Schoße der Erde entwanden. Tausende werden alljährlich dorthin wandern, um Linderung und Heilung von ihren Leiden zu suchen und zu finden, und Tausende werden mit ebenso dankerfülltem Herzen von ihnen scheiden, wie ich von ihnen scheiden konnte. Möge ein freundlicher Stern auch fernerhin über ihnen walten!

Im Juni soll, wenn ich recht berichtet bin, die Einweihungsfeier der Goethe-Büste in Karlsbad Statt haben. Wenn sich an den wiederholten Aufenthalt dort manche bedeutungsvolle Momente in dem Leben des Dichters knüpfen, deren Erörterung ich gern Anderen überlasse, so habe ich auch meinerseits an die ernsteren Studien und wissenschaftlichen Untersuchungen erinnern zu dürfen geglaubt, welchen der Naturforscher Goethe noch in seinem Greisenalter sich hier mit jugendlichem Eifer hingab.

Digitized by Google

Das Alte in Kairo und in der arabischen Cultur seiner Bewohner.*)

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

(Schluß.)

Ueber die Herkunft des Namens „Chemie“ ist viel gestritten worden. Man hat ihn zunächst von dem griechischen chymos, Flüssigkeit, Saft, und chyein, gießen — herleiten wollen, aber dieser Etymologie stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit einem anklingenden arabischen Worte Chema verbergen, kann „Chemie“ sicher nichts zu thun haben, da es schon im vierten Jahrhundert vorkommt (Zosimos). So muß es wohl dabei

*) Durch einen fatalen Unstern, welcher weder der Redaction noch mir zur Last fällt, ist der erste Theil dieses Aufsatzes in einigen Exemplaren ohne Berücksichtigung meiner Correcturen gedruckt und versandt worden. Es folgt die Angabe der in einigen Nummern des Maiheftes zu verbessernden sinnentstellenden Fehler und es muß heißen: S. 191 Z. 7 v. u. Beha ed-din Zoher, statt Beka ed-dann Zoker. Z. 6 v. u. Calech statt Catech. S. 192 Z. 18 Golconda statt Golcondo. S. 193 Z. 4 u. 5 Stadt — gleißen — strahlen. statt Städte — gleißend — strahlend. S. 191 Z. 18 v. u. Der abgestumpfte Kegel des Tarbusch, eine häßliche stereometrische, statt die abgestumpfte Kugel des Tarbusch e. h. pharaonische. S. 195 Z. 3 vernichtet, statt verrichtet. Z. 1 v. u. zerfällt, statt gefällt. S 196 Z. 16 v. o. Lebens, statt Salons. Z. 21 v. o. Kindschaft, statt Rundschaft. S. 198 Z. 18 v. u. Babylon, statt Babylons. Z. 10 v. u. Cherau, statt Cheran. Z. 9 v. u. Kurna, statt Karna. S. 199 Z. 15 v. o. Mokattam, statt Mekakem. S. 200 Z. 15 v. o. ihren Zauberstäben, statt ihrem Zauber steile. S. 201 Z. 1 v. o. Stele, statt Stela. Z. 4 v. o. Lagiden, statt Logiden. Ptolemaeus, statt Ptolemeus. Z. 16 v. u. eingewanderte, statt gewandte. S. 202 Z. 17 v. u. Fajjum, statt Tajjum. Z. 19 v. o. daß, statt das. Z. 2 v. u. Jahja ben Bitrik, statt Jakjaben Betrik. S. 203 Z. 3 v. o. Imhotep, statt Imkotep. Z. 14 v. o. Lagiden, statt Logiden. Z. 21. v. o. vor Chr., statt voller. S. 204 Z. 5 v. o. Sahl, statt Sahe. Immer Kairener, statt Kaironer.

Digitized by Google

bleiben, daß Chemie nichts ist, als die ägyptische Wissenschaft, denn Aegypten hieß bei seinen Bewohnern schon in ältester Zeit, und noch nach der Gründung Fostats unter den Kopten, und zwar gerade im memphitischen Dialekt: Chemi, Chame und Chame (sprich chami). Dieses Wort bedeutet nun im koptischen auch schwarz, und so erklärt es sich leicht, wie die Chemie später die „schwarze Kunst" genannt werden konnte.

Sehen wir uns jetzt im alten Aegypten um, so finden wir hier in den heidnischen Tempeln Laboratorien, in denen Recept an Recept in die Wände gemeißelt ist, Papyrus, in denen zu offizinellen Zwecken Drogue neben Drogue genannt wird. Bei den zu mischenden Substanzen sind Gewichte und Maße verzeichnet, und diese erscheinen oft so klein, daß ihre Messung nur mit Hilfe von feinen Instrumenten möglich war. Eine von den die Metalle determinirenden Hieroglyphen stellt einen Schmelztiegel dar. Wir finden die Aegypter früh vertraut mit der Kunst der Vergoldung, und sehen sie Metallfarben und andere Farbestoffe bereiten, welche Jahrtausende überdauert haben. Theophrast erwähnt das künstliche Blau, von dem viele Proben bis auf uns gekommen sind. Köstliche Glasflüsse wurden am Nil gegossen, und verschiedene Metalle: Kupfer und Zinn (Bronze), Gold und Silber (das hieroglyphische Asem) geschickt legirt.

Welche chemischen Kenntnisse setzt das folgende Verfahren voraus, welches die ägyptischen Färber nach Plinius übten! Sie behandelten den gewobenen Stoff zuerst mit gewissen Flüssigkeiten und tauchten ihn dann erst in einen Kessel mit siedendem Farbenstoffe. Zog man ihn aus demselben heraus, so war das Zeug bunt gemustert, obgleich sich in dem Bottich nur eine Farbe befunden hatte. Die frühesten Erwähnungen dieser Wissenschaft, ja selbst die Sagen, welche von der Entstehung derselben handeln, weisen nach Aegypten. Firmicus Maternus, 336 n. Chr., braucht das Wort Chimia in seinem astrologischen Werke, und er spricht ausdrücklich den Wunsch aus, das mitzutheilen, was die göttlichen Alten aus den Sanctuarien der Aegypter geschöpft hätten. Anfechtbar, aber bedeutungsvoll für unseren Zweck ist die Nachricht, Diocletian habe nach einem Aufstande der Aegypter, 296 n. Chr., ihre alten Bücher, in denen die Kunst, Silber und Gold auf chemischem Wege herzustellen, behandelt ward, vernichten lassen, um sie der Mittel zu neuen Rebellionen zu berauben.

Unter den Kopten waren die chemischen Kenntnisse ihrer Vorfahren lebendig geblieben. Auch dafür fehlt es nicht an Beweisen, denn zu Leyden wird ein in Theben niedergeschriebener Papyrus conservirt, der in griechischer Sprache, aber in einer Weise, welche ähnlichen altägyptischen Handschriften so sehr entspricht, daß man dies Manuscript nothwendig für eine Uebersetzung von Recepten aus der Pharaonenzeit halten muß, eine lange Reihe chemischer Verordnungen zur Kenntniß bringt. Es befinden sich unter denselben Recepte zur Prüfung, Härtung und Färbung von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn u. A. m. Die Araber erlernten das von diesen Dingen den Kopten

Digitized by Google

Bekannte, und indem sie es weiter entwickelten, schufen sie diejenige Wissenschaft, welche auch unter uns „Chemie", d. h. die ägyptische heißt. Alchemie ist nichts als „Chemie" mit dem arabischen Artikel „al".

Auch Algebra ist ein arabisches Wort, welches die Wissenschaft: das Getrennte zu verbinden, bedeutet.

Die Muslimen in Kairo haben sie eifrig getrieben und sind, nachdem sie den Euklid kennen gelernt hatten, zu glänzenden Mathematikern, auf Grund der Schriften des Claudius Ptolemäus zu großen Astronomen und Geographen geworden.

Auch auf diesen Gebieten schulden sie den alten Aegyptern mehr als bisher angenommen wurde. Es ist wohl nicht zufällig, daß die größten Mathematiker des hellenischen Alterthums als Schüler der Aegypter bezeichnet werden, oder daß es doch von ihnen heißt, sie hätten sich am Nil aufgehalten. Der alte Thales (vor 600 v. Chr.) soll die Höhe der Pyramiden nach ihren Schatten gemessen haben, und er hat, doch wohl auf Grund ägyptischer Tafeln und Rechnungen, die berühmte Sonnenfinsterniß vom 30. September 610, welche am Halys für Meder und Lyder so große Bedeutung gewann, voraus berechnet. Pythagoras hat, wie Niemand leugnet, lange in Aegypten geweilt und besonders zu Heliopolis studirt. Er soll sogar der ägyptischen Sprache kundig gewesen sein, und als seine vorzüglichsten Lehrer werden Onuphis und Sonchis genannt. In derselben Gelehrtenstadt bildete sich unter Nektanebos I. Eudemos von Knidos, † 357, heran, und fand unter Anderem, daß die Pyramide der dritte Theil eines Prisma sei, welches mit ihr gleiche Grundfläche und gleiche Höhe besitzt. Daß Euklid unter dem ersten Ptolemäer (Soter) seine Elemente in Alexandria geschrieben hat, ist allbekannt. Dem großen Eratosthenes gelang die erste Messung eines Erdmeridians nur in Folge der geodätischen Vorarbeiten der Aegypter, welche ihm die gerade Entfernung von Alexandria nach Syene mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben vermochten.

Dies Alles ist für die Gelehrten, welche sich mit der Geschichte der Mathematik beschäftigen, nichts Neues, aber nur wenige von ihnen haben sich Einsicht in diejenige Urkunde verschafft, welche uns mit dem Stand des mathematischen Wissens der Aegypter im Anfang des zweiten Jahrtausendes vor Chr. bekannt macht.

Der im Britisch-Museum conservirte Papyrus Rhind darf ein Handbuch der altägyptischen Mathematik genannt werden. Er ward unter einem der letzten Hyksoskönige von einem gewissen Aahmesu niedergeschrieben und beweist, daß die Wissenschaft der alten Zeit auch unter den verhaßten Eroberern fortgepflanzt worden ist. Der Heidelberger Aegyptolog Eisenlohr hat diesen merkwürdigen Codex veröffentlicht und unter Beirath Kantors, des trefflichen Kenners der Geschichte der Mathematik, eine Uebersetzung desselben geliefert.

Einige bei der großen Schwierigkeit der Materie leicht verzeihliche

Digitized by Google

Mißverständnisse dieser Gelehrten sind in einem höchst scharfsinnigen Aufsatze von L. Rhodet*), welchen wir der Aufmerksamkeit aller Mathematiker empfehlen, aufgeklärt worden. Aus dem Pap. Rhind geht nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß sich gewisse Rechnungsverfahren, deren sich der Schreiber dieses uralten Documentes bediente, bei den Griechen und durch sie bei den Arabern und den abendländischen Mathematikern des Mittelalters, welchen die Schriften der Araber meistentheils durch jüdische Gelehrte vermittelt wurden, wiederfinden. — Wenn wir z. B. das arithmetische Verfahren des „falschen Ansatzes" von Aahmesu (um 1700 v. Chr.) bis ins sechszehnte Jahrhundert nach Chr. in Uebung sehen, so ist das wunderbar genug, aber weit erstaunlicher erscheint es noch, daß wir gewisse Progressionsexempel, welche durch die heterogene Art ihrer Zusammensetzung uns ein Lächeln abnöthigen, noch um 1200 nach Chr. ganz in derselben Weise wie bei Aahmesu bei dem der orientalischen, namentlich der indischen Mathematik kundigen Fibonacci (Leonardo von Pisa) wiederfinden. Diese von Rhodet aufgedeckte Erscheinung ist so merkwürdig, leicht verständlich und ins Auge springend, daß sie auch den Laien interessiren wird. Das ägyptische Exempel hat folgendes Aussehen:

Schreiber . . .	7
Katzen	49
Mäuse	343
Kornähren . . .	2401
Metzen . . .	16807
	19607

Das bedeutet: 7 Schreiber haben jeder 7 Katzen (49), diese Katzen fangen je 7 Mäuse (343) diese haben in einem gewissen Zeitraum je 7 Kornähren gefressen (2401), jede Aehre, würde man sie ausgesät haben, hätte 7 Scheffel Getreide geliefert (16807). Wieviel macht das oben Angeführte aus? 19607.

Dieses Exempel oder ein ähnliches scheint dem des Fibonacci sicher zu Grunde gelegen zu haben; ja, es würde, was die Zahlen angeht, identisch mit ihm sein, wenn der Italiener die Progression nicht um ein Glied weiter führte, als dies durch den Aegypter geschehen ist.

Bei jenem (Fibonacci) lautet es also: Sieben alte Weiber gehen nach Rom: Von diesen hat jedes 7 Maulesel (49), jeder Maulesel trägt 7 Säcke (343) und in jedem Sacke 7 Brote (2401); für jedes Brot sind 7 Messerchen da (16807), und jedes Messerchen hat 7 Scheiden. Wieviel macht das oben Angeführte zusammen aus? 137258**). Ohne das letzte Glied würde wie gesagt, das Resultat beider Exempel gleich sein.

---

*) Journal Asiatique. Septième serie. Tome. 18. 1881.

**) Vor dem Abschluß dieser Zeilen ist mir ein merkwürdiges Beispiel ähnlicher Art aufgestoßen, welches ganz aussieht wie ein auf reale Verhältnisse angewendetes Progressionsexempel von der Art der oben mitgetheilten. An das alte Berseba

Digitized by Google

Wir dürfen hier nicht näher auf diese Dinge eingehen; wohl aber müssen wir erwähnen, daß der große Geograph, Astronom und Mathematiker Claudius Ptolemäus, welcher nicht, wie man früher annahm, in Pelusium, sondern in Ptolemais Hemeiu, einer Stadt, die am oberen Nil und also im Herzen Aegyptens lag, geboren ist, doch wohl mit dem Wissensbesitz der priesterlichen Gelehrten am Nil vertraut war. Seine Beobachtungen scheint er nicht in Kanopus, sondern im Serapeum zu Alexandria gemacht zu haben. Die Vorarbeiten des Eudoxos von Knidos, welcher wohlbezeugter Maßen die hohe Schule zu Heliopolis von 366—364 v. Chr. besucht hat, des Eratosthenes, des großen Hipparch, des Marinus von Tyrus und Anderer waren ihm zur Hand; er kannte die Weltkarte des Milesiers Anaximander, des mit Aegypten vertrauten Hekatäos und Aristagoras, und sein Blick reichte sehr viel weiter als der der aegyptischen Priester. Seine Länder und Völkerkenntniß ist ihm sicher nicht durch diese, sondern durch die weit verbreitenden Handelsbeziehungen der Alexandriner zugekommen. Dennoch hat er bei seinen Landsleuten viel Brauchbares gefunden, und wenn der arabische Geograph Maçudi versichert, es habe Karten zu der Geographie des Ptolemäus und Marinus von Tyrus gegeben, welche mit Farben gemalt gewesen seien, so erinnert uns das an die spärlichen bis auf uns gekommenen Proben der altaegyptischen Kartographie, denn dieselben stellen die Berglandschaft, in welcher sich die Goldminen des Pharao befanden, zwar in sehr unbeholfener Projectionsweise, aber mit sauberer mehrfarbiger Colorirung dar. Gerade die farbigen Karten, welche Mamun, der sich der Gelehrtenschule Fostats mit besonderem Eifer annahm, † 833, von seinen Geographen herstellen ließ, sollen selbst diejenigen des Ptolemäus übertroffen haben.

Man weiß, daß die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem arabischen Namen Almageſt (ἡ μεγίστη d. i. die größte) und die Handtafeln desselben Gelehrten früh in's Arabische übersetzt worden sind und vor dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nur durch diese Versionen in Europa bekannt waren. Dann erst ist die Geographie des großen Aegypters, und zwar mit den wenig gelungenen Karten des Agathodaemon in ihrer ursprünglichen griechischen Form den Abendländern zugänglich geworden. Dank diesen Werken waren vom neunten Jahrhundert nach Chr. an die Araber allen Völkern nicht nur in der mathematischen Geographie weit voraus. Sie wußten wohl, daß die Erde eine Kugel sei und im Raume schwebe, wenn sie sich dieselbe auch fälschlich als Mittelpunkt des Alls dachten. Abulfida

(Brunnen der Sieben) wo Abraham den Brunnen grub und dem Abimelech als Pfand für den mit ihm geschlossenen Bund 7 Lämmer gab, knüpft sich folgende Sage: „Hier wohnten die Beni Murr an 7 Quellen, und jede Quelle hatte 7 Becken, jedes Becken 7 Tröge, und aus jedem Trog tranken 7 Pferde.“ — Shylok sagt: „Wär' jedes Stück von den 6000 Dukaten sechsfach getheilt und jeder Theil 'n Dukat, ich nähm' sie nicht ich wollte meinen Schein.“

Digitized by Google

sagt schon, daß wenn zwei Leute der eine gegen Osten, der andere gegen Westen die Erde umwandeln und an derjenigen Stelle wieder zusammentreffen, von der sie ausgegangen sind, der erste der Kalenderfolge um einen Tag voraus, der andere um einen Tag hinter ihr zurückgeblieben sein wird. Dazu entnehmen wir dem zu früh verstorbenen Peschel die Notiz, daß als 1522 das erste Schiff, die Victoria, die Reise um die Welt in westlicher Richtung zurückgelegt hatte und ein Tag in der Schiffsrechnung fehlte, die besten Köpfe an der Erklärung dieses einfachen Herganges verzweifelten.

Leider ist unser Wissen von dem Stand der astronomischen Kenntnisse der alten Aegypter ein so beschränktes, daß es verwegen sein würde, aus den Werken des Ptolemäus dasjenige herauszuschälen, was er etwa seinen Landsleuten verdankt; das aber läßt sich leicht erkennen, daß er auf allen Gebieten über sie hinausgegangen ist. Wenn wir nicht annehmen dürfen, daß seine Handtafeln unvollständig erhalten geblieben sind, so beweist sein Königskanon sogar, daß er manches, was sich zu seiner Zeit doch wohl noch in den Tempelarchiven am Nil vorfinden mochte, geflissentlich unbenutzt gelassen hat, denn während er 20 babylonische, 10 persische und 13 Könige aus dem Hause der Lagiden so wie die römischen Kaiser seit Augustus herzählt, findet sich leider in seinem Kanon keine Reihe der Pharaonen. Seine Lehre von der Excentricität und den Epicyklen der Planeten, welche bis in das späte Mittelalter hinein gültig blieb, knüpft sich sicher an die Vorarbeiten des Appolonius von Perga und des großen Hipparch, und also im besten Falle nur mittelbar an aegyptische Anschauungen. Dagegen möchten wir behaupten, daß sich die Sphärentheorie des Eudoxos, welcher, wie wir wissen, bei heliopolitanischen Priestern in die Schule gegangen, an aegyptische Vorstellungen schließt, denn die Astronomen am Nil hatten lange vor ihm die scheinbar willkürlichen Bahnen der Planeten auf die Kreisform zurückgeführt und zwar, wie es scheint, in einer seiner Auffassung ähnlichen Weise. Aristoteles spricht von uralten Beobachtungen der Planeten durch Aegypter und Babylonier, und Seneca bestätigt ausdrücklich, daß Eudoxos es gewesen sei, welcher die Kenntniß der Planetenbewegung zuerst aus Aegypten nach Griechenland gebracht habe. Nach diesem selben Eudoxos hatte nun jeder Wandelstern durch eine entsprechende Anzahl von Sphären oder durchsichtigen Kugelschalen, die alle concentrisch waren, aber sich in verschiedenem Sinne bewegten, fortzurücken. Im Ganzen nahm er deren 26 an. Diese Zahl wurde später bei Aristoteles bis auf 55 vermehrt. „Man erschrickt," sagt ein großer moderner Gelehrter, „über die geometrische Phantasie der Alten, welche sich den Weltraum mit 55 durchsichtigen Kugelschalen ausgefüllt dachten, die sich um verschiedene Achsen in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Zeiten drehten, aber sie lösten damit doch die Aufgabe, das scheinbar regellose an ein Gesetz und an die vollkommenste Körperform gebunden zu haben."

Sehen wir uns nun in dem schriftlichen Nachlaß der Aegypter um, so finden wir, daß sie sich das All gleichfalls, und zwar von 75 Sphären, erfüllt

Digitized by Google

dachten. Diese werden häufig erwähnt, und ihre Bedeutung tritt am klarsten aus den pantheistischen sogenannten hekennu Texten in den Königsgräbern von Biban el-muluk hervor, welche von dem Genfer Aegyptologen Naville publicirt und trefflich commentirt worden sind. Sie werden Kert' genannt, und entweder mit dem Klassenzeichen für Stätte, Wohnung, oder mit dem Kreis ○ determinirt. Die 75 Formen der Gottheit (hier Ra genannt) haben in ihnen ihre Wohnung, und erfüllen sie ganz. Der Geist des Höchsten betritt sie, verläßt sie und weilt in ihnen in seliger Ruhe. Sie können kaum etwas Anderes sein, als die Kugelschalen des Eudoxos. Man hat sie wohl als krystallreine, flüssige Gewölbe zu denken. In den mythologisch astronomischen Darstellungen, welche man gewöhnlich an den Decken der den Göttern geweihten Hallen findet, führt die als Gestirn zur Erscheinung kommende Gottheit auf ihrem Rücken in goldenen Barken ihre Bewegungen aus. In der pantheistischen Anschauung ist Ra derjenige, in welchem alle Sphären vereint sind, der sie allesammt in sich schließt, und der sie mit seinem Wesen erfüllt. Naville erinnert hiebei an den Ausspruch des Damascius: „Der ganze Kosmos selbst ist der kosmische Gott, da er ja alle kosmischen Sphären in sich zusammenfaßt:" Der gelehrte Syrer versichert ausdrücklich, diesen Satz den alten Ueberlieferungen entnommen zu haben, und damit meint er doch wohl die der Aegypter, denn wir wissen, daß er den besten Theil seines Wissens dem Theon von Alexandrien und dem Aegypter Ammonius verdankt.

Einige Texte aus alter Zeit scheinen auch darauf hinzuweisen, daß die Astronomen schon unter den Pharaonen Kenntniß von der Bewegung der Erde besaßen, und der Norweger Lieblein hat Alles hierauf Bezügliche sorgsam zusammengetragen; doch hält uns noch mancherlei ab, die von ihm angeführten, allerdings höchst merkwürdigen Beispiele auf astronomische Wahrnehmungen zu beziehen. Die astronomischen Schriften und Tafeln der alten Horoskopen sind verloren gegangen, aber man darf vermuthen, daß sie überraschend weitgehende Kenntnisse enthalten haben, denn Diodor versichert, die aegyptischen Astronomen hätten Sonnen- und Mondfinsternisse genau und unfehlbar sicher zu berechnen verstanden, und nach Diogenes Laërtius würden sie von der frühesten Zeit bis Alexander dem Großen 379 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse beobachtet haben. Selbst von der Praecession, von dem Umstand, daß die Sterne eine langsame Bewegung nach Osten oder die Wendepunkte nach Westen haben, scheinen die Aegypter früh unterrichtet gewesen zu sein, sie waren also, wie Lepsius geistreich darzulegen versucht hat, mit der Bewegung der Fixsterne vertraut. Die Erde ruhte nach ihrer Ansicht in der Mitte des Weltalls, und alle Gestirne umkreisten dieselbe. Der uns gewährte Raum gestattet kein näheres Eingehen auf die anderen von den Arabern bearbeiteten Disciplinen. Ihre Philosophie war, wie bekannt durchaus abhängig von Aristoteles, dessen Werke, wie die des Ptolemäus, zum Theil durch ihre Uebersetzungen den Abendländern im Mittelalter zuge-

Digitized by Google

bracht worden sind. Wir wissen auch so wenig über die Philosophie der Aegypter, daß wir gern von der Aufgabe abstehen in den philosophischen Werken der Araber noch Entlehnungen zu suchen. Ihr Bestes haben die griechischen Philosophen selbständig gefunden, und doch wüßten wir Teichmüllers geistreichen Hinweisen auf das Aegyptische im Hekataeus vieles hinzuzufügen In den Schriften der Neuplatoniker ist uns selbst manches unbedingt Aegyptische begegnet. Auch noch in arabischen Traktaten, wie der des Hermes an die menschliche Seele, findet sich manche merkwürdige Reminiscenz an Ideen, welche wir schon früh von aegyptischen Priestern aussprechen hören.

Die Religion der Muslimen kam mit ihren Bekennern fertig und in abgeschlossener Gestalt nach Aegypten. Der Koran ist dort vielfältig, eingehend und mehr oder minder tief und geistreich commentirt worden; aber natürlich immer nur in echt arabischem Sinne. Dagegen schließt sich gerade in Kairo manches äußere Beiwerk, namentlich aber die Form der Bethätigung des Wohlthätigkeitssinnes und eine Reihe von funerären Gebräuchen an Sitten nnd Gewohnheiten, welche doch wohl auf altaegyptischem Boden erwachsen und durch Vermittlung der Kopten in das muslimische Leben verpflanzt worden sind. Wir meinen zunächst den Gebrauch, Schulen als fromme Stiftungen mit den Gotteshäusern zu verbinden; denn sehen wir in die früheste Zeit zurück, so finden wir, daß sich alle Pflanzstätten der Wissenschaft, von denen uns hieratische Handschriften erzählen, eng an die Tempel der Götter schlossen. Die bedeutendste unter diesen Lehranstalten blühte auf dem Gebiete der Nekropole von Theben und gehörte sammt der berühmten Bibliothek, welche die Aufschrift „Heilanstalt der Seele“ trug, zu dem Memnonium Ramses II. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich bei der Anlage des Alexandrinischen Museums nach solchen ägyptischen Mustern gerichtet hat. Auch in der Wohnstadt Theben wurden in Zusammenhang mit dem großen Reichsheiligthum Lehranstalten unterhalten. Die in ihn herangebildeten Schüler begegnen uns mehrfach unter dem Namen der Zöglinge oder Eleven des Ammonshauses, und es steht fest, daß sich auch die hohen Schulen von Heliopolis und Saïs an die Tempel dieser Städte geschlossen haben. Jedes Heiligthum besaß liegende Gründe und wurde von dem Pharao und Privatpersonen in hervorragender Stellung, oft mit Anspruch auf fromme Gegenleistungen, mit Stiftungen bedacht. Der mobile und immobile Besitz der Tempel und Schulen hat sich namentlich durch Ramses III. verschwenderische Freigiebigkeit stark vergrößert, und man kann ihn durchaus mit den aukāf (Sing. wakf) vergleichen, den Stiftungsfonds, an denen Kairo besonders reich ist, die aber seit Mohammed Ali unter staatlicher Aufsicht stehen. Freilich läßt es sich schwer begreifen, wie sich der heidnische Gebrauch durch die christliche Zeit in die muslimische retten konnte.

Beim Uebergang der Völker von einer Religion in die andere pflegt mit großen Einrichtungen der alten Lehre gründlich aufgeräumt zu werden, während sich unwesentliches Einzelnes gern erhält und als Aberglaube oft unendlich lange hinfristet.

Digitized by Google

So hat sich die Verehrung der Katzen, welche bei den alten Aegyptern so hoch heilig gehalten wurden, wenn auch in mehr und mehr abgeschwächter Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kadi hatte noch bis vor Kurzem die Verpflichtung, obdachlose Mäusefänger größtentheils auf seine Kosten zu füttern, und in einem bestimmten Hofe wird wohl heute noch für sie jeden Nachmittag Fressen hingestellt, zu dem sie sich drängen. Der große Sultan Bebars hinterließ für den Unterhalt der Kairener Katzen einen Garten im Norden der Stadt. Der wackere Pilger Arnold von Harff sah einen Soldaten mitten im Sonnenschein sitzen, und bemerkte, daß er sich unter Leiden röste und blenden ließ, und es in den Schatten zu rücken verschmähte, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, den Schlummer einer in seinem Schooße ruhenden Katze zu stören.

Ganz besonders merkwürdig will es uns scheinen, daß sich dieser Rest des alten Thierdienstes in eine der wichtigsten religiösen Handlungen der ägyptischen Araber, die Pilgerfahrt nach Mekka, eingedrängt hat.

Das Pilgern zu einem bestimmten Heiligthum war schon in der Pharaonenzeit in Gebrauch. Als Ziel der vornehmsten Wallfahrt wird Bubastis im Delta genannt. Dort stand das bedeutendste Heiligthum der Göttin Sechet, der Tochter des Sonnengottes Ra, welche mit dem Katzenkopf als Herrin der Liebe, welche Leidenschaft, Lust und festlichen Rausch den Frauen in's Herz gießt, gedacht wird. Männer und Weiber aus ganz Aegypten strömten in toller Ausgelassenheit zu ihrem Tempel. 700,000 Menschen sind, wie Herodot berichtet, alljährlich nach Bubastis gekommen und haben die verstorbenen und mumisirten Katzen dorthin zur Bestattung gebracht. Und diese Nachricht hat volle Bestätigung gefunden, denn vor Kurzem ist bei dem Trümmerhaufen, welcher als einziger Rest des berühmten Wallfahrtsortes bei Zakazik aus der Ebene hervorragt, der Katzenfriedhof mit unzähligen Knochen und Knöchlein dieser heiligen Thiere entdeckt worden. Wie unter den Pharaonen 700,000 Gläubige nach Bubastis fuhren, so sind heute 70,000 Muslimen verpflichtet, nach Mekka zu pilgern. Wenn diese Zahl nicht voll wird, so ergänzt sie der Himmel durch seine Engel. Die Karawane bricht mit dem Mahmal von Kairo auf, und was folgt da in dem langen Zuge dem Kamel-Schech, welcher halb nackt und mit struppigem Haar alljährlich die Pilgerfahrt mitmacht? Es ist der Katzenvater oder Schech, welcher vor sich und in Körben, die von beiden Seiten seines Sattels herabhängen, so viele Katzen mit sich führt, als er nur immer vor und neben sich unterzubringen vermag.

Früher begleitete statt des „Katzenvaters" eine „Katzenmutter" die Karawane, aber bei dem geringen Antheil, welchen die Frauen an der Pilgerfahrt haben, wurde das Weib von dem Mann verdrängt; — der Islam hat ja überhaupt den Frauen die bevorzugte Stellung genommen, welche ihnen im alten Aegypten zukam. Ein ähnliches Pilgerfest wie das von Bubastis, wird gegenwärtig zu Tanta gefeiert. Es knüpft

Digitized by Google

sich an das Grab und Gedenkfest des heiligen Sejjid Ahmed el-Bedawi. Panegyrieen, wie sie großartiger auch nicht in der Pharaonenzeit gedacht werden können, gesellen sich zu der religiösen Feier, und wir selbst haben ganze Kähne voll übelberufener Frauen auf die Messe von Tanta fahren sehen. Sobald dieselben anderen Barken begegneten, stießen sie jenes helle wunderliche Gekreisch aus, mit dem sie in leidenschaftlicher Erregung, froher wie schmerzlicher, — das Ohr zu zerreißen verstehen. Diese Schönen benahmen sich überhaupt nicht viel schicklicher als ihre Ahnfrauen bei der Fahrt nach Bubastis.

Auf den Friedhöfen von Kairo wird der Kenner des aegyptischen Alterthums viele Spuren aus vorchristlicher Zeit wiederfinden. Die Griechen verbrannten die Todten, die Christen schritten gegen die Mumisirung ein, vor welcher z. B. einer der ältesten Heiligen der koptischen Kirche seinen Leichnam gerettet zu sehen wünschte, und so ging die Kunst der Kolchyten, der Paraschisten und Taricheuten verloren, aber so gut Memphis und Theben ihre Nekropolen gehabt haben, besitzt auch Kairo seine Todtenstadt. Freilich liegt dieselbe nicht nach altaegyptischem Gebrauch im Westen, sondern im Osten der Stadt. Dieser Umstand fällt theils der Lage von Kairo, theils der veränderten Werthschätzung der Himmelsrichtungen zur Last, denn diese ist bei den Muslimen eine ganz andere, als bei den alten Aegyptern. Diese räumten überall dem Süden, der Heimath des Nils, von dem das Wohl und Wehe ihres Landes bedingt wird, den ersten Rang ein, und da sie das Schicksal der Seele stets mit dem Laufe der Sonne vergleichen und die Barke des Tagesgestirns den unsterblichen Theil des Menschen aufnahm, um mit ihm am Abend in der Unterwelt zu verschwinden, mußten sie selbstverständlich die Nekropolen in den Westen ihrer Städte legen. Derselben Himmelsrichtung sind auch, weil Osiris im Westen wohnt, die Sarkophagkammern in den Pyramiden zugewandt. Den Muslimen am Nil ist dagegen der Osten die vornehmste Himmelsrichtung. Ihm sind die Gebetnischen zugekehrt, gen Morgen richtet sich das Antlitz des Flehenden, und dahin läßt der Sterbende sein Haupt wenden, denn dort liegt die heiligste unter den heiligen Städten, liegt Mekka mit seiner Ka'ba. Außerdem schlossen sich die Araber an eine verständige wirthschaftliche Erwägung der Eingeborenen des von ihnen eroberten Landes, auf die schon Arrian in den ersten Versen einer Distichenreihe, welche er in den großen Sphinx meißeln ließ, also hindeutet:

„Götter gründeten hier das weithin prangende Bildwerk,
Sorglich sparend des Feld's Weizen erzeugende Flur."

Die Wohnungen der Todten wurden in die Wüste verlegt, um das die Lebenden nährende Fruchtland nicht zu schmälern, und — auch diese Erwägung ist gut begründet, — um die Leichen vor der Ueberschwemmungsfluth zu sichern. Die Mumien sollten nicht durch das Wasser beschädigt werden, und Erfahrung mag die priesterlichen Aerzte gelehrt haben, daß von

Digitized by Google

durchnäßten Todtenäckern nach Rücktritt der Ueberschwemmung verderbliche Ausdünstungen aufsteigen. So liegt denn die Karafe, wie die Kairener ihre Nekropole nennen, im Osten und Südosten der Stadt auf dem Boden der Wüste. Hieher begeben sich jeden Freitag die muslimischen Bürger vor Sonnenaufgang, sprechen auf dem Grabe ihrer Verstorbenen eine Sure aus dem Koran und vertheilen Datteln, Brote u. dergl. an die Armen. Dabei wird die Rebabe und Darabuke (Viola und Handtrommel) gespielt, und der Besuch des Friedhofs gestaltet sich zum Fest. Ganz ähnlich verfuhren die alten Aegypter.

An festgesetzten Tagen besuchten die Hinterbliebenen die Gruft ihrer Verschiedenen, opferten, schmausten, ließen Harfenspiel und Gesang ertönen und forderten die Ueberlebenden auf, sich des Daseins zu freuen. Im Grabe der Neferhotep in Theben (sechszehntes Jahrhundert v. Chr.) sieht man, in den Stein gehauen, das Bild des Harfners, welcher angestellt war, um bei solchen Festen die Stimme zum Saitenspiel zu erheben, und dieser Sang zeigt, wie sich in das auf den Tod gerichtete Gemüthsleben der alten Aegypter, welche dennoch so ausgelassen wie wenige andere Völker Feste feierten, ein gutes Theil frischer Lebenslust gemischt hat. Man fühlt sich versucht an das Anakreontische:

„Der heut'ge Tag liegt mir am Herzen
Wer weiß denn, was der nächste bringt?"

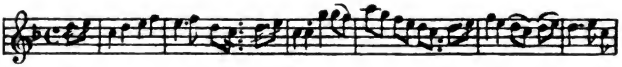
oder an das Horaz'sche „carpe diem" und die ganze Ode an die Leuconoe zu denken, wenn man den Harfner in der Gruft des Neferhotep singen hört:

„Fei're, mein Prophet, den Festtag;
Duftiges Salböl, Balsamharze
Bieten wir, und Blumenkränze
Schlingen wir um Brust und Arme
Deiner vielgeliebten Schwester,
Die sich hold zu Dir gesellt.
Lieder singen, Harfe schlagen,
Wollen wir vor Deinem Antlitz.
Laß dahinter alle Sorgen,
Und sei eingedenk der Freuden,
Bis uns naht der Tag der Reise,
Da man landend Ruhe findet,
In dem Reich, das Schweigen fordert."

Ist es zufällig, daß die Sänger, welche den Sarg des verstorbenen Muslim begleiten, häufig wie die bei dem aegyptischen Todtencultus thätigen Musiker Blinde sind? Und wer kennt die altaegyptischen Darstellungen von Weibern, welche die Todtenklage anstimmen, wer hat gelesen, was Herodot über das Gebahren der trauernden Aegypterinnen erzählt, ohne an dies Alles erinnert zu werden, wenn er sieht wie sich die Kairenerinnen, welche dem Sarge eines Verstorbenen folgen, heute noch Brust und Stirn mit Schlamm bestreichen, die Arme erheben und das Haupt mit den Händen schlagen.

Digitized by Google

Wenn solch ein Leichenzug uns begegnet, möchten wir denken, daß sich unser „Heute“ ohne Unterbrechung an die Tage des Neferhotep schließe. Die Klageweiber an der Bahre der verstorbenen Kairener scheinen die directen Nachfolgerinnen derjenigen zu sein, welche wir auf zahllosen Bildern zu Häupten und Füßen der Osiris und jedes aegyptischen Todten mit lautem Jammergeschrei klagen sehen. Im welchem arabischen Gesang haben wir das Linoslied wieder zu erkennen, welches Herodot nur bei den Griechen, Phöniziern und auf Cypern gehört hat, und das am Nil Maneros genannt worden sein soll? Vielleicht darf die Melodie des „Dus ja lelli“ beginnenden Gesanges dafür gehalten werden. Ich habe die folgende Weise nicht nur tausend Mal in Aegypten, sondern auch, freilich in etwas veränderter Form, in Andalusien, wo überhaupt viele maurische Gesänge erhalten geblieben sind, singen hören.



Es sei bemerkt, daß dies Lied nicht nur bei traurigen, sondern auch bei freudigen Veranlassungen gesungen wurde*).

Wie bei der Trauer, so mischt sich auch in die Lust der Feste das Alte und Neue. Eine der ausgelassensten Figuren auf den Jahrmärkten und bei den meisten Volksbelustigungen in Kairo und anderen aegyptischen Städten trägt ein Attribut, welches bei mancher Festfeier in der Pharaonenzeit bedeutungsvoll war, und treibt mit demselben ein tolles Spiel. Sie dankt ihren Namen dem Vezir Saladins, Karakusch, welcher ein höchst wunderlicher Kauz gewesen sein muß.

Die Schlangenbändiger, denen man auf offener Straße und bei allen Volksbelustigungen begegnet, bilden eine Familie, in der sich das Geheimniß giftige Ottern zu zähmen, sie aus den Häusern zu vertreiben, sie in steife Stöcke zu verwandeln, sie tanzen zu lassen ꝛc. seit Tausenden von Jahren vererbt hat. Von den Kunststücken, welche die Magier des Pharao dem Moses vorführten, weiß jedes Kind; aber wir besitzen auch einen satyrischen Papyrus aus der Zeit Ramses III. auf dem wir vor der hohen Pforte, dem Palaste des Königs, einen Widder und einen Esel Laute und Harfe schlagen und ein Krokodill mit einer Schlange Zauberei treiben sehen. Recepte,

*) Schon aus diesem Grunde können wir den Deutungen, welche Brugsch in seinem „Adonisklage und Linoslied“ dem Linos und Maneros giebt, nicht beipflichten. Wilkinson wird von dem „ja lelli“ an das hebr. hallel, singen, preisen, wovon „hallelu—ja“ kommt, erinnern. Unter allen Kairenern ist es ein gewöhnlicher Ausruf der Freude.

Digitized by Google

um schädliche Thiere aus den Häusern zu vertreiben, finden sich schon im Papyrus Ebers. Lane behauptet, die modernen Psyllen trügen nur solche Schlangen bei sich, denen sie vorher die Zähne ausgebrochen hätten.

Derselbe Gelehrte erzählt von einer Einrichtung, welche bis vor Kurzem in Kairo bestand, und aus der, wie wir aus bester Quelle wissen, noch von vielen lebenden Kairenern Nutzen gezogen worden ist.

Alle Innungen und Gewerke der Stadt haben ihre Vorsteher oder Schechs, und selbst die gewöhnlichen Diebe erkennen einen solchen Oberen an. An diesen wandte man sich oft, um gestohlene Sachen zurückzuerlangen und die Diebe vor Gericht zu ziehen. Dies gelang auch gewöhnlich mit seiner Hilfe. Hiemit vergleiche man nun die folgende Notiz, welche wir Diodor von Sicilien wörtlich entlehnen: „Es war verordnet, daß diejenigen, welche das Diebsgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich eingestehen, was sie gethan und ihm ihre Beute vorzeigen. Der Bestohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichniß aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie verschwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde Alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Bestohlene den vierten Theil des Werthes seines geraubten Eigenthums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück. Weil es eben unmöglich war, den Diebstahl ganz zu verhüten, so ersann der Gesetzgeber dieses Mittel, alles Gestohlene gegen ein geringes Lösegeld wieder herbei zu schaffen. Wie merkwürdig ist doch die lange Lebensdauer dieses scheinbar widersinnigen Gebrauchs.

Fraglos altägyptisch ist auch ein Theil des Kalenders, dessen sich die Kairener heute noch bedienen. Bei der schwankenden Natur des muslimischen Mondjahres fallen die periodisch wiederkehrenden Feste in verschiedene Zeiten des Jahres, und so ist es natürlich, daß die heutigen Aegypter bei denjenigen Festen, welche mit solchen Naturereignissen zusammenhängen, die regelmäßig wiederkehren, sich lieber des koptischen als ihres eigenen Kalenders bedienen, denn jener gründet sich auf das altägyptische Sonnenjahr, welches durch Julius Cäsar auch unserem Kalender zu Grunde gelegt worden ist. Ja es schließen sich sogar an die christlichen Festtage im koptischen Kalender manche religiöse und abergläubische Gebräuche der Muslimen. So legt man die 49 Tage des Chamsin oder heißen Südwestwindes in die Zeit zwischen den koptischen dritten Osterfeiertag bis zum Pfingstsonntag. Auch der Eintritt der Nilschwelle wird nicht nach dem muslimischen, sondern nach dem koptischen Kalender bestimmt, und gerade bei der Feier dieses Naturereignisses hat sich viel Altaegyptisches erhalten. Stern wies schon bei seiner Behandlung der Nilstele von Gebel-Silsile darauf hin, daß die beiden von Ramses II. eingeführten Nilfeste als Vorgänger derjenigen zu betrachten sind, welche heute noch in der Hauptstadt Aegyptens gefeiert werden. Das eine ist die „Nacht des Tropfens", welche immer auf den

Digitized by Google

11. Bauneh (17. Juni) fällt, in welcher Zeit der Nilstand am niedrigsten ist, das andere der Durchschnitt des Dammes, ein nach dem Stande des Wassers anberaumtes Fest. Beide liegen wie die auf der Nilstele aus der Blüthenzeit der Pharaonenherrschaft verzeichneten Feste um zwei Monate auseinander. Von den Classikern (Herodot, Strabo, Plinius) hören wir, daß die Höhe der zu zahlenden Steuern alljährlich nach dem Ausfall der Ueberschwemmung bemessen worden, und daß zu einem fruchtbaren Jahre eine Wasserhöhe von 14—16 Ellen nöthig gewesen sei. Wer kennt nicht den „Vater Nil" im Vatican, welchen 16 Kindergenien als allegorische Verkörperungen dieser 16 Ellen umspielen? Die hier mitgetheilte erwünschte Höhe des Wasserstandes bezieht sich wie Aristides ausdrücklich hervorhebt, auf den Nilmesser von Memphis, und wir wissen, daß derselbe einfach von dem linken auf das rechte Nilufer oder genauer auf die Fostat gegenüberliegende Insel Roda übertragen worden ist und seine für das ganze Land maßgebende Bedeutung bis heute erhalten hat. Ueber den Durchschnitt des Dammes und die damit zusammenhängenden Feste haben wir an einer anderen Stelle gehandelt. Hier sei nur erwähnt, daß einige uralte Gebräuche mit ihm verbunden geblieben sind. Zu diesen rechnen wir in erster Reihe die Herstellung eines Erdkegels, welcher el-ʿarus, d. i. die Braut, genannt wird und auf dem Damme so aufgestellt wird, daß ihn die Fluth acht bis vierzehn Tage bevor sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fortspülen muß. Schon der Umstand, daß man etwas Korn auf seine Spitze zu legen pflegt, deutet an, daß er wohl ursprünglich die Stelle eines Opfers zu vertreten hatte. Und in der That scheint seine Herstellung mit der alten Sitte, kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle ein Opfer in den Strom zu werfen, in Zusammenhang zu stehen. Diese Sitte ward bezeugtermaßen in heidnischer Zeit auch bei Memphis geübt, denn Plinius erzählt, daß bei den Neiloa genannten Nilfesten von den Priestern eine goldene und eine silberne Schale in die sogenannte Quelle des Nils bei Memphis geschleudert worden sei.

Die folgende Geschichte, welche Ibn Ajas aufbewahrt hat, ist bekannt. Als kurz nach der Gründung Fostats durch ʿAmr der Nil nicht steigen wollte, wünschten die Kopten eine Jungfrau, das Opfer, welches man jährlich dem Strom in die Arme zu werfen pflegte, in die Wogen zu stürzen, denn sie meinten, daß der Nil nur wachsen werde, wenn er diesen seinen Tribut empfangen habe. Als die Ueberschwemmung nicht kommen und kommen wollte, wandte sich der Feldherr an den Chalifen und setzte ihn von dem Geschehenen in Kenntniß. Der Bote kehrte zurück, und zwar mit einem Briefe Omars, welchen ʿAmr in den Nil werfen sollte. So geschah es, und schon in der folgenden Nacht erreichte die Ueberschwemmung die nöthigen 16 Ellen. Das Schreiben des Chalifen hatte folgende Worte enthalten: „An den gesegneten Nil Aegyptens. Wenn Du bisher nur in Folge Deines eigenen Willens geflossen bist, so stelle Dein Strömen ein, wenn es aber von den Befehlen des sehr erhabenen Gottes abhängig war, so flehen wir

Digitized by Google

zu diesem Gotte, daß er ihm sein volles Wachsthum verleihe". Dieser Geschichte liegt jedenfalls eine Thatsache zu Grunde, denn die Christen unter den Kairenern haben noch zur Zeit des zuverlässigen Makrizi, 1442, ein Kästchen mit dem Finger eines Heiligen in den Nil geworfen, um ihn zu einer günstigen Schwelle zu bewegen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß diejenigen, welche kurz nach der Gründung Fostats auf das Opfer einer Jungfrau drangen, Christen, und daß schon unter den heidnischen Aegyptern Menschenopfer früh verpönt waren, sieht man sich genöthigt an eine Verwechselung oder Entstellung in der Erzählung des Ibn Ajas zu denken. Natürlich ist in der Pharaonenzeit nicht weniger ungeduldig auf den Ausfall der Ueberschwemmung gewartet worden, als im siebenten Jahrhundert n. Ch. und heute, und die Eigenart des altaegyptischen Cultus zwingt geradezu zu der Annahme, daß kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle große Processionen stattgefunden haben und mancherlei Opfer dargebracht worden sind. Diese müssen dem Nilgotte Hapi und dem Osiris gegolten haben. Der Letztere wurde für die alles Hinwelkende zu frischem Leben erweckende Urkraft gehalten, welche in der Unterwelt zeugend fortwirkt und dort auch in den Nil, welcher die Sitze der Verstorbenen durchwogt, den Samen zu neuem Anwachsen legt. In pantheistischen Texten wird Osiris gradezu der Nil genannt, und wie er das Licht aus der Finsterniß, das Verstorbene zu frischem Leben, die verdorrte Vegetation zu neuem Aufblühen erweckt, so läßt er auch den Strom Aegyptens „schwellen zu seiner Zeit."

Diese Anschauungen hatten sich auch in die christliche Lehre der Kopten eingeschlichen; aber da es ihnen höchstens gestattet war, an die heidnische Gottheit als an einen Dämon zu denken, übertrugen sie ihr gütiges Walten, welches am lebendigsten in der regelmäßig wiederkehrenden Schwelle ihres Stromes zur Erscheinung kam, auf einen heiligen Orion. In einem christlich ägyptischen Papyrus, welcher in griechischen Hexametern geschrieben ist und aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert n. Chr. zu stammen scheint, findet sich in einer Beschwörung die folgende Stelle: „Komm zu mir, heiliger Orion, der du ruhst in der nördlichen Gegend, der du wälzest die Fluthen des Nils und sie vermischest mit dem Meere." Diese Formel sieht ähnlichen heidnisch ägyptischen sehr ähnlich, und es mag hier erwähnt werden, daß in Texten aus der Pharaonenzeit Osiris geradezu als Orionstern angerufen wird. So hat sich ein verkappter Osirismythus unter den Kopten gewiß bis zum Einfall der Muslimen erhalten, und da wir von mancherlei Opfern hören, welche die alten Aegypter in den Nil geworfen haben, (wir erinnern an die oben erwähnten Schalen) so läßt es sich wohl annehmen, daß die Kopten diesem Gebrauch ihrer Väter noch nicht völlig entsagt hatten als 'Amr Fostat erbaute. — An die Darbringung einer wirklichen Jungfrau, eines Mädchen von Fleisch und Bein, dürfen wir allerdings nicht denken, aber wenn wir hören, daß Manetho bei Porphyrius mittheilt, die Aegypter hätten in früherer Zeit Menschen in Menge geopfert und erst

Digitized by Google

Amasis habe diesen schrecklichen Gebrauch abgeschafft und an die Stelle der Menschen Wachsfiguren gesetzt, so können wir vielleicht eine Handhabe für die Lösung des Räthsels gewinnen. Die Kopten wollten die aus Wachs gebildete Statue einer Jungfrau unter gewissen Ceremonien in den Nil werfen, 'Amr aber meinte dies nicht dulden zu dürfen, weil der an die Allmacht des einen Gottes glaubende Araber, der Bilderfeind, einem Götzen nichts verdanken mochte. Vielleicht ist die Braut, welche die Araber heute aus Nilschlamm zusammenkneten, als Nachfolgerin solcher Wachsfigur zu betrachten. Diese Vermuthung gewinnt einigen Halt durch das Folgende: In den hieroglyphischen Texten finden sich Berichte über die bei den Nilfesten geübten Ceremonien. Die Statue der Hathor, deren schöner Busen an einem gewissen Tage vor den Anbetern entblößt wurde, begab sich zur Zeit der Nilschwelle in feierlicher Procession nach Edfu, um dort ihren Sohn Hor Hud zu besuchen. Zur selben Zeit sollte nach dem Festkalender von Esne (am 13. Epiphi) die Göttin Neith ihren Sohn neu gebären. Dabei zeigte sich ihr Haupt und „sie liegt ihn tragend, hingestreckt auf dem Wasser." Es scheint also in der That das Bild einer Göttin (der Neith) während der Nilschwelle auf den Strom gelegt worden zu sein, denn die meisten Angaben in diesen Berichten beziehen sich auf die mit den Bildern der Gottheit vorzunehmenden Ceremonien. Vielleicht knüpfte sich an diesen Gebrauch die noch unter den Christen zur Zeit des 'Amr übliche Sitte, vielleicht haben wir dabei an eine andere mit dem Cult des Osiris zusammenhängende Ceremonie zu denken, auf welche es uns an dieser Stelle einzugehen versagt ist *).

Eine Thräne der trauernden Isis, welche das Herz nach der Wiederkehr ihres Gatten zergrämte, fiel nach dem Glauben der Heidenzeit in den Strom und ließ ihn wachsen nnd führte, nachdem Horus den Set (die Dürre) bezwungen, den Gemahl (Osiris-Nil) zu der weinenden Gattin, (der nach Befruchtung lechzenden Erde) zurück; aus dieser Zähre aber haben die Araber den „göttlichen Tropfen" gemacht, welcher in Folge ihrer Anschauungsweise die Schwelle des Nilstroms bewirkt.

So findet der Forscher in Kairo überall und überall in dem Neuen das Alte: in der Kunst, der Wissenschaft, dem bürgerlichen und öffentlichen

*) Im 19. oberägyptischen Gau, dem Oxyrynchites der Griechen, dessen heiliges Thier, der Fisch Oxyrynchos mit dem Osirismythus eng zusammenhängt, soll Horus, nachdem er den Feind seines Vaters Osiris, Set, niedergestreckt hatte, diesem den Schenkel abgeschnitten und ihn den Priestern des merchet oder Beobachtungshauses der Nilschwelle (nach Dümichens zutreffender Erklärung dieses Wortes) anvertraut haben. Sollte nun von diesen Priestern ein Thierschenkel als Opfer in den Strom geworfen worden sein, so dürfte man noch an eine andere Lösung des Räthsels als die vorgeschlagene denken. Es heißt nämlich der Schenkel koptisch alodsch oder arodsch, und es ist wohl möglich, daß Ibn Ajas dies Wort für das arabische 'arus gehalten, und so das Opfer eines Schenkels mit dem einer Braut oder eines jungen Mädchens ('arus) verwechselt hat.

Digitized by Google

Leben. Auch in der Volkspoeſie hat ſich, wie wir an einer anderen Stelle zu zeigen gedenken, manches aus früheſter Zeit erhalten. Das phyſikaliſche Geſetz von der Erhaltung des Stoffes bewährt ſich auch an den Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes. Scheinbar verſchwinden ſie, verflüchtigen ſich oder gehen in Nichts auf; aber ſie werden nur vergeſſen und wandeln ſich in Wirklichkeit nur in neue, kaum mehr kenntliche Formen um, oder verſchwinden zeitweilig unter Staub und finſteren Wolken. Dennoch leben und wirken ſie fort, und ſie unter Schutt und in dichter Verkleidung aufzuſuchen und zu erkennen, gehört ſicherlich zu den ſchönſten Freuden des Forſchers. Welch ein Genuß, in Kairo Ausſchau zu halten nach den Reſten der alten Zeit. Mögen diejenigen, denen es heut gegeben iſt, die Geſchicke des Nilthales zu lenken, nicht vergeſſen, daß ſie mit jedem Denkmal aus den Blüthentagen Aegyptens einen Theil ſeiner Größe vernichten. Die Geſchichte flicht Kränze, aber ſie ſchwingt auch die Geißel, und ſie hat mit kräftigeren Schriftzügen das Zerſtörungswerk der Vandalen als die herrlichen Thaten deſſelben wackeren Volkes in ihre Tafeln gegraben.

Digitized by Google

Einladung nach Cannstatt.

An Karl Cauer.

Von

Hermann Oelschläger.

— Cannstatt. —

Nun laß, mein Freund, nicht länger Dich erwarten,
Nun komm in dieser gnadenreichen Zeit:
Das ganze Schwabenland steht wie ein Garten
Und Busch und Baum sind blüthenüberschneit.
Von allen Höhen winkt es wie Standarten
Des Lenzes und in voller Lieblichkeit
Erschallen durch die Thäler auf und nieder
Neckarentlang der Amsel Jubellieder.

Nun komm hierher! Und scheint Dir für das Land noch
Die Zeit zu früh, die Luft zu kühl bewegt,
So sag' ich Dir: im ganzen Weltall fand noch
Kein Ort sich, der so schön den Ehrgeiz pflegt,
Bald Stadt, bald Land zu sein. Drum: widerstand noch
Dein Herz den Lockungen des Lands, so hegt
Die Stadt Dich warm — wetteifernd hält im Bann Stadt
Und Land so treu Dich nirgends wie in Cannstatt.

Der Wechsel frommt! Denn wenn ich's recht besehe,
Ist doch die „Stadt" oft gründlich ennuyant;
Ein Andrer riefe tausendmal hier Wehe!
Ich aber tröste stets mich mit dem „Land".
Und wie ich also mich im Cirkel drehe,
Führ' ich mein Leben sichtlich mit Verstand,
Bekomme Stadt und Land nie völlig satt,
Just wie ein Mann, der zwei Geliebte hat.

Digitized by Google

Dann iſt der Sulzerrain — als Promenade
Gar ſehr beliebt bei unſrer haute volée.
Ein Wäldchen macht dort ſchüchterne Parade
Auf niedrer Höh', ein Tempelchen, ein See,
Ein Dutzend Bänke, eine Colonnade,
Als Ausſichtspunkt mit Recht berühmt von je,
Die Stadt da unten — kurz, leicht wirſt Du meinen,
Der Monte Pincio ſei's, nur ſehr im Kleinen.

Hier iſt es auch, wo Freiligrath zum Ruhm
Ein Ruhort ward benannt — mich faßt ein Schauer:
Der Sänger ſelbſt, der edle, ewig ſtumm,
Ruht nah' da drüben an der Kirchhofmauer.
Doch geht ſein Geiſt im Volk noch leuchtend um,
Noch klingt ſein Lied uns hell in Luſt und Trauer,
Noch ſchmettern jauchzend ſeine Kriegsfanfaren
Durchs deutſche Land — mög' es ſein Grab bewahren!

Wie in Tarasp die Bank, hat hier dem Preiſe
Auch Auerbachs man einen Baum votirt.
Ich ehr' ihn hoch; doch wett' ich, daß der Weiſe
Bei Lebzeit ſchon den Baum ſich reſervirt.
Auch Höfer lebte hier, hier hat Paul Heyſe
Für einen kurzen Winter hoſpitirt,
(Ihm ſchien er lang wohl!) — ſo ward an und um
Die Stadt ein kleines Dichtertusculum.

Ein größ'res Lob kann ich ihr nicht mehr ſagen,
Drum rath' ich Dir: wir nehmen ein Billet,
Die kurze Fahrt nach Stuttgart hin zu wagen,
Zur Schwabenreſidenz, die rund und nett
(Faſt ſchrieb dem Reim zu Lieb' ich ohne Zagen,
Wie von Bologna grassa: rund und fett)
Im Keſſel liegt, ganz wie von Götterhänden
So hingelegt, umkränzt von Weingeländen.

Die Stadt iſt ſchön — ich ſag' es ohne Phraſe
Und bin noch immer gern zu ihr marſchirt,
So um die Zeit, wenn durch die Königsſtraße
Und durch den Park die ſchöne Welt flanirt.
Die ſchöne Welt! Das iſt nun außerm Spaße,
Wie züchtig die und ſittſam ſich gerirt
Und wie die ſchönſten Mädchen kaum je wagen,
Das große Auge offen aufzuſchlagen.

Digitized by Google

Ins Leere ſiehſt Du beſten Falls ſie ſchauen,
Als geb' es um ſie weiter keine Welt.
Kein Blick, kein Spiel der ſtolz von dunklen Brauen
Bedachten Augen, und daß ſie gefällt,
Scheint Eine kaum zu wiſſen. Im Vertrauen,
Ein Freund, der gern ſich ſehr erfahren ſtellt,
Sagt mir: Mein Gott, ein bischen angemuckert
Iſt alle Welt in unſerm ſchönen „Stuckert".

Abſcheulich! Wie? Bei ſolchen Rubensformen,
Die das Entzücken jedes Künſtlers ſind?
Und angemuckert? Gegen alle Normen
Wär' ſolch' ein Vorgang. Nein, man ſchreckt ein Kind
Mit derlei Truggebilden, leeren Mormen!
Wo warm das Blut durch volle Adern rinnt,
Wo Luſt und Wein des Lebens holde Quellen
Beflügeln, trübte „Muckerei" die Wellen?

Laß uns der Sonne folgen! Aufwärts wendet
Sie Blick und Fuß uns aus dem engen Thal.
Noch weiß ich's gut, wie ich, vom Licht geblendet,
Empor die Höhen hier zum erſten Mal
In frohem Schauer klomm. Wie ſchön vollendet
Enthüllte ſich mir, von des Herbſtes Strahl
Umzaubert, hier der Berg, das Thal, die Stadt —
Zu ſchaun und ſtaunen ward ich nimmer ſatt.

Behaglich wallt' ich, faſt wie eine Schnecke,
Die Weinbergmauern hin, ich war in Träumen.
Nur da und dort aus blättrigem Verſtecke
Glänzt' eine Villa durch das Grün von Bäumen,
Bis unvermuthet an der nächſten Ecke
Der freie Blick weit zu den blauen Säumen
Der fernen Alb die Eb'ne überflog,
Wo ſonnenlichtbeſtrahlt der Neckar zog.

Zur Uhlandshöhe auf ſtets ſteilern Wegen
Schritt ich dahin, des höchſten Glückes voll,
Indeſſen links und rechts des Herbſtes Segen
Hervor aus den gezackten Blättern quoll.
Schon ſchien der Saft zerſprengend ſich zu regen,
Da auch die Beere immer farb'ger ſchwoll —
Ein Hauch des Südens, laß es mich geſtehn,
Schien flammend meine Stirne anzuwehn.

Digitized by Google

Hier hatt' ich Berg und Eb'ne, Wald und Quellen,
Dran meine Seele sich so gern berauscht,
Nicht weniger, als wenn der Töne Wellen
In Mozarts Symphonien sie ahnend lauscht.
So fühlt' ich mich gewandelt, in dem hellen
Bild der Natur zum Besseren vertauscht —
Von Leipzigs öder Eb'ne angegähnt,
Wie hatt' ich Jahre lang dies Glück ersehnt!

Nun war ich hier und unten tief im Thale
Am Neckar zwischen Gärten stand mein Haus;
Die Fenster grüßten schon im Abendstrahle
Gleich Feuerzeichen in die Welt hinaus.
Am Himmel aber glühten roth' und fahle
Geballte Wolken wie ein Rosenstrauß.
Der Hohenasperg stand, der kahle, nackte,
Einsam und ernst, ein schwäbischer Soracte.

Und sieh, schon glitt der Sonne letzter Schein
Die Fluren hin und die begrünten Hänge.
Das Dunkel kam, bald stand nur noch allein
Der Rothenberg in festlichem Gepränge.
Auch das erlosch, die Nacht sank still herein
Und durch der Rebenhügel schmale Gänge
Schritt langsam ich hinab, erregt, und lauschte,
Wenn leis der Nachtwind durch die Blätter rauschte.

Ein Weindorf liegt dort in idyll'scher Ruh',
Von Gärten eingerahmt, umlaubt von Reben.
Es hängt am Berg, wie oft — das weißt auch Du —
Im Süden jäh an Felsen Dörfer kleben.
Ich kannt' es schon, dem Dorfe schritt ich zu,
Auf breiter Straße nun und dicht daneben
Baumfelder, nachtschwarz, geisterhaft die langen,
Obstschweren Aeste rings gestützt mit Stangen.

Am Tag ist's malerisch, reich an Veduten,
Wie Maler sagen. Gleich zur linken Hand
Liegt eine Schenke, ausstaffirt mit guten
Getränken, ruhmvoll mir schon längst genannt.
Hier fiel ich ein; mit Worten wohlgemuthen
Empfing die Wirthin mich, im Umdrehn stand
Auf blankem Tisch bei frohem Kerzenschein
Und weißem Brod die off'ne Flasche Wein.

Digitized by Google

Heilbronner war's, und wie ich mit Behagen
Den Tropfen ſchlürfte und ihn prüfend ſog,
Wie kam's, daß plötzlich zu den röm'ſchen Tagen,
Mit Dir verlebt, mein Geiſt erinnernd flog?
Nach der Latina ſah ich mich verſchlagen,
In eine Oſteria, ſchattend bog
Sich eine Pinie vor und hell wie hier
Stand der Fiasco zwiſchen Dir und mir.

Sprich nun, woher dies unverhoffte Mahnen,
Das ſtets in Schmerz die Seele mir getaucht,
Juſt hier, wo ich zu Gablenberg im Hahnen
So froh ſaß, wie es nur ein Dichter braucht?
O, ich verſtand es wohl, ein ſüßes Ahnen,
Süß, wie der Lenzwind durch die Blüthen haucht,
Das hatte, daß ich's tief im Grund geſpürt,
Mir heute längſt die Schläfe ſchon gerührt.

Mich hatte mit geheimnißvollen Schauern
Ein Gruß durchzittert aus ital'ſchem Land:
Obſtgärten, Villen, ſelbſt die Weinbergmauern,
Das war mir Alles ach ſo ſehr bekannt.
Sollt' ich von Sehnſucht nun verzehrt hier trauern?
Nein, ich war glücklich und mit Dank empfand
Mein Herz, daß mich, der lang entſagend büßte,
Die neue Heimath nun ſo hold begrüßte.

Die Sehnſucht nach dem Schönſten, Freund, begleitet,
So ſagt' ich mir, uns doch in ſteter Qual.
Wem ſie nur Einmal ward erfüllt, dem leitet
Nichts mehr den Blick von ſeinem Ideal.
Doch fühl' auch der mit Dank ſein Loos bereitet,
Dem nur ein Abglanz, nur ein einz'ler Strahl
Ins Herz fällt, wie mir heute hier begegnet,
Und darum ſei dies Land von mir geſegnet.

Digitized by Google

Waſſili Waſſiliewitſch Wereſchagin.

Von

Ludwig Pietſch.

— Berlin. —

Auf der Wiener Weltausſtellung im Jahre 1873 iſt der Name des ruſſiſchen Meiſters mir und auch wohl dem großen Publikum des weſtlichen Europa zuerſt bekannt geworden. Nicht durch Gemälde oder Zeichnungen in den Kunſtſälen des Ausſtellungspalaſtes, ſondern durch Photographien, welche von einem münchener Photographen (Obernetter, glaube ich) ausgeſtellt waren, und ganz eigenthümlich frappirende und feſſelnde Handzeichnungen reproducirt zeigten, auf denen man in ruſſiſchen Lettern jenen Namen Wereſchagin las. Sie ſtellten meiſt charakteriſtiſche Geſtaltengruppen centralaſiatiſchen Volksſtammes, reſp. Scenen aus den ruſſiſchen Kriegen gegen Bokhara und Samarkand dar. Eigenthümlich war den Zeichnungen der letzteren Art die große Unbefangenheit und Ungeſchminktheit in den Schilderungen des Gräßlichen, was nun einmal von dem blutigen Handwerk des Krieges nicht zu trennen iſt, gleichviel ob er ſich mit dem Titel der civiliſatoriſchen Miſſion, der Vertheidigung der heiligſten Güter, der Wahrung der nationalen Ehre ſchmückt, oder ob er ſich als nackter barbariſcher Raub- und Verheerungskrieg giebt. Lange iſt dann der Name Wereſchagin nicht wieder bei uns genannt worden. Man ſah weder etwas von dem, noch las man, wenigſtens in deutſchen und franzöſiſchen Journalen, etwas über den Künſtler und ſein Schaffen. Erſt in der zweiten Hälfte des Jahres 1881 tauchte er hier und da in den Berichten aus Petersburg und Moskau und bald auch aus verſchiedenen deutſchen Städten wieder auf. Man erfuhr, daß er Ausſtellungen einer ganzen großen Sammlung ſeiner Gemälde und Zeichnungen in dieſen Orten veranſtaltete. Und Gegenſtände und Art ſeiner Kunſtſchöpfungen ſchienen nach allen Schilderungen ſo völlig

Digitized by Google

abweichend von allem Gewohnten zu sein, daß die durch sie erregte Verwunderung, ja die Entrüstung gegen sie und ihren Autor sich noch stärker kund gab, als die Anerkennung ihrer rein künstlerischen Vorzüge. — An einem der ersten Februartage des Jahres 1882 erhielt ich den Besuch von einem mir unbekannten Herrn, einem schlanken, hochgewachsenen Mann nahe den Vierzigern, mit bereits etwas spärlichem Haar, dunkelm, großen Vollbart, einer kühn geschnittenen, scharf und fein modellirten Adlernase und tief liegenden, blitzenden, dunkelgrauen Augen; einem Kopf, dessen ganzer Typus an den jener kaukasischen Krieger erinnert, wie sie in Horschelts bewundernswerthen Zeichnungen aus den russischen Kaukasuskriegen häufig erscheinen. Er überreichte mir einen Brief Turgenjews an mich, worin dieser mir mit warmen Worten den Ueberbringer, „seinen lieben Freund, unseren großen russischen Künstler Wereschagin" empfahl und mich ersuchte, Alles, was ich vermöge, für ihn zu thun. Es war mir bereits bekannt geworden, daß wir in Berlin demnächst die Ankunft der, eben in Wien ausgestellt gewesenen, Werke dieses Meisters und die öffentliche Ausstellung derselben zu erwarten hätten. Er bestätigte diese Nachricht und lud mich ein, das Arrangement im Kroll'schen Lokal noch vor der Eröffnung der Säle für das Publikum in Augenschein zu nehmen und ihm meine Meinung darüber zu sagen. Die Wahl jener Säle als Ausstellungslocal war ihm, nach seiner Versicherung, gleichsam aufgedrungen worden durch die Unmöglichkeit, in Berlin einen Raum zu finden, dessen Größen- und Höhenverhältnisse genügt hätten, seine ganze auszustellende Sammlung mit Einschluß zweier besonders kolossaler Gemälde in sich aufzunehmen. Bei einer Ausstellung im Kroll'schen Etablissement aber mußte auf jede irgend genügende Beleuchtung durch Tageslicht verzichtet werden. Wereschagin hatte sich daher entschlossen, den Mangel desselben durch das Licht elektrischer Lampen zu ersetzen. Das ist ihm bekanntlich später sehr verdacht und übel ausgelegt worden. Man hat darin eine gesuchte Seltsamkeit, eine sogenannte Effekthascherei der schlimmsten Art finden wollen. Noch ein zweiter Umstand trat hinzu, um Viele in dieser Auffassung noch mehr zu bestärken. Wereschagin ließ sich nicht davon abbringen, ein Harmonium hinter Vorhängen verborgen aufzustellen, auf welchem während der Dauer der Ausstellung mehr oder weniger feierliche Weisen gespielt und sogar mit gedämpften Chorgesängen begleitet wurden. Diese geheimnißvollen, aus unsichtbarer Quelle strömenden Klänge sollten nach des Künstlers Meinung, die Beschauer noch mehr in die rechte Stimmung versetzen, welche er für die zur Betrachtung seiner Bilder angemessenste erachtete.

In dem großen Königssaal hatte er die 88 größeren und kleineren Oelbilder vereinigt, welche den Kern und die Hauptmasse seiner Ausstellung bildeten; in dem kleineren Vorsaal eine große Sammlung von Handzeichnungen unter Glas und Rahmen, besonders reich an ganz vortrefflichen Bleistiftstudien nach der Natur, zumal von Köpfen turkmenischer, kirgisischer, chinesischer, indischer, kalmuckischer Charakterköpfe von Männern und Frauen.

Digitized by Google

Außerdem aber hatte er diesen Saal effectvoll decorirt mit einer Menge von indischen, bokharischen, tibetanischen Teppichen, Decken, Stickereien, Schabracken, von Waffen aller Art, Frauen- und Männerschmuck für Kopf Hals und Füße, indischen und tibetanischen Götzen- und Heiligenbildern, Musikinstrumenten, Metallgeräthen, Gebetmaschinen, indischen Hirschgeweihen, Bärenfellen, einem ausgestopften indischen Geier ꝛc. So unterschied sich das Ganze freilich sehr wesentlich von der sonst gewohnten Erscheinung unserer Gemäldeausstellungen.

Es hat denn auch nicht an lieben Collegen, an Aesthetikern, Kritikern, von Fach und Amt und an noch viel schärfer urtheilenden Dilettanten dieses Faches gefehlt, welche schon aus dem ganzen Apparat und dieser Inscenirung der Wereschagin-Ausstellung folgern zu müssen glaubten, daß des russischen Malers künstlerische Leistungen nur von geringer Bedeutung seien und vor einer ernsteren Prüfung, falls man sie derselben überhaupt würdigte, nicht bestehen könnten. Ich gebe gern zu, daß dieses angemessener und besonders auch unseren westeuropäischen Ideen entsprechender gewesen sein würde, wenn der Künstler seine Werke ohne dies, auf die große Masse berechnete, Brimborium zur Schau gebracht hätte. Er würde es den Freunden seiner Person und seiner zumtheil ganz eminenten Kunstschöpfungen wesentlich erleichtert haben, seine Sache zu führen und für die außerordentliche Bedeutung sehr vieler seiner Arbeiten überzeugungskräftiger den in Vorurtheilen befangenen Angreifern gegenüber einzutreten. Aber eine Erscheinung wie die seine kann andererseits verlangen, mit etwas anderem Maße gemessen zu werden, als die Collegen, welche ruhig in Haus und Atelier verbleibend und ihre Thätigkeit nur dann und wann durch kleine Erholungsausflüge oder Studienwanderungen unterbrechend, ihre Bilder malen, welche dem Publikum das Leben, das ein Jeder lebt, mehr oder weniger getreu spiegeln oder die anmuthigen Träume der Malerphantasie auf der Leinwand verwirklicht zeigen. Viel weniger als bei fast allen lebenden Kunstgenossen ist bei Wereschagin die Person von dem Künstler und seinen Werken zu trennen. Das eigenthümliche Interesse und Befremden, welches diese erwecken, erregt auch jene durch die ganze Art ihres Lebens und ihres künstlerischen Schaffens, durch das Wollen wie durch das Vollbringen, durch die Gattung und das Aufsuchen seiner Bildmotive, wie durch das malerische Verarbeiten und Gestalten derselben.

Trotz des außerordentlichen Reichthums an ungewöhnlichen Erlebnissen und Erfahrungen, dessen sich Wereschagin rühmen darf, und trotz seines liebenswürdig anschmiegenden Wesens, das sich allerdings so nur da offenbart, wo es Sympathie nicht nur findet, sondern empfindet, ist er in Bezug auf sich selbst und seine eigenen Thaten und Abenteuer sehr zurückhaltend und wenig mittheilsam. Nichts liegt ihm ferner, als seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen und mit dem, was er gethan, erduldet, unternommen und durchgesetzt hat, zu prunken. Nur mit Mühe und gleichsam

Digitized by Google

tropfenweise zieht man, selbst wenn man intimer bekannt mit ihm geworden ist, detaillirte Mittheilungen darüber aus ihm heraus. Das ist jedenfalls nicht die Art der „Charlatans“ und „Reclamenmacher“, zu denen manche Catonen unter den Künstlern und Dilettanten ihn gerne werfen gesehen hätten. Was wir von seinem Leben und Studiengange wissen, ist in der Hauptsache Folgendes: Er ist in Nowgorod 1842 geboren, der Enkel einer Tartarin, aus welcher Abstammung er seinen eigenthümlichen Gesichtstypus erklärt. Zur Marinecarriere bestimmt, erwarb er seine Fachbildung auf der Marineschule zu Petersburg. Mit siebzehn Jahren hatte er das Offizierspatent errungen. Da unterbrach die leidenschaftliche Neigung zur Malerei diese viel verheißend begonnene Laufbahn. Lange aber hat er, in Folge des Widerstreits gegen die Ansichten und den Willen seines Vaters, auf die Ausführung des Verlangens verzichten müssen, sich dem Studium der Malerei in einer der westeuropäischen Kunststädte ernstlich zu widmen. Erst im Jahre 1861 war der Widerstand der Eltern so weit überwunden, daß dem Sohn die Mittel zur Reise nach Paris und Berlin und zum Studienaufenthalt daselbst bewilligt wurden. Eine Reise nach dem Kaukasus behufs der Theilnahme an den dortigen Kämpfen mit den Bergvölkern rief ihn bald wieder für einige Zeit von Paris ab. Dann kehrte er noch einmal dorthin zurück, um sich unter Gerômes Leitung und in der Ecole des beaux arts weiter in der Malerei zu vervollkommnen. Die Expedition des Generals von Kaufmann im Jahre 1867 gegen Samarkand veranlaßte ihn, sich derselben anzuschließen. Ausgezogen, um malerische Studien auf einem höchst interessanten und eigenartigen Kriegsschauplatz zu machen, drängten ihn Ereignisse und Zufälle in die kriegerische Thätigkeit selbst hinein. Und glänzend bewährte sich sein tapferes, tüchtiges, russisches Herz, sein kaltblütiger Muth und seine ruhige Entschlossenheit dort in den furchtbarsten Lagen zum Heile der Truppen, denen er sich als Zeichner angeschlossen hatte. Das Fieber, der ihn immer wieder heimsuchende Feind seiner Gesundheit, nöthigte ihn, zurückzukehren. Er rettete sich wieder nach Paris. Aber kaum gesundet, begab er sich von Neuem nach Asien, um die nähere Bekanntschaft Sibiriens als freiwillig Reisender zu machen. 1870 wählte er Deutschland, und speziell München, zum Aufenthaltsort. Horschelt, der große, geniale Künstler, dessen Bekanntschaft er auf dem gemeinsamen kaukasischen Studienschauplatz gemacht hatte, war wohl hauptsächlich der Magnet, der ihn dorthin gezogen hatte. Aber schon im nächsten Jahr mußte er den deutschen Freund durch den Tod verlieren. In der verwaisten Werkstatt arbeitete Wereschagin bis zum Jahr 1873, und dort entstanden jene Bilder und Zeichnungen, die uns damals auf der Wiener Weltausstellung in ihren photographischen Reproductionen so mächtig und tief impressionirten. Drei Jahre einer solchen ruhigen Atelierthätigkeit waren für Wereschagins unruhige, wanderlustige Natur bereits ein überlanger Zeitraum. 1874 durchstreifte er Ostindien und stieg über die Vorberge des Himalaya bis in die

Digitized by Google

Regionen des ewigen Eises desselben hinauf, zeichnete und malte Studien nach dieser grandiosen Gebirgsnatur und noch eifriger nach den theils erhaben schönen, theils grotesken und ungeheuerlichen, architektonischen Monumenten Indiens und Tibets und nach den Menschentypen der diese Länder bewohnenden Völker. Auf diesen kühnen Streifzügen begleitete den Künstler seine tapfere Gattin, welcher die Gabe ausdauernden unerschütterlichen Wagemuths in nicht geringerem Maß verliehen zu sein scheint, als ihm selbst. Beide gemeinsam haben eine Schilderung dieser verwegenen Studienreise im Himalaya und durch Tibet niedergeschrieben, welche er mit kleinen Illustrationen schmückte: ein im vorigen Jahr auch in deutscher Sprache erschienenes Büchelchen von originellem, frischem Gepräge und Interesse an Inhalt und Form. Als 1877 der russisch-türkische Krieg ausbrach, eilte Wereschagin, sich den vaterländischen Truppen anzuschließen. Auch in diesem blutigen Feldzuge bewährte er seinen, Gefahren und Tod verachtenden Muth nicht nur als der Künstler, welcher dieselben nicht scheut, wo es sich um Beobachtung und Studium der Scenen des Kampfes handelt, sondern wie damals im Samarkand, auch activ sich am Kampfe betheiligend. Das geschah unter Anderem auch bei der Sprengung eines türkischen Monitors durch einen Torpedo, wobei er seine Theilnahme durch eine Schußwunde in der Hüfte zu büßen hatte, deren Folgen sich ihm heut noch zuweilen recht unbequem fühlbar machen. Vom Lazareth in Bukarest begab sich der kaum noch dürftig Wiederhergestellte von Neuem zur Armee in Bulgarien. Dort ist er nächster Zeuge der Thaten und Leiden der russischen Truppen gewesen. Er hat am Schipkapaß mit ausgehalten, ist mit Gurko über den Balkan gegangen, war bei der endlichen Besiegung Plewnas zugegen und hat schließlich noch als Secretär des Generals Strokoff bei den Friedensverhandlungen von San Stefano mitgearbeitet. Ein bedeutend jüngerer Bruder Wereschagins, der sich gleichfalls der Malerei gewidmet hatte, ist in diesem türkischen oder schon in einem der früheren Feldzüge geblieben. Ein anderer Bruder diente als Major in Skobeleffs Kosakenregimentern, neuerdings in friedlichen Zeiten aber dem berühmten Bruder Wassili, dem Maler, als Begleiter und als thätiger Helfer auf den Reisen, welche dieser neuerdings mit seinen Gemälden behufs der Ausstellung derselben in den verschiedenen Städten Europas gemacht hat. Sein eigentliches Standquartier hat Wereschagin in oder vielmehr bei Paris, in dem durch eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt zu erreichenden Ort Maison Laffitte, nicht weit von St. Germain. Dort lebt er zurückgezogen und sich mit der ihm eigenthümlichen Scheu vor der Welt so viel als möglich verbergend in ländlicher Einsamkeit und Stille vergraben, um sich wieder einmal für einige Zeit, so lange es ihn eben in solcher Ruhe duldete, der Ausführung neuer Gemälde zu widmen. So fand ich ihn im vorjährigen Mai dort in seinem Heimwesen, das eben so wunderlich, so abweichend in Lage, Erscheinung und Einrichtung von allem sonst Gewöhnten, von der

Digitized by Google

Art der Wohnungen und Werkstatträume anderer Künstler ist, wie seine Persönlichkeit, seine Sinnesweise und Lebensführung von der ihren. Im letzten Winter aber hieß es, Wereschagin sei bereits wieder zu einer großen Reise nach Indien oder Centralasien aufgebrochen. Im April soll er indeß plötzlich in Petersburg aufgetaucht sein.

Wie er es möglich macht, bei einem so verschwenderischen Aufwande von Zeit allein für die steten Ortsveränderungen, für Reisen, Studienwanderungen, Kriegszüge, den er seit zwanzig Jahren getrieben hat, noch da Muße zu finden, deren es doch bedarf, um eine so große Zahl von Bildern jedes Umfangs zu malen, bleibt schwer verständlich. Aber kaum minder schwierig macht er es uns, den Kern seines künstlerischen Wesens zu erkennen und die mannigfachen Widersprüche zu lösen, welche dasselbe darzubieten scheint.

Der Impuls seiner Production ist nicht die Gestaltungslust und -Kraft einer reichen Phantasie. Auch seine Künstlerschaft entspringt vor Allem dem ihn ganz beherrschenden Triebe, die Welt und das Leben in ihren mannigfachsten und für den europäisch erzogenen Sinn seltsamsten Erscheinungen und Aeußerungen zu sehn und kennen zu lernen und sie treu und wahrhaftig darzustellen. Die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit dieser Darstellung ist in der Mehrzahl seiner Gemälde so groß, daß man ihn, nur nach diesen urtheilend, kaum für fähig halten möchte, auch Bilder mit einem gewissen Hintergedanken, einer außerhalb des künstlerischen Interesses liegenden Nebenabsicht, zu malen. Und doch hat er das nicht selten gethan. Solche Nebenabsichten finde ich viel weniger an seinen berühmten Darstellungen der Schrecknisse und des Elends der Kriege, in welchen man von anderer Seite die Tendenz zumeist und am deutlichsten zu erkennen meint, als in jenen großen Bildern indischer und russischer, genau der Wirklichkeit nachgemalter, Architekturen und gewissen, völlig ohne Grund in kolossalem Maßstab ausgeführten inhaltlig und malerisch ziemlich gleichgiltigen Landschaften und Zeitereignissen, wie die Riesenbilder: „Der Einzug des Prinzen von Wales in Djeypoore" oder „Die höchsten Gipfel des Himalaya". Sie können ihre Entstehung und Ausführung in solcher Form nur der bestimmten Absicht verdanken, auf den, durch den Künstler veranstalteten, Ausstellungen seiner Werke einen besonders starken Effect auf die Menge zu machen. Er hätte sie, ohne daß diese Ausstellungen dadurch an künstlerischer Bedeutung und an solchen Wirkungen verlieren würden, sehr wohl davon ausschließen können. Daß letztere, und zwar so „sensationell" wie durch die Gemälde keines Zweiten, dabei hervorgebracht werden, dafür ist in vielen seinen Bildern von ganz bescheidenem Umfang wahrlich genügend gesorgt, ohne daß eine darauf gerichtete Absicht das Motiv zu ihrer Entstehung gewesen wäre. Bilder von dieser Art sind besonders seine Schilderungen aus dem russisch-turkmenischen und dem russisch-türkischen Kriege. Sie vor Allen haben dem Maler seinen eigenthümlichen populären Ruhm erworben. Sie treten den Meisten zuerst

Digitized by Google

vor des „Geistes Auge“, wenn sie den Namen Wereschagin aussprechen oder nennen hören. Auch seine schönsten sonnigsten Architekturgemälde und meist charakteristischen indischen und centralasiatischen Lebensbilder werden für jenes Publikum völlig in den Schatten gestellt durch die trostlosen Schilderungen der Gräuel der Schlachtfelder, der Verbandplätze und Kriegs-Lazarethe.

Die Mehrzahl der Künstler in den ältesten wie in den neueren Zeiten haben, wenn sie dem Kriege die Gegenstände ihrer Darstellung entlehnten, theils instinctiv, theils bewußt, ihre Schilderungen seiner Scenen so arrangirt, als ob es der Zweck dieser Bilder sein müsse, den Beschauer für alles kriegerische Thun, für Angriff, Sturm, Schlacht, Feldlager zu begeistern und die Wunden und den Heldentod für's Vaterland eher süß als bitter erscheinen zu lassen. Wereschagin hat das wahre Gesicht des Krieges mit unbestochenem Blick gesehen und es so gezeichnet. Gerade die Seite desselben, welche die andern Kriegsmaler fast immer vermieden oder verleugneten, hat er mit Vorliebe aufgesucht und studirt. Diese Kehrseite aller kriegerischen Gloire und Herrlichkeit, all den Jammer, das massenhafte blutige Verderben, mit welchem jene erkauft werden müssen, hat er sich zum Hauptgegenstande seiner Schilderungen gewählt. Er versteht es, sie mit so großer Ehrlichkeit und mit einer so erschütternden Kraft der Wahrheit zur Anschauung zu bringen, daß ihr Anblick die Lust am Kriege, die Begeisterung dafür gründlich verleiden müßte, — wenn sie dem menschlichen „Raubthier“ nicht zu tief und unvertilgbar im Blute steckte. Wunderlich und widersprechend in hohem Grade erscheint es nur, daß diese Bilder, welche ob mit oder ohne bestimmte Absicht des Malers wie geschaffen dazu sind, vom Kriege abzuschrecken, ihn seines blendenden trügerischen Glanzes zu entkleiden, gemalt sind und wie die stumme, aber beredte Friedenspredigt eines Humanitätsapostels der Welt vorgeführt werden, von einem Manne, der persönlich fast ebenso viel Lust und so vieles Geschick zum Waffenhandwerk bewiesen hat, als zu der friedlichen Kunst.

Wereschagin betheuert, — und man muß es ihm glauben, — daß er den Krieg haßt. Aber er liebt leidenschaftlich sein russisches Vaterland und er weiß das eminent Malerische der kriegerischen Vorgänge nach seinem ganzen Werth zu schätzen. Während der russischen Feldzüge in Centralasien, die er zugleich als Zeichner und als nöthigenfalls thätig mit eingreifender Offizier begleitete, muß die Freude an dieser malerischen Erscheinung der miterlebten und beobachteten Kämpfe und Thaten, und zugleich der patriotische Stolz auf den Heroismus seiner Volksgenossen noch jedes andere Gefühl in ihm überwogen haben. Seine Bilder aus diesem kühnen, fast abenteuerlichen Kriegszuge bekunden das deutlich genug. Sie verherrlichen vorzugsweise die zähe Tapferkeit und überlegene Kraft jenes Häufleins, mit welchem General von Kaufmann sich seinen Weg durch die Schwärme zahlloser kriegerischer Asiaten bahnte, die märchenhafte Hauptstadt Tamerlans, das altberühmte

Digitized by Google

Samarkand, eroberte und gegen die ungeheure Ueberzahl der anstürmenden Turkmenen behauptete. In der Minderzahl sind unter den Bildern dieses Cyclus diejenigen, welche nur das Gräßliche schildern, ohne dessen Eindruck durch die gleichzeitige Darstellung mannhafter That, heldenmüthigen Widerstandes gegen das drohende Verderben zu compensiren. Von jener Art ist das Bild des todt am Boden liegenden, gefallenen russischen Soldaten, welcher von einer Wolke von herbeigeflogenen Geiern und Raben umflattert wird; jenes andere, ein Meisterwerk, welches den großen Säulenhof des Palastes zu Samarkand und in dessen Galerie den Emir mit seinem Hofstaat zeigt, in wohlgefällige Betrachtung der zu seinen Füßen hingeschütteten Haufen von abgeschnittenen Köpfen russischer Soldaten, der bei dem ersten unglücklichen Angriff gegen die Stadt Gefallenen, versunken. Im schönen Gegensatz zu derartigen Bildern stehen dann aber jene, ersichtlich mit voller Herzens-Antheilnahme gemalten Schilderungen russischer todtverachtender Tapferkeit, wie das Bild des von turkmenischen Reitergeschwadern umzingelten Carrés, oder das eines abgesessenen kleinen Kosakentrupps, welcher, seine niedergeworfenen Pferde als Wälle benutzend, mit ruhiger Entschlossenheit den Ansturm der ihn rings umschwärmenden grausamen Feinde erwartet, deren zur Ergebung auffordernden Parlamentairen der Führer nur jene berühmte Antwort Götz von Berlichingens an den kaiserlichen Hauptmann gegeben hat, ohne — daß er den Götz je gelesen hätte.

Das Bedeutendste aber, was Wereschagin in diesem kriegerischen, geschichtlichen Genre geleistet hat, in welchem nicht auf das Gräßliche, sondern auf das Heroische der größte Nachdruck gelegt ist, sind zwei Bilder, in denen er Selbsterlebtes, oder genauer Selbst-mit-durchgefochtenes, zwei Momente einer wahrhaft glorreichen Waffenthat, mit unübertrefflicher Energie schildert. Die Vorgänge und ihre nächsten Folgen sind für seine Persönlichkeit und seinem ganz exceptionellen menschlichen Charakter so bezeichnend und ehrenvoll, wie die Darstellungen für seine Künstlerschaft. Samarkand war von den Russen unter General von Kaufmann erobert. Letzterer ließ eine Besatzung von kaum 600 Mann darin zurück, und verfolgte seinerseits mit dem Gros seines kleinen Heeres den geschlagenen Feind. Dieser aber wußte sich seinen Verfolgern zu entziehen. Ja, ohne daß letztere es ahnten, gelang es ihm, in einer Stärke von 20,000 Mann sich wieder der Stadt zu nähern und nun seinerseits gegen dieselbe und das schwache Häuflein ihrer Besatzung anzustürmen. Die alten halbverfallenen Mauern boten nur einen sehr ungenügenden Schutz. Die Lage der Russen innerhalb der Stadt wurde eine immer verzweifeltere. Bei der Vertheidigung derselben gegen die unablässigen Angriffe einer so ungeheuern Ueberzahl fielen die Offiziere der Besatzung fast Mann für Mann, und täglich schmolz, die Zahl der kampffähigen Mannschaften mehr zusammen. Im kritischen Moment hatte Wereschagin, der bei diesen Truppen in Samarkand geblieben war, als Offizier die Führung übernommen. Gerade damals war ein großer Sturmangriff der Belagerer gegen die Bresche der Mauer gerichtet worden.

Digitized by Google

Die Russen erwarteten die Angreifer, von den Wällen gedeckt und für sie verborgen. Das eine jener beiden Bilder schildert diesen bänglichen Augenblick der Spannung, wo die Mannschaften niedergeduckt, lautlos, die Waffen bereithaltend, des heranstürmenden Feindes harren, während die Offiziere, aus der zusammengedrängten Masse herausgetreten, beobachtend, zur Bresche spähend, mit sprechender Handbewegung ihre Leute zur tiefsten Stille mahnen. Und dann sind sie gekommen, ist der wilde heulende Schwarm hereingebrochen, wie die Sturmfluth über die Mauerlücke hinweg und — in die Bajonette der sie Erwartenden hinein. Ein fürchterliches Gemetzel begann. Bald bedeckten Berge von turkmenischen Leichen die Mauertrümmer und das Terrain zunächst den Wällen. Der Rest der asiatischen Schaaren entkam von den russischen Kugeln verfolgt, in regelloser Flucht. Erst als Samarkand so von jenen befreit war, traf der General, welchen ein Bote der Eingeschlossenen glücklich erreicht und von der dringenden Gefahr der Zurückgelassenen in Kenntniß gesetzt hatte, in Eilmärschen zu ihrem Entsatz ein. — Das zweite jener beiden Gemälde zeigt die gleiche Stätte an der Mauer von Samarkand, wie das erste — aber nach dem abgeschlagenen Angriff. Die Leichen der Erschlagenen, im wilden Durcheinander in allen Verzerrungen des Todeskampfes dahingewälzt, liegen in der Bresche und am Boden geschichtet, wie sie den Bajonetten erlegen sind. Die Sieger gehen theils ruhig ihren gewohnten Dienstverrichtungen nach, als ob gar nichts Besonderes geschehen sei, theils ruhen sie von der furchtbaren Blutarbeit auf der Mauer sitzend, ihre Pfeife rauchend, gemächlich, während Andere sich anschicken, den Kampfplatz abzuräumen. Die Wirkung dieser Darstellung ist unvergleichlich packender als es die jedes *Kampfbildes* selbst sein könnte.

Wereschagin hat, wenn er mir von dem denkwürdigen Erlebniß sprach, welches ihn zu diesen beiden Gemälden anregte, der thätigen eigenen Mitwirkung an dem Errettungskampf und Siege der Vertheidiger Samarkands immer nur leichthin und oberflächlich gedacht. Alles Vordrängen dieser seiner eigenen Person ist ihm fremd. Erst durch Turgenjew erfuhr ich Näheres darüber und über den weiteren Verlauf dieses seltsamen Maler-Abenteuers. Er versicherte, daß General von Kaufmann nach jenem Kriege in den Petersburger Salons Folgendes in Bezug auf Wereschagins Verhalten offen erzählt habe: Auf den Bericht über des Künstlers heldenmüthiges und wirksames Eingreifen in die Action sei diesem eine ganz besondere, ehrende Auszeichnung zugedacht worden, deren Verleihung mit aller militairischen Feierlichkeit in Scene gehen sollte. So sind die Truppen in Parade vor der Moschee aufgestellt worden. Der Obergeneral hält mit seinem Stabe vor der Front und ruft den anwesenden Wereschagin heran: „Du hast Dich so benommen, Freund," sagt er zu ihm, „dem Kaiser und dem Vaterlande so große und schöne Dienste freiwillig geleistet, daß Beide Dir den größten Dank und Lohn schulden. Zum Zeichen deß reiche ich Dir hier in des Kaisers Namen das St. Georgskreuz. Nimm das meine von meiner

Digitized by Google

eigenen Brust." — Was antwortete der so Geehrte? Vorgetreten sei er und habe mit dem Ausdruck einer wahren Erbitterung zu dem General gesagt: „Ich soll das Kreuz nehmen, weil Du eine große Dummheit gemacht hast. Hättest Du uns nicht unklug zurück und doch nicht von dem Feinde in die Irre führen lassen, so hätten wir gar nicht nöthig gehabt, uns hier von ihm todtschlagen zu lassen, und uns unserer Haut zu wehren! Ich danke für Dein Kreuz, behalte es!" Was ein russischer Obergeneral bei einer solchen Entgegnung empfunden haben muß, läßt sich leicht denken. „Was sollte ich thun?" so hätte von Kaufmann weiter erzählt. „Mir blieb die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten! Ich hätte von Rechtswegen den Beleidiger ergreifen und nach Kriegsrecht erschießen lassen müssen. Wollte ich das nicht, so mußte ich mich stellen, als hätte ich nichts gehört. Ich entschied mich rasch für den letzteren Ausweg, wandte das Pferd, ritt weiter und ließ die Sache auf sich beruhen! Ob der Vorfall sich wirklich genau so ereignet hat, will ich nicht kritisch untersuchen. Ich habe die Erzählung Turgenjews nur treulich citirt. Dem Wesen und der Sinnesart Wereschagins entspricht solche Handlungsweise jedenfalls vollkommen; wenn auch die Form, in welcher sich jene bei diesem Anlaß geäußert haben, auch in Wirklichkeit eine etwas andere gewesen sein mag. Wie damals die Belohnung seines kriegerischen Verdienstes, so hat er später den ihm vom Kaiser verliehenen Professortitel und -Rang und ebenso die künstlerischen Aufträge zu Bildern aus dem russisch-türkischen Kriege abgelehnt, welche Alexander II. ihm nach der Beendigung desselben ertheilte. Wie er den Stachel dieser Art von Ehrgeiz, welcher die Mehrzahl seiner Kunstgenossen treibt und peinigt, nicht kennt, so ist er auch der Macht jenes anderen, sonst nicht minder verbreiteten und mächtigen: der Begierde des Erwerbes nicht unterworfen. Es liegt ihm nichts daran, seine Bilder zu verkaufen. Von dem Gelde, was ihm die Ausstellungen derselben eintragen, pflegt er — insofern überhaupt ein nennenswerther Rest nach Abzug der großen Versendungs- und Expositionskosten verbleibt — meist den größeren Theil zu wohlthätigen Zwecken zu verschenken. Auch das unterscheidet diese Ausstellungen, deren ganze Inscenirungsweisen leicht zu falschen Auffassungen ihrer Motive verleitet, von allen aus Speculation auf den eigenen Vortheil unternommenen, verwandten Veranstaltungen. Daß er das sehr gerechtfertigte Verlangen und den Ehrgeiz hat, das von ihm Geschaffene auch bekannt werden zu lassen und der Welt zu zeigen, ist selbstverständlich. Aber sobald sich die erweckte Bewunderung und der Enthusiasmus der Menschen direct an seine Person adressirt, sucht er sich, so viel er vermag, denselben zu entziehen. Der Bravste der Braven wird fast zum Feigling, zum schüchternen Knaben gegenüber der Menge oder der Gesellschaft, die ihm bezeugen möchte, wie sehr er sie durch seine Werke ergriffen und begeistert habe. Plötzlich ist er heimlich verschwunden; „wie ein Mäuschen", um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen, „möchte er sich in das versteckteste Schutzloch verkriechen," vor der ihn um-

Digitized by Google

drängenden Schaar der Frauen, Fräulein und Männer, die ihm jenen Weihrauch streuen, dessen Duft die ungeheure Majorität der Künstler und Dichter mit so inniger Befriedigung in unbegrenzter Menge einathmen kann, ohne je die Empfindung zu haben, daß es nun genug oder zuviel sei.

Die heutige gebildete Gesellschaft so gut wie die Masse, und in Westeuropa wie in Rußland, ist stark pessimistisch angehaucht. Das Schopenhauer'sche „Weltelend" ist zum beliebtesten Wort auch im Munde Derer geworden, die in ihrer Person und nächsten Umgebung das Elend kaum je zu spüren gehabt haben. Auf dieser allverbreiteten Stimmung, diesem Liebäugeln mit dem Pessimismus, mit der Weltanschauung der „Trostlosigkeit" beruht sicher zum nicht geringen Theil der außerordentliche Erfolg gerade der Schöpfungen Wereschagins, welche die gräßlichsten Formen jenes Elends zum Gegenstande haben, bei der Gesellschaft, deren Huldigungen er so ängstlich sich zu entziehen sucht. Diese Bilder aber sind hauptsächlich die, welche unter den Eindrücken des letzten russisch-türkischen Feldzuges entstanden sind und in grausigen Scenen, von welchen die Kämpfer desselben begleitet und gefolgt wurden, in ihrer ganzen Krassheit schildern.

Dieser Feldzug, welchen Wereschagin, eben so wie den turkmenischen, begleitete, bot in vielen Punkten ein tranriges Gegenstück zu letzterem. Der Heldenmuth, die zähe Ausdauer, die Ertragungsfähigkeit der Truppen zeigte sich nicht geringer; an genialen, verwegenen Führern, in deren Lexikon das Wort „unmöglich" nicht zu existiren schien, fehlte es ihnen auch diesmal nicht. Aber sie trafen auf einen festeren, energischeren Widerstand großer Heere unter Generalen von hervorragender Tüchtigkeit. Sie hatten zugleich mit der furchtbaren Naturgewalt eines harten Winters zu kämpfen. Und noch ein schlimmerer, schwer greifbarer Feind in ihrem eigenen Reiche befehdete und decimirte die russischen Heere: die schamlose, nichtswürdige Gaunerei gewissenloser Lieferanten und mancher hochgestellter Oberen, welche den Truppen die Nahrung fälschten und unterschlugen, die Kranken und Verwundeten verkommen ließen aus Mangel an allem Nothwendigsten, wofür die Heimath verschwenderisch gesorgt zu haben glaubte, nicht ahnend, daß ein großer Theil der Summen und Hilfsmittel, die sie freudig beisteuerte, in den ruchlosen Händen Derer blieb, denen das Wohl der Armee anvertraut war.

Alle diese Erfahrungen und Beobachtungen, der stete Anblick des rettungslosen, unentrinnbaren Jammers all der hingeopferten Tausende, der ungeheueren Summe von Schmerz, Verzweiflung, Verderben und Grauen, welche der so geführte Krieg zunächst erzeugte, mußte in der Seele des sein Volk und Vaterland glühend liebenden Künstlers, trotzdem er gegen die Schrecken des Krieges gründlich abgehärtet war, eine tiefe traurige Wirkung hinterlassen. Sie verdüsterte seine Stimmung viel mehr, als die glänzenden Thaten und Siege, an denen dieser Krieg sicher nicht arm war, ihn freudig erhoben haben. Aus dieser Gemüthsverfassung heraus sind jene vielbewunderten

Digitized by Google

und viel angegriffenen Bilder gemalt, deren Gegenstände Schlachtfeldern nach dem Kampfe, den Verbandplätzen und Lazarethen entlehnt sind. Auf dem einen zeigt er „Unsere Feinde", die Türken, nach einem Siege den russischen Todten, welche den Kampfplatz in Masse bedecken, die Köpfe abschneidend, und die Kleider raubend. Auf einem anderen, unter schwer hereinhängendem grauwolkigem Himmel, das weite Schlachtfeld, in dessen trockenem braunem Gestrüpp und Grase in unabsehbaren Reihen die gefallenen und verstümmelten Russen nebeneinander gelegt sind, um von einem Popen, dem nur ein einzelner Unteroffizier mit dem Gebetbuch in der Hand assistirt, vor dem Einscharren in die Massengräber eingesegnet zu werden. „Unbezwingliche Trauer, entkräftender Jammer", ist der Inhalt und die Wirkung dieses Bildes. Entsetzlicher noch ist jene Darstellung der Straße nach Plewna im Winter. Der gefallene Schnee hat den Weg und die ganze öde Landschaft ringsum bedeckt. Aber nicht völlig verbirgt er die Leichen der türkischen Gefangenen, welche, da sie dort auf dem Transport ihren Wunden und der Entkräftigung erlagen, auch liegen geblieben sind. Das Fuhrwerk und die Geschütze späterer Colonnen sind gleichgiltig über die in der Mitte der Straße gebetteten Körper dahingefahren, und haben sie zermalmt. Erkennbarer ist die menschliche Form derer geblieben, welche zu beiden Seiten des Weges liegen. Die reichgedeckte Tafel, welche die Raben und Krähen der, gütig auch für die Vögel unter dem Himmel sorgenden Vorsehung verdanken, hat dieselben in großen Schwärmen herbeigelockt. Da schweben sie darüber hin, lassen sich zum schwelgerischen Mahl nieder, am dichtesten da, wo die Geschützräder ihren Schnäbeln bereits vorgearbeitet und ihnen die Speise hübsch mürbe gemacht haben; und die Gesättigten lassen sich auf den Telegraphendrähten in Reihen nieder, um behaglich hoch über der noch lange nicht abgeweideten Tafel auszuruhen.

Den Schmerz und die Qual der noch lebenden, nur verwundeten Opfer der Schlacht schildert in vollendeter, erbarmungsloser Wahrheit das musterhafte Bild eines Verbandplatzes nahe dem Schlachtfeld. Hunderte von Gestalten auf nacktem Boden und in offenen Zelten liegend, hockend, stehend, verstümmelt, blutüberströmt, wie sie aus dem Gefecht gehinkt oder getragen worden sind, empfangen hier die erste Hilfeleistung durch Chirurgen und barmherzige Schwestern, welche fast der Last der blutigen Arbeit erliegen. Immer neue Unglückliche werden herbeigeschleppt. Die Aerzte zucken die Achseln: es ist kein Platz mehr, sie niederzulegen, kein Verbandzeug mehr, um es Ihnen anzulegen, keine Hand mehr frei, um ihnen zu helfen. Harren doch so Viele schon so lange in ihren Qualen vergebens, daß die Reihe an sie komme! Dies Bild steht in Bezug auf Schärfe der Naturbeobachtung strenge Wahrhaftigkeit in der Darstellung, Energie der Zeichnung und Reichthum der Farbe in erster Reihe unter denen Wereschagins. — Scenen der grauenvollsten Art schildert das Bild „Türkisches Lazareth in Plewna". Ein kaum von einem matten Schimmer des Tages erhellter düsterer niederer Raum, in welchem am Boden und auf Bänken längs der kahlen Wände

Digitized by Google

die unglücklichen Kranken und Verwundeten in ihren blutigen Lumpen neben und über einander liegend, im Krampf der Schmerzen und des Todeskampfs sich krümmend, hilflos verkommen sind. In drei anderen Bildern dieses Cyclus bildete doch wenigstens nicht einzig und allein Qual und Jammer den Gegenstand der Schilderung. Das eine stellt den Moment vor dem Angriff russischer Infanterie aus dem Laufgraben hervor gegen stark befestigte, vom Feinde besetzte Höhen dar. In drei Gliedern hinter einander liegt die Sturmcolonne platt auf den Boden geworfen, im nächsten Vordergrund und so Deckung hinter niederen Hecken und Erdaufwürfen gegen das feindliche Feuer suchend. Eine Gruppe von Offizieren, hinter einem kleinen Schuppen zur Linken gruppirt, blickt beobachtend nach der Höhe hin. Im nächsten Moment wird das Commando zum Hervorbrechen gegeben werden. In der Zeichnung der drei Reihen platt hingestreckter und zugleich angriffsbereit auf dem vom herbstlichen Regen erweichten kothigen Boden liegender Soldaten, in ihrer scharfen Verkürzung in die Bildfläche hinein, hat Wereschagin den Beweis einer Meisterschaft der Zeichnung gegeben, welche der keines der gepriesensten französischen und deutschen Realisten nachsteht. Das zweite dieser Bilder gehört zu den wenigen, welche einer ganz bestimmten kriegerischen Aktion ihren Vorwurf entlehnen. Es zeigt Kaiser Alexander II. und die Offiziere seines Hauptquartiers von dem gesicherten Platz auf einer Höhe der ersten unglücklichen Schlacht von Plewna zuschauend. Die letztere wird allerdings nur durch den Pulverdampf in der Tiefe angedeutet. Der Kaiser und die Herren seiner Umgebung sind fast allein vom Rücken her gesehen, auf einer Höhe im Vordergrund gruppirt; der Erstere auf einem Stuhl sitzend, umstanden von hohen Offizieren. Von dem berühmten Champagnerfrühstück während der Schlacht, aus welchem man dem Zaren einen sicher sehr wenig motivirten Vorwurf gemacht hat, ist auf dem Bilde nichts zu sehen. Es giebt die Situation richtig und nüchtern wieder, wie sie Jeder kennt, der einmal ein fürstliches Hauptquartier im Kriege begleitet hat. Aber die Situation in diesem Fall ist nichts weniger als malerisch und ohne anderes Interesse als das, welches in der treuen Darstellung eines geschichtlichen Momentes und dem fein getroffenen Ton der düster gestimmten Landschaft liegt. Nach Inhalt und künstlerischer Form der Darstellung ist die Perle dieser Gruppe von Kriegsbildern jenes, welches den verwegenen Führer der Russen in den furchtbaren Kämpfen am Schipkapaß, General Skobeleff, den vielgenannten thaten- und redelustigen nationalen Helden, nach dem letzten entscheidenden Siege über das winterliche Schlachtfeld am Fuß der beschneiten Höhen längs der Reihen seiner Infanterie mit seiner Suite im vollen Galopp dahinsprengend zeigt. Im Namen des Kaisers dankt er den Truppen und wird von ihnen mit wildem Jubel begrüßt. Ueber die schneebedeckte Thalebene und über die Abhänge der Schanze zur Rechten sind die blutigen Körper türkischer und russischer Gefallener verstreut. Dem Beschauer ist der Anblick des Schrecklichen in seiner nackten Wahrheit nicht erspart. Aber der

Digitized by Google

frische, siegesfreudige Zug, der durch das ganze Bild geht, läßt dasselbe doch wesentlich anders wirken, als jene anderen eben geschilderten. Zwischen den Offizieren, welche aus der Tiefe des Bildes hervor neben und hinter Skobeleff heransprengen, hat Wereschagin hier sich selbst gemalt. Und er war völlig berechtigt dazu. Hatte er doch in jener schweren Zeit am Schipkapaß im Feuer des Feindes und in Eis und Schnee und grimmigen Frost des Winters neben dem ihm nahe befreundeten General ausgehalten und diesen Siegesjubel aus vollem Herzen getheilt. Dies Bild ist unter den dem Krieg gewidmeten nicht nur eins der wenigen nicht ganz trostlosen, sondern auch eins der im Ton feinsten, in der Durchführung delicatesten und vollendetsten. In der relativen Anmuth der malerischen Stimmung kommt ihm nur jenes friedliche Kriegsbild gleich, welches einen Kosakenposten auf einer Höhe über der breiten, zartglänzenden Wasserfläche der Donau unter einem heiteren, leuchtenden Sonnenhimmel darstellt.

Was nicht nur Wereschagins Bilder von sehr Vielen der von seinen Kunstgenossen gemalten in rein künstlerischer Hinsicht wesentlich und vortheilhaft unterscheidet, ist die nicht genug zu schätzende Eigenschaft, daß ihr Ton, ihre Beleuchtung, das ganze Aussehen der Menschen und Dinge darauf, frei von jeder Erinnerung an die Malerei im Atelier, im geschlossenen Raum ist. Es ist noch nicht gar lange her, daß die Einsicht den Modernen aufgegangen ist! Bilder, welche einen Anspruch auf Wahrheit der Wirkung erheben wollen, dürfen nicht das Atelierlicht verrathen, in welchem sie gemalt sind. Lebendige und leblose Objecte in freier Luft und Sonne sehen schlechterdings ganz anders aus, als in einem geschlossenen von oben oder seitlich her effectvoll beleuchteten Werkstattraum. Alle künstliche Herstellung von Reflexen zur Auflösung der unvermeidlichen schweren Schatten genügt nicht, die Spuren dieses geschlossenen Lichtes auf den so gemalten Gegenständen auszutilgen. Die Menschen und die Thiere wie die Baulichkeiten und die Landschaft auf Wereschagins Gemälden aber wirken überzeugend, so, als ob sie in freier Luft ständen, resp. vom vollen Sonnenlicht, wo dessen Effect beabsichtigt ist, beschienen wären. Bewundernswerth ist die Energie, die wahrhaft blendende Kraft dieses Sonneneffectes, den er in manchen seiner Gemälde aus dem Lande der Sonne per excellence, aus Ostindien, zu erreichen verstanden hat. Ich erinnere besonders an das mit größter Delicatesse durchgeführte kleine Bild, welches einige Hindus in völlig weißen Trachten auf einer Steinbank vor einer ebenfalls weißen Wand einer indischen Moschee im vollen Sonnenlicht sitzend, darstellt. Eine bis zu einem solchem Grade getriebene Wahrheit der Wirkung heißer Sonne im Bilde, habe ich kaum je erzielt gesehen, wie hier. Nicht minder merkwürdig in demselben ist die feine Kunst, mit welcher hier das gleich stark beleuchtete Weiß der Kleider von dem Weiß der Wand dahinter abgelöst erscheint.

Die Technik Wereschagins, die ganze Art der Behandlung seiner Bilder ist sehr verschieden, nach den Gegenständen und den Dimensionen. Neben

Digitized by Google

ganz decorativ und auf die großen Fernwirkungen hin gemalten Bildern sehen wir in seinen Ausstellungen ebenso viele, deren Durchführung der eines Maissonier nahe kommt. Aber auch in jenen decorativen wird man ihm, wenn auch in der Landschaft zuweilen eine gewisse Leere herrscht, doch in den Figuren niemals eine vernachlässigte, oberflächliche, lieblose oder unverstandene Zeichnung zum Vorwurf machen können. In Bezug auf seine großen Architekturbilder, wie die Moschee in Delhi, das Grabmal Tamerlans, die Thüren des Palastes zu Samarkand und die der großen Moschee daselbst, jene mit den beiden prächtigen Gestalten der Wächter des Palastes davor, diese mit denen der beiden ihre Lumpen abweidenden frommen Bettler, — und andere mehr, hat man ihm vielfach nachgesagt, er ließe sich dieselben von anderen gut bezahlten, namenlosen Mitarbeitern ausführen und von seiner Hand wären einzig die Gestalten darauf: ich weiß aus eigenster Anschauung, daß das nicht zutrifft. Die Originalaufnahmen hat er gewissenhaft jedesmal nach der Wirklichkeit gemacht. Aber wie es jeder französische Künstler thut, überläßt auch er einem der ganz darauf eingearbeiteten Pariser „Perspectivisten" die zeitraubende und ziemlich mechanische Arbeit, die nach der Natur gemalte und gezeichnete, kleinere Aufnahme als genau richtige, perspectivische Zeichnung in den großen Maßstab zu übertragen, die Conturen zu ziehen, welche dem Maler dann als festes Gerüst dienen, um darauf durchaus mit eigener Hand sein Gemälde auszuführen.

Oft habe ich mich gefragt: wie fängt er es an, den Gestalten auf seinen Bildern jenen täuschenden Schein des Dastehens in freier Luft und Sonne in solchem Maß zu verleihen? Erst ein Besuch seiner Wohnung und seines originellen Ateliers hat mir darüber Aufklärung verschafft. Im vorjährigen Mai während meines Aufenthalts in Paris erhielt ich mit einigen, Wereschagin ebenfalls von Berlin her bekannten, deutschen Freunden eine Einladung, ihn in Maison-Lafitte zum Dejeuner zu besuchen. Dieser Ort, bekanntlich eine Schöpfung des alten berühmten Banquiers von Louis Philipp, der ihm den Namen gab, wird gegenwärtig nach dem Sturz dieses einst unermeßlich reichen Hauses ausgeschlachtet, sein fürstlicher Wildpark zerstückelt, seine Gebäude niedergerissen, um das Terrain zur Bebauung mit Wohnhäusern zu benutzen. Auf einem langen Wege durch die prachtvollen Alleen, welche von dem Schloß sternförmig nach allen Seiten hin ausgehen, gelangt man in ein freies, fast gänzlich unbebautes, waldiges Revier; und nach viertelstündiger Fahrt durch dasselbe endlich zu einem großen Gehöft, aus höheren und niederen weißen Häusern bestehend, mit Gemüsegärten und freien großen Rasenstücken, innerhalb seiner weiten Umzäunung, über welche die Eichen und Birken des angrenzenden Wäldchens hereinnicken. Ein lauter Chorus bellender Hunde begrüßte uns beim Eintreten in den Vorhof und rief die Frau des Pächters oder Verwalters der kleinen Wirthschaft des Gehöftes herbei. Man meldete uns dem Herrn des letzteren, unserm Gastfreunde Wereschagin; hier weiß er sich ganz gesichert vor der

Digitized by Google

überlästigen Gesellschaft. Hier ist er mit der Natur, seinen Erinnerungen, seinen Modellen, seinen Hunden und seinen Arbeiten allein. Mit gewohnter Herzlichkeit begrüßte er uns und führte uns in das bescheidene kleine ländliche Wohnhaus, in dessen einfachem Speisezimmer das Dejeuner auf dem mit Wachstuch bedeckten Tisch servirt wurde. Zum Kaffee stellte er uns eine ungemein reiche und interessante Garnitur von Liqueuren zur Wahl. Bei verschiedenen derselben von ganz besonderem Geschmack und Arom bemerkte er: „diesen Schnaps hat mir neulich erst Skobeleff geschenkt. „„Den, Bruder"" so schrieb er dabei „„mußt Du fleißig trinken, der ist gut!"" Und gewiß, der tapfere General hatte Recht. Die Sorten waren sehr gut. Wenig später nach dem Tode des deutschfresserischen Helden, als soviel von dessen eifriger Beschäftigung mit den gebrannten Wassern berichtet wurde, habe ich mich dieser von Wereschagin damals citirten Schnapsempfehlungen oft erinnern müssen, aus welchen auf so viel Erfahrung, Sachkenntniß und Liebe zum Gegenstande geschlossen werden konnte!

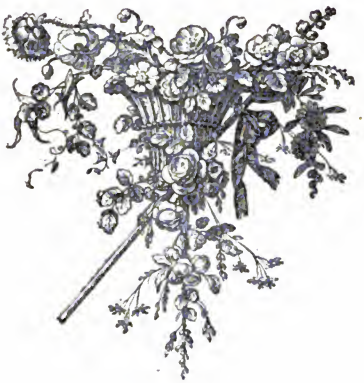
Nach dem Frühstück führte uns der Gastfreund in das Gebäude, welches sein Winter-Atelier enthält. Es ist ein ganz kolossaler Raum von unerhörten Dimensionen nach Breite, Tiefe, Höhe und Länge, denen die der Fenster entsprechen. Die Wände sind vollständig schmucklos. Keine Spur der gewohnten malerischen Atelier-Ausstattung. Ein Paar Gemälde von enormer Größe standen noch unvollendet auf den Staffeleien: eine Ansicht des Kreml von der Moskwa her, mit dem Fluß im Vorgrund, und eine Wiederholung jener sonnigen Bilder aus Indien mit den fünf weißen Hindus, diesmal in Lebensgröße. Dann aber lud er uns in ein zweites Atelier ein, ein Gebäude für sich, die Sommerwerkstatt. Die eine Wand des Innenraumes ist ganz weggenommen, so daß das Licht ungehemmt in ihrer Breite und Höhe hineinfluthen kann. Davor aber dehnt sich ein weiter, von hohem Zaun umhegter Anger, auf welchem er im Freien nach seinen Modellen malen kann. Das Haus selbst aber ist so eingerichtet, daß es durch die Drehung einer Kurbel sich leicht auf seinem Unterbau langsam im Kreise herumbewegen läßt. So kann das im Atelier in Sonnenbeleuchtung stehende Modell stundenlang im gleichen Licht gehalten werden, indem das ganze Gebäude der weichenden Sonne nachgedreht wird!

Nun wußten wir, wie es gemacht wird! Aber wer bei uns wäre in der Lage, es Wereschagin auch darin nachzuthun?!

Bei diesem unvergeßlichen Besuch — der arme Chr. Wilberg nahm daran Theil und erkrankte in der Nacht darauf in Paris plötzlich an dem Leberleiden, das ihn nach zwei Tagen tödtete — bin ich Wereschagin nicht mehr begegnet. Neulich war das Gerücht von seinem in Petersburg erfolgten Tode verbreitet. Es hat sich meines Wissens nicht bestätigt. Trotz seiner Neigung zu Fieberanfällen sah er nicht darnach aus, als ob ihn das Leben

Digitized by Google

so vor der Zeit aufreiben würde, wie seinen Freund Skobeleff. Ich hoffe noch manches Werk von ihm geschaffen zu sehen, welches dem hohen Begriff von seiner Künstlerschaft entspricht, den er durch so viele seiner bisherigen Schöpfungen bei uns erweckt hat, und das frei ist ebensowohl von jenem Beigeschmack des Tendenziösen und des Ostentativen, des auf die Wirkung für die Masse Berechneten, wie von der Trostlosigkeit, — den Eigenschaften, welche die uneingeschränkte reine Schätzung seines ganzen künstlerischen Werthes nicht selten erschwert und gehindert haben.



Digitized by Google

Wer hat das Pulver erfunden?

Eine culturgeſchichtliche Plauderei

von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

Die Frage: „Wer hat das Pulver erfunden?“ wird heute gewöhnlich unisono beantwortet:

„Berthold Schwarz, der Freiburger Mönch.“

So lehrt man es die Jugend ſeit zwei Generationen, und das genügt, um jeden Zweifel an dieſem vermeintlichen Factum als eitele Thorheit erſcheinen zu laſſen.

Und doch iſt der Zweifel berechtigt. Die gleichzeitigen Schriftſteller, die Autoren aus der Mitte und der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wiſſen nichts von der Erfindung des Freiburger Mönches. Der Name des Berthold Schwarz wird erſt genannt, nachdem man ſchon lange mit „Büchſen“ und mit „Katzen“ (dies ſind kleine Kanonen oder Mörſer) geſchoſſen und man ſchon in Augsburg z. B. ein „Katzenſtadl“, d. h. eine Geſchütz-Gießerei nebſt Arſenal, hatte.

Auch Diejenigen, welche dem Schwarz die Ehre zugeſtehen, zuerſt in Deutſchland von der Pulver-Bereitung Gebrauch gemacht und dieſelbe weiter verbreitet zu haben, beſtreiten ihm doch zum Theil das Verdienſt der Erfindung. Sie behaupten, auch er gehöre zu der großen Zahl Derjenigen, „welche das Pulver *nicht* erfunden“; jedenfalls könne er kein Patent auf ſeine „Erfindung“ nehmen; denn dieſelbe ſei ſchon vor Jahrhunderten in „Vorbenutzung“ geweſen. Die Chineſen hätten das Pulver ſchon ſehr lange gekannt; auch bei den Sarazenen und bei den Byzantinern kämen Spuren davon vor; es ſei anzunehmen, daß die Erfindung von den Chineſen herrühre und auf verſchiedenen, nicht mehr genau ermittelbaren Etappen zu den

Digitized by Google

Byzantinern, und von diesen nach Deutschland gelangt sei; wenn auch das byzantinische oder „griechische Feuer" nicht vollkommen identisch mit dem jetzigen Pulver gewesen sei, so sei es doch jedenfalls dem letzteren gegenüber von älterem Datum, und das Pulver verhalte sich zu jenem, wie ein Amendement zu dem Hauptantrag, oder wie ein Zusatz- oder Verbesserungspatent zu dem Hauptpatent.

Mit diesen Zweifeln beschäftigt, finde ich in der „Chronik der Stadt Augsburg", welche der gelehrte Clemens Jäger um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfaßt hat, die Notiz, ein Jude, Namens Typsiles, habe im Jahre 1353 in Augsburg das Pulver erfunden, und von Augsburg aus habe die Pulverbereitung, die Verwendung desselben zu militärischen Zwecken und die Anfertigung von Geschützen, ihren Weg durch Deutschland und das übrige Europa genommen.

Es ist wahr, der Chronist Clemens Jäger schreibt erst zweihundert Jahre nach der Erfindung und Verbreitung des Pulvers in Europa, er kann also nicht aus eigener Wahrnehmung oder aus der seiner Zeitgenossen berichten. Allein dasselbe ist der Fall bei den Gewährsmännern und Patentzeugen des Freiburger Mönches. Clemens Jäger aber ist als ein ernsthafter und glaubwürdiger Berichterstatter zu betrachten, der seine Quellen sorgfältig studirt hat. Man kann und muß zu ihm das Vertrauen haben, daß, wenn er eine derartige Behauptung mit so apodiktischer Sicherheit aufstellt, er seine guten Quellen und Gründe dafür hatte, und daß er annehmen konnte, er werde bei seinen Mitbürgern in Augsburg, welche seine Quellen kannten und selbst durch die Ueberlieferung ihrer Vorfahren über den Sachverhalt unterrichtet waren, für seine Behauptung auf Glauben und Zustimmung rechnen können. In der That ist denn seine Angabe nicht nur damals unwidersprochen geblieben, sondern auch von anderen Chronisten und sonstigen Autoren, welche nach ihm schrieben, bestätigt und wiederholt worden.

Wir können daher als zuverlässig annehmen, daß man im sechszehnten Jahrhundert in Augsburg geglaubt hat, die Erfindung oder Wiedererfindung des Pulvers durch den gedachten Typsiles haben innerhalb der Mauern dieser guten Stadt stattgefunden.

Ich erkenne an, daß diese Meinung eine Legende ist eben so gut, wie diejenige, welche sich für die Urheberschaft des Berthold Schwarz ausspricht. In dieser Hinsicht hat die Eine nicht viel voraus vor der Anderen. Auch wissen wir von Schwarz wenig mehr als von Typseles; wir müssen uns bei Beiden mit dem Namen begnügen.

Aber es ist da doch ein kleiner Unterschied. „Schwarz" gehört unter die Zahl jener Namen, welche so allgemein verbreitet sind, daß sie kaum noch ein individuelles Gepräge besitzen. Schwarz ist ein Name wie Braun oder Weiß, wie Wagner oder Meyer, wie Müller oder Schulze.

Digitized by Google

Typseles dagegen hat eine Bedeutung. Der Name ist nicht jüdischen, sondern griechischen Ursprunges, mag man dabei an Typto oder an Philos denken, oder eine Zusammenstellung dieser beiden oder zweier ähnlicher Worte versuchen.

Der Name weist auf die Levante hin, auf das byzantinische Reich. — auf Konstantinopel, das damals, als es noch nicht von den Türken erobert war, noch einen lebhaften Verkehr mit dem Abendland hatte; wir finden z. B. byzantinische Münzen überall, von Ungarn und Rumänien bis nach Dänemark und Schweden, und von da bis Portugal und Spanien. Unsere alten Reliquien-Kasten sind byzantinischen Ursprungs. Desgleichen unsere alten Kaiserkronen. Auch die durch ihr Alter und durch ihre Schicksale (sie ist öfters verschachert, gestohlen, verpfändet, erobert, geraubt, versteckt und doch immer wieder herbeigeschafft worden) so berühmt gewordene ungarische Königs-Krone, welche jedem braven Ungarn für ein Heiligthum gilt, ist byzantinischen Ursprungs. (Eine Beschreibung und Geschichte derselben und der übrigen ungarischen Krönungs-Insignien findet man bei Braun-Wiesbaden, „Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten", Band I, Seite 14—30.)

Thatsache ist es nun, daß die Byzantiner einen explosiven Stoff besaßen, welcher dem jetzigen Schießpulver, wie es in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland und in dem mittleren und westlichen Europa in Gebrauch kam, nahe verwandt war.

Diese Umstände führen uns auf die Vermuthung, daß besagter Typseles, mag er nun jüdischer, oder griechisch-katholischer, oder römisch-katholischer Confession gewesen sein — denn der Glaube hat mit dem Pulver nichts zu schaffen — aus dem Orient gekommen und von dort die Kenntniß der Bereitung des griechischen Feuers mitgebracht hat in die freie Reichsstadt Augsburg, die damalige Metropole der alemannischen Lande in Deutschland, wo er dann durch Modification der technischen Methode, die Herstellung unseres Pulvers zuwegegebracht hat.

Ich will hier nicht eine Geschichte des griechischen Feuers schreiben, oder der artilleristischen Künste in Konstantinopel, welche sich von den Byzantinern auf die Türken übertrugen (eben so wie z. B. die Kuppelform der Gotteshäuser und manches Andere), sondern nur en passant zwei interessante Notizen einschalten.

Das „griechische Feuer" hat seine Rolle fortgespielt bis in das neunzehnte Jahrhundert.

Während des griechischen Unabhängigkeitskrieges in den Zwanziger Jahren haben die Griechen zu Lande nur vereinzelte Erfolge erzielt, welche sich nicht nachhaltig erwiesen. Die einzelnen Schaaren der Armatolen, Klephten und Palikaren, so tapfer sie waren, pflegten sich bald wieder zu verlaufen. Die wirklich entscheidenden, nachwirkenden Triumphe wurden auf dem Meere erfochten, wo ein Miaulis und Sachturis den Flotten der Chosrew und Ibrahim mörderische Schlachten lieferten; und es waren da die beweglichen

Digitized by Google

Griechen, welche über die Lethargie der Türken, es waren die kleinen manövrirfähigen Schiffe der Griechen, welche über die kolossalen, unbeweglichen und schwerfälligen Schiffe der Türken den Sieg davon trugen; und zwar vorzugsweise mittels der Brander und des griechischen Feuers.

Diese kleinen Brander, mit dem genannten Zündstoffe versehen, und jeder mit neun, höchstens zwölf Mann besetzt, umschwärmten die großen türkischen Schiffe von allen Seiten und suchten ihnen den Wind abzugewinnen. Die Griechen kannten die Meere und die Küsten, die des Festlandes sowohl, als die der außerordentlich zahlreichen Inseln, welche letztere zugleich die geschulten Mariniers stellten, Leute, deren Tapferkeit und Geschick den Gefahren des Krieges und der See gewachsen und deren Bedürfnisse so gering waren, daß eine Handvoll schwarzer Oliven genügte, um einen Tag ihr Dasein zu fristen. Sie kannten die Winde und das Wetter in diesen Meeren, und wußten solche auf einige Tage im Voraus zu berechnen, so daß sie combinirte Operationspläne auf Zeit im Voraus zu machen verstanden. Die Türken dagegen lagen gewöhnlich vor Anker. „Vor Anker gehen entspricht den Anhängern des Fatalismus am Besten" (Mouiller convient aux adeptes du Fatalism) sagt der französische Vice-Admiral Jurien de la Gravière in den höchst lesenswerthen Beiträgen zur Geschichte des Orients in der Zeit von 1815 bis 1830, welche er uns in seinem Buche „La station du Levant" (Paris, E. Plon und Co., 1876. Zwei Bände) geliefert.

Wenn die türkischen Schiffe, sobald sie von den griechischen Brandern umschwärmt wurden, unter Ueberwindung ihrer fatalistischen Lethargie, sich endlich in Bewegung setzten, war es in der Regel schon zu spät, um jenen durch ein präcis ausgeführtes Manöver zu entrinnen. Der Brander wußte sich und sein Feuer, sein griechisches Feuer, das auch unter dem Wasser fortbrannte und explodirte, so geschickt anzuhängen, daß man es nicht wieder los werden konnte. Die neun bis zwölf Mann vom Brander zogen sich in einem leichten Kahne eiligst aus der Affaire, während das griechische Feuer das türkische Schiff in die Luft sprengte, oder wenigstens eine Bresche von mehreren Metern in seine Flanken riß und es dadurch gewöhnlich zum Untergehen brachte.

In unseren Torpedos und Torpedo-Booten ist eine neue Gestaltung und Anwendung der griechischen Brander und des griechischen Feuers zu erblicken, welche möglicher Weise die ganze Kriegs-Marine anders gestaltet. Wenigstens glaubte der oben citirte Jurien de la Gravière etwas der Art prophezeien zu dürfen. Einstweilen haben wir Deutsche alle Ursache, den Torpedos recht dankbar zu sein, denn sie haben im Jahre 1870 unsere Küsten und Seestädte erfolgreich beschützt und vertheidigt.

So viel zur Notiz über die Geschichte des griechischen Feuers.

Die zweite Notiz betrifft die Artillerie der Türken. Zur Zeit der Blüthe des türkischen Reiches, im fünf- und sechszehnten Jahrhundert, zeichnete sich die türkische Armee aus durch Cavallerie und Artillerie. Schon

Digitized by Google

im fünfzehnten Jahrhundert bestand in Constantinopel eine Geschützgießerei. Auf türkisch heißt sie Top-Hané. Im Ohr des Türken klingt der Kanonenschuß nicht wie in dem unsrigen: „Bumm", sondern „Top". Top heißt das Geschütz und Hané das Haus. Also „Geschütz-Haus"; und das ist accurat dasselbe, was in Augsburg das „Katzenstadl" bedeutet. Im sechszehnten Jahrhundert genoß diese Geschützgießerei, dieses Top-Hané, welches in der Vorstadt Pera liegt, eine außerordentliche Berühmtheit; und die damaligen Schriftsteller, so z. B. der Genuese Giovanni Antonio Menavino, von dessen türkischen Schriften wir u. A. auch eine gute alte deutsche Uebersetzung haben (Frankfurt a. M. bei Georg Raben und Wigand Hahn's Erben, 1563, in Folio), versehlen nicht, jedesmal ihrem Bericht über diese Kanonen-Gießerei die Notiz beizufügen, daß es griechische Juden oder jüdische Griechen seien, welche das ganze Institut, namentlich den Geschützguß und die Pulverbereitung, leiteten und so dem Erb- und Erzfeinde der Christenheit — so nannte man die Türken, obwohl sie damals und auch später mit dem „allerchristlichsten" König von Frankreich im Bündniß oder wenigstens im herzlichsten Einvernehmen lebten — die Kriegs- und Zerstörungswerkzeuge lieferten. Daran reihen sich dann einige Bemerkungen, welche ich nicht mittheilen will. Denn sie wären Wasser auf die Mühle unserer heutigen Antisemiten. Jedenfalls aber erhalten diese Bemerkungen durch die Thatsache, daß es, wie uns Clemens Jäger berichtet, ein griechischer „Jude Namens Typsiles" war, welcher den Christen des Abendlandes ihre, auch gegen die Mohamedaner des Morgenlandes gebrauchten Zerstörungs- und Kriegswerkzeuge geliefert, eine eigenthümlich, ja sogar etwas komische retrospective Beleuchtung.

Die Sache würde sich dann gegenseitig compensiren.

Kehren wir nach Mittheilung dieser griechisch-türkischen Notizen aus dem Orient wieder zurück, nach dem Occident, nach Deutschland, nach Augsburg. Daß diese Metropole der Alemannen, ebenso wie Nürnberg, die Metropole der Franken, damals im vierzehnten Jahrhundert, in Deutschland an der Spitze von Kunst und Gewerbe marschirte, ist eine unbestreitbar Thatsache. Nürnberg rühmt sich, die Glasmalerei, Augsburg, das Linnen- oder Lumpen-Papier (im Gegensatze zu dem alten Pergament- und dem ostindischen Baumwollen-Papier) erfunden zu haben. Zwar wird auch dieser Anspruch von anderen deutschen Städten bestritten, namentlich von Ravensburg, welches für das Jahr 1324 ein auf Lumpenpapier geschriebenes Urkundenbuch und für das Jahr 1412 eine Linnenpapiermühle nachzuweisen im Stand ist. Allein Augsburgs Ansprüche haben ältere Documente für sich, nämlich Stadtrechnungen aus dem Jahre 1320, welche unzweifelhaft ächt und auf Linnenpapier geschrieben sind. Ebenso besitzt es eine solche Urkunde von 1330 und viele von 1360 ab. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Deutschland die ältesten Urkunden auf Linnen-Papier aufzuweisen hat — älter als die von Spanien und Italien producirten — und daß unter den concurrirenden deutschen Städten es wieder Augsburg ist,

Digitized by Google

welches den ältesten Besitzstand für sich hat. Die Wichtigkeit der Erfindung wird sofort klar, wenn man bedenkt, daß die Buchdruckerei nicht kurz nach ihrer Erfindung eine so allgemeine Verbreitung gefunden hätte, falls nicht damals schon das Linnen-Papier existirt hätte, das vor dem Pergament die Billigkeit und vor dem Baumwollenpapier die Dauerhaftigkeit voraus hatte.

Dasselbe Augsburg, das sich des ältesten Linnen-Papiers erfreut, erfreut sich auch der ältesten Kanone, d. h. solcher Maschinen, aus welchen mittels Pulvers Kugeln auf den Feind geschossen wurden. Man nannte sie damals „Katzen" oder Büchsen (gewöhnlich „Puchsen", „Buchsen" oder Pugxen geschrieben. Sie waren Anfangs aus Holz mit eisernen Reifen und schossen steinerne Kugeln. Solcher Geschütze bediente sich Augsburg schon im Jahre 1372 im Kampfe gegen die bayerischen Herzoge. Dies wird von dem Geschichtsschreiber Adelzreiter bezeugt und durch die Stadtrechnungen bestätigt, aus welchen man auch ersehen kann, daß das von der Stadt fabricirte Pulver aus Salpeter bereitet wurde. In den Stadtrechnungen von 1377 ist schon von „großen Büchsen" die Rede, welche die Stadt gießen ließ, also von metallenen Kanonen. Auch existirt ein von der Stadt angestellter „Büchsen-Meister".

Einer längst vergriffenen und vergessenen guten kleinen Schrift über „Augsburg und seine frühere Industrie", welche im Auftrage der Stadt der fleißige städtische Archivar Theodor Herberger 1852 bei und aus Gelegenheit der Industrie-Ausstellung des bayerischen Kreises Schwaben und Neuburg schrieb und veröffentlichte, und welche sich auf ein genaues Studium der dortigen Archive, namentlich der Stadtrechnungen stützt, entnehme ich Folgendes:

Im Jahre 1371 hatte die Stadt Ausgaben „um Salpeter zu den Büchsen", um Salpeter zum Pulver zu den Büchsen. Es kommen in der Rechnung 20 Büchsen vor, aus denen man schoß; ferner Trinkgelder für die Knechte, welche diese Büchsen bedienten. Es werden die Ausgaben verrechnet für die hölzernen Gefäße, auf welche die Büchsen gestellt wurden. Ein Jahr später, 1372, wurden 400 Kugeln gegossen zu den Büchsen; es kommt Blei in Rechnung „zum Vergießen", Salpeter und „wilder Schwefel" zum Pulver. Ein Jahr später, 1373, wird die Ausgabe für Kupfer, Blei, „und anderes Zeug" verrechnet „zu 4 Büchsen." Wieder ein Jahr später kommt in den Rechnungen ein Posten vor „für einen Mörser, in dem man Pulver stoßt zu den Büchsen". Wir könnten noch viele solche und ähnliche Posten aufführen, um zu beweisen, wie weit voran man in Augsburg war, als die Kunst begann, mit schweren Geschützen zu schießen. Meister Walther der Büchsenmeister wurde 1373 nicht nur mit dem damals ungewöhnlich großen Gehalt von 160 fl. belohnt, sondern er erhielt auch noch ein besonderes Ehrengeschenk an Tuch, als er in eines „Chorherrn von St. Moriz" Hof die bestellten Büchsen vollendete und die Verfertigung des Pulvers beaufsichtigte. Außerordentlich viele und große Geschütze wurden nach den

Digitized by Google

Rechnungen in den Jahren 1410 und 1414 gefertigt, und im Jahre 1416 goß der „Büchsenmeister“ Ott, welcher auch zum Guß von Glocken in auswärtigen Städten berufen wurde, mehrere große Stücke. Alles dieses beweist die Frühzeitigkeit eines großartigen Betriebs in diesem Fache. Ein besonders merkwürdiger Mann tritt aber im Jahre 1436 in Augsburg auf. Es ist Meister Heinrich Roggenburger, der „Büchsenmeister“. Was vorzüglich seines Amtes ist, das ist „das Gießen der Büchsen, groß und klein“, dann das Schießen aus denselben, „so behend, als man es je gesehen hat“, und ebenso kann er das Pulver dazu machen. Außerdem aber ist er auch noch sonst ein besonders merkwürdiger Techniker, und in seinem Aufnahmsbriefe werden folgende Fähigkeiten gerühmt: Er kann Feuerpfeile und Feuerkugeln schießen und werfen; er kann „gegossene, werfende Werk, groß und klein, und auf einen solchen Sinn fertigen, daß dergleichen in deutschen Landen nie gesehen wurde, denn sie stehen still nach dem Wurf, daß sie sich nicht rühren oder verrücken, ohne daß man sie zu binden oder zu fassen nöthig hätte“; diese Maschinen werfen Stücke fünf oder sechs Centner schwer; ferner macht er Züge, mit denen man hundert Centner auf einen Wagen und herab heben kann; dann Schirme zu Büchsen und Streitwägen, Brücken, die man über Land führen kann, zum Anlegen auf Gräben und fließendem Wasser. Ueberdieß versteht er Häuser und Thürme, Wassermühlen, Windmühlen und Roßmühlen zu bauen, gegossene, irdene und hölzerne Teichel zu fertigen, Brunnen auf Berg und Thal zu leiten. Roggenburger erhielt einen Jahressold von 110 fl. Im Jahre 1502 ließ die Stadt ein eigenes Gießhaus erbauen, das Katzenstadl genannt. Hier goß nach dem Berichte des Zeitgenossen Clemens Sender Niklas Oberacker hundert metallene Stücke und einen Mörser; unter den großen Stücken sollen mehrere vierzig Schuh lang gewesen sein. Der berühmteste unter allen Stückgießern Augsburgs ist Gregor Löffler. Er war nicht nur in Augsburg, sondern auch auswärtig viel beschäftigt. Im Jahre 1529 berief ihn die Regierung nach Innsbruck. Er mußte in diesem Jahre und im Jahre 1537 alle alten Stücke umgießen, die der Kaiser und König Ferdinand in Tyrol hatten. Unter den neu gegossenen Kanonen waren Karthaunen, deren jede Eisenkugeln von einem Centner schoß. Mit diesen Arbeiten verdiente er sich so großen Beifall, daß ihm aufgetragen wurde, die Statuen zu gießen, welche das Grabmal des Kaisers Maximilian zieren sollten.“

So weit der Archivar Herberger. Die von Gregor Löffler in Augsburg gegossenen Statuen sind indeß nicht identisch mit jenen kolossalen Portrait-Standbildern, welche gegenwärtig das Grabmal des „letzten Ritters“ in der Franciscaner-Kirche zu Innsbruck umstehen und die Gebrüder Stephan und Melchior Godl zu Urhebern haben. Die Löffler'schen Statuen, verschiedene Heilige, dreiundzwanzig an der Zahl, darstellend, befinden sich in der nämlichen Kirche in der sogenannten „Silbernen Capelle“ an der Südwand.

Digitized by Google

Ich will das Capitel vom Augsburger Pulver und dem Ausburger Geſchütz nicht weiter ausdehnen; wer es weiter verfolgen will, den verweiſe ich u. A. auch auf die vom Profeſſor Karl Mayer herausgegebenen Augsburger Chroniken aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (Band I., — Seite 57, 82, 85 und 93).

Ich eile zum Schluß. Ich bin mir bewußt, durch dieſe anſpruchsloſe Plauderei die Frage nicht gelöſt oder auch nur der Löſung um ein Erhebliches näher geführt zu haben. Ich wollte nur zum Zweifel und zur Prüfung anregen. Es ſoll keine „Denkſchrift“ ſein, ſondern eine „Schrift zum Denken“.

Man weiß, wie nach der Religionscontroverſe zwiſchen dem Rabbi und dem Mönche in Heine's „Romanzero“ die Königin einen etwas unhöflichen Wahrſpruch abgiebt.

Ich meines Theils hoffe auf einen beſſeren Wahrſpruch, — auf einen ſolchen, welcher, wenn man Heinrich Heine's Versmaß beibehalten will, etwa ſo lauten würden:

„Wer das Pulver that erfinden,
Ob Typſeles, ob der Mönch,
Schwer iſt's, dieſes zu ergründen.“

Digitized by Google

Preußen in Kurheſſen*).

Erinnerung eines alten Offiziers an die preußiſche Expedition in Kurheſſen im November und December 1850.

Den 9. November ſammelten die Diviſionen ſich ſchon frühe in den innegehabten Stellungen bei Fulda, und traten dann „mit klingendem Spiel“ auf der Straße nach Hünfeld den Rückmarſch an. Bei Marbach wurde der Marſch in kriegsmäßiger Formation ausgeführt, die Diviſion Bonin an der Spitze, gefolgt von der Diviſion Radziwill, deren bisherige Avantgarde von Kohlhaus nun die Nachhut bildete. Aber welche Verſchiedenheit zeigte ſich bei dem Abmarſch an dieſem Tage gegen den Abmarſch vor acht Tagen! Damals hochgehobene, freudige Stimmung in allen Truppentheilen, trotz der bedeutenden Anſtrengungen des Marſches; heute tiefe Niedergeſchlagenheit bei Offizieren und Soldaten, denn Aller hatte ſich das niederdrückende Gefühl bemächtigt, eine gute Stellung, in welcher man dem Gegner in jeder Beziehung gewachſen war, ohne Schwertſtreich aufgeben zu müſſen. Selbſt der friſche Soldatenhumor, der ſonſt gewöhnlich auf dem Marſche ſich geltend zu machen pflegt, und die Anſtrengungen weniger fühlen läßt, war zum Schweigen gebracht, und in den dicht aufgeſchloſſenen Colonnen herrſchte unheimliche Stille, nur unterbrochen durch den in dem naßkalten Wetter dumpfen Klang der Trommeln und den ſchrillen Ton der Querpfeifen beim Paſſiren einer bewohnten Ortſchaft. Allein der Gedanke, daß die befohlene Mobilmachung doch endlich dahin führen werde, ſich im ernſten Kampfe mit dem Gegner meſſen zu können, vermochte die trübe Stimmung einigermaßen zu überwinden.

Von Marbach aus ſchlugen die Diviſionen verſchiedene Marſchrichtungen ein, welche ihnen von einem dorthin vorausgeeilten Generalſtabsoffizier an-

*) Vergl. „Nord und Süd“ November 1882.

Digitized by Google

gewiesen wurden. Die Division Bonin wurde in die Richtung auf Vacha dirigirt, während die derselben am 8. angeschlossenen Abtheilungen der Division Tietzen auf Hersfeld marschiren sollten, um sich mit der dort am 9. mit 2 Batt. des 18. Inf.-Rgts., dem 9. Kürassier-Rgt., 3 Schwadronen des 12. Husaren-Rgts. und der 6pfd. Fußbatterie Nr. 31 eingetroffenen Division wieder zu vereinigen. Die Division Radziwill blieb auf der Straße nach Hünfeld und im Haunthale, ihr Ende war Friedewald. Daß sich unter den angewiesenen Marschquartieren u. A. auch die Ortschaften Wehrda (Werda!), Stärklos und Sieglos*) befanden, gab zwar Anlaß zu verschiedenen humoristischen Aeußerungen, aber es war mehr ein Galgenhumor, der sich in scharfen und bitteren Bemerkungen Luft machte, welche hier nicht wiedergegeben werden können. In Kassel war der Commandeur des 32. Inf.-Rgts., Oberstlieutenant von Steinmetz**), mit 2 Battl. seines Rgts., 1 Schwadron 12. Husaren und 1 12pfd. Batterie zurückgeblieben, unter Uebernahme der Commandantur daselbst; bei der bekannten Umsicht und Energie dieses ausgezeichneten Offiziers, die sich bei verschiedenen Gelegenheiten in den Jahren 1848/49 kund gegeben hatte, durfte man für die Sicherung der Stadt beruhigt sein. Der General von Döring, der mit dem 12. Inf.-Regiment in Eisenach eingetroffen war, und das Füsilier-Batt. noch bis Dönniges vorgeschoben hatte, erhielt den Befehl, sogleich nach Wacha zu marschiren.

Der Abmarsch von Fulda war so unvorhergesehen zur Ausführung gekommen, daß ein vorheriges Absenden von Quartiermachern in die für den 9. November bestimmten Marschquartiere nicht möglich war, zumal, da die Dislocation erst in der Nacht vom 8. zum 9. entworfen werden konnte und den Truppentheilen erst während des Marsches und in Marbach mitgetheilt wurde. Hierdurch wären große Besorgnisse entstanden für die Verpflegung in den Marschquartieren, wenn nicht anderweitig dafür gesorgt wurde. Die kurhessischen Ortsbehörden kamen zwar allen an sie ergehenden Requisitionen, soweit es in ihren Kräften stand, sehr bereitwillig entgegen, wobei sie jedoch die Vorsicht gebrauchten, sich einen Revers ausstellen zu lassen, daß sie unter Androhung von Gewalt gezwungen worden, den Forderungen nachzukommen, damit sie sich gegen das später unzweifelhaft zu erwartende Zurverantwortungziehen der etwa wieder zur Herrschaft gelangenden Organe Hassenpflugs rechtfertigen konnten. Die Gegenden, welche die Truppen auf dem Rückmarsche zu durchschreiten hatten, waren aber mit Ausnahme der Flußthäler, sehr arm; die Ortschaften mußten sehr stark belegt werden, und würden bei dem besten Willen größtentheils kaum im Stande gewesen sein, die Verpflegung ausgiebig zu verschaffen. Nur der Umsicht und der

*) Wehrda 1¼ M., Stärklos 1¾ M. nordwestl., Sieglos a. d. Haun 2¼ M. nördlich von Hünfeld.

**) 1877 als Feldmarschall gestorben.

Digitized by Google

Fürsorge des Corpsintendanten war es zu verdanken, daß für den ersten Marschtag kein Mangel an Verpflegungsmitteln eintrat, denn er hatte noch vor und während des Abmarsches, sowohl in der Stadt Fulda als auf den nächsten Dörfern große Ankäufe gemacht, und namentlich alles Fleisch aufgebracht, welches nur irgendwie aufzutreiben war. Auf requirirten Wagen und Karren wurde nun dasselbe den Truppen nachgefahren und in die Marschquartiere vertheilt; die letzten Wagen zogen erst aus Fulda gen Norden ab, als die bayerischen Quartiermacher schon von Süden her einrückten. Glücklicher Weise war die Intendantur so reichlich mit Geld versehen, daß das Angeschaffte gleich baar bezahlt werden konnte.

Vor dem Abzuge des Hauptquartiers aus Fulda sendete Graf Groeben einen Offizier seines Stabes mit einem Schreiben an den Fürsten Taxis, worin demselben nochmals mitgetheilt wurde, daß das Armeecorps auf höheren Befehl auf der Etappenstraße Vacha-Hersfeld Stellung nehmen und auch Kassel besetzt halten werde; „wenn also der Fürst dorthin vorgehen wolle, wie er in seinem letzten Schreiben angedeutet, so könne ihm das Ueberschreiten der Etappenstraße nicht anders zugestanden werden, als auf höheren Befehl; da aber diese Frage erst nach drei Tagen zur Sprache kommen könne, so möge er dann wieder anfragen ꝛc."

In seiner Antwort auf diese Mittheilung hob Fürst Taxis hervor, daß die Aufstellung auf der Etappenstraße von Hersfeld und die Besetzung von Kassel der Etappenconvention nicht entspreche, und daß daraus neue Reibungen entstehen würden, denen er nicht ausweichen könne; ein längeres Hinhalten glaube er jedoch verantworten zu können, da der Bundescommissar Graf Rechberg auch in Fulda einen erweiterten Wirkungskreis gefunden habe, der ein längeres Verweilen daselbst nothwendig mache. Es wurde aber dabei besonders betont: „daß jedoch dadurch nichts zugestanden und nichts vergeben würde, und Graf Groeben deshalb genügende Zeit habe zur Einholung früherer Verhaltungsbefehle." Dem Kriegsminister gab Graf Groeben sofort Kenntniß von dieser Correspondenz und bat um bestimmte Verhaltungsbefehle.

In Hünfeld, wo das Hauptquartier vom 9. zum 10. November verblieb, meldeten sich abermals, wie es früher schon in Fulda geschehen, eine große Anzahl der in Hanau entwaffneten und vorläufig in die Heimath beurlaubten Soldaten der kurhessischen Truppen, und baten um Einreihung in die preußischen Bataillone. Dieser Bitte konnte selbstredend nicht entsprechen werden, aber sie war ein klares Zeugniß der Stimmung, in welcher sich diese Leute befanden, und welche auch durchgängig in den von unseren Truppen berührten Marschquartieren vorherrschte. Ueberall sah man mit der größten Besorgniß dem weiteren Vorrücken des sogenannten Bundes-Executionscorps entgegen, und nur die Anhänger des Hassenpflug'schen Regiments triumphirten im Stillen darüber, daß es ihnen nun bald vergönnt sein werde, Vergeltung zu üben für alle Anfeindungen, welche sie in

Digitized by Google

der letzten Zeit hatten erdulden müssen. Die Nachrichten, welche aus den jetzt schon von den Bayern besetzten Theilen des Kurfürstenthums einliefen, über das Verhalten der Truppen sowohl, denen man den Namen „Straf-Bayern" gab, als besonders über das Auftreten der wieder eingesetzten Hassenpflug'schen Beamten, waren ganz dazu geeignet, diese Besorgnisse noch zu vermehren.

Der Marsch zur Etappenstraße wurde den 10. November fortgesetzt, und den 11. November beendet. Mit diesem Tage hatte das Armeecorps folgende Aufstellung:

1. Auf dem rechten Flügel die Division Tietzen, mit Ausnahme der in Kassel zurückgebliebenen Abtheilungen, in Hersfeld und Umgegend, auf beiden Ufern der Fulda bis zum Hunthale und nördlich bis Bibra, zur Wahrung der Eisenbahnverbindung mit Kassel, Div.-Quartier Hersfeld.

2. Im Centrum die Division Radziwill in den Ortschaften zwischen Haun und Nippa, Div.-Quartier Friedewald.

3. Auf dem linken Flügel die Division Bonin in den Ortschaften an der Ulster bis zur Werra, Div.-Quartier Vacha.

Jede Division hatte sich in sich durch eine vorgeschobene Avantgarde zu sichern, deren äußersten Spitzen auf einer Linie von Nieder-Aula an der Fulda, Buchenau an der Haun, Ober-Weißenborn, Mannsbach bis zur Ulster standen, durchschnittlich 2—2½ nördlich Hünfeld.

4) Vor dem linken Flügel endlich hatte unter General von Döring eine besondere Avantgarde-Brigade, zusammengesetzt aus dem 7. und 12. Inf. Regiment, dem 7. Jäger-Bataillon, 2 Schwadronen des 5. Ulanen-Regiments und ½ reitenden Batterie, die im Großherzogthum Weimar gelegenen Ortschaften zwischen der Ulster und der Felder besetzt, mit dem Stabsquartier in Buttlar, und die äußersten Posten bis zur bayerischen Grenze eingeschoben nach Spahl und Wetzlar. Diese Brigade hatte die specielle Aufgabe, nicht nur die Aufstellung der Division Bonin gegen einen Anmarsch gegnerischer Colonnen auf den Straßen von Hünfeld auf Buttlar und von Tann auf Geisa zu sichern, sondern auch bei einem etwaigen Angriff auf die Stellungen des Centrums durch einen Vormarsch auf Rastdorf und Uffhausen gegen des Angreifers rechte Flanke zu operiren.

Während das Hauptquartier am 10. November von Hünfeld direct nach Vacha ging (3¼) M. machte Graf Groeben, nur von einem Generalstabsoffizier und einem Adjutanten begleitet, zu Pferde einen weiten Umweg von 6¾ M. über Hersfeld und Friedewald nach Vacha, und benutzte diese Gelegenheit zu einer flüchtigen Recognoscirung des Terrains auf dem rechten Ufer der Haun und des Haunthales. Dieses Thal selbst fand er nicht geeignet zur Entwickelung ansehnlicher Streitkräfte, wohl aber das Plateau auf dem rechten Ufer zwischen Steinbach und Leimbach, welches indeß von Vacha und dem linken Flügel der ganzen Aufstellung zu entfernt war, um dort das Corps eintretenden Falls versammeln zu können. In Hersfeld

Digitized by Google

hatte General von Tietzen bereits die nöthigen Vorbereitungen anordnen lassen, um den Ort gegen einen Angriff vertheidigen zu können. Dahingegen erschien das Plateau von Schenklengsfeld, 1 M. südlich von Friedewald und 2½ M. nördlich von Hünfeld, zu einer Centralstellung des ganzen Corps vollkommen geeignet, da dasselbe sowohl von der Division Tietzen aus Hersfeld, als von der Division Bonin aus Vacha in kürzester Frist zu erreichen war, und die Division Radziwill sich dorthin nur vorwärts zu concentriren brauchte. Zudem bot die Chaussee von Hersfeld über Friedewald nach Vacha — die eigentliche Etappenstraße — nicht nur eine vortreffliche Communication hinter der Stellung, sondern erleichterte auch einen Abmarsch sowohl vom rechten als vom linken Flügel, je nach der Richtung des Vormarsches des Gegners.

Da der Kriegsminister in seiner früher erwähnten Depesche vom 8. November schon darauf hingewiesen hatte, „daß es dem Gegner darum zu thun sei, einen Conflict herbeizuführen, um eine Gelegenheit zur Kriegserklärung zu haben und dann über uns herzufallen, ehe wir gerüstet waren," so mußte auch dieses Moment, mit in Betracht gezogen werden. Die Deckung der Straßen auf Eisenach und auf Erfurt, und die Verhinderung oder doch das möglichst lange Aufhalten des Gegners bei einer etwaigen Operation in dieser Richtung zu ermöglichen, wurde zur Zeit um so mehr zur Aufgabe, da das Corps auf Eisenach und Erfurt basirt war, und von dorther die Hauptzufuhr und Verpflegungsmitteln erhielt, ohne welche es in dem größtentheils wenig wohlhabenden Lande nicht bestehen konnte. Auch für diese Aufgabe glaubte Graf Groeben in der Centralstellung bei Schenklengsfeld die beste Lösung zu finden, da er dadurch in der Lage war, dem ersten Stoße eines etwa stärkeren Gegners ausweichen und durch eine Flankenstellung ein weiteres Vorgehen verzögern zu können.

Noch vor dem Verlassen Hünfelds hatte Graf Groeben dem Fürsten Taxis über die Linie, welche die äußersten Vorposten des Corps am 11. November einnehmen würden, Mittheilung gemacht, mit dem Vorschlage, daß der Fürst dieser Linie gegenüber in Entfernung von ¾ bis 1 Meile mit seinen Spitzen eine derselben parallel laufende Linie von beiden Seiten nicht betreten werden möge; in dieser Aufstellung sollten dann beide Corps höhere Befehle erwarten. Bei seinem Eintreffen in Vacha, den 10. November spät Abends, fand nun Graf Groeben dort bereits eine Depesche des Kriegsministers vom 10. November früh, welche die Antwort auf die am 9. Abends aus Hünfeld an denselben gerichteten Meldungen und Anfragen enthielt. Zunächst wurde die Vermeidung jeden Conflicts wiederholt dringend empfohlen unter Hindeutung auf die zur Zeit in Wien schwebenden Unterhandlungen, weshalb es auch erwünscht sei, die Vorposten nicht laden zu lassen. In Bezug auf das Verlangen des Fürsten Taxis, die Ueberschreitung der Etappenstraße betreffend, sprach sich jedoch der Kriegsminister dahin aus: „daß dieser Punkt gerade ein Hauptgegenstand der Unterhandlungen in Wien wäre;

Digitized by Google

deshalb könne dem Verlangen des Fürsten noch nicht nachgegeben werden, jedoch hoffe das Ministerium binnen wenigen Tagen die bestimmt verheißenen Bürgschaften zu erhalten, welche es für diesen Fall verlangt habe; dem Fürsten Taxis solle hiervon Nachricht gegeben werden, und Graf Groeben sich bemühen, sich mit demselben über ein momentanes Beziehen von Friedens-Cantonirungen zu verständigen ꝛc." Da dieser letzten Weisung schon durch den oben erwähnten Vorschlag gewissermaßen nachgekommen war, so mußte erst die Antwort des Fürsten abgewartet werden.

Diese Antwort traf den 11. November früh in Vacha ein, der Fürst erklärte sich jetzt sehr befriedigt durch die Aufstellung auf der Etappenstraße, glaubte zwar gegen die fortdauernde Besetzung einzelner Ortschaften protestiren zu müssen, und bedauerte auf die weiteren Vorschläge nicht eingehen zu können, wenn er auch im Uebrigen sehr bereit sei, vor dem 11. nicht gegen die Etappenstraße vorzurücken". Es stand demnach ein Vorgehen des Gegners vielleicht noch am 11., jedenfalls aber am 12. zu erwarten, und wenn derselbe, nach zuverlässigsten Nachrichten, jetzt noch mit dem Gros in Fulda stand und sich rechts bis zur bayerischen, links bis zur hessen-darmstädtischen Grenze ausgedehnt hatte, so war die Avantgarde unter General von Hailbronner, doch schon bis Marbach vorgerückt, mithin nur noch circa 2½ Ml. von den äußersten Quartieren des preußischen Armeecorps entfernt, so daß bei weiterem Vorgehen jeden Augenblick ein Zusammenstoß eintreten konnte. Graf Groeben ließ deshalb die Divisionen von dieser Lage der Dinge sogleich benachrichtigen, und ordnete auf der ganzen Linie die größte Wachsamkeit und Bereitschaft an. In den äußersten Quartieren sollte die Mannschaft während der Nacht in Alarmhäusern untergebracht, und durch vorzusendende Offiziere jede Bewegung des Gegners scharf beobachtet werden; die Divisionen selbst aber sollten sich so einrichten, daß sie sich bei entstehendem Alarm auf's schnellste in sich zusammenziehen und in die ihnen angewiesenen Stellungen einrücken könnten.

Von der Depesche des Kriegsministers wurde dem Fürsten Taxis unterdeß Mittheilung gemacht, und, unter Bezugnahme auf das darin über den Stand der Unterhandlungen in Wien Angeführte, der frühere Vorschlag wegen des Beziehens von Friedensquartieren und der Feststellung eines neutralen Terrains zwischen den gegenseitigen Vorpostenlinien nochmals wiederholt, „was allein im Stande wäre, den schmerzlichen Bruderkampf zu verhindern". — Gleichzeitig wurde auch dem Kriegsminister von Allem Kenntniß gegeben, unter Hervorhebung des zu erwartenden Vorgehens des Gegners, gegen welches eintretenden Falls Protest eingelegt werde; da ja in Folge der erhaltenen Befehle jeder Conflict für jetzt noch durchaus vermieden werden müsse, so seien die Vorposten angewiesen worden, nicht zu laden und bei Annäherung der bayerischen Patrouillen ruhig stehen zu bleiben und gegen weiteres Vorgehen zu protestiren. Zusätzlich wurde noch bemerkt, daß die

Digitized by Google

Straße nach Eisenach und Erfurt aber unter allen Umständen festgehalten werden würde.

Es waren somit ähnliche Zustände wieder eingetreten wie vor Bronzell und Fulda, und von der Antwort des Fürsten Taxis hing es ab, welche Wendung die Sache nehmen würde. Diese Antwort erhielt Graf Groeben in der Nacht vom 11. zum 12. November, doch konnte sie keineswegs die vorliegende wichtige Frage erledigen, denn der Fürst schrieb: da dies preußische Corps nichts die Weisung habe, die Bundestruppen ungehindert passiren zu lassen, ihm aber von der Bundesversammlung in Frankfurt die Erfüllung des Bundesbeschlusses zur Pflicht gemacht sei, und er nicht länger unthätig stehen bleiben könne, so werde Graf Groeben sich vielleicht bewogen finden, die Einwirkung dieser hohen Behörde anzusprechen, um einen wiederholten Zusammenstoß zu vermeiden.

Diese abermalige Hinweisung auf den wiedererstandenen Bundestag, der ja, wie dem Fürsten bekannt sein mußte von Preußen für jetzt noch als nicht zu Recht bestehend angesehen wurde, klang geradezu wie Hohn. Graf Groeben telegraphirte dieselbe sofort an den Kriegsminister und bemerkte, „daß er auf Grund der erhaltenen Instructionen bis an die Grenze militärischer Connivenz vorgegangen sei".

Der erwartete Vormarsch der Bayern erfolgte am 12. zwar nicht, aber Graf Groeben glaubte doch, alle getroffenen Vorbereitungen vorläufig noch festhalten zu müssen. Eine 9 Uhr Abends eingehende Depesche des Kriegsministers vom 12. November brachte die ersehnte und sehr befriedigende Antwort auf die ersten Meldungen des gestrigen Tages, indem darin endlich bestimmt, befohlen wurde, „die Etappenstraße in Kurhessen, einschließlich Kassel, zu halten, wenn es nicht militärisch unausführbar wäre, und etwaige Angriffe auf die Stellungen zurückzuweisen". Der Inhalt dieser Depesche sollte dem Fürsten Taxis mitgetheilt und ihm bedeutet werden, daß ihn die Verantwortung treffen würde, wenn durch einen von ihm auf unsere Truppen unternommen Angriff der Erfolg der, nach den neusten Nachrichten aus Wien, sich immer günstiger gestaltenden Unterhandlungen vereitelt werden sollte.

Diese erhaltene Ermächtigung zum activen Widerstande und eventuell zum Schlagen hatte (so wie früher bei Fulda, auch jetzt), nicht nur im Hauptquartier, sondern auch bei den Divisionen und den Truppen, denen der Inhalt der Depesche so schnell als möglich bekannt gemacht wurde, große Befriedigung hervorgerufen. Die bis dahin wegen der fortdauernden Ungewißheit noch immer sehr gedrückte Stimmung wurde sofort wieder gehoben, und im festen Vertrauen auf guten Erfolg, wenn es wirklich zum Schlagen kommen sollte, wurden die nicht geringen Strapazen der Märsche in der vorgerückten Jahreszeit und den theilweise grundlosen Feldwegen bei Ausübung des Vorposten- und Patrouillendienstes bald vergessen und mit nicht minderer Ausdauer ertragen, als der eben nicht sehr gemüthliche Aufenhalt

Digitized by Google

in den vielfach stark belegten, mangelhaften Quartieren. Die Verpflegung war zwar so viel als möglich geregelt, aber die große Entfernung, aus welcher die Subsistenzmittel auf der Eisenbahn herbeigeschafft werden mußten — Erfurt, Magdeburg, ja sogar Berlin — die Schwierigkeit der Communication zwischen den vielen belegten Ortschaften, verzögerten häufig das rechtzeitige Eintreffen derselben. Das sich verzögernde Herankommen aller Feldlazarethe, deren Mobilmachung noch nicht vollendet war, hatte die Einrichtung von provisorischen Cantonnements-Lazarethen nöthig gemacht wozu die Utensilien auch erst nach wiederholten Requisitionen aus Erfurt ꝛc. eintrafen. Die bei den Truppen versammelten Aerzte hatten alle Hände voll zu thun und mehrere Quartiere hatten wegen Auftretens von Krankheiten, die epidemisch zu werden drohten, geräumt werden müssen. Alle diese Uebelstände wurden aber guten Muthes ertragen im Hinblick auf die jetzt endlich eröffnete Aussicht zur wirklich kriegerischer Thätigkeit.

Als Graf Groeben im Begriff war, am 13. November früh die Depesche des Kriegsministers dem Fürsten Taxis befohlenermaßen mitzutheilen, erhielt er eine Meldung von den Vorposten in Odensachsen, daß am 12. Abends eine auf der Straße nach Hünfeld vorgegangene Kürassier-Patrouille südlich Burghaun auf eine Abtheilung bayerischer Chevauxlegers gestoßen sei, welche sich aber bei der Annähernng schleunigst zurückgezogen habe; als nun unsere Patrouille ebenfalls zurückging, rückten die Bayern wieder vor nach Burghaun, wo sie Quartier machen sollten für den folgenden Tag. Eine andere Meldung besagte, daß am 13. um 8 Uhr Morgens die in Fulda stehenden Bayern aufgebrochen wären und voraussichtlich gegen Mittag in Hünfeld einrücken würden. Es hatte demnach am 12. dennoch ein Vorgehen stattgefunden, aber es scheint nur ein Weitervorschieben der Avantgarde unter General von Hailbronner gewesen zu sein, denen Theile des Gros nachfolgten. Durch eine fernere Meldung des Vorpostencommandanten in Odensachsen vom 13. Morgens wurde diese Annahme zur Gewißheit. Es war dort nämlich der Offizier vom Stabe des General von Hailbronner eingetroffen, der dem Vorpostencommandanten, im Auftrage des Generals, eröffnete: daß Hünfeld und mehrere umliegende Orte bis nach Burghaun hin von den Bayern besetzt wären, und daß der General, „unter Bezugnahme auf die Convention vom 10. November, nunmehr den Antrag stelle, beiderseits die bisherigen Sicherheitsmaßregeln aufhören zu lassen zur Schonung der Truppen, mit dem Zusatze, daß nöthigenfalls aus Verpflegungsrücksichten auch die anderen, durch die Convention angewiesenen, jetzt noch nicht besetzten Ortschaften belegt werden sollten, und ferner, daß dieser Antrag nur vom General von Hailbronner ausgehe. Diese Bezugnahme auf eine Convention mußte um so mehr befremden, da eine solche ja durchaus nicht vorhanden war. General von Hailbronner konnte darunter nur den Vorschlag verstanden haben, den Graf Groeben unter dem 10. November noch von Hünfeld dem Fürsten Taxis gemacht hatte zur Feststellung einer beiderseitigen Demarcationslinie, von

Digitized by Google

welchem oben die Rede war. Wie wir aber gesehen, hätte der Fürst diesen Vorschlag unter Verweisung auf den Bundestag abgelehnt, den er aber, nach obiger Aeußerung, dem General von Hailbronner gegenüber acceptirt haben mußte. Da nun die für die Bayern damals in Vorschlag gebrachte Demarkationslinie noch nicht erreicht war, so konnte Graf Groeben auf den Antrag unbedingt eingehen; da aber ausdrücklich bemerkt war, daß derselbe nur vom General von Hailbronner ausgehe, so lag es in der Natur der Sache, sich erst davon zu überzeugen, ob der Fürst auch damit einverstanden sei. Es wurde deshalb ein Generalstabsoffizier an den Fürsten nach Fulda entsendet mit einem Schreiben, worin ihm Abschrift des Telegramms des Kriegsministers vom 12. und die Meldungen der Vorposten so wie der Antrag des General von Hailbronner mitgetheilt wurde, mit welchem Graf Groeben sich einverstanden erklärte und nur noch hinzufügte, daß er um bestimmte Antwort bitte.

Diese Antwort erfolgte den 14. November. Fürst Taxis sprach darin „seine große Befriedigung über den Inhalt des kriegsministeriellen Telegramms aus, der für ihn um so größere Wichtigkeit habe, da auch er von Seiten des Bundes eingeladen sei, nicht weiter vorzugehen, als bis zu dem neutralen Boden, der die beiderseitigen Truppen jetzt trenne; in diesem Sinne habe er auch den General von Hailbronner instruirt und dessen Vorschlag zur Beziehung von Friedensquartieren veranlaßt; er beabsichtige durchaus nicht, die Etappenstraße auszugreifen und habe sich nur deshalb gegen Hünfeld ausdehnen müssen, weil das Corps des Feldmarschall-Lieutenants Baron Legeditsch schon morgen seine verlassenen Quartiere einnehme; bei der Auswahl der neuen Quartiere seien weder strategische noch politische Gründe vorwaltend gewesen ꝛc."

Wenn nun auch Graf Groeben, durch die zur Beobachtung in Coburg und Meiningen stationirten Offiziere und durch einen vom General von Schreckenstein aus Baden zu gleichem Zwecke nach Wertheim a/Main entsendeten Offizier, die genausten Nachrichten über die Bewegungen der Oesterreicher unter Legeditsch hatte und wohl wußte, daß die Angabe des Fürsten Taxis von der unmittelbaren Nähe derselben durchaus unbegründet war*), so glaubte er doch für die Ruhe der Truppen in den Quartieren noch größere Garantien herbeiführen zu müssen. Er schlug deshalb dem Fürsten Taxis vor, eine zweimal vierundzwanzigstündige Kündigungsfrist einer jeden neuen Vorbewegung vorhergehen zu lassen. Dieser lehnte zwar diesen Vorschlag in höflichster Form ab, erklärte sich jedoch bereit, darauf einzugehen, „wenn Graf Groeben den betreffenden Vorschlag bei der Bundesversammlung in Frankfurt beantragen wolle." Da hiervon keine Rede sein konnte, blieb die

*) Das Hauptquartier des F.-M.-Lt. Legeditsch war den 30. November noch in Kissingen, die Spitzen des Corps in Brückenau, Bischofsheim und Melbrichstadt; nur kleinere Abtheilungen waren den 15. November schon gegen die bayerisch-hessische Grenze vorgeschoben, selbst am 4. December, also 2 Tage später, waren außer dem 16. Jäger Bataillon noch keine Oesterreicher in Hessen.

Digitized by Google

Sache auf sich beruhen, doch hatten die bisherigen Verhandlungen die Folge, daß in den beiderseitigen Cantonnements eine Periode der Ruhe eintrat, indem alle Bewegungen sich lediglich auf Erweiterung und Wechsel der Quartiere beschränkten, ohne die auf beiden Seiten stillschweigend angenommene äußerste Linie durch Patrouillen ꝛc. zu überschreiten, obgleich auf preußischer Seite den in den äußersten Ortschaften einquartierten Abtheilungen nach wie vor die schärfste Wachsamkeit anbefohlen blieb.

Auch das Hauptquartier zu Vacha hätte sich dieser Ruhe erfreuen können, wenn nicht seine Thätigkeit noch in höherem Maße in Anspruch genommen gewesen wäre durch den nun eintretenden lebhaften Schriftwechsel, der sich nach allen Seiten hin entwickelte. Briefe und Sendboten des Königs, der Königin Elisabeth, welche ein ganz besonderes Interesse für ihre Landsleute, die Bayern, aussprach, ferner mehrerer Königlicher Prinzen, welche Nachrichten über die augenblickliche Lage und die Zustände des Armeecorps zu erfahren wünschten, wechselten ab mit Zuschriften und Telegrammen des Ministeriums, und speciell des Kriegsministers, des General von Peucker in Frankfurt, des Geheimen Rath Delbrück und des Oberstlieutenant von Steinmetz in Kassel, welche dem Grafen Groeben über die dortigen Zustände stets genaueste Kunde gaben. Die Correspondenz mit dem Fürsten Taxis hatte sich ebenfalls nur wenig vermindert, da die beiden Höchstcommandirenden sich von allen Vorkommnissen in den beiderseitigen Cantonnements Mittheilungen machten, soweit dieselben auf eine Modification des stillschweigend getroffenen Abkommens Bezug hatten. In den gegebenen Befehlen für die Divisionen bezüglich deren Aufstellung und Sammlung auf dem Plateau von Schenklengsfeld mußten endlich auch mehrere Abänderungen getroffen werden, da die immer schwieriger werdende Verkündung auf den in der vorgerückten Jahreszeit täglich schlechter werdenden Landwegen dies erforderte, so daß auch in dieser Beziehung es nicht an Thätigkeit mangelte.

Nicht minderes Interesse nahmen die politischen Angelegenheiten in Anspruch. Die Nachrichten, welche man aus den verschiedenen öffentlichen Blättern entnehmen konnte, brachten die größten Widersprüche, je nach der Parteistellung des betreffenden Blattes, denn auch in dieser Richtung kam die Spaltung der politischen Parteien, — Conservative, Liberalconstitutionelle und Demokraten — zu ganz besonderem Ausdruck. Während die Demokraten alle Segel beisetzten, um ihr Schiff in dem Fahrwasser der im Frankfurter Parlament aufgestellten „deutschen Grundrechte" zu erhalten, und auf diesem Wege weiter zu steuern zu dem ersehnten Hafen der Freiheit, glaubten die Liberalen sich anklammern zu müssen an die im Mai 1849 in Gotha vereinbarten Principien und an diejenige Politik, welche Preußen durch die Union und das Erfurter Parlament angebahnt hatte. Sie schwärmten noch immer für ein deutsches Reich unter Preußens Führung, und hatten ihre ganze Hoffnung darauf gesetzt, daß Preußen auf diesem von ihm betretenen Wege unter Aufbietung

Digitized by Google

aller Kräfte vorwärts schreiten würde. Deshalb hatten sie auch das Eingreifen Preußens in die hessischen Angelegenheiten und die Mobilmachung der ganzen Armee mit großer Befriedigung aufgenommen und mit Jubel begrüßt. Aber wie hatten sich inzwischen die Verhältnisse geändert?!

Für die Conservativen und ihr Hauptorgan, die Kreuzzeitung, war dagegen „die deutsche Frage" welche sie von Hause aus eigentlich schon als eine Beeinträchtigung Preußens erkannten, mehr und mehr in den Hintergrund getreten; ihr Ziel war und blieb die gänzliche Beseitigung aller sogenannten „Errungenschaften" aus dem Jahre 1848 und die Zurückführung aller staatlichen Beziehungen auf die früheren Zustände. Hatten sie es doch dahin gebracht, daß bereits im Sommer 1850 die früher auf Allerhöchsten Befehl des Königs angelegte deutsche Kokarde, — von ihnen verächtlich als „Kuhblume" bezeichnet, von den Dienstmützen der Truppen verschwand, freilich angeblich nur aus „Ersparungsrücksichten"! denn an den Helmen, der eigentlichen dienstlichen Kopfbedeckung, wurde sie noch neben der preußischen Kokarde auch ferner getragen. Die Verfassungsurkunde war für sie nur ein „Blatt Papier" und ein hervorragender Vertreter dieser Richtung, der Geh. Rath Markus von Niebuhr der auf einer Mission nach Kassel und Frankfurt begriffen, sich eines Tages in der Landwehruniform im Hauptquartier einfand, hatte sich über die hessischen Offiziere und Beamte, welche treu an der von ihnen beschworenen Verfassung festhielten, in einer Art und Weise geäußert, welche hier nicht wiedergegeben werden kann, aber bei den Zuhörern allgemeine Mißbilligung hervorrief. Das Ministerium Manteuffel schien sich aber immer entschiedener zu dieser Richtung hingezogen zu fühlen und schrieb die Devise: „Bruch mit der Revolution und Solidarität der conservativen Interessen" auf seine Fahne, womit es sich der kräftigsten Unterstützung des Kaisers Nicolaus von Rußland erfreuen durfte, der ja, wie durch neuerdings veröffentlichte authentische Belege wiederholt bestätigt wurde, der entschiedenste Gegner der seit 1848 von Preußen eingeschlagenen Wege der innere und äußeren Politik war.

Mit gespanntester Erwartung sah man im Hauptquartier zu Vacha der weiteren Entwickelung der augenblicklichen Lage entgegen. Der Verlauf der Verhandlungen in Wien zwischen Oesterreich und Preußen unter russischer Vermittelung, und die Vollendung der befehlenden Mobilmachung waren die beiden Punkte, auf welche sich vorzugsweise die Aufmerksamkeit richtete. Von diesen Verhandlungen hing es ja ab, welche Aufgaben dem preußischen Armeecorps in Kurhessen noch ferner zur Lösung zufallen sollten, und die Vollendung der Mobilmachung allein konnte nur diejenigen Mittel bieten, welche zu dieser Lösung erforderlich waren, wenn die Verhandlungen nicht zu dem angestrebten Ziele führen sollten. Von dem eigentlichen Verlauf dieser Verhandlungen erfuhr man selbstredend nur wenig, und konnte nur aus dem Inhalt der gelegentlichen Weisungen des Kriegsministers einen Schluß ziehen, ob derselbe sich zu Gunsten oder zum Nachtheil Preußens

Digitized by Google

neigte. Die Mobilmachung aber hatte nur langsamen Fortgang, und es dürfte nicht unangemessen erscheinen, die Ursachen der Verzögerung in kurzen Zügen hier zur Anschauung zu bringen.

Nach den damals giltigen Bestimmungen sollte das mobile Armeecorps 4 Infanterie-Divisionen formiren, jede aus 1 Brigade von 6 Bataillone Infanterie, nebst einem Cavalleriegiment von 4 Schwadronen und der zugehörigen Artillerie bestehend, dazu traten noch für das Armeecorps 1 Cavalleriedivision von 4 Regimentern damals Reserve-Cavallerie genannt, 1 Jäger Bataillon, 1 Pionnier-Abtheilung und der Rest der bei den Divisionen nicht eingetheilten Batterien als Reserve-Artillerie. Die Infanterie Brigade wurde aus dem im Frieden vorhandenen Linien-Infanterie-Regiment und dem correspondirenden Landwehr-Regiment formirt, von dem im Frieden nur die schwachen Stämme bestanden und zu welchem das Linien-Regt. eine Anzahl von Offizieren Unteroffizieren ꝛc. abgeben mußte. Für alle diese Formationen waren im, Frieden die eingehendsten Vorbereitungen getroffen — auf dem Papier — aber der ganze Mobilmachungsplan mit seinem Personal-, Raum-, und Zeitberechnungen basirte sich auf der Anwesenheit der Truppentheile des Friedensstandes in ihren Garnisonen und auf der Integrität des Corps in seinen einzelnen Bestandtheilen. Nur dadurch konnte ein geregeltes Ineinandergreifen aller Räder des ganzen complicirten Mechanismus ermöglicht werden. Nun war aber zu dieser Zeit fast kein Armeecorps intact, indem aus allen Corps einzelne Regimenter sich außerhalb der Friedensgarnisonen und des Corpsverbandes , ja außerhalb des Staates befanden in Folge der Aufstellung des Armeecorps in Baden, der Truppen in Hamburg, und in Mecklenburg an der lauenburgischen Grenze, welche Holstein geräumt hatten, und das Groeben'schen Corps in Hessen, so daß innerhalb des Corpsbezirks vielfach nur die Landwehrbataillone aufgestellt werden konnten. Die früher stattgehabten theilweisen Mobilmachungen einzelner Regimenter hatten auch in den Listen zur Mobilmachung große Lücken in Bezug auf die dort aufgestellten Zahlen gemacht, so daß eine neue Repartition der Mannschaft und namentlich der Pferde aufgestellt werden mußte — kurz — es war eine Mobilmachung mit Hindernissen aller Art, welche auch für das Groeben'schen Corps auf der Etappenstraße speciell empfunden wurde, da dasselbe ja aus Truppen von 7 verschiedenen Armeecorps zusammengesetzt war. Der bevorstehenden Ankunft der Reserven und Augmentation wurde erwartungsvoll entgegengesehen, da die Ausrückungsstärke der Truppentheile durch die in Folge der Mobilmachung nöthig gewordenen Abcommandirungen und den täglich zunehmende Krankenstand sehr vermindert war, dieselbe betrug am 18. November 472 Offiziere 1729 Mann 3689 Pferde (darunter 1934 der Cavallerie.)

Mit Ausnahme einiger Quartierwechsel und der weiteren Ausdehnung der Bayern nach rechts und links, ohne Ueberschreitung der bisherigen Demarkationslinie, blieben die gegenseitigen Beziehungen der beiden sich ein-

Digitized by Google

ander gegenüberstehenden Corps in Hessen ziemlich in den früheren Verhältnissen bis zum 22. November. An diesem Tage kam ein neuer Antrag zum weiteren Vorgehen der sogenannten Bundestruppen zur Sprache, aber diesmal nicht auf dem directen Wege, da Fürst Taxis und der hinter ihm stehende Graf Rechberg wohl eingesehen haben mochten, daß sie durch Verhandlungen mit Graf Groeben ihren Zweck nicht erreichen würden. Diesmal versuchte man auf einem Umwege und durch Heranziehung einer höheren Instanz eher zum Ziele zu gelangen. Graf Thun, der österreichische Bevollmächtigte am Bundestage zu Frankfurt, hatte nämlich dem General von Peucker, der dort die Interessen Preußens vertrat, vertraulich mitgetheilt, daß in Bezug auf die Verpflegung der Bundestruppen in Hessen die größten Schwierigkeiten herrschten, und daß es nöthig sei, die Verpflegungsmittel aus entfernteren Theilen Hessens herbeizuschaffen, dies aber nicht ausgeführt werden könne, weil die preußischen Truppenbefehlshaber die Erlaubniß zur Gewährung der nöthigen Transportmittel verweigerten und sogar mit Zerstörung der Eisenbahnen gedroht hätten, falls dieselben zu diesem Zweck benutzt würden ꝛc. General Peuker hatte dies dem Minister von Manteuffel vorgelegt, der es dem Kriegsminister zuwies. Den 22. Abends kam nun ein Stabsoffizier des Kriegsministeriums nach Vacha zur näheren Besprechung dieser Angelegenheit.

Die Angaben waren sehr übertrieben. Einem Ankauf von Lebensmitteln auch jenseits der Demarcationslinie und dem Transport derselben mittelst Frachtfuhrwerk oder auf der Eisenbahn über die Etappenstraße würde gewiß kein Hinderniß entgegengestellt worden sein, wenn dies beantragt worden wäre. Daß aber Executions-Commandos auch in den von preußischen Truppen besetzten Ortschaften auf dieser Straße und über dieselbe hinaus Requisitionen an Lebensmitteln und Fourage unternehmen und das executorisch Eingetriebene mit requirirten Gespannen abführen wollten, wie es in den von den Bayern besetzten Aemtern geschah, konnte und durfte für jetzt noch unmöglich gestattet werden.

In diesem Sinne berichtete Graf Groeben dem Kriegsminister und bat um bestimmte Befehle. Gleichzeitig wurde auch dem Fürsten Taxis davon Mittheilung gemacht und die Bereitwilligkeit ausgesprochen, seinen zu erwartenden Anträgen darüber so weit als möglich entgegen zu kommen. Im Hauptquartier der Bundestruppen schien man aber auf diese Antwort nicht gefaßt gewesen zu sein, sondern ein sofortiges Zugeständniß erwartet zu haben, denn die Erwiderung des Fürsten Taxis auf dieses Anerbieten war in einem Tone abgefaßt, der in vielen Stellen mehr einer Drohung nahe kam, in anderen Punkten aber dahin zielte, den Grafen Groeben zur gänzlichen Räumung Hessens zu überreden, da das Land zu Grunde gerichtet würde durch die Anwesenheit einer so großen Truppenzahl. In seiner energischen Beantwortung dieses Briefes konnte Graf Groeben aber nicht unterlassen, dem Fürsten in Bezug auf letztere Aeußerung

Digitized by Google

zu bemerken, daß das Zugrunderichten des Landes sich doch nur auf den von den Bayern besetzten Theil beziehen könne, da in den von Preußen eingenommenen Aemtern noch keine Klage gehört worden, und noch niemals so viel baares Geld im Umlauf gewesen sei, weil alle Bedürfnisse baar bezahlt würden.

Die dem preußischen Corps auf der Etappenstraße zugefallene militärisch-politische Aufgabe hatte noch einen Zuwachs erhalten durch die Auflösung des bisher in Baden gestandenen Corps des General von Schreckenstein, dessen zu den mittleren und östlichen Armeecorps gehörende Bestandtheile nunmehr in ihren Corpsverband zurückkehren und dazu theils die Eisenbahn von Frankfurt über Guntershausen (Kassel) nach Gerstungen und Eisenach, theils die Etappenstraße über Gießen, Alsfeld, Hersfeld ꝛc. nach Erfurt benutzen sollten. Ein Festhalten der Eisenbahn und das Offenhalten der Etappenstraße war demnach dringend nöthig, damit der Transport und der Marsch nicht gestört werde. Außerdem waren, nach den im Ministerium zu Berlin herrschenden Ansichten, noch zwei andere Zwecke zu verfolgen, nämlich: zur Förderung eines zu hoffenden Einverständnisses zwischen Preußen und Oesterreich willig die Hand zu bieten, und ferner: Zeit zu gewinnen, damit die Armee schlagbereit werde und man vollkommen gerüstet sei, wenn die angeknüpften Unterhandlungen in Wien keinen günstigen Erfolg haben sollten. Beide Zwecke konnten nur dadurch erreicht werden, daß für jetzt noch alle Conflicte vermieden wurden, einerseits nicht störend auf die schwebenden Unterhandlungen, anderseits nicht hemmend auf die im besten Fortschritte begriffene Mobilmachung einzuwirken.

Was nun den letzteren Punkt betraf, so stand dessen Erledigung in naher Aussicht, denn zu dieser Zeit waren in allen Armeecorps die Landwehr-Bataillone und die im Corpsbezirk anwesenden Infanterie-Regimenter auf voller Kriegsstärke und marschbereit; für die außerhalb des Corpsbezirks stehenden Regimenter waren die Reserven ebenfalls schon in Marsch gesetzt, deren Eintreffen täglich erwartet wurde, so daß es sich nur noch um die Vereinigung der Landwehr- und Linien-Regimenter handelte zur Formation der Kriegsbrigaden. Die Landwehr-Cavallerie war freilich kaum marschfähig, und bei der Linien-Cavallerie war die Formation auf Kriegsstärke und die Zusammenstellung der Ersatzschwadronen noch zurück, da die Aushebung der Pferde in einigen Provinzen noch nicht ganz hatte vollendet werden können, aber auch hier war es nur eine Frage von wenigen Tagen. Die Artillerie war schon früher mit mehreren Batterien in jedem Regiment mobil gemacht worden, sodaß dem ersten Bedürfniß genügt werden konnte, während die noch fehlenden Batterien zur Zeit in Formation begriffen waren nebst den dazu gehörigen Colonnen. Auch die Trains mit ihren verschiedenen Colonnen und die sogenannten Administrations-Branchen waren noch in der Formation begriffen. Der vortreffliche patriotische Geist, der allgemein im Volke herrschte bei dieser Gelegenheit, wo es sich

Digitized by Google

vermeintlich um die Aufrechthaltung der Rechte Preußens in der deutschen Frage handelte, half alle durch die besonderen Verhältnisse herbeigeführten Schwierigkeiten leichter überwinden.

Weniger günstig schien es mit den schwebenden Unterhandlungen zu verlaufen, über welche man Nachrichten freilich nur aus den Zeitungen erfuhr. Oesterreich hatte bezüglich der deutschen Angelegenheiten unbedingten Wiederanschluß an die früheren Bundesverhältnisse und andere Forderungen gestellt, auf welche Preußen nicht eingehen zu können glaubte, obgleich es den Gedanken der Union bereits fallen gelassen hatte. Der Minister-Präsident Oesterreichs, Fürst Schwarzenberg, sollte sogar unter dem 25. November ein Ultimatum aufgestellt haben, in Folge dessen der preußische Minister des Auswärtigen und interimistische Ministerpräsident von Manteuffel eiligst nach Olmütz abgegangen sei, um dort, unter russischer Vermittelung, mit dem Fürsten Schwarzenberg zu verhandeln. Daß in dieser Beziehung eine Krisis vorhanden sein mußte, ging aus eine Depesche des Kriegsministers an den Grafen Groeben vom 26. November hervor, welche am 27. früh in Vacha einlief, worin ausdrücklich gesagt wurde, daß es jede Stunde unzweifelhafter würde, wie die Gegner die Sache zum Bruch bringen wollten, und zwar zunächst in Hessen; Graf Groeben habe sich also darauf vorzubereiten und so schnell als möglich sich zu verstärken durch Heranziehung von Truppen aus Westfalen u. s. w.

Es hatte dieser speciellen Mahnung zur Vorsicht nicht bedurft, um die nothwendig erscheinenden Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ueberraschung durch das Vorgehen der sog. Bundestruppen zu treffen, da durch die einlaufender Meldungen aus den äußersten Cantonnirungen schon seit mehreren Tagen zu entnehmen war, daß auf gegnerischer Seite etwas Besonderes im Werke sein mußte. Zwischen Hünfeld und Hersfeld hatten mehrere Bewegungen der Bayern stattgefunden und die Ortschaften an der Demarkationslinie waren stärker belegt worden. Nicht nur im Haunthale gegen Hersfeld, sondern auch gegen den linken Flügel des preußischen Corps, auf der Straße von Hünfeld nach Vacha, hatte man den Marsch größerer Abtheilungen wahrgenommen; Rasdorf und Leimbach waren von den Bayern besetzt worden und am 23. November waren die Spitzen soweit bis zur weimar'schen Grenze vorgeschoben, daß sogar um 8 Uhr Abends die preußische Dorfwache in Sünna alarmirte, wodurch die in diesem Landestheile cantonnirende Avantgarde ins Gewehr trat und ihre Bagage nach Vacha dirigirte. Nach Meldung des General von Döring hatten sich die Vorbereitungen zur schnellen Alarmirung durch Fanale durchaus bewährt und sämmtliche Abtheilungen der Avantgarde waren in kürzester Zeit in vollkommener Bereitschaft gewesen, Auch die bis jetzt noch in Fulda gestandenen Bayern — das Gros des Corps — waren in Bewegung und im Marsch auf Hünfeld und bezogen die durch das Vorgehen der Avantgarde frei werdenden Quartiere, während die Reserve bis Fulda und Marbach nachrückte. Zwischen Fulda und

Digitized by Google

Hanau waren dagegen alle Ortschaften frei und voraussichtlich für die Division Legeditsch offen gehalten, welche indeß die Grenze noch nicht überschritten hatte, sondern sich zwischen derselben und Brückenau zusammenzog*). Hanau war noch von den Bayern besetzt. Das 1. bayerische Armeecorps war in der Mobilmachung begriffen und concentrirte sich bei Bamberg; im Großherzogthum Hessen wurden bedeutende Einkäufe an Fourage gemacht und nach Fulda abgeführt.

Aus allen diesen Nachrichten zog Graf Groeben den Schluß, daß Fürst Taxis das Corps bei Hünfeld zusammenziehe, unter Vorschiebung der Avantgarde gegen Hersfeld und die Etappenstraße, während die Oesterreicher, in der weit gegen Norden vorspringenden Spitze Bayerns, um Brückenau, Bischofsheim und Neustadt concentrirt, bereit standen, die Bewegung entweder über Fulda und Hünfeld zu unterstützen oder auf der Straße über Tann direct auf den preußischen linken Flügel bei Vacha zu operiren. Man konnte aber mit um so größerer Ruhe den nächsten Ereignissen entgegensehen, da das Corps von Tag zu Tag stärker wurde. Der Kriegsminister hatte nämlich bereits früher dem Grafen Groeben nicht allein das ganze 7. (westfälische) Armeecorps, dessen commandirender General er war und von dessen Truppen der Friedensstärke zur Zeit schon 12 Bataillone Linien-Infanterie, 10 Schwadronen und 4 Batterien bei dem Corps auf der Etappenstraße standen**), zur Verfügung gestellt, sondern auch diejenigen aus Baden zurückkehrenden Regimenter, welche die Etappenstraße zu ihrem Rückmarsch oder die Eisenbahn benutzten, für den Fall, daß zur Zeit ihres Durchmarsches durch Hersfeld oder ihres Eintreffens auf den Stationen Gerstungen, Bebra oder Eisenach irgend ein Angriff des Gegners zu erwarten wäre. Das interimistische Generalcommando des 7. Armeecorps, welches bei Rehme und Gegend in der Concentration begriffen war, erhielt Befehl, die bereits dort vorhandenen mobilen Truppen des Corps ungesäumt mit Benutzung der Eisenbahnen nach Kassel in Marsch zu setzen, und die

*) Nach den Meldungen der zur Beobachtung detachirten Offiziere standen hier die österreichischen Infanterie-Regimenter Benedek, Schwarzenberg, Erzherzog Albert, Erzherzog Ludwig und Wellington, Windisch-Grätz, Chevaulegers und Coburg-Husaren, nebst 5 Batterien des 1. Artillerie-Regiments, darunter 1 Raketen-Batterie. Der Rest des österreichischen 4. Armeecorps sollte vom 25. November ab von Nördlingen per Eisenbahn nach Bamberg befördert werden, um sich mit dem 1. bayerischen Armeecorps zu vereinigen.

**) Von den ursprünglich zum 7. Corps gehörigen Truppen 2 Bataillone des 13., des 15., 3 Bataillone des 17 Regiments, und von den dem Corps früher abcommandirten Truppen überwiesenen Regimentern, das 18. und das 32. Regiment mit je 3 Bataillonen. An Cavallerie das 4. Kürassier-Regiment und 2 Schwadronen des 5. Ulanen-Regiments, so wie das 12. Husaren-Regiment, welches die Stelle des 8. Husaren-Regiments vertrat, das 11. Husaren-Regiment, welches ebenfalls zur Verfügung gestellt war, wurde über Eisenach nach Gerstungen instradirt, und zwei in Eisenach eingetroffene Bataillone des 31. Regiments nach Berka herangezogen.

Digitized by Google

dort ankommenden Regimenter im Fuldathale und dessen Nähe, von Melsungen über Rothenburg bis Bebra in engen Cantonnirungen unterzubringen.

Durch die täglich bei einzelnen Regimentern eintreffenden Reserven erreichte der bei Hersfeld stehende Theil der Division Tietzen den 27. November die Stärke von ca. 6500 Mann mit 14 Geschützen, die Division Radziwill bei Schenklengsfeld und Friedewald wurde 8000, und unter Heranziehung der beiden Bataillone des 31. Regimentes aus Berka 10,000 Mann mit 24 Geschützen stark, die Division Bonin, bei Vacha, unter Heranziehung eines Theiles der Avantgarden-Brigade des General von Döring erreichte ebenfalls die Stärke von 10,000 Mann mit 12 Geschützen und außerdem blieben von dieser Brigade noch 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 4 Geschütze bei Geysa disponibel zur Beobachtung der Straße von Tann, so daß bei einem Versuch des Gegners zum gewaltsamen Durchbruch auf der Etappenstraße mehr als 26,000 Mann mit 54 Geschützen bereit standen, denselben zurückzuweisen und zwar mit um so wahrscheinlicherem Erfolg, da die Stärke des Taxis'schen Corps zur Zeit nur auf höchstens 25,000 Mann angenommen werden konnte. Allerdings war der Gegner insofern im Vortheil, als er seine ganzen Streitkräfte zu einem Stoß auf einen bestimmten Punkt concentriren konnte, während das Groeben'sche Corps auf einer Entfernung von fast 4 Meilen in der Front und ca. 3 Meilen in der Tiefe vertheilt war; da aber der Gegner für jetzt noch keine Unterstützung unmittelbar hinter sich hatte, so kam diese Zersplitterung vorläufig weniger in Betracht.

Die Anzeichen zu einem Vorgehen des Gegners vermehrten sich noch durch einlaufende Meldungen, daß in der Nacht vom 26. zum 27. November die Bayern in Hünfeld feldmäßig gerüstet ausgerückt und theilweise abmarschirt wären; ein Postillon hatte in derselben Nacht zwischen 1 und 3 Uhr auf der Straße von Hünfeld nach Hersfeld, in der Gegend von Rhina und Neukirchen bedeutende Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen im Marsch angetroffen; in Hünfeld war auf den 28. November zur Feier des Geburtstages des Königs von Bayern große Parade und Kirchgang befohlen; bei den Vorposten hatte man einen sehr lebhaften Patrouillengang in größeren Abtheilungen gegen die Demarcationslinie wahrgenommen u. s. w. Aus allen diesen Nachrichten glaubte nun Graf Groeben schließen zu dürfen, daß gerade am 28., dem Geburtstage des Königs, der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Er befahl deshalb, daß die Truppen sich am Morgen des 28. in ihren respectiven Stellungen zusammenziehen sollten, und zwar die Avantgarde bei Buttlar, die Division Tietzen bei Hersfeld, die Division Radziwill bei Friedewald und Schenklengsfeld, die Division Bonin bei Vacha. So wurde das Weitere erwartet, und die Vorposten erhielten die Weisung zu verdoppelter Aufmerksamkeit. Der erwartete Angriff fand nicht statt, da die Bayern in die Quartiere zurückgingen; daß aber die Voraussetzungen nicht ohne Berechtigung gewesen, bezeugte eine Depesche des Kriegsministers vom 28., wonach in Folge einer

Digitized by Google

Nachricht des General von Peucker, Graf Thun vom Fürsten Schwarzenberg am 27. unter Anführung der bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Minister v. Manteuffel, die Weisung erhalten habe, den schon beschlossenen Vormarsch des Fürsten Taxis um 48 Stunden zu verschieben. Die preußischen Truppen gingen ebenfalls in ihre Cantonnements zurück.

Außer einigen Veränderungen in den früheren Dispositionen, welche sich als Folge der oben erwähnten Aufstellung des Corps am 28. November nöthig gezeigt, und der damit verbundenen Quartierwechsel, verblieb Alles in dem bisherigen Zustande. Die verschiedenen Armeecorps, von denen noch Regimenter auf der Etappenstraße standen, verlangten dringend deren Rückkehr in den Corpsverband zur Vervollständigung der Kriegsformation. Graf Groeben hatte deshalb den Anmarsch des 7. Armeecorps aus Westfalen in der Weise angeordnet, daß:

1. die 27. Division mit 3 Landwehr-Bataillonen, 1 Landwehr-Cavallerie-Regiment und eine 6pfd. Batterie am 7. December,
2. die 28. Division in gleicher Zusammensetzung am 8. December,
3. die 26. Division in gleicher Stärke am 9. December,
4. die 25. Division in gleicher Stärke am 10. December,
5. das Füsilier-Bataillon 13. und das ganze 5. Infanterie-Regiment am 11. December in Kassel eintreffen und von dort weiter nach Hersfeld und Vacha instradirt werden sollten. Die Reserve-Artillerie sollte in den Tagen vom 6. bis 12. December mit täglich einer Batterie dort eintreffen, und endlich am 15. December die beiden Pionnier-Compagnien. Nach Maßgabe des Eintreffens dieser Truppen in den ihnen auf der Etappenstraße anzuweisenden Quartieren, sollten die zu anderen Armeecorps gehörenden Abtheilungen zu ihren Corps abrücken, wobei die Anordnung getroffen war, daß bei dieser Ablösung Zug um Zug die Stärke des hier aufgestellten Corps keinen Augenblick alterirt wurde, sondern noch zunahm, indem Ende November bei diesem Corps der Krankenstand auf 919 Mann gestiegen war, von denen 810 in den Lazarethen zu Hersfeld, Vacha, Völkershausen, Eisenach, Erfurt, Weißenfels, Halle und Kassel untergebracht waren, darunter 29 Cholera- und 215 Augenkranke.

Eine Depesche des Kriegsministers vom 28. hatte dem Grafen Groeben noch den Befehl des Königs gebracht, „daß bei etwaigem Vorrücken des Fürsten Taxis diesem mitgetheilt werden sollte, wie gerade in diesem Augenblick von Seiten Preußens eine Cooperation für die Unterwerfung der kurhessischen Unterthanen unter die Autorität des Landesherrn eingeleitet sei, und wenn der Fürst dennoch vorrücken sollte, dagegen Verwahrung wegen der Folgen einzulegen sei; im Falle eines nöthig werdenden Rückzuges sollte dieser auf Erfurt genommen werden." Von activem Widerstande gegen das Vorrücken der Bayern war nichts erwähnt. Eine andere Depesche vom 29. brachte eine Anzeige des Geh. Raths Niebuhr aus Frankfurt, daß der Kurfürst von Hessen einem Gesuche der Bürgerschaft, zur Rückkehr nach Kassel

Digitized by Google

alsbald Folge geben wollte, unter der Voraussetzung, daß die preußischen Truppen bereitwillig diejenigen Ortschaften frei machten, welche der Kurfürst berühre oder mit seinen eigenen Truppen besetzen lasse; dann würde derselbe eine gleichmäßige Verminderung der preußischen und gegnerischen Truppen durch eine Convention bewirken lassen. Beide Depeschen hatten auf die bisher getroffenen militärischen Anordnungen auf der Etappenstraße keinen Einfluß, auch die letztere nicht, die bevorstehende Reise des Kurfürsten betreffend, da darin auf eine Convention Bezug genommen wurde, deren Erfolg erst abzuwarten war.

Inzwischen brachten die Zeitungen bereits Nachrichten über die Verhandlungen zu Olmütz, die sich zwar in vielen Punkten widersprachen, aber in dem einen Punkte übereinstimmten, daß Preußen den Forderungen Oesterreichs nachgegeben habe. Einigermaßen bestätigt wurde diese Nachricht durch eine Depesche des Kriegsministers vom 1. December, in welcher dem Grafen Groeben notificirt wurde, daß „durch ein zwischen Preußen und Oesterreich getroffenes Abkommen die Erledigung der hessischen Angelegenheiten dem gemeinsamen Wirken beider Mächte unterzogen sei, wodurch sich die Lage wesentlich ändere und die dem Corps auf der Etappenstraße gegenüberstehenden Truppen nicht mehr als Gegner zu betrachten wären; ein preußischer Commissar, wahrscheinlich General Brese, werde noch heute den Auftrag erhalten, mit dem Commissar Oesterreichs und seiner Verbündeten ins Einvernehmen zu treten, und weitere Schritte zu verabreden." Es war noch hinzugefügt, „daß der Durchzug der Occupationstruppen durch die von Preußen besetzten Linien nicht weiter zu verhindern sei, da dieselben aus Mangel an Subsistenzmitteln in ihren jetzigen Quartieren angeblich nicht ausdauern könnten, worüber indeß mit dem Fürsten Taxis ins Einvernehmen zu treten sei, das unbedingte Festhalten der Etappenstraße auf allen Punkten sei nicht mehr erforderlich, die Aufstellung könne im Hessischen und Weimarischen so genommen werden, wie es die Rücksicht auf die Truppen erfordere, doch dürfe die militairische Sicherheit nicht außer Acht gelassen werden." Ausdrücklich war noch darauf hingewiesen, daß der Durchzug über die Etappenstraße nur in einer Weise zu gestatten sei, wobei die beiderseitigen Truppen nicht mit einander in Berührung kämen, und daß Kassel bis auf Weiteres von Preußen besetzt bleibe, da die Rückkehr des Kurfürsten mit seinen Truppen zu erwarten sei, wonach erst Näheres vereinbart werden sollte."

Aus dem Inhalt dieser wichtigen Depesche konnte Graf Groeben zwar entnehmen, daß die bisherigen Beziehungen der beiderseitigen Truppen zu einander den Charakter einer Gegnerschaft verloren hatten, daß jedoch die nächsten Consequenzen dieses neuen Verhältnisses noch von einem Einvernehmen beiderseitiger Commissare abhingen, bevor sie praktisch ins Leben treten könnten. Er gab deshalb dem Fürsten Taxis sogleich Kenntniß von der erhaltenen Depesche, die er im Auszuge mittheilte, indem er auf die bevor-

Digitized by Google

ſtehenden Verhandlungen der beiden Commiſſare verwies und ferner den Anträgen des Fürſten bezüglich des Durchmarſches entgegenſah. Der Stab der 27. Diviſion des 7. Armeecorps war inzwiſchen mit dem Landwehr-Bataillon Meſchede in Kaſſel, das Landwehr-Bataillon Iſerlohn in Karlshafen eingetroffen; die übrigen Abtheilungen des 7. Armeecorps folgten auf dem Fuße. Es wurde nun ſofort telegraphiſch befohlen, die ferneren Märſche zu ſiſtiren, was um ſo nothwendiger wurde, da die Eiſenbahn von Marburg nach Eiſenach in dieſer Zeit durch die Beförderung des aus Baden zurückkehrenden 20. und 24. Infanterie-Regiments in Anſpruch genommen war. Auch an den in Kaſſel befindlichen General Breſe wurde telegraphirt und derſelbe um Auskunft gebeten, wann er mit den öſterreichiſchen Comiſſar in Verbindung treten werde? und ob und zu welcher Zeit Graf Groeben ihn in Vacha erwarten könne? General Breſe antwortete ſogleich, daß er im Begriff ſei, nach Frankfurt und Wilhelmsbad abzureiſen, aber bis jetzt für die vom Grafen Groeben angeregte Angelegenheit noch keine Anweiſung und Inſtruction erhalten habe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Illustrirte Bibliographie.

Brehms Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Colorirte Ausgabe. Leipzig. Bibliographisches Institut.

In einer Sitzung des deutschen Reichstages wurde jüngst Brehms Thierleben zusammen mit dem, in demselben Verlage erscheinenden Meyer'schen Conversationslexikon als eine der bedeutendsten Unternehmungen des deutschen Buchhandels bezeichnet. In der That mag es vielleicht gewagtere, idealistischere Unternehmungen in den letzten Jahrzehnten gegeben haben; aber erfolgreicher hat sich kaum ein anderes durchgerungen, und keines andere hat solchen Erfolg mehr verdient, als diese. Wie es in jener Rede ausgedrückt wurde: der deutsche Buchhandel kann mit Stolz auf diese Werke blicken als auf rechte Triumphe seiner Organisation.

Von dem Conversationslexikon braucht hier nicht weiter geredet zu werden; seine Volksthümlichkeit gehört beinahe schon dem Sprüchworte an; „im Meyer nachsehen" ist eine Abkürzung, die Jedermann verständlich ist. — Hier handelt es sich um das Thierleben, das gegenwärtig in neuer Ausgabe erscheint.

Ein neues Buch unter altem Titel, sagt das Vorwort mit begründetem Selbstbewußtsein. Aber dabei ein Buch, das seine alten Vorzüge ungeschmälert bewahrt und sich nur darin geändert hat, daß es nach allen Seiten hin vollkommener ausgewachsen ist. Es verlohnt sich schon der Mühe, wenn es sich um ein Werk von solcher Bedeutung handelt, auf diese Neugestaltung einen Augenblick einzugehen.

Das Thierleben ist von vornherein zum Volksbuche bestimmt worden: und daß es sich diesen Ehrentitel verdient hat, das dankt es dem unfehlbaren Takte, womit sein Herausgeber den einmal gewählten, zweckmäßigen Standpunkt festgehalten hat. Es ist kein Buch von gelehrtem Auftreten. Sonder Zweifel steckt darin eben so viel Arbeit, und wenn nicht eben so scharfe Schlußfolgerung, so doch mindestens ebenso viel liebevolle Naturbeobachtung wie in sämmtlichen Schriften Darwins oder Häckels. Aber alles das dient hier einer anderen Absicht. Nicht jener Art Wissenschaft, die man unbeschadet ihrer erhabenen Verdienste wohl eine todte nennen darf: die sich mit Zähnen, Knochen, Federn und Klauen herumplagt und unter diesem Wuste von Merkmalen für den Laien die Spur ihres eigenen Weges verbirgt. Diese Wissenschaft riecht gar zu oft nur nach Kampher und Spiritus; und ihre Diener huldigen ihr in dumpfen Laboratorien und staubigen Museen vor ausgestopften Bälgen und sauberen Gerippen. Das ist die strenge Göttin, die ihr Angesicht nur dem Geweihten enthüllt:

Digitized by Google

der großen Menge widerstreben ihre Formeln eben so sehr wie das X und Y der Algebra. Aber die große Menge hat doch wohl auch ihre Daseinsberechtigung, und ihr Wunsch, die Natur möglichst kennen und somit lieben zu dürfen, ist nicht ganz unbillig.

Dieses Kennenlernen ist indeß dem modernen Menschen nicht ganz leicht gemacht. Mehr als ein Drittel der Culturvölker, die Bewohner der Großstädte, haben Thiere nur selten anders als in Käfigen, auf Bratenschüsseln oder auf Abbildungen gesehen. Man vergißt zu leicht, wie viel wissenswerthe Dinge damit verloren gehen. Eine glücklichere Zeit fand in der Betrachtung des Thierlebens die Anregung zu Sprüchen einfacher Weisheit. „Geh' zur Ameise, Du Fauler!" soll man das dem sechsjährigen kleinen Bummler, geschniegelt und dünnbeinig, sagen, der in seiner teppichbelegten Kinderstube mit der Ameise nur dunkle Begriffe ungemüthlicher Sommerwohnungen verbindet, in deren Räume sich vielleicht hin und wieder einige dieser Kerbthiere zu allgemeiner Entrüstung verirrt haben? Wir besitzen ein hübsches, lesenswerthes Buch von einem Gelehrten, Carl Sylvio Köhler: „Die Thiere im Sprüchworte der Alten", aus dem man sehen kann, wie nahe ehedem Mensch und Thier mit einander verkehrten und welch' einen Raum dieses in der Anschauung seines Herren ausfüllte. Die Liebe zum Thiere und die Theilnahme für dasselbe ist noch immer vorhanden; nur wird ihr immer mehr die Gelegenheit, sich zu bethätigen, entzogen.

Für dieses Bedürfniß hat Brehm sein schönes Buch geschrieben, und diesem entspricht dasselbe vollkommen. Die Zahnformen jedes einzelnen Thieres, die Angaben über Federn und Klauen, die finden sich natürlich auch mit aller wünschenswerthen Genauigkeit darin — aber das ist nicht das Wesen des Thierlebens. Brehm schildert, genau wie es der kurze Titel so schlagend ausdrückt, das lebendige Thier in seinen Gewohnheiten und Eigenschaften.

Unsere Zeit hat die Seele eines alten Registrators, der jedes Ding sauber mit schwarzweißem Zwirn in seinen Umschlag heftet und an Thatsachen nur glaubt, so weit sie actenmäßig verbürgt sind — übrigens unermüdlich darin, jeden Zweig des Lebens in seinem ungeheuren Archive einzuhegen. Das ist eine Neigung, die diesem Buche trefflich zu statten kommt, die ihm die wunderbare Gediegenheit verleiht. Wie weit entfernt sind wir mit ihm nicht von jenen alten „Naturgeschichten" — hieß er nicht Raff, der spaßige alte Schmöker, in dem wir einst die höchst unglaubliche Geschichte von den Affen und den Pechstiefeln gelesen haben? Vergangene Zeiten! Selbst Kinder bekommen solche Bücher nicht mehr in die Hand — weit hinausgespült sind sie in das Meer, wo Bücher zu Lumpen werden, und nur vor dem Auge der Erinnerung tauchen sie bisweilen als schnurrige Scheinbilder auf. Das Thierleben ist schwereren Schlages als der „kleine Raff", geistig wie leiblich, ihm wird dieses traurige Schicksal wohl immerdar erspart bleiben.

Brehm selber ist für dieses Buch in fast wunderbarer Weise gewissermaßen vorher bestimmt worden. Denn sein Stoff konnte nur durch Anschauung erworben werden. Das Leben der Thiere schildert man nicht nach Büchern; dazu braucht es ein Leben geduldiger Beobachtung, unermüdeten Sammelns. Das kann nicht Jeder, dazu gehört außer manchen anderen unentbehrlichen Eigenschaften vor allen Dingen Liebe und die so seltene, unschätzbare Gabe des Sehens — insofern als Sehen nicht ein gedankenloses Aufnehmen rasch verwischter Eindrücke ist, sondern wirkliches Wahrnehmen und Festhalten. Brehm selber hat irgendwo einmal erzählt, wie ihm diese beiden Eigenschaften anerzogen oder wenigstens planmäßig in ihm ausgebildet worden sind. Schon sein Vater war ein lebenschaftlicher Thierfreund, und dem Knaben wurden Vögel, Hunde und noch viel unwahrscheinlicheres Gethier der früheste und vertrauteste Umgang. Später, als Mann, ist Brehm das gewesen, als was ihn das ausgezeichnete Titelblatt seines Werkes darstellt: Die Büchse zwischen den Knieen sitzt der, lässig und doch bereit, in großartig öder Gebirgslandschaft, während eine Art beturbanter Tscherkeß oder sonstiger Muselmann im halbverwischten Hintergrunde ihm das Pferd heranführt; das ist das Bild des Reisenden und Jägers. Wir wissen

Digitized by Google

nicht, ob Brehm in jenen Jahren die halbe Welt bereist hat, oder ob es nicht gar etwas mehr gewesen ist; jedenfalls bewies er mit einigen trefflich geschriebenen Bänden über seine Erlebnisse schon damals, daß er ein Reisender gewesen, der die Gelegenheiten zu nützen weiß — und daß er obendrein ein Schilderer von schätzbarer Begabung sei. Auf einer späteren Stufe seines Lebens wiederum hat er hier in Berlin das

Aus: Brehm's Thierleben.
Bibliographisches Institut. Leipzig.

Aquarium geschaffen, eine der vorzüglichsten Anstalten ihrer Gattung, eine unversiegliche Quelle der Belehrung für Hoch und Gering — an der er selbst jedenfalls wohl einer der gewissenhaftesten Besucher gewesen ist. — Man sieht, mit allen Gaben ausgestattet, vorbereitet durch die Thätigkeit eines ganzen gewissenhaft verwertheten Lebens, ist Brehm an die Aufgabe gegangen, die das große Werk seines Daseins werden, Freude und Belehrung Unzähligen, ihm selbst die höchste Ehre werden sollte.

Digitized by Google

Aus: Brehm's Thierleben. Bibliographisches Institut. Leipzig.

Indeß wenn er so zu der Leitung dieses Unternehmens in der seltensten Weise befähigt war, so verkannte er doch selbst nicht, daß ein einzelner Mann einen so ungeheuren Stoff nicht bewältigen könne. Außer seinen eigenen Erfahrungen mußten die zahlreicher anderer Thierfreunde verwerthet werden, um dem Buche die Vollkommenheit zu geben, die es schon in der ersten Ausgabe besessen. Und dadurch wurde die Mühe nicht geringer; denn es blieb nun noch die Arbeit, die einzelnen Zugaben zu überglätten und der Gesammtheit ununterscheidbar einzufügen. Es ist bemerkenswerth, wie vorzüglich Brehm auch das gelungen ist. Aus jeder Zeile glaubt man die Eigenart des Herausgebers, eine sehr starke Eigenart sogar, herauszufühlen.

Sicherlich hat dieser Umstand zu dem Erfolge des Buches nicht weniger beigetragen, als seine eigentlich inneren Vorzüge. Der Leser hat dafür ein unbewußtes Feingefühl: es behagt ihm ganz unwillkürlich, in einer Schrift die Forderung jedes Kunstwerkes erfüllt zu sehen, gewissermaßen eine Persönlichkeit darin zu finden. Es ist nicht häufig, daß Werke so monumentalen Umfanges diesen Vorzug besitzen; und daher kommt es, daß sie trotz unbestrittenem Verdienste keinen wirklichen Anklang finden.

Wie rasch und allgemein dieser Anklang dem Thierleben begegnet ist, dessen wird man sich noch gut genug erinnern, trotzdem nunmehr schon gerade zwanzig Jahre seit der Ausgabe der ersten Bände verstrichen sind. Das Buch entsprach eben einem Bedürfnisse und war gut obendrein. Es hätte vielleicht gar nicht der Colportage bedurft, ihm zu seinem Erfolge zu verhelfen, mit dem diese nachträglich einige ihrer ärgsten Blößen zu decken sucht. Sein Erscheinen war ein mehr als buchhändlerisches Ereigniß, das allenthalben Aufsehen erregte, besprochen wurde — auch im Auslande mit einer von der sonst beliebten Geringschätzung fernen Anerkennung — und in dessen Lob sich wohl nicht ein einziger Mißton gemischt hat.

So vielbändige Werke schätzen ihren Ruhm nicht nach der Zahl der Auflagen — auch in reicheren Ländern nicht. Sie haben einen Absatzkreis, der nur langsam wächst, und verbraucht, zerlesen oder verloren werden sie nicht. Wer sie einmal erworben hat, der hat in ihnen einen beinahe ebenso festen, zuverlässigen Besitz wie im Grundeigenthum — in der That wäre man beinahe versucht, diese lastenden Bände zu dem unbeweglichen Vermögen zu rechnen. So ist es als ein seltenes Glück zu schätzen, daß das Thierleben davor bewahrt geblieben ist, gleich so vielen anderen ausgezeichneten Büchern vom Fortschritte der Zeit überholt zu werden, indem ihr Umfang sie zum Stillstehen auf der ersten Auflage verdammte — ein untrennbarer Schmuck für Büchereien, Belehrung, vielleicht für einige Wohlberathene, aber todt für das eigentliche Publikum, das weder geneigt noch auch verpflichtet ist, Pietät oder nur historischen Sinn an den Tag zu legen.

Diese zweite Ausgabe ist vielleicht kein so großes Wagniß wie die erste, da wenigstens der Ruf des Thierlebens unerschütterlich begründet ist: aber sie ist darum nicht minder eine That. Freilich, wie schon der graue Hesiod sagte, erringt nur der Schweiß den Kranz: aber auch nur der Schweiß bewahrt ihn. In dem vorliegenden Falle bedeutete eine neue Ausgabe, gering angeschlagen, eine durchgehende Berichtigung und Ergänzung — an sich schon kein kleines Ding bei einem Stoffe, der fortwährend fleißig durchforscht wird. In der That aber ist es eine vollständige Umarbeitung gewesen, von deren Ausdehnung man sich leicht Rechenschaft ablegen kann, wenn man die Texte der beiden Auflagen mit einander vergleicht. Damit ist erzielt worden, daß das Thierleben wiederum vollkommen auf der Höhe der Zeit steht, unverändert in seinem wahrhaft liebenswürdigen Wesen, aber verbessert und bereichert. Es macht auf uns nicht mehr den Eindruck des Neuen: in seinen Grundzügen ist es ein guter alter Bekannter; aber indem man hin und wieder in den bisher erschienenen Bänden blättert, empfindet man mit Freude ungeschwächt den früheren Reiz der anmuthigen, anspruchslos gediegenen Unterhaltung.

Digitized by Google

Jedoch die tiefste Veränderung, diejenige, die schon der erste Blick trifft, ja die der Titel schon kündet, hat nicht den Text, sondern die Illustration betroffen. Diese war vor zwanzig Jahren schon eine bedeutende Leistung gewesen; nur daß sie freilich der Verwöhnung, die aus dem überraschenden Fortschritte der Druckerkunst heutzutage entsprungen ist, nicht mehr ganz entsprach. Gerade an diesem auffälligen und dabei so unendlich werthvollen Theile des Buches war das Meiste zu thun. Zunächst war der Umstand zu benutzen, daß der Farbendruck gegenwärtig eine hinreichende Vervollkommnung erfahren hat, um als würdiger Schmuck gelten zu können. Abbildungen naturwissenschaftlichen Inhalts werden erst durch die Farbe ihrem Ziele völlig gerecht. Früher hätte man, um das zu erreichen, das mühselige und unerschwinglich kostspielige Verfahren des Ausmalens anwenden müssen — das sich für ein Volksbuch von selbst verbot. Jetzt hat man im Druck die Vorlagen ebenso schön, ebenso farbenprächtig wiedergeben können, ohne daß sich die Herstellungskosten im Verhältnisse zu dem unschätzbaren Vortheile besserer Anschaulichkeit wesentlich vermehrt haben werden. Jedem Bande ist eine ziemliche Anzahl dieser Farbendrucke beigegeben; und man muß bekennen, daß sie durchaus wohlgerathen sind. Sie besitzen vor Allem die wichtigste Eigenschaft: sie geben die Farbe der Natur auf das Getreueste wieder, ob es nun das stumpfe eintönige Braungelb des Löwenfells oder das zehnfältige Bunt des Papageienbalges sei. Daß dieser Wahrheit der Färbung auch die Richtigkeit der Zeichnung entspricht, ist selbstverständlich. Doch außerdem besitzen diese Zeichnungen eine von der Wahrheit und Richtigkeit unabhängige innerliche Schönheit, sozusagen eine Bildwirkung, die sie im höchsten Grade ansprechend macht. Man darf wohl sagen: diese Blätter können nicht übertroffen werden, solange der Farbendruck nicht auf eine weit höhere Entwickelungsstufe tritt, und sie werden, was noch mehr ist, auch dann einen bleibenden Werth als mustergiltige Werke, Kunstwerke ihrer Art, behaupten.

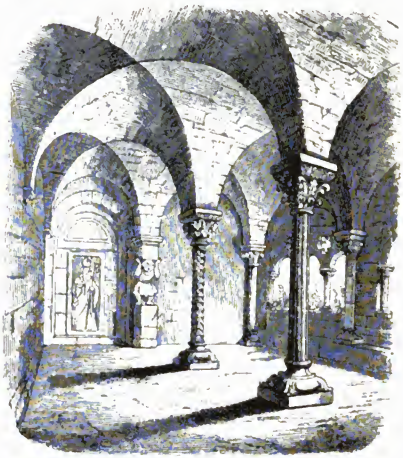
Zu den Holzschnitten, die das Thierleben bisher ausschließlich ausgestattet hatten, und die natürlich ihren verdienten Platz im Texte behalten haben', sind neue hinzugetreten, zahlreiche Blöcke sind durch andere, nach neuen Zeichnungen geschnittene ersetzt worden. Da dieses Heft einige Proben der Holzschnitte enthält, so können wir auf ein Lob derselben verzichten. Aber was man nicht so auf den ersten Blick erfassen kann, das verdient hervorgehoben zu werden. Das ist, daß diese Blätter, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl, nach dem Leben gezeichnet sind; keine gewöhnlichen Bilder nach dem ausgestopft geduldigen Modell im naturhistorischen Museum. Vom Modell ist dieses Leben in ganz wunderbarer Weise auf die Zeichnungen übergegangen: sie haben alle das Charakteristische des Thieres, etwas, das packt und überzeugt, auch wenn man jenes nie gesehen hat. Man sagt sich nicht: „Also das Thier sieht so aus?" sondern man sagt sich: „So muß es sein." — Uebrigens ist ja bekannt, daß Thiermaler ersten Ranges für dieses Werk thätig gewesen sind.

Und so schlössen diese Zeilen beinahe wie eines Buchhändlers Prospect? „Kräfte ersten Ranges" und „wirkliches Bedürfniß" steht wohl auch irgendwo weiter oben. Das, was das Buch hält, ist allerdings das, was jene Prospecte tausendmal viel zu bereitwillig versprechen. Und dann sitzt man vor solchem Werke mit dem Gedanken, daß der brave Platen als arger Laie seinen berühmten Ausspruch gethan hat, daß Kritisiren nicht immer leicht und blos Bessermachen schwierig ist, sondern daß es auch schwer ist, ein Buch, an dem man seine aufrichtige Freude gehabt, so zu loben, daß es aufrichtig aussieht. „Loben ist schwerer als Lob verdienen", sagte einmal ein alter Practikus. —ck.

Digitized by Google

Geſchichte der Renaiſſance in Italien von Jacob Burckhardt. Zweite vom Verfaſſer ſelbſt durchgeſehene und vermehrte Auflage. Mit 221 Holzſchnitten. Stuttgart, 1882. Ebner u. Seubert.

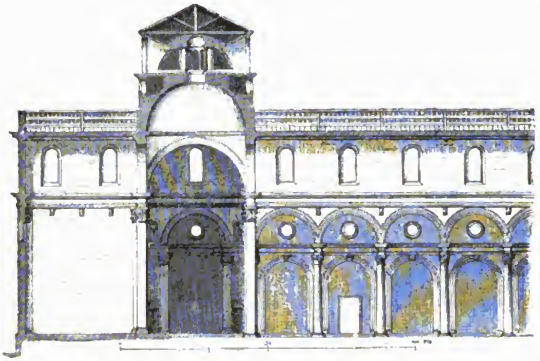
Eigentlich ſind wir keine Freunde von Büchern, die in abgekürzten Sätzen geſchrieben ſind. Ja, wir ſind der unmaßgeblichen Meinung, daß man ziemlich allgemein, beſonders aber in dem lieben, leider wenig formſinnigen Deutſchland, die Bezeichnung Buch mit einer recht gedankenloſen Freigebigkeit verwendet. Nicht Alles iſt Buch, was gedruckt wird, nicht einmal Alles, was in Herzogs Dampfbuchbinderei oder anderswo mehr oder weniger geſchmackvoll gebunden wird. Die Bezeichnung Buch ſchließt die Forderung eines gewiſſen Kunſtwerthes in ſich, und was den nicht beſitzt, das iſt, ob auch auf Velin gedruckt und in Maroquin gebunden, nur eine anſpruchsvolle Abart der Maculatur, iſt, ob auch noch ſo fleißig gearbeitet, höchſtens Stoff zu einem Buche, den einmal ein Beſſerer bearbeiten mag, ſteht ſchließlich gar zu häufig den wirklichen Büchern im



Aus: Burckhardt „Geſchichte der Renaiſſance in Italien." Ebner & Seubert, Stuttgart.

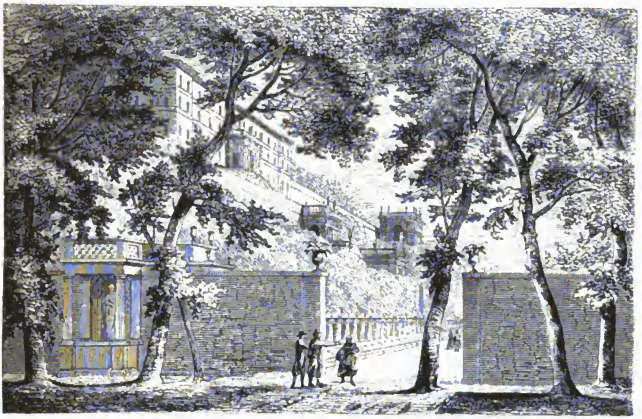
Wege, eine eingedrungene Wucherpflanze, beſten Falls ein unſchönes Gemüſehaupt im Zierbeete der Literatur. Schade, daß man nicht mit der Hacke darüber herfallen kann! — Da nun Burckhardts Geſchichte der Renaiſſance in Italien durchaus nicht davon freigeſprochen werden kann, daß es in ungeſchickt zerhackten und zerſtümmelten Sätzen geſchrieben iſt, ſo bekennen wir offen, es lange Zeit mit einer Art ſtiller Mißachtung angeſehen zu haben: „Staub zum Staube!" murmelnd und: „Schade um ſo viel Geiſt und Wiſſen!" Der Verfaſſer dieſer Schrift, der wir übrigens den Titel Buch in der That nicht mehr ſtreitig machen wollen, der Hochverdiente, den die gebildete Welt Deutſchlands verehrt und nicht genug verehren zu können glaubt, wird uns jenes Bekenntniß verzeihen, wenn wir hinzufügen, daß wir von jenem Urtheile zurückgekommen ſind, und zwar Dank dem beſten und ihm ehren-

Digitized by Google



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien."
Ebner & Seubert, Stuttgart.

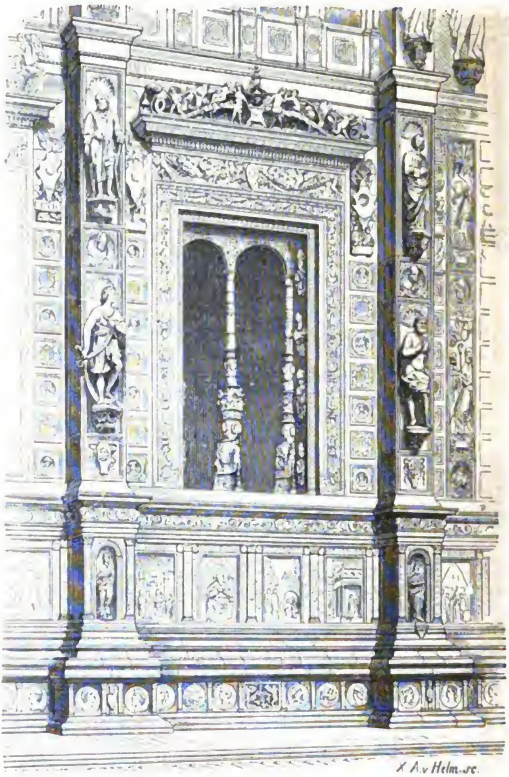
vollsten Fürsprecher: dem Gebrauche. In Jahresfrist ungefähr — seitdem das Buch unter anderen Handbüchern eingereiht steht, haben wir oft genug Gelegenheit gefunden, nach ihm zu greifen, uns Raths bei ihm zu erholen, und wir haben so viel Geschmack daran gefunden, daß wir auch ohne Zwang uns gern einmal über seine Blätter gebeugt, ja, daß wir es schließlich sogar eingehend studirt haben. Ja, eine rauhe



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien."
Ebner & Seubert, Stuttgart.

Digitized by Google

Schale hat es eigentlich für uns immer noch. Aber wir haben diese Rauhheit lieb gewonnen, weil wir sie charakteristisch gefunden haben. Ernst und tief und gedrungen: so ist das Buch. Keine jener neuen schellenlauten Redereien über die Renaissance:

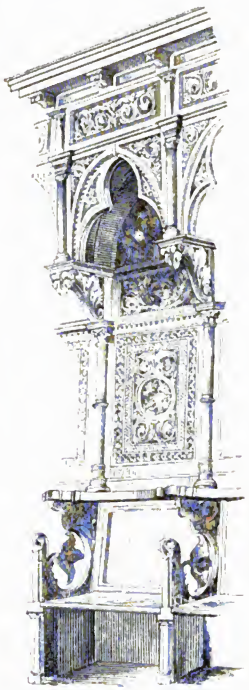


Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien."
Ebner & Seubert, Stuttgart.

„Die Völker erwachen" u. s. w. — Vorträge für ein gemischtes Publikum — sondern gleich dem Tone eines Lehrers, der die Sache versteht, von der er spricht. Auf diesen paar hundert Seiten ist eine Fülle von Nachrichten niedergelegt, finden sich so viele

Digitized by Google

Anregungen, wie in einem ganzen Berge „epoche-machender" Schriften. Der Inhalt umfaßt die gesammte Kunst der italienischen Renaissance in allen ihren Verzweigungen und Abarten. Von der Freske und dem großartigen Façadenbaue bis zur Intarsie findet man über Alles den vollständigsten Aufschluß, Nachrichten über Ausübung, über Beziehungen zu Verwandtem, vollständige Quellenübersicht von Allem. Gerade in diesem letzten liegt das Wesen dieses Buches: es ist ein Quellenbuch, wie es mancher Docent zur Hilfe seiner Schüler, zur Abkürzung und zum Leitfaden seines Vortrags anlegt und schließlich herausgiebt. Höchst wahrscheinlich ist dies auch die Entstehung des vorliegenden gewesen. Aber während die meisten anderen dieser Gattung selten über den engen Kreis nicht sowohl der Hörer, als der eigentliche Schüler des Verfassers, kaum hinausdringen, und ihr jährlicher Absatz je nach dessen Zulauf zwischen zwei bis zwanzig Stück auf- und abschwankt, hat dieses ein ausgedehnteres Publikum gefunden, wie der Umstand beweist, daß es in zweiter Auflage vorliegt. Natürlich hat es diesen Erfolg verdient; bei Büchern dieser Art wird der Erfolg weder zufällig erspielt, noch künstlich gezüchtet, sondern er wird erarbeitet. Offenbar aber haben die Verleger diesen Ausgang glücklich vorherempfunden, sie würden sonst nicht eine solche Ausstattung daran gewagt haben. Es ist genau die der Lübke'schen Werke (die ja theilweise aus demselben Verlage hervorgegangen sind), der Umfang das bekannte Großoctav, der Druck Antiqua, das Papier ein wenig getönt, zur Annehmlichkeit des Auges. Die Holzschnitte sind sehr zahlreich — ungefähr auf zwei Seiten kommt eine Illustration. Ein Freude hat man an den Registern; sie machen das Buch erst zum rechten Schatze. Der Verfasser weiß also doch, was zu einem Buche gehört und ist bereitwillig, es seinen Lesern zuzugestehen. —ck.



Aus: Burckhardt „Geschichte der Renaissance in Italien." Ebner & Seubert, Stuttgart.

Geschichte Kärnthens von Edmund Aelschker. Klagenfurt, Johann Leon sen.

Diese Geschichte Kärnthens gehört zu einer Gattung von Büchern, deren Erscheinen wir mit besonderer Freude begrüßen. Nichts ist geeigneter, in dem Leser die Liebe zum heimathlichen Boden zu verstärken, als solche Gaugeschichten, und der Deutsche hat in jener Beziehung von Zeit zu Zeit eine gewisse Nachhilfe sehr nöthig. Natürlich überschreitet ihre Wirksamkeit nur selten einen ziemlich beschränkten Kreis; um so dankenswerther ist es indessen, wenn Jemand sich mit einem Erfolge darin begnügt. Wir können gar nicht genug lesbare Darstellungen deutscher Geschichte erhalten. —ck.

Digitized by Google

R. Schramm. Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel. 307 S. Erfurt 1883, Fr. Bartholomäus.

Der Verfasser führt, gewissermaßen zur Entschuldigung, daß er zu den ungezählten Büchern über Italien noch ein weiteres fügt, in seiner Vorrede, ein Wort Goethes an: „Wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dies vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden giltig sein. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, Alles zeigt sich bei einem Jeden anders." Es wird demgemäß jeder Reisebericht um so mehr Anspruch auf unsere Beachtung haben, in je höherem Grade er ein individuelles Gepräge trägt und gerade das hervorzukehren weiß, was der Einzelne eben nur mit seinen eigenen Augen, nur durch die oder jene freundliche oder unfreundliche Wendung seiner Reiseabsichten und nur durch das Medium seiner eigenen Bildung oder Weltanschauung gerade so und nicht anders zu sehen vermochte. Diesen Zug der Individualität trägt das vorliegende, gut und geistvoll geschriebene Buch in hohem Grade und diese charakteristische Eigenschaft dürfte seine Lectüre allen Freunden Italiens zu einer angenehmen, unterhaltenden und anregenden machen. Im Besonderen aber dürften diese „Italienischen Skizzen" darum noch die Aufmerksamkeit weitester Kreise verdienen, weil ihr Verfasser als protestantischer Prediger, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, auch dem Treiben und der Praxis der römischen Kirche seine intensive Aufmerksamkeit zuwendete und nirgends versäumte, aus eigener Anschauung sich zu belehren und ein höchst interessantes Material darüber zusammen zu bringen. Die hier einschlägigen Stellen des Buches gehören zu den interessantesten des Ganzen; das Capitel „Die freie christliche Kirche in Italien" bringt äußerst beachtenswerthe Daten über die Zunahme und das Emporblühen der protestantischen Schulen in Italien, speciell in Rom; das Capitel „Unter den Augen des Papstes", in welchem „päpstlich autorisirte Urtheile über den Protestantismus" für Diejenigen auszugsweise mitgetheilt werden, welche bei den Streitigkeiten zwischen dem Ultramontanismus und dem deutschen Kaiserthum wirklich noch auf einen guten Willen des ersteren zu rechnen geneigt sind. — r.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher:

Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. Lfg. 17—24. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Bret Hartes Neueste Novellen. Leipzig, Breitkopf u. Haertel.

Bucher, Bruno, Reallexikon der Kunstgewerbe. Wien, Georg Paul Faesy.

Dahn, Felix, Der Kurier nach Paris. Leipzig, Breitkopf u. Haertel.

Erckmann-Chatrian. Ausgewählte Werke. Lfg., 33—38. Stuttgart Rieger'sche Verlagshandlung.

Heilwald, Frdr. von, Kulturgeschichte. Lfg. 1—5 Augsburg, Lampart u. Co.

Heydebrand u. d. Lasa, Leopold von, Handbuch des Fahr-Sport. Wien, Hartlebens Verlag.

Hübner, Julius, Ausstellung des Vereins Berliner Künstler. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Kosekaute, K. L. W., Lieder des Leides, Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung.

Laba, Ferdinand, Dialogische Belustigungen. Pressburg u. Leipzig, Karl Stampfel

Lützow, Karl von, Die Kunstschätze Italiens. VI. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Manega, Rudolf, Die Anlage von Arbeiterwohnungen. Atlas. Weimar, B. F. Voigt.

Lynden, Else von, Ein Moll-Akkord. Schwerin, A. Schmiedekampf's Buchhandlung.

Manteuffel, Erna von, Monogramm-Büchlein. Harburg a. d. Elbe. Gustav Elkan.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens Lfg. 26-33. Leipzig Bibliographisches Institut.

Naumann. Dr. Emil. Italienische Tondichter. Berlin, Robert Oppenheim.

Neumann, Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Lfg. 23—33. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Nordlandfahrten, Malerische Wanderungen durch Holland und Dänemark. IV. Band. 5. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Squier, E. George, Peru. Reise u. Forschungs-Erlebnisse in dem Lande der Incas. Lfg. 1—5. Leipzig. Alwin Georgi.

Strindberg, August, Svenska Oeden och Aefventy. Band 1. Stockholm, Loostrom u. Co.

Sutermeister, O., Schweizer Dütsch. Heft 17. 18. Zürich, Orell Füssli u. Cie.

Zola, Emile, zum Glück der Damen. Roman. Budapest, Gust. Grimm.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

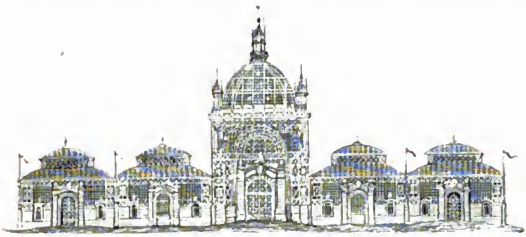
Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 25. — Juni 1883. — Heft 75.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich Gebhard Wagner in Breslau.



Unter dem Allerhöchsten Protectorat
Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin Augusta.

Allgemeine Deutsche Ausstellung

auf dem Gebiete der

Berlin 1883
10. Mai bis 15. Oct.

Hygiene

Berlin 1883
10. Mai bis 15. Oct.

(Gesundheitspflege und Gesundheitstechnik) und des

Rettungswesens.

Eröffnung am 10. Mai, Dauer bis 15. October.

Drei Eingänge. Direkte Verbindung durch Station „Lehrter Bahnhof" der **Stadtbahn** und mit zwei **Pferdebahnlinien.**

Eintrittspreis für den Besuch der **Ausstellung** von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends am Donnerstag **1 Mk.,** an den übrigen Tagen **50 Pf.,** von 8 Uhr bis 10 Uhr Morgens 1 Mk. Von 6 Uhr bis 10 Uhr Abends bleiben Gartenanlagen und Restaurationen geöffnet, Eintrittspreis einschliesslich des täglich stattfindenden Concerts 30 Pf. Verkauf von Billets für die Ausstellung, ausser an den Eingängen, auf allen Stationen der Stadtbahn, sowie bei den Conducteuren der Pferdebahn. Abonnements-Billets für einzelne Personen und Familien im Bureau der Ausstellung.

Täglich während und nach der Ausstellung **Concerte** der Philharmonie und zweier Militair-Musik-Capellen. **Beleuchtung** des Terrains und der Gartenanlagen mit **elektrischem** Licht und Fr. Siemens'schen Regenerativ-Brennern. **Panorama,** Rundgemälde (Ansicht von Gastein) von Prof. **Hertel,** Velarien von Prof. **Preller** in Dresden. Täglich Vorstellungen der **Taucher,** Vorführung von **Lösch-** und **Rettungs-Geräthen** jeden Dienstag Nachmittag. Besichtigung des **Feuerbestattungsofens** von F. Siemens; jeden Donnerstag Verbrennung eines Thiercadavers. **Volksbadeanstalt** täglich zur Benutzung. **Volksküche** und **Kochschule,** Besichtigung eines **Kohlenbergwerkes,** Gebäude für wissenschaftliche und häusliche Einrichtungen. Zwei **Aufzüge** zur Kuppel mit prächtiger Aussicht auf Berlin. **Wissenschaftliche Vorträge** über Fragen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Rettungswesens in verschiedenen Cyclen. Reichhaltige Bibliothek und Lesezimmer mit mehr als hundert Zeitschriften politischen, belletristischen, technologischen, hygienischen und medicinischen Inhalts. —

Im Garten der Ausstellung und in einem Stadtbahnbogen Restaurant 1. Classe, Restaurant 2. Classe, Wiener Café und Conditorei. Weissbierstube, Wein- und Frühstücksstube mit kalter Küche im Innern des Gebäudes. Generalpächter der Restaurationen und Leiter Herr Bauer, Besitzer des Café Bauer unter den Linden.

Digitized by Google

Internationale Ausstellung für Colonien und Export,

Unter dem Protectorate Sr. M. des Königs der Niederlande.

Zugleich: Ausstellung moderner Kunst. — Historische, Niederländische Kunst-Ausstellung. — Ethnographische Ausstellung. — Permanente u. temporäre Gartenbau-Ausstellungen. — Sänger- u. Musikfeste. — Der Park wird elektrisch beleuchtet und bleibt dem Publikum bis Mitternacht geöffnet. — Tägliche Concerte.

Amsterdam

Mai — 1883 — October.

Hann.-Altenb. Eisbhn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Salzbade u. Bahnhof, 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Die aus dem Biliner Sauerbrunn gewonnenen

PASTILLES DE BILIN

(Biliner Verdauungspastillen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung, bei Magenkatarrhen wirken überraschend bei Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus, u. sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den meisten Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen)

Bad Homburg

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen- u. Unterleibsleiden** (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-, Gas- u. Moor-Bäder. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende. Molkenkur.** Heilgym. Institut (Elektrotherapie, Massage). Kaltwasser-Heilanstalten. **Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende u. Reconvalescenten.** Eleg. Kurhaus m. Park. Vorzügl. Orchester, Theater, Réunions, Illuminationen etc.

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung und Mode.

Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährl. Abonnementspreis ℳ 2.50.

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe", und kostet das Heft (24 jährlich) 50 ₰

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich ℳ 4.25.

Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Post-Anstalten.

Digitized by Google

Emanuel Geibel's Gesammelte Werke.

Dem deutschen Volke bieten wir hiermit

in 40 Lieferungen à 50 Pf.

die Gesammelten Werke seines Lieblingsdichters in einer elegant ausgestatteten Kleinoctav-Ausgabe.

Emanuel Geibels Gesammelte Werke

kosten Mark 20.—, während die in ihnen enthaltenen Einzel-Ausgaben circa Mark 55.— kosten.

Inhalt: Gedichte. Zeitstimmen. — Juniuslieder; Julian. Episches Fragment. — Neue Gedichte. Gedichte und Gedenkblätter. — Spätherbstblätter. Heroldsrufe. — Poetische Erzählungen. Distichen. Oden. Elegien. Classisches Liederbuch. — Dramaturgische Dichtungen: Brunhild. Die Loreley. Echtes Gold wird klar im Feuer. — Sophonisbe. Meister Andrea. — Die Jagd von Beziers. — Gelegenheitsgedichte. Poetische Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Spanischen.

Die Erste Lieferung und Prospekte

durch alle soliden Buchhandlungen, sowie die

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

3 Mark Bibliothek

Ein Cyclus belletristischer Novitäten

unserer berühmtesten und beliebtesten Erzähler wie z. B.

Karl Braun-Wiesbaden, Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Heinrich Laube, Paul Lindau, Rudolf Lindau, Alfred Meißner, Elise Polko, Otto Roquette, Levin Schücking, E. Wichert, A. Wildbrandt, E. v. Wildenbruch u. v. A.

Allmonatlich ein abgeschlossener Band in hocheleg. Originalband geb. für die Subscribenten. Preis pro Band nur 3 Mark. Im Einzelverkauf 4 Mark. Zur Ausgabe gelangte soeben der I. Band: **Die kleine Prinzessin. Blond muß sie sein von Heinrich Laube.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes.

Verlag von **E. Schottlaender** in Breslau.

→ Die Religionen ←

ihr Wesen

Soeben erschien:

Die Religionen,

ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen

von

Dr. A. von Helmersen.

2. Auflage. Preis 1 fl. 50 kr. = 3 Mark.

Verlag Leykam-Josefsthal in Graz.

ihr Entstehen

→ und ihr Vergehen. ←

Digitized by Google

Station Wabern b. Cassel.

BAD WILDUNGEN.

Saison vom 1. Mai b. 10. Octob.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** ꝛc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle.** Anfragen über das **Bad,** Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** ꝛc. erledigt: **Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.**

Einladung zum Abonnement
auf die
„Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelstheil).
früher in Augsburg erschienen.

Preis ½jährlich **im Postabonnement:** für Deutschland-Oesterreich 9 Mark; (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat eines Kalenderquartals.) Für das Ausland mit entsprechendem Zuschlag. (Schweiz Fr. 14.40. Italien Fr. 15.)

Bei directem Bezug unter Streifband von der Verlagsexpedition monatlich für Deutschland-Oesterreich 4 Mark, für das Ausland 5 Mark 50 Pf. (in Wochensendungen 4 Mark 80 Pf.)

Die „Allgemeine Zeitung" erfreut sich in- und außerhalb Deutschlands des Rufes als angesehenstes Organ der deutschen Tagespresse, und hat sich denselben stets zu erhalten gewußt durch Unabhängigkeit nach allen Richtungen, freie aber maßvolle Beurtheilung der politischen Tagesfragen, gediegene und umfassende Erörterung der staatswirthschaftlichen Bewegungen und socialen Probleme aller Culturvölker.

Die **„Beilage zur Allgemeinen Zeitung,"** zu deren Mitarbeitern die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaften und Künste zählen, widmet allen einschlägigen Erscheinungen die gebührende Beachtung durch gediegene Referate oder selbstständige Aufsätze von meist bleibendem Werth.

Der **Handels- und volkswirthschaftliche Theil** bietet in Originalartikeln, umfassender Berichterstattung aus allen Zweigen des Geld- und Güterverkehrs, sowie durch telegraphische Coursberichte von den wichtigsten Börsenplätzen dem Capitalisten und Geschäftsmann hinreichendes Material zur Information und Belehrung.

In der hier angedeuteten Reichhaltigkeit und Gediegenheit nimmt die „Allgemeine Zeitung" den ersten Rang in der gesammten Publicistik ein. Ihre Leitartikel und wissenschaftlichen Abhandlungen dienen häufig als Quelle oder Basis für größere Arbeiten und grundlegende Werke aller Disciplinen. Die „Allgemeine Zeitung" zählt deshalb zu den werthvollsten Bestandtheilen der öffentlichen und Privat-Bibliotheken.

Wir laden zum Eintritt in das Abonnement hiermit höflichst ein. Dasselbe kann bei directem Bezug jederzeit und für beliebige Dauer bei uns angemeldet werden.

Probenummern nebst neuestem Quartalregister gratis und franko.

Expedition der „Allgemeinen Zeitung" in München.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Schottische Reiseskizzen.

Von

Franz von Holtendorff.

Mit dem Portrait des Verfassers in Kupfer-Radirung.

Elegant broschirt ℳ. 4 —, fein gebunden ℳ. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Prämiirt mit **22 Medaillen.**

Stollwerck'sche Chocoladen.

ausgezeichnet mit **23 Hofdiplome.**

Niederlagen in allen Städten Deutschlands.

Nur beste Rohmaterialien werden verarbeitet.

Digitized by Google

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Das

Vogelhaus

und seine Bewohner

oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel.

Von

Philipp Leopold Martin.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

In illustr. Umschlag.

1883. gr. 8. Geh. 3 Mark.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Soeben erschien:

Blicke in die Religionsgeschichte

zu Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts.

Von **Dr. M. Joël.**

Zweiter Band.

Inhalt: Der Conflict des Heidenthums mit dem Christenthum und seine Folgen für das Judenthum. Eleg. brosch. ℳ 4.—; fein geb. ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Frischer Flug.

Von **August Silberstein.**

III. Band.

Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag der k. k. Hofbuchh. Hans Feller Karlsbad (Böhmen)

Wiel

Dr. Josef (Zürich) Diätet. Behandlung,

Band I:

Tisch für Magenkranke

5. Aufl. ℳ 4. Von diesem Bande wurden nahezu 20,000 Exempl. verkauft, auch ersch. franz., holländ., russ. u. schwed. Uebersetzung.

Band II:

Tisch für Lungenkranke

(Bearbeitet von MDr. *Adolf Biermann.*) 1882. Brosch. ℳ 4.

Band III:

Tisch für Fieberkranke

(Bearbeitet von Prof. Dr. *J. Uffelmann.*) 1882. Brosch. ℳ 4.

[869]

Blas- und Streich-Instrumente, Cithern, Saiten etc.

empfiehlt in ausgesucht tadelfreien Exemplaren. Ia Referenzen.

Paulus & Schuster

Instrumentenfabrik, Markneukirchen, Sachsen.

Zum

Luther-Jubiläum.

Soeben erschien in 2. wesentlich umgearbeiteter Auflage:

Martin Luther.

Sein Leben und seine Schriften.

Von Professor Dr. **Julius Köstlin.**

2 Bände, 100 Druckbogen stark.

Preis broschirt 18 Mk., in Halbfranz geb. 21 Mk.

Elberfeld. **Die Verlagshandlung:**

R. L. Friederichs.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

NORD UND SÜD

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von Paul Lindau.

Erscheint in monatlichen Heften (Lex.-8°) in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung.

Preis pro Quartal (= 3 Hefte = ein Band) ℳ 6.—. Einzelne Hefte à ℳ 2.—

— Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. —

Digitized by Google

Natürliches Carlsbader QUELL-SALZ

(Pulverform)

in Glasflaschen

zu 100 und 200 Gramm

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Natürliches

Carlsbader Sprudel-Salz

(krystallisirt)

in Glasflaschen zu 500, 250 und 135 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender Carlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln

enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm

unter Controle der Stadt hergestellt.

Digitized by Google

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58°0 R.
Mühlbrunn . .	44°0 R.
Schlossbrunn. .	44°0 R.
Theresienbrunn .	48°0 R.
Neubrunn . . .	49°0 R.
Marktbrunn . .	39°0 R.
Rusn. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle . .	47°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34°0 R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Digitized by Google

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.

KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

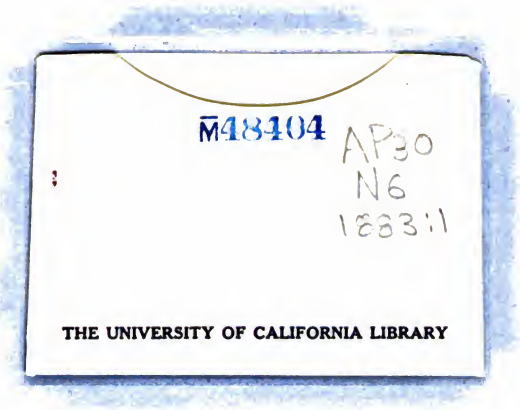
NOV 22 1973

REC'D LD NOV 14 '73-2 AM

LD21A-30m-10,'73
(R3728s10)476—A-30

General Library
University of California
Berkeley

YD 07281


M48404
AP30
N6
1883:1
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google